

P. Prov.
XXIII
265

Allgemeine

Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

649649

Allgemeine
Encyclopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Einundneunzigster Theil.



GRAS — GRIZIO.

Leipzig:

H. A. Brockhaus.

1871.

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
E r s t e S e c t i o n .

A — G. . . .

Einundneunzigster Theil.

GRAS — GRIZIO.

G R I A S.

GRIAS, eine ungenügend bekannte, von Linné gegründete Pflanzengattung, welche er in die erste Ordnung der dreizehnten Classe stellte. Ihre natürliche Stellung ist bis jetzt nicht sicher zu ermitteln gewesen, obwohl diese Gattung gewöhnlich den Myrtaceen zugerechnet wird. Sie zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Die Kelchröhre ist mit dem Fruchtnoten verwachsen, der Kelchsaum oberständig, klein, viertheilig, stumpf und bleibt lange stehen. Die vier Kronblätter sind lederartig, die zahlreichen Staubgefäße einer quadratischen Scheibe eingefügt, die Staubfäden am Grunde in fünf-facher Reihe verwachsen, die innern sehr kurz, die Staubbeutel nierenförmig, sehr klein. Der Fruchtnoten ist unterständig, die Narbe ungeheilt, gekrönt und von dem einwärtsgekrümmten Staubgefäßen verdeckt, die Steinfrucht eiförmig, achsförmig, am Kelche gekrönt; der Samenkern länglich.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Jamaica einheimische Art, *G. cauliflora* Linné, bekannt, ein hoher, kaum ästiger Baum mit kurz gestielten, sehr langen, länglichen, am Grunde leiförmigen, ganzrandigen Blättern, kurzen, vierblättrigen Blütenstielchen und großen, weißen Blüten. (*Garcke.*)

GRIASOWEZ (Grjasowez), Kreisstadt im russischen Gouvernement Wolodga, an dem Flüssen Griassowka und 1¹/₂ Meile südlich von der Gouvernementsstadt Wolodga, um 1820 mit 1011, 1849 mit 2452, 1863 mit 2338, 1866 mit 2289 Einwohnern, 2 Kirchen, 1 Kreisschule, 1 Pfarrschule, 2 wohlthätigen Anstalten, mehreren Fabrikten. Die Bauern in dem Kreise Griassowez verfertigen Leinwand (sogenannte Gurten), Segeltuch, Papier, Käse u. s. w.; der Ackerbau und die Viehzucht sind, wie auch das Sinken der Einwohnerzahl zeigt, nicht im Zunehmen begriffen. (*Otto Delitsch.*)

GRIBALDI (Matthieu), italienischer Jurist, geb. um 1500 zu Gherin in Piemont, gest. 1564. Papst nennt ihn fälschlich Gribaud; Gribaldi selbst hat sich auf dem Titel einiger seiner Werke auch Wofa genannt, aus welchem Grunde, ist nicht ersichtlich. — Er studirte Jurisprudenz und lehrte dann in wechselvollem Leben zu Pisa, Pérouse, Padua, Toulouse und zuletzt in Valencia, wohin er 1541 berufen wurde. Sieben Jahre später, 1548, erhielt er eine Professur des Rechts zu Padua. Ein großer Ruhm ging ihm voran und wuchs durch seine

Vorlesungen in Padua bald so, daß der Saal der Universität seine Zuhörer nicht mehr zu fassen vermochte. Doch trieb ihn seine Hinneigung zu den Ideen der deutschen Reformatoren bald wieder aus Padua; er hatte nämlich seine frien religiösen Anschauungen doch nicht ganz verbergen können und seine Freunde riefen ihn deshalb dazu, aus Padua zu fliehen. Nach längerem Umherirren wandte er sich nach Genf zu Calvin, gerieth mit demselben wegen der Lehre von der Dreieinigkeit aber bald in Streit. Er hatte mit Calvin eine Disputation über die freitigen Punkte, sah aber daraus nur, daß Calvin nicht weichen noch ihm die Hand zur Versöhnung reichen wollte. Calvin verklagte ihn vielmehr vor dem Magistrat zu Genf, und da Gribaldi sich nur in unbestimmten Ausdrücken zu vertheiligen vermochte, wurde er aus der Stadt verwiesen, 1557. Er lehrte nach Padua zurück, blieb aber aus Furcht vor Nachstellungen nicht lange daselbst, sondern folgte einer Aufforderung des Bergerius an die Universität Tübingen, wo man ihm eine Professur des Rechts übertrug. Auch hier blieb er nicht lange, aus Furcht, seiner religiösen Ansichten wegen von den Anhänger der Augsburgerischen Confession verfolgt zu werden, und wandte sich nach Bern^{*)}. Hier hätte er fast die Todesstrafe erlitten, wenn er seine Ansichten über die Trinitätslehre nicht abgelehnt hätte. In Fargès, einem Landgute bei Genf, welches er gekauft hatte, öffnete er seinen Gefinnungsgegnern, den verfolgten Antitrinitariern, ein Asyl. Dies mußte die Calvinische Partei noch mehr reizen. Es ist kein Zweifel, und Theodor von Bezä hat es selbst in dem Leben Calvin's angedeutet, daß auch ihn, wie Servet (Servetus) und Gemilis die Hinrichtung ereilt hätte, wäre er nicht durch die Pest vorher vom Tode getrossen worden. — Von ihm rühren folgende Schriften her: 1) *De methodo ac ratione studendi in Jure Civili libri tres.* Lugdun. 1544 und 1556. 16. und 1574. 8. 2) *Recentiores Jureconsulti singuli singulis distichis comprehensi.* Diese Schrift erschien ursprünglich nicht für sich, sondern im Anhang zum Catalogus Jureconsultorum veterum — *succincto carmine descriptus* von J. Loric.

^{*)} In der Auseinandersetzung der Auseinandersetzungen ist keine übereinstimmung. Servet u. B. hat verschiedene Abweichungen von den Angaben der Quellen. Ich folge Loric.

chius Hadamarius. Basel 1545. 4. 3) Commentarius in 8: Vulgo ad legem Falcidiam. Papiae 1548. 4. 4) Epistola in mortem Francisci Spierae, abgedruckt in Historia Fr. Spierae. Basel 1550. 8. 5) De jure fisci subtiles et perutiles interpretationes in L. Rerum mixtura et L. si is qui pro emptore, de Usurpatione. Venetig 1552. 8. 6) Commentaria in aliquot praecipuos Digesti, Infantiati novi et Codicis Justiniani utiles etc. Francfurt 1567. fol. 7) De omni genere Homicidii. Spira Nemetum 1583 und 1592. 8. Die königl. Bibliothek zu Berlin besitzt die meisten dieser Werke. — Vergl. Niceron, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres etc. Bd. 41. Paris 1740. S. 235 fg. Bayle, Dictionnaire Historique. Bd. II. Amsterdam 1740. fol. S. 611. Gerdes, Specimen Italiae reformatae. Longd. Bat. 1765. 4. S. 276 fg. behandelt ihn unter den italienischen „Reformatoren“. Tiraboschi, Storia della Letteratura Italiana. Tom. VII. Part. II. (Vol. XI) Mailand 1824. p. 1104 sq. (R. Pallmann.)

GRIBEAUVAL (Johann Baptiste Vaquette, Vicomte de), französischer und österreichischer Ingenieur-general, geb. zu Aincens den 15. Sept. 1715, gest. zu Paris den 9. Mai 1789. Er trat 1732 als Freiwilliger in das königliche Artillerieregiment ein und wurde schon 1735 Officier. Da er besondere Vorliebe für das Minnwesen zeigte, wurde er 1752 Hauptmann im Minnecorps. Sein Ruf als Artillerist und Ingenieur muß damals schon bedeutend gewesen sein, wenn der Kriegsminister Graf d'Arques ihn dazu bestimmte, die preussische Artillerie, in deren Verwendung nicht unwichtige Veränderungen vorgenommen worden waren, zu studiren. Gribeauval führte seinen Auftrag gut aus und machte auch über den Zustand der preussischen Grenzfestungen wichtige Mittheilungen. Im J. 1757 avancirte er zum Oberstlieutenant im Minnecorps und trat durch Vermittelung des Grafen von Broglis, des französischen Gesandten in Wien, auf Wunsch Maria Theresia's, welche Frankreich um gute Artillerieofficiere gebeten hatte, als Generalmajor in österreichische Dienste über. Er wurde Oberbefehlshaber des österreichischen Artillerie- und Geniecorps und leistete als solcher Oesterreich während des siebenjährigen Krieges wesentliche Dienste. Er befehligte die österreichische Artillerie bei der Belagerung von Reisse, verbrannte 1759 die Festungswerke von Dresden und leistete 1760 die Belagerung von Olap. Seine berühmteste Leistung ist die heldenmüthige Vertheidigung von Schweidnitz im J. 1762. Schweidnitz, von nur 3000 Preussen vertheidigt, war am 1. Oct. 1761 nach achtstägiger Verrennung von Rauben genommen worden. Friedrich der Große wollte im nächsten Jahre den Platz unter allen Umständen wiedererobern und übertrug dem Major Le Febvre, einem tüchtigen Ingenieur, die Minenarbeiten. Aber der preussische Ingenieur fand in Gribeauval einen mehr als gewöhnlichen Gegner. Das Commando in Schweidnitz hatte der Feldmarschall-Lieutenant Guadico; unter ihm standen 11,000 Mann; Gribeauval hatte das Minnecorps zu leiten. Die Ausgrabungen wurden am 7. Aug.

1762 eröffnet¹⁾. Die Arbeiten schritten Anfangs so glücklich vor, daß Friedrich der Große an den Marquis d'Argens am 13. Aug. (schreiben konnte: „Mon entreprise sur Schweidnitz va jusqu'à à merveille; il nous faut encore onze jours heureux, et notre épreuve sera remplie.“ Aber bald traten durch Gribeauval's unterirdischen Widerstand den Belagerern die größten Hindernisse in den Weg. Am 6. Sept., also 23 Tage nach dem vorigen Briefe, schrieb der König an d'Argens: „Je suis aussi maladroite à prendre des places qu'à de faire des vers. Un certain Gribeauval, qui ne se mouche par du pied, et 10,000 Autrichiens nous ont arrêtés jusqu'à présent.“ Und so ging es noch Wochen lang weiter. Gribeauval mandirte die von Belidor erfundenen sogenannten Dutschmaschinen mit dem größten Erfolge an, und alle Gegenarbeiten der Preussen waren vergebens. Am 26. Sept. schrieb Friedrich der Große wieder an d'Argens: „Je ne veux plus être prophète ni vous annoncer le jour de la réduction; je crois que cela pourra durer encore quelques jours. Le génie de Gribeauval défend la place plus que la valeur des Autrichiens. Ce sont des chicanes toujours renaissantes qu'il nous fait de toutes les façons. Je suis obligé de faire ici le métier d'ingénieur et de mineur; il faut bien que vous réussissions à la fin.“ Die Belagerung dauerte noch bis zum 9. Oct. Eine preussische Granate war nämlich in ein Pulvermagazin der Festung gefallen und die erfolgte Explosion öffnete eine gangbare Breche. Nun erst ergaben sich die Oesterreicher. Friedrich war einen Augenblick kleinherzig genug, daß er, als die Besatzung sich ergeben mußte, Gribeauval nicht sehen wollte; doch legte sich sein Zorn bald; er jog den geistlichen Ingenieur zur Tafel und ertheilte ihm das größte Lob.

Im J. 1762 ernannte ihn Maria Theresia zum Feldmarschall-Lieutenant. Auch verlieh sie ihm für seine Dienste, besonders wol für seine heldenmüthige Vertheidigung von Schweidnitz, das Großkreuz des Maria-Theresienordens. Gribeauval zog es aber vor, nach dem Frieden nach Frankreich zurückzukehren, zumal da ihn auch der Minister Herzog von Choiseul abrief. Er wurde in Frankreich zunächst Marechal de camp, bald darauf Generalinspector der Artillerie. Im J. 1764 erhielt er das Commandeurkreuz des Ordens vom heiligen Ludwig und avancirte zum Generalleutnant; im J. 1776 endlich bekam er das Großkreuz des Ludwigordens und die Ernennung zum ersten Inspector der Artillerie. Sein freimüthiges Wesen²⁾ brachte ihn aber zuletzt bei Ludwig XV. in Ungnade. Zudem war er nicht Hofmann und dakei von durchaus ungelieblichem Charakter, wes in das damalige Hofgetriebe nicht paßte. Er wurde in

1) Eine ausführliche Schilderung der Belagerung und der Minenarbeiten findet man bei Klop und Tempelhoff, Gesch. des siebenjährigen Krieges in Deutschland. Bd. VI. Berlin 1801. 4. S. 134 fg. 2) Bei Knaul S. 328 lieh ich: Gribeauval était doué d'une franchise et d'un desintéressement, qui, joints à ses grands talents, l'avaient fait chérir et estimer chez tous ceux qui l'ont connu.

einen unangenehmen Handel verwickelt durch eine Reform der Infanteriegewehre. Bellegarde, Oberlieutenant der Artillerie, unternahm es, die Veränderung der Gewehre in das Werk zu legen; der Minister Chateaubriand und besonders im Geheimen das Vordringen, denn auf diese Weise konnten die aufständigen Nordamerikaner leicht mit Waffen versehen werden und Frankreich seine alten Gewehre gut verwerten. Aber der Kriegsrath, der die Sache nachher begutachten sollte, urtheilte sehr ungünstig über die Veränderung, und dieser Schlag traf mehr Gribeauval selbst als den Oberlieutenant. Gribeauval's Stellung war untergraben, sein Ansehen erschüttert; der König oder vielmehr eine Hofpartei scheinen das bezweckt zu haben. Da starb aber Ludwig XV. Ludwig XVI. bestieg den Thron und ließ das Verfahren gegen Bellegarde einstellen; Gribeauval gewann nun sein altes Ansehen wieder. Der König ernannte ihn schließlich auch zum Gouverneur des Arsenals, aber der verdiente General sollte die Gnade des Königs nicht lange mehr genießen. Den Anfang der französischen Revolution erlebte Gribeauval noch und sprach unvorherhoben seine Missbilligung gegen den neuen Geist aus.

Gribeauval hat sich um das französische Heerwesen in sehr hohem Grade verdient gemacht, seitdem er den österreichischen Dienst aufgegeben hatte und nach Frankreich zurückgekehrt war. 1) Er ordnete zunächst die Verordnung von 1764, durch welche die Stärke der Artillerie und ihre Verwendung im Felde den übrigen Truppenteilen besser angepaßt wurde. 2) Er brachte die französischen Militärschulen auf eine höhere Stufe, als sie vorher eingenommen hatten. 3) Er bildete das französische Mineurcorps, dessen specifischer Oberbefehl ihm verlieh. 4) Er verbesserte die Waffenfabriken und Schmieden. 5) Er verringerte die Kaliber der verschiedenen Feuerwaffen. Besonders die Kanonen erfuhren manche Umgestaltung. Das Zündloch wurde in die Bronzekanonen nicht mehr eingebohrt, sondern in Eisen gebohrt und dann eingeseigt, die Pulverladung bis auf ein Drittel des Gewichtes der Geschosse vermindert. Sodann wurde das Gewicht der Kanonen durch ihn verringert. Der Vortheil leichter Feldkanonen wurde zuerst von Friedrich dem Großen eingesehen worden; Gribeauval hatte auf seiner Reise nach Preußen als jüngerer Officier Gelegenheit, diese Kanonen kennen und schätzen zu lernen. Zunächst war es aber Oesterreich, welches die Neuierung des Königs von Preußen einführt; Frankreich blieb noch bei dem alten Systeme. Gribeauval war es daher vorbehalten, nach 1763 auch in Frankreich die wichtige Veränderung durchzuführen. Man hatte zwar noch während des siebenjährigen Krieges französische Veränderungen in der Artillerie versucht. Die selben erwiesen sich aber als ungenügend: nach Hoefler, *Nouv. Biogr. générale* XXII. p. 22 war das der Grund, weshalb Ludwig XV. ihn aus dem österreichischen Dienste abberief. Im J. 1765 wurde die Gribeauval'sche Reform der Artillerie in Frankreich durchgeführt. Die französische Feldartillerie führte nun Vier-, Acht- und Zwölfpfünder, die weit leichter waren als die

früheren; außerdem sechs- und achtpfündige Haubitzen. Auch die Belagerungsartillerie wurde dem entsprechend verändert. Nach 1800 vereinfachte Napoleon das System der Feldkanonen, indem er nur Sechsk- und Zwölfpfünder gebräuchlich machte. Nach der Restauration kehrte man wieder zu dem Systeme Gribeauval's zurück, jedoch nur vorläufig, denn später und zumal in der Revolutionszeit bedeutende Veränderungen ein.

6) Gribeauval ist ferner der Erfinder einer eigenthümlich konstruirten Kasse, der sogenannten „hohen Rahmenkassette“, die noch jetzt sehr gebräuchlich ist. Sie dient dazu, um mit Geschützen auf offenen Ballungsgängen über „Bank“ zu feuern, während die Belagerungsmannschaft möglichst gedeckt bleiben soll. Der „Rahmen“ dieser Kasse besteht aus zwei Langhölzern, welche durch mehrere Riegel mit einander verbunden sind; durch den vorderen Riegel geht ein senkrechter, in einer festen Stellung stehender Bolzen, um den der Rahmen sich auf unterhalb desselben angebrachten Rollschienen, welche auf einer bogenförmigen Eisenschiene rollen, horizontal dreht, so daß der Kasse die beliebige Seitenrichtung gegeben werden kann. Auf dem Rahmen nun ruht die eigentliche Kasse; jede der beiden Wände derselben besteht aus drei Balken, von denen der unterste horizontal liegt, während die beiden andern, im unteren Befestigt, oben zusammenstoßen (ein hohles Dreieck bildend) und oben das Schützappenslager haben. Die Wände sind durch Riegel verbunden, im Hinterriegel ist die Richtschraube angebracht. Die Kasse hat zwei Räder, welche aber nur zum Transport der Kasse selbst dienen sollen und nicht auf dem Rahmen stehen, sondern zu beiden Seiten desselben hängen, während die Kasse mit dem Rahmen der Räder auf dem Rahmen ruht. Beim Feuern ist der Rahmen dadurch, daß er hinten durch die Rollschienen höher gestellt ist, stets leicht wieder in die gewünschte Lage vorwärts zu bringen. Werden diese hinteren Rollschienen abgenommen, so kommen die Kassettenräder zum Stehen auf dem Boden, und so kann die Kasse vom Rahmen hinweggebracht werden. Man gebraucht diese hohe Rahmenkassette auch als Küstenkassette in den Küstenbatterien. Vergl. hierüber Pictet, *Universal-Lexikon*, 5. Aufl. Bd. 10. S. 15 unter „Kassette.“ — 7) Französische Biographien loben endlich ganz besonders die neue Ordnung, welche durch Gribeauval in den französischen Arsenalen und Werkstätten Platz griff, und die Uniformität in allen Geräthen, welche zur Artillerieausrüstung gehören. Alle Arbeiten wurden durch sein Betreiben durchaus gleichmäßig geleistet. Unter den geschickten Arbeitern und Officieren, die er sich zur Ausbildung und Brauchung der praktischen Arbeiter heranzubildete, wird besonders der Mechaniker Diaze genannt (der selbst Vorgesetzter einer Waffenfabrik zu Roanne war). Dieser Diaze arbeitete in den Versuchsanstalten Gribeauval's die Modelle. Diese Ordnung, welche die Franzosen im Arsenalwesen loben, brachte Gribeauval aber auch in die Mannschaften, in das ganze Artilleriecorps. Das höchste Lob erhält er in dieser Hinsicht von dem preussischen General von Griesheim, der in seinen Vorlesungen über

die Taktik (Berlin 1855) S. 62 schreibt: „Die französische Artillerie stand schon beim Beginn der französischen Revolution auf einer hohen Stufe der wissenschaftlichen Ausbildung; die eigenthümlichen Forderungen, welche diese Waffe an das Individuum macht, bilden auch zugleich ein festeres Band des Zusammenhanges. Die eigentlichen revolutionären Elemente drangen nie in der Weise in die Artillerie ein, wie in die anderen Waffen, obgleich sie selbst vorzugsweise der Revolution anhängig. Sie behielt daher auch fast ganz ihre Formation, Organisation und Taktik bei.“

Nach zur literarischen Fiktion seiner Erfahrungen und Versuche zog Gribneauval seine Officiere heran. Aus dieser Thätigkeit entsprang sein wichtiges Werk über das Artilleriesystem, welches folgenden Titel hat: *Tableau des constructions des principaux attraits de l'artillerie, proposées et approuvées depuis 1704 jusqu'en 1789 par M. de Gribneauval, exécutées et recueillies par M. de Manson, maréchal-de-camp, et par plusieurs autres officiers du corps royal d'artillerie de France.* Impr. et grav. par ordre du roi (Paris de l'imprimerie royale, 1792), 3 voll. in 4 Theilen fol. mit 125 Tafeln. (Ein anderer Titel, welcher auch vorgebrucht sich findet, lautet: *Règlement concernant les fontes et constructions de l'artillerie de France*, aber er ist falsch. Das Werk ist sehr kostbar und selten; ein Exemplar, welches dem General Bommerell gehörte, wurde für 2000 Francs verkauft. Die Regierung hatte nämlich nur 120 Exemplare abgeben lassen und befehlt sich die Vertheilung derselben vor. Auftr. S. 474 gibt eine genaue Beschreibung des Werkes und bemerkt, daß die Tafeln in 2 Bände zerfallen (Band I, 1. Abth. enthält 40 Tafeln, I, 2. Abth. 50 Tafeln; Band II hat 5 Tafeln). Das Werk hat inzwischen natürlich bedeutend an Werth verloren, zumal in der neuesten Zeit durch die wesentlichen Veränderungen im Geschützwesen. Nach Brunet, *Manuel du libraire* Bd. II. (1842) S. 459 wurde schon im J. 1822 ein Exemplar für 500 Francs verkauft. — Einige Arbeiten aus den jüngeren Jahren Gribneauvals stehen auch in dem Werke: *Collection des Mémoires authentiques qui ont été présentés à mesieurs les maréchaux de France.* 1744. 8.

Bergl. über ihn außer den schon angeführten Schriften: *Quérard, La France littéraire.* Bd. III. S. 474. *Arnault, Jay u. A., Biographie nouv. des Contemporains.* Bd. VIII. Paris 1822. S. 327 fg. *Michaud, Biographie univers.* Bd. XVII. S. 529 fg. *Hocfer, Nouv. Biogr. génér.* Bd. XXII. S. 20 fg. *Burgbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich.* Bd. V. Wien 1859. S. 332 fg. Die kleine Biographie: *Gaucher de Passac, Précis sur M. de Gribneauval.* 1816. 8. stand mir leider nicht zu Gebote.

(R. Pallmann.)

GRIBNER (Daniel), deutscher Theolog, geb. den 31. Aug. 1645 zu Leipzig, gest. ebendasselbst den 6. Jan. 1685. Er studierte zu Leipzig und Wittenberg, hielt sich dann auf in Lüneburg und Hamburg auf und wurde darauf Substitut, dann Diaconus an der Nicolaiskirche

zu Leipzig. Als solcher erwarb er sich den Grad als Licentiat der Theologie. Er schrieb: *Spiegel einer heilsamen Buße und Befreiung eines Sünders zu Gott; christliche Todesgedanken oder 30 Predigten vom zeitlichen Tode des Menschen; Betrachtung des andern und ewigen Todes in 24 Predigten; ferner Leidenpredigten.* Diese Schriften wurden unter dem Titel: *Christliche Schriften.* Leipzig 4. zusammen herausgegeben. Außerdem veröffentlichte er eine Dissert. *de cyclo innari* und de characteribus pseudoprophetarum ad Jer. XIV, 14. *Bergl. Zeller, Universal-Lexikon und Böcher, Gelehrten-Lexikon* s. v. Gribner. (R. Pallmann.)

GRIBNER (Michael Heinrich), deutscher Jurist, der ältere Sohn des Vorigen, geb. zu Leipzig im J. 1682, gest. ebendasselbst im J. 1734. Seine Mutter, eine geborene Horn, verheiratete sich nach ihres Mannes Tode nochmals, und zwar mit dem leipziger Professor der Jurisprudenz Eüder Wenden (nicht zu verwechseln mit den Professoren Otto und Burchard Wenden, die damals ebenfalls in Leipzig wirkten). Eüder Wenden nahm sich seines Stiefsohns in der freundlichsten Weise an. Er hielt ihm nicht nur Privatlehrer, sondern unterrichtete ihn auch selbst. Nachdem der junge Gribner so eine gute Vorbildung erhalten hatte, besuchte er die Nicolaischule seiner Vaterstadt. Siebzehn Jahre alt ging er zur Universität über, und zwar ließ er sich zunächst in der theologischen Facultät immatriculieren. Er entfaltete durch die Einwirkung seines Schwiegervaters dem Studium der Theologie aber bald und wandte sich der Jurisprudenz zu. Im J. 1702 wurde er Magister und habilitierte sich, 1703 wurde er zum Doctor ntrinsaque Juris promoviert. Im J. 1707 wurde er Professor der Institutionen, später der Pandekten an der Universität Wittenberg und entfaltete hier sowohl als praktischer Jurist wie als Lehrer eine umfassende und geachtete Thätigkeit. Nach zehnjährigem Aufenthalt zu Wittenberg erhielt er im J. 1717 einen Ruf als Hof- und Justizrath und zugleich als geheimer Rath nach Dresden. Neun Jahre später, 1726, starb sein Stiefvater, und er wurde nun berufen, die erledigte Stelle desselben als Ordinarius in der Juristenfacultät einzunehmen. Außer der Professur bekleidete er hier auch einige Ehrendämter.

Er starb unverheiratet und hinterließ den Ruf eines fleißigen Gelehrten und eines wohlthätigen Bürgers. In seinem Testamente setzte er eine nicht unbedeutende Summe für die akademische Bibliothek, für die Bibliothek der Juristenfacultät und zu einem Euphemium für Studirende der Jurisprudenz aus. Von seinen zahlreichen Schriften und Dissertationen sind folgende hervorzuheben: *Principia jurisprudentiae naturalis, Libri IV.* 4. Weib. 1710, 1718, 1727 und 1732. *Selectorum opusculorum juris publici Tomi IV.* Halae 1722. 4. *Principia processus judiciarii. Adjectae sunt Dissert. juris Magdeb. Acced. epistola de Litium ambagibus in fore Saxonicis rescindendis.* 8. Halae 1714, 1716 und 1719; Jenae 1728 und 1733. Die sechste Auflage mit besonderer Berücksichtigung der Veränderungen im sächs. Proceßverfahren erschien zu Jena

1769. 8. Diss. de feudis imperii masculinis non foemininis. Lips. 1734. 4. Diss. de privariis precibus imperialibus. Lips. 1707. 4. Andrei Afferstationen und Schriften von ihm findet man aufgeführt in Lipenius, Biblioth. juris und bei Zedler, Universal-Pericon s. v. Gribner. Vergl. außerdem auch Zöcher, Gelehrten-Pericon und Girching, Historisch-literarisches Handbuch berühmter Personen des 18. Jahrh. Bd. II, 2. Leipzig 1796 s. v. Gribner. (R. Pallmann.)

GRIBOJEDOW (Alexander Sergejewitsch), einer der bedeutendsten russischen Kustspielichter, wurde 1793 (nach andern Angaben 1794) in Moskau geboren. Nachdem er auf der dortigen Universität Jurisprudenz getrieben hatte, diente er einige Jahre im Heere (bis 1816), trat aber dann, zunächst als Secretär beim Collegium des Adwärtigen, in den Civildienst. Im J. 1818 ging er, wie man sagt, eines Duells wegen nach Tiflis unter dem Titel eines Secretärs der russischen Gesandtschaft in Persien. Im J. 1822 besorgte er diplomatische Geschäfte bei Jermolow, dem damaligen Befehlshaber des transkaukasischen Heeres, war in ähnlicher Weise bei Bassewitsch (Fürst Grewanski, Jermolow's Nachfolger) während des persisch-russischen Krieges von 1826—1828 thätig, und wurde nach dem Frieden von Turkmantschai, bei dem er ebenfalls theilhaftig war, zum bevollmächtigten Minister in Persien ernannt, zu welcher Stelle ihn seine Kenntniss der Sprache und aller Verhältnisse besonders befähigte. Schon am 12. (24.) Febr. 1829 wurde er bei einem Aufstande in Teheran vom Pöbel ermordet. — Gribojedow's erste literarische Arbeit war das 1815 aufgeführte Kustspiel: „Die jungen Gatten“; dies wie einige andere, zum Theil mit Freunden zusammen verfasste oder bearbeitete Stücke (z. B. „Die eigne Familie“ mit Schachowsky), ferner Aufzüge in Grevski's Zeitschriften („Sohn des Vaterlandes“, „Nordische Bienen“) sind ohne Bedeutung. Seinen Ruhm erwarb Gribojedow durch die immer noch viel genannte und aufgeführte satirische Komödie „Göre ot unä“ (der Titel ist wörtlich kaum zu übersezen: Verstand, Bildung schafft Leiden; Leiden eines Geheilten; das Unglück, Geist zu haben; Gegenstand des Stüdes ist eben die quakvolle Stellung eines einzigen vornehmlichen, zur geistigen Freiheit herausgebildeten Menschen unter einer Gesellschaft von Schwachköpfen und Verblödeten, die ihren Zustand für vollkommen und jeden Widerstand dagegen für Wahnsinn halten). Gribojedow's Werk gehört zu den berühmten Literaturzeugnissen, die Ruf und Beliebtheit nicht einer besonderen künstlerischen Vollendung, sondern der glücklichen Begabung des Verfassers verdanken, die Mischände der Gegenwart scharf aufzufassen und in treffender Caricatur darzustellen. Die höheren Classen der russischen Gesellschaft waren seit Peter dem Großen mit allem äußeren Schmuck der westeuropäischen Cultur schnell bekannt geworden, die ganze gesellschaftliche Mode wanderte von Paris nach Petersburg und Moskau, eine Menge französischer und deutscher Lehrer war ins Land gekommen, eine oberflächliche Bildung dadurch verbreitet; Heer und Beamten-

thum hatte man ebenfalls nach westeuropäischem Muster gemodelt, und es hatte sich auf diese Weise eine fonderbare Gesellschaft herausgebildet: emnationalisirt, ohne das aufgenommene Fremde verarbeitet zu haben, ohne alle Ideale; jeder auf seinen Vortheil bedacht, unwissend und dabei angeblasen, äußerlich in seinen Formen sich bewegend, innerlich roh. Dazu war im Anfang dieses Jahrhunderts eine jüngere Generation gekommen, die sich für fortgeschritten hielt, weil sie mit der Nachahmung englischer Sitten kostete, viel von Liberalismus redete, Byron statt der Franzosen im Munde führte und das Mißtrauen der älteren Generation erwiderte; doch war sie selbst wo möglich noch oberflächlicher und höher als diese. Der Repräsentant der einen Classe ist in Gribojedow's Stüd der hohe Beamte Jamusow, dessen Ideale viel Geld und gute Connettionen, womöglich bis an den Hof, sind; er redet ungemein viel von seiner beschwerlichen Amtshätigkeit, doch besteht diese nur im Unterscheiden, und hat eine gewaltige Kürzel vor einer Lösung dieses beghaglichen alten Zustandes. Sein würdiger Untergeordneter ist Wolschalin, der Typus des niederen Beamtenhumors, der durch unbegrenzte Unterwürfigkeit sich beliebt macht und von Stufe zu Stufe steigt. Derselben Kreise gehört der Oberst Stalosub an, der die verschiedenen Schnüre der verschiedenen Regimenter kennt, sonst aber gar nichts weiß. Der Repräsentant der fortgeschrittenen Jugend ist Reppelov, der mit seinen Genossen fortwährend lürrt und raumommt, über die wichtigsten Dinge spricht, bei dem aber Alles nur Phrasen und Schein ist. In diese Gesellschaft kommt nach längerer Abwesenheit von Moskau der Held des Stüdes, Tschagki, ein junger Mann idealen Sinnes mit Verstand und wirklicher Bildung, den die schlechten und verächtlichen Seiten der Gesellschaft erbittern, und der es nicht lassen kann, sich mit Leidenschaft und Hohn dagegen auszusprechen. Er macht damit seinen anderen Eindruck als den des dummen Geschwauens oder Schredens, und wird am Ende von der ganzen Gesellschaft für verrückt gehalten. Das Angehende des Stüdes liegt in den menschlichen einzelnen Scenen aus dem geistigen Leben und in der Charakteristik, welche die Personen durch ihre Reden von sich und ihrem Stande geben; übrigens ist die ideale Figur des Tschagki die schwächste. Von einem künstlerisch angelegten und durchgeführten Pläne kann in dem Stüde kaum die Rede sein; die Verwickelung zwischen Tschagki, Sophie (Jamusow's Tochter), die jener seit lange liebt, und dem von dieser geliebten Wolschalin tritt gegen die Episoden ganz zurück und bietet unweissam.

Die äußere Geschichte des Stüdes ist bezeichnend für die literarischen Zustände Rußlands im ersten Viertel dieses Jahrhunderts; neun Jahre lang wagte man nicht, das Drama zu drucken oder aufzuführen; es cursirte statt dessen in unzähligen Abschriften. Erst nach des Verfassers Tode erschien eine Ausgabe mit ausführlicher kaiserlicher Erlaubnis, und die Aufführung wurde ebenfalls gestattet. Seitdem ist das Stüd vielfach erschienen (u. a. Berlin 1858, Ferd. Schueider); die neueste mit vor-

liegende Ausgabe ist eine mssauer von 1863, die sich im Vorworte als eine vollständige, einer bisher noch nicht gedruckten Handschrift entlehnte bezeichnet. Teutsche Uebersetzungen existiren von Knorring (Köln des Gelehrten, Kneal 1831), Bertram (Verhandl. schaff. Leiden, Leipzig 1858).

GRIDIR, ein nordisches Riesenweib, über welche wir nur in der Enorra-Edda 1, 286 Kunde erhalten, und zwar bei Gelegenheit ihrer Erwähnung des Thors Fahrt nach Geirrodhsgard (d. i. Wohnung des Riesen Geirrodh). Loki, der einst aus Neugierde in Friggs Faltenweid dahin gestiegen war, hatte seine Neugierde mit seiner Gesangennahme gebüßt, sich aber daraus mit dem Versprechen gelöst, den Gott Thor, den gewaltigen Feind aller Riesen, ohne dessen Hammer und Stürksgürtel, durch welche derselbe den Riesen unüberwindlich war, durch List dahin zu bringen. Und es gelang ihm dies auch.

Unterwegs, heißt es nun, nahm Thor, der in Lofis Begleitung reiste, Herberge bei einem Riesenweibe, die Gridir hieß; sie war die Mutter Vidar's des Schweigensamen und sagte ihm die Wahrheit über Geirrodh, daß er ein Hundeweiser (i. h. ein in allen Zaubereien überaus erfahrener) und abeulungsfähiger Riese sei. Auch ließ sie ihm ihren Stürksgürtel, ihre Eisenhandschuhe und ihren Stab, Gridirswort genannt. Im Skaldskaparmal (Enorra-Edda 1, 651) wird ihr Name unter den Riesenweibern aufgeführt, und die Poesie bemächtigt sich desselben als Bezeichnung für Riesen überhaupt, sowie an mannlichen Umschreibungen, i. B. der Wölfe als Gridir's grau-Echar (Helgakv. Hundingsb. 2, 18; Vols. s. 12), Gridir's Rasse (Magnus s. Erlingssonar 3, 2; Olafs s. hins helga 187, 2; Sn. Edda 1, 428) u. m. a., was eine allgemeine sagenhafte Bekanntheit ihrer Gestalt und ihres Wesens bezeugt.

Unter dieser Gridir ist ohne Zweifel eine ältere, den Aßen besessene Göttin verborgen, wie einmal der Umstand bezeugt, daß sie als Mutter Vidar's bezeichnet wird, den Odin mit ihr erzeugte, und der in der Götterdämmerung den Tod seines Vaters rächt und als einer der Götter der erneuerten Welt erscheint, so daß bei ihr Thor auf seiner Fahrt freundliche Aufnahme und Unterstützung findet, und zwar wider ihr eigenes Geschlecht. Man hält sie daher wol nicht mit Unrecht für identisch mit Jörð, der Mutter Thor's, welche der teutschen Erdmutter Nerthus entspricht.

In unsern teutschen Quellen findet sich von ihr keine sichere Spur. Freilich glaubt Wölfe in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie 2, 86 dieselbe als eine teutsche Heldengöttin Gietle oder Graite nachweisen zu können, die er der Erdmutter Nerthus vergleicht und somit als Jörð für Donar's Mutter hält, da sie bald hüllige, bald Sünne-Graite heiße, welche aber mit der Kalender-Heiligen nicht im Zusammenhange stehe, und beim Rälberweiden, d. h. bei der Rälberweide, wobei man das Vieh mit dem den Donar heiligen Ebersche (agf. vice, weksäl. kwicke) zu berühren pflegte, an-

gerufen werde; allein in den weksälischen Kinderreimen beim Baktisen, die Wölfe in van der Hagen's Germania 9, 284. 285 anführt, erscheint dieselbe Sünne-Graite, wenn auch als Pfannkuchenbäckerin, welcher Kuchen nebst Bierläse Donar's heilige Speisen sind, als Mutter oder Gattin des greisen Hesse mit einem langem wesse, und dieser greise Hesse charakterisiert sich als Schwertgott, und somit als Ziu = Hairu (säch. Chera, Heru, d. h. Schwert), von welchem Hairu jenes Hesse, das als Schwert- und Beinname verbräut ist (f. J. Grimm, Gesch. der deutsch. Spr. 781), nur eine Nebenform sein kann. Da nun Ziu einer der ältesten unter allen germanischen Göttern ist, so würde Gridir als dessen Mutter oder Gemahlin und als eine unserer ältesten, aber völlig verbunkelten Götinnen aufzufassen sein.

Schließlich sei noch erwähnt, daß Simrodt, Deutsche Mythologie 353, die Gridir der Unterweltsgöttin Hel gleichzustellen sucht.

(A. Rasmann.)

GRIDINUM, Name eines kleinen Flusses im alten Indien, welcher auf der Westseite in den Indus mündet, gegenwärtig natürlich einen anderen Namen führt. Sildler Th. II. S. 495. 500.

(Krause.)

Griechenland. Geographie von Altgriechenland, f. Th. 80. S. 1—202.

Griechenland. Geographie, von der west- und oströmischen Kaiserzeit ab durch das Mittelalter bis zur Gründung des neuen griechischen Kaiserreichs, f. Th. 83. S. 259—444.

Griechenland. Geschichte, von der Urzeit bis zum Beginn des Mittelalters, f. Th. 80. S. 202—244.

Griechenland. Geschichte, von Beginn des Mittelalters bis auf unsere Zeit (1821), f. Th. 85. S. 67—465 und Th. 86. S. 1—190.

Griechenland. Geschichte im 19. Jahrhundert, f. Th. 87. S. 107—236.

Griechische Kirche, f. Th. 84. S. 1—290.

Griechische Kunst, f. Th. 82. S. 381—508.

Griechische Kunst (christlich-griechische oder byzantinische Kunst), f. Th. 84. S. 291—474 und Th. 85. S. 1—66.

Griechische Literatur, f. Th. 81. S. 283—455.

Griechische Literatur (byzantinische oder mittelgriechische Literatur, von Justinian's Thronbesteigung bis auf die Eroberung Konstantinopels durch die Türken, von 529—1453), f. Th. 87. S. 237—386.

Griechische Metrologie, f. Th. 81. S. 274—282.

Griechische Musik, Rhythmik und Metrik, f. Th. 81. S. 175—274.

Griechische Privatalterthümer, f. Th. 83. S. 115—158.

Griechisch-römisches Recht im Mittelalter und in der Neuzeit, f. Th. 86. S. 191—471 und Th. 87. S. 1—106.

Griechische Religion, oder Mythologie, Theologie und Götterverehrung, f. Th. 82. S. 1—380.

Griechische Sprache und Dialekte, f. Th. 81. S. 1—174.

Griechische Staatsalterthümer, f. Th. 83. S. 1—114.

Griechisches Theater, f. Th. 83. S. 156—256.

GRIECHISCHES FEUER. Nur wenige Erfindungen haben einen so vollständigen Umkreis in allen Verhältnissen, besonders aber in der Kriegsführung hervorgebracht, als die von Berthold Schwarz im Anfang des 14. Jahrh. gemachte Erfindung des Schießpulvers. B. Schwarz war Franziskanermönch zu Freiburg im Breisgau, beschäftigte sich viel mit Alchemie und Chemie, wurde wegen Zauberei angeklagt und ins Gefängnis geworfen und soll das Schießpulver in seiner heutigen Form, bestehend aus Salpêtre, Salpeter und Schwefel, erfunden haben. Nach neueren Forschungen ist es jedoch nicht anzunehmen, daß er der erste Erfinder des Schießpulvers ist, sondern er hat vielmehr die schon längst bekannte Erfindung erplobirender Gemenge (griechisches Feuer) vervollständigt, das Schießpulver zuerst in der heutigen, zum Jagd- und Kriegsgebrauche so geeigneten Form bargefellt und ihm so eine allgemeine Verbreitung verschafft; denn erplobirende Gemenge, in Zusammensetzung, Eigenschaften und Wirkungen unserem Schießpulver sehr ähnlich, waren schon im Alterthume bekannt, und wurden, wenn auch in beschränkter Weise, zum Sprengen, zu Feuerwerken, im Kriege verwendet. Ein solches in mannichfacher Weise benutztes erplobirendes Gemenge ist das griechische Feuer, so genannt, weil es zuerst von den Griechen in den Kämpfen gegen die Sarazenen zur Anwendung gebracht wurde. Doch schon vor dem griechischen Feuer, welches zuerst gegen Ausgang des 7. Jahrh. im Kriege verwendet wurde und als dessen Erfinder, ein gewisser Kallinikus aus Helepolis genannt wird, gab es erplobirende Gemenge, denn die ältesten Nachrichten darüber haben wir von den Chinesen und Janiern, sodas also diese Erfindung von den alten Kulturvölkern Ostasiens über den Orient Europa's zu uns nach Teutschland gekommen zu sein scheint. Von den Chinesen wenigstens steht es fest, daß sie schon im ersten Jahrh. nach Christo von erplobirenden Mengern (Pulver) Kenntniß hatten, aber meist nur zu Sprengversuchen und Feuerwerken und erst nach und nach auch im Kriege Gebrauch davon machten, und von den Janiern erzählt Ptholostatus, daß ihre Priester die Feinde mit Geschossen, welche Blitz und Donner hervorriefen, in die Flucht geschlagen haben.

Unter den meisten dieser erplobirenden Gemenge finden wir schon zwei Bestandtheile unseres heutigen Schießpulvers: Salpeter und Schwefel, außer diesen noch Pech, Harz, Del, unter letzteren die sogenannte Naptha, ein Erdöl sehr ähnlich unserem Petroleum, welches in der Umgegend von Babylon häufig vorkam und von dort aus nach Griechenland versendet wurde. Von alten Schriftstellern wird diese Naptha auch mit dem Namen flüssiges Feuer bezeichnet, da sie auf den Boden aus-

geossen und angezündet brennt, oder in eine schon brennende Flamme gegossen, diese noch mehr auslobren macht; auch eine Art Erdspeck, die sogenannte Maltha wurde mannichfach angewendet. Diese Bestandtheile in bestimmten, jedoch sehr verschiedenartig angeordneten Verhältnissen mit einander gemengt oder zusammengeschmolzen, geben eine brennbare Masse, welche beim Anzünden einen dichten Qualm entwirft und plötzlich mit einem Raas von hervorbrechenden Flammen begleitet erplobt.

Aus allen Nachrichten, welche uns über griechisches Feuer und dem ähnliche erplobirende Gemenge überkommen sind, geht hervor, daß die Kenntniß von deren Zusammensetzung keine allgemein verbreitete war, sondern möglichst geheim gehalten wurde und aus mehreren Andeutungen läßt sich vermuthen, daß besonders die Priester, und später die Alchemisten das Geheimniß ihrer Zusammensetzung und Bereitung kannten und vielfach benutzten, um auf die Menge einen größeren Einfluß auszuüben. So ahmten bei der Feier der eleusinischen Mytherien und denen der Isis die Priester mittelst solcher erplobirender Gemenge Blitz und Donner nach, wodurch sie diejenigen, welche nicht in die Mytherien eingeweiht waren, vor der Majestät der Gottheit in Furcht setzten. Die Naphta (Petroleum) scheint schon in mythischer Zeit im Gebrauch gewesen zu sein, wenigstens soll nach Plinius die Krone, welche die vom Ision verstorbene Medea ihrer Nebenbuhlerin Kreusa zum Geschenk machte, mit Naphta getränkt gewesen sein, die sich beim Annähern an die Flamme des Altars entzündete und so den Tod der Kreusa herbeiführte. Nach dem Berichte des Kallistias zündete ein gewisser Anthemius das Haus seines Nachbarn, des Redners Zeno, dadurch an, daß er ihm Blitz und Donner (S. d. eben ein solches erplobirendes Gemenge, griechisches Feuer) hineinwarf; auch soll derselbe Anthemius die Erschütterungen des Erdbodens der Erdbenen nachzuahmen verstanden haben.

Die Römer benutzten schon zur Zeit der Republik in ihren Kriegen Harz, Erdspeck und andere brennbare Substanzen, um sie in belagerte Städte zu schleudern, und die Einwohner von Samosata, einer Stadt am Euphrat in der kleinasiatischen Landschaft Syonene, vertheiligten ihre von Lucullus belagerten Mauern dadurch, daß sie brennendes Erdspeck (maltha) auf die anstürmenden Legionen herabwarfen. Der Kaiser Gaius räumte sich nach die Gassius dem Zypster Troz bieten zu können, indem er auf seine Blige ebenfalls mit Bligen, die er mit Hilfe von Wurfschmaschinen in die Luft schleudern ließ, antwortete und sich dadurch ihm gleichstellen trachtete. Wegen eines solchen Vorgehens läßt nach der Mythologie der Alten Salomoneus in der Unterwelt, der sich gleiche Ehre wie die Unterirdischen anmaßte und den Blitz und Donner des Olymps nachahmte. Ammianus Marcellinus, der im Heere des Kaisers Julian diente, berichtet von hohlen Pfeilen aus Schilf, welche mit brennbaren Stoffen angefüllt und angezündet in die Reihen der Feinde oder auf die Thürme geworfen wurden; wohn diese brennenden Pfeile trafen, zündeten sie alle brennbaren Gegenstände an, und das Feuer ließ sich

nur durch Aufwerfen von Erde oder Sand, nicht aber durch Begießen mit Wasser löslichen.

Wir wissen zwar nicht mit Bestimmtheit, ob die Stigie des Salomonus, der Brahmanen, des Caligula mit griechischem Feuer oder Pulver hervorgebracht sind, da die alten Schriftsteller nur sagen, daß Harze und Rappha wie brennbare Substanzen angewendet wurden; es ist jedoch anzunehmen, daß die damals gebrauchlichen erplobirenden und brennbaren Gemenge dem griechischen Feuer, auf welches wir gleich näher zu sprechen kommen, sehr nahe standen, denn daß auch ohne Anwesenheit von Holzstöße Erplosen stattfinden konnte, erklärt sich hinlänglich aus der Anwesenheit anderer leicht verplobender organischer Substanzen, welche mit Salpeter und Schwefel in richtigen Verhältnissen zusammengemengt, gleiche Effecte hervorzurufen im Stande sind. Mit Gewisheit geht jedoch aus allen Berichten hervor, daß schon in den ersten Jahrhunderten nach, wenn nicht sogar schon vor unserer Zeitrechnung erplobirende und brennbare Gemenge und mit solchen angestellte Geschosse zur Anwendung kamen. Genauere Nachrichten haben Marcus Gracius, Albertus Magnus, Robert Bacon u. A. hinterlassen, welche diese erplobirenden Gemenge beschreiben und das griechische Feuer als das vollkommenste und am meisten angewandte bezeichnen. Das griechische Feuer lachte, wie schon erwähnt, am Ende des 1. Jahrh. zuerst unter diesem Namen auf, welches, ähnlich den oben erwähnten erplobirenden Gemengen, doch unserem Schießpulver schon näher stehend im Anfang des 14. Jahrh. allmählig verschwand und durch letzteres verdrängt wurde; denn aus der Zusammensetzung, Darstellung, Eigenschaften, Wirkungen des griechischen Feuers zeigt sich, daß es während der erwähnten sieben Jahrhunderte die Stelle unseres heutigen Schießpulvers, besonders in der Kriegsführung, vertrat. Bei den Angaben über Zusammensetzung und Bereitung dieser erplobirenden Gemenge, das griechische Feuer mit einbeziffen, kann es nicht auffällig erscheinen, wenn gar Vieles an Aberglauben erinnert, was sich aus dem Geheimhalten der Bestandtheile, aus der Unbekanntschaft mit den chemischen Eigenschaften der dazu verwendeten Substanzen, der noch in der Kindheit liegenden Kenntniß chemischer und physikalischer Prozesse und Gesetze, aus der Richtung des Zeitgeistes dieser Jahrhunderte überhaupt, wol erklären läßt.

Zur Zeit des Kaisers Constantin IV. Pogonatus hören wir noch längerem Höhlen aller Nachrichten zuerst wieder von einem in der Kriegskunst praktisch angewendeten erplobirenden Gemenge, welches unter dem Namen griechisches Feuer ausritt und denselben bis auf unsere Zeit beibehalten hat. Unter der Regierung Constantin's nämlich überintendete die Krater in den Jahren 671—678 in Syenna und Ciculus mit ihrer Flotte und belagerten von hier aus im Sommer Constantinopel; stieß wurden sie jedoch durch die Anwendung des griechischen Feuers, wodurch ihre Schiffe angezündet und viele Leute getödtet wurden, zurückgeschlagen. Leo III. der Isaurier ließ kleine Kotte, welche mit griechischem Feuer angefüllt waren, in die Reihen der Feinde werfen, die jedoch schon

oft in den Händen derer, die sie werfen sollten, erplosierten. Im Anfange seiner Regierung, 717, belagerten die Krater wiederum Constantinopel dreizehn Monate lang zu Wasser und zu Lande; allein ihre Flotte wurde durch griechisches Feuer in Brand gesteckt und vernichtet, während das Landheer durch die Strenge des Winters und durch Seuchen fast vollständig angetrieben wurde. Aus dem Jahre 949 besitzen wir noch einen Brief vom Kaiser Constantin Porphyrogenetus an seinen Sohn Romanus, worin er vom griechischen Feuer spricht und die Erfindung für so werthvoll hält, daß er es nicht von Menschen erfinden, sondern von einem Engel Constantin dem Großen auf die Erde herabgebracht glaubt. Ist dieser Brief echt, so läßt er vermuthen, daß schon im 4. Jahrh. das griechische Feuer bekannt war; es heißt nämlich darin: man muß Sorge tragen um das griechische Feuer und alle diejenigen zurückweisen, welche das Geheimniß seiner Zusammensetzung kennen lernen wollen: denn es ist von einem Engel dem ersten Könige der Christen, Constantin (323—337), anvertraut, mit dem ausdrücklichen Befehle, es nirgends anders als in der Stadt der Christen (d. h. in Constantinopel) zu verfertigen. Der große König schwur auf dem Altare der Kirche Gottes, derjenige, welcher es wagen würde, das Geheimniß der Zusammensetzung und Bereitung des griechischen Feuers einem Fremden mitzutheilen, gleichviel ob König, Erzbischof oder sonst welchen Standes, solle den Namen eines Christen verlieren, unwürdig und unsähig sein, im Staate irgend ein Amt zu bekleiden, auf ewig verflucht sein und der Gemeinschaft aller Bürger ausgeschlossen werden. Doch nicht lange schützte dieser furchtbare Fluch die Verbreitung des griechischen Feuers; nachdem die Griechen fast 400 Jahre lang in alleinigem Besitze des Geheimnisses seiner Zusammensetzung und Bereitung gewesen, wurde es an die Sarazenen verrathen, von ihnen gegen die Christen in den Kreuzzügen mit glücklichem Erfolge angewendet und Constantinopel selbst, welches so oft durch vertheidigt worden, erlag späterhin seiner zerstörenden Wirkung.

Wir kommen nun zu den Methoden der Darstellung des griechischen Feuers, welche sehr einfach im Zusammenschmelzen oder zur Zusammenmengen der betreffenden Substanzen bestanden. Theils finden wir Salpeter und Schwefel mit verschiedenen Harzen, Oelen u. s. w. zusammen, anerkenntlich bezeugen wir aber auch schon der Holzstöße in Verbindung mit Salpeter und Schwefel, d. h. wir haben unter letztem Schießpulver vor uns. Nach R. Gracius stellt man das griechische Feuer auf folgende Weise dar: Man nehme gleiche Theile vereinigten Schwefels, Weinsäure, Kreim, Pech, geschmolzenen Salpeter und Gummi, mische sämmtliche Bestandtheile innig mit einander, erhitze bis zum Kochen, tauche alsdann Berg, Welle oder dergl. hinein und zünde es an. Vulturius gibt als Zusammensetzung an: pulverisirte Holzstöße, Salpeter, Schwefel, Pech, brennendes Wasser, Wutche, Kampfer; mische alle diese Bestandtheile innig mit einander, bestreue damit Berg oder andere leicht brennbare Substanzen und zünde die Masse an. Das brennende

Wasser wird dargestellt, indem man ein Quat dick und alten Wein von dunkler Farbe, zwei Unzen pulverisirten Schwefel, zwei Unzen Weinslein von weißem Weine herrührend und zwei Unzen Kochsalz in einer Retorte der Destillation unterwirft; das Destillat ist das sogen. brennende Wasser (aqua ardens), und wird in wohlverschließbaren Gefäßen aufbewahrt. Auf ähnliche Weise wurde nach M. Gräus der Terpentinspiritus dargestellt, der ebenfalls als ein aqua ardens bezeichnet wird, und es läßt sich vermuten, daß alle scharfen und brennbaren Destillate, gleichwie der Alkohol, als brennende Wasser bezeichnet wurden. Nach einer andern Vorschrift zur Darstellung von griechischem oder fliegendem Feuer, welchen letztern Ausdruck M. Gräus hier gebraucht, werden ein Theil Schwefel, zwei Theile Holzkohle, sechs Salpeter sanft mit einander gemengt, das Gemisch ganz fein gepulvert in eine lange, enge, wohlumbüllte Röhre gebracht, angezündet und in die Luft geschleudert, vielleicht ist diese Art Feuerwerk mit unsern heutigen Raketen oder Schwärmern zu vergleichen. Wollte man einen starken Knall erzielen, so wurde das Rohr bis auf eine kleine Oeffnung verkürzt, stark umwickelt und noch mit Bindfaden oder dergl. fest zusammengeknüpft, wobei durch den Widerstand, den das Pulver zu überwinden hatte, der Knall natürlich verstärkt wurde. Nach einer andern Vorschrift nimmt man auf einen Theil Schwefel drei Theile Kohle und neun Theile Salpeter, alle Bestandtheile in fein gepulvertem Zustande und mengt sie gut durch einander; als Holzkohle wird die von Weinrebe oder Weidenholz als die beste angegeben. Es ist hiernach ganz ungewiss, daß wir hier ganz analoge Mischungen mit unserm Schießpulver vor uns haben, und soll nach M. Baco diese Art griechisches Feuer schon im 11. Jahrh. angewendet worden sein, um Steine und andere feste Gegenstände aus starken Röhren zu schleudern. Diese Art Geschütze meint wol auch M. Gräus, wenn er sagt: Bringt man das griechische Feuer in ein Rohr (canna), so kann es sich, nachdem man es angezündet hat, in die Luft erheben, d. h. es bringt ein Feuerstrahl aus der Oeffnung hervor und davorliegende Steine oder sonstige Gegenstände werden wie unsere heutigen Ägeln in die Ferne geschleudert, indem unter canna wol eine Art starker Flintenlauf oder dergl. verstanden werden muß, wie ja unser Wort Kanone von canna abzuleiten ist. Ähnliche Vorschriften finden wir noch viele angegeben, theils unter dem Namen griechisches, fliegendes Feuer u. s. w. theils unter der Benennung: Mittel, den Feind sowohl zu Wasser als auch zu Lande zu bekämpfen, von welchem letztern hier anstehend an M. Gräus noch eine Probe. Man nehme nach seiner Angabe gleiche Theile Backsteinzerbröckel und concentrirte Salzmischung, menge beides innig mit einander, erhitze die teigige Masse in einem Gefäße von gekanntem Thon und verschließe es möglichst luftdicht. Die Masse wird einer starken Hitze ausgesetzt und wenn sie dickflüssig geworden, so werden vier Theile flüssiges Blei (im Text steht alkitran, bedeutet im Arabischen: flüssiges Blei) hinzuge-

fügt. Wegen der damit verknüpften Gefahr der Explosion und plötzlichen Entzündung vermeide man es, die Operation im Innern der Häuser vorzunehmen. Will man das Gemenge anwenden, so thut man es in einen Schlauch, bindet diesen oben an einen Spieß, entzündet den mit Del bestrichenen Schlauch, und schiebt ihn auf das Betted der feindlichen Schiffe oder auf die Dächer der Häuser. Oder man nehme gleiche Theile flüssiges Blei (alkitran), Del, Schwefel, bringe dazu den vierten Theil der ganzen Masse frisches Wachs und fette Alles zu einer teigigen Masse. Zur Verwendung bringt man es in eine Hasenblase, bestreicht diese außen mit Del, zündet es an und wirft es an die betreffende Stelle. In einem ähnlichen Gemenge gehören gleiche Theile ungelöschter Kalk, Del und ein halber Theil flüssiges Blei. Zuerst vermenge man den Kalk mit dem Del, bis ein dicker Brei entstanden ist, gebe dann erst das Blei hinzu, und schlage mit diesem Gemisch zur Zeit der Hundstage auf eine mit Gras und Kräutern bedeckene Stelle des Erdbodens. An derselben Stelle vergrabe man das Gemenge mit Dünger zusammen nicht allzuweit unter der Erdoberfläche und lasse es so lange in der Erde, bis ein Regen gefallen und das Gemenge feucht geworden ist. Wie alle solche erplobrenden Gemenge kann auch dieses nur durch Erde oder Sand ausgelöscht werden.

Soweit die hauptsächlichsten Vorschriften zur Darstellung und Anwendung des griechischen Feuers und erplobrender Gemenge überhaupt. Es gibt deren allerdings noch eine weit größere Anzahl, alle enthalten jedoch im wesentlichen dieselben oder ähnliche Bestandtheile und unterscheiden sich höchstens im Weglassen des einen oder anderen und in den verschiedenen Angaben der Mengenverhältnisse. Daß aber die Kunst erplobrender Gemenge darzustellen und anzuwenden schon wenige Jahrhunderte nach Christus bekannt war, geht aus allen oben angeführten Thatsachen hervor. Unter die ersten Schriftsteller, die uns hierüber berichten, gehört der mehrfach erwähnte M. Gräus aus dem 8. oder 9. Jahrh., dessen liber ignium und in einer Handschrift des 16. Jahrh. bezeichnet: Varii tractatus de alchemia fol. 69 erhalten ist und sich in der kaiserl. Bibliothek zu Paris befindet. Unter den neuesten Schriften findet sich das Buch: Du feu grégeois par M. M. Favé et Reinaud. Paris 1845 und alles Wesentliche hat Ferdinand Höfer in seiner Histoire de la Chimie. Paris 1866 p. 301 sq. zusammengestellt. Mit voller Sicherheit können wir uns allen überlieferten Nachrichten schließen, daß das griechische Feuer, aus den ersten Anfängen erplobrender und brennbarer Gemenge im Laufe der Jahrhunderte durch fortschreitende Verbesserungen hervorgegangen, als ein dem Schießpulver ähnlich zusammengesetztes und angewendetes Gemenge zu betrachten ist, womit man ebenfals Steine und Ägeln aus Geschützröhren schleuderte, welches jedoch nach Einführung des verbesserten, noch heute im Gebrauch befindlichen Schießpulvers mehr und mehr in Vergessenheit gerieth und allmählig ganz verschwand. (P. Reinwarth.)

GRIELUM, eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung der Rosaceen, welche im Serralsystem in der fünften Ordnung der zehnten Classe untergebracht war. Linné kannte aus dieser Gattung nur eine Art, welche er noch in der zweiten Auflage seiner *Species plantarum* mit *Geranium* vereinigte und erst in der sechsten Auflage der *Genera plantarum* als besondere Gattung trennte. Dessenungeachtet wurde sie lange Zeit zu den Geraniaceen gerechnet, bis man ihre nahe Verwandtschaft mit Neurada, einer zweifelhaften Rosacee, erkannte. Die Gattung Grielum ist durch folgende Merkmale charakterisirt: Der Kelch hat eine sehr kurze, zuletzt mit den Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen fünfspaltigen Saum, dessen Zipfel zugespitzt, in der Knospenlage fast dachziegelig sind. Die fünf verkürrte eiförmigen Kronzipfel sind dem Schilde des Kelches eingefügt und wechseln mit dessen Zipfeln ab. Die zehn Staubgefäße sind zugleich mit den Kronblättern eingefügt, die Staubfäden fadenförmig-friemlich, frei, zuletzt dornig, die zweifächerigen, fast kegelförmigen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Die fünf oder zehn Fruchtknoten sitzen auf dem Kelchgrunde und sind mit der Kelchröhre und unter sich verwachsen; das einrige Eichen in jedem Fruchtknoten hängt. Die fünf Griffel sind fadenförmig, kurz, die Narben fast korymbös. Die Kapsel ist herabgekrücht, fünf- bis zehnfächerig, die einsamigen Fächer sind zuletzt von der Ase gelöst. Die Samen hängen. Der Samenschale ist eiweißlos, die Keimblätter sind fleischig, das Würzelchen ist schlief, oben.

Hierher gehören halbtrocknische, am Cap der guten Hoffnung einheimische Arten mit wechselständigen, fiederschnittigen oder mehrfach zusammengekehrten Blättern und großen, gelben Blüten.

Folgende drei Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) *G. tenuifolium* Linné mit doppelt-fiederspaltigen, vieltheiligen Blättern, 2—3 wechselständigen Fiedern und schmal-linealischen, schwielig-stachelspitzigen, oberseits spinwebigen, unterseits grauhäutigen Zipfeln, lanzettlich-zugespitzten, Anfangs spinwebigen, zuletzt fahlen Kelchzipfeln und verkürrte eiförmigen, am Rande kaum ein wenig gekerbten, 12—15 Linien langen Kronblättern. Hierher gehört *Geranium grandiflorum* Linné.

2) *G. humifusum* Thunberg mit fiederspaltigen oder fast doppelt-fiederspaltigen Blättern, 5—6 breit linealischen, stumpfen, einfachen oder gelappten, oberseits spinwebigen, unterseits grauhäutigen Fiedern und eiförmigen, spitzen oder zugespitzten, fleis sitzigen Kelchzipfeln. Hierher gehört *G. labelliforme* E. Meyer.

3) *G. obtusifolium* E. Meyer. Die ganze Pflanze ist mit weißer Wolle dicht besetzt; die Blätter sind fiederspaltig, die 5—6 Fiedern linealisch-länglich, kurz und sehr stumpf, die untersten bisweilen 1—2lappig, die Kelchzipfel breit-dreieckig, sehr kurz, stumpf oder etwas spiz, dicht- und fleis wollig. (Gareke.)

GRIENBERGER (Christoph), deutscher Jesuit und Chronom., geb. im J. 1561 zu Hall in Tyrol, gest.

zu Rom den 11. März 1636. Er hielt sich lange in Rom auf, wo er Glavius vertrat, war aber auch an mehreren Orten Oesterreichs Professor der Mathematik. Näheres über sein Leben ist nicht bekannt. — Er schrieb: 1) *Catalogus veteris asixarum* (sc. stellarum) *Longitudines ac Latitudines conferens cum novis. Imaginum coelestium prospectiva duplex. Altera rara ex Polis mnadi, in duobus Hemisphaeriis Aequinoctialibus, per Tabulas Ascensionum Rectarum et Declinationum. Altera nova ex mundi centro in diversis planis globum Coelestem tangentibus, per Tabulas Particulares. Utraque coelo et accuratioribus Tychonis observationibus quam similima Christophori Grienbergeri — elaborata. Romae apud Barth. Zannettum, 1612. 4.* Dies Werk erschien später noch einmal unter dem Titel: *Nova imaginum coelestium Prospectiva ex mundi centro in diversis planis Globum caelestem tangentibus per Tabulas Particulares, Caelo et accuratioribus Tychonis Observationibus quam similima. Olim Romae circa annum MDCXII calculo ac declinatione R. P. Christ. Grienbergeri — elaborata. Nunc denno opera et impensis Hieron. Ambrosii Langenmantel, Canon. ad S. Maricium, in Incem producta. Augustae Vind. 1679. 8.* — 2) *De speculo Uterio Elliptico libellus, et appendix ad practicum consectionem, cui annexa sunt Consecraria quae circulorum contactum sectionemque angulorum curvilinearum concernant.* (Druckort und Jahr wird bei Bader nicht angegeben.) — 3) *Euclidis sex primi Elementorum Geometricorum libri cum parte undecimi, ex majoribus Clavii comment. in commodiorem formam contracti. Romae apud Haeredem Zannetti 1629. 16.*; der Name des Verfassers ist erst in einer zweiten Auflage, die zu Gnd. im J. 1636 in 4. erschien, genannt; eine dritte Auflage erschien zu Rom 1655 in 12. — 4) *Elementa trigonometrica, id est sinus Tangentes Secantes in Partibus Sinus totius 100,000. Opusculum secundum. Romae, per Haered. Barth. Zannetti, 1630. 12.*; dasselbe Werk ist nach Sotter zuerst Romae, ap. Haered. Zannetti, 1619. 16. erschienen. Zu einem Werke des zeitgenössischen Jesuiten und Mathematikers Christoph Scheiner: *Rosa Ursina sive Sol ex admirando lacularum et macularum suarum Phenomeno varius a. f. v.* (erschien zwischen 1626 und 1630 in Vello) fügte er hinzu: *Demonstrationes praxeos Regiae.* Nach Böcher, Gelehrten-Lexikon (der jedoch hier höchst ungenau ist, den Verfasser auch unter Grienberger behandelt), hinterließ Grienberger auch Werke im Manuscript, nämlich: *Elementa conica; Nova horarum omnis generis delineandarum inventio; Astrolabiorum omnis generis describendorum Tractatus.* Vergl. auch Bader, Bibliothéque des écrivains de la compagnie de Jésus etc. II^e série. Liège 1854. S. 204 fg. (R. Pallmann.)

GRIEPENKERL (Friedrich Konrad), tüftlicher

Wäbager und philosophischer Schriftsteller, geb. den 10. Dec. 1782 zu Petze, einem derzeit zum Fürstenthume

Hildesheim gehörigen Städtchen zwischen Braunschweig und Hannover, wo sein Vater als Prediger lebte, gest. zu Braunschweig den 6. April 1849. Den ersten Unterricht erhielt er durch seinen Vater, dann besuchte er die Schule in seiner Vaterstadt, im J. 1796 brachte ihn sein Vater nach Braunschweig, wo er Anfangs den Unterricht auf dem Catharineum, später auf dem Collegium Carolinum genoß. Hier tüchtig vorbereitet, bezog er 1805 die Universität Göttingen und studierte daselbst bis 1808 Theologie, Philosophie und Pädagogik. Für die beiden letzteren Fächer wurde er durch die Vorträge von Friedrich Herbart, zu dessen ersten und eifrigsten Schülern er gehörte, besonders angeregt. Herbart gab dem frebsamen jungen Mann bei seinem Abgange von Göttingen Empfehlungen nach der Schweiz mit an Philipp Emanuel Fellenberg, welcher damals auf seinem Gute Hofwyl bei Bern zu dem schon bestehenden landwirthschaftlichen Institut und der Armenschule zugleich eine Erziehungsanstalt für Kinder wohlhabender Aeltern zu gründen beabsichtigte. Die Anstalten blühten damals; unter den frebsamen Männern, die, wie Schacht, Kertum und Jesse zu ihrem Gedeihen beitrugen, gehört auch Griepenkert. Um das neue Institut hat er mit den Uebersetzungen Besondere Verdienste, indem er in ihm eine veränderte Lehrmethode, die höchst wahrscheinlich aus Herbart's Ideen beruhte und erst in der neuesten Zeit immer mehr Geltung gewinnt¹⁾, in Anwendung zu bringen suchte. Ungeachtet des Ganges, in den die junge Anstalt durch ihn gekommen war, und trotz der ehrenvollen Stellung, die er hier einnahm, verließ Griepenkert, durch persönliche Neigungen veranlaßt, doch im J. 1816 Schwyz und kehrte nach Teutschland zurück, wo er noch in demselben Jahre eine Anstellung als Collaborator am Catharinengymnasium zu Braunschweig erhielt. Bald darauf wurde er ordentlicher Lehrer an derselben Anstalt. Im J. 1821 promovierte er zum Doctor phil. und rückte neben Beibehaltung seiner Stelle am Gymnasium in die außerordentliche, 1825 in die ordentliche Professur der philosophischen und schönen Wissenschaften an der höchsten Landesschule, dem Collegium Carolinum, auf. Im J. 1828 verschmolzen mehrere Gymnasialanstalten zu Braunschweig zu Einem. Griepenkert erhielt an dem neugebildeten Obergymnasium die Stelle als Lehrer der teutschen Sprache und Literatur, der Mathematik und der philosophischen Vorbereitungswissenschaften, während er auf dem Collegium Carolinum seine Vorlesungen über Encyclopädie der Philosophie, Logik, Ästhetik, über teutschen Styl und teutsche schöne Literatur fortsetzte.

Eine gefährliche Krankheit nöthigte ihn bald darauf, sich zu schonen. Die braunschweigische Regierung war wohlwollend genug, darauf einzugehen. Griepenkert behielt seine Stellung am Collegium Carolinum bei, die nach der Widmung der Schrift: „Briefe u. s. w.“ an den Herzog von Braunschweig seine Thätigkeit, obgleich nicht zu sehr, am meisten in Anspruch nahm. Außerdem wurde

sein Dienst dadurch erleichtert, daß er einen Theil seiner Stunden an dem Obergymnasium abgab und sich an dieser Anstalt nur auf die Prima beschränkte. Um sich jedoch dieser Anstalt auf alle mögliche Weise nützlich zu machen, widmete er sich ihr in seinen letzten sieben Lebensjahren in einer Kunst, in welcher er, obgleich nur Vileitant, eine selbst von Besten geschätzte Meisterschaft besaß, nämlich in der Musik, indem er den Gesangsunterricht auch der unteren Classen übernahm. Er richtete hier wie in seinen anderen Unterrichtsfächern sein Augenmerk nicht auf Abdringung, sondern auf die Bildung des Geschmacks der Schüler, suchte sie also zur Selbstthätigkeit, zur Selbstarbeit, einem der Kriterien des erziehenden Unterrichts, zu führen. Da er sich überall als der anfrichtige und wohlwollende Freund der Jugend bewies, so war er ein bei der Jugend beliebter Lehrer. Zu den Schülern, die durch seinen Unterricht zu specielleren Studien in der Musik angeregt wurden, gehört Eduard Lehmann, bekannt als musikalischer Schriftsteller (vergl. A. Retkol. v. Deutschl. Jahrg. 26. S. 337), und sein eigner Sohn Wollg. Robert Griepenkert. Er starb an der Brustwassersucht und hinterließ fünf Kinder, von denen der älteste, Wolfgang Robert (s. d.), ebenfalls Professor der teutschen Sprache und Verebamfist am Colleg. Carol. (gest. 1868) sich besonders als Dramatiker hervorgethan hat. — Griepenkert war mit einer Braunschweigerin, der Tochter des Kammeraths Ribbenpote, die er schon in der Schweiz hatte kennen lernen und die ihn hauptsächlich zur Uebersiedelung nach Braunschweig vermocht hatte, vermählt. — Wenn sein früherer Lehrer Herbart schon als junger Professor den studirenden Griepenkert zu seinen besten Schülern zählte, dann war das später, als Griepenkert einige seiner philosophischen und auf Herbart basirenden Schriften veröffentlicht hatte, noch mehr der Fall. Er richtete an ihn, den er nun seinen Freund nennt, die Schrift: Zur Lehre von der Freiheit des menschlichen Willens. Briefe an Herrn Professor Griepenkert von Herbart. Göttingen 1836 (in Herbart's Werken Band IX. S. 241 fg.). Als zur Herbart'schen Schule gehörig, wird Griepenkert auch von Ueberweg, Grundriß der Gesch. der Philosophie. 3. Theil: Zweite. 2. Aufl. Berlin 1868. S. 318, genannt.

Griepenkert's Schriften behandeln vorzugsweise das philosophische Gebiet. Zu nennen sind: Lehrbuch der Ästhetik. In zwei Theilen (aber nur ein Band). Braunschweig 1827. Lehrbuch der Logik. Braunschweig. 1828. (2. Aufl. Heimbach 1831.) Genetische, ein Taschenbuch auf d. J. 1830. Braunschweig. Briefe an einen jüngeren gelehrten Freund über Philosophie und besonders über Herbart's Lehren. Göttingen. 1832. — Außerdem lieferte er verschiedene Beiträge im Braunschweig. Magazin, im Ritternachschichte und mehreren anderen teutschen Zeitschriften. — Vergl. (Schmidt), Neuer Nekrolog der Deutschen. 27. Jahrgang 1849. 1. Theil. Weimar 1851. S. 269—271, dem ich hauptsächlich folge. (R. Pallmann.)

GRIEPENKERL (Wolfgang Robert), des Vorigen Sohn, teutscher Dichter und Schriftsteller, wurde

¹⁾ Sie ist vertreten durch die in Leipzig erscheinende Zeitschrift von Biller.

den 4. Mai 1810 zu Hofwyl im Canton Bern, wo sein Vater Friedrich Konrad Griepenkert (f. d. Art.) als Lehrer an einer Erziehungsanstalt thätig war, geboren. Ein Einfluß der ästhetischen Studien seines Vaters auf seine Erziehung ist in sofern wahrzunehmen, als er wenigstens Anfangs ganz in die Fußstapfen desselben trat. Nach Beendigung seiner Studien privatisirte er, mit allerlei literarischen Plänen beschäftigt, in den Jahren 1835—1839 zu Braunschweig, wohin sein Vater 1816 übergesiedelt war. Mit der Stellung eines Lehrers der Literatur und Aesthetik am Carolinum zu Braunschweig (1839) verband er seit 1840 die eines Professors der deutschen Sprache und Literatur an der dortigen Kadettenanstalt. Die unten zu besprechenden Dichtungen Griepenkert's, die ihm allein eine Stelle in der deutschen Literatur sichern, gehören nicht der früheren Periode seines Lebens an; vielmehr sind dieselben erst die Frucht einer langjährigen Reflexion, die durch die Ereignisse des Jahres 1848 gereizt wurde. Diese Reflexion selbst ging von dem Gedanken aus, auf der Grundlage der griechischen Tragödie und einer neuen Theorie der Musik eine Reformations des modernen Drama's aufzubauen. So bewegen sich denn alle früheren Schöpfungen Griepenkert's auf den genannten beiden Gebieten. Noch in seine Studienzeit gehören die „Bilder griechischer Vorseit“ (Bern 1833), sowie der Anfang einer Uebersetzung des Sophokles. Als erster Theil derselben erschien 1835 „Der König Oedipus“, welchem 1842 die Antigone folgte. Im 1836 zu Braunschweig erschienenen epischen Gedicht „Die sitinische Radenna“ ist jetzt gänzlich verschollen. In der That war das Epos mit seinen Anforderungen an Ruhe und Objectivität am allerwenigsten der Boden, auf dem sich der rastlos unruhige, behändig mit der Uebersätze der Gedanken ringende Geist des Verfassers hätte entfalten können. Offenbar heimischer finden wir denselben auf dem Boden der musikalischen Novellen. Neben den kleineren Novellen, die jetzt höchst selten noch gelesen werden dürften, gehört hierher vor Allem: „Das Musikfest oder die Beethovener“, Leipzig, 1838 (2. Auflage: Braunschweig 1841). Der darin verflochtene Roman ist Lebenssache; als der Träger der Ideen des Verfassers erscheint ein junger Graf Adalbert von Rohr, der berufen ist, gegenüber dem hausdornigen gedankenlosen Hangen der einen Partei an den sogenannten Classikern und der kalten handwerksmäßigen Praxis der andern, die Musik der Zukunft, die sich ihm noch in Beethoven repräsentirt, die Musik, wo der Ton mit dem Gedanken eins geworden ist, in das rechte Licht zu rücken. Als der praktische Repräsentant der letztgenannten Richtung erscheint der Organist Pfeiffer und der Stelle, wo dieser auf der Orgelbank sitzt, nachdem er gleichsam die ganze Wucht der ihn erdrückenden Gedanken sammt seinem Kiebesweh auf der Orgel ausgehaucht hat, ist eine ergreifende Wirkung nicht abzuspüren. Bei alledem macht die ganze Novelle den Eindruck einer unausgelösten Harmonie — ein treuer Spiegel der inneren Zerrissenheit ihres Verfassers, ein Denkmal der eigenthümlichen Sturm- und Drangperiode des jungen Teufelslands. Wie zur Erholung von einer fieberhaften

Anstrengung finden wir in den folgenden Jahren Griepenkert auf theoretischem Gebiete thätig. Seine noch nicht zu völliger Klarheit durchgedrungenen Reformpläne legte er nieder in „Der Kunstgenuss der deutschen Literatur im letzten Jahrhundert“. Theil I. Leipzig 1846, und in der „Oper der Gegenwart“. Leipzig 1847. Wie er auf literarischem Gebiete überall das unbedingte Recht des „Modernen“ betonte, so fann er auch auf musikalischem als Vorläufer der Schule Richard Wagner's und der eigentlichen Zukunftsmusiker betrachtet werden. Verschiedene Ideen, wie in der „Oper der Gegenwart“, hatte er übrigens bereits in seiner Schrift: „Küster Verlos in Braunschweig“ (Dsl. 1843) ausgesprochen. Wie schon oben erwähnt, beruhte Griepenkert's dichterisches Schaffen nicht auf ursprünglicher Begeisterung, sondern auf Reflexion; um jedoch das letzte Princip seiner Aesthetik, die Copirung der nahten Wirklichkeit, zur Geltung zu bringen, hatte er eines Stoffes bedurft, der zugleich reelle Substrate in Fülle bot und anderseits dem Bewusstsein der Zeitgenossen nahe genug stand, um „modern“ genannt werden zu können. Man begreift leicht, wie die Zeit vor 1848 nicht dazu angethan war — trotz der allgemeinen Voraussicht eines nahenden Umsturzes und des unklaren Hinabreitens auf einen solchen — dem Dichter Stoffe der eben geschilderten Art an die Hand zu geben. Die unangeheure Aufregung aber der endlich heringebrochenen Revolution hatte auch plötzlich gereizt, bei weichen Interessen die Zeitgenossen gepackt werden mußten, um ihnen wohlthätigen Beifall abzugewinnen. Das Revolutionsdrama war nach Griepenkert's Meinung die Dichtung der Zukunft. In diesem Geiste entstand zunächst sein „Marimilian Kobespierre“, die bedeutendste Dichtung Griepenkert's überhaupt, sozann „Die Girondisten“ im Ganzen eine Nachahmung des Kobespierre. Die rasch eingetretene politische Reaction hatte zur Folge gehabt, daß die größten Theater, vor Allem die Hofbühnen, ein so bedenkliches Sujet ablehnten. Da entschloß sich Griepenkert, von der Tragweite seiner Reformen überzeugt, die Dramen selbst in den größeren Städten vorzuführen. Der rauschende Beifall, den er hier und da damit erzielte, indem man in ihm thausächlich den „Dichter der Zukunft“ gekommen wahrnte, ist wol in erster Linie auf Rechnung seines gewaltigen Vortrags zu setzen, abgesehen von dem persönlichen Interesse, welches der Dichter als Vortrager des eignen Werks erwecken mußte. Dazu kommt, daß gerade die dramatischen Schwächen des Stüdes bei der Vorführung am wenigsten zu Tage treten. Nicht der moderne Stoff an sich ist es, der der Reclitifizirung bedürfte. So gewiss es ein künstlerischer Griff des Menschens war, seinen Zeitgenossen in den „Verfern“ Selbstverlebens in erschütternden Zügen vorzuführen; so gewiss war auch hier der Dichter berechtigt, seinem von den Gedanken der Revolution erfüllten Zeitalter diese Gedanken in einem Spiegelbilde zum klaren Bewusstsein zu bringen. Klein gerade diese Aufgabe löste der „Kobespierre“ am wenigsten. Wir stehen nicht einem überlegenen Geiste gegenüber, der in Kraft der ihn treibenden Ideen selbst zum Theil die Be-

wegung erschafft und der dann durch seinen Sturz einseitig das Verfehlte seines Werkes fühlt, anderseits das Wahre und Bleibende daran in um so helleres Licht rückt, sondern einem von den vielen Köpfen im Drama der französischen Revolution; wol steht er, vielschlecht allein, dem Ereigniß der Revolution zugleich reflectirend gegenüber — und dies hatte wol vor Allen dem Dichter vermocht, ihn zum Helden zu erwählen —, aber schließlich ist doch auch er nicht der bestimmende Factor der Entwicklung, der aus der Welt des Gemüthes heraus dem Geschehenden seine Bahnen anweist, sondern wie die andern beeinflusst von der ungeheuren Wucht der Ereignisse und machtlos ihnen unterliegend. Aus alle dem geht hervor, daß die Dichtung — trotz der gegentheiligen Versicherungen des Dichters in der Einleitung zu dem gedruckten Drama *) — den ersten Anforderungen an das Trauerspiel, wie sie Aristoteles in seiner Poetik endgültig aufgestellt hat, nicht entspricht. Sie bietet eine epische Handlung der Massen, oder vielmehr vorwiegend Begebenheiten, nicht die wohlmotivirte Handlung eines Helden, die zu einer Katastrophe führte und schließlich durch „Mitleid und Furcht die Einlegung derartiger Lebensweisen zu Stande brächte“²⁾. Das Stück selbst zeigt nur zu deutlich, wie der Dichter sich des Bewußtseins aller dieser Mängel nicht entziehen konnte. Die mäßige Zusammenstellung Robespierre's mit Danton, der noch dazu eher als der eigentliche Held erscheint, wird durch die Verfestigung Danton's im dritten Act aufgehoben; und am nunmehr den Schwerpunkt der Handlung wirklich in die Person des Helden verlegen zu können, wie es das echte Trauerspiel fordert, motivirt der Dichter den weiteren Verlauf durch eine Umstimmung Robespierre's, die durch die Betrachtung der Königsgräber in St. Denis erzeugt wird, gänzlich gegen die bisherige Anlage und die eigentliche Tendenz des Ganzen. Ihm dem Leser oder Hörer einen Anhalt zu bieten, was er sich aus dem Chaos der Massenscenen als den Niederschlag derselben entnehmen soll, bedient sich der Dichter der Person der Iphigene Cabarrus, wie der antike Dramatiker des Chors; ihre Verse würden jedoch überflüssig sein (und sie allein spricht in solchen), wenn das Drama selbst durch seine Anlage und die Wirkung der Katastrophe dem Zuschauer einen bestimmten Standpunkt anwies. In noch höherem Grade hatten alle diese Gebrechen der Nachahmung des Robespierre, des Girondisten, an. Hatte der Dichter im erwähnten Drama wenigstens äußerlich die Einheit des Helden noch getreuet, so haben wir es hier von Anfang bis zu Ende mit einer ganzen Versammlung von Helden zu thun; auf seinen derselben concentrirt sich dauernd das Interesse des Dichters, ganz abgesehen davon, daß hier von einer Entwicklung der Handlung aus den Charakteren erst recht nicht die Rede sein konnte; die Begebenheiten verschläng vollständig die Handlung. So erklärt sich denn hinreichend, daß der

theatralische Erfolg, den die beiden Stücke bei ihrer eudischen Aufführung hervorriefen, den vorher gehegten Erwartungen nicht entsprach. Das Publicum mochte fühlen, daß „der Donner, den nach Griepenkert's eigenen Worten in der Einleitung der Kothurn der Wirklichkeit auf der Bühne hervorgerufen muß, oft nur als hohler Theaterdonner erscheint“³⁾.

Ueber die weiteren Schöpfungen des Dichters können wir uns kurz fassen. Die bei den ersten beiden Dramen gemachten Erfahrungen, vor Allen aber die durch die Reaction gänzlich veränderten Zeitverhältnisse entsetzten Griepenkert selbst wieder von dem Gebiet, das er zu reformiren gehofft hatte. Steht auch sein nächstes Drama: „Ideal und Welt“ (1855) noch auf dem Boden des sogenannten Jungensichthums, so ist es doch aus der Sphäre des Volksdramas schon in die des Salons hinübergetreten, eine Nachahmung Gutzkow's, die diesen nach dem Ausspruch Julian Schmid's nur durch die Kläglichkeit der Charaktere und die Rohheit der Sprache übertrifft. Dagegen gehört das 1861 erschienene Volksdrama: „Auf der hohen Raft“ mit seinen „Bergwerksszenen und unterirdischen Analektiken“⁴⁾ gar nicht mehr dem Gebiete des eigentlichen Dramas an. Noch einmal veränderte sich der Dichter an einem historischen Stoffe in dem Stücke: „Auf St. Helena“ (1862); aber auch hier entschied der Mangel an eigentlich dramatischem Gehalt, die Mischung von Geschichte und Anekdote das gänzliche Mißlingen des poetischen Planes. — Vergessen von denen, die einst seine Triumphe verflüchtigt hatten, erlag der Dichter dem Kampfe mit Misverhältnissen aller Art, ja selbst mit Mangel und Armath, am 17. Oct. 1868 zu Brannschweig. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob sein ansehnliches Talent nicht noch andere Früchte hätte zeitigen können, wenn er dem Extreme der Tagesmeinung weniger Einfluß auf seine Entwidlung eingeräumt hätte; jedenfalls kann sein Verdienst in der Literaturgeschichte immer als ein warnendes Beleg dienen für die Wahrheit, daß der wahre und dauernde Erfolg dichterischer Kunst minder abhängig ist von dem Umlange und der Energie ihrer äußeren Mittel, als vor Allen von der Klarheit ihrer Ziele!

(E. Kautsch.)

GRIES, Paß in der Schweiz von Wallis nach Tessin. Der Weg, durchgängig nur für Fußgänger und Saumbirrer, verläßt bei Ober-Göselen, einem in Oberwallis am Rhodensusse 1 Meile unterhalb des Rhodens gleiches 1338 m. (4119 par. Fuß) hoch liegenden Dorfehen, das Hauptthal, berührt bald darauf den Weiler Im Loch und zieht sich nun 1 Meile weit in dem engen,

1) „Maximilien Robespierre“ erschien im Druck erst 1851 zu Bernen; „Die Girondisten“ ebenfalls. 1852. 2) Vergl. Aristoteles' Poetik VI, 2.

3) Worte Gottschall's in dem trefflichen Retrolog Griepenkert's in „Unsere Zeit“, 1869, S. 952. Allzu hart erscheint dem gegenüber das Urtheil Julian Schmid's in der „Geschichte der deutschen Literatur im neunzehnten Jahrhundert“, 3. Bd. S. 229; „Die Nachsicht ist im neuen Stück (dem „Robespierre“) so roh, sie bedient sich so gewöhnlichen der oberflächlichsten haubdrücklichen Motive, sie spekulirt so ungeschickt auf den gemeinen Effect, daß hier nur noch ein sehr trüber Ausdruck des Theils am Ort sein kann.“ 4) Vergl. Gottschall a. a. O. S. 952.

stellen, durch mehrere Wasserfälle belebten Ggäntthale, zweimal den weissen Bach überschreitend, thalaufwärts. Die an ihrem Fuße noch mit Lärchen bewachsenen Wände des Blafhorns (2781 m.), der Galmibörner (Monts Galina, das nördliche 3018, das südliche 3084 m.), des 2907 m. hohen Pizzo Nero und des Pizzo Gallina (3060 m.), an denen mehrere Gletscher hängen, schränken im Osten das Thal ein, im Westen erheben sich der Rell 2480 m. und das Hoheist 2758 m. Bei den Alpenhöfthen Im-Lad am Fuße des von Süden herabkommenden Griesgletschers wird das Thal offener, der Pfad theilt sich, der eine Weg führt westlich thalaufwärts bis zu der Fischbalaal, der andere zieht sich gegen Südosten am steilen Hange des Rufenenflades empor. Abermals theilt sich der Pfad, zu zwei verschiedenen Pässen führend: der eine überschreitet nach Norden, aber steilem Anstieg den 2443 m. (7521 par. Fuß) hohen Rufenenpaß und steigt dann im Bettretthal des obern Tefsinflusses abwärts in 2 1/2 Meilen bis Altdöls; — der andere überschreitet den Griespaß in der Höhe von 2540 m. oder 7819 par. Fuß (Ziegler's Karte von Tefsin 2446 m. oder 7530 Fuß), bald an der Seite des von Westen kommenden, 1 Meile langen Griesgletschers, bald über die hier flachen und in 20 Minuten unsicher zu überschreitenden Gletsassen desselben hinweggehend; östlich vom Pässe steigt das Grieshorn an der Grenze von Wallis, Tefsin und Piemont 2926 m. (9007 par. Fuß) an, westlich gehen höhere Spizen, wie das Bettelmattenhorn 3296 m. (10,146 Fuß), das Hohlsandhorn 3205 m., das Banhorn 2953 m. zwischen mächtigen Gletschern empor. — Von der Paßhöhe, die einen Rückblick auf die berner Alpen, wie schöne Blicke auf die tefsiner Alpen mit der nahen Schneepyramide des 3276 m. hohen Vasobine bietet, steigt der Pfad rasch über Thonschieferthalen hinab in das piemontesische, doch noch teufsch lebende Formazzathal, bei den Ernühütten Bettelmatten und Morast vorbei, vereinigt sich nach 3/4 Meile bei den Alpenhöfthen Kechbach oder a Rialt (1517 m.) mit dem von Norbosten aus dem Bettretthale herüberkommenden San Giacomo-Paß, der in einer Höhe von 2308 m. die Grenze von Tefsin und Piemont überschreitet, und steigt um 1/2 Meile weit in dem durch Felsenwände eingeengten grünen Thale des braufenden Toce (der Toza) abwärts; zahlreiche Weiler und Häuser: Auf der Fruth (Sulla Frua), Gascata di Fruth, Unterfruth, Fruthwald (in Camoscha) mit Riedle, Garsten (in Grovello), Brennen, Zumbegg (al Pont), folgen in rascher und anmuthiger Abwechslung bis Formazza (Pommat), einem noch 1263 m. hoch gelegenen Dörfchen. Das Thal hat von Bettelmatten an vier scharf markirte Thalstufen; an der vierten, oberhalb Unterfruth, mündet die wasserreiche, 26 m. breite Toza 150 m. hoch in drei Abfällen herab und bildet einen der gewaltigsten, schönsten und wasserreichsten Fälle der Alpen, ja nach vielen Berichten den großartigsten dieses Gebirges; ein einfaches Hotel oberhalb desselben bietet dem Wanderer die nöthige Erquickung. Unterhalb desselben beginnt der Fahrweg wieder, und obgleich noch hohe und beglückerte

Gipfel, wie die Cima Rossa 3007 m. im Westen, beiderseits auf das Thal herabschauend, nimmt dessen Sohle doch bald italienische Klima an und prangt in italienischer Vegetation, wie denn auch mit Antermatten (alla Chiesna), Staflirwald (San Michele) und Unterhalb (Foppiano) die teufsch Namen der Drischaffen aufhören und die italienische Sprache sich geltend macht. Domo d'Issola, 4 Meilen abwärts von Formazza und 306 m. hoch, ist der Ausgangspunkt des Alpenhalses; der Toce mündet nurweit Ballanza in den Rangen Eee. (Otto Deltsch.)

GRIES, ein nur ein paar Stunden von Vohen entferntes Städtchen, in einer gegen Nord und West geschützten Lage, hat neuerer Zeit Stellung unter den klimatischen Curoten gewonnen. Für Brustfranke bietet Gries vom September bis zum Frühjahr einen zweckmäßigen Aufenthalt. Aber bereits im März stellt sich die Hitze ein und ist im April und Mai unerträglich, besonders deshalb, weil es an Schatten fehlt. Durch Wollen und durch den Gebrauch von Trauben im Herbst kann der Aufenthalt in Gries unterstützt werden, der übrigens durch die Nähe von Vohen für den Fremden ein weniger vereinsamer Ort ist. (Fr. Wilh. Theilo.)

GRIES, der (Wahlproduct). Für die Etymologie dieses Wortes, welches von Einigen, z. B. Weigand, auch „Gries“ geschrieben wird und im Englischen Grit, im Französischen Grana heißt, wird auf das, im Althochteufsch wahrscheinlich vorhandene gewesene Zeitwort grintan = jermalene verweisen, an dessen Stelle später in demselben Sprachgebiet das Zeitwort gruzjan getreten ist. Im Angelsächsischen existirt grēot. Dasselbe Grundbedeutung und dieselbe Ableitung von grintan resp. gruzjan hat der „Grüge“, althochteufsch gruzi, welcher, mit der Vorsilbe ge = cum oder simul, ein Collectivum ist und eine Gesamtmenge von jermalten Dingen darstellt, sodaß also Gries seiner Grüge ist!). Da Gries, in der Bedeutung eines grobkörnigen Sandes oder Gerades, gleichsam einer jermalten oder zerriebenen Steinmasse, auch durch das Wort „Ries“ vertreten wird, so ist es möglich, daß auch dieses etymologisch mit „Gries“ zusammenhängt, zumal der erste Buchstabe von Gries im Althochteufsch auch K war, wenn man nicht vorzieht, „Ries“ mit „Riesel“ in Verbindung zu bringen. Auch wird man nicht sich scheuen, wenn man demselben etymologischen Stamme das Hauptwort „Grus“ zurechnet, welches ebenfalls ein zerriebenes Product aus Steinen, Mörtel u. s. w. bezeichnet. Gewagter ist wol die Ableitung von dem althochteufsch rīzan, welches reizen bedeutet, sodaß Gries oder Gries das Gerissene wäre, eine Combination, welche sich übrigens auch als nicht unzutreffend für „Grüge“ ergäbe. Wenn in älteren Werken über den Mühlenbau oder Mälledetrieb von dem „Gries-Werd“, speciell von den dabei angewendeten „Gries-Säulen“ die Rede ist, so meint man darunter in seiner Weise liegend ein Erzeugniß der Mählkunst,

1) F. v. R. Weigand, Wörterbuch der Deutschen Synonymen, 1. Bd. 1. Aufl. 1845. S. 672. Nr. 862.

sondern einen Theil des Baumwerkes in der Anlage der Wassermühlen, namentlich am Hochbaume *). Der Gries in der Urinblase bei krankhafter Disposition oder der Blasengries gehört in das Capitel der Nephelien, speciell der Pathologie. Für den nachfolgenden Artikel wird Gries ausschließlich als Mahlproduct zum Zweck der Nahrung behandelt werden.

Wenn die Thätigkeit der Mühle, sei es der einfachen Hand- oder der complicirtesten Dampf- oder Wassermühle das Reiben der Samenform des Getreides ist, so stellt sich, wenn auch nicht historisch als elementares Product, so doch der Größe nach begrifflich in die erste Reihe die Graupe als der noch ganze, aber von der Schale befreite Körper des Kornes. Die von ihm abgelöste Schale, welcher freilich stets mehr oder weniger Theile von dem weissen Kerne anhaften, bildet die Kleie. Wird das Korn grob zerrieben, so hat man in dem Gemenge das Schrot vor sich, welches aber wegen dieser kunkelhaften aller Mahloperationen oder Manipulationen geschichtlich das erste Product dieser Industrie gewesen sein dürfte. Wenn man die Graupe nicht zu Pulver, sondern zu gröberen Bestandtheilen zertheilt, so erhält man die oder den Größe, welcher früher zugleich den heute sogenannten Gries betrug; denn dieser letztere ist in dieser Vorbildung wol ein neueres Product, da wir ihn in den ältern teutschen Werken über Mülerei, worin der oder die Größe als ein bekanntes, ausgeprägtes Ergerniß vorkommt, nicht erwähnt finden. Nachdem später die „Größe“ sich auf die gröbere Zerkleinerung, besonders bei gewissen Körnern, namentlich vom Buchweizen oder Halbsorn, beschränkt hatte, bildete sich die weitere Abkufung des Grieses, als eines feineren, von jeder Schale befreiten Productes, welches mehr und mehr in Aufnahme kam, und vorzugsweise erst seit dem 19. Jahrh. seine eigentliche weitestgehende Bedeutung für Mülerei, Handel und Consumption gewonnen hat. Feinen Gries nennt man auch „Grieslein“, sowie der Gries bei der nicht spielenden Griesmülerei auch „Grümgries“ heißt. Wird der weisse, entkörnte Körper des Samenform vollständig pulverisirt, so hat man das Mehl. Noch im 18. Jahrh. erschienen alle die einzelnen Aufkufungen neben dem Schrot und der Kleie nur die Graupe, die Größe und das Mehl. Es heist in dieser Hinsicht z. B. in dem oben angeführten Theatrum machinarum molarium *): „Die Größe oder die Graupen pflegt man gemeinlich auf folgende Art zu machen: Erstlich wird von der Gerste, woraus man Größe haben will, die grobe Schale abgestampft, und nachdem dieses geschehen, bringt man solche auf eine Wehmühle, auf welcher sie geschrotet wird, und diesen Schrot nennt man nachgehends Größe oder zerrißene Graupen.“

Den Gries kann man begrifflicher Weise aus allen Körnern bereiten, welche auch Mehl liefern. Zwar aus Roggenkörnern wird keiner fabricirt, dagegen

auch Gerste; jedoch ist dieses Product von geringerem Werthe und geringerer Veräußerlichkeit und wird jetzt nur in ärmeren Gegenden gekauft, während man ihn in vielen Gegenden gar nicht kennt *). Dagegen ist der aus Buchweizen und aus Reis fabricirte Gries ein sehr gangbarer Artikel *). Der weisse Gries wird gegenwärtig aus Weizen bereitet, während man in denselben Ländern, wo, wie in Südwestdeutschland, Spelz oder Dinkel gebaut wird, auch diese Getreideart dazu verwendet. Erst etwa drei Jahrzehnten wird auch sogenannter „Krautgries“ als ein besonders nahrhaft gepriesenes Product in den Handel gebracht; er kann begrifflicher Weise aus verschiedenen Getreidearten, beziehungsweise aus einer Mischung mehrerer bestehen. — Für das Zeitalter der (späteren) Griechen und Römer werden in den Wörterbüchern *κράνον* und *κραιον* (auch *κραιον*), latin. crimum (z. B. bei Celsus) und *ptisana*, durch Gries übersetzt; doch können diese Bezeichnungen auch unserer Graupe oder unserer Größe oder unserer Schrote entsprechen.

Die Herstellung eines feinen Grieses entspricht den Griesen, als eines in der Zerkleinerung weiter als der Größe vorgeschrittenen, feinen und weissen Mahlproductes, welches eben deshalb noch weit von der weissen Pulverisirung fern bleibt, ist, wenigstens in großen, erheblichen Massen, erst ein Werk der neuesten Zeit, wo die desfallsigen Einrichtungen der Mühlen diesen Zweck erreicht haben. Wir entnehmen die nachstehende Beschreibung des Mühlenprocesses, durch welchen gegenwärtig Gries bereitet wird, einem neuen teutschen Werke *). „Wir haben bisher — heist es hier — das Mahlproduct, welches von den Einschlagszylindern Nr. 29, 38 und 35 (in den beigegebenen Zeichnungen) ausgeworfen wird, bis zur gänzlichen Auscheidung der Kleie verfolgt und bemerkt, wie der durch die Einschlagszylinder — Abdrücker abgegebene Gries (es ist hier Weizengries gemeint) mittels der Transportschrauben Nr. 31, 40 und 41 in den doppelten Griesbehälter Nr. 32 geschafft wird. Der grobe Gries, vom erstmaligen Einschütten der Frucht erzeugt, liegt in der Abtheilung A, der feine Gries aus Schrot Nr. II., den Kuppen, gewonnen, liegt in Abtheilung B. Hierfür. Jede dieser beiden Abtheilungen communicirte mit dem Schöpfwerk Nr. 57 und kann durch einen Biegeschieber abgeleitet werden. Dieses Schöpfwerk transportirte den groben und feinen Gries, je nachdem der entsprechende Abflussschieber gezogen wurde, nach dem Gries-Einschlagszylinder Nr. 58. Taf. XXXIII, Fig. 1. Dieser Gellender, achtheilig, 11,92 Fuß lang, 2,75 Fuß im Durchmesser, hat auf 9,09 Fuß Länge einen Seidengaze-Überzug und auf 2,83 Fuß Länge einen Drahtgaze-Überzug von Messing. Zweck dieses Cylinders ist, das dem Gries noch anhängende und

*) So z. B. in dem zu seiner Zeit bedeutenden Werke von Joh. Matthies Meyer und seinen Mitarbeitern „Theatrum machinarum molarium.“ Leipzig 1735. S. 15 und fter. *) S. 86.

4) H. T. Boesche, Praktisches Lehrbuch der Mühlenbaukunst. Berlin 1848. S. XII. 5) Penza. 6) Richter. Remmann (Erläuterung in Halle a. d. S.). Der Mühlenbetrieb dargestellt durch Zeichnungen und Beschreibungen vollständiger Mühlenanordnungen, sowie einzelner Maschinen und Betriebsmittel zur Fabrication von Mehl, Gries, Graupen und Reis. Weimar 1864. S. 224 fg.

beigemischte Mehl gänzlich zu entfernen, ehe derselbe dem Winde ausgesetzt wird und dieses Mehl dadurch theilweise zu Verluste ginge. Während nun durch den Seidengagelberger Mehl ausscheidet und durch eine Transportschraube im Innern des Kastens nach dem Sackrohr Nr. 69 geschafft wird, fällt der Gries durch das Drahtgeseht in die Transportschraube Nr. 60; endlich werden die im Gries noch enthaltenen Koppeln vom Gylinder ausgeworfen, im Sackrohr Nr. 63 gesammelt und auf den Gang Nr. 9 und 10 zum Vermahlen gebracht. — Die Schraube Nr. 60 transportirt den Gries nach den beiden Hochhäusern, auch Wiener Grieshäusern genannt, Nr. 61 und 62 im 3. Stockwerk, beziehungsweise in deren Schöpfwerke, Taf. XXXII, Fig. 3 und Taf. XXXIX, Fig. 2 und 3. Diese Hochhäuser bestehen in dreifach über einander bläsendem Wind, den der Gries sammt der feinen Kleie der Reibe nach passieren muß. Auf diese Weise wird die leichtere Kleie abgelassen, während der schwerere Gries rascher niederfällt. Dieses Durchblasen geschieht hier, wie erst erwähnt, durch drei über einander gelegene Windkanäle, welche mittels Stellvorrichtung regulirt werden können. Außerdem bewirkt der über jeder Stäube angebrachte Säuberer ein theilweises Sortiren; das über denselben hinweggehende Brodnet sind noch sogenannte Koppeln. — Auf Taf. XXXIX, Fig. 2, ist eine solche Grieskuppe in der Vorderansicht mit theilweisem Durchschnitt gezeichnet, a ist der Windkanal, durch welchen der vom Windflügel b erzeugte Wind unter den Trichterumhüllungen ausgeführt wird. Nachdem der Gries diesen Luftstrom wiederholt passiert hat, wird er in den vor der Stäube aufgestellten Küssel c angelamelt. Fig. 3 stellt den Grundriß vor. Aus diesen Küsseln wird der Gries nun noch auf die Tafelhäusern, auch teutsche Grieshäusern genannt, Nr. 65 und 66, gebracht, Taf. XXXII, Fig. 3. Ein liegender Windflügel a ist durch ein über den Tisch oder die Tafel hinlaufendes, unten offenes Rohr c mit dem Staubhaufe d verbunden. Der bei c in das Windrohr durch ein Schöpfwerk eingeführte Gries wird durch den Luftstrom auf der Tafel sich je nach seiner Schwere ablagnen und daher die noch enthaltenen kleineren rothen Kleinteilchen, sogenannte Flugkleie, am weitesten gegen das Staubhaufe abgelagert. — Die Transportschraube Nr. 60 vom Grieseinlagerschleuder nach den Hochhäusern hat seitlich ein Sackrohr Nr. 64, das Zwierlei zum Zweck hat. Nämlich erstens, angenommen, es würde mehr Gries erzeugt als durch Umstände momentan gepuht werden kann, daß der Behälter Nr. 32 nicht mehr hinreichen würde, so wird das Schöpfwerk Nr. 57 in Thätigkeit gebracht, ein Theil des Grieses durch den Einschlageschleuder gefördert und durch dieses Rohr der Schraube entgegen in Sack gefaßt; in diesen vorläufig aufbewahrt, kann er sodann zu beliebiger Zeit den Schöpfwerken der Hochhäuser übergeben werden. Zweitens hat dieses Sackrohr noch zum Zweck, falls man einmal die Hochhäuser umgeben will, daß man diese Sack gleich in die Beckenwerke Nr. 67 und 68 der Tafelhäusern ausleeren kann. — Der geringste, von allen Koppeln, Staub

und Flugkleie befreite Gries kommt nun endlich auf die Mahlgänge Nr. 3 und 4 und liefert die feinsten Mehlsorten. Beide Mahlgänge arbeiten zusammen in das seitliche Schöpfwerk Nr. 69, welches das Mahlproduct nach dem Sortircylinder Nr. 70 transportirt, Taf. XXXIII, Fig. 1. Dieser Cylinder hat 21,35 Fuß Länge, 3,25 Fuß Durchmesser, ist achtheilig, ohne Klopfer und mit Seidengage bezogen. — Der Kasten hat 8 Sackrohrs und zwar 4 Sack für feines Mehl, 3 Sack für je eine Sorte Grieslein, endlich einen Sack für den Auswurf. — Die Mahlgänge Nr. 1 und 2 dienen zunächst zum Ausmahlen des Griesleins, welcher bei den angeführten Mehlschleudern Nr. 30, 36, 39, Nr. 70, Sackrohr Nr. 50 u. s. w. aufgefaßt wurde. Beide Gänge liefern zusammen in das Schöpfwerk Nr. 71, welches das Mahlproduct nach dem Sortircylinder Nr. 72 transportirt. Dieser Cylinder hat ganz die gleiche Construction wie Nr. 70 und ebenfalls vier Sackrohrs für Mehl, drei Sackrohrs für Grieslein und ein Sackrohr für den Auswurf. — Kennt man eine gewisse Scheffelzahl Weizen, welche zusammen in die Mühle gebracht, dem Vermahlen übergeben, und in den verschiedenen Mehlsorten, Gries und Kleie in das Magazin zum Rechnungsabschlusse gebracht sind, eine Mahlung, so versteht sich von selbst, daß die Gänge Nr. 1, 2, 3 und 4 während einer ganzen Mahlung nicht allein die vorher angeführte Function haben, sondern zu Anfang derselben, wo es gar keinen oder nur wenig sogenannten Grieslein gibt, dienen alle vier Gänge zum Vermahlen des groben Grieses von den Stäuben. — Im Verlaufe der ganzen Mahlung treten dann die angegebenen Functionen, nämlich Nr. 3 und 4 großer Gries, Nr. 1 und 2 Grieslein, ein, endlich am Schluß der Mahlung können alle vier Gänge zum Ausmahlen des Griesleins Verwendung finden."

Nach demselben Gewährsmannem gibt man bei der „einfachen“ (alten) Mülerei, die man auch „grobe“ Mülerei (monture à la grosse) nennt, den Steinen eine enge Stellung, das Getreide wird nur einmal aufgeschüttet und so fein gemahlen, daß Mehl und Kleie ohne Weiteres getrennt werden und Gries nicht entsteht oder nur wenig. Bei der Mülerei mit mehrmaligem Aufschütten (monture économique) stellt man die Steine weiter, so daß man Schrot und co. mehr Gries erhält, und dann erst folgt das Ventilen. Bei der sogenannten neuen Mülerei (welche man auch amerikanische oder französische nennt) stellt man die Steine gleich von vorn herein so enge, daß man den größten Theil des Mehles abdecken kann; sie unterscheiden sich aber von der älteren auch darin, daß der ebenfalls getrennte Gries und die Kleie besonders und zwar jede Sorte für sich weiter ausgemahlen wird. — Die speciell sogenannte Griesmülerei, die man auch die sächsische oder Wiener Mülerei nennt, hat viel gefüllte Steine und liefert zunächst Schrot, so daß sich nur die Schalen von dem Kerne ablösen, welcher in griesförmige Stücken zerfällt, die nach ihrer Hebeln in Mehl, Gries und Kleie getrennt werden. — „Bei weiterem Aufschütten mahl man wieder auf

Gries, welchen man sortiert und schließlich besonders auf die Gänge gibt, wodurch man die weißesten und feinsten Mehlsorten erhält." — Auf der weiteren und engeren Stellung der Siebe beruht demnach der in der neuesten Zeit so stark betonte Unterschied zwischen der Hochmüllerei und Flachmüllerei, ein Unterschied, welchen besonders für die Gewinnung einer größeren und kleineren Quantität von Gries wesentlich ist, da die engere Stellung weniger, die weitere Stellung mehr Gries erzeugt. Auch die Verwendung von Gagerzylindern statt der (älteren) Beutel hat einen sehr erheblichen Anteil an der in Rede stehenden Differenz, wobei es selbstverständlich hauptsächlich darauf ankommt, ob die Hauptabsicht auf die Erzeugung von Mehl oder auf die Erzeugung von Gries gerichtet ist. Ferner kommt es auf die Größe und Schwere der Siebe an, abgesehen von ihrer sonstigen Beschaffenheit, wofür besonders die sogenannten französischen sich den besten Ruf erworben haben. „Bei der sogenannten Griesmüllerei, sagt Neumann⁷⁾, mit mehrmaligem Aufschütten kann man mit $4\frac{1}{2}$ fähigen Sieben nicht mehr als 18 (bis 20) Gentner Weizen in 24 Stunden rechnen, wenn die wöchentliche Leistung auf die angegebene Zeit reducirt wird.“

Den Proceß des Mahlens, wobei aus Weizen neben den andern Producten (Mehl, Schrot u. f. w.) auch Gries gewonnen wird, stellt der Genannte in dem nachfolgenden Schema auf⁸⁾:

Weizen. Gang Nr. 5 und 6.

Großer Gries (I.). Semmelmehl, Grieslein, Koppen, Schrot I.

Schrot I. Gang Nr. 7, 8, 9 (10).

Kleiner Gries (II.). Semmelmehl, Grieslein, Koppen, Schrot II.

Schrot II. Gang Nr. 11 und 12.

Mittelmehl (Polnmehl), Grieslein, klare und grobe Kleie.

Großer Gries I. Gang Nr. 3 und 4.

Feinste Mehlsorten und Grieslein.

Kleiner Gries II. Gang Nr. 1 und 2.

Feines Mehl und Grieslein (zum weitem Vermahlen).

Das amerikanische System der neueren Müllerei, sofern es wesentlich auf die Production von Mehl und nur nebensächlich auf die Gewinnung von Gries gerichtet ist, ergibt nach derselben Quelle⁹⁾ folgende Resultate (beispielsweise), und zwar aus Weizen:

Mehl erster Sorte	64
Griebsmehl (resp. Gries)	3
Aus dem Beutel kommende Mehl zum Wiederaufschütten	6
Mehl 3. und 4. Sorte	2)
	75

Transport 75

Grobe Kleie (zu 20 Kilogramm pr. Hectoliter)	6
Feine Kleie (zu 24 Kilogramm pr. Hectoliter)	7
Zum Wiederaufschütten (zu 28 Kilogramm pr. Hectoliter)	6
Dreigleichen (zu 45—50 Kilogramm pr. Hectoliter)	4
Abfall oder Verlust	2
	100

Bei der speciellen Griesmüllerei stellen sich für durchschnittlich 100 Gewichtstheile Weizenformern nachstehende Ergebnisse, ebenfalls nach Gewicht, heraus¹⁰⁾:

Mehl Nr. 0: Kaisermehl	$4\frac{1}{2}$
„ „ 1: Hofmehl	$9\frac{1}{2}$
„ „ 2: Schwungmehl	17
„ „ 3: Griesmehl	18 (Gries)
„ „ 4: Semmelmehl	18
„ „ 5: Mittelmehl	15
Kleie	15
Futtermehl	2
Abgang	1
	100

Mit einer wesentlichen Verbesserung für die Wertzeuge der Griesmüllerei trat im Anfange der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts der Franzose Cabanes in Bordeaux auf, und zwar vorzugsweise mit einer „mechanischen Siebmachine“ oder einem Reinigungsapparat. Derselbe ist dazu bestimmt, „die aus dem Beutel kommende geringe Waare zu trennen, d. h. in den Griesen die feine Mehlsiebe abzulösen, eine sehr delikate und schwierige Operation, die bisher durch mechanische Mittel nicht ordentlich stattfinden konnte.“ Herr Cabanes hat das Problem gelöst, „wie die Gries auf der einen Seite des Apparates hineingehen, sich dann, während sie den Weg nach der andern Seite zurücklegen, theilen, sodass Kleie, kleine Kleie und Mehl vollständig getrennt sind.“ Seine Maschine dient deshalb auch für die sogenannten „Griesmühle“¹¹⁾.

Schon vorher hatte die Griesbereitung im Königreich Sachsen und in den erstarrten Mühlen ein sehr gutes Renommé. Ihnen zur Seite stellten sich bald auch viele Oesterrichsische, namentlich in Ungarn, wo der Weizen des Warascheldes und des Banates ein vorzügliches Material lieferte¹²⁾.

Auf der londoner Ausstellung des Jahres 1862 stellte Oesterrich unter allen Ländern die besten Mahlproducte aus, besonders aus den Wiener, prager, teschener und andern Mühlen. Hierüber sagt Prof. Rütmann¹³⁾: „Als Hauptursache der Erzeugung eines so

10) S. 260. 11) Uebersicht der Jury für die jüngste landwirtschaftliche Ausstellung in Bordeaux. 12) Particelle S. XI, 13) In dem amtlichen Bericht der Zollvereinscommission.

vorzüglichen Mahlproductes bezeichnet man richtig die Griesmüllerei, welche sich in Oesterreich veranlagt ausgebildet hat, daß zur Zeit kein anderes Land dem gleich zu kommen vermag, und die Producte der amerikanischen, englischen, französischen und gewöhnlichen deutschen Mahlmehlsbrennen unter allen Umständen dahinter zurückbleiben müssen." Derselbe fährt dann fort: „Durch den österreichischen Griesproceß scheint die deutsche Mühle wieder zu dem Rufe alleiniger anerkannter Tüchtigkeit gelangt zu wollen, welcher ihr, und zwar in ganz entschiedener Weise, von den Amerikanern, Engländern und Franzosen entzogen worden war. — Die einzigen beachtenswerthen Concurrenten dürften zur Zeit, außer den Schweizern, vorzüglich noch die französischen Mühlen sein, die neben ihren anerkannt mechanisch vollkommenen Constructionswesen ebenfalls anfangen, die Griesvermahlung theilweise zu adoptiren.“ Die speciell wiener Methode besteht, sofern sie sich als Maschinenmethode darstellt, nach Neumann ¹⁴⁾ im Wesentlichen aus der Gasse, dem Ventilsystem mit dem Beutel und dem Saubere, welcher ein (beispielsweise 7 Fuß langes) Sieb bildet, das aus mehreren Wälzern von seinem Messingdraht zusammengefaßt ist. Dazu gehört auch die Gries-Pugmaschine, deren Hauptbestandtheil ein Windschlauch ist, dessen Windung die Wehl- und Alimentsäcken absondert. Die älteren Koppenmühlen sind durch die Grieserleimäder ersetzt, welche ebenso wie die Wehläder construktirt und entweder mit seidener Gaze oder seinem Drahtgewebe überzogen sind. — Auch auf dem 1869 in Leipzig tagenden und mit einer Ausstellung von Mahlproducten verbundenen Congresse von Mültern und Mühlen-Interessenten fand die wiener Methode die ihr gebührende Anerkennung.

Zum Zweck der Aufbewahrung und des Transportes kommt, wie für alle Mahlproducte, so für den Gries außerordentlich viel auf eine möglichst trockene Beschaffenheit an; zu diesem Zwecke hat man seit einigen Jahren die Einrichtung getroffen, daß man welschen den Mahlsack einen trockenen Luftstrom hindurchtreiben läßt. Um dieses Resultat zu erreichen, ist aber vor Allem ein ganz trocken geräucherter und erhaltener Weizen oder eine sonstige Getreideart erforderlich.

Der Grieshandel hat in der neuesten Zeit eine in demselben Maße bedeutende Ausdehnung erfahren, als die Verwendung dieses Productes vermehrt und vielfältig worden ist. Wenn früher der Verbrauch hauptsächlich in der Zubereitung zu Suppe, Klammri, Bindung, Wehl- und Wehlweisen bestand, ist in neuerer Zeit eine sehr verstärkte Consumtion der außerordentlich schmackhaften Griesbröden, Grieskuchen und ähnlicher Backwerke hinzugekommen. Dafür ist aber auch der Gries das theuerste aller Mahlproducte. Unter Weizengries kostete 1869 etwa 10 Procent mehr als Weizenmehl erster Qualität.

Zur Literatur gehören außer den in den Noten angeführten Quellen alle die zahlreichen Werke über den

Mühlbau und Mühlenbetrieb; ferner die Technologische Encyclopädie von Recktl., das Polytechnische Journal von Dingler, das Technologische Wörterbuch von Karmarich und Seeren. (J. Husemann.)

GRIES (Johann Adolph Peter), deutscher Dichter und Uebersetzer, wurde 1722 zu Oldenburg geboren. Nach einem Besuch in gebundenen Uebersetzungen und eigenen Gedichten (Hamburg 1745) gab er 1750 zu Altona den „Khadamist“ des älteren Grellin in metrischer Uebersetzung heraus, 1756 die „Zenobie“ des älteren Dichters. Die von ihm beabsichtigte Uebersetzung der Homerischen Ilias kam nicht über das zweite Buch hinaus (Altona 1752). Gries starb als königlich dänischer Staatsrath und erster Bürgermeister von Altona am 22. Oct. 1790. (K.)

GRIES (Johann Michael), hamburgischer Reichsgeliebter, wurde geboren zu Hamburg den 22. Juni 1772, der vierte von den acht Söhnen des angesehenen Kaufmanns und Senators Franz Lorenz Gries und einer geborenen Hund aus Hamburg. Wenigstens als ein Mann von seltener Herzengüte und nicht gewöhnlicher Geistesbildung gerühmt, konnte doch der Vater bei seinen ausgedehnten Geschäften der Erziehung seiner zehn Kinder nicht immer die gleiche eingehende Sorgfalt widmen und überließ sie vor Allem in der Wahl des Berufes der eigenen Neigung. So entschieden sich drei von sieben Brüdern (einer war noch im jarten Kindesalter gestorben) für den Kaufmannsstand, die übrigen vier (Ludwig, Johannes, Diederich, Carl) ergriffen das Studium der Rechtswissenschaften. Wie fast alle seine Brüder entwickelte auch Johannes frühzeitig eine große Lebhaftigkeit des Geistes, die durch das rührige Leben in seiner Vaterstadt und durch den Verkehr mit einem sehr umfangreichen Verwandtenkreise reichliche Nahrung erhielt. Der Gang zur Satire — nach dem Ausbruche seines Bruders Diederich ein Charakterzug der Gries'schen Brüder — war auch ihm eigen und dieser gleichsam angeborenen kritischen Richtung ist es wohl zuzuschreiben, daß die genannten vier Brüder sämmtlich die juristische Laufbahn betraten, wenn gleich Diederich (s. diesen Artikel) dieselbe zu Gunsten seiner literarischen Arbeiten bald aufgab. Seinen ersten Unterricht erhielt Johannes Gries von Privatlehrern, später besuchte er das Johanneum und das Gymnasium seiner Vaterstadt, welche Anstalten sich schon damals trefflicher Lehrer erfreuten. Der Lehrplan unterschied sich von dem jetzt gewöhnlichen in sofern, als auch das Studium der neueren Sprachen, besonders des Französischen, Englischen und Italienischen, mit größtem Eifer gepflegt wurde, ein Umstand, der Gries in seiner diplomatischen Thätigkeit später sehr zu statten kam. Nach Vollendung seiner akademischen Studien zu Göttingen (1792 — 1795), die sich bei dem damaligen Reichthume Göttingens an ungezählten gelehrten nicht ausschließlich auf Jurisprudenz erstreckten, promovierte Gries 1795 als Doctor der Rechte und unternahm sodann eine Reise durch Teutland, um sich einen Einblick in den Rechtsgang der Reichsgerichte und des Reichstags zu verschaffen. Seit 1796 prakticirte er als Advocat in seiner Vaterstadt und beendete ausserdem von 1797 —

14) S. 178 fg.

1799 das Amt eines unbefeldeten Richters in dem Amdengetichte, sowie das eines Armenpflegers und selbst Armenvorsteher bei der allgemeinen Armenanstalt. In dieselbe Zeit fällt auch die Herausgabe einer kleinen Schrift über die Errichtung und Organisation eines HandelsgERICHTS für Hamburg; die darin niedergelegten Ideen erfüllten später eine erfolgreiche Realisirung. Im Auftrage eines hamburgischen Handelsbauers unternahm er im Sommer 1799 eine Reise nach Paris in Processangelegenheiten und knüpfte dabei einige Bekanntschaften an, die ihm in der Folge sehr nützlich werden sollten.

Seine öffentliche Laufbahn begann im Mai 1800 mit seiner Erwählung zu dem wichtigen Amte eines Syndicus des Freistaats. Als solchem lag ihm die Pflege der Beziehungen zu den auswärtigen Regierungen, der Verkehr mit den in Hamburg accreditirten Diplomaten und die Ausföhrung auswärtiger Missionen ob. Ein nicht geringer Beweis für die Begabung und juristische Durchbildung unseres Gries war es, daß er diesem Amte, welches selbstverständlich neben der gründlichsten Kenntniß der hamburgischen Rechtsverhältnisse die größte Gewandtheit im Umgange und nicht geringe Menschenkenntniß erforderte, bereits in einem Alter von noch nicht 28 Jahren auf das könnlichste vorsah. Die trüben Zeiten, in die Hamburg damals nach einer Epoche der glücklichsten Entwicklung eingetreten war, boten ihm hindernde Gelegenheiten, sich seinen Staats- und selbst vielen einzelnen Bürgern desselben nützlich zu erweisen. Noch waren die Wunden nicht vernarbt, welche dem Freistaate durch die französische Occupation (1803—1806), die Wegnahme des Amtes Altbüchel und die Sperrung der Elbe gefolgt waren, als derselbe 1810 durch ein Decret Napoleons I. dem Kaiserstaate förmlich einverleibt wurde. Aber selbst den französischen Behörden empfahl sich Gries durch seinen unbefleckten Rechtsinn und seine sonstigen nützlichen Eigenschaften in solchem Grade, daß sie ihn bei der Errichtung des sogenannten Provisoriums (Februar 1811) unter dem Titel eines *maire adjoint* — einen höheren Rang hatte er bekleiden abgesehen — in seiner Thätigkeit beließen. Später bekleidete er sogar das Amt eines Generalsecretärs der Präfectur, gleichsam als Stellvertreter des Präfecten. Seiner Umsicht und unermüdeten Thätigkeit in diesen Aemtern verdankte das damals schwergeprüfte Hamburg manche Erleichterung und die Abwendung manches Unheils. Der März des Jahres 1813 stellte die alten Verhältnisse wieder her; mit dem Wiedereintreten des Senats übernahm auch Gries das Amt eines Syndicus wieder und begab sich sogleich in einer wichtigen Mission zu dem Kronprinzen von Schweden nach Stralsund. Doch noch ehe er von dort zurückgekehrt war, hatte sich Davoust (am 30. Mai 1813) nach Abzug der Russen und Schweden Hamburgs wieder bemächtigt und unter der Zahl der von den Franzosen gedächeten befand sich nun auch Gries. Aber auch in der Verbannung war er nach Kräften für sein Vaterland thätig; in Verbindung mit andern Patrioten von Hamburg, Lübeck und Bremen unterhielt er in Mecklenburg den Verkehr mit den gegen Frankreich

verbündeten Mächten. Nachdem Davoust am 31. Mai 1814 endlich Hamburg geräumt hatte, eröffnete sich für Gries ein Feld der reichen und erprieslichen Thätigkeit. So reiste er in Paris nach dem Einzuge der Verbündeten in der Davoust 1813 geraubten Bestände der hamburgischen Bank (über sieben Millionen Mark) für seine Vaterstadt, nahm dann als Abgesandter Hamburgs Theil am dem Wiener Congreß und wurde nach dem Eintritt Hamburgs in den neugegründeten Teutschen Bund (1815) zum Gesandten beim Bundestag zu Frankfurt ernannt. Abgesehen von einem Besuch in Hamburg im Herbst 1818 verließ er Frankfurt in den letzten zehn Jahren seines Lebens nur, wenn seine immer zunehmenden Gichtbeschwerden — wie es scheint, ein Erbäbel in der Gries'schen Familie — den Gebrauch von Bädern nöthig machten. Außer dem Umgange mit ausgezeichneten Männern, wie Brentano, von Gagern, Bethmann u. A., erfreute er sich in den Jahren von 1824—1827 der Nähe seines Bruders Diederich (s. diesen Art.), mit dem er erst 1822 nach 25jähriger Trennung in Wiesbaden wieder zusammengetroffen war. In der lebenswürthigen Welse sorgte er nach den Brätern Diederich's selbst für die kulinarischen Bedürfnisse desselben und bewies ihm überhaupt eine rührende brüderliche Zuneigung. Der häufige Gebrauch der Bäder hatte zwar immer eine augenblickliche Erleichterung seiner Gichtleiden zur Folge, führte aber schließlich eine solche Entkräftung herbei, daß er, wenn auch noch immer freien und heiteren Geistes, doch deutlich seine baldige Auflösung voraussah. Derselbe erfolgte am grünen Donnerstag (11. April) 1827. Von seinen oben genannten Brüdern überlebte ihn nur Ludwig (gest. 29. Dec. 1828 als Rechtsgelahrter zu Hamburg) und Diederich (s. diesen Art.). Karl Gries, gleichfalls Jurist, war ihm bereits im Sommer 1824 vorangegangen. Sein älterer Bruder Ludwig hat ihm ein ehrenvolles Denkmal durch seine Charakteristik im „neuen Nekrolog der Deutschen“ (1827. Nr. 137) gesetzt, wenn er „strenge Redlichkeit, hohe Uneigennützigkeit und weises, höchst gewüthiges Wohlthun“ als die „vorzüglichsten Blüten im Kranze seiner guten Eigenschaften“ bezeichnet. Wenn auch er trotzdem vielfache Aufsehung und Verehrung erfuhr, so rührte dies bei weitem vor Allem von seiner Eigenthümlichkeit her, zarte Empfindungen, an denen es ihm keineswegs gebrach, eher gesinnlich zu verbergen, als zur Schau zu tragen, überhaupt minder gut schreiben zu wollen, als er es wirklich war. Immerhin aber wird Hamburg sein Gedächtniß in Ehren halten als das eines seiner würdevollsten Bürger. (Kautsch.)

GRIES (Johann Diederich), deutscher Dichter und Uebersetzer¹⁾, wurde den 7. Febr. 1775 zu Hamburg geboren, der nächstjüngere Bruder von Johann Michael Gries, dessen Leben wir im vorerzählenden Artikel geschildert haben. Auch er zeichnete sich, wie seine Brüder,

1) Vergl. „Neuer Nekrolog der Deutschen“ 1842. I. Theil. S. 154 fg. Ferner: „Blätter für literarische Unterhaltung“ 1842. Nr. 108—111, und besonders: „Aus dem Leben von Johann Diederich Gries. Nach seinen eigenen und den Briefen seiner Angehörigen.“ (Als Handchrift gedruckt.) 1855.

schon in früher Jugend durch ein lebhaftes Temperament und eine hervorragende Neigung zur Satyre aus. Da er jedoch von sehr zarter Constitution war, auch weil seiner älteren Brüder sich bereits für das Studium der Jurisprudenz entschieden hatten, so wurde für ihn der kaufmännische Beruf in Aussicht genommen, ohne daß er Anfangs einen Widerspruch dagegen geltend gemacht zu haben scheint. Nach einem mehrjährigen Aufenthalt in der Pension des Predigers Kunhardt zu Stade (seit 1787) besuchte er bis zu seinem hiesigen Jahre das Johanneum seiner Vaterstadt unter dem Rectorate Wittenstein's. Die hier erlangte tiefere Bildung, der Verkehr mit seinen studirenden Brüdern und vor Allem seine leidenschaftliche Vorliebe für die Musik — Gries war ein ausgezeichnetes Clavierspieler — machten ihm den Contrast äußerst fühlbar, als er 17 Jahre alt als Lehrling in eine Colonialwaarenhandlung gebracht wurde, um fast drei der schönsten Jahre seines Lebens mit dem Copiren von Handelsbriefen und ähnlichen Arbeiten zu verbringen. In einem Briefe an seinen Bruder Johannes vom 3. 1805 schildert er ²⁾, wie er sich in einer Art blinder Gleichgültigkeit habe auf's Contor bringen lassen, wie aber sein Principal, der widerwärtigste Hebant der hamburgischen Börse, seine Gleichgültigkeit gegen die Handlung allmählig in die entschiedenste Abneigung verwandelt habe. „Es sind die traurigsten Jahre meines Lebens, und ich habe mich bestraft, jede Erinnerung aus dieser Wartezeit so zu vertilgen, daß diese drei Jahre mir jetzt nur wie eine ungeheure Lücke erscheinen, in welcher das Auge keinen Aufpunkt findet.“ Da ihm seine Bestimmung zum Kaufmann Anfangs durch irgend ein inappetables Naturgesetz entschieden schien, so fand er lange Zeit nicht den Muth, das drückende Joch abzuschütteln. Zwar wuchs mit seinem Widerwillen gegen die Handlung auch seine alte Neigung zu den Wissenschaften, und die Bibliothek seines Vaters bot derselben eine nothwendige Befriedigung, aber erst ein zufälliger Umstand brachte ihn dahin, sich zu einem Entschlusse zu ermannen. Als sich nämlich sein Bruder Ludwig vorübergehend 1794 in Bremen aufhielt, entdeckte er diesem schriftlich, was er mündlich nicht vermocht hätte. Leicht erwachte dieser nach seiner Rückkehr um Michaelis desselben Jahres von dem Vater die Erlaubniß für Diederich, sich gleichfalls den akademischen Studien hingeben zu dürfen. Sein Verlangen war dabei einzig darauf gerichtet, sich überhaupt eine freiere Bildung zu erwerben, und da ihm die Jurisprudenz diejenige Facultät zu sein schien, die seinem Plane am wenigsten hinderlich wäre, so beschloß er demgemäß, die Rechte zu studiren.

Da Gries unterdessen 20 Jahre alt geworden war, mußte die Vorbereitung für die Universität mit einer gewissen Eile betrieben werden; das Griechische i. B. begann er erst 1798 als älterer Student. So siedelte er schon im Oct. 1795 zum Beginn seiner juristischen Studien nach Jena über. Seit seinem Eintreffen daseibst (S. Oct.)

bietet sein Leben zwei eigenthümliche Erscheinungen dar. Einmal die, daß es ihm wie wenigen seiner Zeitgenossen vergönnt war, mit jener fülle ausgegelmeter Geistes, die sich zu Anfang dieses Jahrhunderts um den Hof zu Weimar als ihren geistigen Mittelpunkt scharten, in die nächste Berührung zu treten. Andererseits aber die echt teutsche Eigenthümlichkeit, daß sich trotz vielfachen Wechsel seines Aufenthaltsortes seine Schicksale und Interessen nie um etwas Anderes drehen, als um seine eigenen geistigen Schöpfungen. Von wemgen gilt, wie von ihm, in solcher Ausdehnung das bekannte Wort: „Sein Leben waren seine Werke.“

Der glänzende Kreis, in den er 1795 in Jena eintrat, war ganz dazu geeignet, ihn von streng wissenschaftlichen Fachstudien ab, und den damals allgewaltigen schöpferischen Bestrebungen zuzuführen. Nachdem er besonders mit Kist einen Freundschaftsbund geschlossen, den erst der Tod auflöste, verlebte er in den Häusern der Professoren Loder, Huseland, Wolter und Mercan die Rosenmonde seines akademischen Lebens. Die Blüthe der philosophischen Studien, welche seit Schiller's Wirkksamkeit in Jena begonnen hatte und damals besonders von Fichte gefördert wurde, übte auch auf die eigentlichen Facultätsstudien ihren Einfluß aus und die geistreiche Behandlung der Jurisprudenz von Seiten Huseland's wußte selbst unserm Gries Geschmack abzugewinnen. Von den hervorragenden Frauen jenes Kreises, denen sich Gries besonders durch seine musikalische Begabung empfahl, ist vor Allem die Gattin Mercan's, Sophie (vachmalige Brentano), zu nennen. Auch mit Herbart brachte die Musik eine Annäherung zu Stande, wenn schon die grundverschiedene Natur des nachmalig so berühmten Philosophen eine nachhaltige Freundschaft nicht begünstigte. Das Schauspiel in Weimar wurde fleißig besucht, inwiewol Gries, in dem noch die Erinnerung an Schröder in Hamburg lebendig war, nicht in dem Grade davon befricbt wurde, wie er erwartet hatte. Doch boten ihm diese Ausflüge Gelegenheit, auch die berühmten Männer Weimars persönlich kennen zu lernen. So brachte er den Herbstabend 1795 in der Familie Herder's zu, dessen Sohn August damals in Jena studirte, und wurde durch Herder's würdevolle Erscheinung förmlich mit Ehrfurcht für ihn erfüllt. Goethe lernte er zuerst in einer Gesellschaft bei Professor Loder kennen. — Einen nachhaltigen Einfluß auf seine Entwicklung übte vor allem der Eintritt in einen literarischen Verein (die Gesellschaft der „freien Männer“), der sich zur Aufgabe gestellt hatte, die schriftlichen Aufsätze der Mitglieder einer allgemeinen Kritik zu unterwerfen. Gries erwarb sich die Aufnahme durch eine Darstellung der bisherigen Ausbildung seines Geistes, welche großen Beifall fand. Abgesehen von der allgemein wissenschaftlichen Anregung, wie sie besonders von dem Stifter der Gesellschaft, dem waderen Erich von Berger ausging, bot ihm dieser Kreis vor Allem auch Gelegenheit, die Lücken in seiner philosophischen Vorbildung auszufüllen. Doch blieb auch diese schönste Zeit seines Lebens nicht ganz frei von Trübungen; in Verbindung mit der zarten Constitution Gries' stand eine

²⁾ Vergl. auch seine Anspielungen auf diese Zeit in seinem Gedichte: „Der Wanderer.“

große Reizbarkeit, die ihn in den unschuldigsten Versäumnissen seiner Freunde leicht einen Verrath an der Freundschaft erblicken ließ. Jede Trennung, wie deren in einem akademischen Reise unvermeidlich sind, betäubte ihn jedesmal lange Zeit persönlich auf das Tiefste. Nicht mit Unrecht hat man daher darauf aufmerksam gemacht, wie seine ansäugliche Worte bei Tasso Oessens besetztes Jerusalem er zuerst übersehte) wol vor Allem aus einer gewissen Verwandtschaft mit dem Charakter dieses Dichters zu erklären sei. Eine Reihe kleiner Gedichte, welche damals entstand, wie das Sonett an Floret und Böblendorff, gibt an besten über seine damalige Gemüthsstimmung Aufschluß. — Das Frühjahr 1797 zerprengte den bisherigen Freundeskreis zu Gries' tiefstem Schmerz; Rist und Berger hatten Jena schon früher verlassen. Die letzte Nacht wurde bei Fichte zugebracht, der sich dabei merkwürdig verschloß und zurückhaltend zeigte. Am folgenden Morgen trat auch Gries die Reise an, die ihn über Erfurt, Gotha und Göttingen nach einem Absteher nach Gießen am 6. April nach Hamburg führte. Am allen den genannten Orten machte er erneuerte Gries interessante Bekanntschaften. So lernte er in Gotha Schlichtegroll, Jacobs und den Kriegsdrath Reichardt kennen, hospitierte in Göttingen bei Fichtensberg und wohnte einer Sitzung der göttlichen literarischen Gesellschaft unter der Leitung Köppen's bei, in welcher über das Erziehungssystem Rousseau's besonders von Herbart discutirt wurde. Auf derselben Reise entstand auch das Gedicht „Der Fluß“, in welchem Gries die tiefste Beweinung über die Trennung von den liebsten Freunden ausdrückt. Der Aufenthalt in Hamburg, wo er von Aeltern und Geschwistern mit der herzlichsten Liebe aufgenommen wurde, dauerte bis in den Mai 1797. Die interessanteste Episode während desselben war ein Besuch bei Jacobi in Wandseeb, der in Gries einen tiefen Eindruck hinterließ. Nach Jena zurückgekehrt vollendete Gries ein früher angefangenes größeres Gedicht, den „Phaeton“. Dasselbe fand durch die Vermittelung A. W. von Schlegel's, der sich damals in Jena aufhielt und Gries selbst zu größeren Versuchen ermuntert hatte, Aufnahme im Musesalmannach von 1798. Dieser Umstand brachte Gries zum ersten Mal mit Schiller in Berührung und als es ihm in Folge einer zufälligen Begegnung mit Schiller's Gattin Charlotte in Weimar gelungen war, sich auch persönlich bei Schiller einzuführen, entwickelte sich zwischen beiden ein freundschaftliches Verhältnis, das bis zum Tode Schiller's ungetrübt fortbauerte. Einige Uebersetzungen aus dem Italienischen, die er für das Januarnummer des „Neuen deutschen Merkur“ 1798 geliefert hatte, brachten ihn in Verbindung mit Wieland und das räthselhafte Lob, das dieser dem jungen Uebersetzer zollte, scheint wesentlich auf den damals in ihm gereiften Entschluß einwirkend zu haben, sein Leben ausschließlich der Poesie zu widmen. Diesem Entschluß aber trat fördernd der Plan seiner Familie entgegen, nach welchem er alsbald seine Studien in Göttingen vollenden sollte. Doch gelang es ihm auch diesmal, wiederum durch die Vermittelung seines Bruders Ludwig, von seinem Vater die Erlaubnis zu erhalten,

zuvor noch einen Sommer in Dresden zubringen zu dürfen. Von den Kunstschätzen und Naturschönheiten dieser Stadt hoffte er eine nachhaltige Befruchtung; hier sollte es sich zeigen, ob er sich in seinem dichterischen Berufe getäuscht habe oder nicht. Schon im März 1798 hatte Gries fast zufällig mit der Uebersetzung des Tasso den Anfang gemacht, indem er die 14. und 15. Stanze aus dem 16. Gesang des „beseelten Jerusalem“ in das Stammbuch einer Freundin übertrug. Nachdem er noch einem Gastspiel in Island's in Weimar beigewohnt und Wieland persönlich in Dömannshüt kennen gelernt hatte, trat er am 9. Mai mit der Gattin A. W. von Schlegel's die Reise nach Dresden an. Dort fand er indessen Anfangs nicht, was er gehofft hatte. Die veränderten Verhältnisse und das Gefühl der Einsamkeit ließen ihn nicht zu ruhiger Sammlung des Geistes kommen. Nach einem Besuch in Freiberg, wo er seinen dort gesuchten Freund August Herder nicht antraf, dafür aber durch das Zusammentreffen mit Hardenberg (Novalis) und dem berühmten Geographen Werner entschädigt wurde, wohin er in Dresden seine Zeit hauptsächlich der Bildergalerie und den Menges'schen Abgüssen. Seinen musikalischen Bedürfnissen kamen besonders die Aufführungen in der katholischen Hofkirche entgegen. Vom Tasso wurde während des Sommers der 16. und 1. Gesang übersezt, mit einer Sorgfalt, von der die immer wieder vorgenommenen Aenderungen hinlängliches Zeugnis ablegten. Gegen das Ende seines dreitägigen Aufenthalts erfuhr er sich auch des Umgangs mit Schelling, der damals, 24 Jahre alt, gerade nach Jena berufen war, sowie der Anwesenheit Fichte's, der sich hier aufzuhalten zeigte, als das Jahr zuvor in Jena. Noch immer war die Uebersiedlung nach Göttingen unwiderstehlich beschloffen; doch erlangte Gries auf seine Bitte einen nochmaligen Aufschub durch die Erlaubnis, den Winter wiederum in Jena zubringen zu dürfen. Am 1. Oct. 1798 trat er mit Schelling die Reise dahin an. Der lebhafteste gesellschaftliche Verkehr, besonders in dem gastreichen Hause des Buchhändlers Frommann, neue Verbindungen, wie die mit dem Norweger Steffens, endlich die Streitsigkeiten im Schooße der Universität, die schließlich zu Fichte's Entlassung führten, alles dies hatte zur Folge, daß die Uebersetzung des Tasso nicht über den zweiten Gesang hinauskam. Mit welcher Verehrung Gries an Fichte hing, dafür legt sein im Namen der Schüler Fichte's an diesen gerichteter Gedicht ein bezeugtes Zeugnis ab. Eine gewisse Entschädigung für den Verlust Fichte's fand Gries an seinem damaligen lebhaftesten Verkehr mit Schiller, der ihm sogar bei einem Besuch in Weimar im April 1799 einen Einblick in das Manuscript zum Wallenstein vermittelte. Endlich aber nahte die gesuchte Abreise nach Göttingen heran, das er schon längst mit herbem Spott als die einta dolente bezeichnet hatte. Mitte April traf er dort ein und lebte Anfangs in völliger Zurückgezogenheit, nur mit seinen jüdischen Studien und höchstens in Aufstunden mit seinem geliebten Tasso beschäftigt, von welchem im Sommer der dritte und vierte, sowie die Hälfte des fünften Gesanges voll-

dei wurde. Sein Umgang beschränkte sich auf Prof. Sartorius und Hofrath Richter; die Bekanntschaft Heyne's machte er in dessen Vorlesungen über Archäologie. Abgesehen von einem zweimaligen Ausfluge nach Gassel konnte er sich jedoch auch einen Besuch in Jena nicht versagen, wo damals gerade sein Bruder Carl studierte. Im Verein mit Friedrich Schlegel, der eben erst von Berlin nach Jena gekommen war, und den übrigen Freunden schwärmte er Anfang Septemher in Thüringen umher; den Höhepunkt dieser Tage bildete ein Gedenkfest auf dem Trüppchen bei Schwarzburg, wo er von jeder am liebsten geweiht hatte; er hat dasselbe in dem Gedicht „Rückkehr nach Schwarzburg“ mit tiefem Gefühl in Stanzas gefeiert. Ein Abend bei Schiller führte ihn vor seiner Rückkehr nach Göttingen auch mit Goethe und Schelling wieder zusammen. Noch vor Ende des Jahres vollendete er sodann in Göttingen mitten unter eifrigen juristischen Studien die ersten fünf Gesänge des Tasso und trat mit Frommann in Jena wegen der Herausgabe in Unterhandlung. Nach einer nochmaligen Umarbeitung brachte er am 28. März 1800 das Manuscript selbst nach Jena, wo dieser erste Band im Laufe des Sommers (in Quart) im Druck erschien. Die Anwesenheit Friedrich Schlegel's und Ludwig Tieck's bezeugen ihn, seinen Aufenthalt in Jena zu verlängern; ja auch das dringende Zureden seiner Freunde, besonders Fuheland's, enthielt er sich sogar, sich gleich dem dem juristischen Grame zu unterwerfen und auf Grund einer Dissertation „De litterarum cambialium acceptatione“ als Doctor beider Rechte zu promoviren. Die erwähnte Abhandlung wurde erst nachträglich in Göttingen vollendet. Am 28. April trat er über Weimar, wo er Schiller mit „Marbath“ beschäftigt fand, seine Rückreise nach Göttingen an. Die unterdessen erfolgte Ernennung seines Bruders Johannes (s. diesen Art.) zum hamburgischen Syndicus hatte den Beschluß seiner Familie veranlaßt, daß er nun selbst als practizirender Rechtsgelehrter in Hamburg austreten sollte. Doch gestattete ihm sein Vater, zuvor eine Reise durch Süddeutschland zu unternehmen. In Folge dessen begab er sich am 22. Juli 1800 nach Gassel, von hier über Marburg, Bieglar, Geln und Frankfurt nach Bamberg, wo er mit Aug. Wihl. von Schlegel und Schelling zusammentraf. Einem Blau, noch nach Wien zu gehen, gab er auf, um sich in Jena der ungehörten Fortsetzung des Tasso hinzugeben. Seit dem Frühjahr 1801 bewohnte er zu diesem Behuf eine kleine Gartenwohnung vor Jena in der Nachbarschaft Hegel's. So erschien der zweite Theil des Tasso Michaelis 1801, der dritte während der Ostermesse 1802, der vierte endlich Michaelis desselben Jahres. Mehr und mehr hatte er sich so an ein stiller, fleißiges Arbeiten gewöhnt; nur die Musik, der er sich doch immer leidenschaftlich hingab, brachte ihn bisweilen mit der Außenwelt in Verbindung, wie er denn z. B. bei einer Aufführung des Sigaro einst selbst dirigierte. Leider sollte ihm jedoch auch diese Quelle des reinen Genusses allmählig verschlossen werden. Eine steigende Schwerhörigkeit, die schon in Göttingen begonnen hatte, machte ihm

schließlich die Theilnahme an musikalischen Aufführungen eben so unmöglich wie den geselligen Verkehr. Im Winter 1805 spielte er zum letzten Mal öffentlich in einem Concert; bei der ersten Aufführung von Goethe's „natürlicher Tochter“ in Weimar weinte er Thränen der Verzweiflung, weil er keinen Vers mehr vernehmen konnte. Um so begreiflicher ist es, daß er sich nur um desto eifriger in die innere Welt verlor, die ihm in seinen Dichtern aufging. Die Uebersetzung des Tasso hatte (abgesehen von der Recension Werke's in den Briefen für Frauenzimmer) allenthalben eine so ehrenvolle Aufnahme gefunden (vgl. besonders die Besprechung des ersten Theiles von Hofrath Schüz in der Jenaischen allgem. Literaturzeitung), daß sich Gries sogleich nach der Beendigung des vierten Theiles entschloß, nunmehr die Uebersetzung von Ariost's „rasendem Roland“ in Angriff zu nehmen. Bereits im Spätsommer 1803 erschien ein Fragment dieser Uebersetzung in Schlegel's Taschenbuch. Auch dieser neuen Aufgabe unterzog sich Gries mit der ihm eigenen Gründlichkeit; die Schwierigkeiten, die er in diesem gänzlich verschiedenen Genre zu überwinden hatte, waren nicht gering und Vorarbeiten fast gar nicht vorhanden. Trotz des Bedenkens, daß Wieland in einem Briefe vom August 1800 geäußert hatte, entschied sich Gries für die Beibehaltung der ottavone rime; baute Wieland diese Strophenform mehr als eine Art gymnastischer Uebung angesehen zur Vorbereitung für ein eigenes episches Werk in romantischer Dichtungsform, so stand doch damals längst die Erkenntniß in unserem Gries fest, daß er nicht zum Dichter geboren sei und deshalb lieber „gute Uebersetzungen als mittelmäßige Originale“ liefern wolle. Die äußeren Verhältnisse, in denen sich damals das Leben des Dichters bewegte, waren auch nicht dazu angethan, eignes poetisches Schaffen zu begünstigen. Neben dem unerwarteten Tode seines Vaters (1803) berührte ihn tief die Auflösung des jenaischen Freundeskreises im Spätherbst desselben Jahres; Schelling, beide Schlegel, die Fuhelands, Loder — kurz alle die Familien, deren Umgang ihn für den Mangel einer eigenen Häuslichkeit reichlich ersatzte, verließen Jena; nur Hegel und die Familie Frommann waren ihm noch geblieben. So arbeitete er bis zum März 1805 die beiden ersten Theile des „rasenden Roland“ aus, mehr in trüber Stimmung und in fast völliger Einsamkeit. Der Gebrauch des Bades Liebenstein Ende Juni 1804 änderte nichts an seiner Schwerhörigkeit; doch verschaffte ihm bei dieser Gelegenheit die Anwesenheit Moriz von Dümmler's und der beiden Hardenberg einige Zerstreuung; denselben Erfolg hatte eine im August desselben Jahres nach Würzburg und Heilbrunn unternommene Reise.

Der stärkste Beweis für den Anstand, den die Gries'sche Uebersetzung des Tasso gefunden hatte, liegt wol in dem Umstande, daß im Februar 1805 die erste Auflage derselben bereits vergriffen war. Dennoch konnte er sich jetzt einer Umarbeitung der Uebersetzung — und eine solche schien ihm selbst am meisten nothig — nicht unterziehen; die Ausfertigung des zweiten Theiles des Ariost nahm fast den ganzen Sommer 1805 in Anspruch, da sich der Druck

bis Michaelis dieses Jahres verzögerte. Abgesehen von der günstigen Beurtheilung des ersten Theiles in den bedeutendsten kritischen Zeitschriften fühlte sich Gries zugleich durch eine Art persönlicher Vorliebe in höherem Grade zu Ariost hingezogen als zu Tasso. In einem Briefe an Riß vom 3. 1809 bemerkt er, daß er nach dem Ariost einen ordentlichen Widerwillen gegen den „troden“, bloß nachahmenden Poeten (Tasso) bekommen habe, und legt nicht geringen Werth darauf, daß Goethe seinen Ariost dem Original an die Seite gesetzt habe; hätte er Tasso nicht schon überlebt, so geschähe es jetzt gewiß nicht. Man würde aber trotzdem sehr irren, wollte man den Hauptgrund dieser Hinneigung des Uebersefers zu Ariost in seiner Berührung mit den Hauptern der sogenannten romantischen Schule, Tieck und den beiden Schlegels, suchen. Was diese vor Allem zu den Dichtern des Südens hingog, die Ueberschwänglichkeit der Phantasie und die Gluth der Empfindung, war der nordischen Art unseres Gries minder verwandt: ihn fesselte vor Allem die Form jener Dichtungen, die geistprübende Art der Darstellung, und der formellen Seite galt wesentlich auch sein Eifer bei der Uebersetzung. Trotz alledem sah er sich genöthigt, den Einwänden seines feinsinnigen Freundes Riß, der die Uebersetzung des Tasso durch die des Ariost keineswegs in Schranken gestellt sah, ein gewisses Recht einzuräumen und wir werden unten sehen, mit welcher Energie und Ausdauer er später an der Vervollkommnung des Tasso arbeitete. Neben wir vorerst zu seinen äußeren Schicksalen zurück. Der Winter des Jahres 1804 halte ihm neue Gefühlskrisen, aber auch neue Trennungen gebracht; für den mangelhaften persönlichen Verkehr suchte er besonders Entschädigung in dem Briefwechsel mit seinem Freunde Riß, der damals als königlich dänischer Geschäftsträger am spanischen Hofe lebte und dessen Urtheil ihm vor allen Andern von Wichtigkeit war. Gegen ihn klagt er auch in einem Briefe vom 17. Juli 1806, welchen erneuten Schmerz ihm wieder der Tod Schillers, in dem er zugleich einen Lehrer und seinen Rathgeber, verursacht habe. Die zunehmende Verdrüss Jena's machte ihm den Aufenthalt daselbst immer untraglicher. Wohl fühlte er, daß er an keinem andern Orte dasselbe Gefühl des Dahinsinkens haben werde, wie in der freundlichen Saalstadt, an die sich seine liebsten Erinnerungen knüpfen, aber gerade diese Erinnerungen wurden dem einsam Lebenden zur Qual. So entschloß er sich denn, der Mehrzahl seiner Freunde, die sich unterdessen um die neuaufliehende Universität Heidelberg gesammelt hatten, gleichfalls dahin zu folgen. Ein günstiges Gefühl bewahrte ihn so vor dem Schmerz, alles das Unglück, das in den Detobertagen 1806 vor und nach der Schlacht über Jena hereinbrach, mit eigenen Augen sehen zu müssen.

Anfangs übte der Wechsel des Aufenthaltsortes in der That den günstigsten Einfluß auf ihn aus. In dem fast ausschließlichen Umgange mit jungen Männern verlebte unser Dichter gleichsam einen schönen Nachsommer der eigenen Jugend; die Reize der herrlichen Umgebungen Heidelbergs wurden fleißig genossen und so kamen unter

günstigeren äußeren Verhältnissen und inneren Stimungen bis zum Sommer 1808 die besten letzten Theile des Ariost zu Stande. Aber bald kehrten auch die alten Klagen wieder; lebhaft überkam ihn wieder das Gefühl, wie er es ein Jahr später in einem Briefe an seinen Freund Berger schildert — das Gefühl rastlosen Umhergetriebenseins; in der rastlosen Treiben die tiefste Sehnsucht nach Ruhe und in der Ruhe das beständige Verlangen nach rastloser Bewegung — ohne Heimath, ohne Vaterland. Wiederum war es Jena, das ihm allein eine Befreiung aus solchem Zustande zu verschaffen schien. So lebte er denn, nachdem er noch zuvor auf einer viermonatlichen Reise die Schweiz, das langjährige Ziel seiner Sehnsucht, durchwandert und sogar bis Mailand vorgedrungen war, im Spätherbst des Jahres 1808 nach dem geliebten Jena zurück. Aber hier warteten seiner nur die bittersten Enttäuschungen. Die Stille der Stadt und vor Allem die der Universität war durch den traurigen Krieg von 1806 auf lange Zeit erschüttert, überall Brandruinen und trübe Gesichter. Anfangs wollte der Dichter, der noch in der Erinnerung an Heidelberg lebte, verzweifeln; er klagt gegen Berger, daß er nicht mit den Jeneisern leben könne, unter denen es keine Männer mehr gebe und will um seinen Preis länger dort verweilen. Der Allem schmerzte ihn auch der traurige Zustand der Universität, die von ihrer früheren bedeutenden Frequenz auf 200 Hörer gesunken war. Doch Zeit und Gewohnheit söhnten ihn endlich doch wieder mit den jenenalischen Verhältnissen aus; die alte bürgerliche Gastlichkeit des frommann'schen Hauses und die wieder angeknüpfte Verbindung mit zwei Jugendfreundinnen, die der Krieg von Lübeck nach Jena verschlagen hatte³⁾, befriedigten sein Bedürfnis nach Geselligkeit und so leben wir Jahr um Jahr vergehen, in denen das Leben des Dichters von keiner andern Sorge erfüllt ist, als von der um seine Werke. Daneben blieb indeß kein Sinn auch für die Schöpfungen Anderer empfänglich; die literarischen Productionen Goethe's (1809 besonders die Wahlverwandtschaften) erregten sein Interesse in um so höherem Grade, als ihm seine Schwerhörigkeit den persönlichen Verkehr mit dem hoch von ihm verehrten Meister unmöglich machte. Uebrigens aber löstete auch auf ihm schwer der trostlose Zustand Deutschlands in dieser Zeit, die allgemeine Ermattung und Hoffungslosigkeit, die alle idealen Bestrebungen eitel erscheinen ließen.

Nach der Verdrüss des „rausenden Roland“ beschäftigte Gries zunächst die Umarbeitung des „beseelten Jerusalem“, die im 3. 1812 (in Orlau) erschien. Die zahlreichen Veränderungen in derselben legen hinlänglich Zeugniß ab für das rastlose Streben des Uebersefers nach Vervollkommnung in einer Kunst, deren Gesetze er zum Theil erst erschaffen mußte. Dennoch befriedigte ihn auch diese Umarbeitung bald selbst nicht mehr. Die erneuerte Verbindung mit A. W. von Schlegel, der ihn durch eine günstige Recension seines Ariost in den „Gei-

3) Diese oft von ihm genannten „Schwestern“ waren die Witwe des Buchhändlers Sohn und deren unverheirathete Schwester.

deseriger Jahrbücher" (Zabrgang III, Heft 5) verbunden hatte, hatte seine Aufmerksamkeit auf dessen Versuche zur Uebersetzung des Calderon gelenkt. Er gab in Folge dessen die begonnene Uebersetzung von Bojardo's „Orlando innamorato", dessen 12. Gesang er bereits im „Morgenblatte" von 1812 veröffentlicht hatte, wieder aus und widmete sich mit dem größten Eifer den Vorstudien zu Calderon. Schon 1811 hatte Goethe mit der Einführung dieses Dichters an der weimariſchen Bühne einen Anfang gemacht; „Der standhafte Brin" in der Uebersetzung Schlegel's und noch mehr „Das Leben ein Traum" nach der Bearbeitung von Finkelsch hatten großen Erfolg erzielt. Um so mehr gereichte es Gries zur Genugthuung, daß seine Uebersetzung der „großen Zenobia" von Goethe mit den wärmsten Lobſprüchen begrüßt wurde. Sie bildete denn auch in Verbindung mit „Das Leben ein Traum" den ersten Theil der „Schauspiele des Calderon" Berlin, Nicolai (1815). Mit weichen Schwierigkeiten der Uebersetzer hier zu kämpfen hatte, erweist man am besten daraus, daß es ihm vor Allem Mühe kostete, sich nur eine brauchbare Ausgabe des Dichters aus Spanien zu verschaffen: von einer Unterstützung durch fränkische Nachweise oder sprachliche Vorrarbeiten war nun so weniger die Rede.

Die heißtägliche Aufnahme, die diese neue Schöpfung des Uebersetzers allenthalten fand *) — auch Goethe dankte ihm in einem Briefe vom Frühjahr 1815 aus das Verbindlichste und wünscht, daß er von allen Seiten zur Fortsetzung aufgeuntert werden möchte — dieser Beifall, sage ich, mußte ihn um so wohlthuernder berühren, als er sich persönlich wieder den trübsten Stimmungen hingeben hatte. So schreibt er im März 1814 an Riß: „Mein äußeres Leben ist so einsörmig und freudenleer und zugleich durch die Unbill der Zeiten mit so vielen Sorgen und Uebelhaglichkeiten angefüllt, daß ich kaum weiß, wie ich es ertrage!" Zu diesen Unbehaglichkeiten gehörte wol vor Allem auch die, daß der damalige Zustand des teuffchen Buchhandels nur ein langsame Erscheinen seines Calderon in Aussicht stellte. Doch erschien bereits 1816 ein zweiter Theil derselben; die weitere Fortsetzung wurde vorläufig unterbrochen durch die Nothigung, an eine neue Bearbeitung des Tasso zu gehen. Diefelbe war wiederum nöthig geworden trotz vieler Nachdrücke, die seit der ersten Ausgabe erschienen waren; sie scheinen also dem buchhändlerischen Betrieb des Originals weniger geschadet zu haben als der wiener Nachdruck des „rafenden Roland", über welchen Gries gleichfalls klagt. Die ungemainen Schwierigkeiten, mit denen Gries bei der Uebersetzung des Calderon zu kämpfen gehabt hatte — wir erwähnen nur die Nachbildung solcher Verse, deren Anfangsworte wieder gereimte Verse bilden — hatten ihm unterdessen die Augen darüber geöffnet, welche Anfor-

derungen an eine ideale Ausübung der Uebersetzungskunst zu stellen seien, und der Verſuch mit dem jungen H. Vof hatte ihn in diesen strengen Ansprüchen nur noch beſtärkt. So unterzog er sich denn die zum Sommer 1819 in größter Sorgfalt einer Reviſion der 2. Auflage des Tasso, die ihm adermals das wohlverdiente Lob der berufenswerten Kritiker eintrug. Besonders charakteristisch sind wiederum die Worte Goethe's in einem Briefe vom Sommer 1819: „Ich ſtreme mich sehr, daß ich ihr schönes Talent so beherlich auf einem Wege fortbrün und äußern, wo man eben dadurch, daß man nach dem Unerreichbaren ſtrebt, einen Grad der Vollkommenheit erreicht, den man sich früher kaum verſprechen durfte. Wenn ich mich erinnere, wie mein guter Heine zu Venedig das „Beſetzte Jeruſalem" überſetzte, im Bette liegend, um das Holz zu ersparen, und ſchon aufzudehen war, den Tasso in teuffche Proſa umgebildet zu haben, nun aber Ihre neueste Arbeit betrachte, ſo merke ich denn doch, daß ich manche Jahre, und zwar in guter, lebendiger, forſchreitender Geſellſchaft gelebt habe."

In den ersten Worten dieses Briefes spricht Goethe zugleich aus, was, wie oben schon bemerkt, als das Hauptverdienst unseres Gries und als die eigentliche Ursache zu seinem Ruhme als Uebersetzer anzusehen ist. Wir meinen die weise Selbstbeschränkung, die er sich auferlegte in dem Kreiſe, in dem sich sein Talent bewährt hatte, nun auch zu verharren und auf den Raum eigent Productionen zu verzichten. Wohl förderte er auch ſicht noch zuweilen ein eiſes Gedicht zu Tage, aber ſaß nur auf dem Gebiete harmloſer Satyre; ſein Verſuch als Uebersetzer war ihm auch zu einer Art von Lebensaufgabe, zu einer Sache der Noth geworden, der er ſich nicht entziehen dürfte. In dieſem Sinne weiß er auch das Anſinnen Riß's zurück (in einem Briefe vom 3. 1816), ſich ſchließlich noch um ein Amt in ſeiner Vaterſtadt zu bewerben. „Ich kann — ſagt er bei dieſer Gelegenheit — meinem Schußeiſt nicht genug danken, daß er mir zeitig genug die Augen öffnete und mich die natürlichen Grenzen meiner Fähigkeit erkennen ließ."

Schon während der lezt erwähnten Reviſion des Tasso war die Schenſucht nach der Vaterſtadt mit immer wachsender Stärke in ihm lebendig geworden. Wirklich trat er im Sepſtember 1819 die Reiſe dahin an und fand bei den Seinigen nach mehr denn 20jähriger Abweſenheit die herzlichſte Aufnahme. Das Wiederſehen mit Veger und Riß, die Begegnungen mit zahlreichen Jugendfreunden in Lübeck, Eutin, Mecklenburg und Berlin waren für ihn glänzende Lichtpunkte nach jahrelanger Einſörmigkeit. Und doch zog es ihn wieder zurück nach Jena in ſeine „Finkelschlei"; im Mai 1820 finden wir ihn dort wieder mit ſeinem Calderon beſchäftigt. Goethe beantwortete die Zuſendung „Der Tochter der Luſt" wiederum mit der ſchmeichhafteſten Aufforderung: „Hahren Sie ja ſteig fort und erheben unſern innern Sinn von Zeit zu Zeit mit ſolchen Weiterwerfen." Dies ward jedoch unſerm Gries um ſo ſchwerer, als ſich zu dem Gefühl der Einſamkeit nun auch die Anzeichen des zunehmenden Alters geſtellten. Bereits im

*) Vgl. die Recenſen über den Calderon in der „Jenaiſchen allgemeinen Literaturzeitung" 1815. Nr. 179. Weizenberg ſchönlich ſaniet auch das Verſtänd des großen Philologen Friedrich Aug. Wolf, mit dem Gries ſchon ſeit längerer Zeit in Verbindung ſand, und dem er auch einzelne Beiträge für „die Knaſten" lieferte.

Sommer 1821 klagt er gegen seinen Bruder Johannes über das beständige Auftreten der Migräne, die ihn von Jugend an geplagt habe; auch von rheumatischen Leiden, einem Erbäbel in seiner Familie, blieb er nicht verschont. Eine Babecur in Wiesbaden (Sommer 1822), wo er nach 25jähriger Trennung wieder mit seinem Bruder Johannes, damals hamburgischem Gesandten am Bundestage zu Frankfurt, zusammentraf, hatte nicht den gewünschten Erfolg. Doch erneuerte er auf dieser Reise während eines sechswochentlichen Aufenthaltes in Heidelberg manche werthe Bekanntschaft und erfreute sich zu Stuttgart an dem Umgange mit Haug, O. Schwab und Uhland. Schon seit einigen Jahren hatte er sich mit dem Plane getragen, nach einem andern Orte überzusiedeln und Stuttgart erschien ihm sehr um so verlockender, als das oben erwähnte Schwesternpaar, dessen Umgang ihm in Jena fast unentbehrlich geworden war, sich gleichfalls dahin gewendet hatte. Doch sesselte ihn vorerst noch an Jena eine neue Ausgabe des *Tasso*, die sich nöthig gemacht hatte, obgleich sich die Zahl der Nachbrände unterdessen auf fünf gehiebert hatte. Er vollendete sie im Winter von 1823 — 1824, oft durch Schicksalmerzen auf das Unpflanzliche gekört, mit solcher Hingebung, daß diese letzte Bearbeitung wiederum als ein wissenschaftlicher Fortschritt gegen die dritte erschien — frei von den Ungleichheiten der früheren Ausgaben und bis auf eine Ausnahme selbst frei von allen unechten Reimen. Die unterdessen beschlossene Uebersetzung ward noch durch die Zuangriffnahme eines neuen (sechsten) Bandes des Calderon verzögert; doch der im Sommer 1824 erfolgte Tod seines Bruders Karl, mit dem er seit 1795 in Briefwechsel gestanden hatte, erschröckte ihn so tief, daß er nunmehr dringend einer Veränderung in seinem äußeren Leben bedurfte. Im Herbst desselben Jahres trat er über Erlangen, wo er wieder mit Schelling zusammentraf, und Rürnberg die Reise nach Stuttgart an. Nicht ohne ein äußeres Zeichen der Anerkennung hatte ihn Jena wieder gesehen. Wahrscheinlich aus Veranlassung Goethe's hatte ihm der Großherzog Karl August noch 1824 den Titel eines vorläufigen Hofraths verliehen. Obwohl Gries selbst als Bürger eines Freistaates geringen Werth auf solchen Titel legte, so erfreute ihn dabei doch ebenso die Vermittelung Goethe's, wie der Umstand, daß er dadurch gleicher Auszeichnung, wie Schiller, Wieland u. a. theilhaftig geworden war.

Anfangs gestalteten sich für ihn die Dinge in Stuttgart aufs Beste. Der rege Verkehr mit Haug, Uhland, Schwab, Danneder u. a. befriedigte nach langer Entbehrung das Bedürfnis nach Umgang mit literarisch hochstehenden Männern; das Haus seiner Fremdbinnen bot ihm eine wahre Heimath, die erneute Beschäftigung mit Kriess, dessen „*raufender Roland*“ 1827 und 1828 gänzlich umgearbeitet in 5 Bänden erschien, eine Quelle des reinsten geistigen Genusses. Gleichsam zum Dank für die Verleihung des Hofrathstitels widmete er diese neue Ausgabe dem Großherzog von Weimar, der ihm durch die Uebersetzung der goldenen Medaille mit seinem Bildniß seine Anerkennung an den Tag legte. Ebenso sehr

als dieses Zeichen fürstlicher Gunst erfreute ihn wieder der begleitende Brief Goethe's (vom 2. Juni 1827), in welchem ihm derselbe von dem „Genuss“ schreibt, den es ihm gewährt habe. Im Laufe des Zusammenhangs die Vorzüge zu empfinden, die der Uebersetzer dieser letzten Arbeit verliehen habe. — Doch auch diesmal hatte den Dichter seine Hoffnung, endlich eine dauernde Heimath zu finden, betrogen. Er bald stellte sich heraus, daß das Klima von Stuttgart auf seinen Organismus höchst ungünstig einwirkte. Zu den früheren Beschwerden gesellten sich häufige Anfälle von Brustbeklemmung und Bräune, die durch einen Besuch des Bades Rippoldsau im Sommer 1826 nicht gehoben wurden. Dazu kam, daß das hauptsächlichste Band, das ihn an Stuttgart fesselte, die Nähe seines Bruders Johannes in Frankfurt, am 12. April 1827 durch den Tod desselben gelöst wurde. Auf die Kunde von seiner abermaligen Erkrankung hatte sich Gries, der selbst eben erst im Februar durch schwere Krankheit an den Rand des Grabes gebracht war, nach Frankfurt auf den Weg gemacht, fand aber den geliebten Bruder nicht mehr unter den Lebenden. Dieser Trauerfall in Verbindung mit der beschwerlichen Reise wirkte so erschütternd auf seinen geschwächten Körper, daß er bei der Rückkehr in Darmstadt von einem überaus heftigen Bräuneanfall ergriffen wurde, der ihm erst nach 10 Tagen die Weiterreise verstatte. Sein Entschluß war nun gefest, die ihm so gesährlich gewordene Gegend wieder mit einem günstigeren Klima zu vertauschen, und immer wieder war es Jena, das die alte Anziehungskraft auf ihn ausübte. Es hat fast etwas Rührendes, ihn Ende 1827 wieder in demselben Hause zu sehen, wo er als Jüngling voll jugendlicher Ideale und dann als Mann bis zu seiner Abreise nach Stuttgart gelebt hatte, nachdem alle seine Hoffnungen gescheitert, seine Familie ihm zum größten Theil durch den Tod entzogen war. Denn nach dem Tode seines Bruders Ludwig im October 1828, dessen wahrhaft väterliche Zärtlichkeit er in einem Briefe an Riß rühmend hervorhebt, waren ihm nur noch zwei verwitwete Schwwestern und ein ihm fast unbekannter jüngerer Bruder geblieben. Fünf Geschwister hatte er allein in den letzten fünf Jahren verloren und unter ihnen die drei Brüder, die ihm an Jahren die nächsten, an Bildung die ausgezeichnetsten, in jeder Hinsicht die besten gewesen waren. Nur angestrengte Arbeit vermochte ihn auch jetzt wieder den bedrückenden Klagen über Vereinsamung und Heimathlosigkeit zu entreißen. Auf das Andringen Tieck's hatte er sich im Frühjahr 1828 zu der Herausgabe eines neuen Bandes von Calderon entschlossen; der betreffende Brief Tieck's zeigt, warum es fast eines solchen Antriebes für ihn bedurfte, denn derselbe ist voll von den härtesten Eelstößen ebenso wie aus der „bissigen Brut“ gewisser Kritiker, wie aus die kümperhaften Nachabmungen in der Uebersetzung Calderon's. Dafür aber stütz Tieck in demselben Briefe unserem Gries das ehrenvolle Zeugniß aus, daß seine herrlichen Bemühungen für alle Zukunft die Grundlage unserer deutschen Poesie und Sprachbildung bleiben müßten. „Sollte die Unwissenheit auch für kurze

Zeit diese Richtigkeit, Gültigkeit, und diesen Wohlklang verkennen, so wird der Dichter und Dichtersfreund doch immer zu Ihren Uebersetzungen und einigen wenigen andern zurückkehren müssen. — Sie and Schlegel werden immer als Autoritäten genannt werden müssen. Keiner kann diese Vorbilder entbehren. Auch ist schon so Vieles, was Sie erbennt haben, in die Sprache und den allgemeinen Gebrauch übergegangen.“

Hatte Gries seit Jahren nur daran gearbeitet, die Meisterwerke der südlichen Dichter seinem Volke zugänglich zu machen, so mußte er sich nun auch auf das wiederholte Drängen seiner Freunde, besonders Riß's, endlich entschließen, auch seine Gedichte wenigstens zum Theil der Vergessenheit zu entreißen. Mit Hilfe seines freundes Abelen in Donaßbrück brachte er eine Auswahl derselben zu Stande, die im J. 1829 unter dem Titel „Gedichte und poetische Uebersetzungen“ in zwei zierlichen Bänden zu Stuttgart erschien. In hohem Grade ehte unsern Gries die Selbstliebe, mit der er sich auch diesmal über den Werth seiner Productionen aussprach. In dem oben erwähnten Briefe an Riß vom Ende des Jahres 1828 schreibt er nach einem Urtheil voll warmer Anerkennung für die Leistungen eines Tied, Platen, Schwab und Ulland: „Wie unselbstbar werden sich neben diesen Meisterwerken meine armen Gedichte ausnehmen. — Gewiß bleiben sie besser ungedruckt.“ Bei der Uebersetzung selbst entschuldigt er sich sogar gegen Riß: „Ich weiß gar nicht, wie ich es wagen soll, die meine armen Gedichte darzubieten. Sie stehen nach meiner auf klare Erkenntniß gegründeten Uebersetzung in Stoff und Form so tief unter Platen's Gedichten, daß sie, nach deiner Scala, völlig unter Kull sinken müssen. — So kann ich mich nur mit Horaz entschuldigen: Paupertas impulit audax, ut versus — ederem“).

Dennoch fanden auch diese Schöpfungen unseres Gries die vielseitigste und wärmste Anerkennung, nicht allein bei den Freunden Gries', wie Schwab (der zugleich von Ulland's günstigem Urtheil schreibt), sondern auch bei ferneren Lesenden; so lies ihm unter andern die Großherzogin von Weimar im J. 1831 durch Caroline von Bolognien ihren Dank für die Uebersetzung derselben in den verbindlichsten Ausdrücken abhatten. Nur Herbst schrieb ihm darüber von Königsberg (im December 1829) auffallend kühl. Möglic, daß eine gewisse Erbitterung unseres Gries über das abfällige Urtheil, das Herbst in seiner Psychologie über Calderon als Dichter gefällt hatte, die Veranlassung zu der Entsemdung zwischen beiden Männern gegeben hatte.

Unter den Uebersetzungsproben war in den Gedichten Gries' auch der dritte Gesang von Fortiguerra's „Richardetti“ erschienen. Da die Uebersetzung des Calderon mit dem 7. Bande (enthaltend „Die Koden des Abfalom“) vorläufig ruhte, so entschloß sich Gries nunmehr,

den ganzen Richardetti zu übersehen und vollendete denselben unter den ungünstigsten Verhältnissen in Bezug auf seine Gesundheit in den Jahren 1831—1832. Schon in der Zwischenzeit nach der Herausgabe seiner Gedichte hatte es nicht an mancherlei Trübungen seines äußern Wohlsefindens gefehlt. Nachdem ihm der Winter 1829 zu 1830 manches Unerfreuliche gebracht hatte, wie seine Zugehung zu der von Ottilie von Goethe in Weimar herausgegebenen Wochenschrift „Chaos“?), und nicht minder die Vermählung des väterlich von ihm geliebten jungen Frommann in Jena klagt er im Herbst 1830 über die unheilbare Wunde, die ihm der Tod der trefflichen Mutter Frommann's nach 32jährigem Verlehrs geschlagen habe. Diesem herben Verlust folgte bereits im Januar 1831 der Tod seiner ältesten Schwester, der Witwe Streifow zu Hamburg. In einem Briefe an Riß bezeichnet sie Gries als „eine in jeder Hinsicht ausgezeichnete Frau“, der an echter Tugend, an wahrer Frömmigkeit gewiss keine vorangestanden habe. „Was ich ihr verdanke —“ fährt er fort — „läßt sich nicht sagen. Sie war mir, obwohl nur 15 Jahre älter als ich, mehr noch Mutter als Schwester. Ich habe mit ihr meinen besten Halt, meine sicherste Stütze verloren.“ — Zu solcher Trauer gestellten sich seit dem April 1831 wiederum die heftigsten Nistigkeiten. Der Gebrauch der Brunnen zu Wiesbaden vermehrte nur das Uebel, so daß er nach seiner eigenen Aussage in diesem Sommer mehr vegetirte, als lebte, und im Sommer eine äußerst beschwerliche Rückreise zu übersehen hatte. Sechs Monate kam er darnach nicht aus seiner einsamen Wohnung heraus; eine anhaltende Fieberhitze erwies ihm selbst hier den Verlehrs und das Schreiben gelang ihm nur mit Hilfe einer sehr künstlichen Vorrichtung, die auch die linke Hand zur Nützlichkeit heranog. Seine Schwerhörigkeit war unterdessen in fast völlige Taubheit übergegangen; seit dem Sommer 1831 hatte er keinen Ton einer Musik mehr vernehmen können.

Trotz aller dieser körperlichen Leiden, die auch durch den Gebrauch von Seesalzbadern nicht gemindert wurden, war doch die Arbeitskraft des Dichters noch nicht gebrochen. Sogleich nach der Beendigung des „Richardetti“ ging er abermals an ein Werk von bedeutendem Umfang, Bojardo's „verliebten Roland“. In einem Briefe an Riß (Weihnachten 1834) meldet er, daß bereits fast die Hälfte des Ganzen vollendet sei. Keins seiner Werke habe ihm aber so viele Mühe und Kosten verursacht als dieses. „Der edle Bojardo war seit beinahe 300 Jahren nicht mehr gedruckt worden und so gut wie verschollen. Aus der von Wagner besorgten Ausgabe“) hätte ich oft den Sinn gar nicht errathen können, hätte ich nicht aus der königlichen Bibliothek zu Stuttgart

5) Bei dieser Gelegenheit verstarb wie auch die Bemerkung, daß die „Caroline“ in Gries' Gedichten (Vol. II. S. 9) keine andere ist, als Aug. Wilm. v. Schlegel's erste Frau, nachmals Gattin Schelling's, die 1809 in München verstarb.

6) Diese Wochenschrift brachte ihrem Namen entsprechend Beiträge in dänischem Gemisch und in den verschiedensten Sprachen, aber auch ansonst. So erwähnt denn Gries des „leisamen Schicksals“, daß man „seine ersten Beiträge Goethe in die Schule geschickt“ habe. 7) Alfred Wagner's Ausgabe erschien 1833 in Leipzig nach vielfältigen Verhandlungen mit Goethe und in der angesprochenen Rücksicht, Gries damit eine Grundlage zur Uebersetzung zu bieten.

einen alten Druck von 1543 erhalten. Erst vor einem halben Jahre erfuhr ich, daß vor einigen Jahren auch in London eine neue Ausgabe von Panizl erschienen sei. Diese ist von großem Nutzen für mich, sie kostet aber auch 5 Pfund Sterling. — Mit Panizl muß ich nun alles bereits Uebersetzte Zeile für Zeile vergleichen und die schon geschriebenen Anmerkungen durchaus umarbeiten. Diese Anmerkungen enthalten historische Erläuterungen des Gedichtes, theils philologische Noten zu Varianten der verschiedenen Ausgaben, wobei auch auf die Unarabeter Domenicht und Berni Rücksicht genommen wird. Eine ausführliche Vorrede soll von Bojardo's Leben und Werken, von seinem Verhältnis zum Kriof, vom Sagenkreise Karl's des Großen und von den Grundrissen, nach welchen ich bei der Uebersetzung verfahren bin, genügende Nachricht geben. Wir sehen also hier den Uebersetzer auch auf dem Gebiet der gelehrten literarischen Kritik thätig und — wie von ihm nicht anders zu erwarten — mit dem glücklichsten Erfolge. Besonders die Einleitung zu dem Bojardo gilt als eine Mufterarbeit auf dem Gebiete der romanischen Literatur. Das ganze Werk wurde 1839 mit dem 4. Theile beendet. Der Abschluß wurde dadurch verzögert worden, daß 1837 eine neue (5.) Ausgabe des Lasso nöthig geworden war. Zwischen den ersten Anfängen der Uebersetzung und ihrer letzten Herausgabe lagen somit 39 Jahre und sie waren nicht ohne Frucht vorübergegangen. Nicht weniger denn 300 Stangen waren auch in dieser letzten Ausgabe ganz oder theilweise umgearbeitet worden, der letzte unechte Reim verschwunden und so ein Werk entstanden, das in seiner Weise vollendet genannt werden konnte. Zwar urtheilte er selbst in einem Briefe an Riß im Frühjahr 1837, daß „der Lasso im Aufschnitt verdorben“, alle späteren Verbesserungen nur Fälscheri gewesen seien, ja daß er von allen seinen Uebersetzungen diese für die unvollkommenste erklären müsse trotz des Beifalles des Publicums. Aber dieser Beifall dankte auch diesmal nicht aus; die Herzogin von Belmar dankte ihm für die Widmung in einem hübschen Handschreiben unter Beifügung einer goldenen Dole.

Unteressen war die äussere Lage des Dichters in Jena eine immer traurigere geworden. Abgesehen von einem Besuch Riß's im Sommer 1832 hatte er in zunehmender Abgeschlossenheit gelebt. Der Verkehr mit Frommann, der Briefwechsel mit Riß, Gustav Schwab und den beiden Schwestern in Stuttgart waren fast noch die einzigen Berauhigungen, die ihn mit Menschen in Berührung brachten. Gerade diese Einsamkeit aber ließ ihn das allmähliche Dahinsinken der liebsten Jugendgenossen desto tiefer empfinden. Hatte ihn schon der Tod Goethe's (22. März 1832) als „des letzten, schönsten Juwels aus Karl August's goldener Zeit“ empfindlich berührt, so noch mehr im folgenden Jahre der Tod seines Freundes Berger. In einem Briefe an Riß urtheilt er: „Burger hat unter allen Menschen den größten Einfluß auf die Richtung meines Lebens und meiner Thätigkeit gehabt; ich kann wol sagen, es war mein Schicksal!“ Als nun im Sommer 1837 auch sein alter Freund Frommann hin-

überging, war das letzte Band zerrissen, das ihn an Jena fesselte. Zu langem Erwidgen betriebs einer endlichen Uebersetzung nach Hamburg, die seine Familie schon so oft und so dringend gewünscht hatte, sollte ihm nicht Zeit gelassen werden. Anfang September erschien plötzlich sein jüngster Bruder Franz nebst Gattin in Jena und entführte ihn am 11. dieses Monats trotz seines anfänglichen Sträubens nach Hamburg. Anfangs lebte er daselbst im Hause des Arztes Kunhardt, der mit einer Tochter seiner ältesten Schwester vermaht war. Besonders die rührende Aufopferung seiner Schwägerin Victorine in Allem, was seine Pflege betraf, ließ den alternden Dichter am Ende seines Lebens das finden, was er seit mehr denn 40 Jahren nicht mehr gefannt hatte — eine Heimath im Kreise der Seinen. Alt und jung wetteiferten in dem ganzen Verwahrlosungseifer, ihm Liebe und Verehrung zu bezeugen. Waren auch seine körperlichen Leiden nicht mehr zu heben, so war es ihm doch nun vergönnt, freien und heiligen Geistes sein Tagewerk zu vollenden. So brachte er denn Ende 1838 die Uebersetzung des Bojardo zum Abschluß und unterzog sich sogar seit dem Frühjahr 1839 einer Uebersetzung des Galderson unter Hinzufügung eines 8. Bandes, den er im Sommer 1841 vollendete. Seit dem Juni dieses Jahres überfiel ihn ein hartnäckiges Mundböl, das ihm schließlich zu dem Scherz auch noch die Sprache raubte. Zwar wohnte er noch im Juli mit einer neuen Gormaschine einer Probe des Reissens bei, aber vom September an ging es mit seinem Befinden täglich abwärts. Mehrere schmerzhaft Operationen blieben ohne Erfolg und so geriethe es schließlich seinen Verwandten und Freunden nur zur Beruhigung, als am 9. Febr. 1842 der Tod seinem trostlosen Zustande ein Ende machte. Noch hatte er im letzten Jahre seines Lebens erfahren, daß der thätigste bewiesene Dank seines Volkes, wenn auch lange verschoben, nimmer ausbleibt. Der König von Preussen hatte ihm ohne alle Veranlassung, lediglich in Anerkennung seiner Verdienste um die Literatur, eine jährliche Pension von 300 Thalern ausgesetzt; aber im Schäle des „zu spät“ hatte er seine Freude mehr daran gehabt und alle Glückwünsche deshalb zurückgewiesen. Der höchste Lohn aber, den ein waderer Mann nach mühevoller Tagewerk auf Erden finden kann, ist ihm geworden: die Anerkennung seines Volkes, daß auch er zu den „Edlen“ zähle, deren Gedächtnis nie verlöschen wird. Trotz seines eigenthümlichen Lebensgangs, der seine Thätigkeit nur auf ein engbegrenztes Gebiet beschränkte, war er doch in Allem eine rechte deutsche Natur: von unermüdlicher Arbeitskraft und strenger Gewissenhaftigkeit (7), warm empfänglich für alles Große und Schöne, gefällig und liebedürftig, sinnlichen Gemüths gegen die Seinen. Auch dessen möge hier zum Schluß noch gedacht sein, wozu die obige Dar-

8) Vergl. auch das treffende Urtheil von Gervinus in der dritten Auflage der „Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen“ (Theil 6, S. 609): „Gries, ein Mann, der sein ganzes Leben der süßlichen Dichtung widmete, ohne je von seinem grübelnden Ernste zu verlieren oder der mechanischen Uebung zu verfallen.“

stellung weniger Veranlassung bot: bis zum Schluß seines Lebens hat er mit hingebender Theilnahme nicht nur die Geschichte seiner Vaterstadt, sondern auch die traurige Entwicklung der menschlichen Verhältnisse verfolgt; auch darin eine deutsche Natur, daß er es da, wo nirgends eine Aussicht auf bessere Zustände zu erhoffen war, wenigstens nicht an ungeheurem Schmerz über die Zerrüttung des Vaterlandes fehlen ließ.

Zu besserer Uebersicht stellen wir hier die Werke des Uebersetzers nochmals kurz zusammen. Die Reihe derselben eröffnete Laffo's „befreites Jerusalem“, 1800 — 1803 (Zena, bei Frommann; 4 Theile in Duari); weitere Auflagen 1812 (in Octav), 1819, 1824, 1837. Ihm folgte Ariost's „rafender Roland“, 1804 — 1808 (Zena, Frommann 4 Bände); 2. Auflage 1827 — 1828 (5 Bände). Ferner „Die Schauspiele Calderon's“, 1. Theil 1815 (Berlin, Nicolai), 8. Theil 1842 (nebst Revision der 7 ersten Bände). „Gedichte und poetische Uebersetzungen“, Stuttgart 1829. 2 Bde.; 1831 — 1833 der „Ricardetti“ des Fortiguerra (Stuttgart, 2 Bde.); 1835 — 1839 der „verliebte Roland“ Bojardo's (Stuttgart, 4 Theile).

Den obigen Lebensabriß aber wägen wir nicht besser zu schließen als mit den Worten Goethe's, die er nach dem Erscheinen der „Zodiak der Luft“ (Calderon, Band 4) öffentlich aussprach: „Wenn wir uns in einen so abgelegenen Zustand, ohne das Locale zu kennen, ohne die Sprache zu verstehen, unmittelbar versetzen, in eine fremde Literatur, ohne vorläufige historische Untersuchungen, bequemen hineinblicken, und den Geschnad einer gewissen Zeit, Sinn und Geist eines Volks, an einem Beispiel vergegenwärtigen können, wem sind wir dafür Dank schuldig? Doch wol dem Uebersetzer, der lebenslänglich sein Talent, fleißig bemüht, für uns verwendet hat. Diesen bezüglichen Dank wollen wir Herrn Dr. Gries diesmal schuldig darbringen: er verleiht uns eine Gabe, deren Werth überschwänglich ist, eine Gabe, bei der man sich aller Vergleichung gern enthält, weil sie uns durch Klarheit allsobald anzeigt, durch Anmuth gewinnt und durch vollkommene Uebereinstimmung aller Theile uns überzeugt, daß es nicht anders hätte sein können noch sollen.“ — Hell also dem Uebersetzer, der seine Kräfte auf einen Punkt concentrirte, in einer einzigen Richtung sich bewegte, damit wir tausendfältig genießen können!“ (Kautzsch.)

GRIESBACH (Eisenquelle) im großherzoglich badischen Amte Oberkirch an der Rhein, am Fuße des Kniebis, in einem von hohen Bergen umschlossenen Thale, fast 1500 Fuß über dem Meeresspiegel, ist seit dem 16. Jahrh. als Heilquelle im Gebrauche, namentlich durch Tabernaeumontanus empfohlen. Es sind in der Nähe der Quellen stattliche Cuckhäuser erbaut, um das Wasser zum Trinken wie zum Baden benutzen zu können, und unterscheidet man jetzt daselbst eine besondere Trinkenquelle und eine Badenquelle. Das klare Wasser hat eine Temperatur von 8° R., perlt durch seinen Gehalt an Kohlenäure, besitzt einen zusammenziehenden sinterartigen Geschmack. Nach den neueren Analysen von

Bunsen enthalten 16 Unzen 46 Kubitzoll Kohlenäure und außerdem folgende feste Bestandtheile:

	Trinkenquelle.	Badenquelle.
Chlornatrium	0,22	0,24
Schwefels. Natron	5,88	3,33
Schwefels. Kalk	0,21	0,14
Schwefels. Magnesia	2,18	1,29
Schwefels. Kalk	1,39	1,11
Kohlens. Kalk	8,62	5,23
Kohlens. Eisenorybul	0,44	0,18
Kohlens. Magnesiumbul	0,02	0,01
Thonerde	0,02	0,01
Kieselsäure	0,34	0,30
	19,32	11,84

Nor den übrigen am Kniebis gelegenen Mineralquellen zeichnet sich Griesbach durch den größeren Eisengehalt aus. Gleich andern erd-, salinischen Eisenquellen findet das Wasser Anwendung bei eadestischen und Schwächekuständen im Allgemeinen, bei Störungen des eigentlichen Darmtrakt, bei Gebärmutterleiden, bei Menstruationsstörungen, bei Gries- und Steinbeschwerden, bei rheumatischen und gichtischen Affektionen mit gleichzeitiger Störung der Hautfunktion. (Fr. Wilt. Thiele.)

GRIESBACH, Marktsteden, Gemeinde, Landgericht und Bezirksamt im Königreiche Baiern, Kreis Niederbaiern. Der Flecken Griesbach liegt 3 1/2 Meilen SW. von Passau, an einem Nebenbache der zum Inn fließenden Roth. Der Ort hat 296 Gebäude und 986 Einwohner, die Gemeinde, in welcher die Ginde Kronberg und das Dörfchen Reiten gehören, 1126 Einwohner (im J. 1864). Der Flecken hat ein zerstörtes Bergschloß, eine katholische Pfarrei, 2 Kirchen, 1 Filiale der Armen Schulkasse, 1 Schule, 1 Distriktskrankenhaus, ist Sitz eines Landgerichts, eines Bezirksamts und eines Rentamts, wie eines Notariats, hat 1 Postexpedition. Das Landgericht Griesbach umfaßt 4,08 □ Meilen mit 13,445 Einwohnern im J. 1861, mit 13,710 im J. 1864; das Bezirksamt Griesbach dagegen, zu welchem noch das Landgericht Rothalmünster gehört, hat 9,31 □ Meilen mit 28,032 Einwohnern im J. 1825, mit 30,100 im J. 1861, mit 30,195 im J. 1864. Es ist ein fruchtbares, zum Theil benahtetes Hügelland, von den Thälern der Roth und des Inn durchzogen; letzteres mit grobem Geröll erfüllt, bildet hier die unfruchtbare „Bockinger Heide“. Ein Drütsel des Bodens wird zum Beirerdbau verwendet, Regen und Weizen werden am meisten angepflanzt. Auch der Obstab ist ansehnlich. Im Inn wird eine geringe Quantität Gold gewaschen. Der Bezirk enthält 5 Pfarren, 20 Pfarren, 30 Volksschulen, 8 Postexpeditionen. Die Bewohner gehören, bis auf 5 Evangelische, der römisch-katholischen Kirche an. (Oto Deliusch.)

GRIESBACH (Johann Jacob), protestantischer Theolog.

1. Neueste Lebensereignisse. Griesbach ist am 4. Jan. 1745 zu Dugbach (Dugbach) im Bess-

Darmstädtischen geboren, wo sein Vater, Conrad Caspar Griesbach, damals protestantischer Prediger war, dessen Geburtsdag auf den 25. Mal des Jahres 1705 fällt und dessen Geburtsort Frankfurt a. M. ist. Verheirathet war dieser seit 1743 mit Johanna Dorothea (geb. 1725, gest. 1775), einer Tochter des bedeutenden protestantischen Theologen Johann Jacob Rambach, welcher seinerseits eine Tochter des bekannten halle'schen Professors Joachim Lange zur Frau hatte¹⁾. Conrad Caspar, ein vermöglicher und bald höher gestellter Mann²⁾, folgte wenige Wochen nach der Geburt dieses seines Sohnes einem Rufe nach Sachsenhausen, wurde zwei Jahre später Prediger an der Pörligemeinde zu Frankfurt a. M., 1767 Gonfistorialrath daselbst und starb hier am 24. Sept. 1777³⁾. War ohne Zweifel das Vorbild der Großväter nicht ohne Einfluß auf den Knaben, so hatte dieser auch das Glück an seiner geistig gewickelten, eifrigen, treuen, jenseitlichen und frommen Mutter eine treffliche Erziehung zu finden, während der Vater nicht minder alle Sorgfalt auf den Sohn verwandte⁴⁾. Er hielt denselben, der sich schon frühzeitig durch seltene Gaben der Weisbegierde und des Geistes auszeichnete, Anfangs Hauslehrer, worauf er ihn 1751 dem Gymnasium zu Frankfurt übergab. Hier erwarb er sich besonders durch sein erfolgreiches Studium der klassischen Wissenschaften, zuerst unter dem originellen Rector Albrecht⁵⁾, dann unter dem Rector Burmann, das Lob seiner Lehrer in einem so hohen Grade, daß er von ihnen den Vorschlag als Muster aufgestellt wurde⁶⁾. Die damalige Bedeutung der reichen freien Reichs- und Kaiserstadt trug wesentlich dazu bei, in dem jungen Manne einen patriotisch-deutschen Geist, Achtung für Verfassung und bürgerliches Gesetz, Liebe für altherwürdige Formen, Theilnahme für das gemeine Beste zu wecken⁷⁾. Am 26. April 1762 bezog der gründlich vorgebildete achtzehnjährige Jüngling die von den Stürmen des siebenjährigen Krieges verhältnismäßig wenig berührte Universität Tübingen, wo er in Philosophie und Philologie besonders Immanuel Hoffmann, Friedrich Christoph Schott, Johann Ries und Johann Jacob Bauer hörte. Namentlich war es Bauer, an welchen er sich, weniger in dessen Vorlesungen, die ihm nicht recht zweckmäßig erschienen, mehr in persönlichem Umgange angeschlossen⁸⁾. Unter den Theologen hielt er sich vorzugsweise an Jeremias Friedrich Reuß, Johann Friedrich Gotha und Christoph Friedrich Sartorius, Männer, welche als Säulen der älteren conservativen Richtung und als Gegner der damals aufstauenden Aeologie galten⁹⁾. Den stärksten Einfluß auf ihn übte hier Reuß, durch welchen er besonders zu der Unterscheidung des Wesens in der Religion und Theologie von den gelehrten Streitfragen angeleitet wurde¹⁰⁾.

Mit dem 17. Sept. 1764 verließ er Tübingen und begab sich am 17. Oct. desselben Jahres auf die Universität Halle, wo unter seinen einkunftsreichen Lehrern in der Philologie und Philosophie Johann Andreas Segner, Johann Friedrich Eitrich, Georg Friedrich Meier, Johann Ludwig Schulze, J. P. Eberhard und Johann Christian Förster zu nennen sind. Von den Lehrern der Theologie, welcher er hier vorwiegend sein Studium widmete, zogen ihn am meisten der (ältere) Johann Georg Knapp, Johann August Wölfl und vor allen Johann Salomo Semler an, welcher seinem Geiste die entscheidende Richtung auf die Erregung und Kritik des Neuen Testaments gab und den jungen Theologen in den engeren Kreis seiner Haus- und Studiengenossen zog¹¹⁾. Eine intime und dauernde Bekanntschaft machte Griesbach hier mit dem später ebenfalls durch Geseffmann seit hervorragenden Christen Geisrich Schüs, „quocum paulo post arctiorem familiaritatem contraxit, mutuis officiis, studiorum et munerum conjunctione, consiliorum et voluntatum societate, denique etiam amicitiae necessitate confirmatam“¹²⁾.

Der 4. Oct. 1766 führte unsern Griesbach als Student an die Universität Leipzig. Hier war es im 1. Semester besonders der mehr als auf andern Hochschulen noch dominirende lateinische Redner Vortrag, welchem Griesbach seine Aufmerksamkeit zuwandte, wogegen er im 2. Semester überlegend die Privatissima des Rectors und Professors Johann Jacob Reiske über Orientalia, namentlich Arabisch, und des älteren Johann August Ernesti über allgemeine und Kirchengeschichte frequentirte¹³⁾. Außerdem besuchte er die historischen Vorlesungen von Matthias Schröckh, sowie die Collegia von Crusius und Morus, obgleich dieser in seiner neuteamentlichen Hermeneutik und seiner Morallehre sich von der orthodoxen Philosophie jenes sehr wesentlich unterschied; ferner die Vorträge Oellers über Moral und andere Disciplinen der praktischen Theologie und des jüngeren Ernesti¹⁴⁾. Wenn behauptet wird¹⁵⁾, daß Griesbach, und zwar auf Semlers Rath, erst bei seinem Besuche der Universität Leipzig sich entschlossen habe, später als akademischer Lehrer aufzutreten, so muß wohl dagegen geltend gemacht werden, daß dieser Gedanke wahrscheinlich schon früher, unter der Aufsicht seines Vaters, in ihm angeregt worden sein dürfte.

Am 5. Oct. 1767 nach Halle zurückgekehrt, setzte er hier seine wissenschaftlichen Studien fort und zwar jetzt ausschließlich die theologischen, und zwar nicht sowohl in dem Besuche akademischer Vorlesungen, als vielmehr in der Privatlectüre der theologischen Literatur, namentlich der Kirchenväter, der übrigen kirchenhistorischen Objecte und des Apparates für die neuteamentliche Auslegung und Textkritik, jedoch nicht ohne nähere Verbindung mit den Universitätslehrern, besonders mit

11) Reiske's E. 12. 13. 31. 32. 12) So drückt sich Schüs selbst aus in den Prolegomena zu seiner Ausgabe von Giese's Werken de oratore, welche er Griesbach widmete, p. III. 13) Griesbach's E. 571. 14) Reiske's E. 13, 32. 15) Vn Griesbach's E. 570.

1) Reiske in der weiter unten erwähnten Schrift S. 31. 2) Griesbach in den ebenfalls weiter unten erwähnten Vitae parallelae p. 565. 3) Reiske's E. 31. 4) Wie dieser sich rühmt in seinem von Danow abgedruckten, weiter unten zu erwähnenden Lebenslauf. 5) Griesbach von Geseffmann, Was meinem Leben, Th. I. p. 60. 6) Geseffmann S. 583. 7) Reiske's E. 14. 8) Geseffmann Vitae bei Griesbach's E. 568. 9) Reiske's E. 31. 10) Griesbach's E. 568, 569.

Emiler, unter dessen Vorhabe er noch in demselben Jahre ¹⁶⁾ seine erste gedruckte wissenschaftliche Abhandlung, die *Dissertatio de fide historica, ex ipsa rerum, quae narratur, natura judicanda*, zum Zwecke der Habilitation vertheilte. Am 22. Oct. 1768 wurde ihm die Magisterwürde ertheilt, nachdem er seine gedruckte *Dissertatio historico-theologica locos theologicos ex Leone Magno pontifice Romano sistens* vor dem akademischen Publicum öffentlich verfochten hatte.

Der 25. Oct. des Jahres 1768 führte ihn von Halle in die ältliche Heimath nach Frankfurt a. M., wo er nicht lange der Ruhe pflegte, um sich auf die demnächst zu unternehmenden Reisen vorzubereiten ¹⁷⁾. Im April 1769 verließ er Frankfurt und besuchte nun eine große Zahl deutscher Städte mit ihren Bibliotheken, Universitäten etc. Göttingen; wir nennen Mainz, Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Straßburg, Tübingen, Gießen, Marburg, Cassel, Helmstädt, Göttingen, wo er in der für ihn sehr ergiebigen Bibliothek zwei Monate verweilte, Braunschweig, Wolfenbüttel, Hannover, Magdeburg, Berlin, Hamburg ¹⁸⁾. — Von Teutschland ging er hierauf nach Holland, wo er in Brödingen, Amsterdamm, Leiden, Haag, Utrecht, Rotterdam Stationen machte, jedoch nur auf kurze Zeit, weil er den nicht ausgeführten Plan begie, später wieder dorthin zurückzukehren ¹⁹⁾. Von hier setzte er nach England über und traf am 9. Sept. 1769 in London ein, wo er namentlich im britischen Museum täglich und eifrig seinen Studien oblag. Mit denselben Eifer studierte, excerpirte er die *Gobices*, die *Patres* und andere Urkunden in der *Bodleianischen* Bibliothek von Oxford, in Cambridge und an andern Orten ²⁰⁾. Da seine Erwartungen von den gesuchten Schätzen übertroffen wurden, so verweilte er in England fast zehn Monate, zumal seine mit Bescheidenheit, Stetigkeit und Freundschaft verbundene Gelehrsamkeit ihm hier viele Freuden und Häuser öffnete, so daß er später dieser Reise oft mit angenehmen Gefühlen gedachte und den Engländern viel Lob spendete ²¹⁾. Seinen Aufenthalt in England ihm angenehm zu machen, dazwischen wesentlich viel gleichstrebende und fast gleichalterliche Freunde bei, welche mit ihm zugleich der Studien wegen dort verweilten, Christian Friedrich Schnurrer, später eine Zierde der Universität Tübingen, und Paul Jacob Brund, sehr gelehrte junge Männer, welche der orientalischen Sprachen wegen die Reise gemacht hatten ²²⁾. Mit dem erstern — der andere blieb zurück — ging Griesbach 1770 nach Frankreich und kam den 13. Juni in Paris an, wo er fast ausschließlich in dieser Stadt bis zum October desselben Jahres verweilte. Mit großer Emsigkeit und reicher Ausbeute verglich er namentlich in den Bibliotheken von St. Germain,

St. Victor und St. Geneviève Handschriften des Neuen Testaments ²³⁾. Seine Biographen fügen hinzu, daß er sich bei den gebildeten, eleganten und geistreichen Franzosen wesentliche Stüde dieser Eigenschaften angeeignet habe ²⁴⁾. — Der Zweck seiner wissenschaftlichen Reisen war, wie er selbst später zu sagen pflegte, ein dreifacher: 1) Die Zustände und Lehrmethoden verschiedener Universitäten, die Vorzüge oder Fehler der Dozenten und dadurch, wie im Privatunterrichte mit Gelehrten Hilfsmittel für sich selbst, 2) die Bekanntschaft verschiedener Religionsgemeinschaften an Ort und Stelle kennen, beurtheilen und so eine tiefere Einsicht in die ConfeSSIONen selbst gewinnen zu lernen, 3) im Besonderen durch das Lesen, Excerptiren und Vergleichen der Handschriften zum Neuen Testamente das von ihm zu seinem künftigen Hauptberufe gewählte Studium des neutestamentlichen Textes und seiner Kritik zu fördern ²⁵⁾.

Durchaus befriedigt durch die Ergebnisse seiner wissenschaftlichen Reise, kehrte Griesbach in die Heimath zurück und traf am 6. Oct. 1770 zu Frankfurt bei seinen Aeltern wieder ein, um während des bevorstehenden Winters die mitgebrachten Excerpte aus den *Gobices* des R. L., den alten Uebersetzungen, namentlich der Septuaginta, und andern Quellen für den Zweck seiner bevorstehenden Habilitation und der beabsichtigten literarischen Arbeiten zu sichten, zu verordnen und zu ordnen ²⁶⁾. Bereits am 28. März 1771 ²⁷⁾ siedelte er wieder nach Halle über, nahm in dem Hause Emilers Wohnung, vertheilte hier bald darauf mit F. A. Stroth als Respondenten, nachmalig Rector in Gotha, seine mit großer Gelehrsamkeit ausgestattete und vielen Eucharistie gekürzte Habilitationsschrift *De codicibus quatuor Evangeliorum Origenianis* ²⁸⁾ und eröffnete als Privatdocent mit dem beginnenden Sommersemester unter großem Beifall seine Vorlesungen an der Universität ²⁹⁾. Unter den jüngern Freunden, mit welchen der junge Mann in dieser Zeit sich näher als mit andern verbunden fühlte, ist im Besonderen der Philolog C. G. Schüg, sein späterer Schwager, zu nennen ³⁰⁾. Nachdem er schon unterm 25. Febr. 1773 zum außerordentlichen Professor der Theologie ernannt und am 3. April als solcher rito eingeführt worden war ³¹⁾, ward er am 16. April 1775 mit der Schwester seines oben genannten Freundes, Friederike Juliane, einer Tochter des geistlichen Inspectors Schüg zu Büdingen, welche am 28. April 1766 geboren war, ehelich verbunden. Mit ihr, einem edlen, jarten, treuen Herzen, welches ihm manche äußere Sorge und Arbeit erspartete, lebte er bis zum Alter in einer glücklichen Ehe ³²⁾.

Nachdem er die vom 17. Juni 1775 datirte Berufung zu einer ordentlichen Professur in Jena erhalten hatte und am 17. Oct. in Halle entlassen worden

16) *Roethe* S. 13. 32. *Gischki* S. 578, nennt das Jahr 1768, in welches er auch Griesbach's Vertheiligung der Dissertation über die loci theologici des H. Leo zur Erlangung der Magisterwürde verleiht, und zwar vor die öffentliche Disputation über die *historische Wissenschaft*. 17) *Roethe* S. 13. 18) *Roethe* S. 82. 19) *Roethe* S. 83. 20) *Roethe* S. 88. 21) *Gischki* S. 579—581. 22) *Roethe*.

23) *Roethe* S. 33. 24) *Gischki* S. 581. 25) *Roethe* S. 878. 26) *Roethe* S. 13 u. 83. 27) Man findet fälschlich auch das Jahr 1770 angegeben. 28) Part. I. Halle 1771. 29) *Roethe* S. 83. 30) *Roethe* S. 94. 31) *Roethe* S. 33. 32) *Roethe* S. 94.

war, traf er am 27. Nov. desselben Jahres an seinem neuen Bestimmungsorte ein und ward am darauf folgenden 2. Dec. als dritter ordentlicher Professor in die theologische Facultät eingeführt, um fortan eine Hauptlerde dieser Universität bis an sein Lebensende zu bleiben und in seine wissenschaftliche Glanzperiode einzutreten³³⁾. Als er sich am 7. Febr. 1777 die theologische Doctorwürde erwarb, verteidigte er in öffentlicher Disputation eine Abhandlung über den griechischen Text der Paulinischen Briefe. Der 13. Febr. desselben Jahres brachte seine feierliche Aufnahme in die theologische Facultät³⁴⁾. So lange sich Griesbach noch ziemlich gesund und kräftig fühlte, hielt er in der Regel täglich drei Vorlesungen, nämlich eine exegetische, eine kirchengeschichtliche, wobei er bis zuletzt das Compendium von Schröckh zu Grunde legte und den Stoff auf drei Semester vertheilte, und abwechselnd im ersten Semester eine populär-dogmatische, für welche er selbst ein Compendium drucken ließ, im zweiten eine Vorlesung über die Einteilung in das Neue Testament, im dritten eine hermeneutische. Später zwang ihn sein körperliches Leiden sich auf zwei tägliche Vorlesungen zu beschränken³⁵⁾.

Außer seinem eigentlichen gelehrten Berufe verwaltete Griesbach in Jena auch akademische Aemter; am 14. März 1780 wurde ihm die Inspection über die an der Universität studirenden weimarischen und eisnachischen Landeskinder, am 6. August desselben Jahres zum ersten Mal das Prorectorat der Universität übertragen, welches er später wiederholt verwaltete, und zwar nicht bloß mit Eifer und Gewissenhaftigkeit, sondern auch mit tüchtiger specieller Kenntniss der akademischen Finanzangelegenheiten. Am 27. Jan. 1781 durch die hohen „Erhalter“ der Universität zum Herzoglich-Sächsisch-Weimarischen Kirchenrath ernannt, erhielt er unterm 11. Mai 1784 den Titel und Rang eines Geheimen Kirchenrathes³⁶⁾. Zum Beweise des Ansehens, in welchem er auch auf anderen als rein akademischen Gebieten stand, wurde er am 5. Juli 1782 zum Prälaten und Deputirten der jensächsischen Landstätt gewählt, eine Stellung, welcher er sich in dem Grade gewachsen zeigte, daß er auf den allgemeinen Landtagen bis zum Frühjahr 1811, wo er trotz schwerer körperlicher Leiden zum letzten Mal daran Theil nahm, als ein sehr geehrtes und thätiges Mitglied galt³⁷⁾. Ausserdem betraute ihn der Herzog von Weimar wiederholt mit besonderen Aufträgen³⁸⁾.

Nachdem Griesbach im Frühjahr von 1810 zum Besuche mehrerer Freunde und Bekannten eine Reise nach Süddeutschland unternommen hatte, kehrte er neu gekräftigt zurück, sodas man die Hoffnung hegen konnte, er werde noch mehrere Jahre den Seinigen und seinem Berufe erhalten bleiben. Allein schon 1811 erlitten seine Lebenskräfte unüberderränglich geschwächen. Der Sommer dieses Jahres brachte ihm schwere Leiden, namentlich Brustbeschwerden und einen qualmenden, enträufelnden

Haufen, sodas man an seiner Genesung verzweifelte. Noch einmal, zu Michaelis 1811, machte er einen Versuch, seine Vorlesungen zu halten, aber die Sprache ward ihm eben so schwer wie der kurze Weg aus seinem Wohnzimmer in den Hofral. Am Anfang des Jahres 1812 fand er sich physisch gezwungen, diese allgewohnte und lieb gewonnene Thätigkeit für immer einzustellen. Mit tiefer Rührung nahm er von seinen Hörern Abschied, um sein Wohnzimmer nie wieder lebend zu verlassen. Noch setzte er seine Hoffnung auf den nahenden Frühling; aber plötzlich erschlaffte sein ganzer Körper; jede Bewegung verursachte ihm die schmerzhafteste Anstrengung. Von der nahen Auflösung überzeugt, harrie er geduldig und ergeben dieser letzten Stunde. Sein Tod erfolgte in der letzten Woche, Dienstags den 24. März 1812, am Nachmittage zwischen 2 und 3 Uhr, seine Leichenbestattung in den Frühstunden des darauf folgenden Charfreitags³⁹⁾.

Die lange Zeit von 37 Jahren, während welcher er in Jena wirkte, und die Bedeutung seiner wissenschaftlichen Leistungen steigerten die Zahl seiner Schüler zu der Höhe seines Ruhmes, welcher auch der Grund war, das mehrere Berufungen an andere Universitäten ihm zuzugingen, welche er indessen sämmtlich ablehnte, da ihn seine Stellung in Jena vollkommen befriedigte, auch wenn ihm ein höheres materielles Äquivalent geboten worden, als er in Jena hatte. — Mit seiner ersten oben genannten Gattin, welche ihm auch noch in den Beschwerden des letzten Jahres treu zur Seite stand, lebte er in friedlicher, aber kinderloser Ehe⁴⁰⁾, selbst ein Kind des Glüdes⁴¹⁾ und des Friedens.

II. Körperliche und geistige Eigenthümlichkeit. Man kann seine äußere, leibliche Erscheinung ein Abbild, wenn nicht ein Product seines inneren Menschen nennen. Von großem, starkem Körperbau war er eine imponirende, ernste männliche Gestalt⁴²⁾. Dennoch hatte er schon in den früheren Lebensjahren wiederholt mit Krankheiten zu kämpfen und stand am Rande des Grabes, zum Theil in Folge seiner oft übermäßigen Anstrengungen, doch litt und trug er diese Beschwerden stets mit geduldigem Muth und stiller Hoffnung⁴³⁾. — Als vorwiegende geistige Individualität erscheint bei ihm die intellectuelle Verstandesthätigkeit, welche sich zu hoher Klarheit und Besonnenheit ausprägte. Daher sein gründliches kritisches Denken und Urtheilen, mit welchem indessen seine sehr schnelle Fassungskraft (velox ingenium) verbunden war⁴⁴⁾, eben weil er sich scheute, ungründlich zu verfahren, und dem schnellen Urtheile den Hemmschuh des Willens anlegte. Einer seiner Biographen, welcher ihm als Universitätsprofessor in Jena drillich sehr nahe stand⁴⁵⁾, spricht von einer „Griesbachii hoc in genere mediocritas“, welcher zu folgen er den meisten Studi-

33) Roethe S. 35. 34) Griesbach S. 35. 35) Griesbach S. 36. 36) Griesbach S. 37. 37) Griesbach. 38) Griesbach S. 26.

39) Roethe S. 39. 40) Griesbach S. 25. 27. 28. 41) Griesbach S. 363. 42) Roethe S. 10. 43) Griesbach S. 18. 44) Griesbach S. 19. 45) Griesbach in den 1815 und 1816 erschienenen *Vitae parallelae Griesbachii et Schmidtii* S. 578 in der Ausgabe der *Opuscula oratoria* von Weissenborn.

tenden rüß, mit dem Zufage: „una quadam diligenda doctrina, ingenio apta, in qua perdiscere studioso et ad praescriptam justo ordinis legem versetur“. Dies war ihm, obgleich er im Uebrigen sich außerordentlich lobend über Griesbach ausdrückt, von gewisser Seite sehr übel genommen worden, weshalb er unter Anführung vieler classischer Stellen, wo die mediocritas keineswegs einen Tadel, sondern die goldene Mittelstraße bedeuete, 1842 einen „Appendix de vocabulo mediocritatis“ erscheinen ließ⁴⁵⁾. Mit dieser Verständeigenständigkeit ging, wie schon angedeutet, Hand in Hand eine sehr entzogene Willensrichtung, welche manchem Beurtheiler unter Umständen als dictatorischer Eigenwille oder als Hartnäckigkeit erschien⁴⁶⁾. Er wollte eben stets mit Entschiedenheit, was er als das zu erreichende Ziel erkannte, und diesem strebte er ohne Wanken mit der seltenen Thätigkeit eines enormen Fleißes nach, wobei er allerdings auch meist von sehr günstigen äußeren Umständen unterstützt ward. Aber dieser Fleiß, welchen er besonders in der Zeit seiner akademischen Docentur und Professur übertrieb, indem er nicht selten die Nächte zu Hilfe nahm, legte auch mit dem Grund zu einer späteren Krankheit, namentlich zu einer habituellen Schwäche und Gedächtniß seiner Füße⁴⁷⁾. Aber ohne diese unermüdete Anstrengung, ohne diese großen Opfer der Entfagung, ohne diese ganz ungewöhnliche Ausdauer würde er wiederum das nicht geworden sein, wozu er sich gemacht hat, namentlich auf dem Gebiete der neuerkennenden Literaturwissenschaft.

Wie sehr ihn auch seine wissenschaftliche Hauptaufgabe in Anspruch nahm, so hatte er doch noch Zeit für andere Lebensgewohnheiten übrig, für einen umfangreichen Verkehr mit seinen Amtsgenossen und Hörern, für eine ausgebreitete Correspondenz mit Behörden, mit auswärtigen Freunden u. s. w., wobei er einen praktischen Geschäftsgeist an den Tag legte. Der Biograph, welchem wir hier am meisten gefolgt sind, rühmt an Griesbach die entsagende und aufopfernde, uneigennützig und immer bereit Wohlthätigkeit und Hilfe, die er nach vielen Seiten hin spendete, nicht selten im Verborgenen⁴⁸⁾. Zwar vermied er die Häufigkeit des geselligen Lebens und verkehrte fast nur in dem engeren Kreise der ihm nahe Stenden, um sich zuweilen eine knappe Erholung zu gönnen; hier zeigte er sich als treuen, biederen Freund, als sinnigen, geistreichen Gesellschaftler. Aber wie sehr auch sein Herz von Wohlwollen erfüllt war, so machte doch seine Ersehnung und sein Auftreten in Gestalt und Worten vorwiegend den Eindruck der ersten Strenge (severitas)⁴⁹⁾, der stillen, in sich ruhenden Würde, welche Ehrfurcht einflößte und beim ersten Begegnen als der Ausfluß eines etwas kalten Herzens erschien⁵⁰⁾. Sein ganzes Streben war mit festem Entschlusse und starkem Willen auf die Erkenntniß und Darlegung des Wahren und Wirklichen gerichtet und darnach handelte er ohne weichherzige Zug-

verfälfen und Concessionen, ein Feind von Trug und Schein, ein Mann der Wahrhaftigkeit und Treue, dem Jeder gern vertraute, wenn er ihn näher kennen gelernt hatte⁵¹⁾. Ebenso einfach und würdevoll war sein Wort und sein Vortrag, aber nichts desto weniger eindrucksvoll und ergreifend, weil man ihm anhörte, daß er aus tieffter Ueberzeugung sprach⁵²⁾. Und doch schloß diese Einfachheit eine gewisse feine Stille, ein gewisses geistreiches Wesen, einen gewissen Schönheitssinn, wie in seiner Haltung und Rede, so in seiner Kleidung, nicht aus, Eigenschaften, welche er sich bei seinem Aufenthalt in Frankfurt angeeignet hatte. „Hinc elegantia quaedam, per omnes vitae partes et actiones sic fusa et explicata, non ut de schola litteratorem aut criticum agnosceres, qui aetatem in tenebrosos museos contrivisset, sed virum, urbanissimum usum et consuetudine hominum politum, et tantum non in principum aula, venustissima omnis elegantiae schola, excoltum“⁵³⁾.

Griesbach hatte Grund, auf sein Wirken und seinen Ruhm stolz zu werden und zu sein; aber er blieb bis an sein Ende der christlichen Bescheidenheit und Demuth eben so treu wie dem unablässigen Forschen und Prüfen, dessen Thatsache dem Menschen das Zeugniß gibt, daß er noch nicht vollkommen sei. Von einer andern Seite wirkte in ihm nach dieser Richtung die von seinen Aeltern, namentlich von der frommen gläubigen Mutter empfangene Jugenderlebung, mitten in einer Zeit, wo freche Freigeisterei vielfach ihr Haupt erhob und die Geister erwann. Er wollte nicht flüchten und deuteln an dem, was durch so viele Jahrhunderte hindurch sich als den heilsamen Glauben an den lebendigen Gott und an Jesus Christum erwiesen hatte, sondern seine Vernunft dem ewigen Offenbarungslichte bemächtig unterwerfen. Dies er somit als Christ und Theolog dem traditionellen bibelgläubigen Systeme treu, so war er doch nicht in den Fesseln des Buchstabens oder einer sehr begrenzten dogmatischen Schule befangen. Ein Schüler und persönlicher Freund Semlers, von diesem berühmten Theologen vorzugsweise angeregt, liebte und wahrte er die evangelische Freiheit der Forschung und Prüfung, und war stets bestrebt, sich im Laufenden aller theologischen Arbeiten seiner Zeitgenossen, auch auf der extremsten linken Seite, zu erhalten, wie er diese seine Stellung namentlich in seiner wiederholt gebrauchten populären Dogmatik, welche keineswegs den Geist der starren Orthodoxie athmet, dargelegt hat⁵⁴⁾. Was er aber auch immer ersforchte und leistete, das sollte wie sein ganzes Leben ein Dienst vor dem Herrn Christo sein, den er in seiner rechten Gestalt finden und dessen Wort er richtig verstehen wollte⁵⁵⁾.

III. Wissenschaftliche Richtung und Leistung. Obgleich Griesbach mit Eifer auch die Kirchengeschichte, in specie die Dogmengeschichte und die Dogmatik oder biblische Theologie in Vorlesungen und Schrift-

45) p. 585—594. 47) Roethe S. 20. 48) Ueber S. 34. 49) Ueber S. 26 fg. 50) Giesbach S. 507. 51) Roethe S. 18.

52) Roethe S. 20. 53) Ueber S. 23. 24. 54) Giesbach S. 581. 55) Roethe S. 16. 17. 56) Ueber S. 18.

ten anbaute, so haben doch nicht sowohl diese Disziplinen, als vielmehr die Erklärung und vor Allem die Kritik und Feststellung des neutestamentlichen Urtextes ihm seine theologisch-wissenschaftliche Bedeutung gegeben, eine Leistung, welche eben nur durch das hohe Maß seines Fleißes und Scharfsinnes möglich geworden ist. Hatte durch seine nächsten Vorgänger, Joh. Mill, Joh. Albr. Bengel, Joh. Jac. Wettstein, die Textrecension des R. T. im Vergleich mit der früheren Beschaffenheit einen großen Fortschritt gemacht, so wurde sie durch Griesbach auf eine neue Stufe der Vollkommenheit erhoben, in dem er den kritischen Vorrath (die Varianten u. s. w.) durch eigene Vergleichen und Auszüge erweiterte und nach Bengel's wie Semler's Vorgänge ein System von kritischen Grundgesetzen aufstellte, nach welchen er die Zeugen prüfte und den zum Grunde gelegten textus receptus aus äußeren und inneren Gründen verbesserte. Auf seinen Reisen verglich er mehrere Codices, wie D G L 10. 12. 13. u. a., woraus er die wichtigsten Lesarten in seinem *Novum Testamentum graece*, die vollständigen Excerpte aber nebst der Vergleichung des Clemens Alex. und des Origenes in seinen *Symbolae criticae* mittheilte. Hingru geüßt sind in seinem kritischen Apparat die Lesarten aus den beiden wollenbüttler Handschriften und dem griechischen Coder, sowie, theils berrichtigt, theils vermehrt, die Lesarten aus den alten Uebersetzungen⁵⁷⁾. Sein berühmtes Recensionen-System legen wir ebenfalls in der Darstellung von de Witte vor⁵⁸⁾.

Griesbach bemerkt in den Handschriften und Uebersetzungen des Neuen Testaments, wie auch in den Ausführungen der Kirchenväter gewisse Eigenthümlichkeiten des Textes im Ganzen, wonach er die ganze Masse kritischer Zeugen in drei Gruppen vertheilte und dadurch das kritische Stimmenverhör vereinfachte. Er nannte die verschiedenen Beschaffenheiten des Textes Recensionen und nahm deren folgende drei an:

1) Die occidentalische Recension, deren Zeugen und Denkmäler sind: Tertullianus, Cyprianus, Irenäus, die lateinische Uebersetzung (Vulgata), Ambrosius, Augustinus u. A.; die lateinischen Uebersetzungen von Hieronymus, die syrisch-koptische und die hierosolymitanisch-syrische; die Handschriften der Evangelien D 1. 12. 69. 118. 131. 157, ferner der Paulinischen Briefe D E F G. Ihr Charakter ist eigenlich, sie enthält Glossen und Umschreibungen und bestrahlt am stärksten.

2) Die alexandrinische Recension, deren Zeugen und Denkmäler sind: Clemens Alex., Origenes, Eusebius, Athanasius, Cyrillus Alex., Theodorus Pelus. u. A.; die memphitisch-koptische, die philermainisch-syrische, die äthiopische und die armenische Uebersetzung; die Handschriften der Evangelien B C L 33. 102. 106, der Briefe A B C 17. 46. 47. Ihre Eigenthümlichkeit ist größtenteils grammatische Reinheit und Richtigkeit der Sprache.

3) Die constantinopolitanische Recension, welche in den Schriften der Kirchenväter Gregor von Nazianzen und der benachbarten Provinzen vom 4. bis zum 6. Jahrh., in der gotischen und slavischen Uebersetzung, in den Handschriften der Evangelien A E F G H S und den moskowitischen der Paulinischen Briefe vorkommt. Ihre Eigenthümlichkeit besteht in der Mischung aus den beiden anderen Recensionen; sie gründet sich noch mehr, enthält aber auch Glossen und nähert sich dem gewöhnlichen Texte.

Die syrische Beschriftung zählt Griesbach zu keiner dieser Recensionen und glaubt, das sie wiederholt nach verschiedenen griechischen Handschriften gedruckt worden sei. Auch den Evangelien-Text des Eusebius hält er für eine Mischung aus verschiedenen Recensionen. Ebenfalls gemischt ist nach ihm der Text in den Handschriften P Q T, und selbst mehrere Denkmäler der occidentalischen und alexandrinischen Recension haben Vermischungen erfahren. Auch Handschriften, welche im Ganzen der constantinopolitanischen Recension angehören, wie die Codices K M 10. 11. 17. 22. 28. 36. 40. 57. 61. 63. 64. 72. 91. 108. 127. 142. 209. 229. 235, enthalten Vermischungen aus andern Recensionen⁵⁹⁾.

Nur die alexandrinische Textbeschaffenheit hielt Griesbach für die Frucht einer wirklichen Recension, welche mit dem Texte bei der Zusammenstellung des *Evangelion* und des *Axoxolos* vorgenommen worden sei; die occidentalische hingegen erhielt diesen Namen nur ungenügend, sowie auch die constantinopolitanische⁶⁰⁾. Letztere beide nämlich hielt er für zufällige Erzeugnisse der Nachlässigkeit und Willkür der Abschreiber und Mscriftisten. Die occidentalische leitete er aus den alten, vor der Sammlung des *Axoxolos* üblichen Handschriften ab; die constantinopolitanische hielt er für eine Mischung aus beiden alten Recensionen. Das Vaterland wies er den Recensionen an theils nach dem Ursprunge und der Verbreitung derselben, theils nach den Uebersetzungen und Kirchenvätern, die sich zu ihnen halten.

Aber — so fügt de Witte hinzu — in diesem Systeme ist Alles ungewiß, da wir von der Entstehung der ältesten Sammlungen neutestamentlicher Bücher nichts wissen, auch kein kritisches Denkmal eine Recension rein enthält und den ihr zuerkannten Charakter beständig behauptet⁶¹⁾.

IV. Schriften. Im J. 1774⁶²⁾ erschien zu Halle der erste Theil seines ersten großen und epochemachenden Werkes unter dem Titel: *Libri historici Novi Testamenti graece. Pars prior, sistens synopsis Evangeliorum Matthaei, Marci et Lucae. Textum ad fidem codicum, versionum et Patrum*

57) Mill. *Nov. Test. recte de Witte*, *Exhibens* der historisch-kritischen Uebersetzung in die französische Sprache des *Neuen Testaments*. 4. Aufl. Berlin 1842. §. 47. S. 63. 64. 66) *Ueber* de Witte, S. 62 — 64.

8. Griesb. d. W. u. R. *Textus*. XCI.

59) *Vergl. Griesbach*, *Proleg.* in ed. III. N. T. p. LXX seq. *Course in hist. text. graec.* Epp. Paull. Spec. I. Sect. II. §. 14. 15. 60) *Vergl. Griesbach*, *Course in hist. text. g.* 13. *Meletema II. de vetustis text. N. T. rec.*, vor dem Comm. crit. *Pars. II. p. XXXIII.* 61) *Schulz*, *Frases*, ad ed. III. N. T. *Griesbach*, *Meletema II. etc.* p. XXXIII. 62) Man findet in fast sehr benannten Handschriften der theologischen Literatur auch das Jahr 1771 angegeben.

emendavit et lectionis varietatem adiecit J. J. Griesbach. Die Pars posterior, sistens Evangelium Johannis et Acta Apostolorum, kam 1775 ebenfalls heraus. Jener erste Theil erschien 1776 ebenfalls auch unter dem Titel: Synopsis Evangeliorum Matthaei, Marci et Lucae zum ersten und 1797 ebenfalls zum zweiten Mal. Bereits 1777 machte sich eine zweite Edition erforderlich, welche, jedoch ohne synoptische Anwendung, ebenfalls unter dem Titel herauskam: Novum Testamentum graeco, textum ad fidem codicum, versionum et Patrum emendavit et lectionis varietatem adiecit J. J. G., Volum. I u. II, das ganze N. T. im revidirten Texte mit grundlegendem proflaischen Apparat versehen. Eine größere Ausgabe des Novum Testamentum graeco, nicht bloß auf Teutschland, sondern auch auf England berechnet, ward 1796 begonnen und 1806 vollendet. Als Bruchausgabe erschien das Werk unter dem Titel: Novum Testamentum graeco. Ex recensione J. J. G. cum selecta lectionis varietate zu Leipzig, 1803 im ersten, 1804 im zweiten, 1806 im dritten, 1807 im vierten Bande, im Gesamtpreise von 60 Thalern. — Die Synopsis Evangeliorum Matthaei, Marci et Lucae una cum iis Joannis pericopis, quae historiam passionis et resurrectionis Jesu Christi complectuntur, textum recensuit et selecta lectionis varietatem adiecit J. J. G. sam zum ersten Mal 1776 in Halle heraus, dann wieder 1797 und zum dritten Mal 1809 heraus. Im J. 1805 erschien eine Handanabe des ganzen neutestamentlichen Textes und half dem dringenden Bedürfnisse einer compendioseren Form ab. Die zweite Auflage machte sich das zu Ange, was insgemein Knapp auf denselben Gebiete geleistet hatte. Die 3. Ausgabe besorgte D. Schulz in einem Bande, Berlin 1827.

In Veranlassung der von ihm am 7. Febr. 1777 erlangten theologischen Doctornürde ertheilte Griesbach Curarum in historiam textus graeci epistolarum Paulinarum Specimen I., Jena 1777, wovon er nie eine Fortsetzung geliefert hat. Seine Symbolae criticae ad supplendas et corrigendas varias Novi Testamenti lectiones. Accedit multorum Novi Testamenti codicum graecorum descriptio et examen erschienen in 2 Theilen 1785 und 1793 zu Halle. Im J. 1789 ertheilte er als ein Werk, worin er eine der wichtigsten Resultate seiner Forschungen ausdrückte, das Programm, quo probatur, Marci Evangelium totum e Matthaei et Lucae commentariis excerptum esse, wovon 1790 eine Fortsetzung folgte. Von 1794—1800 erschienen in 9 Specimina die Commentarii critici in graecum Matthaei textum, wovon 1801 das dazu gehörige Epitome sam. Von 1802—1810 erschienen in 9 Particulae die Commentarii in graecum Marci textum critici. Die 18 Commentarii critici in graecum textum Matthaei et Marci sind gesammelt in den Commentarii critici in textum graecum Novi Testamenti, zwei Theile, dann 1798 und 1811, von welchen

der zweite auch die Meletemata de vetustis textus recensitionibus enthält. Er ist das letzte Document, welches Griesbach erscheinen ließ.

Die Bemerkungen über Hegel's Bertheiligung der Echtheit der Stelle 1 Joh. 5, 7 mit (Gegen-) Anmerkungen von Hegel wurden 1793 in Gießen gedruckt. Griesbach's Vorlesungen über die Hermeneutik des neuen Testaments mit Anwendung auf die Lebens- und Auf-erstehungs-geschichte Christi gab 1815 in Nürnberg J. R. S. Steiner heraus. — Im J. 1776 und 1777 ließ Griesbach die zwei Theile seines bei akademischen Veranlassungen geschriebenen Programms: De vera notione vocabuli *evangelium* in cap. VIII. Epistolae ad Romanos erscheinen. Im J. 1778 folgte der Commentarius in Ephes. I, 19 seq., 1780 der Commentaria ad locum Pauli I. Corinth. XII, 1—11, 1784 das Programm: De fontibus, unde Evangelistae suas de resurrectione Domini narrationes hauerint, in denselben Jahre das Programm: De Spiritu Dei, quo abluti, sanctificati et justificati dicuntur Corinthii I. Cor. VI, 11, dergleichen das Programm: De verbo firmo prophetico II. Petr. I, 16—21. Im J. 1791 und 1792 erschien je eine Particula von dem Programm: De imaginibus Judaicis, quibus auctor epistolae ad Hebraeos in describenda Messiae provincia usus est, in dem letztgenannten Jahre außerdem das Programm über die Frage: Quid Hebr. III, 7. 10. II. *καταρατος* *θνος* imagine adumbratur, 1793 das Programm sistens locorum Novi Testamenti ad ascensum Christi in coelum spectantium syllogen.

Allgemeineren dogmatisch-religiösen Inhalts sind die nachstehenden von ihm veröffentlichten Druckwerke: Programma de mundo a Deo Patre condito per Filium, 1781. Programma de noxu inter virtutem et religionem, 1784. Stricturarum in locum de theopneustia librorum sacrorum particulae quinque, Jena 1784—1788.

Im J. 1779 ließ er, zunächst als Leitfaden für seine Vorlesungen, auf eigene Kosten die „Anleitung zur gelehrten Kenntniss der populären Dogmatik“ drucken. Da das Buch auch in weiteren Kreisen viel Anklang fand, so ließ er sich später, um den Nachfragen darnach zu genügen, dazu bestimmen, dasselbe in einer zweiten Auflage herauszugeben, und zwar unter dem Titel: Anleitung zum Studium der populären Dogmatik, besonders für fünfjährige Religionslehrer. Jena 1786. Schon 1787 wurde eine dritte, 1789 eine vierte Auflage erforderlich.

Als Griesbach in Jena zu dociren begann, inaugurirte er dieses Amt mit dem firdengeschichtlichen Programm: De historiae ecclesiasticae, nostri saeculi usibus accommodatae, utilitate. Jena 1776. Diefem Gebiete gehört ferner an die Abhandlung: De potentiore ecclesiae Romanae principalitate ad locum Irenaei, L. III. c. 3, 1779. Dogmenhistorisch ist das Programm, in quo Eutybis de unione naturarum in Christo sententia illustratur, 1794.

Außerdem lieferte Griesbach mehrere Beiträge zu Zeitschriften, z. B. und namentlich zu dem Repertorium

63) Auch kurz als Commentarius in N. T. bezeichnet.

für biblische und morgenländische Literatur, sowie längere oder kürzere Recensionen, besonders für die Allgemeine Deutsche Bibliothek und für die Allgemeine Literatur-Zeitung. — Seine Programme wurden meist im Namen der Universität (Jena) geschrieben und erschienen zu Jhannissen. Eine Auswahl von ihnen nebst anderen seiner wissenschaftlichen Abhandlungen finden sich in seinen *Opuscula academica*, welche J. Ph. Gabler 1824, Jena, in zwei Bänden herausgab.

IV. Literatur über Griesbach. Ein von ihm selbst lateinisch niedergeschriebenes *Curriculum vitae* liess E. J. Danov, als er ihm zum Doctor der Theologie promovirte, 1777 in dem Programm: *De judicii super integritate Scripturae Sacrae regundi iustis finibus* mit abdrucken. Ebenfalls von Griesbach selbst verfaßt ist ein teuflich geschriebener Lebenslauf in dem Allgemeinen Magazin für Prediger von J. A. Th. Beyer III., S. E. 537 fg. — Als vorzüglichste und zuverlässigste Quelle über Griesbach's äußere Lebensschicksale und Schriften haben wir betrachtet und benutzt: Gedächtnißrede auf D. Johann Jacob Griesbach, veröf. herzogl. Sächs. Weim. Geheim. Raths-Rath, erster Professor der Theologie zu Jena, der Königl. Bayerisch. Academie der Wissenschaften zu München und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Nach einer Skizze seines Lebenslaufs von Friedrich August Roethe, Professor zu Jena. Jena 1812. Roethe hatte dem Verstorbenen längere Zeit hindurch in'ständig wie äußerstlich sehr nahe gestanden und war von ihm theilweise mit der Ordnung seiner Angelegenheiten betraut worden. — Noch im J. 1812 erschien in Breslau: Ueber J. J. Griesbach's Verdienste. Eine akademische Vorlesung, gehalten auf der Universität Breslau, von J. Chr. W. Augusti. — In den von H. C. A. Eichstadii *Opuscula oratoria* findet sich p. 559 bis 584 ein Fragmentum mit der Ueberschrift: *Joannis Jacobi Griesbachii et Caroli Christ. Erb. Schmidii vitae parallelae recitationibus aliquot academicis expositis*. Aus dem p. 585—594 beigefügten *Appendix de vocabulo mediocritatis* vom Jahre 1842 ersieht man, daß die *Vitae parallelae Griesbach's* von dem Verfasser 1815 und 1816 dem Druck übergeben worden sind. — Weniger ausgiebig als die vordahin genannten Biographien sind die und jugendlich gewordenen *Conversations-Lexica*, sowie die nachstehend verzeichneten Sammelwerke. Uebersicht der Geschichte der Universität Halle in ihrem ersten Jahrhundert von Joh. Christian Förster. Halle 1794. Geschichte der Universität zu Halle bis zum Jahre 1805 von Joh. Christoph Hoffbauer. Halle 1806. Ebenso Fullmann's Beiträge zur Geschichte der Universität Halle. Die Universität Halle nach ihrem Einflusse auf gelehrte und praktische Theologie in ihrem ersten Jahrhundert von A. G. Klemmeyer. Halle und Berlin 1817. Lebensflügen der Professoren der Universität Jena seit 1558 bis 1858 von D. J. Gauthier. Jena 1858. Die gelehrten Theologen Deutschlands von H. Döring, I, 541 fg. Das gelehrte Deutschland von Meusel, I, 634; IX, 458;

XI, 293; XIII, 500; XVII, 776; XXII, 448. Der Nekrolog der Deutschen. Handbuch der theologischen Literatur von G. B. Winzer. (J. Hasemann.)

Grieselinia, f. Griselinia.

GRIESHABER (Franz Karl), geb. zu Endingen den 12. Dec. 1798, war der Sohn des praktischen Raths Hr. Joseph Grieshaber, der, aus Gütenbach im bairischen Schwargwald stammend, später als Stadtpfarrer in Breisach eines bedeutenden Rufes in der Praxis sich erfreute. Seine Mutter Franziska v. Vino, eine geist- und gemüthreiche Frau, stammte aus einem in früheren Zeiten aus Oberitalien eingewanderten Geschlechte. Von 1809 an besuchte er das Gymnasium in Freiburg, das damals unter dem Großherzog Karl Friedrich eine völlige Umgestaltung erfahren hatte. Im Herbst 1814 ging er zur Universität in Freiburg über, wo er nach Absolvierung des zweijährigen philosophischen Curses dem Studium der Theologie sich zuwandte und in dieser Zeit namentlich durch die Vorträge des gelehrten und geistvollen Hug, mit dem er später in freundschaftlichem Verkehr stand, zur freien wissenschaftlichen Forschung Anregung erhielt. Auch in die philosophischen Studien, für welche damals noch kein besonderer Lehrstuhl an der Universität errichtet war, wurde er vorzugsweise durch Hug eingeführt. Nachdem er die Universität mit ausgezeichnetem Erfolg absolvirt hatte, wurde er im J. 1821 mit einer Lehrstelle am Gymnasium in Freiburg betraut und bald in Folge der Thätigkeit, die er im Lehramt bewährte, definitiv zum Professor ernannt. Im J. 1827 wurde er an das Pöcum in Kaffatt versetzt an die Stelle des Prof. Schmeißer, dem die in Erhebung gekommene Präfectur des Gymnasiums in Freiburg übertragen worden war. In Kaffatt, wo er bald nicht blos im Schullehre neben Lorenz und Feldbauch eine sehr geachtete Stellung einnahm, sondern auch durch seine literarischen Leistungen in weiteren Kreisen sich bekannt machte, verblieb er bis 1857, wo fortdauernde körperliche Leiden ihn nöthigten, von seiner öffentlichen Lehrthätigkeit sich zurückzuziehen. Seine Leistungen hatten indeß vielfache und verdiente Anerkennung gefunden. Schon im J. 1847 wurde er vom Großherzog Leopold zum geistlichen Rath ernannt; 1851 erhielt er das Ritterkreuz des bairischen Löwenordens; 1856 ertheilte ihm die Universität Freiburg das Ehrendiplom des Doctorats. Nach seiner Pensionirung, die ihm in ehrenvoller Weise zu Theil wurde, wählte er Freiburg zu seinem ferneren Aufenthaltsort, um dort theils seine Gesundheit wiederherzustellen, theils seinen Lieblingsbeschäftigungen, die namentlich auf deutsche Literatur, Geschichte und Kunst sich bezogen, und dem literarischen Verkehr mit nahen und fernem Freunden, deren er eine große Anzahl in allen Theilen Deutschlands hatte, sich hinzugeben. Zugleich theilte er sich als ordentliches Mitglied an der Gesellschaft für deutsche Sprache in Berlin, ferner an den Vereinen für Alterthum, Geschichte, Kunst und Literatur in Baden, Bonn, Karlsruhe, Stuttgart und Ulm. Doch nur wenige Jahre konnte er seiner Ruhe sich erfreuen; seine fortschreitenden Leiden verließen ihn nie ganz

wieder, und am 20. Dec. 1866 erlitt ihn nach kurzem Krankenlager der Tod.

Unter den von ihm herausgegebenen literarischen Arbeiten sind besonders folgende hervorzuheben: „Vaterländisches aus den Gebieten der Literatur, der Kunst und des Lebens. Rastatt 1842.“ „Keltische noch ungedruckte deutsche Sprachdenkmale religiösen Inhalts. Rastatt 1842.“ „Deutsche Predigten des 13. Jahrhunderts, zum ersten Mal herausgegeben, 2 Bände. Stuttgart 1844 und 1846.“ „Oberretinische Chronik, älteste bis jetzt bekannte in deutscher Prosa, aus einer gleichzeitigen Handschrift zum ersten Mal herausgegeben. Rastatt 1850.“ Außerdem mehrere Abhandlungen in Zeitschriften und Programmen, z. B.: „Ueber die Dierscauna Victimae Paschali, Rastatt 1844“ (Programm); „Die Grabmäler Irmingard's und Rudolf's von Baden im Kloster Lichtenhal“ (Schriften des Alterthumsvereins i. d. Gr. B. 1845).

In seinem Testamente setzte er die Universität Freiburg als Universalbibliothek ein und bestimmte bezüglich der reichen und wertvollen Bücherammlung, die er hinterließ (darunter mehrere Handschriften auf Pergament und Papier), daß solche Werke, welche die Universität bereits selbst schon besaß, an die Bibliothek des Lyceums in Freiburg abgegeben werden sollten. Auch sifstete er mehrere Stipendien, wobei er auf die Fächer, die von den Bewerbern etwa gewählt werden sollten, sein besonderes Gewicht legte. Er verlangte nur, daß die Stipendiaten durch ein eifriges wissenschaftliches Streben, durch Reinheit und Festigkeit des Charakters und durch entsprechendes Talent sich auszeichnen. „Talentlose“, sagte er, „wünsche ich dem Staate keine zur Last heranziehen zu lassen.“ Solche Bewerber, welche in der deutschen Literatur und ihrer Geschichte oder in der Mathematik sich auszeichneten, sollten besondere Berücksichtigung finden; unter den Theologen diejenigen, welche besonders in der Kirchengeschichte und in den Fächern, die zum Bibelstudium gehören, den Vorzug verdienen. Seine reiche Gemäldes- und Münzsammlung wurde verkauft.

Grieshaber war nicht bloß ein trefflicher Lehrer, Gelehrter und Forscher, sondern auch ein edler Mensch in vollem Sinne des Wortes. Anderen durch Rath und That beizustehen, wo es immer geschehen konnte, war ihm Bedürfnis. Seine reiche Habe schenkte er mehr für Andere zu verwalten, als für sich selbst zu verwenden. Seine Wohlthätigkeit war so ausgebreitet, daß nur sein Grundbesitz, die Einkünfte nicht wissen zu lassen, was die Rechte that, manche seiner Gaden im Verborgenen ließ. Man könnte auf ihn anwenden, was einst Goethe von Oheim sagte: „er hätte eher des Athemholens entbehrt als des Wohlthuns und des Schenkens.“ — Von tief religiösem Gefühl erfüllt, legte er weniger Gewicht auf den Glauben Anderer als auf ihr Handeln. Dogmatischen Fragen wich er aus; die Dogmatik des Gewissens war ihm Hauptsache. Den zu seiner Zeit bestehenden Streit zwischen Staat und Kirche befaßte er tief: „Obst dem Kaiser was des Kaisers ist und Gott was Gottes ist“ war die kurze Entscheidung, die er seinerseits zu

geben pflegte. — Im Lehramte war ihm bei Erklärung alter Classiker der Gehalt und die schöne Form Hauptsache; philologischen Gräbeln und Sydenhysterien war er durchaus abhold. Er wollte etwas Nützliches für das Leben; Ereritien trockener Gelehrsamkeit sprachen ihn wenig an. Auch war er kein erdrufter Bewunderer der Griechen und Römer, so gern und gründlich er mit ihren Werken sich beschäftigte; auch die Leistungen anderer Culturvölker wollte er beachtet und anerkannt wissen. Am meisten aber lag ihm das deutsche Vaterland am Herzen. Deutsche Geschichte, deutsche Sprache, Literatur und Kunst waren daher auch die Fächer, deren er mit besonderer Vorliebe sich hingab. Zu beklagen ist nur, daß die erforderliche Ruhe zu literarischen Arbeiten ihm nicht in ausreichender Weise zu Gebote stand. Hätte das Lehramt, dem er mit voller Hingebung sich widmete, seine Kräfte weniger in Anspruch genommen, so wäre er ohne Zweifel zu umfassenden Leistungen, namentlich auf dem Gebiete der deutschen Literatur, befähigt gewesen.

(Fortw. angeler.)

GRIESHEIM (Heinrich Christoph von), aus einem alten, schon im 13. und 14. Jahrh. angesehenen¹⁾, noch blühenden Rheingebirgsche Thüringen, war unter fünf Söhnen Kurt Apf's von Griesheim der vierte und am 4. Jan. 1598 auf dem Rittergute zu Griesheim an der Ilm im Schwarzburgischen geboren. Sein Großvater Hans Georg von Griesheim, mit einer Katharina von Wangenheim vermählt, war um 1590 Amtmann zu Ilm und Bauringelst. Frühzeitig zu den Wissenschaften angehalten, bezog der vielversprechende Griesheim fast noch in den Knabenjahren bereits die Universität Jena, wo er sich besonders der Leitung des berühmten Juristen Dominicus Arndius zu erfreuen hatte und das deutsche Staatsrecht zum bevorzugten Gegenstande seiner Studien erwählte. Bereits im J. 1615 konnte er, erst 17jährig, als Respondent öffentlich auftreten und eine Disputation vertheidigen, worin von Johann Wäter aus Lübeck 14 *Questiones juridico-politicae de pacificatione religionis, consensu Procuerum sub regimine Caroli V. anno 1555 in Comitibus Augustanis solemniter promulgata*²⁾ aufgestellt worden waren. Von Jena wendete sich Griesheim auf die Universität Helmstädt und dann im J. 1619 nach Rostock. Hier wie dort bewies er in seinen Studien einen ausnehmenden Fleiß, besonders im Disputiren als Präsent, Respondent und Opponent, und die Anerkennung, welche namentlich seine *Jurisprudentiae publicae Romano-Germanicae brevis delineatio, sex dissertationibus comprehensa* fand, entflammte seinen Ehrgeiz nicht wenig. Diese Anerkennung war übelgenügend unverbittet, sowohl in Rücksicht auf die Neuheit des behandelten Gegenstandes, als auch, wenn man erpäßt, daß hier ein junger Gelehrter von kaum 22 Jahren, ein würdiger Schüler eines Arndius, ein Werk

1) Vergl. Zedler, Universal-Lexikon. Th. XI. Sp. 912. 913. Eine Reliquie von Griesheim war von 1386 — 1412 Abtiffin der Cistercienserinnen in Stadt-Ilm.

2) Auch drucklich in des Arndius akademischen Dissertation de iure publico, W. II. S. 436 — 449.

rus 1646. S. 45—53. 5) Die oben genannte brevis delineatio. 6) Discursus historico-politico-iuridicus, nobilissimam Vicariatus S. R. Germ. Imperii materiam exhibens. Riuteli 1621. 6 Bog. in 8., leider durch grobe Druckfehler entstellt. 7) Discursus historico-politico-iuridici ad basin Aureae Bullae, eiusque titulos 1. 2. 3. 4. 5 etc. Rint. 1621. 4. Was der Kanzler von Ludwig darüber urtheilt, ist zu lesen in seiner Vorrede zum 2. Theile der Erläuterung der Goldenen Bulle §. 33. 8) Beschreibung des langwierigen Gefangnisses Ludwig's, Grafen zu Sickingen. Erfurt 1642 in Fol. Die während seiner Gefangenschaft zu Gassel geschriebene Schrift ist so selten, daß man an ihrem Vorhandensein überhaupt zweifeln könnte, wenn sie nicht in der Sturme- und Buder'schen Bibl. historica S. 1160 und von Kreyßig in der Hiftor. Bibliothek von Obersachsen S. 362, auch von Hubenau in der Hist. Erfurtensi S. 154 genannt würde. Die Dissertationen dienen zu einem interessanten Vergleich, wie sich die Ansichten des Verfassers über den fraglichen Gegenstand in auffallend kurzer Zeit erweitern, ergänzen, verthigten, und lassen gar sehr bedauern, daß ihr Verfasser durch seinen spätern Lebensgang abgehalten worden ist, die mit so vielem Mühe begonnenen Studien über das teutsche Staatsrecht legendwie zu einem Abschlusse zu bringen).

(F. Th. Richter.)

GRIESHEIM (Karl Gustav Julius von), preussischer Militärschriftsteller und zuletzt Generalmajor und erster Commandant von Coblenz und Ehrenbreitstein, geb. den 16. Juli 1798, gest. den 1. Jan. 1854. Griesheim ist einer von den preussischen Militärs, welche durch ihr Vorbild und durch ihre Schriften den exacten Geist im preussischen Heere erzeugt haben, der das preussische Heer in den Kämpfen gegen Dänemark (1864), Defterreich (1866) und Frankreich (1870) geradezu unüberwindlich gemacht hat; auch war er einer der ersten Arbeiter an der Reorganisation des Landwehrwesens, wodurch Preußen in den Stand gesetzt wurde, in kürzester Zeit das größte Heer gebieter Soldaten aufzustellen.

Die Jugend Griesheim's ist voll von Entbehrungen und bitteren Erfahrungen gewesen, und zugleich eine Zeit strenger wissenschaftlicher Studien: eine Beobachtung, die man bei den meisten bedeutenden preussischen Generalen machen kann, z. B. bei Schwerin, Scharnhorst, Moltke und Nolffe. Sein Vater war Hauptmann im Infanterieregimente von Gög, seine Mutter stammte aus der Familie von Sartorius aus Braunschweig¹⁾. Griesheim wuchs in einer mäßig bemittelten Zeit auf. Preußen war durch den Krieg mit Napoleon bis in das innerste Mark erschüttert. Das Unglück des Landes wurde bis in den fernsten Winkel und in den kleinsten Familienkreise nachgefühlt. Daß die ersten nachhaltigen Jugend-

eindrücke von dem Hauche dieser Stimmung berührt wurden, ist natürlich. Litt doch die Familie Griesheim's direct unter der Noth des Landes, da der Vater durch die im Kriege mit Napoleon empfangenen Wunden dienstunfähig und daher pensionirt worden war. Energie und Schnellkraft des Geistes scheint das Erzeugniß der entbehrungsvollen Jugend Griesheim's gewesen zu sein. — Den ersten Unterricht erhielt Griesheim in einer berliner Privatschule, von seinem zehnten Jahre an aber im Friedrich-Wilhelms-Gymnasium. Er saß in Secunda, als die großen Ereignisse des Jahres 1813 Jung und Alt in Preußen zu den Waffen riefen. Auch dem regsamsten Knaben, dem Sohne eines auf dem Schicksalsfelde insoald gewordenen tüchtlichen Mannes, wurde es jetzt in seinem Kreise zu enge. Er wußte es durchzusehen, daß er schon im November 1813 eingeseget wurde; Schleiermacher war es, der diese kirchliche Handlung an ihm verrichtete. Der letzte Einwand der besorgten Mutter war jetzt beseitigt; nichts hielt Griesheim mehr von der Theilnahme am Kriege zurück. Eines Morgens sah man den blongelockten jarten Jüngling die Kämpfe zum königlichen Schlosse hinauffahren, um sich dem Könige vorzustellen und der Garde eingereicht zu werden. Er wurde gnädig angenommen und trotz des widerstrebenden Commandeurs dem neugebildeten 2. Garderegiment zu Fuß eingereicht; wirklich eingeseht wurde er wegen seiner Schwachheit erst im August 1814, als der Feldzug in Frankreich schon vollendet war. Auch im Feldzuge vom J. 1815 kam er mit seinem Regimente zu spät, um noch am Kampfe theilnehmen zu können; die Siegesnachricht von Belle-Alliance traf ihn auf dem Marsche nach Frankreich. Er wurde am 3. Juli zum Officier ernannt und hielt als solcher am 22. Juli seinen Einzug in Paris.

Die eigentliche Kriegerarbeit ging so dem jungen Soldaten verloren, dagegen hatte er volle Gelegenheit, die Vorbereitungen zum Kriege genau zu beobachten, was seinen militärischen Gesichtspunkt bedeutend erweitern mußte. Das Tagebuch, welches er in dieser Zeit geführt, zeigt, wie sehr er nach Belehrung strebte und wie ihn sein ernster Sinn in Paris vor dem Sturmel der trivialen Vergnügungen bewahrte, in die sich der größte Theil seiner Kameraden, selbst der älteren, hürte. Seine Zuverlässigkeit und Thätigkeit im Dienste brachte ihm im J. 1819 die Ernennung zum Regimentadjuvantanten und zugleich zum Adjutanten für alle drei Bataillone seines Regiments. Er legte in diesem Doppelverhältnisse schon damals die ersten Proben einer eifernen Arbeitsfähigkeit ab und gewann eine für seine jungen Jahre seltene Gewandtheit in der Handhabung des Militärsrechts und eine ungewöhnliche juristische Bildung. Gerade die Anregung, die er durch den Dienst erhielt, andererseits aber wol auch das Bedürfnis, die dadurch ihm fühlbar gewordenen Lücken in seinem allgemeinen Wissen auszufüllen, führten ihn damals als Hospitanten in die Hörsäle der Allgemeinen Kriegsschule und der Universität, wo er besonders die Vorlesungen Karl Ritter's, Alexander von Humboldt's, Erman's, Hegel's und anderer Gelehrten Berlins hörte. Er hat diese Studien

6) Vergl. Nova Acta Erudit. 1740. P. I. p. 299. Zuger's Beiträge zur jurist. Biograph. Bd. VI. S. 18—25.

1) Gaudis v. Griesheim war der älteste Sohn; er hatte noch zwei Brüder, welche beide Jacobi wurden und sich angesehene, jedoch vor ihm starben.

mit solcher Nachdrücklichkeit und Begabung getrieben, daß er schon früh in den ausereifrigen Kreis der Mitarbeiter an den von der Hegel'schen Schule gegründeten „Zahrbüchern für wissenschaftliche Kritik“ gezogen wurde, und daß, als Prof. Hans Hegel's philosophische Vorlesungen herausgab, gerade zu Griesheim's Heften gegriffen wurde, um die unvollständigen Aufzeichnungen Hegel's zu ergänzen.

Es war natürlich, daß ein Officier von so reichem Wissen und starkem Willen, wie Griesheim, in dem Generalstabe der Armee am besten seine Verwendung gefunden hätte. Auch wurden seine Vorgesetzten schon frühzeitig auf ihn nach dieser Seite hin aufmerksam. — Im J. 1826 rief man ihn, nun als Premierlieutenant, zur Theilnahme an der Uebungstreife des großen Generalstabes ein, doch erfolgte seine definitive Zuweisung zum Generalstabe damals noch nicht. Erst mehrere Jahre später wurde sie beabsichtigt, doch brauchte ihn der Kriegsminister, der gerade damals einen fähigen Officier für das Kriegsministerium suchte, nothwendiger in seinem Ressort. — Im J. 1831 wurde Griesheim Hauptmann und Chef der 7. Compagnie des 2. Garderegiments und hatte als solcher Gelegenheit, die kleinsten Details des Dienstes unter besonderer Verantwortlichkeit zu beobachten. Er that das nicht einseitig, sondern verfolgte zugleich deren Bedeutung in der Gesamtwirkung der ganzen Kriegsmaschine, und verstand es, als echter, ganzer Mann, seinem Dienste Bedeutung und Veredlung abzugewinnen und im Kleinen für das Große zu lernen. In dieser Thätigkeit entstand seine erste bedeutende literarische Arbeit, das Buch: „Der Compagnie-Dienst. Ein Handbuch für Infanterie-Officiere der Königlich Preussischen Armee.“ Berlin 1836; eine zweite Auflage davon erschien schon im J. 1838; eine dritte im J. 1856, befohrt durch Hantelmann. Das Buch war dem damaligen Kronprinzen, späteren Könige Friedrich Wilhelm IV., gewidmet. Es war nach competenten Stimmen nicht nur in der preussischen Armee allbekannt und wohlgelesen; auch im Auslande ist seine vorzügliche Brauchbarkeit anerkannt worden, jedenfalls nicht wegen der Behandlung der specifisch preussischen Dienstformen, sondern wegen allgemeiner Vorträge. Für den preussischen Officier wurde es ein fast unentbehrliches Bademeccum wegen des damals fehlenden offiziellen Dienstreglements und verdrängte bald das früher officiell erschienene „Handbuch für Landwehr-Subaltern-Officiere“. Eine neue dritte Ausgabe selbst zu veranstalten, wurde Griesheim durch seine Dienstgeschäfte verhindert.

Im J. 1837 wurde Griesheim zur Dienstleistung in das Kriegsministerium commandirt, indem gleichzeitig seine Veretzung in den großen Generalstab in Aussicht genommen war; seit dem Jahre 1838²⁾ war er auch als Lehrer der Taktik an der Allgemeinen Kriegs-, so

wie an der Vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule thätig. In der letzteren Schule blieb er nur bis 1839, in der ersteren aber bis 1848, zuletzt als Lehrer der Kriegsgeschichte. Seine Thätigkeit an den höchsten Militärbildungsanstalten des preussischen Staates entsprach den von ihm gezeigten günstigen Ermærungen in hohem Grade. Viele der jetzt höheren preussischen Officiere verdanken seinem lichtvollen und anregenden Vortrage die Grundlage zu ihren tatsächlichen Kenntnissen. Auch taktisch hat Griesheim seine Thätigkeit fruchtbar; zu seinen Vorlesungen über die Taktik arbeitete er ein Heft aus, welches noch vor 1840 vollendet war. Dieses Heft gab der Premierlieutenant A. v. Horn nach dem Tode des Verfassers unter dem Titel: „Vorlesungen über die Taktik. Hinterlassenes Werk des Generals Gustav von Griesheim“ (Berlin 1855) heraus; eine zweite „neu redigirte“ Ausgabe erschien im J. 1860. Diese Arbeit war ein schweres Werk. Nach dem Vorwort des Herausgebers war die Wissenschaft der Taktik bis 1840 zwar reich an Literatur, aber reich nur an Monographien, arm an Lehrbüchern. Diese Lehrbücher waren weit werthloser als die meisten Monographien, indem sie fast überall von idealen Voraussetzungen ausgingen. Griesheim schlug einen andern Weg ein. Er schuf sich weder einen Reichthum tatsächlicher Formen und grübelte darauf seine Lehren, noch reducirte er den Reichthum der Formen nach abstracten Principien auf ein Minimum, um dem Gelehrte der Einfachheit unter allen Umständen gerecht zu werden, sondern er nahm einen praktischen Standpunkt ein. Er ging von der preussischen Armee als dem Concreten aus, betrachtete vorzugsweise die tatsächlichen Formen und Organisationen der preussischen Armee und verglich sie dann mit denen anderer Armeen, zog nun erst die Theorie und die aus einer denkenden Betrachtung kriegsgeschichtlicher Erfahrung gewonnenen Grundsätze zu Hülfe. Er schrieb seine Vorlesungen für preussische, sowie für solche deutsche Officiere, deren Armeen in Form und Uebersprung der preussischen gleichen, deren Bestimmung es also sein soll, sich einst um eine Fahne zu scharen und für dieselben Ideen und Güter zu kämpfen; vergl. v. Horn's Vorrede. Das Buch ist mit einer seltenen Schärfe, Frische und Klarheit geschrieben, mit einer tiefen Kenntnis der Literatur und mit Geist verfaßt. Ich darf aus deshalb bei ihm länger verweilen, weil es die ganze Taktik enthält, welche Preußen in neuester Zeit so ganz gemacht hat, und weil es so manchem preussischen Officier Klarheit gegeben haben mag auf diesem wichtigen Gebiete. Der Herausgeber v. Horn bemerkt in der Vorrede zur 2. Auflage mit Recht: „Im Kriegswesen ist ein halbes Wissen schlimmer als gar kein. Den Glauben an die reglementarische Autorität zerlegt es, ohne etwas an dessen Stelle zu setzen.“ Wer die schwere Arbeit des kritischen Studiums der Taktik sich erspart, der kann ein ganz guter Soldat sein, wird aber im Kriege oft in Verlegenheit geraten. „Die Wehrmacht solcher Militärs, im dunkeln Gefühle, daß ihnen etwas Wesentliches fehle, macht sich darauf gefaßt, in einem Kriege zuerst mancherlei bittere Erfahrungen zu machen,

2) Nach der Vorrede v. Horn's S. IX zu diesen Vorlesungen wurde Griesheim erst im J. 1840 Lehrer der Taktik an der Kriegsschule. Doch ist mir das aus dem Grunde nicht recht wahrscheinlich, weil Griesheim seine Vorträge nach v. Horn S. XIII schon vor 1840 geschrieben hat.

dann aber bei zunehmender Kriegsgewohnheit sich ruhmvoll aus allen Lagen hervorzuheben.“ Dazu bleibt bei der jetzigen Kriegsführung aber kaum noch Zeit. Das hohe Verdienst des Griesheim'schen Werkes für die preussische und deutsche Armee ist es daher, zu einem kritischen Stadium der Taktik angeleitet zu haben, zu einem Studium, welches daran gewöhnt, das Zufällige, Vergängliche vom Wesentlichen und Dauernden zu unterscheiden. Griesheim hat in seinen Vorlesungen aus der Masse des Zufälligen in der Taktik einen so soliden Kern herausgeschält, daß der Herausgeber es im J. 1860 bei der zweiten Auflage wagen konnte, über die meisten angeblichen Neuerungen der französischen Taktik in dem italienischen Feldzuge von 1859 hinwegzugehen. Nicht einmal die Tragweite der neuen gezogenen Geschosse zog er besonders in Betracht, da er glaubte, daß dieselbe und die vergrößerte Wirkung der Geschosse überhaupt im Wesentlichen nicht viel in den gedränglichen Geschossmethoden, sowie sie im Griesheim'schen Texte beschrieben seien, ändern würde.

Auch Griesheim's persönliche Thätigkeit als Lehrer ist eine sehr ersprießliche gewesen; das zeigen die Bemerkungen des Herausgebers seiner Taktik an vielen Stellen.

Im J. 1839 avancirte Griesheim zum Major, blieb jedoch Mitglied des Kriegsministeriums, als welches er eine ungewöhnlich umfangreiche Thätigkeit in seinen besten Mannesjahren entwickelte. Schon dadurch, daß er unter neun verschiedenen Kriegsministern (den Generalen v. Rauch, v. Boven, v. Mohr, v. Neyder, Graf v. Canitz, v. Schreckenfeld, v. Puel, v. Etrotzha und v. Stachhausen) in diesem Verhältnisse blieb, leistete er die ersprießlichsten Dienste; auch ist seine der in diesem inhaltvollen Zeitabschnitte (von 1837 — 1850) zur Ausführung gekommenen, außerordentlich zahlreichen und für Preußen Militäradministration und Kriegsorganisation ungemein bedeutungsvollen Maßregeln ohne seine thätige und einsichtige Mitwirkung geblieben. Persönlich ausgearbeitet hat er die neue Bezirkseinteilung der Landwehr (vom J. 1842), für welche er den rothen Adlerorden 3. Classe erhielt, und den Mobilmachungsplan vom J. 1844. An der Abfassung des unter dem Vorsetze des damaligen Prinzen von Preußen (des jetzigen Kaisers Wilhelm I.) entworfenen und 1847 eingeführten Exercierreglements für die Infanterie hatte er bedeutenden Antheil; ebenso an der Umgestaltung des Cadetten-corps und an der Errichtung der Central-Lernanstalt, zu deren Director er am 1. April 1847 ernannt wurde. Im J. 1847 wurde er zur Belohnung für seine Leistungen außer- der Tour zum Oberlieutenant befördert; schon im Jahre vorher war er zum Vortrater der „Armeereorganisation“ im Allgemeinen Kriegsdepartement ernannt worden.

Ganz besonders hat er sich aber in stürmischen Jahre 1848 um den Staat verdient gemacht. Als die

Revolution in Berlin ausbrach und man sich nach einem energischen und beschäftigten Mann umsah, um das hart bedrohte Staatsschiff in regelmäßiger Fahrt zu erhalten, da fiel die Wahl auf Griesheim, und man nahm seinen Anstand, ihn als Oberlieutenant zum Director des Allgemeinen Kriegsdepartements zu machen, dessen Leitung bis dahin nur älteren Generalen anvertraut zu werden pflegte. Griesheim blieb in der aufgeregten Zeit nicht bei seinem Fache, sondern trat mit Energie und Erfolg auch auf dem Felde der Politik auf. Er wurde bei seiner königstgetreuen altpreussischen Gesinnung bald eine der Stützen der conservativen Partei Preußens. In seiner amtlichen Stellung wurde er die rechte Hand des Kriegsministers, war er bei dem häufigen Wechsel der leitenden Persönlichkeiten gewissermaßen das Centrum des Ministeriums, repräsentierte er gewissermaßen das stabile Element in denselben. Sein Biograph in der Militär-Wochenblatt, der jetzige preussische Kriegsminister, damals, als er schrieb (1864), Oberlieutenant von Koon, wie ich höre, sagt zu einer Zeit, wo die Wogen ruhiger gingen und man die vergangenen Jahre undesangener beurtheilen konnte, S. 16 von ihm Folgendes: „Griesheim's immer gleiche Klarheit und besonnene Ruhe der Auffassung hat den panischen Schreden mancher gefährlichen und kritischen Momente gebannt; — seine Unerbittlichkeit, sein Gleichmuth, seine Entschlossenheit bildeten die sicheren Pfeiler, an denen gebeugte Gesinnungsgegnossen sich wieder aufrichteten, vor denen zugleich der Uebermuth, die Anmaßung, die Frechheit der Gegner beschämt, bekürrt, ohnmächtig zuruckweichen mußten. Zugleich verlieh ihm das Bewußtsein seiner Ueberlegenheit und inneren Eicherheit, unterstützt von natürlicher Veredamkeit und Geistesgegenwart, die meist schonungslos gehandhabte Waffe derer Satyre und lausischer Schärfe, wodurch freilich die Gegner oft ebenso sehr erbittert als niedergeschmettert wurden. In und außer dem Dienste, der Nationalversammlung oder derer menden und erhitzen Volkshaufen gegenüber, niemals verließ ihn seine unerbittliche Festigkeit, seine muthige, ja zuweilen übermäßige Sicherheit.“ In Wort und That; niemals hat ihn daher auch das Vertrauen auf den endlichen Sieg der gerechten Sache, auf die Heilung der vaterländischen Schäden — so todesgefährlich sie schienen — verlassen.“

Auch literarisch ist Griesheim damals in wichtigen Tagesfragen aufgetreten. Gleich nach den Wägen verlangte die Menge den Krieg mit Rußland, dessen Einfluß bis dahin in Preußen allerdings nicht gering war, als eine politische Nothwendigkeit für Preußen und Teutschland. Da veröffentlichte Griesheim im April 1848, jedoch ohne in dieser wie in allen übrigen zu nennenden Broschüren seinen Namen zu nennen, dagegen eine Flugschrift, betitelt: „Ueber den Krieg mit Rußland“, und legte darin die Gründe gegen überliches Brechen mit Rußland dar. Zugeschrieben wurden ihm auch zwei an-

3) Auch ein gebildeter Kain würde das Werk mit Interesse lesen, besonders die historische Einleitung.

4) Nach dieser Schilderung hat er manche Ähnlichkeit mit dem Grafen v. Bismarck.

der Broschüren: „Ueber die Dauer der gesetzlichen Dienstzeit in der Preussischen Armee“ und „Das Gedenken-Corps sonst und jetzt“, die gegen die Anträge der Nationalversammlung, welche bekanntlich damals mit aller Kraft auf Schwächung der alten militärischen Einrichtungen Preussens losarbeitete, gerichtet waren. Sie sind jedoch aus einer anderen, aber gesinnungsverwandten Feder geflossen. Dagegen vertritt er die über denselben Gegenstand, als das Reichsparlament zu Frankfurt am Main das preussische Heerwesen in seinen Bereich zu ziehen suchte, die von Feiner und Kraft sprühende Denkschrift: „Die deutsche Centralgewalt und die preussische Armee. Erschienen den 23. Juli 1848.“ Niemals, in jener ganzen Sturmperiode, so sagt v. Roon von ihm, ist etwas Zeitgemässeres, Wirksameres, Vernichtenderes geschrieben worden. Gegen den „Entwurf des Wehr- und Aufschusses der Reichs-Versammlung zu einem Gesetze für die Deutsche Wehroverfassung“ sandte Griesheim im October 1848 die Broschüre: „Kritische Bemerkungen über den Entwurf etc.“ Dieselbe ist milder und sachlicher als die vorige geschrieben; natürlich weist er den „Entwurf“ zurück, von dem er schliesslich sagt: „Wie erwarten und verlangen ein gutes Schwert, dem etwa nur noch schnell die Schärfe anzuschleifen ist, und man zeigt uns statt dessen, nach welchen theoretischen Grundfragen sich unter gewissen Voraussetzungen ein Eisberggewerk anlegen lässt.“ Als in Preussen selbst Versuche sich zeigten, welche darauf ausgingen, besonders die Landwehr von ihrer Pflicht abwendig zu machen, richtete Griesheim Ende November 1848 an die Soldaten eine Flugschrift unter der bezeichnenden Ueberschrift: „Gegen Desmottens helfen nur Soldaten.“

Neben dieser publicistischen Privatthätigkeit entwickelte Griesheim auch in seiner amtlichen Stellung eine große Regsamkeit, besonders 1849 in der Bearbeitung der Militärconventionen mit mehreren norddeutschen kleinen Staaten, die ihm mehrere Orden eintrug. Zugleich war er 1848 als Commissarius des Kriegsministeriums in der Nationalversammlung angestrengt thätig; von den Berichten, die er in dieser Eigenschaft der Versammlung zu machen hatte, ist besonders der über den Zeughaussturm hervorhebendwerth. Im J. 1849 wurde er von mehreren Kreisen als Abgeordneter in beide preussische Kammern gewählt. Er nahm das Mandat für den Kreis Leitow-Beesfow-Steinow in der 2. Kammer an; in den biographischen Berichten ist viel von ihm zu lesen.

Im Mai 1849 wurde Griesheim zum Obersten befördert. Ein Jahr später wurde er auch seiner Stellung im Kriegsministerium, dessen Seele er in der gefährlichsten Zeit gewesen war, abberufen und zum ersten Commandanten von Coblenz ernannt. Man wollte den tüchtigsten Mann auch in anderen Dienstzweigen erproben; im Heere war man der Ansicht, daß die neue Stellung für ihn nur die Bedeutung eines Interims und eines Ueberganges zu den höheren Befehlshaberstellen habe. Der Prinz von Preussen besonders hatte zu ihm großes Vertrauen. Als im November 1850 die preussische Armee wegen des in der besprochenen Frage mit Oesterreich

drohenden Conflictes mobil gemacht wurde, ernannte ihn der Prinz von Preussen zum Chef des Stabes des seinem Befehle unterstellten Armeecorps. Nach der darauf erfolgten Demobilisirung kehrte Griesheim wieder auf seinen Posten nach Coblenz zurück. Es hatten sich bei der Mobilisirung einige Schwächen in der Organisation der Landwehr gezeigt. Die Gegner der Regierung griffen deshalb die ganze preussische Kriegsorganisation an und verdamnten sie selbst in allen ihren Grundlagen. Den zahlreichen darauf gerichteten Zeitungsartikeln und Broschüren trat Griesheim im October 1851 in der Flugschrift: „Lebensfragen der Landwehr“ entgegen. Er zeigte darin mit der ihm eigenen Klarheit, daß „das alte, wohlthätige, im Ganzen vortreffliche Gebäude, einiger Risse wegen, nicht abgetragen“, wol aber, und zwar unverzüglich, durch gewisse (selbst dem großentheils ins Leben getretene) Verbesserungen von Neuem fest, sicher und haltbar gemacht werden solle.

Im J. 1853 wurde Griesheim zum Generalmajor ernannt, nach damaligen Verhältnissen in ziemlich jungen Jahren. Aber schon lauerte der Tod auf den tüchtigsten Mann. Nach mehrjährigem Kränkeln starb er an der sogenannten Bright'schen Nierenkrankheit. Das preussische Heer beklagte den Verlust tief. Wie sehr der Prinz von Preussen auf Griesheim hielt, mag man daraus erleben, daß er, obwohl noch Reconvalascent, an der Beerdigung seines ehemaligen Generalstabchefs doch persönlich theilnahm, vergl. die Kreuzzeitung vom 8. Jan. 1854. — Eingehenderes über Griesheim vergl. in der Abhandlung: „Zur Erinnerung an den Generalmajor v. Griesheim“ (Beilage zum Militär-Wochenblatt für Januar 1854. Redigirt von der historischen Abtheilung des Generalstabes), wie ich höre, vom jetzigen Kriegsminister, damaligen Oberstleutnant v. Roon, verfaßt.

(R. Pallmann.)

GRIESHOLZ, *Lignum nephriticum*, nach der angeblich diuretischen Wirkung so genannt, sonst auch als blaues Santelholz bezeichnet, soll von *Moringa pterygosperma* kommen, einem in Ostindien einheimischen, jetzt auch im tropischen America wachsenden Baume.

(Fr. Wilh. Theile.)

GRIESINGER (Georg Andreas v.) von, gehelmer Legationsrath bei der königl. sächs. Gesandtschaft am k. k. österreichischen Hofe zu Wien, war zu Eutinort am 8. Jan. 1769 geboren. Seinen Vater, den Regierungsrath Georg Christoph Griesinger, verlor er, als er zwölf Jahre alt war; er hatte aber das Glück, in seiner Mutter Louise Dorothea geb. Beutel von Leonberg eine treffliche Erzieherin zu erhalten. Sie verstand es mit seltener Geschicklichkeit, den angeborenen guten Eigenschaften dieses Sohnes den Charakter der Lebenswürdigkeit anzugliedern, welcher in allen Verhältnissen seines Lebens sich bewähren sollte. Es war kein Zweifel, der gut erzogene junge Mann mußte nach Vollendung seiner Studien in Tübingen, da ihn seine Neigung besonders dazu führte,

1) Nach Meusel (Sci. Zeitf. XIII, 501), während er im Astrolog August heisst.

auch ein guter Erzieher werden. Im September 1791 ging er als Erzieher in die französische Schweiz und verweilte daselbst bis zum Frühjahr 1797, wo er zwei junge Schweizer auf die Universität nach Leipzig geleitete. Nicht lange nachher ward ihm von dem damaligen kurfürstlich-sächsischen Gesandten und bevollmächtigten Minister am kaiserlichen Hofe zu Wien, Grafen von Schönfeld, die Erziehung von dessen Sohne übertragen. Tüchtig in jeder Beziehung, erwarb er sich sehr bald das Vertrauen des Grafen in so hohem Grade, daß er für immer an dessen Haus gefesselt wurde. Der Graf gewann ihn für die diplomatische Laufbahn. Dies konnte um so eher geschehen, als Griesinger bei dem Ableben des damaligen Legationssecrätärs durch den Grafen Gelegenheit erhielt, nicht allein seinen guten Kopf, sondern auch seine vorzügliche Befähigung zu Geschäften an den Tag zu legen, die seinen bisherigen Studien fremd sein mußten. Der Graf konnte in seinen hohen Erwartungen von ihm kaum getäuscht worden sein, da er dem sächsischen Staate in Griesinger einen seiner treuesten Diener erworben hatte. Griesinger ward im J. 1804 Legationssecrätär, 1811 Legationsrath und 1828 geheimer Legationsrath. Zu verschiedenen Malen bekleidete er auch die Function eines königl. sächsischen Geschäftsträgers am kaiserlichen Hofe zu Wien und noch 1831 ward er zum sachsen-weimariſchen Geschäftsträger am Wiener Hofe ernannt. Das diplomatische Wirken entzog sich damals gar sehr der Oeffentlichkeit, und es darf eben nicht Wunder nehmen, wenn in unsern Tagen hinter der Heimschlichkeit eben das gesucht wird, was nicht zu den lauternden Dingen gehört, und wenn man willkürlich genug die Gesellschaftspersonen namenlich kleiner Staaten zu den unnützen Knechten rechnete. Wer möchte nicht gern wissen, was Griesinger in seiner diplomatischen Laufbahn und wie er es leistete? Es gibt darauf keine Antwort. Nur einmal konnte er seine Unabhängigkeit an das sächsische Königshaus und Land verthätigen und öffentlich zeigen, als es galt, den vaterländischen König zu vertheidigen und die Rechte des Landes zu wahren. Nach der Schlacht bei Leipzig folgte er seinem Könige nach Berlin, und als er im J. 1814 der Gesandtschaft nach Wien wieder beigerordnet wurde, erhub er zwar seine Stimme, aber sie ward von den besorgenen Machthabern nicht gehört. Die Gescheide Sachsens und seines Königs mußten ihren Verlauf nehmen. Das Denkmal, was Griesinger durch seine „Apologie des Frédéric Auguste, 1814“ seiner vaterländischen Gesinnung setzte, erhet den Schriftsteller nicht weniger, als es für die gerechteste Würdigung des viel geschmähten Fürsten zu gelten wollen Anspruch hat. Das Griesinger'sche Wirken ein ausgezeichnetes war, lassen nicht allein die Beförderungen vermuten, sondern auch die Ehrenbezeugungen, die ihm zu Theil wurden. Bei der Erhebung des königl. sächsischen Civilverdienstordens 1815 erhielt er das Ritterkreuz, 1819 ward er in den Adelsstand erhoben, 1835 Ritter des weimariſchen Hausordens vom weißen Falken und im J. 1839 Comthur sowohl des königl. sächsischen Verdienstordens als des weimariſchen

Hausordens. So ehrten ihn seine Fürsten, und daß er bei jedem Regierungswechsel in unveränderter Stellung blieb, spricht mehr als Alles für seine gebiegenen, der höchsten Zufriedenheit gewürdigten Leistungen. Nicht minder hat er sich durch freundlichen Rath, Beistand und wirksame Hülfe bei den sächsischen Angehörigen in Oesterreich und bei allen Zeitgenossen, welche mit ihm in Geschäftsverbindung und sonstige Berührung kamen, dankbare Herzen bewahrt. Zu schriftstellerlicher Thätigkeit fand er nur in früheren Jahren Veranlassung. Außer wissenschaftlichen und politischen, in öffentlichen Blättern zerstreuten Aufsätzen schrieb er eine „Verthädigung der Zweifel des Herrn Raths Hannemann gegen die Abhandlung des Herrn Hofraths von Sonnenfels über die Stimmenmehrheit bei Criminalurtheilen.“ Wien 1802. gr. 8. Geschägt und serner seine „Denkwürdigkeiten aus der Geschichte der Oesterreichischen Monarchie, auf jeden Tag des Jahres gesammelt.“ Wien 1804. 12. Mit Joseph Haydn und später mit L. van Beethoven stand er in freundschaftlichen Beziehungen und brieflichem Verkehr, wovon die „Biographischen Notizen über Joseph Haydn“, die er in Leipzig 1810 erscheinen ließ, Zeugnis ablegen. Zu den genußreichsten Erinnerungen seines Lebens gehörte die große Reise, die er mit seiner ihm 1823 angetrauten Gemahlin, einem Fräulein von Ragusius, einer Wienerin, durch Oberitalien, Tyrol, Frankreich, Belgien, die Rheinlande und den größten Theil von Teutschland unternahm. Am Ende seiner irdischen Laufbahn konnte er mit Befriedigung auf seine Vergangenheit blicken, und sanft und friedlich, wie er gelebt, und schnell, wie er es sich gewünscht hatte, starb er nach kaum zweiwöchigem Unwohlsein am 9. April 1845 *).

(F. Th. Richter.)

GRIESINGER (Georg Friedrich von), württembergischer Theolog, wurde am 16. März 1734 zu Marbachsimmern, einem Dörfchen des Schwarzwaaldes, geboren. Sein Vater, M. Joh. Georg Griesinger, damals Pfarrer des erwähnten Dorfes, wurde nachmals in gleicher Eigenschaft nach Ruitz und schließlich nach Erdmannhausen versetzt; seine Mutter, Johanna Dorothea geb. Küsslein, war gleichfalls die Tochter eines Landpredigers. Nachdem Griesinger bis zu seinem zehnten Jahre die Dorfschule zu Marbachsimmern besucht, wurde er 1744 auf die lateinische Schule zu Kirchheim gebracht, welche er 1748 mit Beubertoren, 1751 mit Bebenhausen verließ. Der Unterricht der letztgenannten Anstalten war von Haus aus auf die Vorbildung künftiger Theologen berechnet, erstreckte sich jedoch gleichzeitig, — für damalige Zeit eine Seltenheit — neben der Philosophie auch auf Mathematik. Seine akademischen Studien begann Griesinger 1753 auf dem theologischen Eiste zu Tübingen, wo er 1755 nach Absolvierung des philosophischen Cursum als Magister der Philosophie promovierte. Die drei folgenden Jahre waren dem Studium der Theologie gewidmet. Nach dem zu Stuttgart besau-

2) Vergl. Leipziger Zeit. 1846. Nr. 122. Neue Religions der Deutschen. XXIII. Jahrg. S. 264—266.

denen Examen für die theologische Candidatur verwaltete Griesinger das Vicariat zu Lustau bis 1761, in welchem Jahre er als Repetent am theologischen Stift nach Tübingen zurückberufen wurde. In dieser Stellung unternahm er ein sogenanntes iter academicum durch Teutschland, während dessen er an den Universitäten Erlangen, Jena, Leipzig, Halle und Göttingen längere Zeit verweilte, ohne sich trotz mehrfacher Anträge zur Annahme einer Professur an einem dieser Orte entschließen zu können. In sein Vaterland zurückgekehrt übernahm er 1765 das Amt eines Diaconus an der St. Leonhardskirche zu Stuttgart, welche Stadt von nun an (über 60 Jahre lang) sein dauernder Wohnsitz blieb. Noch in demselben Jahre zum Diaconus an der Hospitalkirche befördert, rückte er 1773 in das zweite, 1780 in das erste Diaconat der Hauptkirche ein. 1783—1788 verwaltete er das Pfarramt an der St. Leonhardskirche. In dem letztgenannten Jahre, wo er aus Gesundheitsrücksichten dem Predigtamt entzogen zu sein wünschte, versetzte ihn der Herzog Karl von Württemberg, der bei den Disputationen in der Karlsakademie auf ihn aufmerksam geworden war, als geistlichen Rath in das Consistorium. Als solcher stand er, längere Zeit allein, dann in Gemeinschaft mit den übrigen geistlichen Räten, den Prüfungen der Geistlichen und Lehrer Würtbergs vor. Nach der vielseitigen Thätigkeit auf dem kirchlichen Gebiete, sowie dem des Unterrichtswesens, von welcher weiter unten zu handeln ist, wurde Griesinger im November des Jahres 1791 zum Consistorialrath und zugleich zum Abt des ehemaligen Georgenklsters ernannt. Seine neue Stellung als Prälat hatte gleichzeitig seinen Eintritt in den württembergischen Landtag als ständiges Mitglied zur Folge und auch auf diesem Gebiete entwickelte Griesinger, seit dem Januar 1798 im engeren Landtagsausschuß, dann nach vorübergehender Entsetzung durch den Reichshofrath zu Wien in dem größeren Landtagsausschuß thätig, eine erfolgreiche Thätigkeit, bis mit dem letzten Tage des Jahres 1805 die alte ständische Verfassung zusammenbrach. Von nun an wieder ausschließlich auf seine Thätigkeit im Consistorium angewiesen — insbesondere waren ihm die Geschäfte eines geistlichen Beisizers bei dem königlichen Ehegerichte übertragen — erstreckte sich Griesinger bis in sein höchstes Alter einer fast ungetrübten amtlichen Wirksamkeit, die ihm zugleich Ruhe genug ließ, mit den Fortschritten der theologischen Wissenschaft sich vertraut zu machen und überhaupt an allen Erscheinungen von allgemeinem Interesse regen Antheil zu nehmen. Der alten Dingen aber ermöglichte ihm dies seine bis ins 95. Jahr fernste Gesundheit. Zwar war er schwächlich von Natur und in seiner frühesten Jugend nur durch die sorgfältigste Pflege am Leben erhalten worden; noch als Mann hatte er mit verschiedenen Krankheiten Anfälle (besonders von Nervenbluten) zu kämpfen gehabt, aber seiner Mäßigkeit überhaupt und der Selbstüberwindung, mit der er alles Ertrübende vermied, hatte er es zu danken, daß er noch in sehr vorgerücktem Alter größere Reisen nach Holland, Desterreich und Italien unternehmen konnte, ohne von den Einflüssen der Witterung

und den Anstrengungen des Weges berührt zu werden. In seinem höchsten Alter hielt er sich meistens in der Bette auf, wo er auch las, schrieb und Besuche empfing. Nichtsdestoweniger aber war er noch immer amtlich thätig und besuchte die Sitzungen des Consistoriums, des Ehegerichtes und der jährlichen Synode mit größter Regelmäßigkeit. Ohne eigentliche Krankheit schwanden seine Kräfte allmählig dahin, bis er am 27. April 1828 in einem Alter von 94 Jahren, 1 Monat und 2 Wochen sanft verschied. Wie bei einem solchen Lebensbause unvermeidlich, hatte er ganze Geschlechter von Zeitgenossen zu Grabe getragen. In seinem 32. Jahre zum ersten Mal vermählt, war er mit dem 68. Jahre Witwer geworden. In seinem 77. Jahre entließ er sich zu einem zweiten Ehebande, um nach 14 Jahren abermals einsam dazustehen. Denn drei Söhne waren ihm, zum Theil in der Blüthe der Jahre und zu den schönsten Hoffnungen berechtigten, gleichfalls vorangegangen.

Wenden wir uns nach dieser Uebersicht über die äußeren Lebensgeschichte Griesinger's zu einer Betrachtung seiner theologischen und schriftstellerischen Bedeutung, so kann es nicht fehlen, daß sich das Urtheil über dieselbe je nach dem theologischen Standpunkte des Urtheilenden sehr verschieden gestalten muß. Während ihn die Einen ¹⁾ als das Werkzeug preisen, durch welchen das Licht der Aufklärung in die vormals dunkle Theologie der württembergischen Landeskirche getragen worden sei, als den Kanzelredner, der nach Form und Inhalt seiner Vorträge dem neuen besseren Geschmack geschuldet habe, reden Andere von seinem zweideutigen Ruhm, der kehrler Keologie in Württemberg Eingang verschafft zu haben. Versuchen wir es, im Folgenden der offenbar ehrenwerthen und überzeugungstheten Persönlichkeit des Mannes ebenso gerecht zu werden, wie den Forderungen einer unparteiischen Beurtheilung im Richte der theologischen Entwicklungsgeschichte. Alles in Allem kann man ihn als das rechte Abbild eines Vulgarationalismus bezeichnen, wie derselbe von den Ausläufern der pietistischen Schule im Gegensatz zu der bekanntnistrenen Orthodorie groß gezogen und von dem Gebiete der Wissenschaft allmählig auf das des rein praktischen Bedürfnisses übertragen worden war. Schwerlich hat Griesinger diese Richtung aus dem tübinger Stift, das damals noch ganz unter dem Einfluß der Bengelschen Schule stand, mit hinweggenommen; dieselbe war ihm vielmehr während seines Verweils mit Vertretern dieser Richtung in Mittel- und Nordteutschland gleichsam äußerlich importirt worden. Lebhaften Geistes und dabei doch, wie es scheint, von einem Naturell, das tiefsten Erregungen durch Glaubenskämpfe und dergleichen unzugänglich war, hatte er es gleichsam als einen beschämenden Mangel empfunden, daß Württemberg hinter den „Fortgeschritten“ heller denkleubar zurück und Köpfe zurückstehen sollte. Alle die Schlagwörter

1) So besonders der ungenannte Verfasser des Lebensrisses im „Neuen Nekrolog der Deutschen“, 1820. Th. I. S. 340 fg., dem wir einige Notizen über das äußere Leben Griesinger's entnommen haben.

des Vulgarationalismus von dem neuen, besseren Geschmack, von der Anpassung an den Zeitgeist, bezeugen und auch in seinen Vorreden und Auslassungen ableithen. Es ist hier nicht der Ort, das Näheren zu beleuchten, wie dieses Streben nach Objectivität, dieses geistliche Aiswollen der Selbstgedanken mit den ersten besten Gedanken des gefunden, aber dabei seitlichen Menschenverständnisses auf einer totalen Verfeinerung der historischen Entwicklung jener Gedanken beruht, nur auf die praktischen Consequenzen dieser Richtung, wie sie in der amtlichen Wirklichkeit eines der höchsten Geistlichen hervortreten mußten, haben wir hier aufmerksam zu machen. Und in dieser Beziehung kann nicht geleugnet werden, daß der Einfluß Griesinger's auf die Entwicklung der württembergischen Landeskirche sein segensreicher gewesen ist. Wenn es gleich denkbar ist, daß die allmähliche Heranpfehlung des Vulgarationalismus in einer Gemeinde von gutem religiösen Kerne, wenn auch mit einer Milderung des eigentlichen Bekenntnisstandes verbunden, doch mit friedlichen kirchlichen Verhältnissen und christlicher Zucht vereinigt sein konnte, so mußte sich dieses doch ganz anders gestalten in einer Landeskirche, die eine solche kirchliche Vergangenheit hinter sich hatte, wie die Württemberg. Von Haus aus als Südländer auf eine tiefere Verwurzelung des religiösen Gemüthes angewiesen, als sie die Dedicationen eines kalten Berglandes zu bieten vermögen, waren die Bewohner jenes Landes durch treffliche Lehrer aus Bengel's Schule zu einer Innigkeit und Wärme des Glaubenslebens erzogen worden, die zwar einerseits leicht zu Schwärmerei und Separatismus führte, andererseits aber dem besten Kerne des Volkes als ein unveräußerliches Erbtum von den Vätern her erschien. Da brach nun Griesinger die Rastlosigkeit des echten Rationalisten, seine eigne abgeklärte Auffassung des Christenthums einem Volke von so scharf ausgeprägter religiöser Eigenthümlichkeit als das Beste ausbringen zu wollen, obgleich er für das, was sie dafür preisgeben sollten, gar kein rechtcs Verständnis hatte. Nicht sein abweichender theologischer Standpunkt war es, den wir ihm im entferntesten zum Vorwurf machen — für die besondere Ausgestaltung seines Entwicklungsbezuges war er Gott und seinem Gewissen allein Rechenschaft schuldig: wol aber hätte er sich begnügen sollen, die vermeintlich höhere Erleuchtung allein zu dem Zwecke geltend zu machen, um geistlichen Hochmuth und separatistischen Neigungen zu wehren und engherziger Verfolge zu schenken. Statt dessen aber scheute er selbst Gewalt nicht, um dem württembergischen Volke j. V. die Segnungen eines verbesserten Gcsangsbuchs zugänglich zu machen. Denn die vielgerühmte Toleranz des Rationalismus kam auch bei ihm wesentlich Leuten von verwandter Richtung zu Gute und seine Humanität als Graminator zeigte sich vor Allem dann, wenn ihm der Graminand durch originelle Einwürfe oder doch den Schein originellen Denkens zu impetiren wußte.

Unter solchen Umständen war es unvermeidlich, daß Württemberg mit dem Eintritt Griesinger's in das höchste geistliche Collegium der Schauplatz der unerquicklichsten

Kämpfe wurde. Die hauptsächlichste Veranlassung zu denselben bot zuerst die neue Redaction des Gesangsbuchs für die württembergische Landeskirche²⁾; dasselbe erschien 1791 und mußte, wie schon oben erwähnt, an manchen Orten mit militärischen Zwangsmitteln eingeführt werden. Laut der Vorrede beabsichtigte es, das alte Gesangbuch, „durch völlige Umarbeitung dem verbesserten Geschmack der Zeit näher zu bringen, damit mehr lichtvolle Deutlichkeit gewonnen werde.“ Trotzdem wüthigte Griesinger die Ehren vor Männern wie R. H. Kieger, an dem die gegnerische Partei (wesentlich vertreten durch die teutsche Christenthumsgesellschaft) ihren thätigsten Vertreter hatte, nicht alle alten Kernlieder daraus zu entfernen, wie es denn überhaupt noch nicht zu den schlechtesten Erzeugnissen des vulgären Rationalismus auf diesem Gebiete gehört. Mit gutem Grunde aber erkannte Griesinger, daß von einer erfolgreichen Verdrängung der alten kirchlichen Richtung nicht die Rede sein könne, so lange nicht der Jugendunterricht die entsprechende Umänderung erfahren hatte. Es galt daher, den Brenz'schen Katechismus von 1681 und 1696 (die aus Brenner's und Valentin Andreä's Schriften geschöpft, „Kinderleiche“) durch einen neueren zu verdrängen, wozu Griesinger der sogenannte „Braunschwelger Katechismus“ am geeignetsten erschien. Da indessen in der Folge Kieger mit der Revision des Katechismus beauftragt wurde, so erschien der Brenz'sche in nur wenig veränderter Gestalt. Ebenso scheint Griesinger an der 1809 erfolgten Einführung der Eöskind'schen Liturgie (die trotz Eöskind's Verwahrung ohne Zustimmung der Synode auf dem Wege der Verordnung erfolgte) seinen Antheil gehabt zu haben. Dagegen war die unter königlicher Autorität erlassene Generalculturveordnung vom 26. Dec. 1810 wesentlich sein Werk; nicht minder die Statuten des theologischen Eeists zu Tübingen vom Ende des vorigen Jahrhunderts, die auch bei der Revision 1826 wieder zu Grunde gelegt wurden. Seinem Bestreben, der neuen Auffassung allenhalben Eingang zu verschaffen, entsprach es auch, daß die Begründung von Realschulen an verschiedenen Orten Württemberg veranlaßte oder doch begünstigte, um auch den mittleren Schichten des Volkes eine andere als die Volksschulcnbildung zu ermöglichen. Alle die erwähnten Bemühungen hatte allerdings zur Folge, daß sich Württemberg's Landeskirche in zwei feindliche Lager spaltete, wo man es nicht vorzog, wie j. V. in der bekannten „Gemeinde Kornthal“, gänzlich aus derselben auszuscheiden.

Mit den bekanntesten Vertretern des vulgären Rationalismus hatte Griesinger auch das gemein, daß er unablässig bemüht war, durch Schriften halb populären, halb gelehrten Inhalts für die Verbreitung der neuen Lehre zu wirken. Die meisten derselben sind so wenig erschöpfend und so baar alter Originalität, daß sie gegenwärtig fast verschollen sind. Am bekanntesten, um nicht zu sagen am berühmtesten, ist seine Herausgabe der „heiligen Schrift nach den neuesten, besten, deutschen

2) Dasselbe wich erst 1842 der neuen Redaction Griesinger's.

Uebersetzungen.“ Diefelbe erschien 1824 zu Stuttgart in Cürn, um durch eine „edle und gebildete“ Uebersetzung statt der veralteten Lutherischen zum Verständniß der heiligen Schrift zu verhelfen. Zu diesem Zweck werden die einzelnen Bücher nach verschiedenen Uebersetzungen, wie denen von Augusti, de Wettte, Michaelis, Wendelssohn, Eichhorn, Gesenius, Wegscheider u. s. w., eils neu- testamentliche Briefe oder nach der Uebersetzung von Babel (1) gegeben. Jedem Bande ist eine besondere Einleitung über Alter, Zweck, Entstehung u. vorausgeschickt. Von seinen übrigen Schriften gehört hieher auch seine populäre Erklärung des Evangeliums Johannes, die er 1783 auf Veranlassung des Consistoriums für die sogenannten Summarien (zum Vorlesen in den Landeskirchen) lieferte. Von seinen anderweitigen Schriften nennen wir — mit Ausschluss der gänzlich verschollenen, die vor 1786 erschienen —: „Einleitung in die Schriften des neuen Bundes“ 1799. (Dieselbe verschaffte ihm von der tübingen Facultät den Grad eines Doctors der Theologie). „Ueber die Authentie der alttestamentlichen Schriften.“ 1804. „Ueber den Pentateuch“ 1806. „Neue Ansichten der Aufträge im Buche Daniel“ 1815. (Griesinger erklärt dieselben für im prophetischen Style gedichtete jährliche politischreligiöse Meinungen und söhnt dadurch die Verunst auf einmal mit Allem aus, was sie bisher im Buche Daniel Anstößiges gefunden hat.) Ferner „Prüfung des gemeinen Begriffs von dem übernatürlichen Ursprung der prophetischen Weissagungen 1818. — „Theologia dogmatica“ 1825. „Initia theologiae moralis“ 1826. Letztere sind also das Werk eines mehr denn Neunzigjährigen. Um so begreiflicher, daß sie einer vergangenen Epoche angehören. Zur Charakteristik seines wissenschaftlichen Standpunktes in Bezug auf das Alte Testament genügt es, den Schluss der Vorrede zu seinem Buchlein „Ueber den Pentateuch“ anzuführen: „Wichtig muß auch dem Christen der Mosaismus sein, weil sich aus demselben das Christenthum entsponnen hat“.

(Kautzsch.)

GRIESINGER (Ludwig Friedrich), Bruder des Georg Andreas von Griesinger (s. d.), deutscher Jurist, wurde geboren zu Stuttgart den 2. Juni 1767 und starb ebenfalls im Februar 1845. Fünfzehn Jahre alt verlor er seinen Vater Christoph Griesinger, der Regierungsrath und Stadtoberamtmann zu Stuttgart war, und hand mit acht Geschwistern und der Mutter allein da. Diese, eine geborene Beutel von Leonberg, war eine energische Frau und dem schweren Verufe der Erziehung der neun Kinder gewachsen. Ein älterer Bruder von Ludwig Friedrich studierte damals schon, sobald dieser als der älteste zu Hause bleibende seiner Mutter bei der Erziehung der kleineren Geschwister zur Hilfe stehen mußte; schon damals scheint er den Grund zu der Energie gelegt zu haben, welche er später bewies. Sein Bruder, später sächsischer Legationsrath, schrieb von ihm: „Mein Bruder Ludwig war von Jugend an ein selbständiger, mehr sehter als weicher Charakter, er betrieb seine Studien mit Ernst, lernte gut Latein und wußte im hohen Alter seinen Horaz (besonders die ars poetica) auswendig.“ Mit 17 Jahren be-

zog Griesinger die Unversität Tübingen, um die Rechte zu studiren, und hörte besonders fleißig die Professoren Hof- ader, Maier und Emelin. Das Positive zog ihn mehr an als metaphysische Speculationen; auf sogenannte „elegante Jurisprudenz“ legte er großen Werth. Nach vollendeten Studien machte er als Begleiter des Geheimraths Rieger eine Reise nach London und kehrte von da in weiten Umwegen, auf denen er auch Italien berührte, in seine Heimath zurück. Italien besuchte er später in Gesellschaft des Buchhändlers Gotta nochmals.

Griesinger hatte sich besonders dem Civilrecht zugewandt. Er trat als Schriftsteller schonzeitig auf und zeichnete sich als solcher nicht nur durch seinen Scharfsinn, sondern auch durch eine ungemaine Kenntniß der einschlägigen Literatur des In- und Auslandes aus. Schon seine erste Schrift, die Uebersetzung eines in Teutschland seltenen Buches von Kapella, das er auf der öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart vorfand, zeigte in den beigegebenen Anmerkungen eine seltene Belesenheit in der civilistischen Literatur, namentlich des 16. und 17. Jahrhunderts. Auch gelehrte Liebhaberrien verfolgte er mit einem großen Apparat von Gelehrsamkeit. So schrieb er ein ziemlich starkes Buch über die servitus luminum, über das Lichtrecht. Dieses Buch; das mehr ein literarisches Curiosum ist, verdankte seine Entstehung der zweiten Reise des Verfassers nach Italien, wo er durch den Bau der Wohnungen und durch das heiße Klima auf die lebensalls neue Idee eines Schattenrechts gebracht wurde.

Griesinger war Rechtsanwalt in Stuttgart geworden und erfreute sich bald einer ansehnlichen Praxis. Mit großer Gewandtheit vermochte er auch als Vertreter juristischster Ansprüche zu siegen, sobald er sich erst persönlich dafür interessirte. Diese Thätigkeit führte ihn natürlich erst auf das einheimische Civilrecht. Ob dies hier aber bei den damaligen Verhältnissen weder aus dem römischen Recht noch aus den geltenden Resten des germanischen Rechts eine Entscheidung gewinnen. Dieser Umstand führte ihn dazu, hier selbst Hand anzulegen, und so entstand sein Hauptwerk: Der Commentar über das württembergische Landrecht in 10 Bänden. Es ist bemerkenswerth, daß er nach der Vorrede S. XIII. dies Werk auch für Nichtjuristen geschrieben hat. An dem Werke wird Gelehrsamkeit und Scharfsinn, der zuweilen nur zu weit geht, gelobt. Praktisch erwies sich das Werk brauchbar, besonders durch die vollständige Literatur, die er zu jedem Paragraphen zu geben bemüht ist. Nach dem Titel des ersten Bandes gab er das Buch nur in Commission; es soll ihm dies eine beträchtliche Summe abgeworfen haben. Am ausführlichsten von allen Rechtsmaterialien ist das Erbrecht 1) in den 2 letzten Bänden be-

1) Der Biograph im Neuen Nekrolog der Deutschen meint, das Erbrecht sei Griesinger's Nach nicht gewesen, er habe sich aber schnell darin eingearbeitet. Für das römische Erbrecht dürfte das nicht ganz zutreffend sein, denn die Schrift Griesinger's: Geschichte und Theorie der Euldi vom J. 1807 beschäftigt mit dem Aufwande größter Gelehrsamkeit eine besondere Theorie des römischen Rechts hinsichtlich der Erbschaft.

arbeitet. Nach Vollendung dieses Werkes erlangte er auf Grund seiner bisher veröffentlichten Schriften den Doctorgrad bei der juristischen Facultät zu Tübingen. Griesinger hielt als Jurist nur das juristische Denken für die Hauptsache, indem er religiöse und sittliche Momente zurückwies. Einen starken, einseitigen Rechtsinn hat er denn auch in seiner händlichen Laufbahn gezeigt. Einzelne scheinbar auffallende Entschlüsse und Schriften sind hieraus zu erklären. Er vertrat in der württembergischen Ständeverammlung 1815 den Oberamtsbezirk von Stuttgart. Anfangs mit der Majorität, welche sich gegen die von König Friedrich octroierte Verfassung aussprach, trat er doch noch in demselben Jahre zur Regierungspartei über, als er die Ueberzeugung gewann, daß es für das Land besser sein würde, die neue Verfassung anzunehmen, als an der alten festzuhalten. Er blieb fest bei der Regierungspartei, ohne sich ihr jedoch slavisch unterzuordnen. In dem Landtage von 1819 wurde Griesinger nicht gewählt, denn er hatte sich bei der großen Menge unpopulär gemacht. Jedoch hatte seine Uneigennützigkeit ihm die Achtung der Verhänderigen erhalten, und er trat schon im J. 1820 von Neuem als Abgeordneter des Oberamts Stuttgart auf. Auf diesem ersten verfassungsmäßigen Landtage sprach er für Eist, den später berühmt gewordenen Nationalökonom, als die Regierung diesen wegen einer von ihm verbreiteten Adresse in Gefangenenerziehung stehen wollte. Auch als Mitglied der von der Kammer niedergelegten Organisationscommission war er gegen die Ansicht der Regierung zur Aufhebung der privilegierten Gerichtsstände. Man sieht hieraus, daß er seine eigene Bahn verfolgte, sich in seinem Urtheile nur von seinem strengen Rechtsinne bestimmen ließ. Da er sich nie dazu entschließen konnte, von seinen eignen Anschauungen ein Bruchtheil im Interesse des Ganzen zu opfern, so war es ihm natürlich unmöglich, sich irgend einer Partei frei anzuschließen. Es ist natürlich, daß manche seiner Ansichten unter diesen Umständen einseitig wurden. Es war von ihm consequent, wenn er früher gegen die viele Schreibererei und ihre Mißbräuche kämpfte, und daher auch seinen Beamtenstaat²⁾ wollte. Wenn er aber gegen neue Organisationen war, weil sie den Staat mit einer Anzahl neuer Beamten erfüllen und demgemäß das Budget belasteten, oder wenn er im J. 1824 sich deshalb gegen das Reichsheim erklärte, weil dadurch das Kreisregiment erleichtert werde, so war das ein vorwiegend doctrinärer Standpunkt, dem der praktische staatsmännische Mischte. Man darf deshalb mit Recht von ihm sagen, er war mehr Civilist als Publicist, mehr Gelehrter als Staatsmann. Das kann aber seinen Werth als Mensch, als Mann der Wissenschaft und als Vertreter des Volkes nicht beeinträchtigen. Die parlamentarische Thätig-

keit sagte ihm bei seinem ganz strengen juristischen Denken überhaupt nicht besonders zu, und er gab sie im J. 1827 ganz auf, um nur noch sich selbst und der Wissenschaft zu leben.

Der Kreis seiner Freunde war nicht allzu groß, denn paradoxer Denkwiese hieß Manchen von ihm jurist. Obgleich Griesinger seiner ganzen Richtung nach für einen akademischen Lehrstuhl gepaßt hätte, so schlug er doch die Universitäts-Carrière nicht ein, weil er die Abhängigkeit als Beamter nicht liebte. Er hat sich überhaupt in seinem ganzen Leben um kein Amt beworben, weil er die unabhängige Stellung eines Advocaten, in der er auch zum Studiren Ruhe bedurft, jedem Dienstzwange vorzog; die Achtung der gelehrten Welt besaß er als Sachmann aber in hohem Grade. Folgende Anekdote wird von ihm erzählt: Einmal wollte ihn der Rinkiser Spittler durchaus auf einen juristischen Lehrstuhl in Tübingen haben und brachte ihm selbst zu seiner großen Ueberraschung ein schon ausgefertigtes Decret ins Haus, konnte ihn aber trotz mehrkündigen Zuredens nicht zur Absetzung auf seine Unabhängigkeit bewegen, und die natürliche Folge war, daß die Ernennung zur ihrer Publication jurisdigogen wurde. Für seine früheren Lehrer in Tübingen und für die Universität selber hat er eine große Anhänglichkeit und Pietät bewiesen. Als Beweis dafür mag der Umstand angeführt werden, daß er zum Zweck einer bleibenden Familienflistung (für studirende Söhne und in die Ehe tretende Töchter) die Universität Tübingen zur Universalerbin seines beträchtlichen Vermögens, das er lediglich durch seine Thätigkeit als Advocat und mit der Feder als Schriftsteller verdient hatte, einsetzte, und ihr auch seine Bibliothek zur Auswahl überließ.

Außer seiner Fachwissenschaft interessirten ihn die schönen Künste, besonders die Musik; auch war er ein Freund der Natur. In den letzten 30 Jahren seines Lebens kränkelte er, da er oft am Bodagra litt, und brachte deshalb fast jeden Sommer einige Monate in Baden-Baden zu. Berathrathet war er nie. Wie schon bemerkt, wurde die Hochschule Tübingen die Universalerbin seines Vermögens; im Testamente waren aber auch ansehnliche Legate für Verwandte, für das Bürgerhospital und für das Katharinenhospital seiner Vaterstadt angelegt.

Griesinger hat Folgendes geschrieben: Der Rechtsgelehrte aber über die Art und Weise, wie das Civilrecht richtig erlernt und erklärt wird. Eine Abhandlung in 2 Büchern des Franz Rupella, königl. Kammerpräsidenten zu Regensburg. Aus dem Lateinischen übersezt, mit Vorrede und mehreren Anmerkungen begleitet. Stuttgart, 1792. — Theoretischer Beweis, daß das Anwartschaftsrecht bei der Personalienfalschheit des Ufuss stattfinden könne. Ein neuer Versuch für Theorie und Praxis des Civilrechts. Stuttgart, 1794. — Von der Verbindlichkeit der Verträge nach allgemeinen Grundsätzen u. d. h. nach d. würtemb. Rechte. Tübingen 1793. — Commentar über d. Herzogl. Würtemb. Landrecht. Frankfurt u. Leipzig (eigener Verlags) 1793—1808. Im J. 1830 erschien daher ein Altpath. Register. — Gesetze und Theorie

2) Der Kampf gegen den Beamtenstaat und die Dienstbeschränkung war gerade in Württemberg sehr reger, denn das Bureaukratismement wucherte sehr üppig. Auch Eist hat diesen Kampf gekämpft, aber unglücklich, denn seine Mutter und sein Bruder gingen daran vorzeitig zu Grunde; vergl. die Lebensbeschreibung Eists von Gäßler im 1. Theil von Eist's Gesammelten Schriften. 1860. S. 6 fg.

der Euland. Stuttgart. 1807. — Drei Vorträge des Repräsentanten des kuttigarter Oberamtsbezirks, Consul Dr. Griesinger, üb. d. königl. Rescript vom 13. Nov., gehalten in der Ständerversammlung (in der obenangedeuteten Verfassungsfrage). Krauss, und Leipzig. 1815. — *De servitute luminum et ne luminibus officiat, cum duplici appendice de servitute prospectus et senestras*. Lips. 1819. — Bemerkungen gegen den Vortrag des Hrn. Justizministers Freih. v. Maender in der Kammer der Abgeordneten am 23. Febr. 1821. Stuttgart. 1821. — Ueber die Justizorganisation der neuen Zeit, über Untersuchungs-, wie Verhandlungsmarine und über die Vorzüge d. R. preussischen von d. neuem R. württembergischen Justizeinrichtung. Tübingen 1820. — Der Büchernachdruck, aus dem Gesichtspunkte des Rechts, der Moral und der Politik betrachtet. Stuttgart. 1822. (Eigentlich eine im Juni 1822 gehaltene Rede in der württembergischen Ständerversammlung, in welcher er den Büchernachdruck vertheidigte.) — Ueber den rechtlichen Werth der Lebensobervorgänge, über d. Rechtsgesetz: *temina semel exclusa semper exclusa*; über Sammelbelegung und über einen merkwürdigen 31jährigen, noch nicht beendeten Lebensproceß. Stuttgart. 1825. — Endlich setzte er auch nach Dant's Tode dessen Handbuch des heutigen trutischen Privatrechts fort und schrieb dazu Band 9 u. 10. Stuttgart. 1822 u. 1823. — Vergl. über die aus sachkundiger Feder geflossenen Biographie Griesinger's in: (Schmidt) Neuer Nekrolog der Deutschen. 23. Jahrg. 1845. 2. Theil. Weimar 1847. S. 1014 — 1023. (R. Pallmann.)

GRIESINGER (Wilhelm), Arzt, zu Stuttgart am 29. Juli 1817 geboren, war der jüngste Sohn des Stiftungsverwalters am dortigen Hospitale. Er starb als geheimer Medicinalrath zu Berlin am 27. Oct. 1868. Die Griesinger'sche Familie stand in Beziehung zu dem früher zu Württemberg gehörigen Nömpelgard und ein junger Nömpelgarder fand darin Aufnahme, wodurch gleich die allerfrüheste Erziehung Griesinger's eine gewisse französische Färbung bekam; wenigstens erlangte er frühzeitig eine Gewandtheit in Handhabung der fremden Sprache.

Im J. 1825 trat Griesinger aus einer sorgfamen Privatunterweisung in das kuttigarter Gymnasium über und wurde wegen seiner vorgeschrittenen Kenntniss in eine Classe versetzt, deren meisten Schüler 2—3 Jahre älter waren als er. Unter die vertrauten Genossen der Gymnasialzeit gehörten namentlich zwei späterhin gleich tüchtige Vertreter des ärztlichen Berufes, Rofer und Wunderlich. Wenn nun auch Griesinger zu den begabtesten und frühesten Schülern des Gymnasiums zählte, so doch keineswegs zu den schulmeisterigen. Er war, nach Wunderlich's Ausdruck, kein wilder Junge, trieb mehr Alotria, als Unflug, und beschäftigte sich viel mit literarischen, ästhetischen und politischen Dingen, die weit über seinen Jahren lagen, aber seiner Phantasie und seiner frühen Reizung zur Kritik reiche Nahrung gaben. Uebrigens war der Sinn für Natur und für Beobachtung frühzeitig in ihm geweckt; schon als Gymnasiast durchschweifte er mit der Botanikrührbüchse Stuttgart's Um-

gebung und sammelte. Dabei half immer noch ein trefflicher Handlehrer nach. Als er mit 12 Jahren die letzte Classe des Mitteltgymnasiums durchgemacht hatte, wählte er in derselben noch ein weiteres Jahr verbleiben, zum Theil seiner Zucht, zum Theil aber auch seiner notorischen Unflüchtigkeit wegen.

Im oberen Gymnasium, wo der Unterricht freier und geistiger war, zählte Griesinger zu den vorzüglichsten Schülern; zu Dlern 1834 betrug er, 16½ Jahre alt, die Maturitätsprüfung und bezog als Mediciner die Landesuniversität Tübingen. Dasselbst ergab er sich im vollsten Maße dem studentischen Treiben und im Besuche der akademischen Vorlesungen war er ebenfalls ziemlich lax. Indessen wäre es ein Irrthum gewesen, hätte man deshalb Griesinger eine Vernachlässigung seiner Fachwissenschaft Schuld geben wollen: er war vielmehr Mediciner mit vollem Eifer, nur schien er zu fühlen, daß die dörige Lehrweise nicht auf dem Standpunkte der neueren Forschungen sich befand, da er sich im Betreff des Collegenbesuches zu der Neuerung veranlaßt fand, „da lese ich lieber in Z. Müller's Physiologie, als daß ich mir veraltete Ansichten dicitiren lasse.“

Diesem zum mindesten ungerecteten Treiben wurde Griesinger entziffen, als er 1837 wegen studentischen Extravaganzen auf 1 Jahr das Consilium absondi erhielt; er ging nach Zürich, wo der geistvolle Schönlein wirkte, dessen klinische Gedahren ihn mit dem vollsten Enthusiasmus erfüllte.

Im J. 1838 kehrte er in die Heimath zurück und vertheilte in Stuttgart mit seinen Studiengenossen Rofer und Wunderlich einige Monate hindurch; die Mängel der deutschen Medicin wurden zu den belebten Gesprächen der jungen Männer durchgenommen, und ohne Zweifel wurde schon damals im Wesentlichen die Skizze jenes Programms entworfen, womit im J. 1841 das von Rofer und Wunderlich begründete „Archiv für physiologische Heilkunde“ aus der Taufe gehoben wurde. Griesinger absolvirte übrigens rasch seine Examina, wurde, nach Einreichung einer Dissertation über den Carotid, mit 21 Jahren zum Doctor medicinae promovirt, und besuchte dann noch Paris, wo er sich zunächst durch Bagendie angezogen fühlte. Im J. 1839 ließ er sich als praktischer Arzt in Friedrichshafen am Bodensee nieder.

Die engen Verhältnisse eines Landkrämers konnten Griesinger nicht zusetzen; bereits nach einem Jahre übernahm er die Stelle des Assistenzarztes an der unter dem hochverordneten Zeller blühenden Irrenanstalt Winnenthal in Württemberg. Mit voller Hingebung versenkte er sich in das ihm ganz neue Gebiet, und zu dem Director der Anstalt bildeten sich, trotz der Grundverschiedenheit in vielen wissenschaftlichen und Lebensanschauungen, bald die besten Beziehungen aus. Zeller selbst hat in einem Briefe den winnenthaler Aufenthalt in den Worten geschildert: „Vom ersten bis zum letzten Tage seines Hierseins war es ein ernstes, fröhliches, humanes, wissenschaftliches Leben, das bei der mannichfachen Verschiedenheit unserer geistigen Grundanschauungen zu fortwährenden wechselseitigen Controversen wurde, ohne daß unser

freundschaftliches Verhältnis dadurch je im mindesten gelitten hätte. Mit dem hohen Maße von geistiger Fassungskraft, das ihm die schnellste Aneignung der ihm eben noch fernsten Gegenstände und die raschste Verarbeitung des Empfangenen ermöglichte, und mit jugendlich-männlichem Ernst und Eifer warf er sich auf das neue Wissensgebiet. Er suchte keine andere Freude, als die Erweiterung seiner wissenschaftlichen Kenntnisse und Erkenntnis, und lebte ausschließlich dem Studium der Psychiatrie und dem Dienste des Hauses, ohne irgend einer andern Ercheinung und Bezeugung am weitern Gebiete der Naturforschung, Poesie, Philosophie und Geschichte seine Aufmerksamkeit zu entziehen.“ Ost und dis in die letzten Tage seines Lebens kam Griesinger darauf zurück, wie einsamreich der zweijährige Aufenthalt in Winnenthal für ihn gewesen sei, und stets sprach er mit tiefer Sympathie von dem Orte, von Zeller und dessen Familie.

Er verließ nach zwei Jahren Winnenthal, wobei ihn wol der Gedanke beschäftigte, eine Privatanstalt für Irren in der Nähe von Gannstadt anzulegen, besuchte nochmals Paris und auf dem Rückwege Wien, ließ sich aber gegen das Ende des Jahres 1842 als praktischer Arzt in Stuttgart nieder. Auch diese Stellung war nur von kurzer Dauer. Als Wunderrath im Herbst 1843 die Leitung der medicinischen Klinik in Tübingen erhielt und Vorschläge zur Anstellung eines Assistenzarztes zu machen hatte, war Griesinger zur Uebernahme dieser Stelle bereit. „Es war ein bedenkliches Experiment — schrieb Wunderrath —, daß zwei alte Freunde von fast gleichem Alter und gemeinsamer wissenschaftlicher Ausbildung in derselben Anstalt sich in die Stellen des Vorkandes und des Untergebenen zu theilen unternahm! Wir dürfen und beide dessen rühmen, daß das Unternehmen vollständig gelang. Während des statutenmäßigen Zeitraumes von drei Jahren, während dessen Griesinger als mein Assistent fungirte, kam auch nicht die leiseste Trübung und Störung unseers gegenseitigen Freundschaftsverhältnisses vor; im Gegentheil wurde es dadurch noch intimer, als es je zuvor gewesen war.“

Griesinger habilitirte sich gleichzeitig als Privatdocent und schrieb in das Archiv für physiologische Heilkunde, in dessen erstem Bande bereits sein kritisch-polemischer Artikel „Herr Klings und die naturhistorische Schule“ niedergelegt war, worin die reformirnde Richtung der neuen Heilwissenschaft in eingehender Weise sich fundgab. Griesinger wies darin mancherlei Verirrungen von Jüngern der naturhistorischen Schule nach, die Lehre ihres Altmeisters aber, dem er am Ende seiner Studienzeit in Zürich verehrend gegenüber gestanden hatte, unterwarf er in maßvoller, ganz objectiver Weise einer unbedingten Betrachtung. Weiterhin übernahm übrigens Griesinger die Redaction des 6., 7. und 8. Jahrganges des Archivs.

Während er als klinischer Assistent fungirte, vollendete er sein epochemachendes Werk: Die Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. Stuttgart 1845, worin er auch auf diesem Krankheitsgebiete die

pathologische Anatomie in ihre Rechte einzusetzen unternahm, und worin er der ditherigen symptomatischen Gruppirung eine genetische Basis subisirte, indem er zeigte, daß die verschiedenen Ausprägungen psychischer Störung, die man bisher als eben so viele Krankheitsformen aufzufassen, größtentheils nur Entwicklungsstadien desselben Processes sind, der mit Schwermuth beginnend durch verschiedene Modifikationen der Aufregung hindurch bei ungleichem Gange zum geistigen Zerfalle führt und im Biddann endet. Zumal in der im J. 1861 erschienenen, durch andere Beschäftigungen verzögerten zweiten Auflage der psychischen Krankheiten, der alsbald ein unveränderter Abdruck folgen mußte, die von Dounic ins Französische (1865), von Robertson und Rutherford im Auftrage der Sydenham Society ins Englische (1867) überetzt wurde, erhielt die Medicin die bis jetzt gelungenste Darstellung der Geisteskrankheiten. Es fehlt in dieser neuen Auflage nicht an Modifikationen früherer Ansichten. Namentlich die von England ausgehende Behandlung der Irren ohne physische Zwangsmittel war in der ersten Auflage, wenn auch nicht geradezu bekämpft, so doch bewiesen worden; mittlerweile aber hatte sich Griesinger durch eigene Anschauung in England von der Durchführbarkeit dieser Behandlung überzeugt und so war er jetzt entschiedener Vertreter des No-restraint-Systems.

Im J. 1847 wurde Griesinger als außerordentlicher Professor mit dem Vortrage der allgemeinen Pathologie, der Materia medica und der Geschichte der Medicin bestraunt, und im Frühjahr 1849 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor an die Universität Kiel, wobei die damalige Landesregierung der Herzogthümer dahin sich ausdrückte, daß, „obwohl die medicinische Facultät vollständig sei, es in derselben doch an einem Vertreter der neuen Richtung in der praktischen Heilkunde fehle.“ Die Professur der Pathologie und Therapie, sowie der Materia medica, bezogliche eine Stelle im Sanitätscollegium wurden ihm angetragen, und im Laufe der Verhandlungen wurde auch noch eine Summe zur Herstellung einer Poliklinik bewilligt. Diesen Bedingungen konnte er, ungeachtet der in Aussicht gestellten Beförderung in Tübingen, nicht widerstehen. Im Sept. 1849, nachdem er sich zuvor mit Josephine von Rom, Tochter des Oberamtsrichters in Ragsd, verlobt hatte, siedelte er nach Kiel über, wo er sich indessen in das ausgesprochene norddeutsche Wesen nicht recht finden konnte. Da nun auch die Auskosten und Verhältnisse in Golsstein damals düster und unsicher waren, so konnte der Antrag des Bischofs von Altona, Bischof von Mecklenburg, der damals in Teutschland einen Director der medicinischen Schule in Kairo zu gewinnen beauftragt war, auf den leicht antwortbaren Griesinger verlegend genug wirken. Er verheirathete sich im März 1850, um bald darauf, nach nur siebenmonatlichem Verweilen in Kiel, die Stellung als President du Conseil de Santé, als Directeur de l'école de Médecine und als Leibarzt des Bischofs in Kairo anzunehmen. In glücklicher Stimmung verließ das junge Ehepaar Kiel und reiste über Stuttgart, Regensburg, die Donau hinab nach Wien, von

da nach Triest, in Begleitung des Dr. Bilhazy, eines früheren Schülers von Griesinger, der ihm als Hilfsarzt zu dem neuen Wirkungskreise folgte. Am 6. Juni verließen die Reisenden Triest, fuhren über Genua nach Athen, von da nach Smirna, langten am 18. in Alexandria an, woselbst der Vicekönig für den ansehnlichsten Empfang hatte Sorge tragen lassen, und am 27. wurde dann die Reise nach Kairo fortgesetzt, wo das fremdartige orientalische Treiben mit den Wundern der Landschaft und die Scenerie auf die empfangliche Phantasie Griesinger's bezaubernd einwirkten. Durch unangenehme Erfahrungen und Enttäuschungen indessen wurde diese Stimmung bald genug ernüchtert. Die ärztlichen Visiten bei dem in der Wüste residirenden Vicekönige waren ebenso unerquicklich wie zeitraubend; die Sitzungen im medicinischen Consell ließen bald genug erkennen, daß hier weniger die Sache, als vielmehr ein gewisser Schein maßgebend war; die Herren, denen das französische Vortragen durch einen unwissenden Dolmetscher ins Arabische übersetzt wurde, ermangelten der Vorbildung und des Verständnisses, sogar des guten Willens; ja, als bald nach seiner Ankunft im Spital die Cholera ausbrach, wurde er genöthigt, im Gefolge des Vicekönigs, der vor der Seuche flüchtete, eine fünfägige Reise zu machen, die sich auf eine bedäufliche Aussicht und Aderlaserst in Unterägypten beschränkte. Die betreffende Wirksamkeit im Spital, wo neue Krankheiten die Beobachtung und den Forschungsbetrieb weckten, wurde durch die wohlgegründete Ueberzeugung verflümmet, daß man in dem merkwürdigen Lande gewissenhafte Leistungen weder fordern, noch danken, daß seine Kräfte nicht ausreichen könnten, Ordnung und Fortschritt in die Verhältnisse zu bringen. Im Winter 1851 wurde noch eine Fahrt nach Oberägypten zu den Wundern von Theben, nach den Nilsataren und der Insel Philä unternommen; mit Ablauf des zweijährigen Contractes aber verließ Griesinger im Mai 1852 das Land und kehrte über Constantinopel und Ungarn nach Teutschland zurück, wo er zunächst einen längeren Aufenthalt in Wien machte und einzelne seiner ägyptischen Beobachtungen ausarbeitete und der Akademie vortrug. Zunächst nahm er dann einen längeren Aufenthalt in Stuttgart, stellte hier seine ägyptischen Erfahrungen und Entdeckungen zusammen und veröffentlichte dieselben in den Jahrgängen 1853 und 1854 des Archivs für physiologische Heilkunde, worunter die Darstellung der Kebris recurrens und des bilösen Typhoides sowie des Bronchotyphus in Aegypten, die Zurückführung gewisser Formen der ägyptischen Wundie auf einen Parasiten des Duodenum und des in heißen Ländern endemischen Blutwunders auf einen Parasiten der Harnwege besondere Erwähnung verdienen.

Im J. 1854, namentlich auf Anregung des königlichen Leibarztes Ludwig, erfolgte Griesinger's Berufung als ordentlicher Professor der Medicin und Vorstand der Klinik nach Tübingen. Hier wirkte er erfolgreich als Lehrer und als Schriftsteller, namentlich brachte er für Burdow's Handbuch der speziellen Pathologie und Therapie die vollendete Monographie über „Infectionskrankheiten“ zum Abschluß, die im J. 1864 in zweiter Auflage erschien, und von Remalte ins Französische, von Antonio Lenghi ins Italienische übersetzt worden ist. Großes Interesse wendete er auch der Anstalt für geistesschwache Kinder in Marienberg zu und er wurde 1859 zum Vorstande derselben erwählt. Aber in eben diesem Jahre erfüllten die bisherigen bezüglichen Verhältnisse in Tübingen eine Trübsung. Die Vacanz der Poliklinik war eingetreten und Griesinger wünschte dieselbe, wie es bereits früher in Aussicht genommen worden war, mit der stationären Klinik zu vereinigen, deren Material zu Zeiten ein ziemlich stüfiges war. Dabei stieß er aber auf entschiedenen Widerpruch, zumal im Schooße der Facultät selbst, und die desfallsigen Verhandlungen verließen ihn in solcher Weise, daß in ihm der Entschluß reifte, bei erster sich darbietender Gelegenheit Tübingen zu verlassen. Da wurde ihm der Lehrstuhl der Klinik in Zürich angeboten, und die eindrucksvollen Versuche, ihn in Tübingen festzuhalten, blieben erfolglos; im Frühjahr 1860 kehrte er nach Zürich über.

Nur unter lebhaften Parteidämpfen war die Berufung nach Zürich zu Stande gekommen und Studierende wie eigentliche Kollegen empfingen den neuen Klinikus fast sämtlich in misgünstiger Stimmung. War somit der Beginn von Griesinger's Thätigkeit kein leichter, so brachte gleichwohl sein ruhiges, unbefangenes und verständliches Benehmen alsbald alle Anfeindungen zum Schweigen; das trefflich eingerichtete Kantonshospital gab ihm Gelegenheit zu umfassenden Beobachtungen, Vertrauen und Anerkennung wurden ihm von allen Seiten zu Theil, und so süßte er sich bald heimisch und ganz glücklich in Zürich. Er wurde Mitglied der Medicinalcommission und bekam noch einen höchst erwünschten Zuwachs von Arbeit, als der Regierungsrath beschloß, die Irrenanstalt im alten Hospital in eine Klinik umzuwandeln und deren Leitung Griesinger zu übertragen. Den Rathsfern des physischen Lebens und dessen Störungen war sein Forschungsbetrieb mit Vorliebe zugewandt, und den Aufenthalt in der Irrenanstalt und die Besprechung der Fälle in derselben waren ihm ein wahrer Genuß. Dabei befestigte sich aber auch immer mehr die Ueberzeugung, daß die psychiatrische Thätigkeit, welche nur auf der Grundlage einer vollkommenen ärztlichen Durchbildung erstpfeichliche Folge erzielen könne, nicht als abgetrennte Specialität erfaßt werden dürfe.

Gleichwohl sollte der wanderlustige Mann in seinem geliebten Zürich noch nicht zur Ruhe kommen. Wegen Ende des Jahres 1864 erhielt er eine Anfrage wegen Uebernahme der psychiatrischen Professur in Göttingen und ziemlich gleichzeitig wegen der gleichen Professur in Berlin. Die wohlgegründete Erwägung, daß ihm in Berlin in weit größerer Ausdehnung Gelegenheit werden müsse, seine Ibern zur Geltung und Durchführung zu bringen, daß er somit dort der Wissenschaft und dem Leben größere Dienste leisten könne, bestimmten ihn zur Annahme des letztgenannten Rufes. Nur machte er es einerseits zur Bedingung der Annahme, daß ihm neben der Leitung der Irrenklinik noch eine neu zu errichtende

Station für Nervenkranken übergeben werde, die einen integrierenden Bestandtheil des psychiatrischen Unterrichts bilden sollte; außerdem bedingte er sich auch, weil ihn die Vorlesung berührte, ein Specialis zu werden, verfuhrungsweise die Direction einer Poliklinik mit der Berechtigung, dieselbe jeder Zeit wieder abgeben zu dürfen.

Im März 1865 verließ somit Griesinger Zürich und mit getheilten Erwartungen zog er nach Berlin, wo er es nach Wunderlich's Zeugnis allerdings nicht zu rechter innerer Befriedigung bringen sollte, vielleicht nur deshalb, weil sein Genußaufenthalt nicht ausreichte, die Vorgänge der Stadt und der Verhältnisse zur ungetrübten Wirkung kommen zu lassen. Offenbar hatte er sich in der neuen Stellung mit Arbeiten überbürdet, sodaß er bald eine Erschlüpfung fühlte und mußte und 1867 die Poliklinik aufgab. Als Professor hielt er im Sommer Irrenklinik, im Wintersemester Klinik in der Abtheilung für Nervenkrankheiten, er beschäftigte aber für spätere Zeit eine Verbindung beider Kliniken, da ihm die Trennung der psychischen Krankheiten von den übrigen Nervenkrankheiten ungerechtfertigt erschien.

Erfüllt von der Nothwendigkeit eines planmäßigen Vorgehens gegen die Choleraepidemie erkrankte Griesinger eine vereinte Wirkamkeit herbeizuführen, und veranstaltete zu Pfingsten 1866 in Coburg eine Zusammenkunft mit Pettenkofer und Wunderlich, deren Resultat die gemeinschaftliche Abfassung des „Cholerae regulatio“ war, welches eine außerordentliche Verbreitung fand, unerachtet sein Erscheinen mitten in den ausgebrochenen Krieg fiel. Im December fand dann eine zweite Konferenz der drei Genannten in Leipzig statt, zu der sich auch Macpherson von London einfind, und es wurde beschloffen, im nächsten Frühjahr einen Choleracongress zu veranstalten und auf diesem bestimmt formulierte Fragen zur Discussion zu bringen. Derselbe fand im April unter zahlreicher Theilnahme deutscher und ausländischer Aerzte in Weimar statt unter Griesinger's Präsidium.

Aber vor Allem war er auf psychiatrischem Gebiete thätig. Ihm verdankt man z. B. eine erfolgreiche Aenderung in der gerichtsarztlichen Praxis der wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen in Berlin in Fällen eines zweifelhaften Gemüthszustandes. Auf seine Anregung nämlich wurde es dem Referenten gestattet, das betreffende Individuum persönlich zu untersuchen und auf Grund dieser Untersuchungen das Gutachten zu entwerfen. Eine im Herbst 1865 mit Dr. J. Mandy erneuerte Reise nach Paris und nach England galt fast allein psychiatrischen Interessen. Das sogenannte familiäre System der Irrenbehandlung, das in Oestreich seit langen Jahren an der Tagesordnung ist, lernte Griesinger in den lachenden Gärten von Englands Garten, wie man die Gräfschaft Devonshire bezeichnet, als praktisch ausführbar und erfolgreich kennen, sodaß er bereits im Herbst 1865 auf der Naturforscherversammlung in Hannover sich energisch für die Annahme von Reformen zum Zweck der familiären Behandlung und eine geänderte Regulation und Administration des Irrenwesens aussprach. (Gedenkfeier für W.

Griesinger am 13. Dec. 1868 in Wien. S. 12. 13.) Das No-rostrant brachte er auf der Irrenabtheilung der Berliner Charité zu vollständiger Geltung, nachdem er bereits in der ärmtlich eingerichteten jüdischen Anstalt die zwanglose Behandlung theilweise zur That gemacht und während seines mehrjährigen dortigen Aufenthaltes kaum ein paar Male zur Zwangsjacke gegriffen hatte. Er gründete ferner das „Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten“, dessen erstes im Oct. 1867 erschienenes Heft fast zur Hälfte mit Abhandlungen von Griesinger erfüllt ist, und dessen drittes den Jahrgang 1868 abschließendes Heft auch noch Artikel von Griesinger bringt, zum Theil bereits posthum, zugleich aber auch die in der medicinisch-psychologischen Gesellschaft gehaltenen Vorträge von Dr. C. Westphal und von Prof. M. Lazarus (S. 760—782). Die in jenem Archive niedergelegten Artikel „über Irrenanfallen und deren Weiterentwicklung in Teufelsland“, „über psychiatrische Kliniken“, „über die freie Behandlung“ waren auf Reformen des Irrenwesens in Teufelsland gerichtet und konnten nicht verfehlen, auf psychiatrischem Gebiete einen Kampf heraus zu beschwören, den zum vollen Ende zu führen Griesinger nicht mehr gestattet sein sollte. Dem entscheidenden Angriffe von Heinrich Rühr („Hörtschritt!“ — Rückschritt. Reformen des Herrn Geh. Rathes Prof. Dr. Griesinger in Berlin auf dem Gebiete der Irrenheilkunde. Berlin 1868) konnte er aber wenigstens noch eine Erweiterung (Zur Kenntnis der heiligen Psychiatrie in Teufelsland. Eine Streitschrift gegen die Broschüre des Sanitätsraths Dr. Rühr in Zehlendorf: „Hörtschritt!“ — Rückschritt!“ Leipzig 1868) folgen lassen.

Vor Pfingsten 1868 reiste Griesinger vollkommen gesund zu einer Consultation nach Wien. Bei der außerordentlichen Hitze hatte er sich wahrscheinlich am 29. Mai Abends einer Erkältung ausgesetzt und am 31. stellten sich Intestinalstörungen ein. Er kam zwar am 3. Juni anscheinend wohl nach Berlin zurück, sodaß er noch an diesem Tage den gewohnten Geschäften obliegen konnte, doch erkrankte er am 4. eine gegen Druck empfindliche über dem rechten Darmbeine fühlbare Geschwulst, die vorübergehend der antiphlogistischen Behandlung milt, ihn aber am 21. Juni aufs Krankenbett warf, das er bis zu seinem Tode nicht wieder verlassen sollte. Es stellten sich abendliche Fieberbewegungen ein, die Geschwulst im rechten Hypochondrium charakterisirt sich bei fortwährendem Zunahme zuletzt als ein Abseß, der endlich am 18. August von Rostor geöffnet wurde und ungründlich einen Schoppen fließenden Eiters entleerte. Die Menge des entleerten Eiters und der Geruch desselben besserten sich bis zum 6. September, als die Wunde anfang, einen rothen Hof und ein biphtheritisches Aussehen zu bekommen. Es stellten sich Eäutelschreie ein, im October steigerte sich das Dabem der Wunde, der Appetit nahm ab, am 18. zeigte sich auf einmal Taubsein an den Händen und an der Zunge, am 22. Schwierigkeiten im Schlingen und in der Sprache, am 25. Abends bei völlig freier Bewußtlosigkeit Lähmung der Respirationsmuskeln, wodurch ein Zustand entsephähter Suffocation herbeigeführt wurde,

der erst eine Stunde vor dem Tode einige Erleichterung erfährt, bis endlich am 26. Oct. Abends 7 Uhr das erwarnte Ende eintritt. Die Section ergab, daß ein vom Processus vermiformis ausgegangener Abscess bestanden habe; die Perforationsöffnung des hinter dem Coecum hinauf geschlagenen und angeblöheten Wurmfortsatzes war noch deutlich nachweisbar.

Noch zu Anfang seiner Erkrankung verfaßte Griesinger ein „Gedanken über den Geisteszustand des in Wunden der Glimmordanstalt angelegten Grafen Gustav Chorsinsky“ in Händen des Vertheidigers. Seine Ansicht ging dahin, daß in Chorsinsky's Verbalten That-sachen vorliegen, welche nur in einer ganz bestimmten Weise pathologisch gedeutet werden können und die in einer Reihe von Zügen gerade eine besondere Classe eigenkümlicher Geistesstörung charakterisiren.

Sein fünfmonatliches Leiden rittung Griesinger mit männlichem Muth; hatte er auch in der ersten Zeit auf Widergesung geachtet, so war er doch völlig resignirt, als er in den letzten Wochen über den Ausgang nicht mehr zweifelhaft sein konnte. Er durfte auf das, was er geleistet, mit gerechter Befriedigung zurückblicken; auch sprach er die Ueberzeugung aus, daß seine Ideen fortleben werden und daß sein angefangenes Werk in der Zukunft gesichert sei. Am Tage vor seinem Tode sprach er die Gattin mit dem Heineichen Worte an:

Ein Vögel wird vocant! die Wunden fließen,
Der Eine fällt, die Andern rücken nach;
Doch soll' ich unabesigt, und meine Wunden
Sind nicht getrocknet, nur mein Herz brach.

Als am letzten Morgen die Salouffen geöffnet wurden, sagte er, er habe nicht geglaubt, den Tag noch einmal zu sehen, er gab mit schwerer Zunge und äußerster Anstrengung Aufträge und namentlich ließ er die ältesten Freunde Moser und Wunderlich grüßen. Um 5 Uhr Nachmittags ließ er sich die Uhr bringen und äuferte, als er den Stand des Zeigers gewahrte: „Noch zwei Stunden wird es dauern, mein Geist fängt an zu wandern.“

Die voranstehenden biographischen Notizen über den hochachtbaren Arzt sind fast vollständig den Mittheilungen seines Freundes C. A. Wunderlich (Wilhelm Griesinger. Biographische Skizze. Leipzig 1869. 2. Separatdruck aus: Abtheilung der Heilkunde. 1869. S. 2. Heft) entnommen, der Griesinger's Verdienste um Medicin in folgenden Sätzen zusammenfaßt: Er hat bei dem von etwas mehr als einem Vierteljahrhundert begonnenen Umschwung der deutschen Medicin den rechten Antheil genommen, und durch scharfsinnige Erörterungen zum Course veralteter Vorurtheile mitgewirkt; — er hat zur Reconstitution der ärztlichen Wissenschaft treffliche positive Einzelbeiträge geleistet; — er hat durch die gründlichsten und gediegensten Arbeiten das Verhalten mehrerer höchst wichtiger Krankheitsformen aufgeklärt; — er hat einige vor ihm theils ganz unbekante, theils unbenutzte Krankheiten zuerst zur allgemeinen Kenntniß gebracht; — er ist durch seine scharfsinnigen Forschungen und den Reichthum neuer dahnweisender Ideen die erste Autorität unserer

Zeit in der Pathologie der Gehirn- und Nervenkrankheiten und in der Psychiatrie geworden.

Schließlich hat Wunderlich noch eine prägnante Charakterzeichnung des verstorbenen Freundes entworfen, die nach ihren Hauptzügen auch hier wiederzugeben sicherlich am Platze sein dürfte. Griesinger war in seiner ersten Anlage eine durchaus offene, wahre, nahe sich gebende, von Rücksichten freie Natur, für Alles begabt, von großer Lebendigkeit und rascher Auffassung, aber wechselnden Stimmungen unterworfen, empfindlich für Beifall, daher auch anspruchsvoll und leicht verletzlich.

Mit zunehmender Reifung machte sich im äußeren Auftreten eine allmähliche Wandelung bemerklich: das offene Entgegenkommen wurde Fremden gegenüber abgelegt und ein vornehmendes reservirtes Benehmen bildete eine Schranke, die meistens erst bei besonderer Unternehmung an einer Erweichung fiel. Diese Aenderung war besonders auffällig nach der Rückkehr aus Aegypten, und wurde später noch besonders genährt durch den häufigen Aufenthalt in England. Mit fortschreitenden Jahren wuchs seine Zurückhaltung im Verkehr mit Fremdbestehenden und Wundereisanten, und selbst alten Freunden gegenüber konnte einmal die Kaune eintreten, diese kalte, abweisende Außenseite wußten zu lassen. Aber sie wich, sobald er geistig angeregt und interessiert war, und dazu genigte die Bedeutung der ihm gegenüberstehenden Persönlichkeit, ein ansprechendes Object der Unterhaltung, ein glücklicher Einfall, ein treffendes Wort, eine Erinnerung an vergangene Zeiten, ja schon die Situation, der Reiz der Landschaft, die wohlthuende Atmosphäre, der helle Sonnenschein. Da sei die anstrebende Kräfte und sofort konnte er freundlich, behaglich, warm, gemüthlich, herzlich, berauernd liebenswürdig sein. Freilich ein gewissenhafter Wistion konnte das Alles schnell wieder verweisen, die frühere Kälte und Gemessenheit zurückführen. Er hat es deshalb auch nie zu eigentlicher Popularität gebracht: seine warmen Anhänger fand er unter den Aristokraten des Geistes, unter sein organisierten Gemüthern, unter einfachen naiven kindlichen Naturen.

Die außerordentliche Vielseitigkeit Griesinger's führte zu einer gewissen Hast und Raschheit, die ihn von Einem zum Andern trieben, auch in seiner vielfach geänderten äußeren Stellung sich wieder spiegeln. Vornehmlich die zur Erholung unternommenen Reisen arteten dadurch nicht selten zu wahren Gefahrdritten aus. Doch konnte er andere Role auch mit Behaglichkeit sich firiren und den Eindringen des Augenblicks rückhaltlos sich hingeben. Er war fern von jeder Flüchtigkeit und vertiefte sich stets in den Gegenstand der Beschäftigung. Er besaß in hohem Grade die Tugend der Aufmerksamkeit und bei seiner Reception drang er alsbald in einen fremden Gedankengang und in eine ihm vorgelegte Sache ein; mit Klarheit und Präcision verstand er alsbald die wesentlichen Punkte einer Mittheilung zusammenzufassen. Dabei begnügte ihn ein ungewöhnliches treues Gedächtniß: das kleinste Detail dessen, womit er sich jemals beschäftigt hatte, blieb ihm gegenwärtig. Die angeführten Eigenschaften machten ihn ebenso zum anziehenden Ge-

selbsthaft unter vier Augen, wie sie ihn in hervortragender Grabe zum Leiter einer wissenschaftlichen Discussion befähigten.

Er begnügte sich nicht mit einfacher Aufnahme des Dargebotenen; Alles wurde von ihm selbständig verarbeitet, auch das, was im ersten Augenblicke ihn mit Bewunderung erfüllt hatte, wurde ihm bald Gegenstand einer sorgfältigen und kritischen Ueberlegung. Der überkommene fremde Stoff ging aus seiner Durcharbeitung geklärt und wie neu geschaffen hervor, wobei das Unwissenschaftliche von dem Wissenschaftlichen streng ausgeschieden worden war: die wissenschaftliche Behandlung der Gegenstände war ihm wie eingeborn. Dabei zog sich über Alles, was er dachte, sprach und schrieb, ein poetischer Hauch hin; aber seine reiche Phantasie riß ihn nicht etwa blühdüftig fort, sondern wirkte nur, die mannichfaltigsten Beziehungen der Objecte in Fluß zu bringen und durch glückliche Einfälle zu beleuchten, wodurch der wissenschaftlichen Ordnung und Schärfe der Reiz des Kunstwerkes sich hinzugesellte.

Das Leben fasste er vorwiegend von der schönen und heitern Seite auf und eine höhere Stimmung war niemals bei ihm andauernd; in jeder Lage erwiderte er anregende und zuspägende Momente, auch bei Befreunden liebte er Alles im sonnigen Lichte zu erblicken. Für seiner Genüsse war er sehr empfänglich und ein gewisser Eurus war ihm Bedürfnis. In Kunst und Natur bewahrte er übrigens für eine solche Größe den vollen Sinn; für jene brachte er ein feines Verständnis und Ueibel mit, für den Genuß der Natur hatte er eine stets frische und wahrhaft jugendliche Wärme.

Mithellung und Conversation waren für Griesinger Bedürfnis, nur nicht in großen Gesellschaften, wo er sich fremd fühlte und sich selten erwärmte. Aber im traulichen Beisammensein mit ein paar Freunden war ihm wohl und wurde nicht müde, Stunden oder selbst Tage schweigend, erzählend, hörend, scherzend zu verbringen. Bei solchem zwanglosen Beisammensein lebte er dem Augenblicke, war in Allem ausgeliegt, voll gemüthlichen Humors und harmloser Eingabe, doch auch nicht abgeneigt, zuweilen eine parabolische Bezeichnung ins Gespräch zu werfen.

Arbeit galt ihm als die Vorbedingung jeder Leistung, jede Minute des Alleinseins wurde daher benutzt. Er ließ aber auch keine erhebliche literarische Erschöpfung unbeachtet, alles Bedeutende wurde gelesen und studirt. Mit den klassischen Werken aller Zeiten und Völker war er vertraut wie Wenige. Für seine eigenen Productionen machte er die umfassendsten literarischen Vorstudien und Tage lang konnte er zu diesem Zwecke aus Bibliotheken verbringen. Er arbeitete eben so rasch, wie gründlich und überlegt. Stets überlastet von Arbeiten war er doch immer voll von Projecten für künftige Aufgaben, und jedes neue Unternehmen, jeder neue Plan erfüllte ihn mit Eifer und Begeisterung.

Am Krankenbette und aus dem übrigen Beobachtungsgebiete begnügte er sich nicht mit dem einfachen Befunde, sondern trachtete nach dessen Erklärung. Eine

neue Thatsache, noch mehr eine neue Idee, eine neue Deutung erfüllte ihn mit Entzücken. Er jedoch liehe Kunde die völlige Reife erlangt hatten, war er wenig geneigt, sie Andern mitzutheilen. Im Gegenheil liebte er es, durchbliden zu lassen, daß er Dinge wisse, von denen Niemand eine Ahnung habe und zählte es nicht zu seinen lebenswürdigen Seiten, daß er Andere mit dem Gegenstande ebenfalls Vertraute gern als Ueingebe weichte und Incompetente behandelte und für die Materie, womit er sich eben beschäftigte, eine Art von Monopol des Alleinwissens in Anspruch nahm. Uebersen nahm er es von seinen Freunden auch ganz gut auf, wenn sie auf die richtige Weise sein Geheimniss perfluchten.

Gleich vielen seiner schwäbischen Landsleute war Griesinger gewandt mit der Feder als mit dem gesprochenen Worte. Eigentliche Vortragsweise ging ihm ab. Die wichtigsten seiner Vorträge hat er sorgfältig ausgearbeitet. Wo er improvisirte, war er schlicht und einfach. Was er schrieb, war in der Form vollendet und geschmackvoll. Recken Phrasen oder einer blumenreichen Aufzählung begegnet man nicht. Wo ein Bild gebraucht wurde, war es stets ein solches, welches mit einem Schläge den Gedanken anschaulich machte.

Seine Polemik war in der Regel maßvoll und objectiv, streng innerhalb der Grenzen wissenschaftlicher Discussion gehalten. Griesinger fühlte sich aber leicht verletzt, und für versteckte Angriffe war er noch empfindlicher als für offene; für jene hatte er einen freien, manchmal wol zu weit gehenden Spürsinn.

Den Kern seines Denkens bildete eine großartige, durchaus humane Weltanschauung, die sich über alle menschlichen Interessen erstreckte. Das Recht des Menschengeistes, unabhängig von Satzungen, von nationalen und Parteiforderungen, unbeirrt durch die Tagesströmung in voller Freiheit sich zu entwickeln, stand für ihn unerschütterlich fest. Kunst und Politik, nicht minder die letzten Fragen der Philosophie und Religion beschäftigten ihn angelegenlich. Für ihn war es eine regehende Perspektive, einmals an irgend einem schönen Punkte der Schweiz sich niederzulassen und dort seine Meditationen über die höchsten Interessen der Menschheit für die Menschlichkeit auszuwickeln. Mit seinen Anschauungen darüber hielt er zurück, nur ließ er gelegentlich durchblicken, daß sie mit den geläufigen Vorstellungen nicht zusammenfielen. (Fr. Wilh. Thiele.)

GRIESSELICH (Ludwig), geb. 1809, Arzt zu Schwemingen, dann Regimentsarzt in Karlsruhe. Als solcher zog er im ersten bänischen Kriege mit nach Holstein und erlitt hier einen Sturz mit dem Pferde, an dessen Folgen er 1848 starb. Christlich, der früher in Geiger's Magazin der Pharmacie viele Abhandlungen niedergelegt hatte, wie auch in Ruß's Magazin und im Pharmaceutischen Centralblatt, wandte sich um 1830 der Homöopathie zu, von welcher Metamorphose er in seiner ersten homöopathischen Schrift selbst Nachricht gibt, und zählte dann während des vierten und fünften Decenniums unseres Jahrhunderts zu den stets breiten Rängen für seinen neuen medicinischen Glauben, den Geg-

nern in satyrisch-polemischer Weise immer direct zu Leibe gehen. In dieser Art kämpfte er in besondern Schriften und Schrifften gegen Hærlin, gegen Sachs in Königsberg, gegen Etieglitz in Hannover (incl. gegen Smelin in Jübingen, Jahn in Meiningen, Damerow in Greifswald), gegen Eisenmann, gegen Költzky in Wien. Grifpöschel war seit 1834 Mitredacteur des homöopathischen Journals Hygiea, und bejubelte seit 1835: Kritisch-Repertorium der homöopathischen Journalistik. Seine insigen selbständigen Schriften sind: Skizzen aus der kleine eines reisenden Homöopathen. Karlsruhe 1832. Kleine Gredesgemälde aus den Arcaden der Heilkunst. I. und 2. Band. Karlsruhe 1834. 1835. Vollständige Sammlung aller Verhandlungen und Actenstücke der Kammerm Badens und Darmstadt über die Ausübung des homöopathischen Heilverfahrens. Karlsruhe 1834. Kleine botanische Schriften. Bd. I. Karlsruhe 1836. (Abdruck von Aufsätzen aus Heigels Magazin der Pharmacie.) Democritus medicus. Wahrheit und Dichtung aus dem Gebiete der Heilkunst. Karlsruhe 1840. Gesundheitslehre, oder leichtfällige Darstellung der Grundsätze zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit. Karlsruhe 1843. Vier Fragen aus dem Gebiete der homöopathischen Medicin, nebst den speciellen Antworten dazu. Karlsruhe 1847. (Fr. Wilh. Theile.)

GRIESENBECK (Freiherrn von), eine altbairische Adelsfamilie. Das Stammgut der Griesenbeck ist Griesenbach in Niederbayern, im Landgerichte Landshut am linken Isarflusse gelegen. Dies Stammgut wurde im J. 1124 von Kaiser Ludolf von Haltern nach Vermehrung der auf einem nahen Hügel befindenden Burg im J. 1124 erbaut und ist eins der wenigen Besitzthümer in Baiern, welche seit alten Tagen ununterbrochen in jezt bei der eingeborenen Familie geblieben sind, vergl. Bavaria Bd. I. 2. Abth. München 1860. S. 1137. — Das Wappen der Familie ist abgebildet bei Loroff, Wappen des gesammten Adels des Königreichs Baiern. Bd. III. Nürnberg 1820. Es enthält: Einen von Gold und Roth quadrirten Schild, mit einem von Gold und Schwarz ausgeheilten Mittelstück, und in demselben einen rothen Greif. In den goldenen Feldern des Hauptschildes schreitet ein schwarzer Hahn mit rothem Kamm, rothen Füßen und Bart auf grünem Boden einwärts, und die rothen Felder durchzieht ein silberner Querbalken, der mit einer rothen, vierblättrigen Rose belegt ist. Drei gekrünte Helme bedecken den Schild: auf dem ersten ist der Greif des Mittelschildes, zwischen einem rothen Ring, dessen Flügel mit dem silbernen Querbalken und der rothen Rose des 2. und 3. Feldes bezeichnet sind, wiederholt, und auf dem 2. und 3. Helme wiederholen sich die Hähne der goldenen Felder des Schildes auf grünem Boden. Helmdecken, rechts: roth und gold; links: roth und silber. Vergl. v. Wölkern, Beschreibung aller Wappen der adelichen Familien in Baiern. 3. Abth. Nürnberg 1827. S. 25 fg. — Das Geschlecht kommt schon 1272 als adelig vor. Kaiser Ludwig verlieh dem Erbprinzen, wegen Auszeichnung in der Schlacht bei Ampfing, eine neue Wappenverzierung. Freiherrn wurden die

Großväter der jetzigen, Heir Anton und der Regierungsrath Johann Franz Balhaus in Nürnberg, durch Diplom des Kurfürsten Carl Albrecht vom 22. April 1739. Vergl. v. Lang, Abdruck des Königreichs Baiern. München 1815. S. 137. Im 18. Jahrh. sind die beiden Linien a) auf Griesenbach und Hanreiß, b) auf Scherzau zu unterscheiden. (R. Pallmann.)

Grieswurzel, f. Pareira brava.

GRIFFEL, der, vorzugsweise als Schreibwerkzeug der Alten.

Das Wort kommt von greifen her, d. h. mit den Händen oder mit einer Hand fassen, göttlich greipen, althochdeutsch grifan oder krfan. Das Zeitwort bedeutet eigentlich und ursprünglich fühlend berühren, begreifen, betasten ¹⁾. Aus greifen bildet sich zunächst das kurze Hauptwort der Griff, welches einestheils den Act oder die Handlung des Greifens, andernteils einen gegriffenen oder ergreifenen Gegenstand bezeichnet, wie z. B. den Griff am Degen. Durch Erweiterung vermöge der Bildungsstufe el bildet sich das Hauptwort Griffel, nach Analogie ähnlicher Bildungen, wie Stichel u. f. w.; aber dasselbe ist wahrscheinlich nicht als Diminutivum von Griff anzusehen, da es nicht sächlichen, sondern männlichen Geschlechts ist, obgleich es nahe liegt, die Spitze el als anhängendes aus sein anzusehen, wie dies z. B. der Fall bei Bübel (Büßlein), Schaf (Schäfflein) u. f. w. ist. Der Griffel bedeutet das, was man mit der Hand greift oder ergreift, namentlich einen Theil an einem Werkzeuge oder dieses selbst in seiner Totalität, besonders denjenigen Theil, an welchem man ein Instrument in der Hand hält. Dieser kann materiell der größere, muß aber dem Zwecke nach nicht der wichtigere sein, indem in der Regel an ihm noch ein kleinerer sich befindet, z. B. eine Spitze, welcher den eigentlichen Zweck des Instrumentes darstellt. Indessen pflegt eben oft dieser wichtigste Theil mit einbezogen zu sein, wenn das Wort „Griffel“ gebraucht wird. Doch hat man auch Werkzeuge, wo der ergreifene Theil nicht zugleich alle Theile bezeichnet, wie der Griff am Degen, der Stiel am Spaten, das Heft am Messer.

Indem wir hier von andern Bedeutungen des Griffels, namentlich auch in der Botanik, absehen, wo er den säulen- oder spindel- oder fadenförmigen mittleren Theil des Staubweges (pistillum) zwischen dem Fruchtboden der Blüthe und der Narbe mit dem lateinischen Namen des stylus bezeichnet, beschränken wir uns auf den in der Schreibkunst, namentlich der Alten, stattfindenden Gebrauch des Wortes. Was die Schreibkunst auf teuthem Gebiete betrifft, so bedient man sich des Wortes Griffel sehr oft in gewöhnlich prosaischer Weise zur Bezeichnung solcher Schreibwerkzeuge, welche die Schrift nicht mit flüssiger Tinte, sondern mit Graphit, Kienage, Zinnober, Blei, Silber, Kohle, Schiefer, farbiger Erde u. f. w. auftragen, also im Gegensatze zur

1) Glossar. Hrovan. Mauri 958, 6. Graff, Althochdeutsch Sprachschatz IV, 314. R. 2. S. Weizsäcker, Wörterbuch der Deutschen Synonymen II. S. 462.

Feder, wobei man sich aber auch des Wortes Stift bedient, z. B. Bleistift. Doch darf nicht unterböhnt werden, daß man von beratigten Instrumenten auch als von „Federn“ spricht, z. B. wenn man den Bleistift eine Bleifeder nennt. Auch hat im teuffchen Gebiete der Griffel gegenüber der Feder eine mehr allgemeine ideallitisch-dichterische Bedeutung. Man sagt in dieser Hinsicht z. B. von einem Kriege nicht sowohl: „Er zeichnet seine Geschichte mit blutgerötheter Feder auf“, als vielmehr: „Er zeichnet seine Geschichte mit blutgeröthetem Griffel auf.“

Aus dem gleichen Zwecke, dem im Allgemeinen identischen Schreibmaterial, auf welches geschrieben wird, aus der sich gleich bleibenden menschlichen Hand und andern Konstanten läßt sich nun a priori folgern, daß zwischen dem speciellen Schreibinstrumente resp. Griffel der modernen und der alten Zeit kein absoluter Unterschied stattfinden kann, obgleich man den Namen „Griffel“ gegenwärtig vorzugsweise dem letzteren beizulegen pflegt. Um denselben in der Bedeutung bei den alten Völkern zu verstehen, ist eine Kenntniß dessen nothwendig, was überhaupt zu deren Schreibkunst oder Schreibweise gehört. Wenn wir uns nun hier nicht auf die noch lange nicht genügend beantwortete Frage nach dem Alter der Schreibkunst bei den einzelnen Nationen des Alterthums einlassen können, so hat man sich doch womöglich über die Hauptpunkte der Technik zu orientiren, namentlich über das Material, auf welches geschrieben wurde, und über die Art, wie die Schriftzeichen, gleichviel ob symbolischer Natur oder einem phonetischen Alphabet-Systeme angehörig, auf diesem Material angebracht wurden, um aus diesen Elementen Hilfsmittel zur Rekonstruktion oder Veranschaulichung des Griffels und der verwandten Schreibwerkzeuge zu gewinnen und deren Material, Gestalt, Handhabung festzustellen. Das Eine ist durch das Andere nothwendig bedingt.

Uehergehen wir die alten Chinesen und Indier, um uns zunächst dem Aegyptern zuzuwenden, so ist bei ihnen die Kunst des Schreibens, d. h. die technische Fertigkeit, dem Gedanken den Ausdruck sichtbarer Zeichen, sei es in Bilderschrift, sei es in phonetischen Buchstaben (später β), zu geben, sicherlich sehr alt, und zwar tritt vor Allem die monumentale Schrift auf, wozu man vorzugsweise Steine, und zwar nicht bloß weiche, wie Kalk, sondern vorzugsweise harte, wie Gرانit, verwendete, wofür die zahlreichen Obelisken und andere Sculptur- wie Bauwerke sprechende Beweise sind. Seiten scheinen Metallplatten für diesen Zweck in Anwendung gekommen zu sein. Um nun die Schrift (Bilder-) Züge, entweder (meist) en basrelief oder (selten) en hautrelief für solches Material herzustellen, waren an der Spitze sehr harte und feste Instrumente erforderlich, entweder, was unwahrscheinlich, von Stahl oder gehärtetem Kupfer, oder, wie man es neuerdings als wahrscheinlicher zu

beweisen gesucht hat, von sehr hartem Gestein (Granit, Chalcedon u. s. w.). Ein solches Instrument mußte die Form eines Meißels haben und durch einen andern Gegenstand (Hammer, Schlägel) in das Material eingetrieben werden, sodaß man hier nur ungenügend von einem Griffel reden darf, obgleich eben der eine Theil aus einem Griff aus Anlassen für die Hand bestehen mußte. Uebrigens ist anzunehmen, daß auch den Aegyptern weiches Holz, Bleitafeln, mit Wachs überzogenes Schreibzeug nicht unbekannt waren, da die zahlreichen Klasse, welche das Schreiben verstand, doch sicherlich zum Handgebrauche, zu Notizen, zu kleineren Aufzeichnungen mit Material und Werkzeug versehen war, und hierzu kann eben nichts Anderes als ein Griffel, ein an der unteren Seite spitzes oder scharfes Instrument, gedient haben. Als später die Papyrusrolle zum Schreiben benutzt wurde, und zwar bald wol in einem sehr ausgebeuteten Maße, wird man auf ihr die Schriftzeichen nicht durch einen Griffel obiger Art eingedrückt haben, weil dadurch eine sehr unleserliche Schrift entstehen mußte; man wendete im Gegentheil hierzu Rohrfedern (*kalamos*) und zwar meist oder nur mit röthlicher Tinte an γ). Diese jezt in Aegypten gar nicht mehr oder wenigstens nur sehr selten wachsende Papyrusrolle (oder Papierschiff, griechisch *πάπυρος*) hat auf die Ausbreitung des Schreibens, nicht bloß in Aegypten, sondern in allen am Mittelmeere liegenden Ländern, einen außerordentlich wirksamen Einfluß ausgeübt δ).

Bei den Juden, welche bis in die spätere Zeit mit den Aegyptern in einem lebhaften Verkehre standen und Jahrhunderte lang unter ihnen gewohnt haben, wenn man sie nicht geradezu als einen ausgewanderten Stamm dieser Nation betrachten darf, reicht die Schreibfertigkeit ebenfalls in ein hohes Alter hinaus. Das Material, worauf die Juden schrieben, war wie bei andern Völkern selbstverständlich nach Zeit und Ort verschieden. Für Denkmäler, namentlich unter freiem Himmel, verwendete man natürlichste Weise Steine (Deuteron. 27, 8; Jos. 8, 32), vielleicht auch bleierne Tafeln (Hiob 19, 24). Aber andere Ausleger, z. B. Rosenmüller und Ewald, denken dabei mit mehr Wahrscheinlichkeit an ein Ausgehen der in Stein eingegrabenen Buchstaben mit Blei, wie dies bereits der Salomons Thron vermutet. Später wandte man ebene Tafeln an (1 Makkab. 8, 22). Bei Esch. 37, 16 ist von einem ungewöhnlichen Schreibmaterial die Rede, dessen Wahl (ein Holz oder ein Stein) wol mit der symbolischen Handlung selbst in enger Beziehung steht. Bei Jes. 8, 1 und Isai. 2, 2 können Tafeln von Metall, weniger solche von Holz mit Wachs überzogene, gemeint sein. Um nun in solch hartem Material die Schrift anzubringen, genügt ein einfacher Handgriffel nicht; man mußte sich zu diesem Zwecke eines Grabstichels, beziehungsweise eines Meißels mit einem

γ) Nach Rosellini, Monum. II, II, ist auch die Buchstabenchrift bei ihnen sehr alt.

δ) Obenda II, II, p. 207. ϵ) Vgl. über ihre hebraischen Eigenschaften, ihr Vorkommen, ihre Verwendung Georg Benckler, Wiener, Biblisches Realwörterbuch. Bd. 2. S. 410 unter „Schrift“, wo zugleich die einschlagende spezielle Literatur zu finden ist.

Schlägel oder Hammer bedienen⁹⁾. — Daß die Juden Anfangs vorzugsweise oder ausschließlich mit einem harten Gegenstande auf hartem Material geschrieben haben, geht wol mit ziemlicher Gewißheit aus den Zeitwörtern hervor, welche bei ihnen auch noch später „schreiben“ bedeuten, namentlich כָּתַב, חָתַם, חָתַם, deren ursprüngliche Begriffe radere und incidere sind. Einige Auserwählte, z. B. Hieronimus¹⁰⁾, legen dem חָתַם die Bedeutung des Schabens bei und schließen daraus, daß die Juden vorzugsweise auf Häute geschrieben hätten, wogegen sich unter Andern Hieronimus erklärt¹¹⁾. Uebrigens müssen jene Zeitwörter nicht mit absoluter Rothwendigkeit ausschließlich auf ein sehr hartes Material, folglich auf Reißel und Hammer, schließen lassen; sicherlich bot sich ihnen der in der Natur so weit und allgemein verbreitete Schleier, woraus wir unsere Schiefertafeln machen, ebenfalls zum Schreiben für viele Zwecke dar, und hierzu bedurfte es als Schreibe-Instrumentes eines einfachen Stiffes, ebenfalls aus Schleier, oder eines mit einer harten Spitze versehenen Griffels, womit man die Schrift eintrug, ein Gebrauch, welchen wahrheinlich auch die Griechen und Römer practicirten. Außerdem stellt die Natur ja z. B. in reichem Maße die Oppoblätter für das Eintragen von Schriftzeichen durch einfache Griffel zur Verfügung.

Ein Werkzeug, welches genau dem Griffel entspricht und kaum anders übersetzt werden kann, wird im Alten Testamente schon sehr frühzeitig erwähnt, namentlich Exod. 24, 4 sq.; Num. 17, 2; 33, 2; Deuteron. 31, 9, 22; ferner Exod. 28, 9, wo vom Graviren der Geheime im hochpriesterlichen Brustschilde die Rede ist; und zwar sind es hier nicht immer bloß einzelne Worte oder Sätze, sondern ganze Verzeichnisse, welche niedergeschrieben wurden; vergl. auch Num. 1¹²⁾. Das hierzu dienende Werkzeug muß also aus sehr hartem Material bestanden oder einen sehr harten Endtheil gehabt haben.

— Das Vorhandensein eines Geheibuches wird in Deuteron. (28, 58. 61; 29, 21; 31, 9; vergl. 17, 18) vorausgesetzt, und Josua (Jos. 24, 26) soll nachträglich eine Urkunde hineingeschrieben haben. Außerdem ist Jos. 8, 22 noch ein Schreiben in Stein erwähnt; ja 18, 9 wird eine Beschreibung (Landkarte?) des Landes Kanaan zum Behufe der Verteilung erwähnt, und 10, 13 steht das Vorhandensein einer schriftlichen Gedächtnissammlung voraus. Nach Richt. 8, 14 mußte das Schreiben unter den Juden damals schon sehr verbreitet gewesen sein. Das Schriftstück Samuel's (I. Sam. 10, 25) unterliegt keinem Zweifel und seit David scheint unter den Israeliten, wie unter den benachbarten Aramäern (II. Kön. 5, 6) diese Kunst vielfach geübt worden zu sein. Man schrieb Briefe und Depeschen (II. Sam. 11, 14; I. Kön. 21, 8. 11; II. Kön. 10, 1; II. Chron. 30, 1), Kaufbriefe, Contracte und Klageacten (Jerem. 32, 10; Job 31, 35), Aufsätze und ganze Bücher. Velleicht

war auch schon die Kalligraphie in Übung, nach Jes. 8, 1. An den königlichen Höfen gab es bereits eine besondere Charge der שֹׁכֵטִים und שֹׁכֵטִים, weit früher aber Beamte unter dem Namen der שֹׁכֵטִים. Wie weit diese Kunst des Schreibens bei den Juden in ihre alte Geschichte hinauf reicht, hängt von dem Urtheile über das Alter der alttestamentlichen Bücher und ihre Entstehung resp. Glaubwürdigkeit ab, namentlich des Pentateuchs. Wie Biner behauptet, hat schon Moses das Schreiben gekannt und geübt¹³⁾.

Bei den späteren Juden zu und nach Christi Zeiten, resp. bei den gleichzeitigen Christen, wird als ein Schreibmaterial das ägyptische Papyrus erwähnt, II. Joh. 12. Pergamenttafeln kommen II. Timoth. 4, 13 vor. Aus Josephus¹⁴⁾ läßt sich abnehmen, daß — wenigstens zu seiner Zeit — Pergament, also besonders Gesehbaut, auch für die Handschriften des Gesetzes verwendet wurde¹⁵⁾. Es führt salmudisch den Namen חָתַם; aber auf ihm schrieb man wol nicht durch Einsticheln, sondern vermöge der trockenen oder flüssigen Tinte. Daneben bedienten sich die Juden gleich den Griechen und Römern zum Aufzeichnen kurzer Notizen auch kleiner Täfelchen, wie denn Luc. 1, 63 ein solches *tabulae* erwähnt wird, welches in der Mischna Schabb. 12, 4 *epro* heißt. — Als Schreibwerkzeug findet sich im Alten Testament *חָתַם*, Jes. 8, 1, was Luther, DeWette und Andere mit Griffel übersetzen, oder *חָתַם*, Jerem. 17, 1 (vergl. 8, 8), wo beide genannten Uebersetzer ebenfalls „Griffel“ haben. An dieser letzteren Stelle lautet der betreffende Satz: „Die Sünde Juda's ist vergeznet mit eisernem Griffel, mit diamantener Spitze“, so daß der Griffel vielleicht in der That als mit einem Diamanten versehen zu denken ist. Möglich, daß an den andern Stellen unter dem Griffel Federn gemeint sind, da ja Griffel den allgemeinen Begriff des Schreibe-Instrumentes und Feder nur einen speciellen bezeichnet.

In der Bibel findet sich auch die Tinte erwähnt, namentlich Jerem. 38, 23, wo sie *חָתַם* heißt, und III. Joh. 13, wo der ganze Satz lautet (nach DeWette): „Ich will nicht mit Tinte (*ulian*) und Feder (*kalapos*) an ihm schreiben.“ Die Israeliten schrieben wahrscheinlich stets mit schwarzer Tinte, obgleich es ungewiß ist, ob *חָתַם* schwarze Farbe bedeutet¹⁶⁾. Im Neuen Testamente wird nur schwarze Tinte erwähnt, wo überhaupt von diesem Hilfsmittel zum Schreiben die Rede ist, namentlich II. Cor. 3, 3; II. Joh. 12; III. Joh. 13¹⁷⁾. Ueber die Zubereitung derselben weiß man nichts Zuverlässiges¹⁸⁾. Sie setzt voraus, daß man Federn anwendete, *kalapos*, wie diese auch III. Joh. 13 ausdrücklich erwähnt werden. Sie waren wol ohne Zweifel, wie schon der Name zeigt, aus Schilfrohr bereitet. Bei Jerem.

9) Genesa II, 430. 421.

10) Antiquit. XII, 2, 10

11) Vergl. Mischna Megilla 2, 2; Schabb. 8, 3.

12) Genesa, Theophrastus ling. Hebr. I, 835.

13) G. B. Biner, Bibl. Realwörterbuch II, 421.

14) Ueber die Tinte bei den Rabbinisten und Talmudisten vergl. Quat. De astramento Hebraeorum, 1713.

15) Ein Auszug daraus in Gasse's Magazin für bibl. orient. Literatur I, 17 fg.

16) Ein Auszug daraus in Gasse's Magazin für bibl. orient. Literatur I, 17 fg.

17) Ein Auszug daraus in Gasse's Magazin für bibl. orient. Literatur I, 17 fg.

18) Ein Auszug daraus in Gasse's Magazin für bibl. orient. Literatur I, 17 fg.

5) Genesa II, 8. 421. 422. 6) Einleitung I, 1. 281.
7) Theophrastus II, 967. 8) G. B. Biner, Bibl. Realwörterbuch. 3. Aufl. 1843 (welche in unsern Notizen stets gemeint ist).
9) 2. S. 420.

33, 23 ist auch ein Federmesser, *ῥοζή* *ρρ*, erwähnt, womit die Nohre zu Federn zugeschnitten wurden. Daß diese Rohfedern einen Griff oder Griffel hatten, ist selbstverständlich, und man könnte sie daher auch a parte potiori (materiell, der Größe nach) Griffel nennen, zumal ja die Juden, wie die Griechen und Römer, sich nicht weilscher Federn (von Vögeln) bedient zu haben scheinen.

Es werden, besonders nach dem Gril, sehr häufig Rohnschreiber, *ρογραφεῖς*, wie man solche noch jetzt in Italien auf öffentlicher Straße ihr Handwerk verrichten sieht, erwähnt, welche für die des Schreibens Unkundigen diese Arbeit gegen eine Vergütung übernahmen¹⁹⁾, namentlich Ezech. 8, 2 fg. 11; vergl. Psalm 45, 2. Diese Leute trugen nach einer noch gegenwärtig im Orient bestehenden Sitte ihr Schreibzeug (*ῥοζή* *ρρ*) am Gürtel, mittels einer kleinen Kette an der Hüfte befestigt, bei sich. Wenn auch, nach dem Gril, die Juden zu den meisten schriftlichen Aufzeichnungen sich des Papiers und der Tinte, also auch der Feder, bedienten, so schließt dies doch nicht aus, daß diese Rohnschreiber für gewisse Fälle auch Griffel mit den dazu gehörigen Täfelchen bei sich führten²⁰⁾.

Die Keilschriften auf den Thoncylindern, welche man in den Ruinen der alten Ägypter, Babylonier, Perser u. f. w. gefunden hat, rühren ohne Zweifel von einem Griffel her, mit welchem sie eingeschnitten worden sind.

Die alten Griechen verwendeten für monumentale Aufzeichnungen, wie öffentliche Aufschriften, Gesetze u. f. w. gleich andern Völkern hartes Material, namentlich vorzugsweise Steinplatten, später auch Metalltafeln²¹⁾. So „schrieb“ oder grub Solon den Athenern seine Gesetze in solch rohes Material, und 664 Zeuxelos gleichermassen die epizephyrischen Lokrer die ihrigen. Sobald aber einmal angefangen wurde zu schreiben, was erst seit der Olympiadenrechnung etwas allgemeiner geworden sein dürfte, gebrauchten sie sicherlich jedes hierzu passende Material, wie weichen Schleier, Epheblätter, Holz u. f. w., wozu sie sich vorzugsweise des Griffels im engeren Sinne bedient haben werden, während bei hartem Gestein und hartem Metall Meißel oder Sichel mit Hammer in Anwendung kommen mußten. Nur Tinte und Papier dürften erst später aufgetreten sein. Schon in ziemlich früher Zeit benutzte man wol auch Häute, welche in der Stadt Pergamon zu einer vorzüglichen Vollkommenheit, zu Pergament, verarbeitet wurden. Man nahm dazu mit Raß gebeizte und weiter zubereitete Helle von Eseln, Eschsen, Kälbern, Ziegen u. f. w., stellte sie Anfangs in geißer (später bei den Römern in weißer) Farbe her und gab ihnen später auch andere Färbungen. Uebrigens kann das Pergament nicht in Pergamum erfunden worden sein, wie man berichtet, denn die Juden schrieben

schon zu David's Zeiten auf solche Häute, und Josephus erzählt, daß Ptolemaus Philadelphus die Genauigkeit des Pergamentes, aus welchem die ihm von dem Hohenpriester Eleazar überreichte Bibel (Altes Testament) geschrieben war, nicht genug bewundern konnte. Schon Herodot²²⁾ erwähnt, daß zu seiner Zeit auf Häute geschrieben wurde, eine Notiz, welche Diodorus Siculus²³⁾ für die spätere Zeit wiederholt, wozu bald die ägyptische Leinwand kam. Auf diesem Material wurde die Schrift wol vorzugsweise durch Tinte oder trockne Farbmittel, in diesem Falle vermittelt der Griffel, angebracht, seltener wahrscheinlich, ebenfalls durch Handgriffel eingezeichnet. Später, aber gewiß nicht erst seit Alexander dem Großen, wie Plinius²⁴⁾ meint, sondern viel früher, wofür Herodot (V, 58)²⁵⁾ zeugt, verbreitete sich auch das ägyptische Papier, vielleicht schon von Pansmetich an, wo sich Aegypten dem Auslande öffnete, und dann das Pergament allgemein unter den damaligen Culturvölkern am Mittelmeere²⁶⁾. Je mehr aber dieses Material in Anwendung kam, desto mehr auch die Feder (*καλαμος*) mit der Tinte, so daß dem Griffel nur noch ein beschränkter Raum in besonderen Fällen blieb, namentlich für die bereits oben erwähnten *αἰνῶνδια*, unter welchen man sich aber wol nicht ausschließlich mit Wachs überzogene Goldtäfelchen vorzustellen hat, da sich hierzu auch anderes Material bot. Man identificirt mit dem tausenden Worte „Griffel“ in der Regel das griechische *οῦλον*, welches (mit *οῦλον* verwandt) ursprünglich eine Säule oder eine Stäbe bedeutet. Es ist zweifelhaft, ob die Griechen selbst ihren eigentlichen Schreibgriffel (welcher zum Eintragen oder Einschneiden der Schrift diente) durch dieses Wort bezeichnet haben, obgleich die Analogie des lateinischen *stylus* dafür spricht. Daß sie aber, namentlich die Papyrus, Pergament, Leinwand u. f. w. allgemeiner wurden, sich des Handgriffels, d. h. eines am Ende harten, spitzen oder schneidenden leichten Instrumentes aus hartem Material, also aus Bronze, Kupfer, Eisen, Eisenblei, bei reicheren Leuten wol auch aus Silber oder Gold, sehr allgemein bedient haben müssen, geht auch aus dem ursprünglichen Begriffe von *ρογραφεῖς* hervor, welches vermöge desselben radere, incidere, eintragen, einschneiden bedeutet.

Was von den Griechen gesagt ist, gilt meist auch von den Römern. Auch sie brachten ihre monumentale Schrift — und diese pflagt bei den Römern chronologisch die erste zu sein — auf hartem Materiale an, also auf Stein- oder Metallplatten; wie das Zwölftafelgesetz vom Jahre 449 auf ehernen Tafeln eingeschrieben wurde. Dazu diente ihnen das caelum, der Grabstichel oder eine Art von Meißel, welchen man auch einen Griffel, doch nur ungenügend, nennen könnte, mit dem man gehörigen Schlägel, oder das *castrum*, ein mehr spitzes

15) Josephus, Antiquit. 16, 10, 4. 16) Hermer, Beobachtungen II, 468; III, 479 fg. Perodot, Perigenia I, 293 (mit einer Abbildung). 17) Michaelis in Fort's Sylloge II, 77. Schulz, Krit. V, 330, 331. Aufseger, Reisen III, 151. (Aus Winer.) 17) Pausan. IX, 31, 4; Plin. XIII, 21.

18) 5, 58. 19) 2, 32. 20) 13, 21. 21) Vergl. Graugardner, Penultima I, 486. 22) Eine grundlegenden Darstellung über das Material, auf welchem nicht bloß die Griechen, sondern auch andere Völker schrieben, ist A. Wolf, Prolegomena ad Homerum 40 seq. Vergl. dazu Mehrs, Vom Papier, den der Ursprung besitzen stichlichen Schreibweisen und anderem Schreibmaterial. Jänner 1789; dazu Supplement 1790. Berner Willmann, Manners III, 147 seq.

als vielseitiges Instrument, oder das scalprum, was wol mehrertheil zum Einschneiden contrahirt war. Handelte es sich um das leichtere Einschneiden oder Einritzen von Schriftzügen, etwa auf Schiefer, Wachstafeln u. s. f., so bediente man sich des einfachen leichten Handgriffes, welcher aus verschiedenem harten Material, wie Metall, Eisen u. s. w., wenigstens an der Schreibspitze, bestand. Uebrigens weist das Zeitwort scribere, wie seine Vertreter bei den Griechen, Juden und andern Völkern, darauf hin, dass man, als das Schreiben geübt zu werden begann, ein hartes Material verwendete, weil es die Bedeutung von radere oder incidere hat. Das dazu, sowie später auch für weiches Material, gebrauchte Instrument war der Griffel, stylus oder stilus, welcher ursprünglich wol einen Pfahl, etwas Spitzes, dann ein spitzes Werkzeug beim Gartenbau, auch einen Stängel (Stengel), einen Stamm, z. B. am Spargel, bezeichnet. Das Schreibwerkzeug findet sich meist als aus Eisen oder anderem Metall, auch wol aus Eisenblech gefertigt; es war am Schreibende spitz oder scharf, am oberen Ende lief es gleich einem Spatel in eine Platte aus, womit man auf den Wachstafeln etwaige Schreibfehler u. s. w. wieder auslöschte (judrückt, glatt strich), um dann die Correctur anzubringen. Daher die Redeweise stylum vertere, d. h. den Griffel zum Corrigiren umdrehen; daher die Mahnung zum stylum saepe vertere, zum wiederholten Verändern des Geschriebenen; daher auch stylus so viel als Schreibweise, wie wir von dem Ende dieses und jenes Schriftstellers sprechen. Uebrigens kann stylum vertere auch das Umdrehen zu einer neuen Zeile, einem neuen versus, bedeuten.

Um kurze Notizen zu machen, brauchten die Römer (wie die Griechen ihre *ανασκidia*) die pugillares oder pugillaria, welche meist aus Tafeln bestanden, welche mit Wachs überzogen waren²³⁾, und für welche ganz besonders die styli (Griffel) in Anwendung kamen. Dazu traten, seit der oben bezeichneten Zeit, das aus der ägyptischen Papyrusstaube bereitete Papier²⁴⁾, sowie das Pergament, für welche jedoch der Griffel außer Anwendung und der calamus, die Rohrfeder, mit der Tinte in Anwendung kam. Plinius erwähnt auch Labri lintei, also Bücher aus Leinwand, welche man zu dem Zwecke des Schreibens wol stark gepöllet und geglättet hat, und auf welche man ebenfals nicht mit dem speziellen Griffel, sondern mit der Feder und Tinte schrieb. Unter den eigentlichen Schreibfedern schätzten die Römer namentlich die ägyptischen Rohrfedern, *καλαμοι*, sehr hoch²⁵⁾, für welche man verschiedene Tinten bereitete, denen man besondere Beimischungen gab, um sie dauerhaft zu machen²⁶⁾.

Zur Literatur über Griffel, umfasse alle zum Schreiben bei den Alten gebrauchten Materialien, von welchen das eine durch das andere ersetzt wird, gehören außer den von uns in den Noten angeführten Specialnach-

weisen die Verbal- und Real-Lexica, die Encyclopädien und Conversations-Lexica, die allgemeinen Werke über die Alterthümer, Eiten u. s. w. der Völker, sowie die Schriften über die Gründungen. (J. Haemann.)

GRIFFEL, GRIFFELFORTSATZ (Stylus, Processus styloideus) bezeichnet in der theologischen Terminologie derartige Vorproben oder Ueberragungen einzelner Knochen, die durch ihre kaulische Gestaltung und entsprechende Dünne mit der bekannte Griffelform erinnern. Ganz entschieden paßt dieser Name für den Griffelfortsatz des Schläfenbeins, weniger zutreffend erscheint er für den Griffelfortsatz der Ellenbogenröhre, obgleich er die Spitze und des dritten Mittelhandknochens.

Nach dem Ursprunge vom Griffelfortsatz des Schläfenbeins sind der Griffelschlund (Stylopharyngeus), der Griffelzungenmuskel (Styloglossus) und Griffelzungenbeinmuskel (Stylohyoideus) benannt, desgleichen das Ligamentum stylomaxillare s. stylohyoideum und das Ligamentum stylohyoideum, die von Knebel als Ligamentum stylo-mylohyoideum vereinigt wurden.

Das Griffelschloß oder Griffelstigenloch (Foramen stylo mastoideum), worin unter anderem auch eine Griffelschlagarterie (Arteria stylo mastoidea) verläuft, verdankt seinen Namen dem Umstande, daß es an der Wurzel jenes Griffelfortsatzes befindlich ist.

(Fr. Wilh. Theile.)

GRIFFET (Henri), französischer Jesuit und Historiker, geb. den 9. Oct. 1698 in Roulin in Bourbonnais, gest. zu Brüssel den 22. Febr. 1771, einer der fruchtbarsten französischen Schriftsteller. Im Alter von 17 Jahren wurde er in den Jesuitenorden aufgenommen und war bald im Stande, den damals als Lehrer der Literatur berühmten Vater Vorce an dem College Louis le Grand mit Erfolg zu vertreten. Er gab aber bald die Laufbahn als Lehrer auf und warf sich vorzugsweise auf das Predigtfach. Er predigte viel, zu Versailles und Paris, aber ohne Erfolg. Trotzdem erhielt er den Titel eines königl. Hofpredigers und wurde mit dem Amte eines Beichtvaters in der Bastille betraut. — Er ließ sich lebhaft in den Kampf ein, der um die Mitte des 18. Jahrh. so heftig gegen die Jesuiten geführt wurde, und verteidigte seinen Orden voll Muth. Nach der Aufhebung des Jesuitenordens zog er sich nach Brüssel zurück und starb hier in einem Alter von 74 Jahren.

Griffet's Schriften zerfallen in theologische und historische. Ich werde mich zunächst zu den historischen, in denen die Hauptbedeutung des Schriftstellers zu liegen scheint. Die meiste Aufmerksamkeit verdient hier die Schrift: *Traité des différentes sortes de preuves qui servent à établir la vérité de l'Histoire*. Liège 1769. 12.; eine zweite Auflage erschien schon im Jahre 1770 in 12. zu London. Griffet, der auf dem Titel als: *Anteur d'une Histoire de Louis XIII.*, imprimée à Paris en 1760 sich empfiehlt, betritt mit dieser Schrift wenigstens den Titel nach den methodischen Boden der Wissenschaft, und schon deshalb, weil derartige Schriften für die Geschichte der historischen Kritik selten sind, be-

²³⁾ Quintilianus, Institut. 10, 3, 5; Justin. 2, 10; Plinius, Epistolae; Aelianus, Catullus. ²⁴⁾ Plinius, Natur. Hist. 13, 21. ²⁵⁾ Celsus 16, 64; Martialis 14, 36, 1. ²⁶⁾ Plinius 36, 25; 27, 28.

sonders bei den Franzosen und von Jesuiten, geht ich etwas näher auf sie ein. Von dem selbstverständlichen Grundsatz ausgehend, daß die Wahrheit die Seele und die Grundlage der Geschichte ist, unterscheidet Griffet vier Arten von Historikern, nämlich: 1) Die zeitgenössischen Schriftsteller, welche aus eigener Anschauung schreiben, und deren Wichtigkeit mit der ganz richtigen Beschränkung anerkannt wird, daß sie oft mehr leere Gerüchte als Geschichte bringen. 2) Die „modernen Historiker“, welche nicht aus eigener Anschauung, sondern gestützt auf die Zeugnisse der Zeitgenossen schreiben. Die Zeitgenossen denken oft durchaus Widersprechendes. Il faut donc que l'historien moderne ait toujours le flambeau de la critique à la main, pour apprécier la valeur de ces témoignages, pour les rejeter quand ils sont faux, ou pour tâcher de les concilier lorsqu'ils paraissent contradictoires. Ganz treffend werden die Historiker der zweiten Art, welches nach heutiger Anschauung die eigentlichen Historiker sind, mit Richtern, die Recht sprechen sollen, verglichen. 3) La troisième est celle des *Abréviateurs*, qui composent des *Fastes* ou des *Abregés chronologiques*, que l'on nommoit autrefois des *Chroniques*. Der Verfasser meint damit dieselben Quellen, wie unter Nr. 1, nämlich zeitgenössische Berichte, nur in kürzerer, annalistischer Form. Von römischen Quellen rechnet er auch den *Velleius* und *Florus* hierher. Da es ihm aber auf den Inhalt und nicht auf die Form ankommt, so gehören diese eigentlich nicht hierher, sondern unter Nr. 1. Auch chronologische Abrisse Späterer dazu zu rechnen, wie er es thut, ist verkehrt: das sind Schulbücher, Werke von vorzugsweise pädagogischem Interesse. 4) La quatrième classe des *Ecrivains* qui ont travaillé sur l'Histoire, est celle de ces *savants Compilateurs*, qui ont donné au Public des *Recueils immenses de Pièces authentiques et originales*. Die Wichtigkeit dieser Compilatoren, welche Urkunden, Friedensschlüsse, Verträge u. s. w. herausgeben, leuchtet dem Verfasser ein; trotzdem hat sie ihm natürlich nur Vorarbeiter, nicht Baumeister. — Nach diesen allgemeinen Bemerkungen werden die Fehler einzelner Werke über die Geschichte des 16., besonders aber des 17. Jahrh., z. B. v. St. Réal (der Quelle Schiller's über Don Carlos), Barillas u. A., geprüft; die eigentliche systematische Bearbeitung der dem Titel nach vorliegenden Aufgabe wird nicht fortgesetzt. — Das 2. Capitel des Werkes handelt von den wunderbaren Erscheinungen, welche die Geschichte bietet. Mit Ausnahme der Wunder in der Bibel gelten keine; der Verfasser wendet sich nicht ohne Geschick durch diese heikle Frage. Das Gelehrte des Jesuiten blüht hier aber doch an einer Stelle durch die Blüthen, welche die spielenden französischen Prinzen kurz vor der Bartholomäusnacht plötzlich bemerken, will der Jesuit nicht geradezu für unmöglich erklären. Sonst zeigt Griffet in seiner Weise sein Jesuitentum, er nennt vielmehr die That am Bartholomäus mehrmals ein „massacre“, versucht nirgend eine Vertheidigung derselben. — Im Capitel 3 kommt der Verfasser auf die Ursachen der Er-

eignisse zu sprechen und sieht in der Frage, wie sie zu ermitteln sind, völlig auf modernem Boden: amtliche Actenstücke sind ihm die wichtigsten Quellen. Die nackte Wahrheit ist ihm die Hauptsache. Kann der Historiker zwei gegenüberstehende Quellenreihen zweier Parteien nicht vermitteln, kann er aus ihnen nicht die Wahrheit herausfinden, dann: il ne peut mieux faire que de rapporter fidèlement ce qui a été publié de part et d'autre, en laissant la liberté d'en juger à ses Lecteurs, vergl. S. 53. Auch vor den Charakteristiken der, die in der Keuzzeit durch einseitige Nachahmung der Ranzfäden Methode selbst die von Jesuiten aufkommen könnten, warnt er sehr treffend S. 56: Plusieurs Historiens, non contents de vouloir pénétrer dans l'intérieur du Cabinet des Princes, qui leur est inconnu, portent la témérité jusqu'à vouloir découvrir ce qui se passe dans l'intérieur de leur ame; ils se forment d'abord une idée de leur caractère, à laquelle ils rapportent toutes leurs actions et tous leurs desseins u. s. w. — Das 4. Capitel verlangt auch in kleinsteilen Grünlichkeit, z. B. in der Orthographie, in geographischen Angaben. Auch wird wie in dem vorhergehenden Capitel eine Art Wehrleiße von Fehlern in berühmteren Werken gehalten. — Besonders wichtig ist das 5. Capitel: De la preuve fondée sur le témoignage des Auteurs contemporains. Der Verfasser bietet hier einen noch jetzt brauchbaren Beistand zur Kritik der zahlreichen französischen Memoiren des 16. und 17. Jahrh., welche der Forschung bis in die neueste Zeit so unaußerordentliches gemacht haben, indem er von verschiedenen nachweist, daß sie unecht sind, wie die Memoiren von Roqufort, Artaignan, die l'Histoire du Maréchal de la Feuillade, la Vie du Chevalier de Rohan u. s. w., welche durch einen Herrn von Gourtils zu Brüssel fabricirt worden sind. — Die folgenden Capitel enthalten vorzugsweise zahlreiche Beispiele von Irrthümern und Abhandlungen über Controversen in der Geschichte, wie schon bemerkt, des 16. und 17. Jahrh. Als Jesuit zeigt Griffet sich auch hier nicht in seinem historischen Urtheile beeinflusst; das beweist besonders seine Untersuchung über die Controversen über die Bartholomäusnacht S. 134 fg., die ebenso gut ein Protestant geschrieben haben könnte, so leidenschaftlos ist sie gehalten. — Wenn Griffet auch nicht mit völliger Klarheit die Lehre von den Quellen der historischen Quellen entwickelt, so steht er doch der Sache nach darin. Auch die Abhandlung über den Mann mit der eisernen Maske S. 291 fg. ist so geschrieben, daß sie von einem weisen deutschen Historiker noch heute nicht anders und besser geschrieben werden könnte als dem Material, welches Griffet vorlag. Aus diesen Gründen verdient gerade dies Werk Griffet's hervorgehoben zu werden, weil es bei einer so schreibenden Geschichte der modernen kritischen Historik sehr zu befriedigen sein wird, da Griffet seiner Zeit voraus war. Wie ich nachträglich sehe, ertheilt auch Wachler in seiner Geschichte der histor. Forschung und Kunst. Bd. II. 2. Abth. Göttingen 1818. S. 567 dieser Schrift großes Lob, wenn er sagt: „Griffet zeich-

nete sich in seinen mannichfaltigen Beiträgen zur neueren Nationalgeschichte durch tiefere Kenntniss und gewissenhafte Benützung der Quellen, durch Sorgfalt und strenge Genauigkeit in den Angaben, Scharfbild in Entdeckung der Irrthümer und Uebereilungen, Bedachtsamkeit und ruhige Unbefangtheit in Entdeckung der den historischen Zusammenhang bestimmenden einzelnen Umstände und Richtigkeit des selten beigefügten Urtheils auf eine russische vortheilhafte Weise aus, und hätte allgemeiner Beachtung verdient, als er gefunden zu haben scheint *). Wenn Wachler ihm die Gabe des annalistischen und den Anforderungen der Einbildungskraft entsprechenden Vortrags abspricht, so ist das eher ein Lob als ein Tadel.

Das erwähnte Buch hat übrigens noch eine andere Bedeutung. Cap. 11. fa. behandelt Griffet die Frage: „De la Vérité des Anecdotes“, und warnt dabei, auf einzelne Aussprüche, Charakterzüge u. s. w. bedeutender Personen ein Urtheil zu gründen. Die schon oben angeführte, noch jetzt musterhafte Untersuchung über den Mann mit der eisernen Maske S. 291 ff. hat der neuesten kritischen Forschung gegenüber die Gröszen des betreffenden, zum Theil angezweifelten Staatsgefangenen mit der Maske (die übrigens nach Griffet keineswegs von Hsien war, sondern de velours noir) erst geklärt, weil Griffet neun Jahre lang Beichtvater in der Bastille (in welcher der Mann mit der eisernen Maske am 19. Nov. 1703 starb) war und hier gute Nachrichten haben konnte. Und Griffet bringt allerdings darüber gute Nachrichten aus dem Tagebuche eines Officiers der Bastille (Dujouca) in der Zeit von 1698—1708 und widerlegt die falschen Angaben; leere Vermuthungen stellt er aber nicht auf. Es ist charakteristisch, daß er den kritischen Vostaire nicht erwähnt, weil kaum aus Kirch. Vergl. über diese interessante Frage Hoeser, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 30. Anmerkung.

Das nächste Werk konnte, zumal da es von einem Jesuiten ausgegangen war, bei der damaligen strengen Aufklärung, welche die Literatur Frankreichs beherrschte, nur wenig Anklang finden. Der deutsche Schönschäpper im französischen Gewande, Baron v. Grimm, vermochte das Werk erst recht nicht zu würdigen, wenn er (Correspondance von 1770—1782. Bd. I. Paris 1812. S. 380) von ihm sagt: Son Traité est un ouvrage solide qu'on lit avec plaisir en beaucoup d'endroits,

*) Auch die Franzosen erkennen Griffet's Bedeutung wohl an (vergl. weiter unten), aber meiner Ansicht nach nicht genug, da sie gerade die wichtigste, sorgfältigste Art der Verdammung Griffet's sich häufen zum Nutzen nehmen sollen. Die romanantigen Darstellungen der neuen französischen Geschichte durch Thiers u. A. wären nach dem Vorgange Griffet's nicht möglich gewesen, wenn letzterer in der ersten Hälfte von der französischen Kritik gewürdigt worden wäre. Da der Nouv. Biogr. génér. von Hoeser wird das Werk gar nicht weiter in seiner Bedeutung besprochen, was sonst bei viel armeren Büchern geschieht. Nur die Biographie univers. von Richaud nimmt dem Buche die ausserordentlichen Merite: Cet ouvrage intéressant et bien fait, doit être, suivant l'expression du critique déjà cité (nämlich des Sabatier) regardé comme le code de tous les historiens.

quoique l'auteur soit naturellement diffus (1) et que la bonne critique l'abandonne de temps en temps. Auch die schon hervorgehobene Abhandlung über den Mann mit der eisernen Maske will der kritische Schwärzer nicht anerkennen.

Außer der Schrift über historische Kritik sind von Griffet's historischen Werken zu nennen: Panegyrique de saint Louis. 1743 in 4. — Eine Bearbeitung und Fortsetzung der: Histoire de France von Daniel. Paris 1755—1768. 17 Bde. in 4. (Ausgabe Amsterd. 24 Bde. in 12.). Der 14. und 15. Bd. der pariser Ausgabe enthält die Geschichte Louis' XIII., der 16. Bd. ein Journal du règne de Louis XIV. und kommt ausschließlich von Griffet. Sabatier sagt von der Thätigkeit Griffet's an dieser Ausgabe: Les Dissertations critiques et historiques dont il a enrichi ce grand ouvrage, sont d'une instruction et d'une netteté qui jettent le plus grand jour sur plusieurs points de nos annales qui n'étaient pas encore assez développées. L'Histoire de Louis XIII. est écrite d'un style convenable; les faits présentés avec méthode y sont sagement discutés. — Ferner eine Ausgabe der Mémoires du P. d'Avrigny pour servir à l'histoire universelle de l'Europe depuis 1600—1716, vermehrt durch einen fünften Band. Paris 1757. — Nouveaux éclaircissements sur l'histoire de Marie, reine d'Angleterre. Paris 1766 in 12. — Histoire de Tancrède de Rohan, avec quelques autres pièces concernant l'histoire de France et l'histoire romaine. Liège 1767 in 12. — Einbild. bestr. et Ausgaben (zum Theil mit Anmerkungen und Einleitungen) von folgenden Werken: Mémoires de maréchal de Vieilleville (par Vinc. Carloix). Paris 1757. 5 Bde.; Recueil des lettres pour servir d'éclaircissements à l'histoire militaire de Louis XIV. (1671—1694). Paris 1761—1764. 8 Bde.; Mémoires de H.-Ch. de La Trémoille 1767; Délices des Pays-Bas. Liège 1769. 5 Bde. in 8.; Mémoires pour servir à l'histoire de Louis, Dauphin de France, mort à Fontainebleau, le 20 décembre 1765, avec un Traité de la Connaissance des Hommes, fait par ses ordres (1758 von Querbeuf verfertigt) Paris 1777. 2 Bde. in 12.; in dem Traité liess Griffet einige Stellen aus, welche in sehr pikanter Weise sich auf die Schriften von Vostaire und Montesquieu beziehen. — Die theologischen Werke Griffet's betreffend, ist zu erwähnen, daß er zu der: Apologie des Jésuites, welche Gerutti verfaßte, das Material zusammengebracht hat. Ferner schrieb er in dieser Angelegenheit zusammen mit dem Jesuiten Rémour: Mémoire concernant l'institut, la doctrine et l'établissement des Jésuites en France. Avignon 1761 (Kennes 1762) und mehrere ähnliche Schriften. Von den rein theologischen Werken wird besonders gerühmt: L'Année du Chrétien, contenant Les instructions sur les mystères et les fêtes etc. Paris 1747. 18 Bde. in 12. (diese Ausgabe ohne den Namen des Verfassers); 2. Ausg. Lyon et Paris 1811—1812. 18 Bde. Hoeser's Biographie sagt von demselben: Ouvrage

fort estimé et qui peut tenir lieu d'une bibliothèque ascétique. Ueber die übrigen theologischen Schriften vergl. am besten Quicherat, Höfer und Bader. — In seiner Jugend hat Griffet natürlich auch lateinische Werke gemacht. Er fing später an, Cicero's Reden zu übersetzen, kam aber damit nicht zu Ende. Auch gab er die *Fabulae dramaticae* von Porté 1749 heraus. — Vergl. über ihn *Michaud*, Biogr. univers. XVII. p. 834 sq. *Hoeser*, Nouv. Biogr. générale XXII. p. 28 sq. *Backer*, Biblioth. des Ecrivains de la compagnie de Jésus. II. Série. Liège 1854. p. 260—277, welcher über die Werke Griffet's die ausführlichsten Angaben macht. — Es ist charakteristisch, daß die Aufklärer seiner Zeit von einem so fruchtbaren und kritischen Kopfe, wie Griffet, wenig Aufhebens machen; Grimm, der in seiner Correspondance zwischen 1753—1769 doch alle bedeutenderen gleichzeitigen geistigen Erscheinungen in Frankreich einer Besprechung unterwirft, erwähnt ihn hier nicht, sondern erst im Jahre 1771, ein Jahr nach dem Erscheinen des merkwürdigen Werkes über die Historie, vergl. Grimm, Correspondance von 1770—1782. Bd. I. S. 380. (R. Pallmann.)

GRIFFET LABAUME, auch de la Baume *) (Antoine-Gilbert), geb. zu Roullou am 21. Nov. 1756 und am 18. März 1805 gestorben, ist einer der wenigen Franzosen, welche ihre Landleute mit ausländischer, namentlich auch deutscher Literatur bekannt machten. Welschlich gebildet und als fleißiger Schriftsteller zwar oft genannt, scheint er sich dennoch keine einflussreichen Öhnen erworben zu haben, denn er konnte es niemals zu einer seinen Kenntnissen angemessenen Stellung bringen. Ein wol nur untergeordnetes Amt bei einem Ministerium verlor er frühzeitig und aus Gründen, die man nicht kennt, und auch seinem späteren Leben fehlte es nicht an kränkenden Erfahrungen, über welche gleichfalls ein undurchbringlicher Schleier gebreitet ist. Seine Schriften kennt nur noch der Literator, und selbst für diesen möchten sie kaum die Bedeutung ansprechen, um zur Forschung nach den Schicksalen ihres Verfassers zu reizen. Indessen sind seine literarischen Bemühungen so unablässig gewesen, daß ihnen einiger Erfolg wol nicht gefehlt haben kann. Außer den wenigen eigenen poetischen Versuchen, welche ihn selbst aber zu Fortsetzungen nicht ermuntert haben mögen, schrieb er meist Uebersetzungen aus dem Italienischen, Englischen und Deutschen, und dann in verschiedenen Zeitschriften eine Menge Rezensionen und andere Artikel, besonders literar-historischen Inhalts. Eigene Schriften: *Galatée*, comédie en un acte et en vers, 1776 in 8. *Agathia*, scène en vers et en prose 8. *Quelques vers*, 1785 in 16. und 1802 in 16., endlich: *Vie de Foë*, auteur de *Robinson* (in der Edition de la *Vie et les aventures de Robinson Crusoe*, veuve Pan-

ckouke, 1799, 3 vol. in 8.). Aus dem Italienischen übersetzte er: *Lettres sur le désastre de Messine*, 1779 in 8. *Uebersetzungen aus dem Englischen*, von Langshorne: *Les Epanchements de l'amitié et de l'imagination*, 1780 in 18., von der *Miss Burney*: *Eveline*, ou l'Entrée d'une jeune personne dans le monde, 1785 und wieder gedruckt 1806, 2 vol. in 12., von *Steuert*: *Sermons choisis*, 1786 in 12., und *Lettres de Sterne à ses amis*, 1789 in 12., von *Tb. Bayne*: *Le Sens commun*, 1790 in 8., von *Madame M. R. K. Kede*: *Les Enfants de l'Abbaye*, 1801, 6 vol. in 18.; ferner: *Reflexions sur l'abolition de la traite et de l'esclavage des nègres*, 1788 in 8.; *La Victime de l'imagination*, ou l'enthousiaste de Werther, 1794, 2 vol. in 18.; *Voyage de Fr. Hornemann dans l'Afrique*, 1803, 2 parties in 8.; *Recherches asiatiques*, ou Mémoires de la société établie au Bengale, pour faire des recherches sur l'histoire, les sciences et la littérature de l'Asie (mit Anmerkungen von Langlé, Envier, Delambre, Olivier u. a.), 1806, 2 vol. in 8. Aus seinem Nachlasse erschien noch 1810: *Anna Bella*, ou les dunes de Barham, traduit de l'anglais de Mackenzie, 4 vol. in 12. Von Bearbeitungen und Uebersetzungen aus dem Deutschen sind folgende erschienen: *Daniel*, traduit de l'allemand de Moser *) (*Daniel in der Löwengrube* in 6 Gesängen von R. F. Freiherrn von Moser), 1787 in 18.; *Les Souffrances maternelles*, roman imité de l'allemand, 1793, 4 vol. in 18.; *Marianne et Charlotte*, ou l'apparence est trompeuse, traduit de l'allemand, de J. F. Junger (der Schin betrügt), 1794, 3 vol. in 18.; *Leopoldine*, ou les enfants perdus et retrouvés, traduit de l'allemand de F. Schultz, 1795, 4 vol. in 18.; *Tableaux du déluge*, d'après Bodmer (*Noachide*), 1797 in 18.; *Louise*, poème champêtre en trois idylles, traduit de l'allemand de Voss, 1800 in 18.; ferner von Wieland: *Pélagius Proteus*, ou les dangers de l'enthousiasme, 1795, 2 vol. in 18. und *Les Abderites*, suivis de la Salamandre et la Statue, 1802, 3 vol. in 8. Von J. von Müller's Geschichte Schweizerischer Eigensinn gab er die Uebersetzung des 2.—8. Buchs (†) in der *Histoire des Suisses*, traduite de l'allemand de J. de Müller t. 2.—8. 1797 in 8. Das erste Buch hatte R. Voileau übersetzt. Endlich ist zu erwähnen: *Aperçu statistique des Etats de l'Allemagne*, traduit de l'allemand de Hoeck, dessen Herausgabe in Folio Ad. Duquesnoy besorgte. Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß Griffet Labaume durch Herausgabe von *La Messe de Gnide*, ouvrage posthume de C. Nobody, non-

*) Wahrscheinlich so genannt nach seiner Mutter, die vielleicht so hieß oder aus der Familie la Baume war. Sein väterlicher Öhne, der Jesuit Henri Griffet, führt diesen Beinamen nicht.

2) Die Uebersetzung von Moser's *Daniel* wird auch seinem Bruder Charles Griffet Labaume zugeschrieben. Dieser war zu Roullou 1758 geboren und starb als Öhringenieur im Département des Alpes-Maritimes am 10. März 1800 in Nice. Er schickte eine *Théorie et pratique des annués décennies par l'assemblée nationale de France*, pour les remboursements de prix des acquisitions des biens nationaux. Rouen et Paris 1791. 8. Vergl. *Biographie universelle*. T. XVII. p. 535.

velle édition augmentée 1797 (fl. 18. 92 SS., wieder abgedruckt zu finden in: Fêtes et courtoisanes de la Grèce) auch für Freunde pisanter Pectüre geforgt hat. Seine zahlreichen Beiträge zu den Mémoires sur les hospices et les établissements d'humanité, zum Censeur universel anglais (unter dem Buchstaben Z), zum Bulletin de littérature, Mercure de France, Journal encyclopédique, zur Décade (unter dem Buchstaben L) u. a. lassen sich schwerlich vollständig verzeichnen, obgleich sie in literarischer Beziehung wichtiger sein dürften als seine Uebersetzungen. So hat z. B. die im Magazin encyclopédique (7. année T. III. p. 159 und 9. année T. I. p. 203) befindliche Notice biographique et littéraire sur les femmes auteurs les plus distinguées de la Grande-Bretagne, par l'ordre alphabétique allen Anspruch auf Beachtung?).

(F. Th. Richter.)

GRIFFI, lat. Grapheus und Gryphus (Leonardo), Gräzisch von Venedig und eleganter Latinität, geb. zu Mailand im J. 1437, gest. zu Rom im J. 1485. Im J. 1478 wurde er von Sixtus IV. zum Bischof von Ostia ernannt, wo er vier Jahre blieb, um dann im J. 1482 die höhere Stellung als Gräzisch von Venedig einzunehmen; zu Rom war er auch Secretär des Papstes Sixtus IV. Sein Charakter und seine Geistesanlagen sollten ausgezeichnet gewesen sein. Er legte sich besonders auf lateinische Versekunst und hat viel lateinische Verse, die aber nicht unbedeutend blieben und in der Ambrosianischen Bibliothek liegen, geschrieben. Ein Gedicht in Hexametern hat Muratori, Scriptores rerum ital. XXV. p. 465—478 abgedruckt; dasselbe beschreibt die Kämpfe des Braccio von Perugia bei Aquila. Es wird von Tiraboschi sehr gelobt. Vergl. über Griffo besonders Tiraboschi, Storia della letteratura ital. Vol. VI. p. 1348 sq. und Hoefer, Nouv. Biogr. générale XXII. p. 33.

(R. Paltmann.)

GRIFFIER (Jan), ein tüchtiger niederländischer Maler, der in England unter dem Namen des Gentleman von Utrecht bekannt ist. Er wurde 1645 (nach Nagler 1656) zu Amsterdam geboren und erhielt den ersten Unterricht in seiner Kunst nach und nach bei Voelburg, Ruyssdael und Teniers. Nachdem er eine Zeit lang vorzügliche Blumen gemalt, wandte er sich unter Leitung seines Freundes Nicolaas Rogman der Landschaftsmalerei zu. Im J. 1667 ging er nach England und ließ sich zu London nieder. Er gewann hier bald Ansehen und erledigte für seine Bilder, die vorzugsweise italienische Ruinen, Meere und Themelandschaften, Marinen sowie Ansichten von London darstellten, hohe Preise. Als er sich viel Geld verdient hatte, kaufte er eine Nacht, auf welcher er sich mit seiner Familie und seinem Malergeräthe wohnlich einrichtete. Er fuhr auf der Themse auf und ab und hielt sich bald bei Windsor,

bald bei Otwenich, bald an andern Orten auf. Die Gemälde, die er während dieser Zeit ausführte, werden zu seinen besten gezählt. Nachdem er so einige Jahre auf dem Wasser gelebt, wollte er nach seinem Geburtslande zurückkehren. Er segelte mit seinem Schiffe von London ab, strandete aber vor der Mündung der Elbe auf einer Sandbank. Er rettete zwar mit seiner Familie das Leben, doch ging fast Alles verloren, was er als Eigenthum besaß. Griffier ließ sich nun in Rotterdam nieder und kaufte sich bald darauf ein anderes Fahrzeug, welches er sich ebenfalls wieder zur Wohnung und Werkstatt einrichtete. Mit demselben machte er verschiedene Reisen auf den vaterländischen Gewässern. Auf einer dieser Fahrten nach Dordrecht gerieth er auf den Grund und mußte acht Tage auf der Stelle liegen bleiben, ehe das Schiff wieder flott gemacht werden konnte. Später ließ er sich bereuen, noch einmal nach England zu gehen, wo er die besondere Gunst des Herzogs von Beaufort gewann und 1718 starb. In seinen Landschaftsbildern liebte Griffier besonders Reichthum an Vegetation und durchschlingende Bäche und Flüsse. Auch brachte er gern Schiffe und andere Fahrzeuge an. Fast alle seine Bilder zeigen eine große Sorgfalt in der Ausführung. Uebrigens verstand er auch, die alten italienischen und niederländischen Meister tausend zu copiren. Einige Städte von ihm finden sich am Reichthumuseum zu Amsterdam. Man hat auch mehrere geätzte Blätter von ihm; unter Anderem gab er mit F. Place in London ein Heft Vögel in 12 Blatt heraus. Vergl. Nagler, Kunstallgem. Künstler-Lexikon. Bd. 5. (München 1837. 8.) S. 373 fg.; A. J. van der Aa, Biogr. Woordenboek der Nederlanden, voortgezet door K. J. R. van Hartenwijk. Bd. 6. (Haarl. 1859. 8.) S. 414 fg. und die daselbst angeführten Quellen. (O. P.)

GRIFFIER (Robert), ein niederländischer Maler, Sohn des Vorhergehenden, wurde 1688 zu London geboren und von seinem Vater zum Maler gebildet. Er ließ sich anfänglich in Amsterdam nieder, kehrte aber später nach London über, wo er einen Kunsthandel begann und in ziemlich hohem Alter starb. Er malte ebenfalls Rheinlandschaften und andere Debuten, Marinen mit Schiffen und Vafen. Namentlich in den Debuten leistete er Treffliches und in reinen Ansichten übertraf er selbst noch seinen Vater. Seine Bilder sind in Zeichnung wie im Colorit vorzüglich. Dabei besaß Rob. Griffier ein ungewöhnliches Nachahmungsvermögen. Er verfertigte viele Copien nach Bouverman, von der Velde und andern niederländischen Meistern, mit denen er manchen reichen Engländer getauscht zu haben scheint. Vom Dichter Eybrand Zeitama wurden 1717 die Arbeiten Griffier's besungen. Der jüngere Bruder Robert Griffier's, Jan Griffier, der Jüngere, war ebenfalls zu London geboren, wo er lange Zeit in Pall-Mall wohnte und um 1750 starb. Er hatte eine haarenwerthe Geschicklichkeit im Copiren von Landschaften Glands Porzain's. Vergl. Nagler, Künstler-Lexikon. Bd. 6. S. 374; van der Aa, Biogr. Woordenboek. Bd. 7. S. 415. (O. P.)

3) Vergl. Decade T. XLV. p. 182. Magazin encyclopédique 1806. Avril. p. 414. Biographie universelle. T. XVII. p. 536.

GRIFFIN (Edmond), ein junger gelehrter Amerikaner, dessen frühzeitiger Tod am 1. Sept. 1831 alle Hoffnungen vernichtete, welche man nach seinen bisherigen Leistungen von seinen außergewöhnlichen Talenten zu hegen berechtigt sein durfte. Aus einer wohlhabenden Familie in Pennsylvania stammend, war er geboren im Thale von Wyoming, dessen Schönheiten der Dichter Campbell so reizend beschrieben hat. Der aus dem Freiheitskriege der Nordamerikaner rühmlichst bekannte Oberst Zebulon Butler war sein väterlicher Großvater. Sein Vater, ein Presbyterianer von sehr heftiger Gemüthsart, lebte weniger seiner Familie als seinen Geschäften, die er als *Sergeant-at-law* oder Attorney mit Erfolg betrieb. Er erziehte seinen Sohn nicht häufig mit Beweisen seiner väterlichen Zärtlichkeit, ja er verließ seine Familie und ging, sichtlich zur Erweiterung seiner Geschäfte, nach New-York. Der erst zwölfsährige Sohn blieb bei seiner Mutter und seinen Großvätern auf dem Lande. Hier konnte sich der zartgebauete Knabe in der reinen Raubluft so stärken, daß der übergroße Verneiser seiner Gesundheit nicht nachtheilig wurde. Die Anfangsgründe im Lernen bald überwindend, machte er in allen Wissenschaften so reizende Fortschritte, daß er, 14jährig für höhere Studien reif, nach New-York ging. Hier schenkte sich sein wissenschaftlicher Eifer zu verdoppeln, die gesellschaftlichen Ferien in den Collegien waren ihm unerträglich, er tat unabhängig, seine Studien durch die Ferien, die seine Kameraden so sehr nachherbeisuchten, nicht unterbrechen zu dürfen. So konnte es allerdings nicht fehlen, daß der junge Griffin sehr bald auf die glänzendste Weise allen Anforderungen, welche etwa der Philosoph Nelson an ihn stellte, oder im College Columbia die Aufnahme bedingten, Genüge zu leisten vermochte und im J. 1823 seine akademischen Studien mit Erlangung des sogenannten *baccalaureat* *ex arts* rühmlichst beschloß. Jetzt sollte die Wahl eines Berufs getroffen werden. Sein Vater wünschte, er möchte wie er ein Attorney werden; Gesetze kennen zu lernen genüge es, wenn er in seinem Bureau Acten abschreibe. Gewissenhaft ging der Sohn auf die Wünsche des Vaters ein, und zwar auf zwei Monate; allein er konnte der juristischen Praxis keinen Geschmack abgewinnen. Er wählte nun die Theologie und besuchte zwei Jahre lang das theologische Seminar in New-York. Anfang 1826 erhielt er ein Diacanat und nachher eine Stelle als Hilfspfarrer an zwei Kirchen in New-York. Bald war er ein sehr beliebter Kanzelredner. Seine Zuhörer ergossen sich in Lob über die Deutlichkeit seiner Vorträge, über die überzeugende Annehmlichkeit seiner Entwickelungen, seine Haltung als Prediger, seine gute Aussprache, seine Stimme und über seine ganze persönliche Erscheinung. Drei Monate später bot man ihm eine feste Stelle an Christ's Church an, die er aber nach dem Wunsche seines Vaters aufsticht. Um sich in seinem Wissen noch mehr zu vervollkommen, entschloß er sich zu einer Reise nach Europa. Im October 1828 verließ er sich auf ein Jahr, besuchte Frankreich und seine Hauptstädte, überschritt die Alpen und den Aufenthalt in Italien von

einigen Monaten dänkte ihm so kurz wie einige Wochen. Hierauf durchkreuzte er die Schweiz und die Rheingegenden und schiffte sich nach England ein, was er einkaufslich Schottland ebenfalls durchzog. Diese mannichfaltige Reise ward für ihn äußerst arbeitsvoll. Er unternahm viele Seitenfahrten, wollte Alles sehen, Alles wissen, Alles aufzeichnen, Alles ordnen; unermüdet in verschiedenen Untersuchungen, mußte er sich unausgesetzt vielen Nachtritten unterziehen, und der nicht Ungebräuchliche mußte unendlich zusammenberücken. Selten wo hat eine dem Fluge gleichende Wanderung eine reichere Ernte gebracht. Kunstwerke, Sagen und Geschichte, Industrie, Politik, Handel, Alles war für ihn ein Gegenstand scharfsinniger Untersuchungen, Arbeiten und, nach so vielen Vorgängen aller Art gewiß eine feine Sache, ganz originaler Bemerkungen. Nach so viel Arbeit war doppelt Ruhe nöthig. Griffin gönnte sie sich nicht. Sein Freund Macvicar am College Columbia erkrankte und Griffin erbot sich sogleich, seine Stelle zu übernehmen. Es war eine Aufopferung, die der Stellvertreter mit seinem Leben bezahlen mußte. Kaum hatte Macvicar, genesen, seine Stelle wieder eingenommen, als Griffin erkrankte und schon nach drei Tagen seiner übermäßigen Anstrengung erlag. Macvicar dankte dem geliebten Toden durch Herausgabe einer Sammlung seiner Werke unter dem Titel: *Remains of the rev. Edmund D. Griffin*, mit dem Leben ihres Verfassers, New-York 1831. Diese Sammlung enthält außer einigen theologischen Dissertationen und Dichtungen das *Journal du voyage en Italie et en Suisse* oder vielmehr Fragmente dieses Journals, worin der Reisende die Reiseeindrücke in Frankreich, England und Schottland mittheilt. Diese Mittheilungen empfehlen sich durch ihren inneren Gehalt, wie besonders eine Stelle über Dante anzugehen ist. Dennoch scheint das Buch weder in Amerika noch in Europa sehr bekannt zu sein, denn in den Bibliotheken zählt Griffin nicht zu den Schriftstellern. Man vergleiche über ihn *Biographie universelle*. T. XVII. p. 536—538. (F. Th. Richter.)

GRIFFIN (Gerald), ein namhafter irischer Novellist, war am 12. Dec. 1803 zu Kimerich geboren. Als er sein 17. Lebensjahr erreicht hatte, wanderten seine Aeltern nach Amerika aus und überließen ihn der Obhut eines älteren Bruders, der seinen Wohnsitz zu Avate in der Nähe von Kimerich hatte. Gerald versuchte sich hier als Dichter und begann für die in seiner Geburtsstadt erscheinenden Blätter zu schreiben. In der Absicht, sich ausschließlich der literarischen Laufbahn zu widmen, wandte er sich 1823 mit einem Trauerspiele „*Aguire*“ nach London, doch vermochte er dasselbe dort nicht anbringen. Mit einem andern Stücke, „*Gisippus*“, hatte er damals ebenso wenig Glück. Infolge dieser Mißgeschicke sah er sich gezwungen, vier Zeitungen und Journale zu schreiben. Nach einigen Jahren beendete er in dem Aufe eines guten Journalisten. Im J. 1827 trat Griffin mit seiner ersten selbständigen Arbeit: „*Holland Tide or Munster popular tales*“ auf, welche aller Orten, insbesondere aber bei seinen Landes-

leuten, vielen Beifall fand. Noch in demselben Jahre liess er die „Tales of the Munster Festivals“ folgen, in denen er, wie in dem vorigen Werke, die Sitten des irischen Landvolks schilderte. Für Griffin's gelungenste und wertvollste Arbeit gilt „The Collegians“, die 1828 erschien. Während der folgenden zehn Jahre schrieb er fast nur Novellen, unter denen „The Invasion“, „The Kivale“, „The Duko of Monmouth“ die wichtigsten sind. Im J. 1838 trat Griffin der Gesellschaft der Christian Brothers bei, mit der er bis zu seinem Tode verbunden blieb. Letzterer erfolgte am 12. Juni 1840 in Cork. Bei den Irländern werden die Novellen Griffin's hoch geschätzt; er schildert nicht nur die Sitten und Gebräuche seiner Landsleute mit großer Treue, sondern noch auch deren Denkart und innigste Herzenswünsche zu veranschaulichen. Bald nach seinem Tode erschien eine Gesammtausgabe seiner Werke (8 Bde., London 1842—1843), von welcher der letzte Band seine Gedichte zusammenstellt, während der erste eine Biographie von der Hand seines Bruders enthält. Eine Charakteristik Griffin's hat auch Miss Mitford in den „Recollections of a Literary Life“ (im „Dublin University Magazine“ Bd. 32. (Dublin 1843. 8.) S. 157—170, versucht.

(O. P.)

GRIFFINIA, eine von Ker aufgestellte Gattung der Amaryllideen mit folgenden Merkmalen: Die Blütenhülle ist oberständig, kronartig, trichterförmig, ihre Röhre cylindrisch, geneigt, ihr Saum schüsselförmig, ungleich, fast zweispaltig, die Zipfel sind vielnervig, zurückgebogen, abstehend, der untere vorgekrümmt. Die sechs Staubgefäße sind der Röhre oberwärts gleichmässig eingefügt, herablaufend, eines ist auffallend, die übrigen und abwärts geneigt, die Fäden sind fadenförmig, die Staubbeutel zweifächerig, linealisch-länglich, in der Mitte angeheftet, beweglich. Der Fruchtknoten ist unterständig, dreifächerig; die gegenständigen Eichen stehen in den Fächern zu zweien neben einander und steigen aus dem Grunde des innern Winkels auf. Das Griffelschäufchen ist fadenförmig, dreifüchrig, zurückgebogen, vor der Reife herabgebogen, die Narbe ungeteilt oder undeutlich dreilappig, die Kapfel dreifächerig, dreifüchrig, häutig. Die verkehrt-eiförmigen, aufrechten Samen stehen einzeln in den Fächern, die Samenschale ist häutig, ockergelb, glänzend, napp, die Samennaht fadenförmig, eingekrümmt und verbindet den grundständigen Keim mit dem braunen endständigen Keimbleist. Die Samenschale ist cylindrisch, um die Hälfte kürzer als das Eiweiss, das Würzelchen unten. Die hierher gehörigen vielkeimtragenden krautartigen Pflanzen wachsen in Brasilien und haben wenige, gestielte, längliche, vielnervige, fast lederartige Blätter, einen fast cylindrischen, selten, an der Spitze baldig vielblättrigen Schaft, eine zweiblättrige Scheide und geteilte, herabgeneigte, von lanzettlichen Deckblättern begleitete Blüten.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) *G. hyacinthina* **Herbert**. Die Blätter sind eiförmig-länglich, die Stiele kurz, flach, gewölbt; der Schaft

ist fast stielrund, die Dolbe fast ungefielt, die Blütenhüllblätter sind lanzettlich, ein wenig wellenförmig, die drei äussern und das unterste der innern schmaler; die Scheide hat mit der Röhre gleiche Länge. — Die Zwiebel ist eiförmig, schallig, die 2—3 Blätter brechen erst lange nach der Blüthezeit hervor und sind lederartig-bild, eiförmig-länglich, plötzlich zugespitzt, flach, nervig-gestreift, dunkelgrün, 3 Zoll lang und 3 Zoll breit. Die Blattstiele sind dick, flach-gewölbt, dreimal länger als die Blätter. Der Schaft ist in der Regel etwas länger als die Blätter, cylindrisch, streifenlos, unterwärts röthlich. Die Scheide ist brandig, zweilappig, viel länger als die Blätter. Die Dolbe ist fast kopsförmig, 9—10 blüthig. Die Blüten stehen aufrecht und niden nur an der Spitze ein wenig, sind $2\frac{1}{2}$ Zoll lang, weiss- und rothblau-gefärbt, geruchlos. Die Blütenhülle ist fast trichterförmig-klassend, ungleich, ihre Röhre violett-weißlich, mehrmals länger als der Saum, nach vorn gestrümt, cylindrisch, auf dem Rücken flach-gedrückt, der Saum ist aus kurzem, nadtem, mit Staubfäden besetztem und höherem Schlande halbtüchrig-abstehend, seine Zipfel sind lanzettlich, mehr oder weniger wellenförmig, die drei äussern und der untere der innern schmaler, fast gleichlang, gleichförmig, violett-weißlich; die drei der Oberlippe neigen zusammen, und zwar sind die seitlichen breiter, herber, flacher und dunkler blau und auf dem Rücken mit einem grossen, weissen, länglichen Flecken, die drei der Unterlippe sternförmig und zwar die seitlichen an der Spitze ungeteilt, der mittlere herabgebogen. Die Staubgefäße sind um den dritten Theil kürzer als der Saum, abwechselnd länger, weißlich, der eine steht etwas ab und neigt sich der Oberlippe zu; die Staubbeutel sind kurz, länglich, weißlich. Hierher gehören *Amaryllis hyacinthina* **Ker** und *Lycoris hyacinthina* **Herbert**.

2) *G. intermedia* **Lindley**. Die Blätter sind eiförmig, in den rinnigen Stiel verschmälert; der Schaft ist zweifächerig; die Blüten sind kurzgestielt, die Zipfel der Blütenhülle länglich, stumpf, flach, fast gleich lang. — Die Blütenhüllblätter sind aufrecht, länger als die Blütenstiele, bleibt stehen und verweilt nicht während der Blüthezeit. Die Blüten sind blaß-amerthöflich, doldig-zusammengedrängt, nach der Blüthezeit niden. Die Zipfel der Blütenhülle sind fast gleich, länglich, stumpf und stehen regelmässig ab, die äussern etwas schmaler, an der Spitze mit Anhängsel versehen. Die Staubgefäße sind kürzer als die Blütenhüllzipfel, fünf neigen herab und sind ungleich, der sechste ist aufsteigend. In dieser Art, welche in der Mitte zwischen *G. hyacinthina* und *parviflora* steht, gehört *Amaryllis intermedia* **Sprengel**.

3) *G. parviflora* **Ker**. Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, der Blattstiel ist quer-zweifächerig, die Dolbe deutlich gefiedert; die Zipfel der Blütenhülle sind gleichförmig. — Die eiförmige Zwiebel hat die Größe eines Taubeneies. Die Blätter stimmen mit denen von *G. hyacinthina* überein, sind aber kleiner. Der Schaft ist stielrund-zusammengedrückt, grün, die Blütenhüllblätter trocken, zurückgestrümt, ihre Klappen sind lanzettlich.

Die Blütenhülle ist bläulich, freisel-rabförmig, $\frac{3}{4}$ Zoll lang, ihre Röhre ist mit dem Fruchtknoten gleichfarbig, vielmal länger als der Saum; fünf Zipfel bilden die Oberlippe, der sechste ist vorgestreckt, unten, alle sind spaltig-lanzettlich, die drei äußeren flachspitzig, die drei oberen dunkler gefärbt, der oberste mittlere ist etwas breiter; die beiden seitlichen unteren stehen ab, der unterste mittlere ist ein wenig kleiner als die übrigen, weißlich. Die Staubgefäße sind fast doppelt länger als der Saum, die Staubfäden weißlich-violett, pfriemlich-fadenförmig. Der Fruchtknoten ist eiförmig-länglich, glänzend, das Griffelsäckchen blaß-violett, pfriemlich-fadenförmig, gestreift, dreifantig, an der Spitze mit dem Narbenpunkte versehen. Die Kapfel ist fast kegelförmig, dreifantig; die Samen sind verkehrt-eiförmig-länglich, glänzend, bunt, von der Größe einer Erbse.

4) *G. dryades* Roemer. Diese Art ist nur in einer unvollständigen Abbildung der Flora Fluminensis bekannt, wo sie *Amarylhis dryades* genannt ist.

(Garcke.)

GRIFITHIA. Diesen Namen haben sowohl R. Brown als Wight und Arnott zur Bezeichnung von Pflanzengattungen angewandt. Ersterer benannte nach Will. G. Griffith, Hirschwundarzt im Dienste der englisch-österreichischen Compagnie und Conservator des botanischen Gartens in Singapur, eine Moosgattung, welche sich aber mit *Glypshomitrium* von Schwedgen identisch erweist und daher eingezogen werden mußte. Letztere widmeten im J. 1834 dem damals noch jungen, aber talentvollen, in Madras lebenden Botaniker Griffith eine Rubiaceengattung, welche selbheißt und sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Der Kelch hat eine verkehrt-eiförmige, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen oberständigen, glänzenden, fünfzähligen, abfälligen Saum. Die Blumenkrone ist oberständig, trichterförmig, ihr Schlund wölbig, die Zipfel ihres fünfzähligen Saumes sind in der Knospenlage fast gedreht, während der Blüte abstechend, länglich, spitz und länger als die Röhre. Die fünf Staubgefäße sind dem Schlunde der Blumenkrone eingefügt, die Fäden stehen fast ganz, die Staubbeutel sind verlängert-linealisch, spitz, auf dem Rücken angestrichelt. Der Fruchtknoten ist unterständig, zweifächerig, die Scheidwand oberständig, dick, fleischig. Die Eiden stehen in den Fächern zu mehreren. Der Griffel ist fadenförmig, die Narbe ungetheilt, spindelförmig, gestreift, hervorstachend, die Brere kegelförmig. Die samigen, zu 8—10 in jedem Fache vorhandenen Samen sind in Schleim eingehüllt. Der Samentkeim hat die Länge des knorpeligen Eizygels.

Aus dieser Gattung ist nur eine in Ostindien einheimische Art bekannt:

G. malabarica Garcke. Ein kahler, dornenloser oder oft mit gegenüberstehenden Dornen dreifachzelter Strauch mit gegenüberstehenden, gestielten, verkehrt-eiförmigen oder länglichen, am Grunde fleischförmigen, lederartigen, unterseits in den Nervennerven mit durchbohrten Drüsen besetzten Blättern, bald abfallenden, aus eiförmigem Grunde zugespitzten Nebenblättern, endständigen, doldigen Eben-

sträufen, am Grunde von zwei Deckblättern begleiteten Blütenstacheln, mit weißen Blüten und rothen Beeren. Hierher gehören *Randia malabarica* Lamarck, welcher Name als der älteste auf Beibehaltung Anspruch hat, *Gardonia fragrans* Koenig, *G. Pandaki* Vahl, *Posoqueria fragrans* Roxburgh, *Stylocoryne Pandaki* und *Styl. malabarica* De Candolle, sowie endlich *Griffithia fragrans* Wight und Arnott.

(Garcke.)

GRIFITHIIDES (Paläontologie) ist eine zu Ehren des englischen Naturforschers Griffith benannte Trilobiten-gattung, welche Porlock zuerst in seinem Geological Report of Londonderry p. 310 beschreibt und später wieder McCoy in den British palaeozoic Fossils p. 182 näher charakterisirte, während fast alle andern Paläontologen sie mit der gleichfalls von Porlock a. a. O. aufgestellten und zu Ehren des englischen Paläontologen Phillips benannten Gattung *Phillipsia* vereinigen. Sie unterscheidet von letzter sich nämlich nur durch die mehr aufgeblähte Form und die unbedeutlichen Seitenfurchen des Kopfbudels und die didere Hornhaut der Kephaugen. Beide Merkmale sind jedoch zu geringfügig, um die Selbständigkeit einer Gattung zu begründen, daher die Vereinigung mit *Phillipsia* vollkommen gerechtfertigt ist. Die wenigen Arten kommen, wie *Gr. globioepa* Porlock, auch an denselben Lagerstätten mit *Phillipsia* vor. Diese ist charakterisirt durch eine gestreifte dicke Längswulst um Kaps- und Schwanzende, durch den fast halbfugelförmigen, fein gestörnten und gerunzelten Kopfbudels mit drei feinen Seitenfurchen und die die Seiten nur etwas an Breite überragende Rumpfspindel. Die Arten sind in ihrem grognostischen Vorkommen auf das Kohlengebirge beschränkt und hier die jüngsten und letzten Vertreter der in der Grauwackenformation so überaus formenreich vertretenen Trilobitenfamilie (siehe Trilobiten).

(Giebel.)

GRIFITHIA, nicht zu verwechseln mit Griffithia, ist eine von Agardh aufgestellte Algengattung mit folgenden Merkmalen: Gliederfäden ästig, ohne Kinkensbeileitung, aus großen, schlaffen Schlauchzellen gebildet; Vierlingfrüchte fadenförmig gehäuft, gestielt, an der inneren Seite besonders, deckblattartiger Wänden sitzend; Kapselfrüchte vielfachig mit boldenartigen Hüllfäden umgeben.

Zu dieser Gattung gehören folgende Arten:

1) *G. corallina* Agardh. Rasenartig; Fäden dider als eine Dorse, mehrmals gabelspaltig, höckerig-perlschnurförmig; Glieder 2—4 mal länger als der Durchmesser, die obere fast eiförmig, die untere lang-keulenförmig, Oelenke stark zusammengedrückt. Hierher gehören *Gr. flabelliformis* Harvey, *Conserva coralloides* Linné und *Conl. corallina* Lightfoot.

Im atlantischen Ozean von den Küsten Schottlands bis zu den canarischen Inseln und im mittelländischen Meere.

2) *G. crassiuscula* Agardh. Fäden did, jeder gabelspaltig, eine Spanne lang; Glieder cylindrisch, in

der Mitte dünn, viermal länger als der Durchmesser;
Sclenite zusammengeschnürt. Doppelt dicker als die vorige.
An der Küste von Neu-Holland.

3) *G. setacea* Agardh. Häben 2—4 Zoll lang, borstenförmig und darüber, mehrmals gabelspaltig, gegen die Spitze kaum verdünnt; Glieder cylindrisch, viermal länger als der Durchmesser; Vierlingsfrüchte an den Enden traubig. Hierher gehört *Conserva setacea* Ellis.

Im atlantischen Ocean und der Nordsee, an den canarischen Inseln und im mittelländischen Meere. Eine Art mit sehr zahlreichen, gabelförmigen Nesten, von denen die oberen verdünnt, haarförmig, rutenartig sind, kommt an der Küste von Ban Diemensland vor.

4) *G. chilensis* Montagne. Vorstendick, locker ästig, Äste wechselständig, die untern lang, die obern kurz, Glieder cylindrisch, 6—8 mal länger als der Durchmesser.

Am den Küsten von Chile.

5) *G. secundiflora* J. Agardh. Fäden dichotomisch mit gleichhohen Ästen, 2—3 Zoll lang, doppelt und dreifach stärker als eine Schweinsborste; Glieder cylindrisch, an den Gelenken leicht zusammengeknüpft, 2—4 mal länger als der Durchmesser; Blüthenstiele an der innern Seite der Äste, arsielt.

Im adriatischen, mittelländischen und atlantischen Meer.

6) *G. antarctica* Hooker (Sohn) und Harvey.
Rafenartig, gabelspaltig-ästig, schlaff; Rüste lang und
reißt den Rästchen naoh, an den Ranten zusammenge-
schwärt; Glieder zylindrisoh, oberwärts ein wenig verästet,
seohmal länger als der Durchmesser der Rüste und soht
dreimal länger als jener der Rästchen. Dünner als die
verbreitete Rüste.

Am Cap Horn, der Eremiteninsel und an den
Kalflandsinseln.

7) *G. barbata* Agardh. Fäden gabelspaltig, borstendick; Glieder 5—6 mal länger als der Durchmesser, die oberen mit langen, gegenüberstehenden Ästchen. Hierher gehört vielleicht *Conserva florifera* Ellis.

An den Küsten von Großbritannien und Frankreich.

8) *G. Binderiana* Sonder. Gehäuft, 1–2 Zoll lang, unten einfach, von der Spitze gabelspaltig-ährig, Ährte fast doppelt dicker als eine Schweinsborste, an der Spitze einwärtsgekrümmt, die obersten ein wenig dünner; Glieder cylindrisch, 2–3 mal länger als der Durchmesser; Gelenke nicht zusammengezogen.

An der Küste von Neu-Holland.

9) *G. irregularis* Agardh. Fäden rasenartig vereinigt, 1—2 Zoll lang, borstendick, unregelmäßig gabelspaltig, Äste abstehend, von verschiedener Länge; Glieder cylindrisch, 2—4 mal länger als der Durchmesser, die obersten jedoch bisweilen nur ebenso lang als der Durchmesser.

Im adriatischen Meere.

10) *G. sphaerica* Schomb. Büden zu einem fast kugeligen, polsterartigen Rasen vereinigt, borstendick.

1—2 Zoll lang, gabelspaltig; Glieder cylindrisch, viermal länger als der Durchmesser.

Im mittelländischen und atlantischen Meere.

11) *G. devoniensis* Harey. Fäden schlaufl, haarfein, gallertartig, schlaff, gabelspaltig; untere Kette absteigend, obere aufrecht, gleichhoch, die mittleren Gelenke mit kugelförmigen, fruchttragenden Quirlen; Glieder lang, schlaufl, 6—8 mal länger als der Durchmesser.

An den Rufen Großbritanniens.

12) *G. opuntioides* J. Agardh. Die, regelmäßig gabelspaltig, fast fächerförmig; Gelenke stark zusammengeknüpft; Glieder länglich, 4—6 mal länger als der Durchmesser; Früchte auf gestielter Hülle, Stiel birnförmig, Hüllblüthen einfach, länglich, einwärtsgekrümmt.

Im mittelländischen Meere.

13) *G. phyllanthophora* J. Agardh. Sehr dünn, kriechend, unten unregelmäßig-gabelspaltig, oberwärts fast einseitigzweibig ästig; Glieder länglich, 4—6 mal länger als der Durchmesser, die fruchtragenden vierseitig, aus der Scheide des Scheitels ein flaschenförmiges Glied, aus der Peripherie eine Hülle treibend; Gelenke zusammengezinkt.

Im mittelländischen und adriatischen Meere.

14) *G. pogonoides Meneghini*. Häden mehrmals gabelspaltig, ebensträufsig, an der Spitze einfach, die ersten Glieder 6—8 mal länger als der Durchmesser, die oberen allmählig kürzer, keulenförmig; Gelenke verdickt; Hüften an den Gelenken quersförmig, Kestchen meist einfach, einzelne Vierlinsenfrüchte tragend.

An der Küste von Dalmatien.

15) *G. Schousboei Montagne*. Fäden einen Zell-
lang, von der Dicke einer Sperlingsfeder, regelmäßig
gleichförmig verdickt; die untern Glieder 2—3 mal länger
als der Durchmesser, länglich, die oberen verkehrt-ei-
förmig, angeschwollen; Selente stark eingeschnürt; Früchte
quirsförmig an den Endgliedern der Fäden. Stierbe-
gehört *Gr. Opuntia J. Agardh*, *Gr. imbricata Schous-*
boe und *Gr. caespitosa Harvee*.

Im adriatischen, mittelländischen und atlantischen Meere.

16) *G. tenuis* J. Agardh. Häuten verworren, 1—2 Zoll lang, überall gleich und haarlos, unten mit verlängerten, weit abstehenden, oberwärts gabelfaltigen Ästen; Glieder 3—5 mal länger als der Durchmesser, mit etwas angeschwollenen Gelenken; Fruchtsnäuel gefüllt.

Im adriatischen Meere.

17) *G. furciculata* J. Agardh. Fäden in einen kaum zolllangen Rassen vereinigt, haarf. vom Grunde bis zur Spitze regelmäßig gleichhoch-gabelspaltig; an den Spitzchen nochmals feingabelig; Glieder cylindrisch, 5—6 mal länger als der Durchmesser; Oedenfe nicht zusammengeknürrt.

Im mittelländischen Meere.

18) *G. arachnoidea* J. Agardh. Fäden verworren, handhoch und darüber, sehr dünn, spinnwebig, gabelspaltig; Glieder 6—12 mal länger als der Durchmesser, in der Mitte dünner, an beiden Enden verdickt, zinnoberroth.

An den Küsten von Frankreich und an den canarischen Inseln.

19) *G. repens Zanardini*. Stäben haarfein, oberwärts verdünnt, am Grunde fiedend, wiederholt gabelspaltig-ästig, die oberen Äste gleichhoch, die ockersten oft einseitig-zweigig; die unteren Glieder dreimal länger als der Durchmesser, fast bauchig, die oberen 4—5mal länger als derselbe, cylindrisch, schlant.

In Dalmatien.

Zweifelhafte Arten.

20) *G. Argus Montagne*. Niedrig (halbhollend); Hauptstängel locker ästig mit zahlreichen, zu drei querschnittig stehenden, gabelspaltigen, aufrechten Ästchen bedekt; Früchte zahlreich, kurz gestielt, von einem fleischigen einschül und auf einem Gelenke stehend.

An den canarischen Inseln.

21) *G. confervoides Suhr*. Äste am Grunde querschnittig, spärlich verzweigt; Stängel bauchig, 4—8mal länger als der Durchmesser.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung.

22) *G. tenuissima Zanardini*. In der Tracht mit *Callithamnion roseolum* übereinstimmend, aber kleiner. Im abriatischen Meere.

Folgende Arten sind aus der Gattung auszuschließen:

Gr. australis Agardh = *Polysiphonia Cladostephus*.

Gr. equisetifolia Agardh = *Halaris equisetifolia*.

Gr. multifida Agardh = *Callithamnion multidium*.

Gr. nodulosa Agardh = *Callithamnion nodulosum*.

Gr. simplicifolium Agardh = *Halaris simplicifolium*.

Gr. trichoclados Agardh = *Eupogonium trichoclados*. (Garcke.)

GRIFPOLINO, italienischer Alchemist, geboren und gestorben um Anno im 13. Jahrh. Der Mann ist nur berühmt durch eine Stelle in Dante's Göttlicher Comödie, Inferno Gesang XXIX, V. 37, wo der Dichter ihn erwähnt, als aus Arezzo gebürtig und als Alchemisten. Grifolino wurde verbrannt wegen Zauberei, nicht wegen Alchemie, wie man wol auch angenommen hat. Vergl. über ihn Hofer, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 39, der übrigens fälschlich die Stelle Dante's (ebenda V. 40):

Che falsai li metalli con alchimia

auf Grifolino bezieht. (R. Pallmann.)

GRIFONI, lat. do Grifonibus (Matteo der Reiter c*), italienischer Historiker, geb. 1351 in Bologna, gest. ebenda selbst im J. 1426. Er stammte aus einer

der angesehenen Familien der Stadt, hatte die Rechte studirt und war Notar. Seit 1389 saß er öfter im Magistrat der Stadt und nahm im vollen Umfange Theil an der Verwaltung derselben nach Innen wie Außen. Als Gesandter verwandt, leistete er durch seine Klugheit und Ehrenhaftigkeit mehrmals gute Dienste. Im J. 1403 fiel seine Vaterstadt in die Gewalt des Herzogs von Mailand, und Grifoni wurde verbannt. Als die Stadt befreit und die Herrschaft der Kirche wieder zurückgewonnen war, durfte er zurückkehren und bekleidete wieder die Würde eines Magistratspersön und andere Aemter; sein Tod wurde in der Stadt allgemein betrauert.

Grifoni hat sich als Dichter, noch mehr aber als Historiker bekannt gemacht durch das Werk: *Memoriale Historicum Rerum Bononiensium ab Anno 1109 usque ad annum 1428*, welches Muratori in den *Scriptor. rer. Italicae*. Bd. XVIII. S. 101—234 abgedruckt hat. Ein seiner italienischen Gedichte druckte *Fantuzzi*, *Notizie degli Scrittori Bolognesi* Tom. IV. Bologna 1784. s. p. 207 ab, der überhaupt mit *Tiraboschi*, *Storia della letteratura ital.* Vol. VI. p. 1129 sq. und *Moreri*, *Grand dictionnaire historique*. Vol. V. (Paris 1759). p. 374 meine Curie ist. Das Gedicht, wiewohl bricht übrigens beim Jahre des Todes von Grifoni ab und ist dann nach der Angabe Muratori's von anderer Hand fortgesetzt; vergl. übrigens hinsichtlich des Manuscripts, welches Muratori benutzte hat, auch *Fantuzzi a. a. O.* (R. Pallmann.)

GRIFO (auch Grifho und Gripo oder Grifo u. s. w.), fränkischer Prinz aus dem Karolingischen Hause, war der dritte Sohn Karl Martell's, aber nicht aus der Ehe mit Hrottrud, der Mutter Pipin's und Karlmann's. Seine Mutter war Sonchilde oder Swanahild, wie sie auch genannt wird, zweite Frau Karl Martell's. Besonders die französischen Geschichtsschreiber meinen, daß Karl mit ihr vermählt gewesen sei; viele deutsche Historiker hingegen, voran Sölin, Bartenberg, Geschichte. Bd. I. S. 184 sq., sagen, daß Karl diese Ehe nicht als rechtmäßige betrachtet hat; dasselbe thut Breyßig, *Zeichnungen des fränk. Reiches* 714—741. Leipzig 1869. S. 54. Sonchilde wird als bairische Prinzessin und zugleich als Nichte des Herzogs Odilo von Baiern bezeichnet. Karl brachte sie bei seinem zweiten Zuge 725 gegen Baiern mit sich zurück und befehlt sie an Stelle der eben gestorbenen Hrottrud zwar nicht als Frau, aber doch als Concubine. Wie Breyßig meint, gedurft sie ihm schon im J. 726 den Grifo. Karl gewann den Knaben sehr lieb. In der Vita des Leutfrid, Abtes vom Kloster Warbie, wird bei *Bouquet*, *Recueil des historiens Gaulois* III. p. 645 eine charakteristische Anekdote erzählt. Einst verfiel der kleine Grifo in ein gefährliches Fieber. Karl Martell schickte eilig zu Leutfrid, der ihn eben besucht hatte und auf dem Rückwege zu seinem Kloster war, damit er ihn durch seine Gebete (orationibus) heile. Leutfrid kehrte zurück und heilte das Kind durch Besprengen mit Weihwasser u. s. w. Auch den heil. Bonifacius haben die beiden Ältern gebeten, Grifo in sein Gebet einzuschließen.

*) Über eben Matteo Grifoni den Jüngeren vergl. *Fantuzzi a. a. O.* Bd. IV.

Es ist nun aber doch wol die Annahme gerechtfertigter, in Swanahild eine legitime Frau Karl's zu sehen. Hahn vertheidigt diese Ansicht S. 16 mit folgenden Gründen: „In den *Annal. Einh.* (*Portz.* I, 135) wird Swanahild zwar eine concubina genannt, da aber Karl noch mehrere uneheliche Söhne hatte, die seinen Antheil an der Regierung erhielten, während dieser ihn hatte, so scheint er ein Sohn aus legitimer Ehe Karl's mit Swanahild zu sein.“ Ferner ist diese von dem Hortsieger Fredegar's (*Cap.* 111) „eine Erbschwester der Chilperich's“ (*noverca*) genannt. Diese Gründe lassen sich noch durch weit bedeutendere vermehren. Zunächst nennt Einhard, der Freund und Historiker des Karolingischen Geschlechtes, in den *Annalen* die Swanahild nicht concubina, wie Hahn fälschlich angibt, vielmehr ist seine Angabe folgende: 741. Hoc anno Karolus major domus diem obiit, tres filios heredes reliquens, Karolomanum scilicet et Pipinum atque Grifonem, quorum Grifo, qui ceteris minor natu erat, maiorem habuit Swanahildem, neptem Odolonis ducis Baioariorum. Karl Martell hatte noch mehrere, sicher uneheliche Söhne (vergl. Hahn S. 7). Diese werden von Einhard als heredes gar nicht erwähnt, machten auch keine Erbsprüche; das heredes deutet also jedenfalls auf eheliche Geburt. Die ganze Stelle des Einhard verbietet überhaupt den Gedanken an unehelichen Ursprung Grifo's¹⁾. Die *Mezer Annalen* (*Portz.* I, 327) sind es vielmehr, welche Swanahild eine concubina nennen. Diese *Annalen* sind aber überhaupt voll Haß gegen die Mutter Grifo's. Während Einhard beim Aufstande von 741 ihr nur malignum consilium vorwirft, nennen die *Mezer Annalen* sie mullier improba; wenn man dazu das concubina der letzteren rechnet, dann dürfte von gleichem Haß, wie Hahn S. 17 meint, bei Einhard sowohl wie in den *Mezer Annalen* wol nicht die Rede sein, Einhard vielmehr als einer milderen Betrachtung geneigt dastehen. Deshalb sind nun diese beiden Quellen, die beide zu den Reichsannalen in bedeutender Beziehung stehen, verschieden von einander? Wenn wir die Fortsetzung des Fredegar, welche auch karolingerfreundlich geschrieben ist, noch dazu nehmen, gewinnen wir einen vortheilhaften Beitrag zur Charakteristik der betreffenden *Annalen* selber. Die Fortsetzung des Fredegar von 741 an wird nämlich eine Familienchronik des Karolingischen Hauses, indem Pipin's Obdorm Chiltbrand's sie besorgen ließ und sein Sohn Graf Aribertung nach Theil selbst Hand anlegte, vergl. *Wattenbach, Geschichtsquellen* des M. A. 2. Aufl. S. 91.

1) Dazu kommt die Unterschrift einer Urkunde, welche Karl Martell kurz vor seinem Tode zu Riez (Carlaulus villa), wo er auch starb, ausstellte. Seine beiden älteren Söhne waren damals nicht bei ihm. Die Urkunde ist daher von ihnen nicht mitunterzeichnet, weil aber von Swanahild, die hier wie auch anderwärts Erwähnung gefunden wird, und von ihrem Sohn Grifo. Der Wortlaut: Signum illustri matronae Conchilidis consentientia. S. *Grifonis filii consentientia* gibt in matrona und filius einen neuen Beweis für die eheliche Geburt des Grifo. Die Urkunde steht bei *Wattenbach* II. Nr. 663; bezeugend wird sie von Hahn S. 157 hinsichtlich der zweiten Reichstheilung durch Karl Martell.

Gerade die nahe Verwandtschaft dieser Männer mit Pipin scheint mir den Umstand zu erklären, daß von den geschilderten Unruhen vom J. 741, die Grifo erregt und die gerade in diese Zeit fallen, in ihnen nicht mit einem Worte die Rede ist, die späteren Empörungen aber, ohne daß Grifo's Name genannt wird, verzeichnet sind. Als Motiv sehe ich nicht an, was Wattenbach S. 91 hervorhebt, wenn er S. 91 sagt: „Die Verfassur hüteten sich, etwas aufzunehmen, was den Nachbarn unangenehm war.“ Deshalb erwähnt denn Einhard dann doch die Sache²⁾ in seinen *Annalen*, die ja auch eine Familienchronik waren? Es scheint vielmehr auch Rücksicht auf Grifo und auf dessen berechtigte Ansprüche obzuwalten, weshalb man seinen Namen bei den unglücklichen Empörungen verschweigt; zugleich die Mächt, Pipin und die ganze Familie nicht zu compromittiren: einen unehelichen Ursprung Grifo's wollte man auch wol nicht erfinden. Einhard dagegen sagt die volle Wahrheit; er konnte nicht schweigen: in vielen andern *Annalen* standen die Thatfachen hinsichtlich Grifo's schon verzeichnet. Ganz anders ist es mit den *Mezer Annalen*. Diese wurden nicht von einem Verwandten des Hauses veranlaßt, sondern durch Erzbischof, der am Hofe Karl Martell's aufgewachsen und ein besonderer Günstling Pipin's, von dem er 742 das Bisthum Metz erhielt, war, vergl. Wattenbach S. 101. Dem mezer Geistlichen, der im Auftrage Erzbischof's die *Annalen* redigirte, mußte es darauf ankommen, die Sache Grifo's so zu drehen, daß sie für Pipin in einem günstigeren Lichte erscheine; wenn Grifo dabei schlecht wegkam, so hatte das nichts auf sich, denn verwandtschaftliche Bande geboten hier seine Rücksicht. Dabei die concubina, daher die mullier improba. Daß, abgesehen von diesen Uebertreibungen, die eingehenden Angaben der *Mezer Annalen*, sofern sie sich auf Thatfachen beziehen, gut sind, erscheint mir als unzweifelhaft. Daß Einhard und die *Mezer Annalen* aus derselben Quelle geschöpft haben, wie Pertz in seiner Vorrede zu den letzteren annimmt, ist mir aus den angeführten Gründen nicht recht wahrscheinlich; auch Baitz, *Deutsche Verfassungsgeschichte* Bd. III. S. 31 stimmt in dieser Hinsicht Pertz nicht bei. — So viel über die Quellen.

Gleich nach dem Tode Karl Martell's erregte Grifo einen Aufstand gegen seine Brüder. Die Ursache dazu war nach Einhard a. 741 Swanahild, welche ihren Sohn angereizt hatte, seine Bestrebungen auf die ganze Herrschaft, also auf die Verdrängung seiner beiden Brüder, zu richten. Grifo besiegte Kaon und erklärte seinen Brüdern den Krieg. Grifo sammelte aber schnell ein Heer, belagerten Kaon und nahmen Grifo gefangen. Gleichzeitig waren auch in andern Provinzen Empörungen ausgebrochen. Um diese sicherer niederzuwerfen zu

2) Die Sache selbst wird übrigens auch vom Hortsieger des Fredegar erwähnt, zwar nicht der Aufstand von 741, aber doch der Aufstand der Sachsen und Baiern von 748 und 749, vergl. *Cap.* 117. Die Sachsen empfanden Ka more conuato, die Baiern hingegen nicht von selbst, sondern consilio nefandorum, womit natürlich Grifo und sein Wahngemeist ist.

können, durften sie Grifo nicht die Freiheit lassen und brachten ihn nach Reusfeld, östlich von Charleville und Metziers *) in den Ardennen gelegen. Man darf annehmen, daß Grifo oder doch seine Mutter Ewanahild bei jenen Empörungen in den Provinzen theilhaftig gewesen. Dazu kommt die strenge Strafe, die Grifo traf, der hauptsächlich auf Verreiben Karlmann's in Reusfeld bis zum J. 747 in Gefangenschaft blieb (usque ad tempus quo idem Karlmannus Romam profectus est), nach Einhard a. 741; vergl. dazu die Annal. Mett. beim J. 747: Pippinus misericordia motus fratrem suum Grifphonem de custodia in qua cum germanus suus Karlmannus reclusus erat, liberavit et ipsum fraterna dilectione honoratum in palatio suo habuit deditque ei comitatus et fisco plurimos. — Die Regier Annalen bringen über den Aufstand und den Notizen dazu einen eingehenderen Bericht. Nach ihnen theilte Karl Martell noch bei seinen Lebzeiten seine Herrschaft unter seine Söhne Grifo, Karlmann und Pipin. Er gab aber vor seinem Tode und auf Zureden seiner „Concubine“ seinem dritten Sohne Grifo in der Mitte des Reiches einen Theil von Neustrien, Austrasien und Burgund, veranfaltete also eine zweite Theilung. Ueber diesen dritten Theil, welchen der sterbende Fürst dem jungen Grifo gegeben hatte, waren die Franken sehr betrübt (?), weil es ein ruchloses Weib (mulier improba) gewesen, auf deren Rath sie getheilt und von ihren rechtmäßigen Fürsten getrennt worden seien. Nach gegessenem Rath nahmen sie *) die Fürsten Pipin und Karlmann mit sich und sammelten ein Heer, um Grifo zu fangen. Als Grifo dies erfuhr, schloß er sich mit Ewanahild und seinem Anhang in Laon ein, sehte aber zur Treue gegen seine Brüder zurück, weil er ein sah, daß ein Einkommen unmöglich sei. Karlmann nimmt ihn auf und schickte ihn nach Reusfeld zur Bewachung. Der Ewanahild wurde das Kloster Chelles nördlich von Paris als Wohnort angewiesen. Nach der Fortsetzung des Fredegar (durch Childebrand's Veranlassung) c. 111 scheint Ewanahild wirklich weitere Verbindungen gehabt zu haben; auf ihren Rath geschah es, daß Chiltrudis, die rechte Schwester Pipin's und Karlmann's, über den Rhein zum Baiernherzog Diilo, dem Oheim der Ewanahild, floh und denselben wider den Willen ihrer Brüder heirathete. Möglicherweise hängt mit dem durch Grifo angeregten Unruhen auch der Tod eines „Oheims“ der beiden Herrscher zusammen, vergl. S. 19.

Die Angabe der Regier Annalen, daß Karl Martell noch kurz vor seinem Tode eine neue Reichstheilung vorgenommen habe, bei welcher er Grifo besonders bedachte,

ist beachtenswerth und wol nicht anzuzweifeln. Sahn S. 157 und 216 meint, daß Grifo außer den Theilen von Burgund, Neustrien und Austrasien auch die Auvarschafft auf Thüringen erhalten habe. Vergl. über den Aufstand Grifo's auch Sahn S. 156 fg. (Circus III).

Der Hauptgegner Grifo's (sahnt Karlmann's) gewesen zu sein. Als er 747 die Krone niedergelegt hatte, zeigte Pipin ein milderes Verfahren gegen Grifo. Er entließ ihn, wie die Regier Annalen erzählen (vergl. die Stelle weiter oben), aus dem Gefängniß und ertheilte ihm „comitatus et fisco plurimos“. Grifo hielt aber nicht Ruhe; auch hatte er einen nicht unbedeutenden Anhang unter den Franken. Er floh plötzlich im J. 748 mit vielen edlen Franken über den Rhein zu den Sachsen, welche ihm seine Pläne auf größeren Antheil an der Herrschaft vermittelten helfen sollten. Aber nicht das ganze Sachsenvolk erhob sich für Grifo, sondern nur ein den Thüringern benachbarter sächsischer Stamm, die Nordschabonen, wie der Regier Annalist sie nennt. Pipin rühte seinem Bruder durch Thüringen nach; die Wendenschämme an der sächsischen Grenze schlossen sich ihm an. An der Oder (Obacra) trafen beide Heere auf einander, nur der Fluß trennte sie noch. Da verließen den Grifo, der bei Ohrum (Horoheim) sich verschanzt hatte, die meisten seiner sächsischen Anhänger, weil sie sich nicht für fähig hielten, der Heeresmacht Pipin's zu widerstehen. Hiernach hätte Grifo nur schwachen Halt bei den Sachsen gehabt. Nach den kleinen Forscher Annalen zum J. 749 (Ferg I. S. 115) hat übrigens sein Anhang den Frieden zu vermitteln gesucht: Saxones cum Grifphone adunati super fluvium Hobacae, in loco qui dicitur Horoheim, Grifphonem cum Pippino pacificare cupiunt. Jedemfalls scheiterten diese Vermittelungsversuche, und Pipin verdrängte das Gebiet der ihm feindlichen Sachsenstämme, während Grifo, der seine Eade in Sachsen verloren gab, nach Baiern entwich. In Baiern war kurz vorher Herzog Diilo, sein Großonkel, gestorben und hatte die Herrschaft seinem kleinen Sohne Tassilo unter Vormundhaft der Mutter Chiltrudis hinterlassen. In Baiern scheint die nationalbairische Partei gegen Chiltrudis, die Schwester Pipin's, gewesen zu sein, und Grifo, der Sohn einer bairischen Prinzessin, scheint seinen Plan, das Herzogthum Baiern zu beanspruchen, darauf gegründet zu haben. Grifo ließ demgemäß auch Chiltrudis und Tassilo gefangen nehmen und bemächtigte sich des Herzogthums. Ein Theil der Baiern trat auch wirklich auf seine Seite, unter ihnen der mächtige nordbairische Graf Eutiger. Auch Tassilfried, ein alemannischer Fürst, schloß sich ihm an. So gar aus Franken strömten ihm Truppen zu; nach Einhard (a. 748) unterwarf er erst mit ihnen Baiern. Pipin wandte sich im nächsten Jahre (749) gegen die aufständischen Baiern. Es ging wie in Sachsen. Die Baiern waren gegen ihn zum erfolgreichen Widerstande

3) Nach Warnkönig und Étard, Histores des Carolingiens t. I, Bruxelles 1862. S. 151 u. 159 ist dieses „Novum Castellum“ entweder in Châteaumeux (in dem Bezirke von Sprimont vor L'Amblève) oder in Châteaumont (in den Ardennen) zu suchen.

4) Man beachte die scharfe Wendung des Annalisten, daß Pipin und Karlmann von aller Schuld reinigend die Franken selbst als die Urheber des Aufstandes bezeichnen. Auch hiernach scheinen Grifo's Ansprüche gar nicht so unbegründet gewesen zu sein.

5) Karlmann's Betragen gegen Grifo scheint auch in die Reihe der bairischen Thaten zu gehören, in deren Abklärung er das Kloster aufsuchte, vergl. auch Sahn S. 92.

zu schwach, mußten bis an den Inn zurückweichen und kamen dann um Frieden, den sie unter der Bedingung erhielten, daß sie ihren Herzog Tassilo wieder annehmen. Grifo und Lanfrid wurden gefangen fortgeführt. Von einer Bestrafung erfahren wir nichts, vielmehr übte Pipin Milde. Grifo erhielt den Rang eines Herzogs (was ich aus dem *more duorum* des Einhard schließen möchte) und zwölfs Grafschaften mit der Stadt Reims. Ein schwereres über die Empörung Grifo's, auch über die nicht ganz sichere Chronologie, vergl. bei Hahn S. 92 fg., S. 115 fg. und Gerard 20.

Aber auch jetzt hielt Grifo nicht Ruhe. Schon im nächsten Jahre (750), wenn nicht schon im J. 749^{*)}, floß er zu einem alten gefährlichen Feinde der Carolingischen Hausmeier, dem Herzog von Aquitanien. Der damalige Herzog Walsar war zwar damals nicht gerade in effectiver Feindschaft mit Pipin, nahm aber Grifo doch auf und befehdete dadurch seinen feindseligen Sinn gegen Pipin. Zum eigentlichen Kriege kam es aber nicht; Walsar scheint nicht Lust gehabt zu haben, für Grifo das Kriegsglück zu versuchen, und Pipin hatte augenblicklich wichtigere Pläne zu verfolgen, als einen weitentlegten Vasallen zu bekriegen. Grifo konnte mit der zuwartenden Haltung Walsar's nicht zufrieden sein, scheint sich auch bei dem treuen Hofbesitzer nicht sicher gefühlt zu haben. Er wollte sich deshalb im J. 753 zu dem letzten Feinde Pipin's, dem Langobardenkönige Astolph, der so eben gegen den Papst Zacharias und damit gegen Pipin feindschäftlich vorgegangen im Begriff war. Die Alpenübergänge waren aber von den Anhängern Pipin's, an deren Spitze der Graf Theodwin stand, bemacht, und Grifo fand Widerstand: — *occurret ei Theodowinus vir industris, cum aliis comitibus qui Alpium transitus tuebantur, in valle qua Morienna urbs sita est. Sed cum ipse Grippo eos vi praeterire vellet, pugnam inierunt, in qua ex utraque parte multi nobiles Franci corruerunt. Inter quos etiam Grippo et Theodowinus vitam finiunt.* Der Annalist bemerkt dazu bedeutungsvoll: *Exinde omnis terra Francorum sub Pippini dominatione in summa pace quievit.* Nach den Fuldenzer Annalen des Königs Einhard haben jene Grafen nicht auf eigene Faust gehandelt, sondern wol im Auftrage Pipin's, wenn es (Vergl. I. S. 346) hier heißt: Grippo, frater Pipini, cum Italiani petere conarentur, in valle Maurienna a comitibus fratris sui occisus est. Einhard bemerkt in seinen Annalen zum J. 753 ganz trocken: *Revertenti vero regi de Saxonia nuntius venit de morte fratris sui Griphonis et a quo vel qualiter fuisset interfectus.* Gerade betrübt scheint Pipin über den Tod Grifo's nicht gewesen zu sein.

Schließlich sei noch erwähnt, daß von Bonifacius ein Brief (bei Giesb. Nr. 81) an Grifo erhalten ist.

Bonifacius schreibt in sehr warmen Ausdrücken an Grifo und bittet ihn, sich der christlichen Kirche in Thüringen anzuschließen. Dem Briefe nach hatte Grifo die Gewalt in Thüringen noch nicht wirklich in Händen. Da Bonifacius diesen Brief unmöglich an Grifo als Rebellen (also um 748, während des sächsischen Aufstandes) gerichtet haben kann, so meint Hahn S. 216 fg. mit Recht, daß der Brief aus dem Jahre 741 stammt und daß Grifo bei der zweiten Theilung Karl Martell's auch Thüringen erhalten habe. (R. Pallmann.)

GRIGG (John), Arzt und Geburtshelfer zu Bath, hat sich durch seine Schrift: *Advice to the female sex in general, particularly in a state of pregnancy and lying-in; to which is added an appendix, containing some directions relative to the management of children in the first part of life.* London 1789. New Ed. 1793 bekannt gemacht. Samuel Hahnemann hat dieselbe ins Deutsche überlest unter dem Titel: *Vorsichtsmassregeln für das weibliche Geschlecht, besonders in der Schwangerschaft und dem Kindbette.* Mit Vorschriften über die medicinische Pflege der Kinder in ihren ersten Lebensjahren. Leipzig 1790. (Fr. Wila. Theile.)

GRIGNAN, französisches Adelsgeschlecht in der Provence und Dauphiné, früher Adhémair von Montell genannt. Die ältesten Besigungen des Geschlechts lagen südlich von der Jure, in der Dauphiné. Der älteste Name der Familie war: Adhémair; sie hat einen ihrer Namen auch von der Stadt Montellmar^{*)} (später Montell) erhalten, vergl. *Bouche, La Chorographie de Provence.* Tome I. Aix 1664. fol. p. 900 sq., der auch das Wapen abbildet, und *Chorier, Histoire de Dauphiné.* Grenoble 1661. fol. p. 778. Die Stadt Montellmar, von den Grignans angelegt, blühte bald auf, wie es überhaupt eine auffallende Erscheinung war, daß die alten bischöflichen Städte seit dem 13. Jahrh. rapide versiehn, während die Städte, welche die hohen Herren, aus Rivalität gegen die Bischofsstädte, damals anlegten, sehr schnell giebten, vergl. *Chorier* S. 828, der unter den letzteren Montellmar besonders aufführt. Den Namen Grignan erhielt das Geschlecht von einer gleichnamigen Stadt bei Montellmar. Die Barone Montellmar wurdte durch König Heinrich II. zur Grafschaft erhoben.

Zum J. 1164 leistete Gérard (auch Giraut Adhémair) an Raymond-Berengar II. den Vasalleneid für seine Länder; vom Kaiser Friedrich I. erhielt er verschiedene Privilegien. — Zu derselben Familie gehört wahrscheinlich auch Guillaume Adhémair, ein provençalischer Troubadour. Der Kaiser Friedrich I. und seine Gemahlin Beatrix schätzten ihn sehr. Adhémair richtete an die Kaiserin eine Schrift über „berühmte Frauen“, um sie eine Beleidigung, welche sie durch die Maländer erfahren hatte, vergessen zu machen; er hinterließ auch mehrere Gedichte. Vergl. über ihn *Bouche, Essai sur*

*) Einhard erzählt diese That schon beim Jahre 748 und führt die Ursache der That, nämlich Unzufriedenheit Grifo's, richtig hervorzuheben: *Sed ille (sc. Grifo) nulli beneficiis contentus non erat, nam eodem anno ad Walsarium, ducem Aquitanie, profugit.*

*) Patriisch Mons oder Montellum Adhemari. Daraus entstand der Name Montellmar, später für den Ort, und Montell, später für die Familie gebildet.

L'Histoire de Provence. Tome II. Marseille 1785. 4. p. 289.

Die alte Linie starb mit Louis Adhémar v. Monteil aus. Der Sohn seiner Schwester Blande, Gaspard de Castellane, erbieth die Güter und führte Namen und Wappen der Familie weiter. Vergl. *Moréri, Grand dictionnaire historique. Tome V. Paris 1759. fol. p. 374 sq.*, der über das Genealogische in Betreff der Familie nächst dem schon angeführten Bände, welcher besonders auf die ältere Zeit eingeht, am ausführlichsten ist. Zu den berühmten Gliedern der Familie gehören folgende:

1) Grignan (Louis Adhémar de Monteil, Ansfang Baron, zuletzt Graf von), französischer Staatsmann, gestorben 1557. Er war eine Zeit lang Gesandter Franz' I. zu Rom. Im J. 1541 tritt er als einer der Hauptgegner eines Friedens zwischen Karl V. und Franz I. auf, indem er den König mit Ristrazen gegen die Absichten Karl's V. erfüllt. Grignan war ein intrigant und grausamer Mensch. Das zeigt z. B. sein Verhalten gegen die Rizzards im J. 1543, deren Stadt auf seinen Befehl und gegen die Capitulation zerstört und verbrannt wurde, weil sie ihm, wie sie versprochen hatten, nicht auch das feste Schloß durch Verrath in die Hände liefern konnten. Zum Gouverneur der Provence ernannt, wurde Grignan 1544 nach Paris berufen, weil der König ihn, obgleich er weder keusch, noch lateinisch verstand, als Gesandten auf den Reichstag nach Worms schicken wollte. Im J. 1545 finden wir ihn auch auf diesem Reichstage anwesend, und besonders drohend gegen die Protestanten auftretend, denen er in einer vor dem Reichstage gehaltenen französischen Rede die Unterwerfung unter das Concil von Trident anrieth. Darauf wurde er Lieutenant-General in den Landschaften Provence, Rhodanis, Forez und Beaujolais und erhielt den Grafentitel und den Orden des Königs. Er hat sich als Statthalter jener Provinzen einen blutigen Namen gemacht. Besonders auf seinen Rath zog nämlich Franz I. die Enkelbriefe zurück, welche er den Waiden in der Provence bewilligt hatte, und ließ die Waiden als Kether mit Feuer und Schwert verfolgen; ein Lieutenant Grignan's, d'Oppède, wurde mit dieser Aufgabe betraut. Einst nun das drohende Verhängnis den Waidenern zunächst auf gefährliche Weise bekannt zu machen, überschickte sie d'Oppède und versuchte in der schändlichsten Weise, indem er die Männer niedermachen, die Frauen aber verbrennen ließ. Auf diese Weise wurden 22 Dorschaften zerstört und 3000 Menschen umgebracht (Sémond's S. 243); die entkommenen Waidenier wurden auch noch jährlich eingefangen und zu Galeeninslaven gemacht. Der König Franz I. billigte dieses Vorgehen. Als aber nach seinem Tode die Anklagen der gereulichen Schlichterei zum Theil in Ungnade fielen, unter ihnen auch der Cardinal de Tournon, nebst Grignan einer der Ankläger der Unthat, da wurden sie durch die Frau von Genail, deren Güter durch die verwüstenen Gorden d'Oppède's gelitten hatten, beim König Heinrich II. verklagt. Heinrich II. nahm

sich der Sache an und lud die Angeklagten vor den höchsten Gerichtshof nach Paris, wo lange Untersuchungen stattfanden. Eine Verurteilung der Ankläger war nicht unwahrscheinlich, denn auch die angegebenen Guise misbilligten das Blutbad und wollten Strafe. Da schlug die Stimmung der Guise plötzlich um; wie Sémond erzählt, hatte der Graf von Grignan dem Herzog von Guise das Gut Grignan geschenkt, und der Herzog dachte von jetzt an nur noch daran, die Angeklagten zu retten. Der Generaladvocat Guérin mußte als Sündenbock dienen, obgleich er durchaus nicht am Blutbade Schuld hatte. Man bezeugte ihn, Aetenklüße gestiftet zu haben, und er wurde zum Tode verurtheilt und enthauptet; die eigentlichen Schuldigen wurden für unschuldig erklärt. — Der Graf von Grignan war mit Anna von Saint-Ghaumont vermählt, erzeugte aber mit ihr keine Kinder, sondern sein Neffe Gaspard von Castellane führte den Namen weiter, wie schon oben bemerkt wurde. Vergl. über Graf Louis von Grignan besonders *Hoefler, Nouv. Biogr. génér. Tome XXII* und *Sémond's, Histoire de Français. Tome XVII. Paris 1833.*

2) Grignan (Françoise-Marguerite de Sévigné, Gräfin von), Tochter der berühmten Marquise von Sévigné, geb. zu Paris den 28. Oct. 1648, gest. den 15. Aug. 1705 auf dem Landgute Mazargues bei Marseille. Sie hat eine gewisse Berühmtheit durch ihre große Schönheit und durch die Briefe, die ihre berühmte Mutter, die Meisterin im Briefstil, an sie gerichtet hat. Als sie im J. 1663 bei Hofe vorgestellt wurde, erregte sie durch ihre aufblühende Schönheit Aufsehen und nahm bald an den Ballets, in denen auch der König Ludwig XIV. mitanzug, Theil. Desvander, der Dichter dieser Tanzdarstellungen, und Saint-Aavin haben das schöne Mädchen besungen, und La Fontaine gibt in der Fabel *Le Lion amoureux* ein feingedachtes und wahres Bild von ihr. Die berühmtesten Maler haben sie gemalt. „Cette beauté brûlure le monde“, sagte einst der Marquis von Tréville von ihr; das traf aber nicht ein. Unter den Bewerbern um die Hand des Fräuleins von Sévigné erhielt mehrwürdiger Weise der Graf von Grignan François Adhémar von Monteil den Vorzug, obgleich er schon zwei Frauen gehabt hatte und durch seinen Rufstand ziemlich tief in Schulden steckte. Frau von Sévigné hoffte wohl, so am besten bei ihrer Tochter und zugleich am Hofe bleiben zu können. Die Hochzeit fand im J. 1669 statt, aber der Graf von Grignan mußte bald darauf die Statthalterchaft der Provence an Stelle des jungen Herzogs von Vendôme übernehmen. Im J. 1671 folgte ihm auch seine Gattin nach. Die jährliche Mutter sah seitdem die Tochter, welche sie jährlich zu lieben schien, zwar öfter wieder, füllte aber doch die Zeit, wo sie von ihr getrennt war, durch einen sehr lebhaften Briefwechsel aus. Gerade in diesem Briefwechsel mit der Tochter zeigte die Frau von Sévigné ihre Meisterchaft im Briefstil am stärksten, und deshalb ist ihre Tochter eigentlich auch nur der Beachtung werth. Denn sie selbst war zwar eine schöne, aber doch feinsinnige

igendwie bedeutende Frau. Daß sie als Statthalterin der Provence in den damaligen gesellschaftlichen Kreisen eine solche Rolle spielte, gibt der Frau nicht die historische Bedeutung, welche die Franzosen ihr zuschreiben scheinen. Sie hat aus Gram über den Tod ihres Sohnes. Ob ihr Eitel glänzend wie der der Mutter gewesen sei, läßt sich nicht gerade nachweisen, denn als ihre Tochter die Briefe ihrer Mutter zum Druck besorgte, wurden die, welche Frau von Grignon an ihre Mutter geschrieben hatte, auf ihre Anordnung unterdrückt, man sagt, aus religiösen Bedenken. Hier Briefe der Frau von Grignon hat aber doch erhalten. Der Verlust ist deshalb besonders zu bedauern, weil Vieles in den Briefen der Frau von Séguin dunkel bleibt. — Vergl. über sie *Michoud*, Biogr. univers. XVII. p. 538 und *Hoeser*, Nouv. Biogr. génér. XXII. p. 42—45. (R. Pallmann.)

GRIGNON, ein Gütercomplex im französischen Département Seine-Oise, Arrondissement Versailles. Die Landwirtschaft Frankreich hat sich bis zu den gewöhnlichen Maßregeln, womit das dritte Kaiserreich ihr unter die Arme griff, sehr langsam entwickelt. Viele Gründe erklären diese Erscheinung, der hauptsächlichste ist jedoch in der höchst mangelhaften Volksebildung zu suchen. Von landwirtschaftlichem Interesse insbesondere war nicht die Rebe, bis im J. 1822 Frankreich größter Landwirth, Matthieu de Dombasle, der Zeigensinn und Grund Thiers' und Fellenberg's, dessen Erstesmal auf dem Stadtplatz in Nancy errichtet ist, auf seinem Jagdsitz Rosville in Lothringen ein landwirtschaftliches Privat-Lehrinstitut gründete. Leider wiederholte sich auch hier die schon oft gemachte Beobachtung, daß wissenschaftlich gebildete Landwirthe nicht immer zugleich die besten Administratoren sind; Dombasle hatte mit fernwährenden Schwierigkeiten zu kämpfen, welche seine Thätigkeit lähmten und sein Institut nicht zu rechter Blüthe gelangen ließen. Uebrigens war dasselbe ziemlich getreu nach den Mustern von Möglin, Hofwyl und Hohenheim eingerichtet und geleitet und hat nach Maßgabe der damaligen Verhältnisse wirksam geleistet; viele der tüchtigen Landwirthe Frankreichs sind aus der Zahl seiner Schüler hervorgegangen. Dombasle fühlte zu sehr das Bildungsbedürfnis seines Standes und das Ungenügen seiner eigenen Anstrengungen, um nicht mit Enthusiasmus nach Energie den Versuch zu machen, den landwirtschaftlichen Unterricht auf einer breiteren Basis, mit ausreichenden Hilfsmitteln zu organisiren. Er verband sich zu diesem Zweck im J. 1825 mit Auguste Bella, einem früheren Officier, welcher seine Studien in Hofwyl und Möglin gemacht hatte, und nunmehr auf einer Besichtigung in Deutsch-Lothringen befehrt war, die Grundzüge der rationalen Schule Thiers' in die landwirtschaftliche Praxis seines Vaterlandes einzuführen. Beide Männer stellten in einem Programm als nächstes Ziel ihrer Bestrebungen auf, nachzuweisen, „daß die Kräfte an Arbeit, Kapital und Intelligenz, welche in Frankreich mehr, wie anderswo, sich dem flachen Lande ausbreiten, um die Städte und Industriebezirke zu übersättigen, auf seine andere Weise dem Landbau erhalten

werden können, als wenn dieser durch energisch rationelle Cultur selber zur Industrie wird; daß die Erhebung des landwirtschaftlichen Betriebes die sicherste Quelle einer billigen und hinreichenden Production ist; daß bei einer strengen Wirthschaft der Bodenkraft und sorgfältigen Amortisation des nach der zweiten und selbst nach der dritten erschöpfenden Ernte, auf welche erneuter Ertrag folgen muß, im Boden verbleibenden Düngerkapital dieses selber völlig frei wird, während dennoch der Acker in gutem Zustande bleibt. Die Durchführung dieser Grundzüge in der Praxis bildet soeben einen unschätzbaren Gegenstand für die Lehre, daher eignet sich auch das Gut, auf welchem sie geschehen soll, mehr als jedes andere als Lehrobject. Die Verbindung einer landwirtschaftlichen Unterrichtsanstalt damit ist daher eine ebenso notwendige als zweckmäßige Folgerung.“ — Allein ein solches Programm erheischt große Mittel, viele Zeit und besondere Consequenz der Idee, namentlich wenn man dabei in Betracht zieht, daß ein derartiger Betrieb ein bestimmtes Areal zu einer Berufswirtschaft erfordert, von welchem ein Reinertrag schwerlich erwartet werden kann. Die Wichtigkeit der Aufgabe und ihres Ziels, der dadurch dem Lande geleistete Dienst und der schöne Enthusiasmus der ersten Begründer überwand endlich alle sich entgegenstehenden Schwierigkeiten; es gelang ihnen, eine Gesellschaft zusammenzubringen, welche das Unternehmen in die Hand nahm und die notwendigen Gelder dazu hergab, zugleich aber auch die Regierung für die Sache zu interessieren. So entstand im J. 1827 die „Institution royale agronomique de Grignon“, eine auf die Dauer von 40 Jahren gegründete Actiengesellschaft mit einem Capital von 300,000 Francs. Der in dem Programm der Gesellschaft ausgesprochene Zweck war: 1) Die Gründung einer landwirtschaftlichen Lehranstalt, welche, auf die praktische Demonstration gestützt, die Zöglinge in die Wissenschaft ihres Berufes einführen und in ihnen die Liebe zu dem Landleben entwickeln sollte. 2) Der Betrieb einer Gutswirtschaft in der intensivsten Weise, also mit ausreichendem großem Betriebskapital, um den Beweis zu führen, daß eine musterhafte, in Verbesserungen unermüdete Cultur sowohl eine vortheilhafte Kapitalanlage sei, als auch der beste Weg zur Production wohlfeiler Nahrungsmittel und Gewerbstoffe ist, vorausgesetzt, daß eine schätzbare, gewissenhafte Leimung gefunden wird. — Es handelte sich nunmehr zunächst um die Wahl des Ortes für das Experiment. Der bekannte Ingenieur Polonceau, eines der eifrigsten Mitglieder der neuen Gesellschaft, wußte den Herzog de la Rochefoucauld-Doubeaume, den königlichen Handelsminister, und dieser den König für die Angelegenheit zu interessieren. Karl X. erkaufte aus den Erbpächtern seiner Civilliste das Schloß und die Domäne Grignon, welche nach Ansicht der Gründer alle Bedingungen günstigen Erfolges für ihr Ziel verbiethen, und die Wahl bewährte sich. Grignon, zur Commune Thiverval gehörig, liegt 30 Kilometer von Paris, 15 von Versailles entfernt, in der Nähe des städtischen Villeneuve in dem Sallythale. Sein altes Schloß ist von Ludwig XIII.

erbaut und war geräumig genug zur Aufnahme der Direction und der Erbschaft; das Areal des Gutes beträgt 470 Hectares, von welchen 300 mit Ransen eingetribelt sind. Der Boden ist von sehr unebener, hügeliger Lage; seine Zusammensetzung ist äußerst verschieden, so daß der Werth per Hectare von 250 bis 3000 Francs wechselt; gerade diese Verschiedenheit erwies sich zu Unterrichtszwecken wünschenswerth. Ueberhaupt ist die Umgegend von Grignon in geologischer Hinsicht besonders merkwürdig, namentlich durch die an Hossiten überreiche Kalkbank „la salinière de Grignon“. Ein einziger Aufstich genügt, die günstigen Verhältnisse des Betriebes, die Lage der Gebäude in einem engen, nur 500 Fuß breiten Thale, welches das Gallyflüßchen durchströmt, zwischen ziemlich rapiden Hängen; hierdurch werden die Transporte, namentlich die Düngerszufuhr, bedeutend erschwert. Die Domäne, welche den gesammten Thalgrund auf eine Länge von 2000 Metern einnimmt, besteht aus zwei getrennten Gütern, das innere, mit dem Schloß, das in einfachem Styl aus Bruchsteinen und Ziegeln erbaut ist, und 20 Hectares, davon die Mehrzahl mit Wald bepflanzt war, umfaßt, und das äußere, mit 180 Hectares und getrennten Wirtschaftsgebäuden. Die Grundstücke befanden sich durchweg in ziemlich vernachlässigtem Zustande; es fehlte an Weiden und an künstlichem Futterbau; die früheren Pächter hatten eine heillose Raubwirtschaft betrieben. Der Wald war devastirt und beherbergte eine Unzahl wilder Kaninchen, welche Jahre lang eine wahre Plage für den Ertrag der angrenzenden Felder waren. Es mangelte an Ställen und Geräthschuppen — kurz an Anlässen zu gründlicher Amelioration fehlte es nicht. Derartige Güter sind aber für den angehenden Landwirth besonders instructiv, hatte ja doch auch in diesem Sinne schon 20 Jahre früher Albrecht Thaer das ihm vom König von Preußen verliehene fruchtbare Gut in der Altmark gegen das sterile Möglin auf der Uferbank des Oderbruches verkauft. Als Director wurde Auguste Bella ernannt, und eine glücklichere Wahl hätte nicht getroffen werden können. Nachdem derselbe sich durch eine viermonatliche Rundreise in Teutschland von dem damaligen Stande des landwirthschaftlichen Unterrichtswesens gründlich unterrichtet hatte, übernahm er sein Amt schon im Herbst 1826, obgleich die Gesellschaft erst im folgenden Jahre definitiv ins Leben trat; allein es galt, schnellig nur für das Nothwendigste in Ausrüstung und Selbstversorgung zu sorgen. Mit dem Frühjahr 1827 wurde die landwirthschaftliche Lehranstalt eröffnet, welche allerdings in der ersten Zeit nur wenig lehrte. Der Director war, im Interesse der Actionäre, gezwungen, sich zunächst fast ausschließlich mit der Organisation der Güter zu beschäftigen, konnte daher vorläufig nur einzelne junge Leute als Zöglinge aufnehmen und mußte die Mehrzahl der Bewerber abweisen bis zur Errichtung der eigentlichen Bildungsstätte, welche factisch vor dem Jahre 1831 statt fand. Unter den von Bella eingeführten Verbesserungen im Betriebe sind hervorzuheben: Anlagen von Wässerungswiesen, Errichtung einer Stärkemehlfabrik zur

Verwerthung der Erträge eines forrirten Kartoffelbaues, Aufnahme von Kiegrasflüßchen in die Rotation, Anwendung südlichen Düngers — aus St. Germain bezogen — und von Poudrette, ausschließliche Anwendung des Dombasle's-Pfluges, Gründung einer Werkstätte für landwirthschaftliche Geräte und Maschinen — aus welcher der seit 1855 zur Geltung gelangte Grignon-Pflug, eine Modification des Dombasle'schen, hervorgegangen ist —, Neubauten von Ställen, Ziegeleien u. s. v. Eine vorzügliche Aufmerksamkeit wendete Bella der Vertiefung seiner Ackerfrumme zu; er pflanzte denjenigen, welche ihm einwandten, mit großem Kapital und harter Düngung sei leicht Landwirthschaft zu treiben, gewöhnlich zu wider: Verschafft euch dessen ebenfalls! Treibt nicht Ackerbau ohne Kapital! Schafft euch gute Pflüge an und laßt sie möglichst tief gehen; ohne Furcht, keine Pflanze kann zu tiefen Boden haben. — Auch in der Viehzucht strebte er Reformen an. Als Ackerpferde wurden die der Doulonnaisrart beigelegt; um die besten Zugochsen zu ermitteln, wurden die Racer der Vogeley, Lothringens, der Berche, des Elsaß, des Charolais und von Morvan neben einander geprüft; man entschied sich für die letzteren; die Milchfüße waren von schweizer und normännischer Abkunft. Die Schafzucht beschränkte sich auf die Haltung eines kleinen Stammes Merino's, während jährlich eine Partie Fleischschafe gemästet wurden; von Schweinen wurden schon 1828 die englische und die chineesische Rart gezüchtet. Um zu zeigen, was geleistet worden war, berief der Gesellschaftsvorstand im J. 1834 eine große landwirthschaftliche Versammlung nach Grignon, bei welcher Wettsplügen, Maschinenarbeiten und mancherlei Ausstellungen stattfanden. Es nahm daran Theil, wer nur irgend ein Interesse an Agriculture hatte; von bekannten Namen sind zu nennen: Payen, Magendie, Dumas, Gay-Lussac, Marschall Grouchy, Arago, Wallat, Darblay, de Baur, Rochefoucauld, Bismorin, Serurier, St. Hilaire, Fourier der Societät der Wohlthätigkeit, Minister Duchatel u. A. Die Zahl der zusammengetriebenen Landwirthe bei diesem Besuche wird auf 4000 angegeben. Die Befriedigung war eine allgemeine. Die Lehranstalt zählte damals 25 Zöglinge, während der Jahrgang mit 40 begonnen worden war; 15 waren ausgetreten, weil sie sich der strengen Disziplin nicht fügen wollten. Unterricht wurde erteilt in allen Zweigen der Landwirthschaft, in Mathematik, Botanik, Chemie, Geologie, Mineralogie, Thierheilkunde, Gartenkunst und Buchführung. Jeder Zögling hatte jährlich 1800 Francs für Unterricht und freie Station zu zahlen, eine Summe, welche man allgemein als zu hoch fand, da die Pension in den königlichen Collèges zu Paris nur 1000 Francs betrug. — Die sich allmählig von selbst ergebende Nothwendigkeit einer besseren Ausrüstung, überhaupt zeitgemäßen Hebung der Lehranstalt, war schon im J. 1829 erkannt und beschloffen worden, dieselbe durch Emission einer neuen Actienserie im Betrage von abermal 300,000 Francs zu ermöglichen, da das erkaufte Capital von den Ameliorationen der Wirtschaft gänzlich absorbiert war. Allen die Revolution von 1830

machte die Ausführung dieses Projectes unmöglich; man mußte sich daher entschließen, die Schule ganz aufzugeben, oder ihr Leben aus der Wirtschaftsklasse zu rippen. Unbedenklich wurde das letztere gewählt. Der Gutbetrieb gab keine Geräthe und Maschinen zu Demonstrationen, objecten her, die Aktionäre verzichteten auf ihre Dividenden, die Direction auf ihren Gewinnanteil; man nahm Gelder aus zur Bezahlung der Professoren — jährlich 16,000 Francs — und der reorganisirte Course wurde 1864 eröffnet. Im Anfang genigte die Anzahl allerdinge nicht den Anforderungen, nach und nach aber erweiterte sie, erweiterte sich, und nach Verlauf weniger Jahre befand sich die Schule in einem so gedeihlich blühenden Zustande, daß es ihr möglich wurde, sämtliche aus der Wirtschaftsklasse empfangenen Vorschüsse sammt Zinsen zurückzugeben. Von dieser Zeit ab hat sich Grignon als höhere landwirtschaftliche Lehranstalt fest an einer achtunggebenden Stufe gehalten, wenn gleich nicht gelangt werden kann, daß es niemals diejenige erreicht hat, welche tausende Akademien, wie Göttingen, Pöppelndorf, Breslau u. a. einnehmen. Auguste Bella war so glücklich, sein Werk von Erfolg gekrönt zu sehen, wenn es demselben gleich nicht an Ansehen fehlte, besonders von Seiten der Aktionäre, welche keine Zinsen empfangen, daher behaupteten, es sei leicht bestehend wirtschaften, wenn man seinen Pacht bezahle. Er starb 1866; eine unter den französischen Landwirthen eröffnete Subscription brachte die Mittel zu einem Monument für ihn zu Grignon auf, welches die Inschrift trägt: *A Auguste Bella l'agriculteur reconnaissant*. In sein Amt und seine Fußstapfen trat sein Sohn Francis Bella, welcher die Aufgabe glücklich ihren Ende entgegenführte. Unter seiner Leitung wurden in Grignon alle Erwerbungen der Wissenschaft und der Praxis, an welchen die Reueit so reich gewesen ist, durch Versuche geprüft und nach Befinden ins Leben gerufen; so gestaltete sich der Betrieb aus einer Mikrowirtschaft zum Theil in eine Versuchsanstalt. Die Durchschnittszahl der Ecken betrug in den letzten zehn Jahren 51 per Hektar. Die Versuchswirtschaft der Institution *agronomique* war von derjenigen des Gutes selbst getrennt. Zu den industriellen Vorkommnissen waren mehrere Mühlen und eine große Erdennapferei gekommen. Ein chemisches Laboratorium, ein physikalisches Cabinet waren eingerichtet, die Sammlungen bedeutend vermehrt, auch eine Bibliothek gegründet worden. Unter den Namen der Professoren ragten hervor: Naget, Whilippar, Grandvoine, Pourciau, Gobin, Konna u. a. m.; viele von den Zöglingen haben sich Namen gemacht, so Lecouteur, Ridel, Tisserand, Tschon u. a. Die Erfahrungen aus der Wirtschaft wurden allerbereit in den periodisch erscheinenden „*Annales de Grignon*“; die Studierenden hatten einen wissenschaftlichen Club gebildet, welcher sich über die Dauer des Course fortsetzte und besondere „*Bulletins de l'association amicale des anciens élèves de Grignon*“ herausgab. In der Wirtschaft selber führte der jüngere Bella, ohne das allerbereit verbesserte Scherensystem ganz aufzugeben, vergrößerten Anbau

und Zwischenculturen ein. Der eiserne Doppelpflug fand Anwendung neben dem Grignon. Als Zugochsen trat die Marjolainrace an die Stelle der Morvan; von Kühen wurden gezüchtet Schwärze, Normänner, Kreuzung von beiden, von Durham-Schwarz-Göttingen, von Durham-Schwarz-Normande, endlich Ayrshire in Reinsucht. Von Schafracen waren vertreten: englische Dishley-Merino's, Southdown's, Rambouillet's und Kreuzungen von Schweinen Hampshire und Esser. Ein nicht unbedeutender Bienenstand war geschaffen worden; davon abgezweigt ein besonderer Versuch: und Beobachtungspavillon. In den Teichen betrieb man künstliche Fischzucht. Dem Gartenbau und der Obstkult hatte man die größte Aufmerksamkeit gewidmet; in letzterer waren alle Erziehungsarten der Reueit bekennend vertreten, gleichwie in der Weiniculture alle französischen Rebenzüge. Der Wald endlich war sorgfältig gepflegt und präsentierte sich als eine Art von Arboretum. — So war der Zustand von Grignon im J. 1867, dem Jahre, in welchem der Gesellschaftsvertrag der Institution *agronomique* nach vierzigjähriger Dauer abgelaufen war. Die Liquidation wurde besoldet, konnte aber erst im J. 1868 zu Ende geführt werden. Ihr Resultat ist ein ungemein interessantes mit Rücksicht darauf, daß dies Beispiel einer derartigen Unternehmung von Seiten einer Gesellschaft auf Aktien bis jetzt einzig dastehenden hat. Es übertraf alle Erwartungen. Es ergab sich nämlich: 1) daß das gesamte Aktienkapital zurückgezahlt werden konnte; 2) außerdem 4 Proc. Zinsen, und zwar für volle 40 Jahre, gewährt wurden, und endlich 3) trotzdem noch ein Ueberbisch von 60,000 Francs zur Verfügung der Aktionäre blieb. Das ist ein Ertrag, wie man ihn kaum besser wünschen konnte, um so erfreulicher, als er durchaus nicht erhofft worden war. Neben diesen realen Nutzen stellt sich aber der größte, intellectuelle, daß Grignon während des Verlaufs der 40 Jahre die Zahl von 1238 Zöglingen ausgebildet und als Apostel der Hochkultur hinausgeschickt hat; viele davon nehmen gegenwärtig eine einflußreiche Stellung in der landwirtschaftlichen Welt ein und liefern in dem Betriebe ihrer Wirtschaften ein Muster, welches selber wieder zur Lehre wird in immer verbreiteteren Kreisen. Der „*Conseil d'administration de Grignon*“, welchem vorbehalten war, die Geschäfte glücklich zu Ende zu führen, bestand aus folgenden Mitgliedern: General Duc de Mortemart, Präsident; Darblan, Vizepräsident; Comte de Mortemart, Gharan, Comte de Kergerlan, Marquis d'Harincourt, Comte de Renq, Baval, Comte de Bontalès, Blay-Müller und Marquis de Dampierre. Der letztere ist Verfasser des „*Rapport du conseil d'administration de l'institution agronomique de Grignon aux actionnaires de cette société sur la situation financière de Grignon*“ — welchem wir noch folgende Daten entnehmen: Bei der Unternehmung der Erfolge, welche der gesellschaftliche Betrieb binnen 40 Jahren errungen hat, ergeben sich nachstehende wesentliche Momente: Die Domäne kann gegenwärtig 350 Kilo Lebendgewicht an Vieh pro Hektare ernähren, aukalt früher nur 300 Kilo. Der Werth der Felder von 250 — 300 Francs ist

auf 1200 — 1500 Francs per Hectare gesteigert worden. Sowel die schlechtesten als auch die besten Bodentlagen sind in ganz gleichmäßiger Weise mit allen Mitteln ameliorirt worden. Die Ausgaben für die Wirtschaftsgebäude und Wege, welche in der ersten Decennialperiode 30,356 Francs betrugen, wurden bis auf 86,565 Francs in der letzten erhöht. Der Landwirthschaft wurde durch die Unterhaltung einer berühmten gewordenen Lehranstalt der größte Dienst erwiesen, den man ihr erwirken konnte. Das finanzielle Ergebniss des Unternehmens war, wenn auch kein glänzendes, doch ein befriedigendes; das Capital verzinsle sich mit 4 Proc. und es verblieb noch ein Plus, welches dem Betrage von 20 Proc. entspricht. Das gesammte Areal des Gutes befindet sich in einem solchen Zustande von Kraft und tüchtiger Bearbeitung, daß das darin angelegte Capital auf lange Jahre hinaus erhebliche Zinsen tragen muß. Da das Gut Eigenthum der Civilliste ist, so übernahm diese es erst nach einer genauen Prüfung und Abschätzung durch die erfahrensten und vertrauenswürdigsten Beamten wieder zurück. Der von diesen Experten aufgenommene Process-verbal sagt: „Das agronomische Institut von Grignon hat für wirthliche und als solche anerkannte Ameliorationen während der vier Perioden seiner Pachtzeit folgende Summen verausgabt:

1. Periode von 1827 — 1837	145,852 Francs 92
2. „ „ 1837 — 1847	74,328 „ 9
3. „ „ 1847 — 1857	49,200 „ —
4. „ „ 1857 — 1867	36,357 „ 5
also in Summa:	305,738 „ 6.

Dabei ist der Wald vollkommen geordnet worden und enthält einen reicheren Reservebestand, als eigentlich notwendig wäre. Die Direction hat die Wirthschaft nicht bloß als guter Hausvater geführt, sondern durch unablässige Sorgfalt, unermüdete Thätigkeit und große Intelligenz deren Werth und Ertrag stetig zu erhöhen gesucht. Alle dem Eigenthümer gehörigen Objecte sind im besten Stande gehalten worden, und somit hat die Gesellschaft von Grignon die ihr gestellte Aufgabe, „*de gérer et d'administrer en bon père de famille*“ in würdevoller Weise gelöst. — Dieses Zeugniß wird selten der Eigenthümer dem abtretenden Pächter ausstellen können.

Die Gesellschaft der „*Institution agronomique de Grignon*“ hat sich unmittelbar nach der Liquidation aufgelöst, nachdem schon mit Ablauf des Pachtens im J. 1867 die Lehranstalt geschlossen worden war. Um den allgem. meinen Klagen darüber Rechnung zu tragen, errichtete die französische Regierung einen „*Cours de l'enseignement supérieur agronomique*“ — eine landwirthschaftliche Hochschule ohne Unterbrechung — am Muséum d'histoire naturelle zu Paris, welcher am 1. April 1869 eröffnet wurde. Das Gut Grignon wurde vortheilhaft verpachtet, das der höheren Lehranstalt zugewiesene Versuchsfeld aber einer vom Staate gegründeten und subventionirten Ecole régionale d'agriculture — Lehranstalt für Söhne bäuerlicher Wirthe — überlassen.

Derartige Schulen gibt es nunmehr drei in Frankreich: Grandjouan, la Saulsaie und Grignon; zwei andere sollen im Osten und Süden des Landes demnächst gegründet werden. (Uebrig Grignon existirt ein sehr schönes Kupferwerk, welches jedoch nicht in den Buchhandel gekommen, sondern nur vom Ministère de l'Agriculture als Geschenk versendet worden ist.) (Dr. W. Hamann.)

GRIGNON (Pierre-Clement), Metallurg und Alterthumsforscher, geb. zu St.-Dizier am 24. Aug. 1723. Obwohl er schon in seiner Jugend einen sehr lebendigen Geschmack namentlich für die exacten Wissenschaften entwickelte, so gelang es ihm doch erst in reiferen Jahren, die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Dies geschah zuerst im J. 1770, als er sich der Beantwortung der von der königl. Academie zu Vienne aufgestellten Frage: *Quel est le meilleur des trois espèces de soufflets employés dans les forges de fer?* unterzog und den ausgelegten Preis gewann. Seine Abhandlung befindet sich im Recueil der Academie vom Jahre 1770 Nr. 3. S. 184 — 232. Zum Director der Eisenhämmer von Bayard ernannt, machte er fortan neue Versuche mit dem zur Erzeugung seiner Ofen dienenden Material und die Academie der Wissenschaften beehrte ihn ihre vollkommene Zufriedenheit mit den ihr vorgelegten Ergebnissen seiner Untersuchungen. Als er im J. 1772 in der Nähe von St.-Dizier Ausgrabungen veranstaltete, entdeckte er Alterthumsreste, welche damals so viel Aufsehen erregten, daß der König den glücklichen Unternehmer beauftragte, seine Forschungen fortzusetzen. Unter dem Titel einer Entschädigung gewährte ihm der König für seine Arbeiten die Summe von 10,000 Franken und verlieh ihm überdies zu seinen Ehren den St. Michaelsorden. Die königlichen Akademien des sciences et des inscriptions ernannten ihn zu ihrem Correspondenten und die Akademien von Dijon und Chälons zum wirklichen Mitglieder. Die letzten Jahre seines Lebens überschiel ihn eine heftige Krankheit, welche aller ärztlichen Hilfe spottete. Endlich ward ihm der Gebrauch der Bäder von Bourbonne verordnet, aber auch dies vergeblich, denn Grignon starb in dieser Stadt am 2. Aug. 1784. Außer seiner Preisschrift verfaßte er noch folgende Werke: 1) *Mémoires sur la nécessité et la facilité de rendre la Marne navigable depuis St.-Dizier jusqu'à Joinville*. Amsterdam (Paris) 1770 in 12. 2) *Bulletins des fouilles faites par ordre du roi, d'une ville romaine sur la petite montagne du Château*. Paris 1774. 1775. 2 Theile in 8. Die darin beschriebenen Alterthümer befinden sich größtentheils im Cabinet des Abbé de Tréfan. 3) *Mémoires de physique sur l'art de fabriquer de fer, d'en fondre et forges des canons d'artillerie, sur l'histoire naturelle, et sur divers sujets particuliers de physique économique*. Paris 1775 in 4. avec planches. Dieses wichtige Werk wurde im J. 1807 neu aufgelegt unter dem Titel: *L'Art de fabriquer le fer, de fondre et de forger des pièces d'artillerie*. 4) *Observations sur les épidémies contagieuses, et particulièrement sur celle qui a régné en Champagne*. Paris 1776 in 8.

Zuletzt beschäftigte ihn die Uebersetzung von T. Bergmann's Analyse des Eisens aus dem Zinnschen, die er avec des notes et un appendice suivi de quatre mémoires sur la métallurgie. Paris 1783 in 8, herausgab. — Sein Bildniß hat man in einem Kupferstiche von Wiger in 4. Man vergl. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 540. (F. Th. Richter.)

GRIJALVA, 1) Juan de, einer der ersten spanischen Conquistadoren, wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zu Cuellar (in der heutigen spanischen Provinz Segovia) geboren. Wie damals zahllose seiner Landsleute, wandte er sich in Anschlag auf seinen Onkel Don Diego Velasquez nach Amerika. Letzterer hatte im Auftrage von Diego, dem Sohne des Columbus, 1511 mit einer kleinen Streitmacht Cuba unterworfen und besiedelt. Obgleich er der Verwaltung der neuen Eroberung, zu deren Gouverneur er ernannt worden, viel Aufmerksamkeit widmete, hatte er doch auch ein offenes Auge für die fortschreitenden Entdeckungen auf dem Festlande und schickte sich an denselben sich zu beteiligen. Eine Gelegenheit dazu sollte sich bald finden. Ein Hidalgo und Planter auf Cuba, Francisco Fernandez de Cordova, war am 8. Febr. 1517 mit drei Schiffen ausgelaufen, um auf den Inseln der Hondurashalbinsel Eingeborene als Sklaven für die Goldwäshen nach Cuba zu schleppen. Durch Stürme vom Wege abgetrieben, erblickte er am 1. März zur Rechten unermesslich Land. Es war das Cap Catoche an der Nordspitze der Halbinsel Yucatan. Die Spanier stießen hier auf die ersten Spuren einer höhern Cultur; sie sahen hier einen gut bebauten Boden, gemauerte Städte, züchtig besessene und gewerksame Bewohner. Cordova, der der Küste gegen Westen bis über Champoton folgte, kam nach großen Drangsalen über Florida nach Cuba zurück. Die Berichte über das von ihm besuchte Land, wol aber noch mehr die Proben von merkwürdig bearbeitetem Golde, überzeugten Velasquez von der Wichtigkeit dieser Entdeckung, und er bereitete sich eiligst vor, Augen aus derselben zu ziehen. Er rüstete ein kleines Geschwader von vier Schiffen aus und stellte dieselben unter den Befehl des Juan de Grijalva, seines Neffen, dessen Keckheit, Klugheit und Anhänglichkeit er sicher zu sein glaubte. Dieser verließ am 20. April 1518¹⁾ den Hafen von Matanzas auf Cuba und schlug den von Cordova verfolgten Weg ein. Etwas nach Süden getrieben, war das erste Land, auf das er am 4. Mai stieß, die Insel Yucamil oder Cozumel. Am 7. Mai erreichte er in jener Gegend das Festland von Yucatan. Grijalva schiffte nun unter Leitung des trefflichen Piloten Antonio de Maminos, der schon die Expedition des Cordova, vorher die des Ponca de Leon geführt, an der Halbinsel entlang, bis er über Champoton hinaus die Boca di Terminos erreichte. Gleich seinem Vorgänger ward auch Grijalva überall

von den Zeugnissen einer höhern Cultur überrascht. Stauen erregten unter Anderm bei ihm und seinen Begleitern die großen, steinernen Kreuze, augenscheinlich Gegenstände des Götterdienstes der Maya oder Yucatecos, die man an verschiedenen Orten antraf. Hierdurch an sein Vaterland erinnert, legte Grijalva dem neuentdeckten Lande den Namen Nuova Kapaña (Neuspanien) bei, der bald eine weitere Ausdehnung erhielt und bereits 1520 von Cortez (in seinem ersten Briefe an Kaiser Karl V.) auf das Reich der Montezuma übertragen ward. Yucatan übrigens wurde von Grijalva und wol auch noch die nächsten Jahre hindurch für eine Insel gehalten, indem man glaubte, daß die Boca di Terminos eine Durchfahrt sei, welche das Festland zertheile²⁾.

An allen Orten, wo Grijalva landete, ward ihm von Seiten der Bewohner derselbe unfreundliche Empfang zu Theil wie Cordova. Immer das Gesinde zur Linken behaltend, segelte das Geschwader weiter nach Westen und kam zur Mündung eines ansehnlichen Flusses, des Tabasco, der nach seinem Entdecker auch öfter, wenigstens in seinem Unterlaufe, Rio Grijalva genannt wird. An demselben hatte der Conquistador eine freundliche Unterredung mit einem Häuptlinge, der ihm eine Anzahl goldener Platten schenkte, die zu einer Art von Rüstung geformt waren. Nachdem er noch eine Strecke weiter an der Küste hingesehelt war, fuhr einer seiner Capitäne, Pedro d'Alvarado, der später bei der Eroberung von Neuspanien noch eine wichtige Rolle spielte, in einen Fluß ein, der noch heutigen Tages seinen Namen führt. An der Mündung eines andern Stromes, des heutigen Rio Blanco, hatte Grijalva die erste demerwürdige Zusammenkunft mit Vollmächtigten des Kistenländers. Nach Prescott, welcher den Berichten Sabagun's folgte, war es der Kayse jener Landschaft, welcher im Auftrage seines Herrn, des Montezuma, genauere Erkundigungen über die herannahenden Europäer einlegen sollte. Es fand eine freundliche Unterredung zwischen beiden Theilen an der Küste statt, wo Grijalva mit seiner ganzen Streitmacht landete, um einen angemessenen Eindruck auf den Häuptling zu machen. Die Zusammenkunft währte einige Stunden, obgleich sie sich, in Ermangelung von Dolmetschern, nur durch Zeichen verständlich machen konnten. Inzwischen tauschten sie gegenseitig Geschenke aus und die Spanier erhielten für einige Glasperlen, Nadeln, Scherren und andere werthvolle Spielereien einen reichen Vorrath an Goldschienen, goldenen Harnaisen und Gefäßen von der wunderbarsten Form und Arbeit³⁾. Da sich die Befehle Grijalva's darauf beschränkten, mit den Eingeborenen, die er antreffen würde, nur einen Tauschhandel zu eröffnen, so ließ er sich selbst durch die Bitten seiner Begleiter nicht bewegen, an jenem demerwürdigen Orte eine Niederlassung zu begründen. Er sandte daher Alvarado mit einem der leichtsten Fahrzeuge mit dem Schätze, der einen Werth von 15–20,000 Pedro's de oro hatte, und den Nachrichten, die er an

1) Dieses Datum nimmt Bessel in seiner „Geschichte der Conquistaden“ (München 1865. 8.) S. 239 an; Prescott in der „Geschichte der Eroberung von Mexico“ (Leipzig, 2 Bde., Leipzig 1945. 8.), Bd. I. S. 120, führt die Tzuluja an den 1. Mai.

2) Siehe Bessel a. a. D. S. 240.
a. a. D. S. 180 fg.

3) Nach Prescott

der Küste über das große Reich im Innern gesammelt hatte, nach Cuba zurück und setzte dann seine Reise längs der mericanischen Küste fort. Er legte an der Stelle des spätern St. Juan de Ulua und bei der Isla de los Sacrificios an und fuhr dann bis zur Mündung des Zotalpa, der auf alten Karten Rio de S. Pablo y Pedro genannt wird *). Hier lebte er am 28. Juni um und langte fast nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder auf Cuba an. Raam hatte er das Land betreten, so erfuhr er zu seiner Ueberraschung, daß nicht nur eine andere und zahlreichere Kriegsslotte zur Verfolgung seiner Entdeckungen bereits angesehrt worden sei, sondern er fand auch Befehle des Statthalters vor, welche ihn sofort nach S.ago beriefen. Grimalva wurde hier von Velasquez mit Kälte und mit Vorwürfen empfangen. Er sollte versäumt haben, in dem von ihm besuchten Lande einen Pflanzsaat zu errichten. Dennoch hatte Grimalva nur streng nach den erhaltenen Befehlen und dies selbst gegen seine eigene Meinung gehandelt. Nachdem Alvarado mit seinen Schätzen und Berichten vom Aztekenreiche auf Cuba angekommen war, wurde der entzückte Velasquez ungeduldig über das lange Ausbleiben seines Reffen. Er sandte Cristobal de Alid mit einem Schiffe aus, um ihn aufzusuchen. Endlich befohl er, eine Flotte von hinreichender Stärke anzusuchen, um das neuentdeckte Land zu unterjochen. Diefelbe wurde unter die Befehle des Cortez gestellt, der bekanntlich seine Aufgabe glänzend erfüllte. Er hatte den Befehl, zunächst den Grimalva aufzusuchen und dann gemeinschaftlich mit demselben zu verfahren. Da jedoch Grimalva inzwischen zurückkehrte, verließ Cortez der Oberbefehl. Als letzterer mit seiner Flotte zu Trinidad (auf Cuba) anlegte, schloffen sich ihm über 100 von Grimalva's Leuten an, darunter auch mehrere von Rang und Familie, welche die Entdeckung weiter zu verfolgen wünschten und Cortez mit ihren bereits unter Grimalva gemachten Erfahrungen über Land und Leute unterstützen konnten. Ueber die weiteren Geschichte Grimalva's ist nur wenig bekannt. Nach Unterwerfung Centralamerica's ließ er sich in Nicaragua nieder, wurde aber einige Jahre darauf den 21. Jan. 1527 bei Gelegenheit eines Aufstandes der Indianer im Thale Olando erschlagen. Die Hauptquelle über das Unternehmen Grimalva's ist ein Bericht, welcher von dessen Kaplan verfaßt wurde. Die Urchrift ist verloren gegangen; eine leidliche italienische Uebersetzung erschien 1522 zu Benebig. Da dieselbe aber zu den größten Seltenheiten gehört, wurden von den Geschichtschreibern Muñoz und Navarrete Abschriften genommen, welche beide dem Abdrucke in J. Garcia Izabalca's „Coleccion de documentos para la historia de Mexico“ (T. I. Mexico 1858. 4.) zu Grunde liegen. Eine französische Uebersetzung des Berichtes erschien schon früher unter dem Titel: „Itinéraire du voyage à l'île de Yucatan

par le chapelain en chef de la flotte de Grimalva“ im 10. Bande der von Grafen Ternaux-Compans besorgten Sammlung: „Voyages, relations et mémoires pour servir à l'histoire de la découverte de l'Amérique“ (Bd. 1—19. Paris 1837—1841. 8.). Vergl. J. W. Kohl, Geschichte der Entdeckung des Golfs von Mexico, in der „Zeitschrift für Erdkunde“ Bd. 15 (1863). Heft 1; Prescott, Geschichte der Eroberung von Mexico (aus dem Englischen, 2 Bde., Leipzig 1845. 8.) Bd. 1. S. 179 ff.; Bessel, Geschichte der Erdkunde (München 1865. 8.) S. 239 ff.

2) Hernando de Grimalva, ein Verwandter des Conquistador, war einer der Officiere des Cortez. Nachdem dieser sich das Reich der Azteken unterworfen, sendete er wiederholt Expeditionen aus, welche die pacifischen Küsten des nördlichen Mexico, sowie überhaupt des nördlichen America erforschen sollten. Zu diesem Zweck sandte er auch 1533 zwei Schiffe aus, von denen jedoch nur das eine unter Hernando de Grimalva zurückkehrte. Derselbe hatte auf seinen Kreuzfahrten in der Südsee nichts weiter als die östliche Insel unserer Neillagidde-Gruppe entdeckt. (O. P.)

GRILL (Nicolaus), Arzt, geboren 1755 in der Nähe von Nisch in Oberbairern, studierte in München und Ingolstadt Medicin, practisirte dann in Wien, kam aber bereits 1782 als Stadtphysicus nach München. Er hat sein Andenken durch einige medicinische Schriften gesichert, nämlich: Kurze Geschichte des neuen Flussfiebers oder des sogenannten Krups in den Monaten Mai und Juni. München 1788. Der Bauerdoctor für Menschen und Vieh, oder allgemeiner Hausvorrath von Gesundheitsregeln, ökonomischen Ründen und Wissenschaften u. s. w. München 1789. Gedanken zur Verbesserung der Krankenhäuser in München. München 1799.

(Fr. Wilh. Theile.)

GRILLE, die (Grülle). Grillich (grillisch). Grillenhaft. Grillerei. Grillenfänger. Grillenfängerei. Grillen (verb.) u. s. w.

Obgleich in der nachfolgenden Darstellung der Begriff einer Grille vorzugsweise in seiner physischen oder übertragenen Bedeutung, d. h. als eines bei dem Menschen vorhandenen psychischen Zustandes, erörtert werden soll, so muß doch auch auf den eigentlichen oder ursprünglichen Sinn, d. h. auf die in der Naturbeschreibung so genannte Grille, eingegangen werden, zwar nicht zu dem Zwecke einer vollständigen und allseitigen naturhistorischen Erörterung, aber mit der Aufgabe, gewisse Eigenschaften dieses Insekts darzulegen, weil auf ihnen in ganz entscheidender Weise die Uebertragung auf menschlich-psychische Zustände beruht, und diese ohne die Kenntnis jener wenigstens gemeinlich nicht genügend verstanden werden können.

Indem „Grille“ — als Insekt jetzt zwar wol nicht mehr, aber früher meist „Grülle“ geschrieben *) — wahrscheinlich nichts zu thun hat mit dem griechischen ὀφρύς

4) Gewöhnlich wird der Panuco oder Tempico als die äußerste Grenze von Grimalva's Entdeckungsfahrt angegeben; für den Zotalpa spricht sich Kohl in der „Zeitschrift für Erdkunde“ Bd. 15 (1863). S. 92 an.

1) A. W. von Dlen in seiner Allgemeinen Naturgeschichte, B. V. Abth. 3. S. 1593, wie auch anderwärts.

log = das Gefasel oder *g y gälly* = das Grunzen, ist seine Herkunft von dem lateinischen *gryllus* (gen. masc.) ungewiss, zumal *grilli* bei Plinius, Hist. Natur., allerlei lächerliche groteske Figuren bedeuten. Daher alt-hochdeutsch der *gryllo* ²⁾, mittelhochdeutsch der *grillo* ³⁾, gegenwärtig die Grille, eine Gattung (oder Familie), in welcher man mehrere Arten unterscheidet; der französische Name ist le *grillon*, der englische — mit Einschluß der häßlichen Bedeutung — *cricket*, *whim*, *freak*, *mag-got*, *caprice* u. s. w.

Nach Osen ⁴⁾ werden die „Grillen“ (singul. *gryllus* oder *aetheta*) zu den Heuschrecken gerechnet; sie „haben einen walsigen, ziemlich kurzen Leib, mit wogerecht liegenden, abgerigten Flügeln, wovon die vorderen pergamentartig sind, die hinteren hächerförmig gefaltet; Hals und Kopf rundlich, ohne Nebenaugen, mit langen, borstenförmigen Fühlhörnern von mehr als 80 Gelenken, Leben dreigliederig, Springfüße, zwei Schwanzfäden und eine Legeborste. Sie halten sich fast beständig in Erdlöchern verborgen, singen durch Reiben des rechten Vorderflügels auf dem linken und leben von Pflanzenstoffen“. Von der Hausgrille oder dem „Heimschen“ (*Gryllus domesticus*) sei namentlich zu unterscheiden die Feldgrille. Jene ist „viel kleiner und viel geschmeidiger“, „etwa einen Zoll lang, sehr oder ockergelb und hat auf dem Kopfe zwei braune Querstreifen und solche Fiedeln auf Hals und Hinterleib, während die Feldgrille fast ganz schwarz ist“. Die Hausgrillen „finden sich nicht im Freien, sondern halten sich bloß in den Häusern auf, vorzüglich auf den Dörfern, in den Ritzen der Mauern und unter den Fußböden in der Nähe der Oefen, das ganze Jahr, Junge und Alte beisammen, wo sie sich, besonders des Abends, durch ihren schwirrenden Gesang hören lassen und dadurch oft lästig werden. Sie lieben besonders Bäderlein und Bierbrauerlein, wo sie immer Brod, Mehl und nasses Getreide finden, das sie allem Andreu vorziehen; denn sie sind sehr durstig und greifen, wenn es ihnen an Wasser fehlt, selbst nach Schuhe und Kleider an. Unter Tages halten sie sich verborgen, kommen aber Abends und des Nachts hervor, um Nahrung zu suchen, fliegen auch wohl im Sommer zum Fenster hinaus in ein anderes Haus. Wenn dann ein solches verirrtes Thierlein allein ankommt und sein Klagegeschrei anhört, so meinen abergläubige Leute, daß es einen Todesfall anzeige.“

Ueber den von der Hausgrille hervorgebrachten Ton sagt Osen ⁵⁾: „Der von beiden (Falten?) eingeschlossene Theil des Flügels wird beim Singen gerieben Beim Singen werden die Oberflügel so in die Höhe gehoben, daß sie mit dem Leibe einen spitzen Winkel machen, und dann wogerecht sehr lebhaft auf einander hin und her bewegt. Das (so schreibt Osen) Gesang unterscheidet sich von dem der Feldgrillen dadurch, daß es eher und mehr abgesetzt wird und nicht so hell klingt.“

Das Weibchen folgt diesem Gesang (des Männchens), was ein unumstößlicher Beweis ist, daß die Insekten Gehör haben. Es gibt jenem (dem Männchen) seine Gegenwart durch seine langen Fühlhörner zu erkennen; dieses schweigt, duckt sich, streckt und dreht den Kopf hin und her. Darauf werden die Eier durch die Legeborste in die Erde gesteckt. Sie sterben also nach einem Jahre.“ — Um sie zu fangen, stellt man eine offene, schräg geneigte Glasche hin, legt einen Spahn auf die Oefnung, bestreut diesen mit Zucker, den sie lieben, worauf sie ihn betreten und hineinfallen. — Die Feldgrillen leben nach Osen gern unter kurzem Kasten in kleinen Erdröhungen, aus welchen sie beim Singen stets herausgucken. Sie trinken stark, am liebsten Thautropfen. — Ueber ihr Singen sagt derselbe Naturforscher ⁶⁾: „Das Geräusch entsteht eigentlich durch Wölbung und Auseinanderziehung der Flügel, wodurch sich die Hauptadern an einander reiben; sie schließen dann wieder von selbst zusammen, wobei kein Ton entsteht; und daher kommt die Unterbrechung desselben.“ — „Außer der Paarungsgelüste kommen sie nicht zusammen; sie können einander nicht leiden, und jedes wohnt daher allein. Die Weibchen beißen den Männchen die Füße und Fühlhörner ab, bringen sich (unter einander) wohl gar um und fressen sich auf. Die Männchen verfolgen einander.“ Daher vertreibt man die Hausgrillen durch herbeigebraute Feldgrillen. Im Uebrigen sind sie sehr scheu und furchsam, und hören sofort zu singen auf, wenn sie Gefahr merken. „Trägt man sie jedoch in einer Schachtel nach Hause, so fangen sie bald wieder an, aus allen Kräften zu lärmen, so daß man es für einen Pöbel hält, den man jemandem spielt, wenn man ihm Grillen in's Haus setzt, um ihm die Ohren unaufhörlich voll schreien zu lassen; daher man auch von einem unzufriedenen Menschen sagt, daß er ein Grillensänger sei, oder er habe Grillen im Kopf.“ — Ferner unterscheidet Osen von der Hausgrille und von der Feldgrille die Maulwurfsgrille (Maulwurfsgrille), welche auch den Namen der Berre, des Aderwels, des Schrotwurms, des Reutwurms, des Kürbisenwurms, des Erdbreches führe und bei ihrer Größe der Landwirthschaft viel Schaden zufüge. „Das Männchen singt durch Reiben der Vorderflügel auf einander, wie die Grillen, aber nicht abwechselnd, sondern in einem Zuge fort und viel sanfter.“ „Sie singen nur des Morgens und Abends vor und nach dem Sonnen-Auf- und Niedergang.“

Von Osen weichen in der Ansicht über die Art und Weise, wie die Männchen der Grillen den bekannten schrillen Ton hervorbringen (die Weibchen sind stumm), Andere mehr oder weniger ab. So sagt z. B. J. R. K. Weland ⁷⁾, welcher sich dabei auf einen Artikel der *Böttger'schen Gesichtsungen* beruft: Die Grille sei „das bekannte Insekt mit zum Springen geschickten Hinterbeinen (Heupferd, Graschäpfer u. s. w.), von welchem das Männchen durch Auseinanderreiben des auf der unteren

2) Graff, Allgötheuscher Sprachschatz IV, 320. 3) Grimm, Deutsche Grammatik III, 346.
4) Allgemeine Naturgeschichte.
5) V. Roth, S. 6. 1823 fg. 6) 1824 u. 1826.

6) S. 1526. 7) Wörterbuch der Deutschen Synonymen 1842. Th. 2. S. 67. 8) 1824. S. 1482.

Fläche des linken und ebenso des rechten Oberflügels wie in der Gegend des Schildchens befindlichen garten, gezähnelten umrandeten Häutchen ein sogenanntes Zierpen hervorbringt." Indessen stehen wir von dem weiteren Verfolge dieser Erscheinung ab, da zwar die Art des Tones, nicht aber dessen Hervorbringung, wie wir unten sehen werden, von Einfluß auf die übertragene Bedeutung ist.

Ein Synonymum für das Insekt Grille ist in der teutschen Sprache die „Gemele“ und noch weit häufiger das „Heimchen“, jedoch meist nur für die Hausgrille. Auch dieser Ausdruck hat eine figurliche oder ungenetische Bedeutung erhalten, indem man ein schwächliches kleines Wesen als ein Heimchen bezeichnet, z. B.: „dieses Kind ist ein rechtes Heimchen.“

Die Literatur über die Grillen, Heuschrecken u. s. w., als naturhistorische Wesen, findet sich, bis zu seiner Zeit, zusammengestellt in Oken's Allgemeiner Naturgeschichte 7).

Was die übertragene Bedeutung des Wortes und Begriffes „Grille“ betrifft, so kann man eine zweifache unterscheiden, wovon indessen die eine nicht sehr gäng und gäbe auf dem teutschen Sprachgebiete ist. Wie nämlich unter Anderen auch Oken anführt 10), braucht man aus dem Grunde, weil die Heuschrecken ihren Aufenthalt durch das Singen sehr erkenntlich machen und sich daher leicht fangen lassen, die Redeumgebung oder das Sprichwort: „Er ist dummer als eine Grille, stultior gryllo.“

Weit häufiger ist die zweite übertragene Bedeutung, welche sich auf andere Eigenthümlichkeiten des genannten Insektes, namentlich, wie es wahrscheinlich ist, der Hausgrille, gründet, wie man auch andere Thiere in ganz analoger Weise und mit verwandter Bedeutung verwendet hat. So braucht man „Mude“, eigentlich „Mäde“, fast ganz wie Grille, nämlich mit dem Begriffe einer unfreudlichen, hinterhältigen Gesinnung oder speziellem Laune. Auch wendet man im Oberdeutsch das Wort „Mudenfänger“ ganz in der Bedeutung des „Grillenfänger“ an 11). Ferner sagt man wiederholt: „Müße-Kepfer (Mäufe-Kepfer) im Kopfe heben“ = Grillen im Kopfe haben 12). Meistlich verhalten sich die Redeweisen: „Einen Wurm haben“ oder „Spaßen im Kopfe haben“ = lächerlichen Hochmuth bezeugen; ferner: „Raten haben“ = „eine natürliche Einbildung hegen“, welcher man nachhängt 13).

In mehrfachen Wendungen stellt Weizand die Definition der Grille als eines psychischen Zustandes bei Menschen auf. Zunächst 14) bezeichnet er sie im Allgemeinen als „wunderliche Gemüthsart“, und bemerkt dabei, daß etwas Nehalbsches der Laune sei als „veränderliche wunderliche Gemüthsart“, welche z. B. schnell von Lust zu Unlust, von Freundlichkeit zu Unwillen, von Heiterkeit zu Trübsinn u. s. w. und umgekehrt übergeht. Man sage: heitere Laune, trübe Laune, aber nie: heitere

Grille. Liege in der Laune sehr oft eine wispige Gemüths- oder Gemüthsäußerung, so gebe es doch keine wispige Grille. Ferner definiert derselbe die Grille resp. eine Seite derselben als „eingebildete Sorge“ oder „Sorge der Einbildung“ 15), wiederum als „seltsamen wunderlichen Einsinn mit eigenfinniger Stimmung“ 16), oder „im Besonderen“ als „eine tiefinnige grandiose beunruhigende Stimmung“, z. B. im Streben nach Etwas oder in Abwendung eines eingebildeten Uebels, wie denn diese Seite beispielsweise in Schiller's Don Carlos III, 9 hervortrete, wo es heißt: „So könnte, Was erst so grillenhaft mir schien, sehr zweckvoll und sehr besonnen sein.“ Daraus schließt er eine Stelle aus desselben Dichters Maria Stuart II, 9, da, wo die Königin Elisabeth zu Leicester sagt, als dieser darauf besteht, daß sie Maria Stuart sehen möge: „Sei's eine Grille nur von Euch.“ Auch citirt Weizand Gölp's Worte: „Wer wollte sich mit Grillen plagen, So lang uns Lenz und Jugend blüht?“ 17).

Wenn nun unsere Darstellung von ihrem Standpunkte aus, in ihrer Methode der genetischen Entwicklung, den Begriff dessen, was in der figurlichen Bedeutung von Grille, Grillerei, grillig, grillenhaft, Grillenfänger liegt, zu definiren versucht, so ist es unzweifelhaft, daß dieser Sprachgebrauch nur an gewisse Eigenschaften oder Eigenthümlichkeiten des Insektes anknüpft, um sie zur Bezeichnung menschlicher Gemüthszustände zu verwenden. Dies ist zunächst im Allgemeinen das wunderbare, wunderliche oder sonderbare Verhalten der Grille, welches von demjenigen anderer Thiere außerordentlich abweicht, indem es so Manches aufweist, was mit den allgemeinen, geistlichen, rationalen Zuständen in der Thierwelt nicht übereinstimmt oder nicht übereinzustimmen scheint, folglich als etwas Irrationales erscheint. Man hört seine Laute vernehmlich und deutlich, aber man sieht das Thier nicht oder doch nur höchst selten. Man vernimmt den Ton, aber man weiß nicht oder kann nur schwer enträthseln, von wem er kommt; er schweigt plötzlich und läßt sich dann wieder plötzlich vernehmen, als wollte er den Hörer foppen, täuschen, ärgern; es liegt eine geheimnißvolle Constanz und doch auch wiederum eine räthselhafte Veränderlichkeit darin. Das eine Moment ist also die irrationale Wunderlichkeit, eine Eigenheit, welche im zweiten Momente zugleich das Färsichsein, das Allseins, die Absonderung an sich hat, gleichsam eine vereinigte melancholische Eristenz, in welcher das Thier sich fagen und selbst pelnigend selbst verzeht, zugleich aber störend und gleichsam feindlich auf das Ohr und die Sinne der Umgebung einwirkt.

Ein grilliger Mensch ist demnach derjenige, welcher wunderliche resp. sonderliche Gedanken, Ansichten u. s. w. hat und äußert, d. h. solche, welche irrational erscheinen, d. h. mit der allgemeinen Vernünftigkeit (common sense), mit dem, was unter den gegebenen Umständen das Natürliche ist, nicht übereinstimmen. Er macht dem gegenüber seinen eigenen, in obigem Sinne unmotivierten Sinn

9) Oken, Nat. Hist. 3. S. 1531 n. 1532. 10) Oken's Nat. 1827 u. 1828. 11) Mählung, Wörterbuch der hochdeutschen Mundart. 2. Aufl. II, 803. 12) Richey, Idiotecon Hamburg. 169. 13) Weizand a. a. O. II, 282. 14) S. 280.

15) II, 711. 16) II, 281. 17) Oken's.

(Eigensinn) oder Willen geltend, und zwar in einer krankhaften, sich selbst peinigenden und quälenden Weise, wodurch er zugleich, wenn auch absichtslos, Andere peinigt und quält. Indem er hierbei gegen die ihm entgegengehaltenen objectiven, vernünftigen Gründe immer wieder die seinigen geltend macht, mit dem, was Andere raten, thun u. s. w., unzufrieden ist, sucht er Alles hervor, wodurch er Anderen opposirt und seine Unzufriedenheit mit ihnen ausdrückt. Wenn er etwas angedenkt oder gewünscht hat und man kommt ihm in Erfüllung desselben entgegen, so verwirrt er es wieder und macht allerbald Anstellungen und Einwendungen dagegen, da ihm immer neue sonderliche Gedanken beikommen. Grillen sind demnach sehr irrationale oder wunderliche oder sonderbare, eigensinnige, krankhafte, selbstquälende, oppositio-nelle und veränderliche Gedanken und Willensäußerungen.

Hieraus ergeben sich leicht die übrigen aus Grille gebildeten Wörter oder Begriffe. Grillerei ist die Gesamtheit der mit scharfem, wogegenwärtigen Urtheil belegten Grillen, welche ein Mensch hat. Dabei verdient noch bemerkt zu werden, daß man mehr Erwachsene, weniger Kindern Grillen oder Grillerel beilegt; letztere nennt man in der Regel eigensinnig, wenn sie sich in dieser krankhaften Stimmung befinden. Auch bezeichnet der deutsche Sprachgebrauch sehr häufig einen grilligen (popular: grillichten) Menschen geradezu als eine Grille, vorzugsweise aber eine weibliche Person, wozu das genus femininum Veranlassung geben mag. — Sehr oft wird ferner das Wort Grillensänger angewendet, welches Weigand¹⁹⁾ in der übertragenen Bedeutung mit Phantast und Schwärmer zusammenstellt, indem er hinzusetzt, daß jedoch bei einem Grillensänger, wie bei einem Phantasten oder Schwärmer dies meist der Fall ist, eine „angenehme“ Stimmung nicht vorhanden sei; der Begriff eines Grillensängers schließe die Einfälle, namentlich die sonderbaren, ein. Im weiteren Verlaufe wird dann von ihm der Grillensänger als „der in trägen (unthätigen), beunruhigenden, verdrießlichen, sorglichen, felsamen, wunderlichen Einfällen mit eigensinniger Stimmung (Grillen) Befangene und ihnen nachhängende“ definiert. Wir unsererseits können in dem Schwärmer und Phantasten nur eine so entfernte Verwandtschaft mit dem Grillensänger erdkenen, daß kaum noch eine Aehnlichkeit übrig bleibt. Zwar wird „Grillensänger“ oft ganz gleichbedeutend mit einem grilligen Menschen gebraucht, aber es liegt in ihm vermöge der Zusammenfügung des Wortes immer ein specieller Begriff, nämlich der Begriff eines Menschen, welcher mit wirklicher oder anscheinender Absichtlichkeit darauf ausgeht, sich Grillen in den Kopf zu setzen. — Außerdem findet sich in ziemlich häufiger Anwendung das Adjectivum grillenhaft und — wol seltener — das Substantivum Grillenhaftigkeit; aber man wendet diese Begriffe resp. Wörter weniger auf Personen, mehr auf Sachen an; man spricht nicht sowohl von grillenhaften Leuten als vielmehr von grillenhaften Gedanken, Neuge-

rungen, Willensrichtungen. — Auch ist das Verbum „grillen“ im — nicht häufigen — Gebrauche, indem man z. B. sagt: er grillt. — Im Uebrigen dürfte hier der Ort sein zu constatiren, daß diejenigen, welche von Grillen, grillig u. s. w., selbst von Grillensängern, d. h. figurlich reden, dabei wol selten an den eigentlichen Insektensprung, an die Abileitung von dem bekannten Insektendenk resp. sich dessen bewußt sind, wogegen in anderen ähnlichen Fällen, z. B. wenn von löwenartigem Ruche, von tigerhafter Grausamkeit u. s. w. die Rede ist, dieses Bewußtsein meist nicht fehlt.

In der nächsten Sinn- und Begriffsverwandtschaft mit Grille, grillig u. s. f. steht der Eigensinn mit seinem Adjectivum eigensinnig; ja man macht oft seinen Unterschied zwischen grillig und eigensinnig, sodas man beide promiscue draucht oder eines wesentlichen Unterschiedes sich dabei nicht bewußt ist oder wird. Nimmt man es jedoch mit den Worten streng, so können sie nicht identisch gebraucht werden. Der Eigensinnige ist im Wesentlichen der, welcher auf seinem eigenen Sinne, Gedanken, Willen u. s. w., den Gedanken und Absichten Anderer oder der Anderen (der vernünftigen, auf allgemeingültige Gründe sich stützenden Mehrheit oder Gesamtheit) gegenüber, besteht; er hat demnach sehr viel mit dem Grilligen gemein, aber in seinem Begriffe ist das Moment des Wunderlichen und namentlich des unerklärlich Besessenen nicht eigentlich enthalten. Demnach dürfte sich der Begriff „wunderlich“ anreihen, jedoch mit der Beschränkung, daß ihm das Moment des Verdrießlichen und des Widerspruches nicht so stark anhaftet wie dem Begriffe des Grilligen, und daß der Ausdruck mehr popular als wissenschaftlich ist. So heißt es 1 Petr. 2, 18 in der Lutherischen Uebersetzung: „Ihr Anekthe seid unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen“²⁰⁾. Die Verdrießlichkeit (verdrießlich) stellt nur eine Seite in dem Wesen des Grilligen dar, vorzugsweise das Element der Unzufriedenheit mit Anderen und mit sich selber; ebenso die Nörgelei, die Klängei und Dudgelei, deren Wesen es ist, allerlei kleinliche Anstellungen, Einwendungen u. s. w. zu machen. Weigand²¹⁾ zieht auch die Laune herbei und führt aus Wieland's Personelle die nachfolgende Stelle an: „Die Launen nehmen überhand und täuschen seinen besten Willen. Oft werden aus den Launen Grillen, Die er, auch wenn er sie verhand, Zu schwichtigen nicht immer rathsam fand“; desgleichen aus Goethe's Faust, II. B., diese: „Die feurige Laune launet grillenhaft.“ Und in der That, gerade die Grille hat es an sich, in unerklärlicher, objectiv und vernünftig unmotivirter Weise veränderlich, d. h. launenhaft zu sein. — Weiter als bis hieher dürfte es nicht gestattet sein, in der Synonymie zu gehen, und namentlich vermögen wir in dem Trübsinne, der Melancholie und anderen Begriffen, welche man oft als synonymwandi mit der Grille anführt, nur

19) vgl. analog. Auch De Witte übersetzt: „den wunderlichen.“ 20) a. a. D. II, 281.

so schwache Verwandtschaften zu finden, daß sie jenseits der Grenze bleiben müssen.

Zur Literatur für Grille, grillich u. f. w. (in der psychisch-menschlichen Bedeutung) gehören besonders die deutschen Wörterbücher und die deutschen Synonymmilen, wie überhaupt die Sammelwerke über die Geschichte der deutschen Sprache. Eine vollständige Uebersicht dieser Werke findet sich in Weigand's von uns öfters angeführtem Wörterbuche der Deutschen Synonymie, Vorrede V—XVI. (J. Hasemann.)

GRILLE (*Acheta campestris*), ein schädliches Insekt, schwarz von Farbe, die 1 Zoll lang, gräbt sich an sonnigen Orten Löcher in die Erde. Bei warmem Sonnenschein läßt sie ihr Zirpen den ganzen Tag hören. Sie ist den Redern und Wesen schädlich. Im Sommer frisst sie Gräser und Kräuter. Den Winter über vertritt sie sich etwa $\frac{1}{4}$ Zoll tief in die Erde, wo sie sich ihr Nest macht. Nur durch starken Frost wird sie vertriebt. (Dr. William Löbe.)

GRILLENSPIEL (das). Wenn es unzweifelhaft ist, daß dieses Wort sich von der Grille in ihrer übertragenen Bedeutung als eines menschlich-psychischen Zustandes, nicht in der ursprünglichen eines naturgeschichtlichen Thieres, herleitet¹⁾, so ist es doch fraglich, in welchem Sinne dasselbe gemeint sei. Man wird nicht schiefgreifen, wenn man es nach der Analogie von Kartenspiel, Würfelspiel, Ballspiel u. f. f. ansieht. Ist z. B. das Kartenspiel ein Spiel mit Karten, so wird das Grillenspiel ein Spiel mit Grillen, d. i. mit sonderlichen Gedanken, sein, nur daß diesen nicht der Begriff des Eigenthums, Vertriebs, der krankhaft-ärgelichen Stimmung inbegriffen. Denn dagegen streitet der Begriff des Spieles als einer Thätigkeit, welche eine heitere oder wenigstens angenehme Zerstreuung bezweckt. Wer mit Grillen spielt, wie die Kage mit der Maus, ist ihrer Herr. Man kann daher von dieser Seite das Grillenspiel als ein Spiel zur Fernhaltung oder Verschönerung der Grillen bezeichnen. Wenn nun ferner die Grille, das Insekt wie der davon hergeleitete psychische Zustand eines Menschen, das an sich hat, daß sie in ihr Fährsehn, eine Absonderung bedeutet, so correspondirt hiermit das Grillenspiel auch in sofern, als es in seinem Wesen liegt, ausschließlich von einer einzigen Person, welche indessen seine doppelte Rolle, die zweier Gegner, durchführt, exercitirt zu werden.

Zur Erreichung der vorstehend genannten Zwecke kann man sich mancherlei Spiele denken; hauptsächlich pflegt jedoch ein solches als Grillenspiel genannt zu werden. Neben demselben ist dem Verfasser dieses Artikels auch ein anderes bekannt, mit welchem sich ebenfalls nur eine einzige Person beschäftigt. Man kann sie als die beiden Grundtypen der möglichen Grillenspiele betrachten, das erstere als Anwendung des negativ-constructiven, das zweite als Anwendung des positiv-constructiven Principes. Jenes besteht in folgender Vorrichtung und Manipulation. Auf einem Brete sind 4 gerade Reihen Löcher, jede zu 7,

derart eingebohrt, daß sie etwa 1 Zoll (die Entfernung kann auch größer oder kleiner sein, da auf sie wesentlich nichts ankommt) weit von einander und sich gerade gegenübersehen. Denkt man sich einerseits die je 7, andererseits die je 4 Löcher durch gerade Linien verbunden, so entstehen Quadrate mit je 1 Zoll Grundlinie, sodas in jeder Ecke eines Quadrates sich ein Loch befindet. Außer diesen 28 Löchern liegen vor jeder Längsseite genau in der Mitte noch je 3 Löcher, und zwar in der Weise, daß sie von den 3 mittelsten der 7 Löcher ebenfalls 1 Zoll weit abheben und in den geraden Verlängerungslinien der dort hinter einander stehenden 4 Löcher liegen. Man hat also 34 Löcher. In jedes der Löcher steckt man lose ein Pfädchen oder einen Stift, mit Ausnahme eines einzigen Loches. Statt der Löcher könnte man auch, wie bei dem Damendret, Quadrate zeichnen, deren jedes seinen Mittelpunkt da hat, wo bei obiger Einrichtung ein Loch eingebohrt ist, und statt der Stifte könnten dann Damensteine oder Schachfiguren dienen; allein, da sich diese leicht verrücken resp. umfallen, so sind durchaus Löcher mit Pfädchen oder Stiften vorzuziehen.

Das Spiel selbst nun, d. h. das Verlegen der Stifte, vollzieht sich ganz in der Weise, wie die Schlagschach ausgeführt wird, wobei das Spiel als gewonnen gilt, wenn zuletzt nur noch ein einziger Stift übrig bleibt. Man beginnt also damit, daß über einen derjenigen Stifte, welche als die nächsten das Loch in den oben angegebenen, sich rechtwinklig schneidenden Linienrichtungen umgeben, mit einem junächst dahinter, auf denselben Linien befindlichen Stifte hinweg in das offene resp. ein offenes Loch gesprungen wird, wodurch der ursprüngliche Stift in Wegfall kommt oder cassirt wird. Soll das Spiel, wie oben angegeben, richtig durchgeführt werden, so kommt es darauf an, daß man das offen gelassene erste Loch an der rechten Stelle macht, wozu sich eins von den Löchern eignet, welche sich hinter den je 2 am Ende stehenden Löchern von denjenigen 3 Löchern befinden, welche je vor den 2 Längsseiten angebracht sind. Aber hierdurch allein vollzieht sich das Spiel nicht von selbst bis zu dem richtigen Ergebnisse; es gehört vielmehr eine besondere Fertigkeit und Uebung dazu, welche eben gelernt sein will.

Andere beschreiben die Einrichtung und das Verfahren in einer etwas anderen Weise, z. B. Werner's Conversations-Verkon²⁾, in der nachstehenden: Grillenspiel (franz. Solitaire, Spiel), ein kreuzförmiges 6 Zoll langes (Es kommt indessen weder etwas auf die äußere Kreuzform des Bretes noch auf die Entfernungen wesentlich etwas an) und ebenso breites Bretchen mit 33 Löchern, wovon 9 in der Mitte und auf jedem Flügel 6 sich befinden, die alle so angebracht sind, daß sie sowohl nach der Länge als nach der Breite 3 Reihen von je 7 Löchern bilden. Nachdem in diese Löcher 32 Stifte (Regel) gesteckt worden sind, werden diese Regel geschlagen, d. h. man hebt einen Regel, welcher dem vor dem

1) Vergl. den Artikel Grille in dieser Encyclopädie.

2) Bd. XIII. Taf. 117. S. 1027.

nach leeren Tische stehenden zunächst steht, aus, hebt ihn in gerader Linie über die lehteren und steht ihn in das dazwischen befindliche leere Loch. Dies wird in gleicher Weise fortgesetzt, sodas, wenn der Spieler gewinnen soll, zuletzt nur ein Regel übrig bleiben darf, welcher durch den letzten Schlag in das mittlere Loch kommt."

Eine zweite Art von Grilpenbild ist dem Verfasser als das sogenannte „chinesische" bekannt geworden, ohne das er jedoch zu sagen vermag, wie dasselbe zu diesem Namen gekommen sei. Es ist oben als das positiv-construiv bezeichnet worden; man kann es füglich auch das geometrische nennen. Weniger verbreitet und bekannt als das zuerst beschriebene, ist seine Bestimmung ebenfalls, von einer einzigen Person durchgeführt zu werden. Dasselbe besteht aus folgenden 7 geradlinigen ebenen Figuren: 1) und 2) aus zwei großen gleichschenkeligen Dreiecken, deren gleiche Schenkel einen rechten Winkel bilden; 3) aus einem mittleren Dreieck, welches an Fläche halb so groß ist als eins der beiden großen Dreiecke, ebenfalls wie diese gleichschenkelig mit einem rechten Winkel zwischen den gleichen Schenkeln; 4) und 5) aus zwei kleinen Dreiecken, welche an Fläche halb so groß sind wie das mittlere Dreieck und ebenfalls wie dieses gleichschenkelig mit einem rechten Winkel zwischen den beiden gleichen Schenkeln; 6) aus einem Quadrat, dessen Seite die Länge einer Kathete aus den kleinen Dreiecken hat; 7) aus einem Rhomboid, dessen kleinere Seite als Grundlinie so groß wie die Diagonalen unter 6) ist, und dessen Höhe dieselbe Dimension hat, indem sie beide stumpfe Ecken verbindet. Aus allen diesen sieben Stücken, wobei nie eins fehlen darf, sind nun, entweder nach vorliegenden Zeichnungen oder auch ohne dieselben, verschiedene große Figuren zu bilden, z. B. ein gleichschelliges, zwischen den Schenkeln rechtwinkeliges Dreieck, ein Quadrat, ein schiefwinkeliges Parallelogramm, ein Rechteck, dessen lange Seite noch einmal so groß ist wie die kurze, und sehr viele andere, deren Construction zum Theil nicht leicht ist. Die Beschäftigung damit kann auch als eine sehr instructive Vorübung für Kinder zum Auffassen geometrischer Verhältnisse dienen. (J. Hasemann.)

GRILLENZONI (Giovanni), italienischer Gelehrter und Gründer der Akademie von Modena, geb. zu Modena am 1500, gest. ebenfalls am 22. Juli 1551. Er hatte zu Bologna neben der Medicin besonders die griechischen Classiker studirt, mit welchen er sich bis an sein Lebendende gern beschäftigte. Als er von der Universität zurückkehrte, ward bald darauf sein Vater im J. 1518. Giovanni Grilenzoni gab nun seinen fünf Brüdern, welche alle verheirathet waren und Kinder hatten, den Rath, daß sie in dem väterlichen Hause zusammen wohnen bleiben sollten. Der Rath wurde befolgt, und eine seltene Eintracht zeichnete das Zusammenleben der sechs Brüder und ihrer Familien, im Ganzen fast 50 Personen, aus. Giovanni wurde durch seine geistige Ueberlegenheit und sein gewinnendes Wesen die Seele des Hauses. Die Neugierde führte *) Siderer wie Fremde

oft zu den frugalen Mahlzeiten der Familie, zumal die selben durch gelehrte und geistreiche Gespräche gewürzt wurden. Die Unterhaltung wurde bald in eine gewisse Regel gebracht, und aus den zwanglosen Zusammenkünften junger Gelehrter im Hause Giovanni's wurden bald regelmässige, entstand die Akademie von Modena. Die Thätigkeit der Glieder des gelehrten Reiches richtete sich besonders auf das classische Alterthum; täglich wurde zu bestimmter Zeit lateinisch und griechisch getrieben. Man behandelte schwierige Stellen der Alten; jeder trug seine Ansicht frei vor, und Grilenzoni war durch seine vielfeitigen Kenntnisse und durch sein gewandtes Wesen ganz besonders dazu geeignet, jede Störung entfernt zu halten. Die gelehrten Untersuchungen wurden nach damaliger italienischer Sitte gewöhnlich mit einem frugalen Bankett beschloffen. Diese Gastmähler wechselten bei den verschiedenen Mitgliedern; auch bei ihnen wurde eine bestimmte Regel befolgt. Wenn ein neuer Gang kam, dann wurde er durch irgend ein griechisch oder lateinisches Epigramm, durch ein Sonett oder ein Madrigal eingeleitet. Regel war es, wenn man um Speise oder einen Trunk bat, es in keiner anderen Sprache zu thun, als in der, welcher sich der Gastgeber während des Gastmahles zuerst bedient hatte; auch durfte keine Wendung gebraucht werden, die schon vorher dagewesen war. Der es wurde die Aufgabe gestellt, alle sprichwörtlichen Redensarten, die sich auf ein Thier, eine Pflanze u. s. w. bezogen, zusammenzustellen. So entstand die Akademie von Modena vorzugsweise durch die Anregung, welche Grilenzoni gab, obgleich nicht zu leugnen ist, daß schon vorher eine Art Akademie in Modena bestanden hat; daß Grilenzoni an diese, die bald verwand, angeknüpft habe, ist nicht recht wahrscheinlich.

Der Ruf der Akademie nach Außen hin war groß, wenn gleichzeitige Gelehrte von ihr hervorbrachen: l'infinito numero de' studiosi giovani, studiosi, dico, delle Lettere Greche, Latine, Toscane, sacre et profane, ch'erano in questa città (vergl. Tiraboschi VII. p. 244). Da die Akademie auf die Meinung der Stadt und Umgegend einen großen Einfluß ausübte, so wurde ihre Stellung zu der damals schwelenden religiösen Frage von Wichtigkeit. Der kritische und freisinnige Geist, der in den wissenschaftlichen Dingen die Glieder der Akademie durchzog, bestimmte auch die Stellung zum Lutherthum: einzelne Akademiker waren der Reformation gar nicht abgeneigt. Der Einfluß dieser Richtung ging so weit, daß der Cardinal Morone im J. 1542 an den Cardinal Contarini schrieb: er finde fast nicht mehr einen Geistlichen, der noch in Modena predigen wolle: l'altro jeri un Ministro dell' Ordine Predicatori non voleano più venire in questa città per la persecuzione, che gli fanno questi dell' Academia, essendo per tutto divulgato, questa Città esser Lutheran, vergl. Tiraboschi p. 246.

voleo oggetto accorrevano molti e cittadini e stranieri, e singolarmente gli nominali dotti, de' quale era la casa del Grilenzoni quasi un pubblico albergo.

*) Tiraboschi Tomo VII. p. 243: "A vedere un sì dilettevole Carpi, v. B. u. 2. Erste Edition. XCI.

Giovanni und seine Brüder waren nicht reich, sie wußten sich aber in der angegebenen Weise durch die Bereinigung ihrer Kräfte mit einem gewissen Glanze zu umgeben. Als Arzt muß Giovanni auch tüchtig gewesen sein, wenn eine gleichzeitige noch ungedruckte Chronik von Robena (vergl. *Tiraboschi*) ihn einen „*Medico eccellente*“ nennt. Geschrieben hat er fast nichts Kennenwerthes; erwdhnt werden: Statuten des Medicinischen Collegiums von Robena, die er entworfen hat, und ein Werk über die Familien von Robena, welches jedoch verloren zu sein scheint. — Vergl. über ihn besonders *Tiraboschi*, *Storia*. Tomo VII. p. 240—246 und dazu *Michaud*, *Biographie universelle* XVII. p. 543. (R. Pallmann.)

GRILLET (Jean), französischer Missionar und Geograph, geb. um 1630, gest. um 1676, war einer der ersten Entdecker Guyana's. Er trat in den Jesuitenorden ein und wurde auf seinen Wunsch in der Mission verwandt. Man schickte ihn nach Guyana, wo er Oberer von Cayenne, welches seinem Orden gehörte, war, als eine englische Flotte unter Hartmann im October 1667 diese Colonie zerstörte. Grillet haarte inmitten der Wüderung aus und leistete seinem Orden außerordentliche Dienste. Im nächsten Jahre wurde durch den französischen Gouverneur von Guadeloupe der Versuch gemacht, die Colonie in Cayenne wiederherzustellen. Grillet entwickelte nun eine energische Thätigkeit, um die ehemaligen Colonisten, die sich nach verschiedenen Gegenden zerstreut hatten, wieder zurückzurufen. Am Ende des Jahres 1673 erhielt er von seinem Orden den Auftrag, das Innere von Guyana, welches fast ganz unbekannt war, zu erschöpfen. Der Jesuit Bedamel begleitete ihn. Ende Januar 1674 trat Grillet die Reise an, am 17. Juni war sie vollendet, nachdem Grillet 340 Meilen zurückgelegt hatte. Es galt, von der Insel Cayenne aus das benachbarte Festland genauer kennen zu lernen, wo man nur mit den Galibis und Aracates in Verbindung stand, andere Stämme oder nur von Hörensagen kannte. Besonders das Land der Arouacas sollte erschöpft werden, die sich durch kriegerischen Sinn und Volkszahl auszeichneten, zugleich aber, wie die Mouragues, ein mit den Galibis in Verbindung stehender Stamm, versicherten, so arme Menschenfresser waren, daß sie ganze feindliche Stämme kochten und verzehrten. Die Arouacas waren also jedenfalls ein für die Thätigkeit der Jesuiten sehr geeignetes Object, obgleich ihr Besuch gefährlich erschien, denn schon aus weit älteren Reisebeschreibungen (s. B. des deutschen Reisenden Hans Staben von Homberg) war die Menschenfresserei einzelner Stämme in Brasilien, und also wol auch in diesen Gegenden Guyana's, nicht zu bezweifeln. Mit Tauschgegenständen und mit drei Dolmetschern vom Stamme der Galibis versehen, reisten die beiden Jesuiten am 25. Jan. von Cayenne in einem leichten Boote ab. Sie fuhren zunächst den Fluß Uela (Uyab, Ueia) stromaufwärts, dann gelangten sie aus dem Gebiete der Galibis in das Gebiet der Mouragues, die als Menschenfresser gefürchtet waren, am 3. Febr. Die Galibis machten sie mit den Mouragues bekannt,

deren Freundschaft sie sich leicht durch eine Art erwarben. Der erste schwache Erfolg war der, daß der Jesuit Bedamel eine todtkranke, am Brustkrebs leidende Indianerin taufte. Andere Flüsse wurden nun zum weiteren Vordringen benutz. Die Mouragues zeigten sich zwar als willige Führer; aber die Beobachtung machten die Reisenden auch bei ihnen, daß ein Wilder zu einer Reise, die ein Europäer in zehn Tagen zurückzulegen vermag, an drei Monate bedauft. Nach Grillet's Mittheilungen glaubten alle die erwähnten Stämme an ein höheres Wesen, von den Galibis Lamouicabo, d. h. der Alte vom Himmel, von den andern beiden Stämmen „Gerr“ (Maire) genannt. Nur Sagen wissen sie von dem höheren Wesen; Abgötterei treiben sie nicht, aber Zauberei ist besonders bei ihren Meisten, die bei ihrem Hymbug nach Grillet die Frauen und Mädchen mißbrauchen, im Schwünge. Den Charakter der Mouragues und Arouacas fand Grillet barmanis. Die Frauen wurden, wenigstens nicht strenge Monogamie herrschte, doch rücksichtsvoll behandelt: wenn sie mit den Männern zusammen reisten, rückte man langsamer vor, als wenn die Männer allein waren. Grillet machte dabei die interessante Bemerkung, daß die Wilden Guyana's um so tractabler waren, je weiter sie von dem Meere entfernt wohnten, also je weniger sie der ankündenden Berührung mit den vorbedordenen Stämmen der Küste und den Europäern ausgefetzt waren. Entsendet wurde den Reisenden nichts, wol aber sogen die Eingeborenen in der größten Weise, ohne sich eines Bessern bedeben zu lassen. Die heisse Zahrszeit nöthigte die vom Fieber geplagten Reisenden zur Rückkehr. Grillet meint in der Vorrede zu seinem Tagebuche vom 2. Sept. 1674, wenn er mehr Gefährten gehabt hätte, um sie zu seiner Sicherung bei den Mouragues und Arouacas zu lassen, dann würde er noch viel weiter haben vordringen können. Grillet schickte sein Tagebuch unter dem Titel: *Journal du voyage qu'ont fait les Pères Jean Grillet et Francois Bechamel de la Comp. de Jesus dans la Guyane*, an den 1674, an die Obern seines Ordens nach Frankreich mit einem Widmungsbriefe vom 2. Sept. 1674. Dies Tagebuch wurde abgedruckt in dem 4. Bande des Werkes: *Relation de la Riviere des Amazonas trad. par feu M. de Gomberville. Sur l'origine espagnol de P. Christophle d'Auñia Jesuite. Paris 1682*. S. In deutscher Sprache erschien eine Uebersetzung von einem Jesuiten auf S. 723 ff. des Werkes: *Erbauliche und angenehme Geschichten der Chiquitos und anderer von denen Patribus der Gesellschaft Jesu in Paraguarua neu-berhehrte Völker u. Wien 1729*. S. Grillet's Werk ist noch jetzt nicht ohne Bedeutung. Seine Beobachtungen sind richtig gewesen; die Sprache, in der er sie vorträgt, ist gefällig und klar. — Vergl. über ihn sein schon angeführtes Tagebuch, *Day Backer*, *Ecrivains de la Compagnie de Jesus* II. p. 272 sq.; *Hoefler*, *Nouv. Biogr. génér.* XXII. p. 55—57 und *Michaud*, *Biogr. univers.* XVII. p. 543. (R. Pallmann.)

GRILLET (Jean-Louis), aus la Roche in Savoyen und geboren am 16. Dec. 1756. Nachdem er

seine theologischen Studien mit der größten Ausdehnung vollendet hatte, erhielt er bald ein geistliches Amt und ein Canonat in seiner Vaterstadt. Dieses Amt hatte er einige Zeit verwaltet, als er sich mit einem Plane beschäftigte, welcher seiner freikünftigen Denkungsart sowohl als seiner Stellung alle Ehre machte. Er wollte eine höhere Unterrichtsanstalt zugleich für Katholiken, Protestanten und Juden gründen, und die kleine Stadt Garoeva in der Nähe von Genf erwählen ihm als der geeignete Ort, wo eine derartige Anstalt gedeihen könnte. Sein Plan fand Genehmigung und die Anstalt trat im J. 1780 ins Leben. Als Director derselben hatte Abbe Grillet zugleich die specielle Aufsicht über den Unterricht und an diesem selbst theilnahmte er sich als Professor der Rhetorik. Von Dauer konnte die Anstalt nicht sein, als die Stürme der französischen Revolution von 1789 auch über den freien schweizerischen Boden hereinbrachen. Die Lehrer zerstreuten sich und die katholischen Priester des Landes suchten in Piemont eine sichere Freistätte. Auch Grillet ging dahin. Seine Stellung als Director hatte ihn aber der Wissenschaft nicht entfremdet; mit regem Eifer pflegte er seine historischen und literarischen Studien, wozu ihm die öffentliche Bibliothek der Stadt Genf in Hülle und Fülle den nöthigen Stoff bot. Mit Fleiß sammelte er besonders Notizen zu einer Literaturgeschichte von Savoyen. Als brauchbares Lehrbuch ließ er erscheinen: *Eléments de chronologie et de géographie adaptés à l'histoire de Savoie, Chambéry 1788.* u., und seiner Vaterstadt setzte er mit der Schrift: *Histoire de la ville de la Roche, depuis sa fondation en l'an 1000 jusqu'en 1790, Genève 1790.* 8. ein bleibendes Denkmal. In Piemont ward er mit der Erziehung von zwei jungen Herren Provana de Collegno betraut, mit welchen er eine Reise nach Rom und in das südliche Italien unternahm. Außer interessanten Bekanntschaften gewann ihm diese Reise einen umfangreichen Schatz von Kenntnissen in Kunst und Archäologie. Zum Mitglied der italienischen Akademie und zum Correspondenten der Gesellschaft der Georgosoli zu Florenz ernannt, hatte er Gelegenheit, in verschiedenen Richtungen hin literarisch thätig zu sein. So brachte er in der Sammlung der Mademichischi außer andern Beiträgen ein bemerkenswerthes Eloge de Sansone. Im J. 1802 erschienen seine Osservazioni economico-agrarie sulla preparazione delle canapi per tessere tele o pannolini fini und im J. 1805 ein Saggio sopra la storia degli zodiaci e degli anni dei popoli antichi, per servire di regola a chi vuole giudicare le scoperte che si dicono fatte recentemente in Egitto, beide zu Florenz in 8. Nach 13jähriger Verbannung kehrte er nach Savoyen zurück, wo man ihn im J. 1806 zum Hilfsdirector an der Secundärschule zu Chambéry und 1807 zum Professor der Philosophie ernannte. Das Amt eines Censors bei dem Recrute zu Grenoble, welches man ihm drei Jahre später abtrug, wußte, nahm er in Rücksicht auf die Hinsichtigkeit seiner Gesundheit nicht mehr an; er zog sich vielmehr in seine Vaterstadt zurück, wo er demis am 11. März 1812 starb. Während seiner Ver-

bannung hatte er mit unermüßlich forschendem Fleiße sein Hauptwerk zum Abschluß gebracht, sodaß er nach seiner Rückkehr nur noch die letzte besprechende Hand anwenden durfte. Er ließ es auf Subscription im J. 1807 zu Chambéry in 3 Theilen in 8. erscheinen unter dem Titel: *Dictionnaire historique, littéraire et étatique des départements du Mont-Blanc et du Léman, contenant l'histoire ancienne et moderne de la Savoie, et spécialement celle des personnes qui y étant nées ou domiciliées, se sont distinguées par des actions dignes de mémoire, ou par leurs succès dans les lettres, les sciences et les arts.* Das Werk ist alphabetisch nach den Orten eingerichtet und enthält eine kurze chronologische Beschreibung jeder Ortsgeschichte mit Notizen über die mehr oder weniger merkwürdigen daselbst getorenen oder wohnhaften Personen. Da, wo der Geburtsort unbekannt war, sind die betreffenden Persönlichkeiten unter den Hauptorten der Provinz gebracht. Das ganze Werk umfaßt gegen 760 Personenannamen, wovon auf Chambéry allein 119 und auf Annecy 43 kommen, fand aber eine sehr ungleiche Beurtheilung. Man nahm an der Zahl so vieler unbekannten Personen, denen der Verfasser eine gewisse Art Verdämnung beilegen zu wollen schien, Anstoß, und daß so viele noch Lebende darin aufgenommen waren, rief die Kritik der Lebenden nach. Wäre sicherlich trifft den Verfasser bei dem Einschließen eines solcher Tadel nicht. Wenn der Verfasser locales Interesse erwecken wollte, wenn er das Ansehen an Persönlichkeiten, die sich in irgend einer Weise, wenn auch in untergeordneten Verhältnissen, um ihren Geburts- oder Wohnort verdient gemacht hatten, zu erhalten beabsichtigte, wenn er Nachrichten aufzubewahren suchte, deren Wichtigkeit für die Zukunft Niemand im Voraus abschätzen oder bestreiten kann, so verdient das Werk, abgesehen von gewissen Nachlässigkeiten, Irrthümern, Auslassungen, Druckfehlern und dem, was sonst etwa zu rügen wäre, den unbestrittenen Dank der Nachwelt. Wenn wir die treffliche Einleitung zum ersten Theile nur dem Werke selbst zu verdanken haben sollten, so würden wir es dem Verfasser nicht zu hoch anrechnen, in Mittheilung des gesammelten Stoffes vielleicht des Guten zu viel gethan zu haben. Im Manuscript hinterließ der Abbe Grillet noch eine 1792 geführte Histoire genealogique de la maison de Sales in 4. und eine Sammlung von Mémoires et de titres intéressants pour servir à l'histoire du diocèse de Genève, 2 Bde. in Fol., u. a. m. Seine jährlichen Freunde schätzten besonders die Annehmlichkeit seines Umgangs, seine Geselligkeit und die Sorgsamkeit, womit er stets die Pflichten seines Standes erfüllte. Nachtrief über ihn hat G. W. Karmen im Journal du Mont-Blanc vom 27. Juli 1812. Nr. 30 gegeben. Vergl. Biographie universelle. T. XVII. p. 544. (F. Th. Richter.)

GRILLET (René), ein Uhrmacher von seltener mechanischer Geschicklichkeit in Paris unter der Regierung König Ludwig's XIV. Er ist bekannt als Erfinder einer Rechenmaschine und eines neuen Feuchtigkeitsmessers. Die arithmetische Maschine hat er beschrieben im Journal

des savants vom Jahre 1678 (No. 14) und in seinen *Curiosités mathématiques*. — Die Maschine besteht in einem Käschen, in welchem 24 Cylinder in drei Reihen vertheilt sind. Jeder derselben trägt auf seinem Umfange die neun arithmetischen Stäbchen Reper's und am oberen Ende drei concentrische Kreise. Diese Maschine, nach demselben Prinzip wie Pascal's Rad und Petri's arithmetische Trommel hergestellt, hat vor diesen Erfindungen den Vortheil der Tragbarkeit. Der Erfinder legte seine Arbeit dem Dauphin als Beweis seiner Hülfsung vor und dieser verlangte von ihm eine größere Maschine. Grillet nahm nun daran zwei geringe Veränderungen vor, mittelst welcher sich die Addition der Zehner von selbst vollzieht, wenn die Räder auf die eine Seite, und das Abziehen, wenn sie auf die entgegengesetzte Seite gerichtet werden, und man kann auf einmal zwei verschiedene Exempel rechnen, während man seine Aufmerksamkeit nur dem einen zuwendet. Man weiß, daß dergleichen umfängliche Maschinen, oft versucht und mehr Neugier erregend als nützlich, ebenso viel Aufmerksamkeit und oft weit mehr Zeit erfordern als die gewöhnliche Rechnung, und daß bei dieser Art Erfindungen praktische Nützlichkeit nur diejenigen haben, die sich auf die Eigenschaften der Logarithmen beziehen. Es ist nicht bekannt, ob Leibniz, welcher in dieser Zeit ebenfalls mit der Erfindung seines Rechenstifts beschäftigt war, von dieser Grilli'schen Erfindung Kenntniß genommen habe. Sicherlich waren beide Maschinen sehr verschieden von einander. Grillet's neuer Syngrometer (vergl. *Journal des savants* 1681. No. 3), durch mehrere kleine Rollen auf Rollen gespannt, in Bewegung gesetzt, hatte, wie alle Instrumente der Art, zu jener Zeit eingerichtet, das Unbequeme, daß sie nicht vergleichbar waren; aber er war sehr empfindlich, und der Erfinder hatte durch ein sehr sinnreiches Verfahren zwei Nadeln angebracht, deren eine den Lauf innerhalb eines in 60 Theile getheilten Umkreises machte, während die andere nur die Einteilung seines Maßstabes durchließ. Auch dieser Syngrometer scheint sich nicht bewährt zu haben. Ueber den Erfinder selbst ist weiter nichts bekannt, man weiß nicht, wann er starb. (Vergl. *Biographie universelle*. Tom. XVII. p. 544.)

(F. Th. Richter.)

GRILLI (Giambattista), auch mit dem Zusatz Rossi von der Mutter her, italienischer Dichter und Schriftsteller, geb. 1768 am 6. Oct. zu Bologna, gest. den 2. Jan. 1837 ebenda. Er stammte aus angesehenener Familie und erhielt eine gute Erziehung. Durch den großen Gifer, mit welchem er auf dem Seminar die Rhetorik und Philosophie studirte, erwarb er sich schon als Knabe das Lob seiner Lehrer. Nach Absolvirung seiner Gymnasialstudien bezog er die Universität seiner Vaterstadt, um Jurisprudenz zu studiren. Im J. 1791 wurde er zum Doctor der Rechte promovirt. Fünf Jahre darauf verlor er seinen Vater durch den Tod. Er sah sich nun nach einer Stellung um und wurde Secreär beim Grafen Lupari; im J. 1806 trat er in gleicher Stellung in die Dienste des Grafen Pallavicini über, bei dem er bis 1814 blieb. In diesem Jahre wurde er als

Professor der Beredsamkeit und Poetik an die Universität Bologna berufen; ein Jahr nachher verheirathete er sich und lebte in glücklicher Ehe bis zum J. 1821, wo seine Frau starb und er in der Religion Trost für den Verlust suchte. — Er hat sich als Schriftsteller nicht der juristischen Literatur zugewandt, sondern dichterische Production war seine liebste Thätigkeit. Eine große Bescheidenheit zeichnete ihn als Dichter und Redner aus; das Urtheil und das Lob weniger Freunde, welche ihm competent erschienen, war ihm lieber als die Günst der Menge. Von seinen Gedichten sind zu nennen: *A Maria Vergine Trionfatrice. Ode sacra*. Bologna 1799 in 4. — *Il Canzone Silfo. Terza rime*. Bologna 1800. — *Al celebre Aeronauta Francesco Zambeccari nel secondo suo esperimento. Strofe* primi d'un Bolognese. Bologna 1804. — *A Santa Cecilia V. M. Strofe*. Bologna 1805 in 12. — *Anacronistiche*. Bologna 1807 in 16., 1808 in 12. und vermehrte Auflage 1811 in 12. — *In lode del Sig. Jacopo De Maria Scultore. Canzone*. Bologna 1811. — *Tragedie, Favola boschereccia, Dittirambi e Poemetto*. (Dichterische Produkte aus seinen verschiedenen Entwickelungsstufen.) Bologna 1818. — *L'undici di Marzo, Natale di Torquato Tasso. Canzone alla greca*. Bologna 1831. — *Canzoni e Madrigale in morte dell' egregia donzella Carolina Ghedini*. Bologna 1836. — Außerdem folgende Reden: *Orazione detta nella solenne esequie celebrate a Gaetano Gandolfi Pittore*. Bol. 1802. — *Orazione in lode delle Belle Arti*. Bologna (1809). — *Della tranquillità negli studi, Orazione*. Bol. 1818. — *Delle lodi di Ferdinando Ant. Ghedini poeta lirico bolognese*. Bologna (1820). — *Elogio di Arione Metinese*. Bologna (1822). — *Delle Lodi del Marchese Gian Giosèffo Orsi, letterato bolognese*. Bologna (1822). — *Oratio habita in Archigymnasio Bononiensi quum primum ex instituto Leonis XII. Pont. Max. studia solemnitur instaurarentur*. Bononiae 1824 in 4. — *Nella Collezione scelta di cento Muminenti Sepolcrali nel comun Cimitero di Bologna Fasc. III. (Bologna 1825 in fol.) enthält das: Elogio de Marchese Lupari von Grilli und Fasc. IX vom J. 1829 die: Vita di Jacopo Alessandro Calvi detto il Sordino, ebenfalls von ihm. — Diese Uebersicht zeigt die Vielseitigkeit Grilli's; eine besondere weitergehende Bedeutung auf einem Gebiete des Wissens oder als Dichter ist ihm nicht beizulegen. Vergl. über ihn *Tipaldo, Biografia degli Italiani illustri nelle scienze*. Vol. IV. Venetia 1837. p. 82 — 85.*

(R. Pallmann.)

GRILLO (Antonio), Professor der Ophthalmiatrik und der Anatomie in Neapel. Als Ophthalmiater hat er sich durch Mittheilungen über künstliche Pupillenerweiterung in Quader's *Malattie degli occhi*. Napoli, 1834, bekannt gemacht. Bekannt aber ist er durch seine anatomischen Arbeiten: *Ragionamento istorico-fisiologico esposto in occasione d'un acranio*. Napoli 1813. *De rebus anatomicis novissime observatis*

commentarius. Neapoli 1819. Anatomia del corpo umano. 4 Tomi. Napoli 1820. (Fr. Willh. Theile.)

GRILLO (Dom Angelo), italienischer Schriftsteller, geb. um die Mitte des 16. Jahrh. zu Genua, gest. zu Parma im September 1629. Er war der Sohn von Nicolas Grillo, Herrn von Montecaglioso; seine Mutter stammte aus dem Hause Spinola. Statt einer glänzenden Laufbahn, die ihm offen stand, zu verfolgen, wurde er im J. 1572 Mönch im Benedictinerkloster von Montecassino und legte sich mit großem Eifer auf das Studium der Theologie, Philosophie und Mathematik, wandte auch manche Stunde der Dichtkunst und den Rebellkünsten zu. Er kam in Verbindung mit den bedeutendsten Männern Italiens; Tasso, Marini und Guarini gehörten zu seinen intimen Freunden. Zum Abt des Convents der Benedictiner von St. Paul zu Rom ernannt, gründete er die Akademie der „Gumorisken“, deren Director er lange Zeit hindurch war. Später scheint er zum Abt in Parma ernannt worden zu sein. Als man ihm eine höhere Stellung zubachte und ihn zum Erzbischof von Aleria auf Corsica und dann zum Erzbischof von Albenga in Ligurien machen wollte, schlug Grillo es ab, weil er die ruhige Zurückgezogenheit einer verantwortlichen, wenigstens glänzenden Thätigkeit vorzog. Von seinen Werken sind zu nennen: *Rime morali*. Bergamo 1580 u. 1599 in 8. — *Pietosi affetti*. Venedig 1591, später noch mehrmals gedruckt. — *Lettere*. Venedig 1608 (u. 1616). 2 Bde. 4. — *Capitolo al Crocifisso*. Venedig 1611. — *Elogio al Giovanni Imperiali doge di Genova*. Venedig 1618. — Außerdem hat er noch verschiedene andere Gedichte hinterlassen. Vergl. die freilich etwas verworrenen bibliographischen Angaben von M. Guistiniani, *Gli Scrittori Liguri*. Roma 1667. 4. Parte I. p. 73 sq. Dazu *Ghilini*, *Theatro d'huomini Letterati*. Vol. I. Venedig 1647. p. 12 sq.; *Jani Nicii Erythraei Pinacotheca imaginum illustrium virorum*. Ed. nova. Lips. 1712. p. 237 seq. und *Iloffer*, *Nouv. Biogr. génér.* XXII. p. 59 sq. (R. Pallmann.)

GRILLO-CATTANEO (Nicolo, Marsese), italienischer geistlicher Dichter, stammte aus einem edlen genuesischen Adelsgeschlechte und war durch seine Mutter Maria Caterina Grimaldi mit der berühmten Familie Grimaldi verwandt. Er wurde am 26. Aug. 1759 zu Genua geboren und starb ebenfalls den 22. Juli 1834. Seine gelehrtre Ausbildung erhielt er, nachdem er über die Studienjahre hinaus war, auf der Universität zu Parma, welche damals sehr berühmt war, und zwar in der Ritterakademie (*Nobile collegio*). Hier trat er besonders mit dem Dichter und Philosophen Mellissino, mit Giuseppe Doria, Vallavicina und Filippo Durazzo in engere Beziehungen. Das Haus des Rektors war der Vereinigungspunkt für die ausgezeichnetsten Geister der Stadt, gewissermaßen eine Art Akademie, in welcher literarische Erzeugnisse verschiedener Art, besonders aber poetische, zum Vortrag kamen. Grillo (welcher in der Gesellschaft den Namen Palmiro Cidonio führte) schrieb hier eine Verherrlichung des Dogen von Genua, Andrea

Doria, welche ohne Rennung des Verfassers in dem Werke: *Elogi Storici di Cristoforo Colombo e d'Andrea Doria*. Parma 1781 in 4. abgedruckt wurde. Diese Frucht der literarischen Thätigkeit Grillo's veranlaßte die meisten der damals in Italien so blühenden Akademien, ihn zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Zu den literarischen Studien Grillo's traten nach der Rückkehr in die Vaterstadt bald ernstere und trodnere, wenn gleich ehrenvolle Aufgaben an ihn heran. Durch seine Geburt zur Krispokratie Genua's gebührend, war er von Hause aus berufen, an der Verwaltung der Republik theilzunehmen. Er wurde auch bald einer der Procuratoren der Bank des Heiligen Georg und zeichnete sich durch Gewissenhaftigkeit in seinem Amte aus. Als im J. 1796 in Folge der französischen Occupation der Adel von Genua seine Vorrechte verlor, lehrte Grillo wieder zu seinen Studien zurück. Er pflegte besonders seine Muttersprache und das Latein, beschäftigte sich auch mit Französisch und Englisch. Seine Büchersammlung war eine gute. In der Beurtheilung von Gemälden war er einer der feinsten Kenner; auch schenkte er kein Geld, um sich eine Sammlung guter Gemälde zu verschaffen.

Als nächste Frucht seiner Studien nach dem Falle der Republik erschien im J. 1803 eine Uebersetzung der Psalmen David's in italienischen Versen. Durch diese Arbeit kam er in Beziehungen zu Lebrun, damaligem französischen Statthalter von Ligurien, der ein großer Freund der italienischen Literatur war und den Tasso übersetzt hatte. Dieser ernannte Grillo im J. 1806 zum Director der eben erst gegründeten Akademie von Genua. Grillo bekleidete diese Stelle aber nicht lange, weil er sich mit den Principien, welche Frankreich bei der Akademie und in dem Unterrichtswesen befolgt wissen wollte, unmöglich befreundend konnte. Seine Unzufriedenheit mit der französischen Herrschaft zeigte er durch verschiedenartige Verbindungen, die er unterhielt. Er mußte deshalb im J. 1811 auf Befehl der Polizei Genua verlassen und besserer Ueberwachung wegen seinen Aufenthalt in Paris nehmen. Nach fünf Monaten erhielt er durch Vermittelung angegebener Genuesen von Napoleon die Erlaubniß zur Rückkehr nach Genua. Die Belästigungen Seitens des französischen Völkcheprefecten Bourdon veranlaßten ihn jedoch, nach Savona überzusiedeln. Im J. 1814 wurde die französische Herrschaft zu Genua endgültig gestürzt. Mit Hilfe des englischen Flottenbefehlshabers Lord Bentin wurde nun eine provisorische Regierung für Ligurien eingesetzt, und Grillo wurde in ihr Mitglied der Commission für das öffentliche Schulwesen. Als im J. 1815 der König Victor Emanuel von Savonien von Genua Besitz ergriff, ernannte er Grillo zum Vorsitzenden des Unterrichtsministeriums, ein Amt, welches letzterer bis zum J. 1821 verwaltete, um sich dann auf seine Güter zurückzuziehen. Der König that ihn, indem er ihn zum Ehrenpräsidenten der Abtheilung für den Unterricht ernannte und ihm im J. 1827 das Großkreuz des Ordens vom heiligen Maurizius und Lazarus ertheilte. — Außer der schon erwähnten Epigrammschrift hat Grillo folgende Werke hinterlassen; *Il tempio*

della Fama, poema del Pope, trad. dall' inglese in versi sciolti. Finale 1799. — Parafraasi poetica dei Salmi Davidici. Genova 1803. 2 Bde in 4., 2. Ausg. ib. 1823. 3 Bde. in 8. (vermehrte durch 30 Sonette verschiedenen Inhalts). — Parafraasi poetica dei Cantici profetici. Genova 1825 in 8. — Proverbi di Salomone, parafraasi in versi sciolti, con note. Genova 1827 in 8. — Treni di Geremia Profeta, parafraasi poetica (in metri lirici, con note). Genova 1828 in 8. — Lettera del Sig. Haller sopra la sua conversione al Catholicismo, con altra del Sig. Stolberg, trad. del francese. Genova 1821 in 8. — Eine Anzahl noch ungedruckter Schriften Grillo's findet man in der Schrift: Notizia della vita e delle Opere del march. Niccolò Grillo Catinaneo. Genova 1834 in 4. angeschlossen. Vergl. dazu *Tipald, Biografia degli Italiani illustri del secolo XVIII e de contemporanei*. Vol. I. Venezia 1834. S. 297 fg.

(R. Pallmann.)

GRILLOT (Jean), ein durch seine Frömmigkeit ausgezeichneteter Jesuit, geboren zu Annay-le-Duc im J. 1588. Er trat noch sehr jung in den Jesuitenorden und machte sich sehr bald besonders durch sein Predigertalent bekannt; aber höher noch als die Gabe der Redekunst, war an ihm zu schätzen, daß er die erhabenen Tugenden, die er von der Kanzel durch seine Beredsamkeit verbreitete, selbst übte. Und dazu hatte er besonders Gelegenheit während der suchbaren Pest, welche die Stadt Lyon und Umgegend in den Jahren 1628 und 1629 heimsuchte. Vater Grillot half stoffsächlich, wo er konnte, und opferte sich ganz für das seeliche und geliche Wohl der Pestkranken. Er blieb von der Seuche verschont und starb erst am 5. Sept. 1647 zu Grenoble. Seine Geschichte dieser Pest erschien zu Lyon in lateinischer Sprache unter dem Titel: *Lugdunum inae affectum et relictum, sive narratio rerum memoria dignarum Lugduni gestarum ab augusto mense anni 1628 ad octobrem anni 1629, autore P. Joanne Grillo, 1629 in fl. 8.*, aber auch französisch unter dem Titel: *Lyon affligé de contagion, ou Narré de ce qui s'est passé de plus memorable en cette ville, depuis le mois d'août 1628 jusqu'en octobre 1629 par Jean-Baptiste Grillot, de la compagnie de Jésus, Lyon, de la Boetie 1629 in 8.* de 144 pages. Da das lateinische Original in klassischem eleganten Latein geschrieben ist und vom französischen Texte in seiner veralteten Sprache fast das Gegenstück gelten möchte, so scheint die französische Bearbeitung nicht vom Verfasser des lateinischen Originals herzurühren. In der französischen Ausgabe heißt der Verfasser mit den Vornamen Jean-Baptiste, während er im lateinischen Exemplar sich Johannes nennt. Nur ein Fremder konnte sich in der Rennung des Verfassers irren, der Verfasser selbst nicht. — In der Bibliothéque des écrivains de la compagnie de Jésus wird Grillot als Ollot angeführt, was aber augenscheinlicher Druckfehler ist. Man vergl. *Biographie universelle*. Tom. XVII. p. 646.

(F. Th. Richter.)

GRILLOT (Jean-Joseph), Domherr zu Ghablis und als Anhänger des Jansenismus, wie viele andere gleichgesinnte Franzosen zu seiner Zeit der schimpflichsten Behandlung ausgelegt. Er ward zu Ghablis am 26. März 1708 geboren und erhielt, obgleich seine Väter für eine zahlreiche Familie zu sorgen hatten, eine sorgfältige Erziehung. Zur ersten Unterweisung in den Wissenschaften übergeben sie ihn einem Pfarrer, dann studierte er Sprachen und Philosophie auf dem Seminar zu Muret und ging nach vier Jahren auf das College zu St. Barthe, wo er sich sechs Jahre lang der Theologie widmete. Hier mag er für Jansenistische Grundsätze gewonnen worden sein, wahrscheinlich mehr durch die Angriffe auf diese Keperel, als durch Jansenistische Lehrvorträge selbst, da diese in den Collegien selbstverständlich streng verboten waren. Je mehr sich diese vermeintliche Irrlehre in das Geheimnis hüllen mußte, je strenger die Verfasser und Verbreiter Jansenistischer Schriften verfolgt wurden, desto mehr entbrannte der Eifer dafür und der Eifrigsten Einer war Grillot. Eich der unterdrückten Lehre annehmen, hielt er für ein Verdienst, und ihr sich werththätig zu widmen, ward ihm zur Gewissenssache. Daher achtete er nicht der Gefahren, die ihm drohten. Er elkte im J. 1730 nach Paris, wo er am 2. März anlangte, und sein Verbleib in den geheimen Druckereien, den Werkstätten Jansenistischer Schriften, war bald sein Geheimniß mehr. Bereits am 24. Sept. desselben Jahres ward er in einer solchen Druckerei betroffen und die deshalb eingeleiteten Proceßverhandlungen endeten damit, daß er am 13. März 1731 die Strafe des Brangers erleiden mußte. Diese öffentliche Beschimpfung war nur der Anfang weiterer Verfolgungen. Kein Wyl schien dem irrenden Flüchtling sicher genug und Ruhe fand er erst, als er aus seinem Vaterlande verbannt wurde. Er wendete sich nach Holland, wo auch andere Flüchtlinge eine Heilstätte gefunden hatten. Erst im J. 1749 erhielt er die Erlaubniß, in sein Vaterland wieder zurückzukehren. Er wählte Muret zum bleibenden Wohnsitz und lebte daselbst unangefochten, ein Muster von Frömmigkeit und einer seltenen Standhaftigkeit in Rücksichten, die er sich auflegte. Die außerordentliche Willenskraft, die sich in seinem spätern Leben voll Kasteiungen so vorzüglich bewährte, läßt kaum annehmen, daß er den Jansenismus jemals als Irrthum erkannt habe, welchen er acedisch zu büssen sich hätte gebungen fühlen können. Eine Krankheit, die ihn in Ghablis, wohin er gereist war, überfiel, endigte sein Leben am 30. Sept. 1765. Literarischen Nachruhm zu suchen lag nicht in seiner bescheidenen Art; auch mag er geschwiegen haben, weil er nicht sprechen durfte. Das Reiche und Beste, was er schrieb, blieb ungedruckt. So ein Recueil sur l'histoire de la religion von Anfang der Welt bis auf seine Zeit, dessen Umfanglichkeit in der Anlage vielleicht ein Druckhinderniß war. Eine *Refutation complete de la théologie de Collet*, die sich in seinem Nachlasse befunden haben soll, scheint verloren gegangen zu sein. Eine *Vie de M. Creusot, curé de St. Loup, à Anzerre* unterdrückte er selbst, damit ein Anderer veranlaßt würde, dieses Leben zu

schreiben. Die Schriften Anderer seinen eigenen vorzuziehen, theilte er sich unter Regros' Leitung bei der Herausgabe der *Mémoires de Fontaine, Lancelot et Dufosse*. Ferner war er einer der Hauptherausgeber der *Oeuvres de M. Colbert, évêque de Montpellier* und vielmehr besorgte er den Wiederabdruck eines Werkes von Dussaufois, *Martens zu Hancourt in der Normandie*, unter dem Titel: *La Vérité rendue sensible à tout le monde*, welches 1743 in 2 Bänden in 12. erschien. Außerdem sind noch zu nennen: ein *Recueil de cantiques spirituels sur les principales vérités de la religion* und eine *Suite au catéchisme historique et dogmatique*, beide in 12. erschienen. Man vergleiche *Biographie universelle*, Tom. XVII. p. 647. (F. Th. Richter.)

GRIM, König von Schottland von 996 — 1004, stammte aus königlichem Geschlecht und war entweder ein Sohn des Königs Duff oder Rogals, einem Bruder des letzteren. Die inneren Zwistigkeiten, welche das größte Uebel der Schotten während ihrer Selbständigkeit, brachten ihn nach dem Tode des Königs Konstantin IV. der im Kampfe mit einer Gegenpartei gefallen war, auf den Thron, denn der eigentliche Thronerbe Malcolm, Konstantin's Sohn, war in der entscheidenden Stunde gerade von Schottland abwesend, weil er den Angelfachsen gegen die Dänen zu Hülfe gezogen war. Grim zeichnete sich durch eine große Gestalt, Tapferkeit, Ringen und keusschliches Wesen aus; als daher Malcolm gegen ihn zog, um ihn vom Throne zu stoßen, konnte er, noch ehe es zum Kampfe kam, nichts ausrichten. Der Anhang Grim's wurde seinen Truppen von Kaufleuten, die durch einen Grenzkrieg ihr Geschäft bedroht sahen, als sehr bedenklich geschätzt, und Malcolm wagte nicht weiter vorzurücken, sondern begnügte sich, die Uebergänge über den Forth-Busen zu bewachen. Der Bischof Rothad brachte nun einen Ausgleich zu Stande. Grim sollte den Königstitel und alles Land nördlich vom Severus-Wall, Malcolm das Land südlich vom Severus-Wall behalten und nach Grim's Tode in der königlichen Würde folgen; Friede sollte zwischen beiden Theilen des Reiches herrschen. — Grim zeigte bald nach diesem Vergleiche sich seinen Unterthanen gegenüber in einem schwächeren Lichte. Er gab sich einem ausschweifenden Leben hin, bedrückte aus Mangel an Geld bald das Volk und wurde ein blutdürstiger Tyrann. Es entstand Unzufriedenheit gegen ihn, und Malcolm denugte dieselbe, um ihn vom Throne zu stürzen. Am Himmelfahrtstage kam es durch Grim's Ungehör zu Schlacht, obgleich Malcolm an diesem Tage nicht hatte kämpfen wollen. Grim, von einem Theile der Seinigen verlassen, erhielt eine Kopfwunde und wurde gefangen. Malcolm ließ ihm die Augen ausstechen und Grim starb bald darauf. Vergl. *Buchanan, Rerum Scoticarum historia*. Edinburg. 1582 in 4. Buch VI. c. 69.

(R. Pallmann.)

GRIM (Leopold), deutscher Jesuit, geb. im J. 1689 zu Bergreichenstein in Böhmen, gest. zu Brunn im J. 1759. Er trat im J. 1707 in den Jesuitenorden,

wurde später im Dienste seines Ordens Lehrer der Philosophie und Theologie, darauf Doctor mehrerer Collegien und zuletzt Provinzial von Böhmen. Von seinen Schriften sind zu nennen: 1) *Philosophia scholastica-ethica fulgidissimis Habsburgico-Austriacorum Imperatorum virtutibus illustrata*. Prag. 1626 in fol. 2) *Theses Theologiae de Deo uno et trino cum adjunctis Quaestionibus Canonico-Theologicis de Censuris ecclesiasticis atque nonnullis in particulari Casibus eandem materiam ex concurrentibus ad mentem eximii Patria Franc. Suarez propositis*. (Breslau?) 1730 in 8. 3) *Dissertationes Theologicae cum variis quaestionibus statum Religiosum potissimum concernentibus*, nec non Praepositorum generalium Societatis Jesu historicis elogis et imaginibus. (Breslau?) 1731 in fol. 4) *Manuale controversisticum*. Gtuba 1732 in 8. 5) *Caelum Novum Alma Sodalitas B. V. Mariae ab Archi-Angelo salutata*. Gtuba 1733 in 8. 6) *Theses ex universa Theologia cum annexis particularibus nonnullis casibus materiam de contractibus et restitutionibus concernentibus*. Gtuba 1733 in 8. 7) *Jesus Crucifixus, Orbis constitutus Magister*. Gtuba 1733 u. 1737.

(R. Pallmann.)

GRIM und HILDE, ein Ehepaar des deutschen Riesengeschlechtes, welches Dietrich von Bern erschlug.

Die älteste und vollständige Kunde davon hat und die in der Mitte des 13. Jahrh. nach schärf. Ueberlieferungen aufgezeichnete altnordische Hildresaga bewahrt. Nachdem Hildres, erzählt dieselbe Cap. 15—17 (ed. Unger), in seinem zwölften Lebensjahre zum Häuptling am Hofe seines Vaters Hietmar gemacht worden war, tritt er eines Tages mit Meister Hildebrand, seinem Pfleger, auf die Jagd. Bei der Verfolgung eines Hirsches sah Hildres einen Zwerg laufen und setzte ihm nach, und ehe dieser seine Höhle erreicht, ergriß ihn Hildres und rückte ihn zu sich auf den Sattel. Dieser Zwerg war Alfisil (Hilberich), der berüchtigte Dieb und der geschickteste aller Zwerge. Zu seiner Lebenslösung versprach der Zwerg, ihn dahin zu weisen, wo so viel Gold und Silber und allerlei Kleinode wären, das sein Vater Hietmar nicht halb so viel fahrende Habe besitzen werde. Dieses Gut besaßen zwei Menschen, eine Frau, die Hilde heiße, und ihr Mann Grim. Grim wäre überaus stark und hatte sich zwölf Männern gleich an Stärke, aber sein Weib sei doch stärker, und sie beide wären gütig und böse. Auch besäße Grim das Schwert Raghring (Ragelring), welches das beste aller Schwerter sei, und das er (der Zwerg) mit seiner Hand geschmiebet habe. Er könne aber den Sieg nicht erlangen, wenn er nicht zuvor das Schwert gewonnen habe. Nach diesem großen Gute mit Mannhaftigkeit zu streben, sei für ihn und seinen Fahrgenossen eine größere Ruhmesthat, als seinen kleinen Leib zu paden. Hildres antwortete, daß er ihn mit dem Leben nicht eher aus seiner Hand lasse, bis er ihm geschworen, daß er ihm Raghring noch diesen Tag einhändigen wolle, und dann solle er ihn zu der Herberge weisen, von der er ihm eben gesagt habe.

Also that der Zwerg. Thidrek ließ ihn nun los und jagte den ganzen Tag bis zur neunten Stunde (Nachmittags 3 Uhr). Als nach dieser Stunde Thidrek und Hildebrand an einer Berghalde blieben, kam Alfrisk mit Ragsbring dahin, übergab denselben Thidrek und wies ihn zu einer an der Berghalde gelegenen Klippe, wo sich das Erdhaus von Grim und Hilde befand. Dann ermahnte er sie, männlich zu kämpfen, wenn sie die Kleinode gewinnen wollten, versicherte, daß sie ihn fortan nimmer in ihrer Gewalt bekommen sollten, wenn sie auch zwei Menschenalter lebten, und verschwand alldah. Nun ließen Thidrek und Hildebrand von ihren Rössen und banden sie an. Darauf zog Thidrek das Schwert, welches ihm der Zwerg gebracht hatte, aus der Scheide, und beide sagten, daß sie nimmer ein schöneres und stärkeres Schwert gesehen hätten. Dann gingen sie zu dem Erdhause, rüsteten sich zum Kampfe und traten lüth hinein. Thidrek ging voran, Hildebrand folgte ihm auf dem Fuße nach. Als der starke Berserker Grim sah, daß Kriegsmänner in sein Haus gekommen, griff er sogleich nach seiner Waffenkiste, vermischte aber sein Schwert, und es kam ihm nun in den Sinn, daß es der Zwerg Alfrisk gestohlen haben müsse. Da nahm er vom Feuer einen brennenden Baum und ging ihnen entgegen, und sie kämpften sogleich überaus tapfer. Ehe sich aber Hildebrand versah, hatte Hilde seinen Hals so fest umschlungen, daß er sich nicht gegen sie wehren konnte. Nun rangen sie lange Zeit gar tapfer, bis Hildebrand auf die Erde fiel, und Hilde fiel auf ihn und wollte ihn binden. Und so fest umspannte sie seinen Arm, daß ihm das Blut aus den Nägeln sprang, und so fest setzte sie ihre beiden Hände vor seine Brust, daß er fast in Ohnmacht fiel. Da rief Hildebrand seinen Pflegerling zu Hilfe, und dieser sagte ihm dieselbe zu, schlug Grim das Haupt ab, sprang dann hinein, wo Hildebrand lag, und schlug Hilde in zwei Stücke, „aber sie war so zauberfundig und ein so großes Ungeheum war in ihrer Natur, daß die Stücke wieder zusammenkamen, als ob sie heil wären“. Dies beachte Thidrek ein großes Wunder, und er hieb nochmals auf ihren Bauch, aber es erging auf dieselbe Weise. Da sprach Hildebrand: „Tritt mit den Füßen zwischen ihr Haupt- und Fußstüß, du wirst du das Ungeheum umbringen.“ Nun hieb Thidrek sie zum dritten Mal in zwei Stücke, trat dann zwischen die Stücke, und da war das untere Stück todt, aber das Hauptstück sprach: „Wöchte doch Grim ebenso Thidrek übermächtig haben, wie ich Hildebrand, so erstickten wir den Sieg!“ Und da fiel jedes Stück seines Weges. Nun sprang Hildebrand auf und dankte Thidrek. Dann bemächtigten sie sich des Goldes, Silbers und der Kleinode, und fanden darunter einen Helm, der so dick war, wie sie noch keinen gesehen, und von demselben hatte Zwerg Alfrisk Thidrek auch gesagt, daß er Hilde und Grim ein so großes Kleinod beachte, daß sie beide den Helm nach ihrem Namen genannt wissen wollten; und er hieß demnach Hiltigrim, und Thidrek trug denselben seitdem lange Zeit in manchen Gefahren. Dann luden sie das Gut auf ihre Rösse, so viel dieselben zu tragen ver-

mochten, das übrige aber verwahrten sie sorgfältig und ritten heim. Durch solche Heldenthaten und viele andere ward Thidrek berühmter über alle Lande.

In unsern deutschen Denkmälern findet sich von diesem Ereigniß nur gelegentliche und kurze Erwähnung im Eigenot und in Ecken Ausfahrt wieder, aber nicht nur die Darstellung in beiden Gedichten, sondern auch die verschiedenen Rezensionen, welche uns von diesen Gedichten erhalten sind, weichen wesentlich von einander ab.

Im Eigenot, wo der Riese Eigenot als Bruder der (streitlich im Gedichte nicht genannten) Hilde erscheint ¹⁾ und an Dietrich Hilde's und Grim's Ermordung, nachdem er zwei Jahre auf ihn gelauert hat, rächt, findet nach der Laßberg'schen Handschrift Dietrich, als er einsam allein von Bern auszieht, den Riesen Eigenot im Walde schlafend. Der Riese erwacht, sobald ihn Dietrich unter die Augen sieht, und droht sofort, seinen Ressen an ihm zu rächen. Dietrich verspricht ihm, ihn nimmer mehr zu wecken, und bittet, ihm des Streiches zu erlassen. Allein der Riese schlägt ihn mit seiner Stange zu Boden und spricht dann (Str. 6): „Du mußt durch mich sterben. Daß du mir je Leid gethan hast, das mag dich gar wohl gereuen. Du bestichst mit deinem Mann mehr, seit du mit Grim (Grim) hast erschlagen, der war mein rechter Oheim.“ Da spricht Dietrich (Str. 7. 8): „Bist frommer Held, nun reuet mich, was ich dir that zu Leide. Es ist ohne meine Schuld ergangen. Das Leben wöht' ich verloren zu haben, wie ich dir verschäde. Sein Weib war sehr ungesüß, das war ein großes Wunder, daß ich vor der je genas. Sie lag oben und ich unten, und sie drückte mich auf eine Bant, daß mir das rothe wallende Blut aus beiden Ohren drang.“ Da tritt ich Angst und Noth, denn ich fürchte sehr den Tod. Da erlöste mich mein Meister, der ist geblieben Hildebrand.“ Da spricht der Riese (Str. 8): „Mich schmerzen Resse und Weib“, nimmt (Str. 9. 10) den Berner unter die Arme, trägt ihn von dannen eine große Tanne weite durch einen wilden, finstern Tann, hebt sich von da über eine schöne Heide, die ehe des Herrn Grim war, wirft ihn in einen hohlen Stein, wo sein Licht hinein schien, und schlägt dann den Weg nach Bern ein, wünschend Meister Hildebrand zu begegnen, der ihm mit dem Berner so viel Leid gethan, um ihm dasselbe Loos zu bereiten. Hildebrand begegnet ihm auch bald, erschlägt den Riesen, fragt dann einen Hergog der Zwerg mit Namen Eggerich (Egger) um Rath, wie er den gesangenen Berner befreien könne, der weiß ihn in einen Berg, da liege eine schwere Leier, die des Herrn Grim war; sie gebe in den hoblen Berg nieder, sei von festem Leder und von ißigen (aufrichtenden) Zwergen gewürfelt (Str. 38). Mit derselben erlöst dann Hildebrand seinen Herrn.

In dem alten nürnberg'ger Druck des Gedichtes (neu herausgegeben von Ddc. Schade) sitzen der Berner und

1) Eigenot nennt nämlich Grim oheim oder vater. Der alte Druck sowie die habsburger und habsberger Handschrift und namentlich. Koser von der Noen nennen einige Male ietzthümlich Hilde Grim's Schwester.

Hildebrand zusammen und unterhalten sich von ihren mit kräftiger Hand vollbrachten Thaten. Da spricht Hildebrand (Str. 2): „Ich habe so viel erlitten wohl von dem starken Tölsengrein²⁾ und von seinem bösen Weibe, sie hätte mir beinahe mein Leben vom Leibe geschieden; sie zwang mich zwischen ihre Beine, ich müßte da geschieden sein: das wandert ihr, Herr, allein.“ Dietrich spricht (Str. 3): „Ja, das ist wahr, dein Leben stund wie um ein Haar, da sie dich umfängen hatte, unter ihre Arme sie dich zwang, deine Wehr war gegen sie so krank, es war um dich geschieden: ich schlug ihr das Haupt ab fürwahr, von Stund an mußte sie dich lassen.“ Hildebrand spricht: „Herr, das ist wahr, sie war groß ohne Rassen ihr Weibin, das ist verflucht³⁾, wo sie noch⁴⁾ in der Erde liegt! Ich litt nie härter Drücken bei aller meiner Zeit. (Str. 4) Es ist ein ungefügiges Geschlecht.“ Dann spricht Hildebrand, um Dietrich vor Eigenot zu warnen (Str. 5): „Herr, wisset ihr auch noch den Stein, da ihr dem alten Hiltzgrein seine Schwestern habt erschlagen; da wohnt der Riese, heißt Eigenot und ist des Greim Verwandter und lauert im Hinterhalt auf unser beider Tod.“ Als nun Dietrich dennoch in den Tann reitet und den schlafenden Eigenot weckt, spricht dieser (Str. 63): „Du bist der Bogt von Bern, vor mir faunst du dich nicht verstellen: du führst den Helm meines Oheims Greim, das ist mir von dir schwere. Ich kenne dich an dem rothen Helm, der so weit her glänzte: du erschlugst meinen Oheim auch so todt, darum bist du das letzte Mal her zu mir in den Tann gegangen.“ Und Str. 64: „Ich habe auf dich gelauert länger denn zwei ganze Jahr.“ Als nun Dietrich dem Kampfe nicht mehr ausweichen kann, spricht er (Str. 67): „Ich habe dir den Greim genommen, nun will ich auch deinen Leib zerhauen.“ Und als der Riese den Berner zu Boden geschlagen, ruft er aus (Str. 91): „Gerochen ist der Oheim mein!“ Dietrich erholt sich aber wieder, der Kampf beginnt von Neuem, jedoch Dietrich wird besiegt und gebunden, und spricht, indem der Riese ihm droht in den hohlen Stein zu werfen (Str. 106): „Auf meine Treue, ich that dir nie ein Leid! Das wisse, du viel werther Mann, dein Oheim wollte mich nicht lassen. . . Sein Weib war ungefüge, sie drückte Hildebranden furchtbar, und das derselbe vor ihr genah, das nimmt mich immer Wunder. Unter einen Arm sie ihn zwang, sie drückte ihn so hart, daß das Blut herausdrang.“

Die Bearbeitung des Gedichtes von Kaspar von der Roen bietet außer dem Angenehmen keine wesentlichen Eigentümlichkeiten dar, außer daß Hildebrand Hiltzgrein statt unter ihren Arm unter einen Stein drückt. Doch findet sich einmal Str. 2, 11 in der Straßburger und Heidelberger Handschrift dasselbe.

Wenn auch die Laßbergische Handschrift unseres Gedichtes der Sprache nach die älteste ist und der alte Drud auch vielfach interpolirt sein mag, so erscheint doch in diesem jüngern Denkmal die Sage von Grim's und

Hilde's Ermordung jedenfalls als echt volkstümlich, da sie wesentlich mit der Hiltzberg'sagen übereinstimmt, und es bestätigt somit die nicht unseiner Erwähnung, daß gerade die jüngere Uebersetzung oft das Ursprünglichere bewahrt hat. Der Schauplay ist hier, wie in der Saga, eine Helsenhöhle, Hildebrand wird ebenfalls von Hilde so fest umfungen, daß er sich nicht zu wehren vermag, und von Dietrich errettet, indem dieser (was jedoch nur eine unwesentliche Abweichung ist) ihr das Haupt abschlägt. Daß Dietrich Grim's Helm genommen, wird zwar nicht ausdrücklich gesagt, aber es läßt sich daraus schließen, daß er denselben führt. In der Laßbergischen Handschrift scheint zwar der Schauplay ebenfalls eine Helsenhöhle zu sein, da Dietrich von Hilde auf eine Bank gedrückt wird und diesen ihre Wohnung in Helsen zu haben pflegen, aber die Uebersetzung der Hiltzberg'sagen und des alten Drudes wird geradezu umgekehrt, indem Dietrich der von Hilde Ueberwältigte und von Hildebrand Errettete ist. Doch scheint das Ursprünglichere aus dem Vorwurfe, den Eigenot (Str. 6 dem Dietrich macht, wieder hervorzuheben, und Dietrich könnte sich nur darum als den Ueberwältigten darstellen, um Eigenot zu bestrafen.

Kast gänzlich abweichend ist die Darstellung in Eden Ausfahrt. Am kürzesten ist auch hier wieder die Laßberg'sche Handschrift. Als Eden auszuziehen will, Dietrich anzukommen, um sich im Kampfe mit ihm zu messen, spricht Eberot (Str. 7): „Er schlug gar lässlich todt Frau Hilde und auch Grim um eine Brünne, die er nahm: die trug er dann lässlich; sein Tod das muß ihm schwinden, das er ob allen Königen hat, ja ich höre es sehr ungern. Es war nie so tapfer die That Herrn Dietrichs von Bern, wie ihr eh von ihm vernommen habt: und wäre Grim erwacht, er wäre nie von dannen gekommen.“ Aber Str. 12 entgegnet ihm Basolt: „Er war ein Held, ob ihr nicht auch nicht glauben wollt, das ist mir ganz gleichgültig, so spreche ich doch, bei meinem Leben! daß Grim und sein Weib der edle Berner so lässlich nicht überwand; sie drückte ihn so sehr, doch half ihm Meister Hildebrand, daß der hehre Degen erschlug den Mann und auch das Weib auf einem grünen Plane: so rettete er sein Leben.“

Der alte Straßburger Drud (ebenfalls neu herausgegeben von Dr. Scherer) gibt für letzteres Str. 5 noch nähere Umstände an, indem Basolt sagt: „Ja, wer das dem Berner nachsagt, daß der viel Rühne Greim und die Waid schlafen erschlug, der thäte ihm manigfaltig Unrecht. Vor Trol steht ein schöner Wald, darinnen ein grüner Anger, da spürte er aus dieselbe Waid des Morgens in dem Thau; sie hätte ihn beinahe in den Tod gebracht die ungefüge Frau; von ihren Schlägen erwachte Greim: Herr Dietrich erschlug sie beide und fristete sein Leben.“

Kaspar von der Roen sagt Str. 8, 5: „In Ampprian da liegt ein Wald, darin ein schöner Anger, da spürte er aus Herrn Grim's Spur und die Waid im Thau; da litt er Angst und große Noth wohl von der starken Frau: der tödtliche Fürst von Bern schlug sie

2) Die Straßburger Handschrift: Risen Grim. 3) Zusatz Kaspar's von der Roen. 4) wo es doch, Kaspar v. d. Roen. H. Gurell v. W. u. A. G. G. Section. XCI.

beide zu Tode und nahm seinen Helm und seine Brünne.“ Herzer Str. 12, 4: „Und so spreche ich zu dieser Zeit, daß Herrn Gremm und die Rald der edle Berner nicht so schmachlich erschlug mit seiner Hand: sie drückte Hildebrand gar sehr, da half dem Meißer Hildebrand der edle Degen hebr und schlug zu Tode Mann und Weib auf einem grünen Anger: da rettete er sein Leben.“

Sämmtliche Denkmäler stimmen hier darin überein, daß der Schauplatz des Kampfes nicht eine Felsenhöhle, sondern ein Plan oder Anger ist. Die Laßbergische Handschrift, während sie sonst mit der des Eigenot stimmt, bietet den eigenthümlichen Zug, daß Dietrich den Grim im Schlafe ermordet. Nach dem strasburger Druck erwacht dieser aber von den Schlägen. Neu ist hier, sowie bei Kadpar, der Zug, daß Dietrich die Rald im Grase aufspürt, und nach leytterer auch Gremm. Während aber in der ersten Strophe bei Kadpar Dietrich der von Hilde überwältigt ist, ist es in der zweiten Hildebrand, wie im alten Druck des Eigenot und in der Saga. Kadpar bemerkt aber noch angedrücklich, daß Dietrich außer der Brünne auch den Helm Gremm's nahm.

Hast man nun die Darstellung des alten Druckes vom Eigenot und die zuletzt angeführte Strophe von Kadpar's Eiden Ausfahrt ins Auge, so kann gar kein Zweifel obwalten, wenn auch das Abenteuer mit Alfrit, sowie die Erwerbung des Schwertes und Hortes fehlen, daß der Sammler der Hildesfagsage keine Erzählung aus einer deutschen Quelle geschöpft hat. Dieses wird noch durch eine Lesart der Handschrift B der Saga bestätigt, die zwar aus dem Ende des 17. Jahrh. stammt, aber die Abschrift von einer aus dem 14. Jahrh. stammenden Handschrift ist. Dieselbe liest nämlich statt „und von demselben (Helm) hatte Jwerg Alfrit Hildesf auch gesagt“: „und demselben hatte Jwerg Walprant versetztigt“. Die Form Walprant ist nun gänzlich unnordisch, aber ihr deutscher Ursprung ist unzweifelhaft, da sie offenbar nur eine andere für den im alten Druck von Eiden Ausfahrt genannten Jwerg Alfrid ist, unter welchem der bekannte Alfrid (Alfrit) verstanden wird. Das M ist nämlich prototypisch, wie in Malagis, Malagis für Alagis, Wadelger für Adelger (verg. auch Wengiger, Rittinger für Utiger in meiner Deutschen Heldensage 2, 700); p ist wie Alfrit — Alfrit zu deuten, welche Form ebenfalls die Handschrift B darbietet, und t ist unorganisch angehängt. Die Identität von Alfrit und Walprant entging natürlich dem Schreiber; aber sei es nun, daß er dieselbe in seiner Handschrift vorfand oder er sie aus mündlicher Uebersetzung aufnahm, so beweist dieselbe jedenfalls, daß sie aus einer deutschen Quelle stammt, und es demnach in Deutschland noch eine andere Erzählung von Grim und Hilde gab, als die, welche der Sammler der Hildesfagsage benutzte.

Aus diesen Gründen kann man P. E. Müller unmöglich bestimmen, wenn derselbe Sagabibliothek 2, 122 fg. (überl. von Fänge) sagt: „Das Abenteuer mit Grim und Hilde, das hier beschrieben wird, hat eine nordische Farbe; gerade so wird oft in den Sagen, die unzweifelhaft der nordischen Romanik angehören, erzählt,

daß Helden Riesen besuchten, die von ungeheurer Gestalt waren und Höhlen bewohnten, und deren Weiber oft sehr gefährlich waren, weil sie auf die Feinde eindrangen und mit ihnen zu ringen suchten. Daß dagegen der Riese ein Schwert besaß, das ihm erst gestohlen werden mußte, bevor er überwunden werden konnte, ist ein den Sagen fremder Zug. Des Hildes Rame kann bequem aus dem Altnordischen erklärt werden, da hilde Krieg bedeutet und rami eine Raube.“ Müller war aber um so weniger zu diesem Urtheile berechtigt, da die Erwerbung des Schwertes und Helms einen wesentlichen Zug, ja sogar den eigentlichen Kern der Erzählung bildet und dieser den nordischen Sagen fremd ist. Die Erwerbung eines Schwertes, mit dem ein Riese oder Drache allein besiegt werden kann, begegnet in deutschen Sagen und Märcen oft, und gewährt somit eine neue Bürgschaft für den deutschen Ursprung unserer Erzählung. Wie aber der Name des Helms aus dem Altnordischen erklärt werden kann, so auch aus dem Altheutschen, wie Krimhild bezeugt.

Begründeter scheint die Ansicht W. Grimm's (Heldensage 79), wenn er in unserer Erzählung den Erwerb des Hortes, wie ihn die Ribelungen berichten, wider zu erkennen glaubt, und vermuht, daß diese That auf Alfired übertragen sei, wenngleich habe die Erzählung der Saga allen große Ähnlichkeit damit, als daß man nicht in einer solchen Vermuthung berechtigt wäre. „Die Erzählung“, sagt er, „ist veränderlicher als in der Ribelunge Rot und das Verhältniß zu Alfired natürlich eingeleitet; man begreift, warum der Held zuvor das wunderbare Schwert haben muß, ehe er den Kampf wagen darf. Der Riese, der zwölf Männer Kraft hat, mag sich auf die zwölf Riesen der Ribelunge beziehen. Daß Dietrich den Helm Hildegirnd findet, scheint ein alter Zug, denn auch Sigurd findet nach der nordischen Sage in Fasli's Schatz den wunderbaren Dregelhelm: ein abermaliger Beweis, daß von Siegfried die Rede ist. Nur muß ich bemerken, daß auch Eiden Ausfahrt und Eigenot dem Dietrich diese That zuschreiben.“ Allein hiergegen erhebt sich sofort der sehr wichtige Umstand, daß der Sammler der Saga den ersten Theil unserer Ribelungensiedes gar nicht genannt hat (s. meine Deutsche Heldensage 2, XVII) und dieser dabei seine Uebersetzung vornehmen konnte. Will man dieselbe aber der Volksüberlieferung zuschreiben, so steht dem entgegen, was auch schon Grimm andeutet, daß sich dieselbe, wie wir aus Eigenot und Eiden Ausfahrt ersehen, erst an Dietrich's Berion ansetzt hat, hier sogar schon in mehrfachen Variationen auftritt (wozu noch die aus der Form Walprant zu schließende neue kommen würde) und so gar die Veranlassung zu dem Gedächtnisse Eigenot gegeben hat, und endlich, daß in der Erzählung der Saga nicht wie im Ribelungensiede die Erwerbung des Hortes, sondern die des Schwertes und Helms den Kern bildet.

Was nun zunächst das Schwert Raginger betrifft, so nennt dasselbe schon Heinrich von Veldeke in der Enzel 5692 (W. Grimm a. a. D. 56), aber Dietrich führt dasselbe in unsern Denkmälern niemals, sondern nur der

zu seinem Heldekreise gehörende Helme, in dessen Hand der Dichter des *Völurlofs* dasselbe oft erklingen läßt (1060. 10920. 10942. 12274. 12869. 12974), und das auch im *Alþátt* (450) und im *Nafngatann* gebräucht wird. Die *Thidrekssaga* berichtet aber c. 308, daß *Thidrek* dasselbe, nachdem er den *Wäsen* *Ede* erschlagen und dessen Waffen und Rüstung erbeutet hat, dem *Helmit* (*Helme*) schenkt. Den *Helm Hildigrim* trägt dagegen *Diétrich* außer im *Eigenen* und *Eden* Ausfahrt auch im *Völurlof*, wo er aber nur einmal V. 9237 genannt wird. In der *Thidrekssaga* führt er denselben bis nach dem *Risangenkampfe*; seitdem befiel *Hildebrand* und *Thidrek* *Eigund's* *Helm* (c. 400); später aber führt *Hildebrand* sowohl *Eigund's* *Helm*, als auch dessen *Schwert* *Gram* (c. 415), und *Thidrek* trägt den *Hildigrim* wieder in dem *Kampfe* mit dem *Drachen*, verkauft ihn aber mit *Herind's* *Helm* und besetzt jenen auf einem *Baume* (c. 419).

Die Identität dieses Helmes mit dem schreckenerregenden *Drachenhelme* ist außer der schon erwähnten Weise auch mehrfach behauptet worden, aber aus Gründen, denen ich ebenso wenig beitreten kann, als vorhin. Derselbe soll schon, wie *J. Grimm*, *Myth.* 217 behauptet, aus dem *Namen Hildigrim*, *Hildegrim*, *Hildgrim* selbst folgen, indem einmal das *altm. grima*, *abhd. krima* *Schreckenshelm* bedeute, und sodann in dem *agsl. Gedichte* *Edene* 260 der durch sein *Überbild* schreckende *Helm grimhelm* genannt werde. Allein das *altm. grima*, *abhd. krima*, sowie das *agsl. grimo* bedeutet nur *Karve*, *Helm*, insbesondere wol auch *Helmvisir* wegen der Ähnlichkeit mit einer *Karve*⁵⁾, und ist dann im *Altindischen* *Namen* der *Nacht* und einer *Niesin*, und da *altm. hildr*, *abhd. hülte* *Kampf*, *Krieg* bedeutet, so heißt *Hildigrim* nichts Anderes als *Kampf*, *Kriegshelm*. *Grima*, *krima*, *grimo* involviret nirgends den Begriff des *Schreckens*, und soll dieses ausgedrückt werden, so geschieht es durch *Zusammensetzungen*, wie *agsl. egrgrimolm* *schreckender Dämon*. Sodann kann nicht behauptet werden, daß in dem *agsl. Gedichte* der *Helm* wegen des *Überbildes* als ein *Schreckenshelm* bezeichnet werde; in dem *Wort* der *Edene* a. a. D.: *þer vís orleif edgessno ... grimhelm manig, ænleic eolurcumbal* (so konnte man an den *Helmen* leicht erkennen ... der *Helmlarven* *manche*, sohabre *Überzeichen*) sagt der Dichter nur, daß die *Helme* mit *schwarzen* *Überzeichen* geschmückt waren, welches Zeichen allerdings, da der *Helm*, welcher ein solches auf seinem *Helme* trug, in ein besonderes *Edun* und *Brundstuf*⁶⁾*überbildnis* mit dem *Gotte* *Freyr*, dem *vie* der *Freyja*, der *Edre* *geheiligt* war, getreten war, und sich daher vor den *feindlichen* *Waffen* *geschützt* glaubte⁷⁾,

dem *Feinde* *Schrecken* einflößen mochte; aber es folgt daraus noch nicht, daß *grima*, *krima*, *grime* die Bedeutung *Schreckenshelm* habe, wie denn auch nirgends in der *agsl. Poesie* der mit dem *Überzeichen* geschmückte *Helm egrihelm* oder *egsgrimolm* heißt. Aber es läßt sich sogar noch auf das Bestimmteste nachweisen, daß unserm *Hildigrim* gar nicht das *Überzeichen* kennzeichnet, sondern ein leuchtender *Karfunkel*, der ihn schmückte, und dessen weislich schimmernder Glanz die *Nacht* wie den Tag erleuchtete, wovon besonders der alte *Drud* von *Eden* *Ausfahrt* *Estr.* 57—59 und 269 fgg. 7); denn nach der *Bearbeitung* *Kaspar's* von der *Rora* *Estr.* 200—201 bricht *Diétrich*, als *Hildigrim* im *Kampfe* mit *Ede* *zerhauen* ist, den leuchtenden *Karfunkel* aus, setzt denselben in *Ede's* *Helm* und nennt nun diesen *Helm* den neuen *Hildigrim*. Dabst heißt auch in dem *Gedichte* von *Diétrich's* *Drachenkämpfe* der leuchtende *Stein* in dem *Helme* des *Helden* geradezu *Hiltegrin*⁸⁾; und *W. Grimm* hat vollkommen Recht, wenn er *Heldegsage* *E.* 127 von dem nach dem *Gedichte* *küeno* *Ortalt* *Estr.* 44 (*ed. Ettmüller*) eine halbe *Meile* weit leuchtenden *Helme* *Drind's*, der ein *Berf* *Überich's* ist, sagt: „und damit wird *Hiltegrin* bezeichnet, obgleich nicht benannt“; denn nach der *Thidrekssaga* c. 419 ist der *Helm* *Herind's* (b. l. *Drind's*, s. meine *Deutsche Heldegsage* 2, 160 fg.), den *Thidrek*, wie schon erwähnt, mit *Hildigrim* vertauscht, mit fünf *Karfunkelsteinen* geschmückt. In *Egels* *Hofhaltung* *Estr.* 168 ist *Hildigrim* schon eine allgemeine poetische Benennung, da er nicht bloß *Diétrich's* *Helm*, sondern auch den *seiner* *Gegner's* bezeichnet.

Nach weiter geht *W. Mannhardt*, *Germanische Mythengeschichte* *E.* 88—90: „In Deutschland erkannte bereits *Jacob Grimm* den *Drög* im *Niesen* *Ed* wieder, der durch *Diétrich* von *Bern* besetzt und getödtet

torum etiam inter hostia praestat; sowie ferner folgende Stelle aus dem *Beovulf* *Estr.* 1449. 1450: so hwita helm halsan we-rede ... since geweorat, besogan freawránum, ævā hlin fyradagum vorhte æpna smiet, wudram tode, beacete ævilecum, hāt hinc slapan no brond no beadomæsa bitan ne weanht (der weiße *Helm* das *Haupt* bewahrte ... geschmückt mit *Reinoden*, umgaben mit *Stärkenden*, wie in *fernen* *Lagen* ihr ein *Wasserschield* währte, mit *Wundern* *zier*, mit *Überdchern* besetzt, daß ihn selbstem immer *Klingen* noch *Kampfschwerter* versichern mochten). *J. Grimm* acht hier *Myth.* 195 zu weit, wenn er für *freawránum* und *Prothionis* *signis* übersetzt. Das besondere *Edun* und *Brundstuf*⁶⁾*überbildnis* zu *Freyr* deutete auch der *abhd.* und *agsl.* *Eigennamen* *Fröwin*, *Freawise* *Frey's* *Brund* aus; aber nicht immer trug darum ein solcher einen mit dem *Über* geschmückten *Helm*, denn *Sigurdarkvida* 3, 24 heißt *Sigurd*, dem der *Drög* *Helm* *guldstr*, *Froys* *vinn*.

7) Nach *Simon Kéja* in der aus der *ersten* *Helde* des 13. *Jahrs*. *hannenden* *Chronica Hungarorum*, dem *Wanderer* aus der *Heldegsage* *ausgenommen* und auf den *historischen* *Attila* und *Theodrich* *übertragen* hat, sagt von letzterem: *Hunc* *Didriem* *galeam* *quandam* *habuisse*, *et* *illum*, *quanto* *magis* *discrebatur*, *tanto* *maiori* *claritate* *refulsisse* *fulminator* (*W. Grimm*, *Heldegsage* *E.* 164).

8) Do hane ist ein *hiltgrin*
Der git von goldn richen schin.
(*W. Grimm* a. a. D. *E.* 270.)

5) Weber schon zu beachten ist, daß erst im 12. *Jahrs*. die sogenannten *Niesen* *Ed* und erst im 13. die *griffenen* *Helme* zur *Geschichte* kamen. Von *Eda* in den *Quellen* und *Erzählungen* 216 fg.

6) Diese läßt keinen Zweifel übrig, wenn man nur bedenkt, was *Facinus*, *Germania* c. 45, über die *Überzeichen* sagt, welche die die *maior* *deum* (*Freyja*) *verehenden* *Wäster* *tragen*: id (*magne* *superstitio*) *armis* *omnino* *intels* *securum* *dono* *cul-*

wird. Grimms Annahme ist um so sicherer, als für Ede neben der auf Aki, Agi zurückföhlenden Form die andere dem geistlichen Ogeiss altn. Oegir genau entsprechende Uoki erhalten ist. Gleich dem nordischen Degir fñhrt Ede einen leuchtenden Helm von wunderbarer Kraft. Diesen Helm unmittelbar mit dem Degishelm zusammenzustellen, berechtigt und nicht allein die sprachliche Identitåt des Ede und Degir, sondern noch mehr die nicht zufällige Uebereinstimmung, daß noch ein anderer von Dietrich besampter Kiese, der auf dieselbe mythische Grundlage wie Ede, d. i. auf Vritra, zurückgeht, einen solchen Helm besißt, dem ein Karfunkel hellen Edelstein verleiht und in welchem schon Wilhelm Grimm (Heldensage 386) den Degishelm wiederfand. Nach der ältesten Gestalt, in der von dieser Mythie überliefert ist (Thiðrekasaga c. 15–17), bewachen Grim und Hilde, in denen ich nicht ansehe Bala und Vritra und seine Mutter wieder zu erkennen, in einer Höhle einen reichen Schatz. Der Tod der Hilde gliedert dem des Vritra und seiner Mutter, denen Indra den Rachen spaltet. Die Höhle ist dieselbe, in welcher Ahis oder Vritra, wie wir sehen werden, den Schatz des Regenwassers oder Sonnengoldes bewacht. Die Namen Hilde und Grim sind aus dem Namen des Helmes, welcher Hiltigrim heißt, von der falsch etymologisirenden Sage geschlossen, nicht entstand dieser aus jenen, wie die Thidrekasaga deutet. Hiltigrim begegnet nämlich dem Helm Hiltigoltr in der Hróðis Krakasaga, der Hiltidr — Frejja jugestanden haben muß, da den mythischen Wälden der Hróðisfage Frejsfagen in Grunde liegen und Hiltigoltr (Hildeneber) ein anderer Name des der Frejja heiligen Ebers Hildsvini ist."

Von der hier aus der indischen Mythologie genommenen mythischen Grundlage müssen wir hier gånzlich absehen, da bei einem einzelnen Artikel darauf nicht eingegangen werden kann, und wir können dies um so mehr, da unsere Denkmåler, wenn man sie genau betrachtet, vollkommen genügen, um die Unhaltbarkeit der übrigen hier ausgeprochenen Ansichten zu beweisen. 3. Grimm hat gewiß vollkommen Recht, wenn er in Myth. 218. 602 in dem völlig riefenhaft gehaltenen Ede einen Niederschlag des Meerergottes Degir aus der Identitåt und den einflimmenden verwandtschaftlichen Verhältnissen beider schließt; allein ob dem nordischen Degir der Degishelm überhaupt zusehmt und ob Ede denselben führte, wie Mannhart als ausgemacht annimmt, sieht erst zu beweisen. Das Erstere wenigstens muß aus überwiegenden Gründen bestritten werden. Einmal wird dem Degir, so oft auch nur von demselben die Rede ist, nirgends dieser Helm beigelegt, und man hat keinen Beweis dafür als die Einstimmigkeit des Namens, woraus zu bauen höchst unsicher ist. Ueberwiegendere Gründe sprechen hingegen dafür, daß der Helm ursprünglich entweder dem Geschlechte Hreidmar's oder dem Andvari's gehörte, oder vielmehr von dem zauberfundigen Regn als dem Golde des letztern geschmiedet wurde; denn die einzige Kunde, welche uns die Edda von dem Degishelm gemährt, ist folgende: Das Skaldskaparmål berichtet c. 40, nach

dem es erzählt, daß Hafnir und Regn ihren Vater Hreidmar des Goldes wegen erschlagen, „Hafnir hatte da den Helm genommen, den Hreidmar gehabt hatte, und setzte ihn auf sein Haupt. Dieser Helm war Degishelm genannt, und alles Lebendige entsezte sich, wenn es ihn erblickte". Hafnir trägt dann denselben nach Fafnismål Str. 16. 17, und nach dem profaischen Schluß dieses Liedes bemåchtigt sich Sigurd, als er Hafnir und Regn erschlagen, des Degishelmes, sowie Hafnir's Goldbrünne und Schwert Grotti sammt seines Goldes. Aus der angeführten Stelle des Skaldskaparmål könnte zwar geschlossen werden, daß der Helm schon vor der Erwerbung des Hortes dem Hreidmar elgen gewesen sei; allein mehrfache Gründe, die ich in meiner Deutschen Heldensage 1, 140 sq. und 190 zusammengestellt und erwogen habe, und insbesondere der Umstand, daß sich Hafnir desselben, sowie der Goldbrünne zugleich mit dem Horte bemåchtigt, machen es wahrscheinlich, daß er dazu gehörte, und daß Regn denselben, sowie die Goldbrünne aus dem Golde des Hortes verfertigte. Allein sei dem auch, wie ihm wolle (etwas Gewisses läßt sich nicht ermitteln), entscheidend ist hier, daß sowohl in dem Geschlechte Hreidmar's, als Andvari's und unserer Ríbelunge Eigennamen walten, die wie Oegir den Begriff des Furchts- und Entseztetregenden ausdrücken, und die entweder aus einer ihnen als Elbe einwohnenden eigenthümlichen Eigenschaft, welche der durch besondere Mittel hergerichtete Helm noch erhöhte, oder aus der Beschaffenheit des Helmes entsprangen, der in dem einen wie in dem andern Falle davon seine Benennung erhielt.

Der Name Hreidmar kann nicht, wie Lachmann, Kritik der Sage von den Ríbelungen S. 343 vermuthet, aus ahd. Hrudmår verberbt sein, da man im Norden denselben wohl verstanden haben würde, obñen auch eine Handschrift der Völsunga saga wirklich Hródmår liest; sondern er muß aus dem ahd. reidōn crispere, gareidi vibratus (Graff 2, 474 ?), welchem entweder geradezu das alt. hreidda terreus, terrefacere gleich oder durch Ablaut veruandt ist, entsprungen sein. Hafnir ist das lateinische pavor, dem er nach der Lautverschiebung genau entspricht, und das hier im transitiven Sinne gefaßt werden muß, wie bei dem dem Mars beigelegten Pavor. Die Namen Vinn, Schilling, Engel, sowie der höchst wahrscheinlich noch hierher gehörige Agazi (Agoz), haben, wie unter dem Artikel Ginkungar gezeigt wurde, insgesammt die Bedeutung des Furchts- und Entseztetregenden.

Wie das Geschlecht Andvari's und unserer Ríbelunge, so gehört auch das Hreidmar's zu den Rífen. Regnir wird ausdrücklich ein Aermg von Buchs genannt (profaischer Eingang zu Sigurdarkviða II.), und die Voluspå stellt ihn dabei Str. 12 unter dieselben. Das ganze Geschlecht erweist sich ferner schon in der Uebervåltigung der Rífen, sowie in den Verwandlungen des Dr in Duer, des Hafnir in Drachengestalt als ein

9) Man erwäge ahd. rido tremor, ridōn tremere a. a. D. S. 475.

übermenschliches. Dem Regin und Fasir wird sodann große Weisheit beigelegt, wie sie den Asen eigenthümlich war (prophalischer Eingang zu Sigurdarkvida II., Fafnismaal Str. 12 fa.), beide werden zugleich als Joten (Riesen) bezeichnet (Fafnismaal Str. 29. 30), und der erstere besitzt noch, wie alle Asen, eine wunderbare Geschicklichkeit, namentlich in der Schmiedekunst.

Erwägt man nun, daß unsere deutschen Uebersetzungen den Elben einen scharfen, grimmigen, durchbohrenden, Entsetzen erregenden Blick zuschreiben, was die alte Sprache intsehen, mhd. entsehen nannte (Grimm, Myth. 430; vergl. Weiste in von der Hagen's Germania 9, 286), und daß dieses dieselbe Bedeutung hat, wie die in den nordischen Sagen begegnende Redensart: „hafa Oogirhialm 1 augum“, was den fürchterlichen, scharfen Blick der Augen, den Andere nicht aushalten, bezeichnet, und womit der bekannte Schlangenschild (ormar 1 auga) Weisheitheit haben mag¹⁰⁾, erwägt man ferner, daß den Zwergen wunderbare Hauptbedeckungen, wie die Unsichtbarkeit und höhere Lebenskräfte verleihende Tarnkappe (nordisch hulizhialmr) u. a. eigen waren: so kann man nicht mehr zweifeln, daß der Dregishelm ursprüngliches Eigenthum jener elbischen Wesen unserer Rabelungenlage und nicht des Wergottes war, und daß die erwähnten Eigennamen, sowie der Name des Helmes auf die eine oder andere der angegebenen Weisen erklärt werden müssen. Die Eigenschaft des Helmes, Furcht und Entsetzen zu verbreiten, mochte man wol, wie jener zauberhafte Blick der Augen an die Hand gibt, durch die weislich leuchtenden, die Nacht gleich dem Tag erhellenden Gesteine bewirken, und ich sehe daher nun nicht an, in dem Hildigrim weislich einen Dregishelm zu erblicken, und zwar um so mehr, da derselbe ein Werk Malpriant's oder Alfrant's war, welcher mit zu unsern Rabelungen gehörten Alberich oder Eibich identisch ist, und letzterer auch Orind's leuchtenden Helm verfertigte¹¹⁾; allein eine Identität Hildigrim's mit Sigurd's Dregishelm, wie dieses W. Grimm annimmt, kann aus den angegebenen Gründen dennoch nicht behauptet werden.

Da es aber mit Recht bestritten werden muß, daß der Dregishelm dem Wergott, und folglich auch dem Ede, als dessen Niederschlag, zugehört habe, und aus den früher beigebrachten Gründen sowohl die Identität von Ede's Heim, wenn das Lied diesem auch einen weislich leuchtenden Glanz zuschreibt, mit Hildigrim, als auch die des letztern mit dem Hildigiste durchaus zu leugnen ist: so stellt sich aus unsern Denkmälern die Behauptung Mannhardt's, daß die Namen Grim und Hilde von der falsch etymologischten Sage aus aus dem Namen des Helmes geschlossen seien, als unhaltbar

heraus, mag es sich nun auch mit der mythischen Grundlage Ede's und Grim's verhalten wie es will.

Gänzlich unhaltbar ist es auch, wenn R. Sievers; Myth. 365 behauptet: Hildigrim sei von Hilde genannt, einem Nebennamen der Hel, welcher sie als hilende, heilende, verbergende Göttin bezeichne. Wenn Dietrich den Hildigrim nach der Thidreksfaga zugleich mit dem Schwerte von Grim und Hilde gewonnen habe, so beruhe dies nur zum Theil auf falscher Etymologie: er habe wirklich einst Hilden gehört, wenn wir sie als Hel und zugleich als die Göttermutter des Tacitus dächten, als deren Symbol die Röhre Erzeugen trugen, durch welche man dem Feinde unsichtbar zu werden meinte. Allen der Hildigrim war keine Hel- oder Tarnkappe, sondern im Gegentheil ein weislich leuchtender Helm, durch den man den ihn tragenden Heiden, wie Ede den Dietrich, selbst in finsterner Nacht sogleich erkannte, und den Helm kennzeichnete nicht das Erzeugen, sondern der leuchtende Karfunkel. (A. Rossmann.)

GRIMA (Michele Angelo), ein aus Malta gebürtiger Chirurg, zugleich Demonstrator der Anatomie in Florenz, hat über die Sensibilität der Sehnen und über deren Nerven experimentirt und seine Ergebnisse in einer kleinen Schrift: *Mémoire sur la sensibilité des tendons*. Paris 1760 veröffentlicht. Ferner empfahl Grima die Darmaast, gefügt auf Versuche an Thieren und auf gelegentliche Beobachtungen an Menschen, in der kleinen Schrift: *Del nuovo e sicuro metodo di euacuire gl'intestini, allora quando in occasione di ferita o di altro vengano offesi, ed allontanati dalla loro naturale contiguita*. Parigi 1760. 4. Außerdem schrieb Grima noch: *Della medicina traumatica*. Firenze 1776. (Fr. Wilh. Theile.)

GRIMALD (auch Grimold)¹⁾, Abt von St. Gallen und Erzkanzler König Ludwig's des Deutschen, gestorben den 13. Junii 872, stammte aus einer edlen französischen²⁾ Familie und war der Neffe des bei Karl dem Großen angesehenen Erzbischofs Hetli von Trier. Noch unter Karl dem Großen selber ward er in die bekannte Hofschule aufgenommen, Alcuin war der Erzhelfer. Er gehörte später zur kaiserlichen Kapelle und war zugleich auch Lehrer an der kaiserlichen Hofschule. Darauf scheint er eine Zeit lang im Kloster Reichenau gelebt zu haben. Er kam von hier aus jedoch bald wieder an den kaiserlichen Hof und ging darauf in die Dienste Ludwig's des Jüngeren, des Sohnes von Ludwig dem Frommen, über. Er wurde um 824³⁾ Kaplan des

10) Die ebenfalls dazwischen begegnende Redensart: „unter dem Dregishelm sein“, „den Dregishelm über einem tragen“, und die Furcht, Entsetzen einflößen bedeuten, stimmen dazwischen in die. 11) Für Deutschland ist der Dregishelm verbürgt durch den Namen: namen Dregishelm, Eggishelm (Weisse, Myth. 218) und durch die von Landau, Beschreibung von Hessen G. 227 angeführten Eggshelmer Steine bei Jeding.

1) Dümmler schreibt durchweg Grimois; Wattenbach dagegen Grimald, Einmuth beizulegen. Die Quellen scheinen auch mir mehr für die letztere Schreibart zu sprechen. 2) Und zwar aus Auvergne, das zeigt die Angaben über die Herkunft vieler Herren, des Erzbischofs Hetli von Trier und der Nonne Werentrud, bei Bruner und Mosen, *Antiquitates et Annales Trevirenses*. Bd. I. Leodii 1770. S. 404. Fol. In der Urabschrift der Werentrud heisst es: *Cujus generum viri clarus in omnibus extat, nomine Grimaldus, ore et honorare potens*. 3) Es Dümmler S. 92. — Abt wurde er nach Gieseler, *Ger. rer. alam.* II, 140, erst 893.

Klosters Weissenburg im Speiergau, bald darnach auch Abt. Das klösterliche Leben hielt er aber nicht streng, sondern er lebte mehr am Hofe. Sein Ansehen als Gelehrter wie als Hofmann war groß. Das zeigen z. B. die Widmungen Walahfrids⁴⁾, der ihn als eine hervorragende Größe am Hofe Ludwig's des Frommen und zugleich als Dichter und Lehrer verherrlicht.

Durch seine ganze Erziehung war Grimald vom Karolingischen Kaisergeschlechte von Hause aus zum Staatsmann bestimmt; einen ähnlichen Bildungsgang machten die meisten deutschen Staatsmänner in der ersten Hälfte des Mittelalters durch, was neuerdings ausführlich und in das Detail gehend Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, und Stumpf in seinem Werke: Die Reichskanzler des 10., 11. u. 12. Jahrh. Bd. 1. Juntdruck 1866 ausgeführt hat. Grimald blieb mit Ludwig dem Deutschen sein ganzes Leben lang eng verknüpft, zum Theil als dessen erster und leitender Minister. Als Ludwig mit seinen beiden andern Brüdern den Vater aus dem Elgenseide zu Colmar 833 gefangen und sich zu seinem bisherigen Königthum Baiern die Herrschaft über Austrasien verschafft hatte, nahm er zur Leitung der nun ausgedehnten Reichsgeschäfte den Abt Grimald als obersten Kanzler. Ludwig billigte die That, mit welcher Lothar den entthronten Kaiser zu Naden gefangen hielt, nicht und schickte im J. 834 seinen Kanzler Grimald, der dem alten Kaiser von früher her wohlbekannt war, als Gesandten ab, um den Vater zu trösten und durch Winke ihm anzudeuten, daß Hilfe nahe sei. Im J. 835 bekräftigte der König dem Kanzler eine reiche Ehenkung im schwäbischen Apggau, die ihm vom alten Kaiser (wahrscheinlich zur Belohnung für die Vermählungen um die Freiheit desselben) gemacht worden war. Es ist wol ein Irrthum, wenn Grimald in der Ueberschrift der Urkunde Abt von Reichenau statt von Weissenburg genannt wird, vergl. Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reiches. Bd. 1. Berlin 1862. S. 111. — Voll Schwäche gegen seine zweite Frau Judith beraubte der Kaiser im J. 838 Ludwig den Deutschen des größten Theiles seiner Länder. Der Bedrohte empörte sich, aber ein großer Theil seiner Anhänger ging zum Kaiser über. Zu den Wenigen, die ihm treu blieben, gehörte auch Grimald, der dafür durch Spruch des Kaisers seine Aelste Weissenburg verlor, wie Dümmler a. a. O. I. S. 127 sehr wahrscheinlich macht. Einen besonders thätigen Antheil an der Empörung des Königs scheint Grimald aber nicht genommen zu haben (er tritt nämlich in dieser Zeit seit 837 nicht als Kanzler auf); wahrscheinlich mißbilligte er den Aufstand, ohne jedoch von dem Könige sich geradezu loszusagen, ähnlich wie Iregan, dem zwar die Treue gegen den Kaiser am höchsten steht, der aber, so weit es damit vereinbar ist, doch eine entscheidende Parteinahme für Ludwig den Deutschen bei der entscheidendsten Abneigung gegen Lothar durchzuführen läßt, vergl. Dümmler I. S. 869. Ludwig unterlag und wurde wieder auf Baiern beschränkt; er ruhete aber nicht und empörte sich bald wieder. Da starb der Kaiser im Juni 840. Nun begannen die Kämpfe der Söhne unter

einander. Ludwig hatte kaum festeren Boden gegen den falschen Lothar gewonnen, da übergab er das große Kloster St. Gallen, ohne sich um das Wahrecht der Mönche zu kümmern, seinem getreuen Erlzansler Grimald im J. 841⁵⁾. Politische Rücksichten leiteten ihn dabei. Er wollte gegenüber der Lotharischen Partei, die viel Anhänger in Alamannen zählte, ein Gegengewicht in Grimald gewinnen. — Ueber Grimald's kirchliche Thätigkeit verläutet wenig. Nur 852 und 857 nahm er an dem Rainger Synoden Theil. Als Rathgeber stünden wir ihn im J. 860 wieder an Ludwig's Seite, als dieser ohne besonderen Grund einen räuberischen Kriegszug gegen Karl den Kahlen unternahm. Hincmar von Rheims richtete in Folge dessen einen Brief an Grimald, in welchem er ihn auffodert, seinen König den Eingebungen verrückter Menschen zu entziehen und es nicht wieder zu einem solchen Kriege seinem zu lassen; statt Grimaldus ist in diesem Briefe Grimaldus geschrieben, vergl. *Flodoardus*, Hist. Rem. eccl. III. c. 24. Der Inhalt dieses Briefes läßt vermuten, daß Grimald selber nicht zu den schlechten Rathgebern gehört hatte, sondern gegen den Krieg war. Dümmler I. S. 441 bringt dazu ein anderes Moment. Zwischen 857—861 ist nämlich keine Königsurkunde auf Grimald's Namen ausgefertigt, sondern auf dem Namen des Kanzlers Wilgar. Höchst wahrscheinlich war Grimald gegen die kriegerische Politik, die damals seinen König ergriff hatte, aufgetreten und hatte seine Stelle im höchsten Maße verloren. Gerade zu einer Zeit (April 861) tritt er wieder als Kanzler auf, wo die Verschörungen im Innern den König von der Verderblichkeit seiner auswärtigen Politik überzeugten. Der Einfluß Grimald's scheint von dieser Zeit an bis zum J. 870, wo er sich altersmüde von der Kanzel nach seinem Kloster St. Gallen zurückzog, ein anerkannterlicher gewesen zu sein.

Im Einzelnen lassen sich die Einwirkungen Grimald's auf die Geschäfte des Königs Ludwig nicht weiter nachweisen, als es im Vorhergehenden geschehen ist, er gehörte aber, wie Dümmler I. S. 874 bemerkt, ohne Zweifel zu den hervorragenden und verdienstlichen Männern unter der Regierung Ludwig's, dem er bald auf seinen Jagen ihn begleitend, bald in seinem Auftrage weite Strecken durchziehend mit rastlosem, unermüdbarem Eifer diente und „wie ein getreuer Jolau“⁶⁾ zur Seite stand.

Ulm Grimald's Bedeutung vollständig würdigen zu können, müssen wir auf seine Thätigkeit einestheils als Erlzansler, andernteils als Abt von St. Gallen noch ein Augenmerk richten.

Nach den neuesten Forschungen liegt die Hauptbedeutung Grimald's in seiner Thätigkeit als Erlzansler. Stumpf hat das zuerst hervorgehoben. Wie das Geschlecht der Karolinger, so meint er a. a. O. S. 47, in der eignen Thätigkeit das Recht seines Berufes, in der Ausführung der umfassenden, weltgeschichtlichen Pläne seine Rechtfertigung und in der Zustimmung und Befehle durch

4) Grimald scheint damals durch die Gunst der Könige auch Weissenburg wieder erhalten zu haben, vergl. weiter unten.

die Kirche die höchste geistige Stätte suchte und fand und also mächtig umgestaltend in sämtliche Verhältnisse der damaligen Welt eingriff, so sollten auch in den Urkunden derselben die Spuren des neuwandelnden Principes, das von ihm ausging, wie der gewaltigen Aenderungen, deren Veranlassung es war, wiederzuerkennen sein. Zunächst schloß man sich freilich hinsichtlich des Urkundenwesens an die Merovinger an. Doch bald trat eine Umwandlung fast aller überkommenen Formen ein, wie es eben die neuen bewegenden Gedanken, die in der Vereinigung von Imperium und Kirche lagen, erheischten. Und wie die Documente, so trägt auch bald die ausserordentliche Behörde, die Kanzei, einen andern Charakter, ist selbst eine wesentlich neue geworden. „Besonders unter drei Regenten, unter Pipin, Karl dem Großen und Ludwig dem Deutschen, gelangten allmählig diese Hauptveränderungen zu einem bestimmten dauernden Ausdruck und insbesondere des Letzteren Erz-Notar und Kaplan Grimald, Abt von St. Gallen, muß geradezu als derjenige bezeichnet werden, von dem das Karolingische Kanzei- und Urkundenwesen, wie es denn bestimmend für die nächsten Jahrhunderte geblieben ist, gleichsam seinen Abschlus und seine Vollendung erhalten hat. Wäßen wir, gerade der Merovingenperiode gegenüber, den Reichtum und die Mannichfaltigkeit, wodurch z. B. sogar die Urkunden eines jeden einzelnen Karolingers für sich von denen aller übrigen aus das Genaueste unterschieden werden können und dabei doch wieder die Stetigkeit, Folgerichtigkeit und den Zusammenhang in der gemeinsamen Entwicklung aller als einen ganz besonderen Vortrag dieses wesentlich schöpferischen Zeitraums der Karolingenherrschaft betonen, so liegt gerade in diesem letzten Moment zugleich der Grund zu einer unverkennbaren Scheidung auch in dem Urkundenwesen von den folgenden schlimmen Zeiten.“ Besondere Nachdruck erhielt Grimald's Stellung auch dadurch, daß er zum ersten Mal die oberste Leitung der königlichen Kapelle und Kanzei in einer Hand vereinigte. — Als Geistlicher und Abt hat Grimald sich durch Gelehrsamkeit ausgezeichnet. Walafried lobt ihn auch als Dichter; erhalten ist aber nichts von diesen dichterischen Erzeugnissen. Als Theologe hat Grimald nur Musse gefunden, zum *Sacramentarium* des heil. Gregor einen neuen Abteil hinzuzufügen, der von Jöcher übrigens wenig Lob erhält. Das Hauptgewicht seiner schriftstellerischen Thätigkeit liegt eben im Erzkanzler-Amte. Geringere hat Grimald große Verdienste durch Förderung der literarischen Arbeiten Anderer und durch die praktische Thätigkeit als Abt. So ließ er die durch eine Fehdebrunnst zerstörte Abtei Weissenburg größer und glänzender wieder aufbauen *). Ermanarich von Ulmungen (vergl. über ihn Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen S. 121) kann ihn nicht genug loben als weisesten der

Lehrer am Hofe. Aus einem Briefe desselben erfahren wir auch (vergl. Dümmler S. 871), daß Grimald Abt von drei Klöstern gewesen sein muß. Außer St. Gallen scheint er noch Weissenburg (welches er 838 verlor) und Ulmungen, wie vermuthet wird, besessen zu haben. Für Weissenburg spricht auch der Umstand, daß er im *Retrospect* des Klosters aufgeführt ist. Uebrigens hat er wol seines seiner Klöster durchaus selbst verwalte. Von St. Gallen wissen wir es bestimmt, daß er den gelehrten Mönch Hartmut zum Unterabte wählen ließ, vorzugsweise auch deshalb, um die in ihrem Rechte gekränkten Mönche zu versöhnen. Doch hat er sehr viel für das Kloster gethan, besonders durch die Hebung der Klosterschule und Bereicherung der Bibliothek. Derselben schenkte er eine Sammlung werthvoller Manuscripte, deren Verzeichniß wir noch im *Kapitulum* haben, darunter einen Virgil und Vegetius; und die Bläthe der Schule beginnt seit der Zeit Grimald's. Obwohl nicht selbst an mönchlichem Leben gewöhnt, wirkte er mit Hartmut doch eifrig darauf hin, die Regel des heil. Benedict in aller Strenge durchzuführen. Es ravnidete sich unter seiner strengen, aber doch väterlichen Leitung im Kloster ein wahrhaft brüderliches Zusammenleben, welches mit regem wissenschaftlichem Geiste gepaart war, da Grimald es besonders gut verstand, die wissenschaftlichen Arbeiten Anderer zu fördern. Auch in St. Gallen zeigte er seinen Sinn für das Praktische, indem er zu dem neuen Klostergebäude, welches seit 830 gebaut war, eine eigene Amtswohnung hinzufügte; ferner erweirte er dem Kloster fast völlige Freiheit hinsichtlich der Steuern an den König und befreite es von der Oberhoheit des Bischofs von Constanz, der immer wieder Ansprüche an das Kloster machte. So wußte Grimald durch eifrige Fürsorge sich die Liebe der Mönche zu erwerben. Einfiel in die florentinische Thätigkeit Grimald's gewährt Yao, De miraculis S. Ottonis bei *Pertz. Scripta*. II. p. 48—53, besonders aber, weil weniger mit Wundergeschichten geschmückt, *Katpertus*, *Cassus S. Galli* bei *Pertz. a. a. D.* p. 67—72, wo ebenfalls erwähnt ist, daß Grimaldus mehrere Klöster unter sich hatte, ohne daß dieselben genannt sind. — Vergl. über ihn Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen V. 1. Anstige, u. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches. Bd. I. Berlin 1862, dem ich hauptsächlich folge; von den Quellenforschern ist Katpertus der wichtigste. (R. Pallmann.)

GRIMALDI, eines der berühmtesten Patrier-geschlechter Genua's, nicht aus dem benachbarten Lande hervorgegangen, sondern aus dem „Volke“ Genua's selbst, das, in zahlreiche Linien verzweigt, im Genuesischen, der Provence, der Grafschaft Nizza, dem Comtat Nivernon, Piemont, Neapel und Sicilien, Spanien, England, Australien, dem geschlossenen Archipel bedeutenden Grundbesitzum besessen, viele Adels- und Fürstenthümer erworben, der Vaterpaß zwölf Degen gegeben und über 4½ Jahrhunderte lang mit nahezu unveränderter Gewalt das Fürstenthum Monaco regiert hat; ihre Erben dafelbst, die Goyon-Matignon, haben dort auch den Familiennamen fortgeführt. Leider beruhen die

*) Vergl. *Necrologium* des Klosters Weissenburg (im Archiv des bayerischen Vereins von Freunden d. XII. J. Würzburg 1855. S. 56): Obiit (13. Juni) Grimaldus abbas. Qui ecclesiasticis utilitati studiosius intendens monasterium Sancti Petri post incendium majore edificio restauravit.

Nachrichten, welche über den Ursprung des Hauses gänzlich und gäbe sind, lediglich auf fabelhaften Erfindungen und offenkundigen Fälschungen des 17. Jahrhunderts. Damals schrieb Carlo de Venasque, Dr. juris, Noble von Monaco, inspirirt von dem Cardinal Girolamo Grimaldi, sein Buch: *Genealogica et historica Grimaldae gentis arbor*¹⁾, das seitdem allen weitem Arbeiten über das Geschlecht als Grundlage gedient hat und selbst von dem sonst kritischsten Hon. Bouché in seiner Geschichte der Provence²⁾ nur erczerpirt worden ist. Er stützte sich dabei angeblich auf eine uralte Familiientradition, der zufolge der bekannte Majordomo Grimaldo, Alpin's von Herfall Sohn (gest. 714), durch seinen von Karl Martell verdrängten, damals fünfjährigen Sohn Ibeudoald, den die Mutter Theodesinde nach Afturien zu Belauo geflüchtet, und der dann dort, wie in Septimianien und der Provence, sich gegen die Araber hervorgethan, Ahnherr des Hauses geworden. Von seinen Söhnen habe der jüngere Ramiro eine Linie in Spanien begründet; Ugone I. aber sei Herr von Antibes geworden, in dessen Besitze ihm seine Nachkommen in directer Stammlinie gefolgt seien, zuerst Bassano, dann Grimaldo I. (verm. mit Crespina, Tochter Robert's I. von der Normandie!) und hierauf Guido I., Gemahl der Orlanda von Mencon, von dessen Brüdern Cripin Angoit die Familie du Bec Crespin in der Normandie begründet, während ein anderer Gibellino die Herrschaft seines Hauses zuerst in Monaco besitzig habe. Weiter heiße es, Kaiser Otto I. habe bereits 968 zu Regensburg dem Grimaldo I. den souveränen Besitz von Monaco bestätigt; seine Erben hätten darnach in der Provence einen ansehnlichen Küstensirich von St. Tropez bis Fréjus inne gehabt. Hauptbeid der Familie ist aber jener Gibellino (damals ein wunderlicher Name!), der als Verbündeter des Wilhelm I. von Marseille, Grafen von Arles, 973 geholfen, Gratinetum (Garde Fremet) den Sarazenen entreißen, letztere in ihrer Hellsburg niedergemacht und zum Lohn jenes Gebiet am Golf von Fréjus (Sinus Sambracitanus) erhalten, welcher letztere auch ihm Golf von Grimaud genannt sei. Eine angebliche Bestätigung dieser Verleihung stellte im September 980³⁾ König Konrad von Burgund aus, als „König der Alemannen und Provençalen“, einzig mit Wahrung der Anrechte der Kirche von Fréjus; dann soll Gibellino an dem später Grimaud genannten Plage zwischen Gratinetum und dem Meere einen Thurm gebaut, von da aus die farsenischen Piraten verfolgt, Riça von der Herrschaft der Ungläubigen befreit und ihre letzten Schlupfwinkel vernichtet haben. Allein dieser Legende von dem Gibellino Grimaldi, dem Manne egregiae magnificencie, steht schon der Umstand entgegen, daß Fremet erst 993 von dem Grafen Berauld, dem Ahnherrn des Hauses Savoyen, erobert und zerstört ward; außerdem aber trägt die angebliche Verleihungsurkunde von 980 alle Kriterien der

Unechtheit in sich, so daß sie für uns jede Beweiskraft verliert. Auf Guido I. läßt Venasque erst dessen älteren Sohn Ugone II., dann den jüngeren Grimaldo II. folgen, der sich 1084 mit der byzantinischen Prinzessin Maria Komnena vermählt habe — ein schöner Anachronismus, wenn Guido I. um 980 geblüht haben soll! —; von dessen Söhnen habe Luca 1104 eine Kreuzflotte geführt und eine Seidentlinie gestiftet, Guido II. aber Monaco auf seinen ältesten Sprossen Grimaldo III. vererbt (1162—1184), der mit Antonia Dia, Tochter des Grafen Raimund Brengar III. von Provence, sein Geschlecht fortgepflanzt habe. Von seinen Söhnen habe Alberto, 1168 Johanner-Gemithur zu Paimpoussin in der Diöcese Riez, 1164 zu einer Kreuzfahrt gerückt, während Oberto (1188—1197), verm. mit Corradina Spinola (gest. 1223 oder 1232), 1190 als Haushofmeister Barbarossa's zu Philipp II. von Frankreich gegangen, um diesen zur Theilnahme am Kreuzzuge zu bestimmen. Unter jenen Söhnen hätten Nicolo, Hugo und Oberto eigene Nebenlinien gestiftet; Grimaldo IV. aber (1219—1244), der 1219 die Kreuzflotte Johann's von Brienne gegen Damiette geführt — daher auch das Wappen der Grimaldi in den Salles des croisades zu Versailles —, sei in Monaco gestolzt und habe es auf seinen Sohn Francesco vererbt, während von seinen andern Kindern u. a. Der voto 1263 als Bischof von Grass gelebt habe. Letzterer ist jedoch ebenso eine rein erdichtete Personlichkeit, wie jener Manfredi und zwei Raimondo Grimaldi, die im 12. Jahrh. den Bischofsstuhl von Antibes inne gehabt haben sollen.

Gegenüber diesen Fiktionen wagten besonnenere Forscher des vorigen Jahrhunderts doch einzelne Zweifel zu hegen; und so begannen der Père Anselme⁴⁾, Chasot de Nantigny⁵⁾ und de la Guesnaye des Bois und Badier⁶⁾ ihre Genealogien der Grimaldi erst mit dem eben genannten Grimaldo IV., der allerdings, wie wir hernach sehen werden, sich auch urkundlich nachweisen läßt, freilich nur als Patricier Genoa's, nicht als Souverän von Monaco. Von den neuern Bearbeitern der Geschichte von Monaco hat der besonnene Girolamo Rossi⁷⁾, der auch eine später zu citirende Münzgeschichte der Grimaldi geliefert hat, sich damit begnügt, das rein urkundlich Verlässliche festzuhalten, und die Herrschaft des Hauses in Monaco ganz richtig erst vom Jahre 1271 datirt; während Herr Mitlner⁸⁾, obgleich auch er von Escepticismus nicht frei ist, doch nicht gern mit den alten Traditionen seines Fürstenhauses brechen möchte, den Gibellino noch ganz festhält und durch höchst ge-

4) Histoire généalogique de la maison de France, Paris 1726, fol. Vol. IV, p. 489 sq. 5) Les généalogies historiques. Paris 1736. 4. Tom. II, p. 383—408. Die Art de vérifier les dates. Tom. XVIII, Paris 1819, 8, p. 43—49 enthält nur eine kurze Uebersicht, die aber auch erst mit jenem letzten Grimaldo beginnt. 6) Dictionnaire de la noblesse, 3^e éd. Paris 1866. 4. Tom. IX, p. 834—851. 7) Il principato di Monaco, studj storici. Torino 1860, 8. 8) Monaco et ses princes. La Flèche 1862, 8. 2 Vols. Gersajo Iurj: Pemberton, History of Monaco. London 1869, 8.

1) Parisius 1647, fol. 2) Chorographie de la Provence, Aix 1664, fol. 2 Voll. 3) Mémoires Vol. I, p. 319—320; doe. no. 3, angeblich aus dem Archiv von Fréjus (s. hernach).

wagte Conjecturen die uralte, fast 1000jährige Souveränität der Herren von Monaco zu stützen suchte.

Dem gegenüber ergeben die Urkunden des in selbster Vollständigkeit erhaltenen Notariats-Archives in Genua, sowie die dort im Staats-Archiv und auf der händlichen Bibliothek aufbewahrten, urkundlich belegten Genealogien der geneuesischen Geschlechter von Buonarroti, Giordani u. s. w. ganz andere Resultate. Dieselben sind im Wesentlichen schon den „Genealogie delle famiglie nobili di Genova“ von Rinaldo Battilana (Vol. II. p. 1—24. Genova 1825. fol.) zu Grunde gelegt; da aber letztere sich auf bloße Namen und Zahlen beschränken, auch manche Zweifel und die neueste Zeit nicht umfassen, bin ich meinem Freunde Hrn. Cav. Luigi Tommaso Belgrano, Archivar der Bank von S. Giorgio, zu hohem Danke verpflichtet, indem er eine Copie der betreffenden Tabellen aus Battilana auf Grund der Handschriften hin für mich ergänzte und die fehlenden biographischen Notizen beifügte. Andere wichtige Ergänzungen verdanke ich den Herren Marsden Alexander Beaumont Grimaldi auf Herndon House und Charles Louis Henri Morence Grimaldi von Cagnes zu Haffelt, Hrn. Giacomo Giuseppe Grimaldi auf Naxos, Hrn. Cav. Erasmo Ricca in Neapel und andern.

Um zunächst noch einmal auf das Werk Venasque's zurückzukommen, so hat derselbe neben einer handschriftlichen Genealogie im Archive zu Monaco, die von Nicolò Grimaldi 1430 verfaßt, das Geschlecht von dem Major-domus Grimaldo herleitet, drei sehr interessante, von andern Mitgliedern des Hauses herrührende Documente benutzt, Aufzählungen sammlicher lebender Sprossen befehlen aus den Jahren 1333 *) (auf Veranlassung des Rinaldo Grimaldi), 1554 (durch Francesco quond. Ruffello) und 1634 (von Francesco qu. Luca), die durch auch ein authentisches Gepräge tragen. In der Vorrede erörtert er die ihm bekannten acht verschiedenen Ansichten über den Ursprung des Geschlechts, den schon der Historiograph Genua's Agostino Giustiniani für sehr unsicher erklärte; er führt darunter auch die richtige als sicbende auf, entscheidet sich aber schließlich für diejenige, welche der Familie möglichst uralte und hochadelige Herkunft vindiciren will, obgleich (ich wiederhole, ich höchst besonnener Forscher, das frühere Vorkommen des Geschlechts beweisen hatte, und richtet daher auch in dem Stammbaume derselben die ärgste Verwirrung an. Daß der Name ursprünglich ein Vorname, ließ sich nicht bezweifeln, ebenso wenig, daß Grimaldo mit Grimalbus identisch; allein man hätte dann ebenso gut auf die langobardischen Herzoge von Benevent, wie auf den Sohn Pipin's zurückgreifen können. In Oberitalien aber war der Vorname Grimalbus ebenso gewöhnlich wie im Beneventanischen; aus Urkunden nenne ich beispielsweise einen im J. 907, einen 1001, einen Priester in Novara 1008 u. s. w. Der neueste Historiker Genua's, Canale **), wollte das Geschlecht von den Herren von Beggano ableiten, aus dem

Grimaldo 1120 mit seinem Sohne Guidardo und seinen Sippen Portovenere den Genuesen verkaufte, ein anderer Grimaldo, des verstorbenen Paganello Sohn, 1247 mit den Leuten von Boverino 1247 einen Vertrag einging, ein Guglielmo di Grimaldo als Fendebalter in der Lunigiana erscheint, ein Grimaldino der Weife, vielleicht identisch mit jenem Grimaldo, am 14. Febr. 1263 seinen Antheil an Beggano dem Grafen Nicolò Flecco von Savagna verkaufte. Er folgerte daraus, daß jener erste Grimaldo, Guidardo's Vater, wol ein Nachkomme des geneuesischen Consul's Guidardo (1056) sei; freilich eine wenig haltbare Theorie, da Guidardo häufig als Vorname erscheint, der Vorname Grimaldo aber auch im 12. Jahrh. bei ganz verschiedenen Geschlechtern Genua's ***) gefunden wird. Battilana beginnt seine Genealogie mit dem Consul Grimaldo, dem Grimaldo III. Venasque's; Olivieri und Belgrano weisen in den Atti della Società Ligure di storia patria zuerst auch den Vater desselben aus den Urkunden des Registro arcivescovile mit unabweisbarer Gewissheit nach. Indem ich daher denselben gleich mich anschleße und die bei Venasque citirten zahlreichen nicht urkundlich nachweisbaren Söhne der ersten Stammbaube ganz bei Seite lasse, beginne ich Genealogie und Geschlecht der Grimaldi mit:

Otto Cannella, Console del commune in Genua 1133 und 1135. Wer sein Vater gewesen, ist nicht nachweisbar; gewiss ist, daß das Geschlecht Cannella, dessen Namen wir noch in spätern Jahrhunderten unter den Notaren Genua's begegnen, schon damals vielfach verzweigt gewesen sein muß. Er hatte Antheil an dem Zehnten von Rojarego und von la Pieve di Langosco und starb vor Anfangs Juni 1143. Otto hatte vier Söhne: a) Bellamutus, Zeuge 1117 und 1123, Console del commune 1124, 1126, 1130, 1138 und 1142, einen der beiden boni homines der erzbischöflichen Curia; resignirt um 1143 seinen Antheil an dem Zehnten aus la Pieve di Ceranese dem Erzbischof und stirbt vor Juli 1148; sein Sohn Diño de Bellamuto, der 1157 den Vertrag zwischen Genua und König Wilhelm I. von Sicilien mitbeschwor, ward Münzer des längst erloschenen Geschlechts Bellamuti; b) Bulganetus (Amicus Bulzanetus), Mitmünzler der Zehnten aus Ceranese, 1157 bezeugt er den Vertrag mit Sicilien; c) Rinaldo de Rubicus, gest. vor 1143, dessen Söhne Antheil an dem Zehnten von Rojarego und Ceranese haben, und d) Grimaldus, nach dem das Geschlecht sich nennt. Derselbe veräußerte auf seinen Antheil an dem Zehnten 1143 zu Gunsten des Erzbischofs, ward im Juni desselben Jahres verurtheilt, letzterem 9 geneuesische Denare als Fines für sein Haus „in burgo“ zu zahlen, verkaufte 1156 ein Marschfeld genanntes Grundstück, wird als Zeuge 1160 genannt und bezeugte 1162, 1170 und 1184 das Amt eines Consolo del commune. Venasque gibt ihm neun Söhne, urkundlich steht nur einer fest: Overtus

9) p. 36 sq. 10) Mich. Gio. Canale, Nuova historia della repubblica di Genova. Vol. I. Firenze 1856. 8. p. 447.

11) Guesf. d. M. u. S. R. Gr. Grimaldi. XCI.

11) Ideo vicecomes Grimaldus 1160; Grimaldus vicecomes (Visconti) 1186; Grimaldus Rodicans 1188; Grimaldus Portovenensis 1178 in Urkunden als Zeugen.

Grimalbus de Burgo (1186—1223), der 1188 den Frieden mit Pisa beschloß, in demselben Jahre mit seinem Verwandten Derto Spinola die Kirche S. Luca gründete, auch 1210, 1216 und 1223 urkundlich genannt wird und 1232 gestorben sein soll. Von Gorratina Spinola, Guido's Tochter, hinterließ er vier Söhne, die ebenso viel Linien stifteten; sieben andere Kinder, die ihm Benasque beilegt, sind notorisch erdichtet. Diese Söhne waren: a) Grimalbus de Grimaldo (1210—1257), von dessen Linie unter A.; b) Ingo de Grimalbis (1210—1235) (Linie B.); c) Derto (1235—1258) (Linie C.) und d) Nicolo (1250—1258) (Linie D.); sie werden auch in der Zusammenstellung der Familienmitglieder vom Jahre 1333 als alleinige Ahnherren sämtlicher damals lebender Grimaldi bezeichnet.

A. Linie Grimaldo's.

Grimaldo quondam Derto findet sich urkundlich von 1210—1257, 1232 und 1244 als einer der acht *Consiglieri nobili*, und beherbergte 1244 in seinem Palaste seinen Landsmann Papst Innocenz IV.; 1253 erscheint er als Grimaldo „de Gavi“ in den Kreuzzugscontracten zwischen Genuesen und Ludwig X. von Frankreich. Von den zwei Gemahlinnen, die ihm Benasque gibt, ist keine verbürgt, von den zehn Kindern, die ihm derselbe beilegt, sind sechs nachweislich apostroph. Auch seine Verheirathung an dem Kreuzzug gegen Damiette 1219 beruht durchaus nicht auf zuverlässigen Quellen; noch weniger ist daran zu denken, daß er Fürst von Monaco gewesen; dagegen ist es ungewisselt, daß er, gleich seinem ganzen Hause und seinen Erben, der geistlichen Partei entschieden anhing. Grimaldo hatte notorisch nur vier Söhne: a) Lanfranco (1253—1293), von dessen Linie unter B.; b) Luchetto (1250—1263), von dessen Linie unter B.; c) Antonio, gest. 1259 (steht bei Benasque), Vater des Giovanni (1259—1268) und des Guglielmo 1259—1272, gest. vor 1302, der von seiner Gemahlin Giacobba den Francesco (1293—1302) hinterließ, wol denselben, der den Beinamen *Raijia* führte, und auf den ich hernach zurückkommen werde; er starb unvermählt 1303; d) Sorlene (1256, 1263, 1284, gest. vor 1318). Derselbe hinterließ von seiner ersten Gemahlin Cattarina, Folcone Marcone's Tochter, den Maone (1291, gest. vor 1323), welcher mit Manfredo etne an Galeotto Spinola von Dourado verheirathete Tochter Cattarina gewann, von seiner zweiten Klaffia die Antonio, die 1306 und 1318 als Witwe des Beiramo Ferrario genannt wird, und den Simone (1292—1318), Vater der an Frecciale de Otto vermählten Francesca (1300).

A. Linie Lanfranco's, Herrn von Monaco.

I. Lanfranco, Herr von Monaco 1271—1293.

Lanfranco saß 1240, 1246, 1249 und 1256 unter den acht nobili und beschickte 1242 und 1250—1251 das Amt eines Podesta in Nizza. Weiter weiß auch Benasque nichts von ihm zu berichten, nur daß er ihn

zum Vater zweier apostrophirter Söhne macht; desto wichtiger ist für ihn sein ältester Bruder Fürst Francesco von Monaco, Gemahl der Aurelia von Carretto und Vater von sechs Grimaldis, von denen die meisten gar nicht existirt haben, die andern ganz willkürlich genealogisch untergebracht sind. Nun ist aber der angebliche Francesco kein anderer, als unser Lanfranco, der mit üblichem Diminutivnamen Franchin o (statt Lanfranchino) genannt wurde; indem Benasque dies überhäß, hat er Franchino offenbar für ein Diminutiv von Francesco gehalten und so Anlaß zu einem Irrthum gegeben, der sich überall fortgesetzt hat. Ein ebenso arges Fehler findet sich bei seinem Sohne Rainerio, der ganz willkürlich in zwei Personlichkeiten zerlegt wird, Vater und Sohn, von denen der eine etwa von 1280—1300, der andere von da an „Fürst“ von Monaco gewesen sein soll, während notorisch nur einer dieses Namens von 1293—1314 zeitweilig den Besitz der Krone inne hatte.

Lanfranco Grimaldi ist der erste seines Hauses, der statt jener langen Reihe seiner meist erdichteten Ahnen in Monaco gebot; nicht durch Erbschaft, sondern durch einen fähigen Gemaltes, nicht durch alte kaiserliche Verleihung, sondern durch das Recht des Stärkeren ward er Herr der Festung, die seine directe Nachkommenchaft, freilich nicht ohne mannichfache Unterbrechungen, über 4½ Jahrhunderte lang inne hatte. Monaco scheint im 11. und Anfang des 12. Jahrh. verlassen und verödet gewesen zu sein; von einer Festung keine Spur; nur die spätere Dichtung erzählt, daß die alten Herren der Stadt sich damals nach dem festen Emporium Genua begeben und dort bald an die Spitze des Adels gestellt hätten; die echte, urkundliche Genealogie der Grimaldi widerlegt diese Fabeln zur Genüge. Gelegentlich auf der Grenzscheide zwischen den italienischen Reichslanden und der Grafschaft Provence, hat Monaco bald den Herren der letztern, bald zum Reiche gehört. Als Kaiser Friedrich I. 1162 sich mit den Genuesen verjöhnte, verließ er den Consulu der Stadt als solchen das Privileg, unter ihrem Banner die Einwohner der Riviera von Porto Venere bis Monaco zu führen; ob letzteres selbst darin eingebriffen, ist nicht ganz klar; es scheint damals den Grafen von Provence gehört zu haben, bis 1174 Graf Raimund V. von Toulouse als Herr der Provence neben der Hälfte von Nizza auch „Podium et Montem Monoeci“ mit ihren Pertinenzien Genua zum Eigentum gab. Als Kaiser Heinrich VI. 1191 nach Sicilien ging, bekräftigte er die Verleihung von 1174; zwei kaiserliche Gesandte übergaben den Consuln Serbino und Guarano die Belehnung mit Felsen, Hafen und Territorium von Monaco; die dort befindlichen Kapellen, die unter dem Kloster S. Ponzio zu Nizza standen, sollten von Genua angekauft werden, alle dort neu zu errichtenden Kirchen aber unter derselben Abtei stehen. Doch begaben sich erst am 6. Juni 1215 Guico de Castello und andere angesehenen Genuesen mit drei Galeeren und sonstigen Fahrzeugen nach dem Felsen von Monaco und begannen, dort ein mit vier Thürmen und starken, hohen Mauern bewehrtes Schloß im maurischen Style aufzuführen, dessen Besitz Genua von

Friedrich II. gegen Zusage von Beistand wider die Stadt Marseille und den Grafen der Provence 1220 als Reichslehen bestätigt ward. Von den Grimaldi und ihren angeblich durch die Genuesen usurpirten Hoheitsrechten auch nicht eine Spur! Als in Genua 1240 die Genuesen die Oberhand gewannen und die Kiste der päpstlich gesinnten Bischöfe zum Concil von Lyon befördern wollten, schloffen sie zu größerer Sicherheit durch zwei Orlande am 22. Juli mit dem Grafen Rainund Berengaz V. von Provence den Vertrag zu Air, in dem sich beide Theile gegenseitigen Beistand versprachen; Monaco sollte als Grenzort gelten; als späterhin Karl I. von Anjou Herr der Provence geworden und 1260 auch Ventimiglia sich angeeignet hatte, beistanden sich die Genuesen, mit ihm ein Abkommen zu treffen; es verließ demnach den letzten der Besitz von Ventimiglia, Monaco und Roccaruna; Monaco¹²⁾ und Puipino wurden dem Guglielmo Bento als gemeinschem Unterthan und seinen Erben garantirt. Colonisten aus Genua ließen sich zahlreich in Monaco nieder; sie empfingen am 20. Febr. 1262 ein Privileg, gleich den Inassen von Porto Venere und Bonifacio, das Recht, Waaren jeder Art zu jeder Zeit in Genua auszuladen und auszuführen. Nun aber begannen in Genua selbst jene ewigen Fehden zwischen den griechischen Grimaldi und Fieschi und den ghibellinischen Doria und Spinola, in die bald die ganze Umgegend mit verwickelt ward. An der Spitze jener fand Ranfranco Grimaldi, Führer der letzteren, die ihn 1270 arg bedrängten, waren Oberto Doria und Oberto Spinola, die sich auch 1271 gegen seinen jüngst zum Vodeß der Ventimiglia ernannten Bruder Eusebio kehrten und sein Geschlecht aus der Stadt verbannten. Da wandten sich dieselben an Karl von Anjou und erbaten sich, ihm die Huldigung zu leisten, falls er ihre Partei in Genua stütze. Karl sagte zu; darauf setzte sich Ranfranco, das Haupt des Hauses, ihm schon früher nahestehend, wie er denn 1263 zum Statthalter der Provence ernannt worden war, in den Besitz von Monaco, während sein Gegner Nicolo Doria Ventimiglia und Dneglia occupirte. Da erschienen die provenzalischen Truppen, nahmen Roccaruna und Ventimiglia, das sie jedoch bald wieder dem Rinaldo Spinola überließen mußten, und behaupteten sich in dem festen Mentone. Ranfranco aber führte Karl's Flotte gegen Genua, das endlich in Folge päpstlicher Vermittelung sich 1276 zum Frieden beugte; die Stadt ward vom Baune gelöst, den Grimaldi aber sichere Heimkehr zugesagt. In Monaco gebot Ranfranco fürderhin als Balliv der Anjou; daher ward auch 1290 die von ihm wohl besetzte Burg von Genua nicht zur Steuer zum pisaner Kriege herangezogen, während Noli, Mentone (den Bento gehörig), Roccaruna und Ventimiglia ihre Quoten beitragen mußten. Ranfranco starb 1293; der Name seiner Gattin ist unbekannt; von Kindern sehen eine Tochter Bergognina (1259), Gem. des Andreolo qu. Enrico Malocello, und fünf Söhne unendlich fest:

a) Rainerio L., von dessen Linie unter a); b) Cristiano 1250; c) Bertone (1293, gest. vor 1320), von dessen Descendenz unter b); d) Euglio (1291—1293), Vater des mit Francolina Embriaco, Marcolido's Tochter, vermählten Galvano (1291—1293) und e) Sorleone (1257—1282), bei Venasque irrig Sohn eines Ratto Grimaldi genannt, der 1282 als pisanischer Admiral die Genuesen bekämpft habe; derselbe war zweimal, zuletzt mit einer Giacoba, verheirathet und hatte drei Kinder: Leona (gest. 1330), Gem. des Gabriele de Sori; Valentino (aus erster Ehe) 1310—1315, gest. vor 1333, verm. mit Ginevra Frandina qu. Gabriele, kinderlos; Winze 1335, und Cristiano (1310—1330—1333), der nach Venasque von König Robert von Neapel 1320 1000 demselben vorgeschriebene Lizen zurückgekauft erhielt und 1331 den Vergleich zwischen den Grimaldi und Spinola mitunterzeichnete; sein Name erlosch in seinen Kindern Nicolo (1333—1358), Benedetto (1377), Francesco (1377) und Beretta (1352), die den Ambrogio Grimaldi qu. Pambello heirathete.

a) Linie Rainerio's I., Herrn von Monaco.

II. Rainerio I., Herr von Monaco 1293—1318.

Rainerio I. folgte dem Vater im Besitze von Monaco, hatte jedoch schon nach wenig Jahren eine Belagerung durch Corrado Spinola auszuhalten, da er in seine Burg die von den Spinola verjagten Sippen aus Genua aufgenommen; doch gelang es ihm, dieselbe abzuschlagen und Corrado bis in Genua hinein zu verfolgen, wo derselbe alsbald (1300) von den Grimaldi getödtet ward. Auch Rainerio (1287, 1291 zuerst genannt) war Basall der Angiolinen Neapels, die er bei ihrem Kampfe gegen das aufständische Sicilien mit seinen Galeeren wider unterstützt haben soll; dennoch sollte er bald politischen Rücksichten geopfert werden, und Monaco seinen Herrn wechseln. Denn als Karl II. von Anjou am 16. April 1300¹³⁾ Frieden mit dem lange feindlichen Genua schloß, gelobte er, der Republik bis Ende Juni die Burg Monaco und den Thurm d'Abelle (Labegü) zurückzugeben; doch sollten die Grimaldi frei heimkehren dürfen und auch Noli zurückerhalten. Demgemäß rüsten Pietro de Recto, General der Provence, und die Genuesen vor Monaco und nöthigten Rainerio zur Capitulation; er übergab die Burg dem Könige, jedoch unter den Bedingungen, daß die Grimaldi und Fieschi binnen vier Monaten nach Genua heimkehren dürfen, dem Francesco, Gabriele, Ansaldo und Rainerio Grimaldi voller Schadenersatz geleistet werde, und die Genuesen, die nicht in Monaco bleiben wollten, sich frei in Nizza, la Turbia und Gza ansiedeln könnten; die zurückbleibenden, darunter 300 griechische Genuesen, sollten von allen Abgaben erimirt bleiben und das für ihren Unterhalt Erforderliche aus Karl's Kassen beziehen können; endlich sollten die Grimaldi ihre Kriegsmaschinen und das Festungsmaterial behalten. So ward denn Monaco den Genuesen überantwortet; doch referirte sich der König

12) Die Bento kamen es von den Grafen von Ventimiglia, von denen Genua Roccaruna erwarb.

13) Mémoires Vol. I, p. 381—383; doc. no. 5.

seine Hoheitsrechte, die er 1303 für 100 Goldgulden dem Obiskellinen Nicolo Spinola veräußerte; Rainerio zog nach Nizza und nahm dort zunächst eine abwartende Stellung ein, bis ihn Karl von Anjou einlud, in die Dienste Philipp's IV. von Frankreich zu treten. Mit 16 Galeeren, zu denen noch 20 königliche Schiffe stießen, zog Grimaldi gen Glanden, um das vom Grafen Guido von Dampierre besezte Jierizke zu enteignen; er erschien dort im August 1304, schlug die 80 Fahrzeuge starke feindliche Flotte, die fast völlig zerstört ward, nahm den Grafen gefangen und befreite Jierizke. Dann tritt er tapfer bei Mons en Puelle und vor Nizza, sodas der Feind rasch Frieden schloß; Rainerio erhielt am 2. Sept. 1304 den Titel eines General-Admirals von Frankreich, eine Rente von 1000 Livres und die Baronie Willeneuve in der Normandie; 1305 am 19. April bezeugt er und als Brautschwager bei der Hochzeit des Grafen Wilhelm III. von Hennegau mit Johanna von Salois; als Admiral erbrachte er hernach dem Wilhelm de Lusard von seinen 1000 Livres, die ihm hernach auf die Besatzungen des Tempelherrenordens angewiesen waren, die Hälfte gegen Güter im Bisthume Seez. Unterdessen geboi in Monaco seit 1303 der hochfahrende Obiskelline Nicolo Spinola; die Burg war in ein Piratennest verwandelt; befreundet mit dem Markgrafen von Montserrat, belästigte er die nicht minder stolzen Doria, die sich von Rainerio's Vetter Francesco, Nialia genannt, der in Nizza ein Asyl gefunden, zum Bunde gegen jenen geminnen ließen. In der Nacht vom 24. auf den 25. Dec. 1306 überfiel Nialia, als Mönch verkleidet, Monaco und richtete unter der Befagung ein furchtbares Blutbad an; die Spinola wurden verjagt, gewannen 1309 nach der Schlacht bei Ventimiglia, in der Nialia fiel, Monaco wieder, verloren es jedoch ebenso rasch aufs Neue an die Grimaldi, die, aus Genua verbannt, von dort aus Gebiet und Schiffe der Republik plünderten. Im J. 1312 führte Rainerio die kaiserliche Flotte Robert's von Neapel gegen die Visconti, welche dem Kaiser Heinrich VII. Verstärkung nach Rom zuführen wollten, schlug dieselbe bei Meloria und 1313 die kaiserliche Flotte dei Salerno, kehrte heim nach Monaco und beschloß dort 1314 sein Leben. Der Name seiner Gemahlin ist unbekannt; nach Venadoque wäre es Margherita Russo, Tochter des Grafen Gulco von Sinopoli, gewesen. Derselbe gibt dem Rainerio (II., wie er ihn nennt) sechs Söhne, darunter Antonio, Stifter der Linie von Antibes, die noch blüht, dem aber die geneussischen Genealogien — ob mit Recht oder Unrecht, läßt sich absolut nicht entscheiden — einen andern Platz anweisen; andere sind fiktiv erdichtet, da sie sich nicht in der authentischen Familien-Aufzählung von 1333 finden; dagegen könnten doch dahin gehören Giuliano (oder, wie ihn Venadoque irrig nennt, Luciano), Herr von Billafranca, Kammerherr der Königin Johanna I. von Neapel, der 1351 für Geld in französischem Dienste 22,000 Livres erhielt und mit Tebina, des Daniele Gebo Tochter, dann mit Gattarina Garacolo in kinderloser Ehe lebte — zwei Söhne, die ihm Venadoque gibt, sind erdichtet — und 1361 Admiral der

Provence gewesen sein soll. Die geneussischen Urkunden kennen nur zwei Söhne Rainerio's I.: Carlo den Großen, von dem hernach, und Vinciguerra, 1333, Herr von S. Demetrio und Malapessa in Calabrien, angeblich verm. mit Goffanza Russo, Vater des Raddella (1336) und des Rainerio, der, wie es scheint, für seinen im Auslande viel beschäftigten Oheim Carlo in Monaco schaltete. Als die Obiskellinen Genua's 1320 mit 28 Galeeren Savona bedrohten, hatten ihnen die Quersen, bauernd auf den Schatz Robert's von Neapel, der seit 1318 Herr von Genua hieß, deren 32 unter Gasparo Grimaldi entgegengestellt; der aber ward geschlagen und schloß sich ein in Genua, wo bald der Hunger zu wüthen begann. Da nabte der junge Rainerio mit der aus dem Orient heimkehrenden geneussischen Flotte und 10 Getreideschiffen aus Constantinopel und machte der Belosede ein Ende. Aber 1327 ging Monaco wieder verloren an die Obiskellinen Genua's, erst 1330 gelang es den Grimaldi, dieselbe mit Hilfe provenzalischer Truppen wiederzugewinnen. Der jüngere Rainerio starb kinderlos; seine Gattin Andreola Grillo qu. Antonio qu. Acellino erscheint als Witwe 1348.

III. Carlo I. der Große, Herr von Monaco 1314—1363.

Carlo I., 1306 zuerst urkundlich auftretend, schien 1330 dauernd im Besitze von Monaco besetzt zu sein. Aber schon im folgenden Jahre unternahm die Gattolier einen Piratenzug gegen die Burg; zurückgeworfen, begannen sie, die Riviera zu plündern, bis ihnen 1332 (Carlo's Verwandter Antonio¹⁴⁾, damals geneussischer Admiral, eine empfindliche Schlappe beibrachte, sodas sie endlich 1336 Frieden schlossen. Dagegen wirkten die innern Feinden in Genua noch lange nachtheilig auf das Loos der Burg, in der sich die verwandten Grimaldi und Fieschi festgesetzt hatten und von der aus sie nicht nur die Spinola bedröhten, sondern auch die nach Glanden bestimmten Galeeren Venedigs anhielten. Erst nachdem Carlo I., den König Robert von Neapel 1335 im Besitze von Monaco bestätigt und zum Vektor von Ventimiglia ernannt hatte, am 9. Juli 1338 durch seinen Neffen Rabella Grimaldi alle Anrechte des Nicolo Spinola für 1200 Gulden käuflich erworben, schien die dauernde Herrschaft des Hauses dasebst besetzt zu sein. Schon früher war Carlo in nähere Beziehungen zu König Philipp VI. von Frankreich getreten, der ihm bereits 1332 eine erbliche Rente von 1000 Livres auf die Einnahmen von Beaucuire und eine ebenso hohe Summe auf Lebenszeit angewiesen, welche letztere 1343 auf Einnahmen von Nigues-mortes fundirt und 1351 von König Johann bestätigt ward. Am 8. Sept. 1339 quittirte Carlo zu Calais über 1900 Livres, die er an Geld für seine 12 Galeeren und deren Besatzung erhalten; dann trat er mit seinem Landsmann Antonio Doria förmlich als Admiral in französische Dienste und führte auf 32 Galeeren 12,000 Bogenschützen nach der

14) von Antibes; nach Venadoque sein Bruder, nach den geneussischen Urkunden Sohn des Gasparo qu. Gabriele.

Bretagne, um dieselbe für Karl von Blois zu gewinnen. Nach Einnahme des Schlosses Chantocour und der Stadt Nantes suchte er die Engländer von jedem Versteck mit der Bretagne abzufinden; bei Guessey erfocht er 1343 einen blutigen Seesieg über dieselben, der auf längere Zeit ihre Marine lähmte. Dann lebte Carlo beim nach Monaco, gerade als in Genua der Parteigeist aufs Neue mit aller Heftigkeit entbrannt war; die Grimaldi, als Repräsentanten des Adels, wurden 1345 von einer Flotte der Popolani bedroht, die sich gegen Carlo's Burg wandte; letzterer aber brach nicht nur ins Lhai von Boicovera ein, sondern sandte auch, unterstützt von dem übrigen Vandalen, Truppen gegen Estri, rief die Leute von Chiavari, Recco und Rapallo zum Aufstande und erzwang durch Einnahme einer Vorkastel Genua's einen Frieden, in dem den Robilli bedeutende Concessionen gemacht wurden. Allein die Ruhe dauerte nicht lange; schon am 14. Jan. 1346 erhob sich das Volk und trieb die Grimaldi nach Monaco; sie und die Spinola wurden verbannt und sollten der Stadt nicht mehr im Umkreise von 10 Miglien nahen. Voll Rache rüstete Carlo 30 Galeeren und 10,000 Mann gegen Genua, das wiederum eine ansehnliche Flotte unter Simone Bignosi ausliefte; allein da Carlo plötzlich zurückwich, verfolgte diese Flotte den Krieg nicht weiter und eroberte dafür lieber Ghibo. An Carlo hatte mittlerweile König Philipp VI. die Bitte gerichtet, ihm gegen die Engländer auf Neue Beistand zu leisten; er folgte dem Aufrufe, nachdem er zuvor am 19. April 1346 zu Nizza von den Brüdern Emmanuele und Ruffo Bentio und deren Ressen für 16,000 Goldgulden Schloß und Gebiet von Mentone, sowie ihre Besitzungen in den Districten von Ventimiglia und Rocabrana käuflich erworben. Seine 72 Galeeren kamen zu spät, um den Engländern die Landung zu verhindern; seine Leute suchten am 26. Aug. 1346 in der unglücklichen Schlacht bei Grécy, in der Carlo selbst schwer, jedoch nicht tödtlich, verwundet ward. Da sein Versuch, Calais zu entsetzen, mißlang, kehrte er beim nach Monaco und ließ von da aus seine Schiffe gegen Griechen, Venetianer und Catalonier freuzen; er unterstüzte, freilich ohne Erfolg, den Er-König Jayme II. von Mallorca gegen Peter IV. von Aragon und erhielt dafür die Städte Soler und Maiorca, die er jedoch nur kurze Zeit behauptete. Am 3. 1349 sehen wir seine Galeeren unter Antonio Grimaldi tapfer zur Seite der genuesischen und aragonischen gegen die Mauren streiten; 1350 hebt Genua auf Antrag des Dogen Giovanni da Baiante den über sein Haus verhängten Bann auf; nachdem aber Antonio, der im Dienste Genua's gegen Venetianer und Catalonier kämpfte, 1353 unweit Lajera auf Sardinien so vollständig geschlagen worden, daß er von 60 Galeeren mit Räube nur 19 rettete, wurden die Grimaldi aufs Neue verbannt; Genua huldigte vergebens dem Bischof von Mailand. Mittlerweile hatte Carlo nicht nur Monaco weiter besetzt, sondern auch dazu noch andere Besitzungen erworben, so am 20. Nov. 1348 drei Viertel von Castiglione in der Diöcese von Ventimiglia von der Familie Salvago um 800 und

am 2. Jan. 1355 Rocabrana von Guglielmo Pietro Pascaris, Grafen von Ventimiglia, um 6000 Goldgulden. So stand Carlo, der Große, wie man ihn genannt hat, reich und mächtig da; in Frankreich gehörten ihm Guesnes und Villeneuve; eine kastilische Flotte sicherte die Festung und beförderte den Handel; schon 1339 hatte er von Philipp VI. ein Privileg erhalten, daß er ausschließlich mit Mione Doria zwei Jahre lang Baaren aller Art aus Frankreich ausführen und damit an den Küsten des Mittelmeeres handeln dürfe; sein Kaufmann solle ohne ihre specielle Erlaubniß sich eines Gleichen unterfangen. Allein mit dem Jahre 1356 erreichte diese Herrlichkeit ihr Ende. Simone Boccanegra, wiederum zum Dogen erwählt, zog mit der genuesischen Flotte gegen Monaco und begann, den Hafen zu blockiren; einen Monat lang hielt sich die Festung, bis Hunger und Wassermangel 1357 zur Uebergabe zwangen. So kam Monaco wieder unter Genua; Carlo aber zog sich nach Mentone zurück, das er durch Bauten verschönerte, und starb daselbst 1363. Er hinterließ von Lucinetta Spinola, Tochter des Ehegatten von Dorton, zwei Kinder: a) Rainerio II., von dessen Linie unter 1), und Carlo, Rittersohn von Mentone, Rocabrana und Castiglione, von denen und dessen Nachkommen unter 2); fünf andere, die ihm Venasque beilegte, darunter eine früh verstorbene Tochter Anafasta, sind entweder falsch einkrankt oder ganz erloschen.

1) Linie Rainerio's II.

IV. Rainerio II. 1363 — 1407. Herr von Monaco
1402 — 1407.

Fünfundvierzig Jahre lang blieb Monaco den Grimaldi entzogen; Rainerio und sein jüngerer Bruder Carlo mußten sich vorläufig mit dem gemeinsamen Besitze von Mentone begnügen. Erstere, einer der tapfersten Herren seines Stammes, widmete, getreu den Familien-traditionen, von Jugend auf seine Dienste der Krone Frankreich; er diente 1350 unter Gottfried von Charny und 1351 bei der Belagerung von Rouen unter dem Herrn von Beaujeu, beschlachte vom 3. Sept. 1354 bis zum 28. Juli 1355 mit seinem Landmann Balzo Doria 6000 Mann französische Marinetruppen und huldigte dem Könige Johann 1358 für die Besitzungen seiner Familie in der Genshallie Beaucaire, die ihm sein Vater Carlo schon bei Edegreiten abgetreten, und die der König ihm am 17. März 1353 bestätigt hatte. Dann schloß er sich der Königin Johanna I. von Neapel an, weiche ich zu ihrem Eenseshall in Piemont, d. h. den Districten Coni, Stura, Demont und Nizza, ernannte; von seiner erprobten Tüchtigkeit erwartete sie sicheren Schutz ihres Landes gegen die Annerkennung des Grafen Rudolfs VI. von Savoyen. Als dennoch letzterer daselbst übertrumpfte, wurden eiligst die Städte der Provence um Hilfe angegangen, und bald warf Rainerio an der Spitze eines Heeres den Feind aus seinen festen Stellungen. Freilich ging es dabei nicht ohne erhebliche Verluste ab, so daß Grimaldi selbst 12,000 Gulden vorstrecken mußte, deren Rückzah-

lung die Königin zwar am 27. März 1363 befehlt; allein da es in ihrem Schutze stieß an Geld fehlte, erhielt er wol als Graf Terride, Vence und Digne, welche Orie ihm 1385 Maria von Blois als Vormünderin ihres Sohnes, des Thronerben Ludwig II. von Anjou, be-
stättigte. Im folgenden Jahre ließ sich Kaiser Karl IV. in Vercelli huldigen und übergab bei dieser Gelegenheit das Arelat dem Statthalter von Languebec, Ludwig von Anjou, Sohne des Königs Johann, der alsbald An-
sprüche auf die ganze Provence erhob und Bertrand du Guesclin gegen Arelat sandte; es zu entziehen, ward Grimaldi von seiner Königin hingerichtet. Da versuchte Anjou durch glänzende Anerbietungen den Rainerio seiner Herrin abwendig zu machen. Er versprach ihm außer einer Jahresrente von 4000 Gulden die Baronie Lunel in Languebec, die Castellanie Cervians, die Genschaft von Caracassonne, das Vicariat von Beziers und 1200 Livres Rente aus der Grafschaft Essenois, ferner 10,000 Gulden jährlich aus verschiedenen provencalischen Städten und völlige Schadloshaltung. Diese Anerbietungen, welche ihm im Mai und Juni 1368 gemacht wurden, wies Grimaldi vor der Hand entschieden ab; erst mußte der Krieg beendet sein; und nachdem Tarascon von ihm wiedererobert und Anjou abgezogen, erhielt er von der Königin zum Dank die Summe von 4000 Gulden. Bald darauf aber setzen sich die Herrn von Mentone wieder zu Frankreich halten; mit 10 Galeeren diente er 1369 als „Admiral des Mittelmeeres und Befehlshaber der königlichen Flotte an den Küsten von Languebec“ dem Könige Karl V., der ihm am 10. Febr. 1370 für die Verdienste, die er sich um das Reich zu Land und Meer erworben, eine Jahresrente von 1500 Livres aus-
setzt. Am 31. Jan. 1371 erhielt er 10,000 Livres als Geld für die Mannschaft seiner Galeeren, am 22. Nov. 1372 weitere 3800 zur Belohnung seiner treuen Dienste und Bezahlung seiner Schulden. Als dann beim And-
bruche des großen Schismas Papst Clemens VII. nach Avignon ziehen wollte, ließ Rainerio dessen Gegner Urban VI. durch Giovanni de Terra bedeutende Geldan-
erbietungen machen¹⁵⁾, falls er die ihm feindselig gesinnten Cardinale an ihrer Reise hindere; Grimaldi ging dar-
auf ein; viele Kirchenfürsten fielen in seine Hand; auch wertvolle Reliquien wurden 1379 erbeutet. Bald jedoch wechselte er die Rolle, da Urban sich gegen die Königin Johanna I. erklärt hatte; er stellte seine Flotte Cle-
mens VII. zur Verfügung und schädigte nun in gleicher Weise die Anhänger des Gegenpapstes. Am 13. Juni 1382 führte er als Generalcapitän die Flotte des Präventanten Ludwig I. von Anjou gen Neapel, und wenn auch dabei keine bedeutenden Erfolge gegen Karl von Durazzo erzielt wurden, so gelang es ihm doch, die Seeverbindung zwischen Italien und der Provence zu sichern. Als Lohn dafür verließ ihm Anjou am 22. Aug. 1384, wenige Monate vor seinem Tode, die Inseln Capraia, Isola d'Elba, Portofino mit der Burg Sta. Maura, sowie sämtliche Lehen, welche Leonardo I.

Locco in Neapel, Achaia und Albanien innegehabt, und deren er wegen Fehde gegen die Königin Johanna I. verlustig erklärt war; doch blieb diese Schenkung unan-
gefochten, da Maddalena de Buonremoniti, Locco's Witwe, sich wenigstens im Besitze der griechischen Güter be-
hauptete; Rainerio ward dafür hernach von der Re-
gentin Maria von Blois mit verschiedenen Renten ent-
schädigt.

Unterdessen war Monaco ruhig den Genuesen ver-
blieben, welche 1379, 1383 und 1384 der Stadt vielerlei Freiheiten verliehen, bis in Folge der innern Wirren, die fortwährend in Genua wütheten, es 1395 dem ehr-
geizigen Giovanni Grimaldi von Buell, Statthalter von Nizza (das er 1388 an Savoyen verrathen), gelang, Monaco zu übertrumpfen und sich dort sieben Jahre lang selbständig zu behaupten. Als dann 1396 die Genuesen den König von Frankreich zum Herrn ertoren, sehen wir Rainerio Grimaldi aufs Neue in hoher Gunst bei letzterem; am 28. Jan. 1396 ward er als königlicher Rath und Kammerherr mit 600 Livres Gehalt befehligt, am 18. Juli 1397 als königlicher Befehlshaber von Ventimiglia „nahe bei Monaco“ den Genuesen einbringen zu lassen¹⁶⁾. Der neue Herr von Monaco hatte sich nur durch Piraterie zu behaupten gewußt; bald nach des Königs energischer Generalathalter Boucicaut Rainerio Schiffe, um die Burg seines Vaters wiederzu-
gewinnen. Es kam 1402 zum Zusammenstoß bei Ven-
timiglia; der Herr von Buell ward besiegt und gefangen nach Genua abgeführt; Rainerio aber zog wieder ein in Monaco, das nunmehr dauernd seinen Nachkommen ver-
blieb. Er starb 1407 und hinterließ von Isabella Affe-
nato außer einer an Ludwig de Lascaris von la Brigue verheirateten Tochter Griffetta (1421) vier oder fünf Söhne: a) Giovanni (s. Nr. V); b) Ambrogio, irig als Herr von Monaco bezeichnet; er kämpfte gegen die Florentiner, verglich sich mit ihnen 1421, errand aber schon, mit Fischen beschäftigt, 1422 zu Mentone; c) An-
tonio, Baron von S. Demetrio, verm. mit einer Bianca, Vater der Giovanna und eines Baldard Jacopo; d) Ga-
sparo, verm. mit einer Lucinetta und Vater von Maria, sowie wol auch e) der Cosmo, der 1345 in Schottland diente und 1405 eine Compagnie von 14 Bischöflichen zu Fuß zum Schutze der Stadt Honfleur befehligte; doch könnten die drei letzteren, welche in den geneuesischen Ur-
kunden fehlen, vielleicht anderswo unterjüngern sein.

V. Giovanni I., Herr von Monaco 1407—1454.

Nach wenig Jahren machte ihm Bartolommeo della Capra, Erzbischof von Mailand, der seit 1421 für Herzog Philipp Maria Visconti als Statthalter in Genua schat-
tete, das Anerbieten, Monaco durch Kauf für seinen Herrn zu erwerben, die Grimaldi aber aus des dessen Ba-
salen im Besitze dieses so selten Punctes zu lassen, gleichwie bereits 1420 Giovanni's Vettern, die Mit-
herren von Mentone, ihren Theil des Mailänder zu Lehen aufgetragen. Giovanni wies jedoch solches An-

15) *Mém. de* Vol. I. p. 385—386; doc. no. 6.

16) *Storia* p. 337—338; doc. no. 8.

jum Generalcapitän seiner Flotte an der Riviera del Ponente ernannte; er und seine Gattin bildigten ihm auch 1477 für die fünf Zwölfstel von Mentone, die sie von den Mitbesitzern Onorato und Luca erworben; nachdem er jedoch am 21. Dec. 1489 auch das letzte Zwölfstel von Mentone für 665 Ducati 5 Grossi von Luca Grimaldi an sich gebracht, unterließ er es, für diesen kleinen Antheil weitere Entschädigung zu leisten. Am 18. April 1481 ward er von dem Prälaten des Karl III. von Maine, Herrn der Provence, zum Rathe und Kammerherrn ernannt, erhielt auch in dessen Testament vom 17. Dec. zwei neue, völlig ausgearbeitete Galereen als Legat; am 2. März 1487 bestätigte König Karl VIII. von Frankreich, als Herr der Provence, ihn in jenen Würden und erneuerte auch am 23. Febr. 1488 ihm, seinem Hause und seinen Leuten die ihm von Frankreich früher ertheilte Zusage seiner Protection; der König wiederete dasselbe am 23. Nov. dem Herzoge Lodovico II Moro von Mailand, damaligem Herrn von Genua, vor dessen Gewaltmaßregeln damals verschiedene geneuesische Grimaldi mit ihrem Anhang nach Monaco gestücht waren. Lamberto starb am 15. März 1493; er hatte von Claudina zehn Kinder: a) Giovanni II., von dem unter IX.; b) Luciano, von dem unter X.; c) Agostino, Regent in Monaco, von dem unter XI.; d) Silvestro, päpstlicher Protonotar und Probst in Nizza; e) Carlo, Priester, gest. 1504; f) Lodovico, Rhodiser; g) Francesca 1516, verm. mit Luca Doria von Dolcarana; h) Caracosa, verm. mit dem Marschese Carlo von Gera; i) Isabella, verm. mit Karl de Châtinauf de Naudon, Baron du Tournel, und k) Bianca, verm. 1501 mit Honoré de Villeneuve, Baron von Tourrette.

IX. Giovanni II., Herr von Monaco 1493—1505.

Nach des Vaters Tode übernahm er als ältester Sohn für seine fränkische Mutter die Verwaltung von Monaco, und hatte er bald Gelegenheit, seinen Eifer für die Sache Frankreichs zu bezeugen, als Karl VIII. seinen abenteuerlichen Zug nach Neapel antrat. Er begleitete ihn auf dieser Expedition und ward zum Dank dafür am 13. Aug. 1495 als Generalpräfect zur See an der Riviera del Ponente befehligt und mit dem Privileg bedacht, daß seine Unterthanen aus Monaco, Mentone und Rocca-bruna in der Provence mit den Franzosen gleiche Handelsfreiheiten genießen sollten; am 4. Nov. ward das bisherige Protectorat neu verbrieft, Giovanni selbst auch mit Rücksicht auf die hohe Wichtigkeit der Stellung dem Statthalter der Provence angelegentlich empfohlen; am 10. Juli 1498 befehligte ihn Ludwig XII. als Rath und Kammerherrn; am 14. Febr. 1499 erneuerte er das Protectoratsdiplom; er erhielt auch den Orden vom heil. Michael. Zwar begleitete er den König nicht auf seinem Zuge gegen Mailand, wenn er auch durch denselben ersuchte, daß laut Erklärung vom 23. Jan. 1501 jede Rechtsbeziehung zu dem Herzogthume für gelöst erklärt wurde; aber den neuen Zug gegen Neapel machte er mit und trug reiche Beute davon, von der er 1504 die Burg zu Mentone erbaufen ließ. Als Ludwig XII.

1502 in Genua weilte, wartete ihm Grimaldi mit 25 seiner Geblente in reicher Fülle auf; er erhielt bei dieser Gelegenheit das Souveränement Ventimiglia. Drei Jahre später, 1505, fiel er durch die Hand seines Bruders Luciano, dem nach der Herrschaft gelistete; obgleich man an der Wahrheit des Brudermordes gewweifelt hat, beweist doch der Umstand, daß der Herzog von Savoyen bei der Beilehnung von Mentone und Rocca-bruna, die er Luciano am 13. Mai 1505 ertheilte, bestimmte, daß jede Untersuchung über den Tod Giovanni's unterdrückt werden solle, zur Genüge, daß hier wirklich ein Factum der Art vorlag. Da Giovanni von seiner Gattin Antonietta, natürlichen Tochter des Herzogs Philipp von Savoyen, nur eine Tochter Maria von Binol, verm. jurst am 28. Jan. 1515 mit Girolamo della Rovere von Bischof, dann mit Rainald de Villeneuve, Baron von Bener, hinterließ, so folgte ihm sein nächster Bruder

X. Luciano, Herr von Monaco 1505—1523.

Gleich nach Eintritt seiner Regierung sah sich Luciano durch die in Genua ewig währenden Partischändel geferdet. Die hohen Nobil, von den Bepolanen verjagt, hatten sich in ihre Schlösser geworfen und schnitten von da aus der Republik jede Verbindung mit der Lombardie ab; die Stammverwandten Grimaldi sandten bei Luciano Aufnahme und trieben von dem sichern Monaco aus das Vratenshandwerk. Da der französische Statthalter Genua's, Philipp von Kavenstein, für die Geln Partei nahm, erklärte das Volk die Herrschaft Ludwig's XII. für erscholen, proclamirte den Fürber Paolo de Novi zum Dogen und zog von Pisa aus Unterstützung, gegen Monaco, das der Republik Handel aufs Meer geschleete. Ueber 3 Monate lang hielten 14,000 Mann die Festung ernert; am 10. Dec. 1506 begann der Angriff mit reichlicher Artillerie; Luciano, der vergeblich Beistand von Frankreich gehofft, obgleich ihn der König am 28. Nov. 1506 als Rath und Kammerherrn befehligte, rief nun Savoyen um Hilfe an. Die kam auch; allein die Truppen nahmen bei Turbia eine so verächtlich abwartende Stellung ein, daß Luciano sich auch von ihnen nichts Gutes versprechen zu dürfen glaubte. Trotzdem hielt er sich wader, während sein Bruder, Abt Agostino, in der Provence für ihn Truppen anwarb. Von dem neu erbauten Fort Speluga aus beschloßen die Genuesen die Stadt; ein Ausfall Luciano's, der sich mit den fliegenden Corps seines Bruders vereinigen wollte, mißlang in Folge der Muthlosigkeit oder des Verraths des Capitän Migliando, der das savoyische Hilfssold führte; bald war man ringsum eingeschlossen. Erst als Ludwig XII. den Pro d'Aligre zum Entsatz schickte, verließen auch die Truppen Savoyens ihre bedenkliche Neutralität. Die Genuesen, in ihrer eigenen Hauptstadt bedröht, zogen am 23. März 1507 von Monaco ab; mit Truppen, die ihm Märg gelassen, gewann Luciano auch das verlorne Mentone und Rocca-bruna bald wieder; mit Ludwig XII. hielt er am 29. April triumphirend seinen Einzug in Genua, wo die Feinde seines Hauses strenge Strafe erlitten. Damit enden die Begehnungen der Grimaldi von Monaco

zu ihrer alten Vaterstadt; fortan schwanken sie, wie die andern ganz oder halb souveränen Herren Italiens, zwischen den beiden auf der Halbinsel gebietenden Fremdmächten und unterliegen bald französischem, bald spanischem Protectorate oder vielmehr Joch.

Als Luciano im J. 1508 bei Ludwig XII., den er schon 1503 nach Neapel begleitet, weilte, versicherte ihn der König aufs Neue seines Schutzes und überhäufte ihn mit Höflichkeiten, pries aber dabei die herrliche Lage der prächtigen Festung so sehr, daß Luciano nicht unbedenkten Verdacht schöpfte, jama! da jener bereits zwei Commissäre hingschickt, um die Städte des Plazes zu prüfen. Diese verlangten dauernde Aufnahme einer französischen Garnison; Agostino, dem sein Bruder Luciano seinen Verdacht mitgetheilt, lehnte es ab. Nun berückten die Commissäre an Ludwig, der den Grimaldi bei sich sekhaltend geruht und ein gleiches Ansehen stellten, daß Luciano ebenso entlassen abwich; da zugleich verlaute, daß Agostino zur Gegenwart rühe, ward er gefangen und in la Rochelle eingekerkert; als Vorwand diente, da er das Befugnisrecht nicht freiwillig opfern wollte, daß seine Galeeren von französischen Handelschiffen eine rechtswidrige Zahlung von 2 Proc. des Werths der verladenen Waaren erpreßt. Vergeblich erbot sich Luciano am 6. März 1508, die Streichsage dem Känig von Frankreich zur Entscheidung vorzulegen; nach fünfzehnmonatlicher Haft mußte er nachgeben und durch seinen Verwandten Pietro Grimaldi ganz andere Bedingungen dem Känig vortragen lassen. Er gestand darin dem Könige das Recht zu, Garnison in Monaco zu unterhalten, gestattete beim Evangelium für sich und seine Nachkommen dem Könige und dessen Nachfolger unverrückliche Treue und bestellte als Unterpfand seine sämmtlichen Besitzungen in Frankreich und an der Riviera; sein Bruder Agostino und seine Schwester Francesca Doria mußten mit ihm bürgen; endlich waren sogar dem Marschall Gaumont 600 Dufaten förmliches Fohelgeld zu zahlen. So kehrte denn Luciano 1510 frei heim nach Monaco, das Dank der Umsicht Agostino's noch weiter besetzt worden war; bald darauf ward er nach Paris eingeladen, deponirte aber zuvor am 14. Aug. 1510 in Nizza beim Notar Nicotini einen Protest gegen jedwedes Aukentat, das etwa die Unabhängigkeit Monaco's bedrohen sollte. In Frankreich ging indeffen die Sache über Erwartung gut; am 28. Febr. 1511 erklärte ein von Blois datirtes königliches Patent, Luciano sei „von Gottes Gnaden“ Herr von Monaco und auch vollständig berechtigt, jene 2 Proc. zu erheben; Frankreich begnadigte sich mit dem Schutrecht; am 14. Dec. 1512 bezeugte Ludwig, dem Grimaldi jedweden Schaden ersetzen zu wollen, der ihm in Folge seiner Treue gegen das französische Königshaus erwachsen könne; leere Worte; denn immer tiefer versank Luciano von Jahr zu Jahr in Schulden. Seine Mutter Claudina hatte bereits am 2. Mai 1510, als er noch in la Rochelle gefangen saß, ihr Testament gemacht und darin ausdrücklich ihren Nachkommen unterlag, dem Hause Savoyen weiter irgendwie zu hulldigen; sterbe Luciano, bevor seine Söhne erwachsen, so sollte Agostino

als Vormund regieren; sterbe er kinderlos, so sollte seine Schwester Francesca Doria und deren Nachkommenchaft folgen. Claudina, bei der auch Macchiavelli 1511 im Namen von Florenz bejufs Regnirung eines Zollvertrags weilte, starb 1514; seitdem erst war Luciano factisch alleiniger Herr von Monaco. Damals war seine Schwester Francesca schon Witwe von Luca Doria; in ihrem Testament vom 19. Dec. 1513 und Codicille vom 18. Mai 1515 bestellte sie Luciano und Agostino, sowie Ansaldo Grimaldi aus Genua zu Vollstreckern; Doileacqua fiel dem ältesten Sohne Bartolommeo zu, der, unzufrieden, bald klagte, sein Oheim Luciano habe ihm sein Erbtheil vorenthalten. Entschlossen, den Oheim zu tödten und sich zum Herrn von Monaco zu machen, suchte er zunächst eine Anzahl treu ergebener Anhänger in die Festung einzuschmuggeln. Da verschiedene Unterthanen seines Verwandten, des berühmten Andrea Doria von Nueglia, wegen allerlei Aufruhrten verbannt waren, daß Bartolommeo seinen Oheim, sie in Monaco aufzunehmen; es geschah; er selbst aber gab vor, sich nach Lyon zu König Franz I. begeben und diesem gegenwärtig Mailand dienen zu wollen; in Monaco zeigte er Luciano einen Brief Andrea's, von Lyon datirt, „es sei jetzt Zeit, das bewusste Vorhaben auszuführen.“ Um die letzten Rekrutenbeschungen, wie er sagte, zu treffen, begab sich dann Doria wieder nach Doileacqua; am 22. Aug. 1523 sandte Luciano auf seine Bitte hin eine Brigantine nach Ventimiglia, mit der er nach Monaco zurückkehrte. Als er erschien, lud Luciano ihn ein, mit ihm Wesse zu hören; er lehnte ab, da er schon gezeichnet, und blieb, während Luciano zur Kirche ging, allein im Palaste zurück, um mit seinen Anhängern das Weilere des Complots zu berathen. An Grimaldi's Tafel erhielt er den Ehrenplatz angewiesen, als jedoch nicht; um ihn zu gestreuen, ließ ihn Luciano seine kleinen Kinder auf den Schoos nehmen; lüthend that er's. Dann begaben sich die beiden in Luciano's Schreibstimmer; Doria wollte von seinem Oheim nähere Instructionen für die Reise nach Frankreich empfangen. Da meldete der Maggiordomo, daß 4 Galeeren, die dem Andrea Doria gehörten, und deren Führer, wenn nicht wol auch ihr Herr, Mitwisser der Verschwörung waren, dem Hafen zueuerten. Alsobald schrieb Bartolommeo dem Oberbefehlshaber derselben, er möge landen, um eine wichtige Nachricht entgegenzunehmen; Luciano, dem er den Brief zeigte, besah arglos dem Maggiordomo, denselben unter sicherem Geleit zu befördern. So wurde eine Anzahl treuester Diener des Herrn von Monaco entfernt; nur ein Mohr wollte unter seiner Bedingung von ihm weichen. Während Luciano am Schreibtische saß und Doria, anscheinend am nachzuschreiben, neben ihm saß, bringen die von ihm gedungenen Mörder, Barrabano aus S. Remo und seine Spießgesellen, ins Cabinet; der treue Regier vernahm plötzlich einen Schrei: „Ha, Verräther!“²⁰⁾ und sieht, wie Doria den Oheim erdolcht; in 44 Wunden ge-

20) Vergl. den Bericht bei Meunier Vol. I. p. 348—349; doc. no. 12.

troffen, von denen nicht weniger als 32 tödtlich, bricht Grimaldi zusammen. Nun sammeln sich Doria's Anhänger; der Ruf: Ammazza! tönt durch die Gassen Monaco's; der Palast wird besetzt bis auf die große Terrasse, welche des Gemarketen treue Diener rasch bewaffnet einnehmen; massenhaft strömt ihnen das Volk zu. Doria schließt die Thore und gibt den Galerani Andrea's ein Zeichen, damit ihre Besatzung lande; doch umsonst. Unterdessen erbricht das Volk die Thore und wirft sich voll Wuth auf die Verschworenen; da erklärt Doria, er habe einjig im Namen der Maria de Villeneuve von Nizza gehandelt, die als einzige Tochter des einst von Luciano getödteten Giovanni II. rechtmäßige Erbin von Monaco sei; Maria werde ihre neuen Unterthanen gut behandeln und baldigst durch eine Besatzung von 400 Mann gesichert werden. Da im Volke noch Viele den Tod Luciano's bezweifeln, läßt Doria seine Kette die Treppe hinabschleifen; allein nun erwacht allgemeine Wuth; Doria, dem sein Verstand kommt, verlangt mit Mühe freien Abzug; auf den Galerani Andrea's entseht er, Rasche fürchtend, nach Frankreich. So endete der Brudermörder Luciano Grimaldi 1523; ihm ward mit gleichem Maße gemessen. Uebrigens war er der erste seines Hauses, der auch dadurch volle Souveränität für Monaco beanspruchte, daß er das Münzrecht²¹⁾ ausübte; seine Nachkommen scheinen darauf verzichtet zu haben, bis „Jark“ Donato II. dasselbe wieder in Anspruch nahm. Von seiner Gemahlin Anne de Pontevès, Tochter des Tonneguy von Gabanes, die sich in zweiter Ehe mit dem Grafen von Banchallier, Antonio Lodovico von Savoyen, vermählte und mit diesem noch im Juli 1537 lebte, hatte er vier Söhne: Lamberto, gest. jung, Rainerio, gest. jung, Francesco, der bald nach dem Vater, vier Jahre alt, starb, und Donato I., der kaum fünf Jahre jähnte. Dader übernahm die Vormundschaft sein nächster Bruder, der energische

XI. Agostino, Bischof von Grasse. Regent von Monaco
1523 — 1532.

Agostino, jedenfalls einer der bedeutendsten Herren von Monaco, ein Mann von seltener Energie und Klugheit, hatte sich den geistlichen Stand gewählt; obgleich erst 19 Jahre alt, war er am 21. Mai 1498 von Karl VIII. der Curie als Coadjutor seines Oheims Giovanni Andrea im Bisthume Grasse und in der Abtei St. Honorat zu Verins empfohlen und in diesen Würden vom Papste Alexander VI. 1498 und 1500 bestätigt worden. Im J. 1505 folgte er dem Rhyem und zeichnete sich bald als Reformator der Klöster in der Provence aus; am 11. Febr. 1512 ernannte ihn Ludwig XII. zu seinem Almonser und zum Mitgliede des Parlaments in Mir; 1517 that er sich auf dem Lateranensischen Concil als gelehrter Theolog und gewandter Diplomat hervor und knüpfte Intime Beziehungen mit den gelehrten Cardinälen Verbo und Capodici an. Nunmehr, da sein Bruder Luciano mit Hinterlassung unmündiger Erben

gestorben, elkte er 1523 stracks nach Monaco und ließ sich dort zufolge Testament seiner Mutter Glauclina als Herr anerkennen, wenigstens auf Lebenszeit; doch sollte ihm sein Neffe Donato I. folgen. Der erste Gedanke, der ihn bald unaussprechlich beschäftigte, war, Rache an Doria zu nehmen, der über Frankreich nach Savoyen gestüht war. Agostino erwirkte alsbald bei Kaiser Karl V. einen vom 5. Nov. 1523 aus Terbedillas datirten Haftbefehl gegen denselben; ebenso gebot Franz I. auf sein Drängen am 28. Febr. 1524, seine Leute sollten Doria und den Barrabano, wo sie sie fänden, ergreifen und dem Bischof ausliefern. Bartolommeo ließ nun ein Entschuldigungsschreiben los, worin er hervorhob, er sei eigentlich der Angegriffene gewesen, da Luciano, welcher „von Natur holterischer Complexion“, ihn mit seinem Dolche ins Gesicht gestoßen; er habe so nur Nothwehr geübt; zwar habe er damals gerufen, Monaco gebühre der Maria de Villeneuve, doch habe ihn letztere — die entchieden jede Mitschuld zurückwies — keineswegs zur That angestodtelt. Dem gegenüber verlangte Agostino als Ersatz Einziehung der Reichthümer Doria's, namentlich Doleraqua's, und Ueberantwortung in seine Hand; und Karl V. ersah demgemäß auch dem Herzoge Francesco II. Sforza von Mailand und dem Dogen Antoniotto Adorno von Genua, gegen Bartolommeo und dessen Güter vorzugehen; allein Andrea Doria, damals noch der Krone Frankreich treu, trat für Doleraqua ein und empfahl den Mördern dem Admiral Bonnavet, der ihn auch seinem Schutz angedeihen ließ.

Mittlerweile hatten die Verwickelungen zwischen Karl V. und Franz I. ihren Scheitpunkt erreicht. Der Kaiser brauchte einen guten Hafen, um seine nach der Provence bestimmten Truppen einzuschiffen, und hatte da sein Augenmerk auf Monaco geworfen. Er wußte, wie empört der Regent über den Vorstoß war, den die Franzosen dem Bartolommeo geleistet, und schlug deshalb diesem vor, unter höchst vortheilhaften Bedingungen und bei völliger Freiheit, seinen Rachedurst zu befriedigen, sich dem spanischen Protectorate unterzuordnen. Eine Zeit lang schwankte Agostino, der für sein französisches Bisthum besorgt war; Rautrec mahnte ihn, fest zu Franz zu halten; aber Karl V. ließ nun rasch seine Truppen vordrängen und verlangte von dem Regenten eine unumwundene Erklärung. Dieser schickte nunmehr seinen Verwandten Leonardo nach Spanien, wo der Kaiser Mercurino Gattinara am 29. Mai Vollmacht zu Unterhandlungen mit ihm ertheilte; am 7. Juni 1524 ward zwischen beiden ein förmlicher Vertrag abgeschlossen, kraft dessen Agostino dem Kaiser huldigen und Monaco von ihm zu Lehen nehmen, letzterer dagegen ihn und seine Burg stets schützen und in alle abzuschießenden Verträge mitaufnehmen lassen sollte. Während Agostino 200 Mann Garulson, deren Sold Karl zu zahlen habe, unterhalte, empfangen er als Ersatz für seine französischen Pfanden, falls sie ihm nicht binnen Jahresfrist restituirt werden, das Bisthum Salerno und andere Güter, ferner Doleraqua als Reichthümern und eine Jahresrente von 2000 Gold-Scudi mit dem Titel eines kaiserlichen und

21) *Ortol. Rom.*, Moneta dei Grimaldi principi di Monaco. Oneglia 1868. 8. tav. I. n. 1.

spanischen Rathes. Bereits am 24. Juni lag der Connetable von Bourbon im Hafen von Monaco, von dem aus er am 6. Juli gegen Nizza aufbrach; doch ward er von Andrea Doria zurückgeworfen, der nunmehr Krontone zu bombardiren begann. Zwei Fahrzeuge Agostino's wurden gefapert; er selbst wäre deınnache durch eine Kugel geendet worden. Voll Ingrimm gegen Frankreich, ließ er alsbald seine Reute in Lerins, Grasse und Antibes dem Kaiser huldigen; doch kehrte des letztern Flotte schon rasch, nachdem sie am 28. Sept. die Belagerung von Marseille aufgehoben, in den sichern Hafen von Monaco zurück. Agostino war schon am 10. Juni aufgefördert, Monaco vom Kaiser zu Lehen zu nehmen; allein Leonardo hatte nach seiner Ansicht seine Instruktionen überschritten; es sollte sich nur um Protectorat, nicht um ein wirkliches Vasallenthum handeln; und so verzichtete denn Karl auf seine Bitte am 5. Nov. aus letztem, „er wolle der Souveränität Agostino's nicht präjudiciren, sondern ihn nur zum guten Freunde haben“; auch der Punkt wegen des Bisthums Salerno ward rückgängig gemacht; dafür verließ sich der Bischof auf des Kaisers Freigebigkeit. Nachdem ihm letzterer noch am nämlichen Tage seinen Dank für die Förderung der Expedition gegen die Provence ausgesprochen, erfolgte am 13. Dec. die Ernennung zum kaiserlichen Rathe, am 20. die Anweisung von jährlich 2000 Scudi aus den apulischen Getreidezölle. Nun brach der Regent offen mit Frankreich; in einem Manifeste²²⁾ führt er nicht weniger als 15 Gründe an, die ihn dazu bestimmet, darunter namentlich die Förderung Doria's; er erklärte darin schließlic, sein Piaz „Montgus oder Ronégue“ erkenne seinen Höheren neben ihm an, außer Gott. Die Schlacht bei Pavla folgte; am 26. März 1525 dankte der Kaiser dem Agostino für seine Mitwirkung zum Siege und empfahl ihn deınem dem Connetable von Bourbon. Als bald ward der Racheplan gegen Bartolomeo Doria ins Werk gesetzt; Dolceacqua war von ihm abgefallen; schon am 3. Nov. 1523²³⁾ hatten die dortigen Behörden, wie die von Apricale, Nola buona und Ray-Renand die Erklärung abgegeben müssen, daß die Güter Doria's zu Gunsten Agostino's und seiner Wessen einzuziehen seien; er selbst hatte sich in dem Gasteil la Penna dei Ventimiglia verschanzt. Unterstützt von seinen Weibern, den Grimaldi von Antibes und Buell, rückte der kriegerische Bischof mit 600 Mann gegen diesen Schlupfholst; er fiel und ward gleich Apricale gefesselt, Doria selbst gelang nach Monaco abgeführt, wo der Bodek alsbald den Proceß gegen ihn einleitete. Vergebens bat Papst Clemens VII. am 27. April Agostino, er möge als Bischof seinen unglücklichen Wessen begnabigen; er lehnte es ab, da derselbe, Andrea Doria's Schöpling, der Todfeind seines Hauses sei. Am 13. Juli 1525 fälltte der Bodek das Todesurtheil, das alsbald vollzogen ward; Karl V., der den Bischof auch in den Madrider Frieden einschließen ließ, bestätigte am 20. März 1526 die Confiscation von

Dolceacqua und den übrigen Besizungen Bartolomeo's. Bald genug brach Franz I. den Vertrag; Agostino's Pfanden, auch die Abtei Lerins, wurden sofort eingezogen. Als Ersatz dafür erhielt er vom Kaiser, mit dem er fortan im vertrauten Briefwechsel hand²⁴⁾, provisorisch das Bisthum Majorca, dann definitiv durch Patent vom 8. Nov. 1526 das Bisthum Crisani auf Gardinien. Im J. 1529 wollte Karl selbst in Monaco, wo ihn Agostino glänzend empfing, und erneuerte den Vertrag; der Tradition zufolge soll er dem jubelnden Volke zugerufen haben: „Salut, gens de Monégue, je vous fais tous nobles“; der Maggiordomo Agostino's, Giovanni Mandelli, ward zum Pfalzgrafen ernannt. In Karl's Gefolge wollte dort auch Andrea Doria, der jüngst die Dienste Frankreichs verlassen; der Kaiser versuchte, ihn mit Agostino zu versöhnen; doch blieb es bei dem Austausche einiger höflichen Pfaffen. Als der Friede zu Cambay zu Stande gekommen, besah Franz I. am 12. Nov. 1529, daß das Bisthum Grasse, sowie alle andern Pfanden und Rechte ihm restituirt werden sollten; auch versprach er, die noch in Frankreich weilenden Ritterschwören Bartolomeo's zu strafen, hielt jedoch auch diesmal sein Wort nicht. Dafür entschädigte Karl ihn und seine Reute mit reichen Besizungen in Neapel, die eine Jahresrente von 60,000 Rixes repräsentirten, und für die der Vizey Pedro de Toledo die Subsidung leistete: mit dem Markesate Campana, den Grafschaften Canova, Monteverde und Treligio, dem Schlosse Garigone und dem Lehen Ripa candia. Treu dienete er fortan dem Kaiser und den spanischen Interessen; doch wergelten sich 1531 seine Leute, unter dem Commando Andrea Doria's zu dienen; Karl selbst mußte hier vermittelnd eintreten. Bereits am 13. Dec. 1529 hatte Agostino für 4000 Scudi das wichtige Edelß Et. Agnese vom Herzoge Karl von Caroyen unter der Bedingung gekauft, daß er es von letzterem zu Lehen trage; doch wurde der Kauf wieder rückgängig gemacht, da die Commune Espelelo, von der das Edelß abhing, dagegen Protest erhob. Im Begriffe, den Cardinalalpiner pur zu errichten, starb Agostino plötzlich am 14. April 1532, nicht ohne Verdacht von Gift; Karl V., schwer betrübt über den Verlust seines wahren Rathgebers, versicherte bereits am 29. April²⁵⁾ von Regensburg aus seinen jugendlichen, noch nicht 16jährigen Nachfolger und Wessen seines nachdrücklichen Auges und gewissenhafter Aufrechterhaltung der bestehenden Verträge. So folgte denn:

XII. Donato I., Herr von Monaco 1532—1591.

erß unter der Vormundschaft seiner Tante Bianca de Villeneuve, dann unter der seines Verwandten Stefano Grimaldi, dem der Kaiser den jungen Herrn am gelegentlich empfahl, und den derselbe hernach wegen seiner guten Verwaltung und seines Eifers für die spa

22) Mémoires Vol. I. p. 349—356; no. 13. 23) Orsini p. 356—360; no. 14.

24) Auch mit manchen Gelehrten (unter Zeit, z. B. mit Sahplet, unterhielt Grimaldi Correspondenz. 25) Mémoires Vol. I. p. 360—361; doc. 15.

nischen Interessen mit einer Pension ausstattete. Mit den Galereen von Monaco diente Dnorato 1535 gegen Goletta; ihn begleitete als Kapellan Frä Batista aus Savona, Franziskaner zu Carnotès, der aus Afrika sechs Blätter der Cactus-Heige mitbrachte und in Monaco anpflanzte, wo dieselben sich vermehrten und noch in Menge zu finden sind. Im folgenden Jahre beherbergte der Regent Stefano, der sich um Verschönerung der Stadt und Festung unermüdet Verdienste erwarb, auch im Palaste die prächtige Gitterne anlegen ließ, den Papst Paul III., als er den Waffenstillstand von Nizza zu seiner sich aufmachte; dann batten Mentone und Rocabruna arg von dem Heer Khair-eddin's zu leiden, der sich jedoch an Monaco selbst nicht heranwagte. Als Dnorato 1540 mündig geworden, ließ er aus Dankbarkeit, wie es heißt, wenn nicht halb und halb dazu gezwungen, dem Stefano alle Rechte als Regenten und persönlichem Vermunde seiner Person und seines Staates, erließ ihm jede Rechenschaftslegung und ersah seinen Unterthanen, denselben gleichen Eid und Gehorsam zu leisten, wie ihm selbst; schwer betrauerte er den treuen Verwalter, als derselbe 1560 farb. Dnorato I. finden wir dann 1565 bei der sicilianischen Flotte, die Malta entsetzen sollte, ebenso 1571 tapfer bei Lepanto; bei Karl V. und Philipp II. stand er in hohem Ansehen; daneben galt er auch für einen Freund der Wissenschaften, damals freilich Wobefade in Italien. Er farb 1581 und hinterließ von Isabella Grimaldi, Tochter des Markgrafen Giambattista von Montaleone und Käte Stefano's, die er 1545 geheiratet, eine zahlreiche Nachkommenschaft. Aus ihrer Ehe stammten sechs Söhne: a) Carlo II., von dem unter XII.; b) Francesco, gest. 1583 als Gesandter des Bruders am spanischen Hofe; c) Ercole I., von dem unter XIV.; d) Drazio, als Schenk Philipps III. von Spanien 1620 in Neapel gestorben und Vater des gelehrten Kardinals Dnorato, Dr. theol., päpstlichen Protonotars, Erzpriesters zu Terlizzi und königlichen Kapellans, Gouverneurs von Campagna; er ward 1639 von Einwohnern von Terlizzi, welche seine Strenge empört hatte, mordsüchtig ermordet; e) und f) Giovanni Battista und Fabrizio, gest. jung; und ebenso viel Töchter; g) Genevra (1594), verm. mit Stefano Orsillo qu. Agostino; h) Eleonora, verm. mit Nicolo Interiano; i) Aurelia, verm. mit Agostino de' Franzosi qu. Stefano, genauessem Patrier; k) Virginia, Nonne in Sta. Maria delle Grazie zu Genua; l) Claudia, lange krank, gest. unvermählt, und m) Appollita, gest. als Kind.

XIII. Carlo II., Herr von Monaco 1581—1589.

Da er die Plaquien mit Geld und Munition unterstützte, faßte der Graf von Angoulême, Statthalter der Provence, 1584 den Plan, sich Monaco's zu bemächtigen; doch ward derselbe verrathen und der Anschlag abgewieft, weshalb Philipp II. denn auch Carlo begnadigte. Letzterer farb schon 1589 und hatte zum Nachfolger seinen nächstüberlebenden Bruder

XIV. Ercole I., Herr von Monaco 1589—1604.

Ursprünglich für die Kirche bestimmt, folgte er, da sein älterer Bruder Francesco schon 1583 gestorben; auch er hielt treu zu Spanien und sah sich daher 1597 von Heinrich IV. bedroht, behauptete sich indessen und fand 1598 Aufnahme im Frieden von Venedig. Aber ausgelöscht und wüthig, entehrte Ercole Weiber und Töchter seiner Unterthanen; da schlich sich am 21. Nov. 1604 eine Anzahl verschwoerener Bürger in den Palast, mordete ihn und schleppte seine Leiche ins Meer; Auslegung einer fremden Macht, wie man vorgab, hätte schwerlich Anstheil an dieser Gewaltthat. Die Mörder suchten sich auch seines einzigen Söhneins zu bemächtigen; allein die Mutter, Maria Landi, Tochter des Fürsten Claudio von Balbeare, wußte ihn zu retten, und er folgte als Dnorato II. unter der Vormundschaft seines mütterlichen Oheims, des Fürsten Eberardo Landi. Außer ihm hinterließ Ercole I. zwei Töchter: Giovanna, gest. 1620 als Gemahlin des Giovanni Jacopo Teodoro Trivulzio, Fürsten von Musocco, und die fromme Maria Claudia Cattarina, Karmeliterin in Sta. Teresa in Genua; sowie zwei uneheliche Kinder: Isabella, Nonne in Sta. Maria in Genua (1647), und Devota, gest. 1631 als Nonne in Mailand.

XV. Dnorato II., Fürst von Monaco 1604—1662.

Ergogen von seinem Oheim, sollte er von vorn herein zu einem perfecten Spanier herangearbeitet werden; sowie seine Schwester Giovanna dem spanischen Statthalter Mailands Trivulzio geheiratet, sollte auch er durch Ehe mit Trivulzio's Schwester Appollita ganz an die spanischen Interessen gekettet werden. Landi selbst wollte aus Monaco ein Anner der spanischen Besigungen in Italien machen und hatte daher schon 1606²⁴⁾ mit dem Grafen von Fuentes, Statthalter von Mailand, eine Convention abgeschlossen, welche den Spaniern das Besatzungsrecht in Monaco zugesand; eine Compagnie Infanterie sollte da stationiren und so viel von andern Corps, als zur Vertheidigung nöthig; für Sold und Proviant sollte der König sorgen, der Herr aber weder für sich, noch für seine Vasallen zu einer Beisteuer verpflichtet sein. Die Garnison fiel einzig und allein zum Schutz der Festung gegen Frankreich, Savoyen und Genua bestimmt, sie sollte keineswegs die Rechte der Grimaldi schmälern, vielmehr sollte der Herr des Platzes zugleich ihr Commandeur sein. Das ward jedoch rein illusorisch, da alle Officierstellen nur an Spanier vergeben wurden, welche unter Jurisdiction des Statthalters von Mailand standen; die Belohnung mit dem goldenen Vließ, Gütern in Spanien, der Commende des Calatravorensens Bensfayan und wol auch die Erhebung zur spanischen Grandexia waren nur prunkvoll-schwache Entschädigung für die verlorenen Selbständigkeit; factisch war Monaco 1605 spanisch Vasallenland geworden. Das Drückende seiner Stellung mußte freilich dem Dnorato immer klarer werden, nachdem er 1617 majoren geworden; die spanische

Garnison, bedeutend vermehrt, stand nur nominell unter ihm und nahm sich in Monaco, wie in einem eroberten Lande; kein Sold ward ihr gezahlt; dafür sollte nun er aufkommen, obgleich er keine weitere Pension von Spanien erhielt; höhnisch wies der Gouverneur von Mailand jede Reclamation zurück. Solcher Uebermuth bestimmte Grimaldi, in Unterhandlungen mit Frankreich zu treten, um das zum drohenden Joch gewordene Protectorat abzuwickeln; doch war Vorsicht um so mehr geboten, als die Grimaldi von Veuil ihre Unterordnung unter Frankreich 1620 mit Verlust ihrer Grafschaft bezahlt hatten; und so galt noch lange Monaco als eine rein spanische Festung, aus deren Häfen Philipp's IV. Flotte 1625 den Genuesen zu Hilfe und 1628 gelegentlich des mauritanischen Erbfolgestreites ausliefen. Als aber 1635 gegen die auf den Inseln von Lerins besetzten Spanier, welche die Seefahrt von der Provence aus hemmten, Richelieu seine Flotte gerüstet, ließ er im Juli 1636 Monaco wiederholt recognosciren, sei es um es anzugreifen, oder nur um Forts in der Nähe anzulegen; und nun schien sich Dnorato eine günstige Gelegenheit zu bieten, um sich frei zu machen. Als „Fürst“ von Monaco — der Titel ward hier zuerst geführt — ließ er durch seinen in der französischen Armee dienenden Verwandten Jean Henri Grimaldi von Gourbons den Cardinal eröffnen, wie er bereit sei, sich unter das Protectorat von Frankreich zu stellen, falls letzterer ihm die Spanier verjagen helfe. Die Unterhandlungen zogen sich in die Länge, da der spanische Admiral, Herzog von Ferrandina, Argwohn geschöpft und die Besatzung um 900 Mann verstärkt hatte und mit einer stattlichen Flotte um Monaco kreuzte. Nun erbot sich Dnorato sogar, seine Versprechungen schriftlich zu geben, Monaco der Krone Frankreich zu schenken und genau Bericht zu erstatten über alle Schritte der Spanier; doch war Richelieu noch immer nicht entschlossen, die Anträge anzunehmen, weil sie ihm zu unklar erschienen, selbst nachdem seine Flotte am 8. Sept. auf der Rhede von Mentone einen Vortheil über die Spanier errungen. Dagegen fand der Vorschlag um so willigeres Gehör bei dem Admiral Ludwig's XIII., dem Cardinal d'Escoubleau de Sourdis, da auch der Herzog von Savoyen Absichten auf Monaco zu hegen schien, auf eine an ihn gerichtete Anfrage deshalb jedoch eine etwaige Besitzergreifung schlan genug guthieß. Noch lag eine starke Garnison der Spanier dort; doch da Dnorato von allem Vorfallenen treulich die Franzosen avisirte, wurden die Bewegungen derselben formwährend gelähmt. Dem wachsenden französischen Einflusse suchte der damals noch lebende frühere Vormund Dnorato's, Fürst Federico Landi, auf jede Weise entgegenzuarbeiten; er proponirte auch im spanischen Interesse ein Uebündniß zwischen des Fürsten einzigem Sohne Ercole II. und der reichen Maria Aurelia Spinola, Tochter des Luciano von Mossetta, der ganz im Solde Philipp's IV. stand; aus Klugheit, schon um seine eigenen Absichten zu verschleiern, gab Dnorato seine Zustimmung; die Verlobung ward gefeiert, die Ehe jedoch erst 1641 vollzogen. Nachdem Ferris von den Fran-

zosen 1637 besetzt, ergaben sich alle benachbarten, von den Spaniern gehaltenen Forts bis auf Monaco, das nun bis zum Jahre 1640 hauptsächlich Waffenplatz für Philipp's IV. Heer und Flotte ward; doch ergab man sich mit der Zeit einer gewissen Sorglosigkeit und reducirte sogar wieder die Garnison. Mittlerweile schloß Jean Henri von Gourbons im Namen Dnorato's am 8. Juli 1641²⁷⁾ zu Veronne einen geheimen Vertrag mit Ludwig XIII. ab, in welchem letzterer auf den Fall, daß der Fürst wegen seiner Erbgebundenheit gegen Frankreich seine neapolitanischen Güter verlieren sollte, eine entsprechende Entschädigung mit französischen Besitztümern versprach. Nun ward zur Ausführung des Planes geschritten, der anfänglich nur wenig Mitwisser zählte, neben dem eifrigen Ercole, Marschese von Campagna, des Fürsten Sohn, den Capitän Girolamo Rey, den Secretär Giovanni Drigani, den Varrer Bachiro und einige andere Vertraute Dnorato's. Acht Tage lang, vom 4. bis 13. Nov. 1641, wurden Abendgebete angeordnet, „auf daß die Entwürfe der Franzosen scheitern möchten“; am 11. wurden unter allerlei Vorwänden 30 Getreue aus Mentone in die Festung gebracht; in der folgenden Nacht fand eine Versammlung im Palaste statt, in der Dnorato die Seinen ermahnte, sich zu befehlen; nur zwei oder drei Anwesende erhoben sich dagegen und wurden in Gewahrsam gebracht. Am 13. zogen die meisten Spanier aus nach Nizza, so daß nur 210 Mann Besatzung zurückblieben; an demselben Tage schlich sich der Capitän von Mentone, Leoncon, durch die Berge und überfiel die spanischen Vorposten; in der Nacht warfen sich die Verschworenen auf die Garnison und gaben den vor dem Hafen kreuzenden Franzosen Feuerzeichen. Sie landeten, und obgleich der Cardinal von Savoyen, spanischer Statthalter von Nizza, dem Fürsten abrieth, erklärte dieser den Kubikon für überschritten und nahm am 18. Nov. eine französische Besatzung auf, die mit großem Jubel in der Festung und Stadt begrüßt wurde. Dnorato selbst aber legte den Erden des goldenen Vließes ab und übergab ihn dem spanischen Capitän Caliente, damit er ihn nach Mailand zurückliefere²⁸⁾; er umgürtete sich mit der weißen Schärpe und erklärte sich für Frankreich's Schutzbefohlenen; zugleich erließ er ein Manifest des Inhalts, daß die äußerste Noth ihn gezwungen, das Band der Knechtschaft zu zerbrechen. Die spanische Garnison zog ungehindert ab; doch ließen sich einzelne verheiratete Soldaten in Monaco dauernd nieder; zur Erinnerung an die Befreiung fand am 21. Nov. eine feierliche Procession statt, die noch jetzt alljährlich sich wiederholt. Im folgenden Jahre begab sich Dnorato selbst mit seinem Sohne Ercole nach Frankreich; am 21. Mai trafen sie den König in Perpignan, der sie freilich empfing und dem Vater statt des goldenen Vließes Toge daraus die Orden vom heiligen Michael und heiligen Geiste verlieh; zugleich erfolgte am 22. Mai 1642 die Ratification der stipulationen von Veronne. Darnach nahm Monaco eine französische Gar-

27) Mémoires Vol. I. p. 365—371; doc. 18. p. 365; doc. 17.

28) Ebenda

nison von 500 Mann auf, deren Hauptleute und Officiere vom Könige ernannt wurden; der Fürst selbst blieb Generallieutenant der Festung, hatte deren Schlüssel in Gewahrsam und theilte die Baroie aus; als sein Vertreter fungirte ein Lieutenant, zuerst Jean Henri Grimaldi von Goubons (später Marquis von Cognac); die Garnison hatte dem Fürsten und dessen Erben Treue zu schwören. Die Unterhaltungskosten zahlte Frankreich; das Protectorat sollte keineswegs die Souveränität der Grimaldi schmälern; selbst die französischen Schiffe sollten die als hergebrachten Abgaben weiterhin bezahlen, Galeeren des Königs zum Dienst des Fürsten freis bereit liegen. Für den Verlust der Commende Benisavan, der damit verfallenen Rente von 3000 Dukaten und der Jahreseinnahme von 25,000 Dukaten aus seinen confiscirten spanischen Gütern sollte ihm ein Equivalent in Frankreich geboten werden, ein Herzogthum mit Valrie für ihn selbst, ein Marquisat und eine Grafschaft für seinen Sohn; sollte es zum Frieden mit Spanien, so sollte völliger Erlass gefordert werden. Demgemäß ward Donato zum französischen Pair und Herzog von Valentinois erhoben²⁹⁾; das Herzogthum ward gebildet aus den Gebieten von Crest, Grasse, Saugel und Savasse, den Domänen Montellman und Romans, der Baronie Viné; dazu kamen Gaffale und Balence, l'Isle, Brun und Chantant. Die Einsegnung der neuen Pairie im Parlament erfolgte am 10. Febr. 1643, nachdem der König im Januar erstarrt, dieselbe, die eine Rente von 75,000 Francs repräsentirte, sollte als Ersatz für die confiscirten Güter in Reapel gelten und sich auf seine männliche und weibliche Descendenz vererben. Daneben empfing Donato die Grafschaft Carabaz, die Baronie Calvinet in der Auvergne und Duis im Dauphiné, sein Sohn Ercole aber das reichs Marquisat Beaur, eine Compagnie Truppen und 9000 Mores Rente; der König versprach, bei seinem nächsten Kinde Patenstelle zu versehen, und da dies durch den Tod Ludwig's XIII. unmöglich geworden, ermächtigte die Königin Anna von Oesterreich am 18. Aug. 1643 den Grafen von Mail, Ludwig von Balois, und die Gräfin Henriette von la Guiche, ihre Stelle bei dem Tausch zu versehen, der am 13. Oct. 1643, schon über ein Jahr alt, den Namen Luigi, Graf von Carabaz, erhielt. Vergeltlich suchten die Spanier bald darauf, Renaro durch Verrath wiederzugewinnen; der Anschlag ward entdeckt und der Unterhändler Castaldo aus Riya hingerichtet; Donato und sein Nachfolger blieben der Krone Frankreich treu, die auch am 18. Oct. 1645 für die neuen Münzen in Renaro³⁰⁾ — nach Luriano's Vorgang ließ Donato zuerst wieder Geld prägen, dessen Wirth dem französischen gleich war — im eigenen Lande Zwangscourde bestimmte. Im J. 1646 bezog sich Donato II. wieder nach Paris, um seinen Eig im Parlament einzunehmen; während der sechs Wochen, die er da verweilte, ward die für den

Unterhalt der Garnison erforderliche Summe genau fixirt, ihm selbst aber für seine Person und seine Unterthanen freie Ausfuhr von Proviant aus Frankreich zu jeder Zeit verbrieft, sowie ein Geschenk von 12 bronzenen und 12 eisernen Kanonen gemacht und eine große Melei mit 5000 Scudi Rente angewiesen. Von seinen Anhängern erhielt Reg den Titel eines königlichen Edelmanns, Brigadi, gleich ihm geadelt, den eines Rathes. Fünf Jahre später wählte der Fürst wieder am Hofe, um der Majoritätsklärung Ludwig's XIV. beizumohnen; mittlerweile hatte er ruhig dabei zu Monaco gelebt und seinen Palast verschönert. Da traf ihn die Trauerkunde von dem Tode seines wackern Sohnes Ercole II., Marquis von Beaur, des einzigen Kindes, das ihm Appollita Trivulzio (gest. 1638) 1624 geboren. Derselbe hatte sich am 2. Aug. mit seiner Gemahlin Maria Aurelia Spinola (verm. 1641, gest. 29. Sept. 1670) und seinem ältesten Sohne Luigi nach Mentone gegeben, um Waise in der Kirche des Retolles zu erbalen; nach der Wahlzeit übte er sich im Garten von S. Ambrosio mit seinen Leuten mit Pistolen-schießen; da traf ihn eine unglückliche Kugel tödtlich im Rücken; sterbend befahl er, den Urheber seines Todes nicht zu verfolgen, da es ohne Noth sei. Aus Ercole's Ehe stammten: a) Luigi, geb. 25. Juli 1642, des Großvaters Erbe, von dem unter XVI.; b) Carlo Eura Franco, geb. 1652; c) Maria Appollita, geb. 8. Mai 1644, gest. 8. Oct. 1694, verm. 23. Oct. 1659 mit Carlo Emmanuele Filiberto de Simiane, Marschese von Pianezza; d) Giovanna Maria, geb. 4. Juni 1645, verm. zuerst mit Andrea Imperiali Fürsten von Francavilla, dann mit dem Marschese Ambrosio Doria; e) Devota Maria Renata, geb. 4. Sept. 1646, Dominikanerin in Genua unter dem Namen Teresa Morgartha; f) Teresa Maria, geb. 1648, "Mademoiselle de Carabaz", verm. 1671 mit Sigismondo Franco von Este, Marschese von S. Martino; und g) Appollita Maria, Renne in Eta. Teresa fu Genua unter dem Namen Teresa Maria de Sto. Josepho. Nachdem im Vorentsche Frieden 1659 die Repatriation der spanischen Güter der Grimaldi festgelegt worden, beschloß Donato II., 65 Jahre alt, am 10. Jan. 1662 sein Leben; ihm folgte der Ruhm eines tapfern, milden, edlen und klugen Mannes; ganz Renaro jammerte um den Todten.

XVI. Luigi, Fürst von Monaco 1662—1701.

Nach bei Beheften des Großvaters hatte er³¹⁾ sich am 30. März 1660 mit Catherine Charlotte von Gramont, Tochter des Prinzen Anton III. von Bidahe (geb. 1639, gest. 4. Juni 1678), zu Paris im Palais royal vermählt, einer ebenso geistvollen wie listigen Dame, die als Hofmeisterin der Henriette von England, Herzogin von Orleans, gern eine Rolle spielte, dadurch jedoch ihrem Gemahl manchen Kummer bereitete. Bestimmte ging Luigi in den Krieg, half 1665 den Goldhähnen gegen den unruhigen Bischof Bernhard von Salen und

²⁹⁾ Mémoires Vol. I. p. 372—377; doc. 19. ³⁰⁾ Rossi, Monete tav. I. n. 2—7; II, 8—10; III, 11—13; IV, 14—17; IX, 60.

³¹⁾ Münzen von ihm bei Rossi, Monete tav. IV. n. 18; V. n. 19—22; VI. n. 23—28.

zeichnete sich am 11. Juni 1686 unter dem Admiral de Ruyter in dem Seegefechte bei Texel gegen die Engländer aus. Nach dem Frieden von Breba kehrte er nach Paris zurück, um am 5. Juli 1688 seinen Platz im Parlamente einzunehmen; die Hofintriguen bestimmten ihn jedoch, sich bald nach Monaco zurückzuziehen, wo er mit seiner Gemahlin den Grund zu dem 1678 beschlossenen Augustinerkloster della Visitazione legte und am 23. Dec. 1678 das seitdem dort gültige Rechtbuch „Gli statuti del principato di Monaco“ publicirte. In diese Zeit fällt seine romanhafteste Liebe zu der aus Frankreich verbannten Herzogin von Majarin, Hortense Mancini, der er nach Rom und London folgte; an letzterem Orte fand er einen Nebenbuhler an König Karl II., mit dem er so sehr in Verschwendung wetteiferte, daß, als der König seiner Geliebten seine Pension von 4000 Pfund entzog, der Fürst von Monaco ihr ebenso viel von dem Seinigen ansetzte; doch ward er endlich von dieser an Kalerei grenzenden Leidenschaft geheilt. Am 14. Juni 1688 heirathete sein ältester Sohn Antonio die funfschnährige, höchst extravagante Marie von Lothringen, Tochter des Grafen Ludwig von Armagnac; Zuigl setzte es bei dieser Gelegenheit durch, daß ihm, gleich den Lothringern, Guise und den Herzogen von Donillon, der Rang eines Prince étranger in Frankreich zuerkannt wurde; am 31. Dec. erhielt er die höchsten französischen Orden. Dann trat er noch bei der Frage wegen der spanischen Erbfolge als Diplomat auf, indem er 1699 als außerordentlicher Gesandter nach Rom ging, um dort den Papst und die Cardinale für Ludwig XIV. zu gewinnen; pomphaft und eitel, verschwendete er große Summen, so daß die Reichthümer der Grimaldi nicht unbedeutlich zusammenschmolzen; doch erreichte er wenigstens, daß 1700 der französische gekrönte Cardinal Albani als Clemens XI. zum Papst erhoben ward; am 3. Jan. 1701 starb er in Rom, von wo seine Leiche nach Monaco gebracht ward. Aus seiner Ehe stammen vier Töchter: a) Maria Teresa, geb. 1. Jan. 1682, Nonne in la Visitazione zu Monaco (1728); b) Anna Ippollita, eine ebenso tugendhafte, wie unglückliche Dame, verm. 18. Jan. 1696 mit Jacob Karl de Gruihof, Herzog von Uzes, gest. 3. Juli 1708 im Weichenbette; c) Giovanna Maria, erst Nonne in Monaco, dann 1726 Goadjurantin der Abtei Royallien bei Compiègne (1728), und d) Amalia, „Mademoiselle de Beau“ (1728), sowie zwei Söhne: e) Antonio, von dem unter XVII., und f) Donato, geb. 21. Dec. 1669, erst Maltrier, dann Geistlicher, Canonikus zu Straßburg 1696, Archidiacon zu Besançon und Abt von St. Valentin in Volfon, Erzbischof von Besançon seit dem 4. Febr. 1725. Er verzichtete am 15. März 1715 auf jedes Anrecht, das er etwa auf das Herzogthum Valentinois erheben könnte, zu Gunsten der Erben seines ältern Bruders, erblickt am 14. Nov. 1731 die Cistercienserabtei Basulvaunt in der Diöcese Sens, resignirte im December desselben Jahres sein Erzbischofthum und starb plötzlich zu Paris am 16. Febr. 1748; mit ihm erlosch der Mannstamm der Grimaldi von Monaco. Auf seinem Sterbebett erklärte er, er habe sich zur Erbsin auf Monaco

wider seinen Willen bereiten lassen; die Ansprüche der echten Grimaldi — der Marquis von Cagnes, als der nächsten Agnaten —, müßten ungeschmälert verbleiben. (Ursprünglich im Archiv des Bisthums Royon und im Tower zu London.)

XVII. Antonio, Fürst von Monaco 1701 — 1731.

Geboren am 25. Jan. 1661, ward er 1683 Lieutenant im Infanterieregimente „Loi“, 1684 Obrist im Régimente „Soissonnois“, folgte 1688 dem Dauphin bei Belagerung von Philippsburg, kämpfte mit bei Fleury und half 1691 Mons, 1692 Namur belagern; als Herzog und Pair leistete er im Parlament am 21. Aug. 1702 seinen Eid. In dem spanischen Erbfolgekriege hielt er treu zu Frankreich und benachrichtigte u. a. 1705 den König, daß der Herzog von Savoyen zum Abfall rüste, worauf der Herzog von la Feuillade gegen die Grafschaft Nizza vordrückte. Antonio unterstützte ihn und den Herzog von Savoyen reichlich mit Munition und Proviand. Monaco ward in Vertbeidigungszustand gesetzt und nahm selbst 200 Dragoner auf; doch sollte die Bastie bei la Turbie, von der aus die Festung beschnitten werden konnte, geschleift werden. Auf dieselbe hatte schon 1700 Savoyen Anspruch erhoben und sogar einen Herrn Blancardi zum Baron von la Turbie ernannt; allein Frankreich sprach sich am 15. April 1705 für Antonio aus, und ihm verblieb denn auch im Frieden von 1713 definitiv diese wichtige Position. Als die Schlacht bei Turin geschlagen, und die Franzosen den Rädmarsch angetreten, glaubte Antonio, für Monaco das Beste befürchten zu müssen; allein die Kaiserlichen dachten weder daran, diese von den Franzosen bedeutend verstärkte Festung, noch das gleichfalls durch den Fürsten erweiterte Mentone zu belagern, sondern begnügten sich damit, dem Fürstlichen anschnellende Contributionen aufzuerlegen. Als der Herzog von Savoyen 1708 wieder Miene zum Angriffe machte, ließ Antonio auf eigene Kosten, da Frankreichs Mittel zu sehr erschöpft, weitere Festungswerke anlegen; so erhielt er sich trotz mancher Opfer selbstständig und ward als Sondermänn auch in die Verträge von 1713 eingeschlossen. Da aber forderde der Herzog von Savoyen, nunmehr König von Sicilien, Erneuerung des Eides, den seine Vorfahren 1448 und 1477 geleistet, und der seitdem nicht wiederholt war; beide Theile riefen Frankreich und England als Schiedsrichter an, und diese Mächte bestimmten am 21. Juni 1714, Donato habe dem Könige von Sicilien lediglich für ein Jämölst von Roccarubra und Mentone den Vasalleneid zu leisten; der Präsident Gourdon legte ihn in seinem Namen am 12. Aug. 1716 zu Rivoli ab. Antonio lebte fast ausschließlich in Monaco, wo er allgemein beliebt war, er baute dort viel, Casematten, das nach ihm benannte Antoniofort, Straßen, Cisternen u. s. w.; von dem Ehrgeize und dem ausschweifenden Augenmüthe, den man einst an ihm bemerkte, war wenig übrig geblieben. Im 3. J. 1724 empfing er die höchsten französischen Orden, am 30. Dec. desselben Jahres verlor er seine wunderliche Gemahlin Maria durch den Tod; dieselbe hatte ihm nur fünf Töchter

geboren: a) *Cattarina Carlotta*, geb. 7. Oct. 1690, gest. 18. Juni 1696; b) *Luigia Appollia*, geb. 10. Nov. 1697, von der hernach; c) *Elisabetta Carlotta*, geb. 4. Nov. 1698, gest. jung; d) *Margherita Camilla* ²⁵⁾, geb. 1. Mai 1700, gest. 1758, verm. 16. April 1720 mit *Louis de Gand*, Fürsten von Mengien und Mademini (gest. 1767), und e) *Maria Devota*, gest. jung. Präsumtive Erbin des Fürstenthums ward gemacht die zweite Tochter, für die rechtmäßig nur ein Grimaldi zum Gatten gewählt werden durfte; allein im Laufe der Jahrhundertwende waren, so meinte der königlich französische Protector, die übrigen noch blühenden Linien des Hauses der von Monaco völlig fremd geworden. Da entschloß sich Antonio, den zukünftigen Schwiegersohn in das Haus Grimaldi hineinzuadoptiren; doch sollte nicht er, sondern die Gemahlin und deren Kinder Herrscher in Monaco sein, während die französische Pairie Valentinois auf jenen forterben dürfte. Es war eine abgetarnte Sache; Monaco sollte französisches Vasallenland werden, wie es zuvor spanisches gewesen; aber dauernd. Der König bestimmte, laut Brevet vom 15. Juli 1715 ²⁶⁾, daß für den bestehenden Schwiegersohn eine neue Erhebung des Herzogthums Valentinois zur Pairie erfolgen sollte, der Fürst auch bei Abzügen ihm dieselbe cediren dürfte; würden jedoch dem Antonio noch Söhne geboren, so sollten diese dem Gemahle der *Luigia Appollia* folgen, letzterer aber nur für seine Person als Herzog-Pair gelten. Bei dem zu erwählenden Adoptiv- und Schwiegersohne sei neben altem Adel und streng Bourbonnischen Fügbarkeit hauptsächlich auch das Geld in die Waagschale; denn des Fürsten Finanzen waren arg zerrüttet, und auch die Verzichtleistung seines Bruders Dorotheo war nicht billig zu verkaufen. Unter vielen Bewerbern war endlich Jacob Franz Keoner von Geyon-Mathignon aus einer alten reichen bretagischen Familie der Glückliche, der am 24. Oct. 1715 die Braut zu Monaco heimführte; der Schwieger-vater cedirte alsbald dem neuen „Grimaldi“ sein Herzogthum Valentinois; am 2. Sept. 1716 ward das Patent unterfertigt; am 14. Oct. nahm Geyon seinen Sitz im Parlament ein. Antonio Grimaldi ²⁷⁾ starb am 20. Febr. 1731 und hinterließ seine Güter seiner ältesten Tochter

an den Blättern, nachdem sie Mutter von neun Kindern geworden ²⁸⁾. Von den überlebenden Söhnen folgte der älteste:

XIX. Dorotheo III. Camillo Keoner, Fürst von Monaco 1731 — 1795,

unter Vormundschaft seines Vaters, den nunmehr am 14. April 1734 die Oberrights in Monaco als Herrn anerkannten, bis er am 15. Oct. 1739 dem damals neunzehnjährigen Dorotheo III. — er war am 10. Sept. 1720 geboren — alle Anrechte darauf abtrat; der Herzog von Valentinois farb, 62 Jahre alt, am 23. April 1751 zu Paris. Dorotheo III. vermählte sich am 15. Juni 1757 mit der genuesischen Edlen *Maria Cristina Brignole*, die, im December 1770 geschieden, am 24. Oct. 1798 den Prinzen Ludwig Joseph von Condé heirathete und 1813 farb; der Fürst selbst, der während der französischen Revolution jehonnanische Gast ausblieb, farb am 12. März 1795 in seinem Hôtel in der Rue de la Barrenne zu Paris; sein Bruder *Carlo Maurice*, Graf von Valentinois farb, 79 Jahre gestorben. Dem Fürsten folgte sein Sohn XX. Dorotheo IV. Anna Maurice, geb. 17. Mai 1758, verm. 15. Juli 1777 mit Louise Felicitä Victoria d'Amont, Herzogin von Najarin (geschieden, wieder verm. mit dem Advocaten Arian des Aris und dann noch dreimal, und gest. 1826), Pair 1777 durch Resignation des Vaters, Herr von Bessfort im Elsaß durch Kauf 1781; er erhielt 1814 sein verlorenes Fürstenthum zurück, resignirte es jedoch schon 1815 seinem ältesten Sohne und, sehr schwer leidend, am 16. Febr. 1819 seinen Tod in der Scene ²⁹⁾. Auf ihn folgte zuerst sein ältester Sohn XXI. Dorotheo V., geb. im Mai 1778, gest. 2. Oct. 1841, dann der jüngere XXII. Laurence Florestano I., geb. 10. Oct. 1785, verm. 27. Nov. 1816 mit *Maria Louise Caroline Gabrielle Rouiller* (geb. 18. Juli 1793) und gest. 20. Juni 1856; aus ihrer Ehe leben die Tochter *Florestina Gabrielle Antoinette*, geb. 22. Oct. 1833, seit 16. Juli 1869 Witwe des Herzogs Wilhelm von Württemberg, und der Sohn XXIII. Carlo III. Dorotheo, geb. 8. Dec. 1818, jetzt regierender Fürst von Monaco, verm. 28. Sept. 1846 mit

XVIII. *Luigia Appollia*, Fürstin von Monaco 1731 — 1781.

Am 26. April 1731 künbigte ihr Monaco, am 27. November, am 30. Mentone; ihr Gemahl hiebt am 30. Mai seinen Einzug. Da jedoch die Einwohner sich weigerten, auch ihm die Huldigung zu leisten, kehrte er bald nach Paris zurück; seine Gemahlin, „die gute Fürstin Louise“, wie sie allgemein hieß, blieb in Monaco, farb aber dort bereits am 20. Dec. 1731, 34 Jahre alt,

22) Dieselbe protestirte hernach mit ihrem Gemahl gegen die allernächste Nachfolge der Geyon in Monaco und beanspruchte für sich selbst wenigstens auch die Hälfte des Fürstenthums; freilich ohne Erfolg. 23) Vergl. *Meinert* Vol. II. p. 417 — 420; doc. 3. 34) Könige von ihm bei *Kozi*, *Mouette* var. VI. n. 29; VII. n. 20 — 36; VIII. n. 37 — 41.

35) Daß nach dem Haupteigenthum der Grimaldi die Uebertragung des Namens, Titels und Besizes eine Usurpation war (die nur nicht auf das französische Vorgehen Valentinois sich erstreckte), liegt auf der Hand, und mit vollkommenem Rechte haben die successionsfähigen Aynaden dagegen wiederholt bis heute Protest erhoben, wie ich bei der Einleir der *Marguerite von Gages* ausführlich darlegen werde. Da die weiteren Herren von Monaco fastlich seine edlen Grimaldi sind, verweise ich auf den Artikel *Geyon* (Sect. I. 23. 76. S. 385 ff.), zu dem ich nur die nöthigen genealogischen Ergänzungen liefern will; die neueren politischen Veränderungen wie seiner Zeit der Artikel Monaco liefern. 36) Sein Bruder *Christophe* (geb. 1768, gest. 1816) hinterließ der französische Oberst von *Uxelles* (Sainville (gest. 1793) nur zwei Töchter: a) *Honorie* Camille Athenais, geb. 22. April 1784, verm. 20. Juli 1803 mit dem *Marquis René Louis Victor von la Tour du Vin* (gest. 7. Juni 1832) und b) *Athenais Olympe Rose Philippine*, geb. 22. Juni 1786, gest. 11. Sept. 1860, verm. 8. Aug. 1804 mit *Louis Michel Billeart le Tellier*, *Marquis von Louvois* (gest. 3. April 1844).

Gräfin Antoinette Ghislaine von Merode (geb. 28. Sept. 1828, gest. 10. Febr. 1864), Vater des Erbprinzen Alberto Dnorato Carlo, Herzogs von Valentinois und Branda von Spaulen, geb. 13. Nov. 1848, welchem letzteren seine Gemahlin Maria-Victoria, des verstorbenen Herzogs William Alexander Archibald Anthony von Hamilton Tochter, geb. 11. Dec. 1850, verm. 21. Sept. 1869, bis jetzt einen Sohn Luigi Dnorato Carlo Antonio am 12. Juli 1870 geboren hat.

2) Linie Carlo's, Witherrern von Mentone.

Carlo, des großen Carlo I. vierter Sohn, folgte dem Vater gemeinsam mit seinem ältern Bruder Rainerio III. 1363 im Mitbesitz von Mentone, Roccabruna und Castiglione; er war Rath der Königin Johanna I. von Neapel, ihr Gesandter in Frankreich und hinterließ von Porzia Sanseverino zwei Söhne, Luca und Enrico, welcher letztere von Venaque als Ainherr der hernach angesehnen sicilianischen Linie genannt wird. Luca heirathete die Marietta Spinola und hinterließ von ihr sechs Söhne, die je ein Zwölftel von Mentone erben: Nicolò, Oberio, Ambrosio, Giorgio, Dnorato (gest. vor 1452) und Antonio; dieselben theilten für ihre Antheile am 13. Nov. 1420 dem Herzoge von Mailand, der ihnen dafür ein Capital von 2000 Goldgulden verleiht, das er bis zu völliger Abzahlung mit jährlich 200 Gulden zu verzinsen gelobte. Die Mehrzahl dieser Söhne scheint kinderlos gestorben zu sein; 1448 war Mentone's Hälfte im Besitze der Enkel Luca's, die damals zur Aufnahme der Erva und Oliva in das Geschlecht der Grimaldi zustimmen, und zwar besaß von diesen Filippo $\frac{1}{6}$, Pietro dagegen $\frac{1}{6}$. Ersterer heirathete die Margherita de' Franchi aus Genua und ward Vater der Cattarina, des Jacopo und Guido, die jung starben, und des Luca und Dnorato, die, unbeerbt, 1477 ihren Antheil von Mentone ihrem Verwandten Lamberto von Monaco veräußerten. Von Pietro entsprossen Zolanta, Gem. des Antonio de Queiras aus Nizza, Matteo, geb. jung, Lodovico und Luca; die beiden letztern theilten als Witherrern von Mentone am 27. Aug. 1457 dem Hause Carovena; ersterer, unvermählt, verkaufte bald sein Zwölftel an Lamberto (wol 1464), und Luca, Ritter und Doctor, folgte 1489 seinem Beispiele, so daß damit ganz Mentone in der Hand der Linie von Monaco vereint ward. Aus seiner Ehe mit Grimaldina Grimaldi hatte Luca nur eine an den Genuesen Ansaldo Grimaldi verheirathete Tochter Benedetta; in seinem Testamente von 1499 setzte er ein unerschöpfliches, bei der Bank von S. Giorgio deponirtes Legat aus zur Anskaffung und Verjorgung unbemittelter Damen seines Hauses.

Sicilianische Linien.

Ueber dieselben enthalten die geneussischen Genealogien gar keine Nachrichten; Battistina scheint sogar an der Zusammenhangslosigkeit derselben mit den Grimaldi Genua's zu zweifeln. Doch ist ihm auch die urkundlich

R. Gengh. I. Bd. 2. H. 2. S. 217. Section. XCI.

feststehende Linie der Witherrern von Mentone unbekannt, und da die Familien-Archiven von 1634 ausdrücklich den Enrico als jüngeren Sohn des Carlo von Mentone und Enkel Carlo's des Großen von Monaco nennt, darf ich kein Bedenken tragen, diese Linie hier folgen zu lassen.

1) Enrico I., des Witherrern Carlo von Mentone jüngerer Sohn, schloß sich an König Maria I. von Sicilien an, der ihn zum Rath und Kammerherrn, sowie zum Statthalter von Castrogiovanni ernannte, ihm auch 1397 die Baronien Bureita und Scitibilli verlieh, die sich auf seine Nachkommen vererbten. Seine Söhne waren: Francesco, Vater des Antonio und der Morana; Bartolommeo, Guglielmo, Plino, Baron von Scitibilli, von dessen Nachkommen unter B) Pietro, Baron von Boyetta, von dessen Nachkommen unter 7), und

2) Simone, durch Heirath mit der Erbtöchter Capiana Baron von Riscalla, Carangiara und Goresia, Vater der Diana, des Paolo und des

3) Enrico II. von Riscalla. Von ihm entsprossen: a) Bartolommeo, Vater der Veronica und des Nicolò, welcher Gianjacopo, Enrico und Angela zeugte; b) Giovanni Guglielmo, Vater eines Enrico; c) Eimenes, von dem unter a), und d)

4) Bernardo Andrea, Baron von Riscalla, Carangiara und Goresia 1486. Als dessen Kinder erscheinen Damiana, Lisa und

5) Giovanni Enrico, der zwei Töchter, Rita und Lisa, und fünf Söhne hinterließ: a) Albino, Vater des Lorenzo, Francesco, Enrico, der Rebecca und Maria; von diesen setzte Francesco sein Geschlecht fort durch drei Söhne, den Walterre Lorenzo, den Giuseppe, Vater des Raffaele und Albino, und den Albuio, Vater des Girolamo, Vincenzo und Francesco; b) Luca; c) Bernardo Andrea; d) Giuseppe, Vater des Diego und der Giavia, und e)

6) Pietro Andrea I., Dr. juris, Richter bei der großen Curie des Königreichs Sicilien und maestro rationale des Reiches. Sehr begütert, erwarb er die Baronien Monaco und Scutellari, sowie andere sicilianische Besitzungen zu den von Vater ererbten Baronien; von Gemisilla Walterre, Tochter des Barons von Gadda 27), die er 1552 geheirathet, hatte er sechs Kinder: Simone, Lello, Gelsare, Cornelia, Marcello, der die neu erworbenen Baronien zum Antheil erhielt und, da sein einziger gleichnamiger Sohn als Kind gestorben, dieselben auf seine Tochter Maria, erst des Giuseppe Gambacorta, dann ihres Vaters Pietro Andrea II. Gemahlin, vererbte, und

7) Giulio, Baron von Riscalla, der das Städtchen Santa Caterina erbaute und 1603 die Gironora Gravina von Francoforte heirathete. Von ihnen entsprossen: a) Pietro Andrea II., von dem hernach; b) Nicolò; c) Francesca Maria, verm. zuerst mit Erolo la Campo, dann mit Francesco Maria Bologna, Marchese von Mitavilla (gest. 1632); d) Giuseppe, der in der Ehe mit seiner Cousine Girolama den Pietro Andrea

27) Mit dieser Baronie ward am 20. Sept. 1605 Cattarina Lello verheiratet, deren Mutter eine Grimaldi war.

und die Maria Seltrude gewann, und e) Giovanni, Vater des Vincenzo und der an ihrem Vetter Antonio Grimaldi vermählten Eleonora.

Fürsten von Sta. Caterina 99).

(8) I. Pietro Andrea (II.) I. ward am 13. Nov. 1625 von König Philipp IV. zum Fürsten von Santa Caterina erhoben und erlangte am 12. Nov. 1626 Einregistrierung seines Patentes; er baute das Städtchen Grimaldi und starb, vermählt mit seiner Cousine Maria, des Barons Marcello von Sicilini Tochter, 1635. Aus ihrer Ehe stammten: Girolamo, verm. mit ihrem Oheim Giuseppe; Francesca, verm. mit Matteo Cristofolo, Patriarch von Messina; Antonio, verm. mit Leonora Grimaldi, Ferrante, Giovanni, Marcello und

II. Giulio Maria I., belehnt 7. Oct. 1635, gest. 1668, verm. mit Agata Bologna, Tochter des Marchese Francesco Maria von Altavilla, Vater des Onorato (gest. jung, nach 1634), Francesco Maria (1634) und

III. Pietro Andrea II., belehnt 16. Dec. 1668, verm. 23. Jan. 1667 mit Emilia Castello, des Fürsten Rancello von Castelferrato Tochter und gest. 1716. Ihm folgte sein Sohn

IV. Giulio Maria II., geb. 1670, belehnt 19. Nov. 1716, verm. 13. Mai 1711 mit Rosaria del Castone, verwitweten Herzogin von E. Filippo und gest. 12. Febr. 1742. Da sein Sohn Pietro Andrea vor ihm gestorben, die ältere Tochter Vittoria (geb. 1718, gest. 4. Sept. 1801) den geistlichen Stand gewählt hatte, folgte in Sta. Caterina die jüngere

V. Emilia, geb. 1722, vermählt 1735 mit Diego Giardina e Rassa, Fürsten von Sicaruzzi (geb. 1704, gest. 4. Dec. 1786), der am 6. März 1742 mit seiner Gemahlin die Belehnung empfing; sie beschloß ihre Linie am 13. Sept. 1802 und hinterließ ihre Güter ihrem ältesten Sohne Giulio Antonio Giardina (belehnt 24. April 1803) und dessen Nachkommen.

a) Linie Ximenes'.

Ximenes hinterließ drei Söhne: a) Pierpaolo, von dessen Nachkommenschaft hernach; b) Natalisio, Vater des Antonio, des Priesters Matteo und des Dr. juris Ximenes, der nur eine an Salvatore Grimaldi vermählte Tochter Faustina hatte, und c) Giovan Tomaso, Vater des Giuseppe, Gasparo und Girolamo, welcher letztere außer dem Natalisio und der Margherita den Giuseppe hinterließ, der nach dem Tode seiner Gemahlin Priester ward und durch Frömmigkeit hervorstach; von seinen Söhnen zeugte Giacinto, Dr. juris, den Carlo und Filippo, Vincenzo aber den Girolamo und Gasparo.

b) Pierpaolo, Dr. juris, heirathete Giovanna Colonna, Tochter des Herzogs von Montalbano, und hinterließ von ihr zwei Töchter: Francesca, Statin des Jacopo Balzano, Bischofs von Francavilla, und Antonia, verm. mit dem Justiz-Präsidenten Francesco Rao, und ebenso viele Söhne: Gianfrancesco von Galesse und Simeone von Savari.

Gianfrancesco, Baron von Galesse und Caropoli, Dr. juris und Gesichter, hinterließ den Paolo, Malteser, Giovanna, verm. mit Giuseppe Grimaldi von la Boyetta, und Giuseppe, der mit Imarra Grimaldi die Elisabetta, Cosianna, Dorotea, dem Francesco, Vater einer Maria, und den Antonio zeugte, welcher am 19. März 1622 als Erbe seines Bruders mit Galesse und Caropoli belehnt ward und außer einer Tochter Rosolia fünf Söhne: Francesco, Giuseppe, Dr. juris, Tommaso, Pietro und Giovanni hatte.

Simeone, Baron von Savari, heirathet zuerst Paola Grimaldi, dann Isabella Nuttola aus Messina; er ward Vater der Maria, des Pietro I. von Savari, von dem hernach, und des Girolamo, Generals und Wicars von Sicilien, der von Laura Flamenga Balzano außer zwei Töchtern Antonia und Cornelia den Eustachio gewann; letzterer, mit Maria Parisi, Tochter des Barons von Regaliofallo, verheirathet, wird mit seinen Söhnen Francesco, Paolo und Girolamo in der Familienübersicht von 1634 genannt; außer ihnen hatte er noch eine Tochter Francesca, die sich mit Nicolò Diana, Baron von Gelsù (gest. 1650), vermählte.

Pietro I., als Baron von Savari am 2. Aug. 1629 belehnt, starb 1666 mit Hinterlassung des Felice, der Cornelia und des Marcantonio, der am 29. Aug. 1666 die Leben empfing und 1682 starb; seine Kinder waren Isabella und Pietro II., der Paola Balguarnera von Assoro heirathete. Er ist entweder vor dem Vater gestorben, oder Villabianca irr, wenn er den nächstfolgenden Feudalherrn von Savari Pietro, der am 6. März 1683 investirt ward, mit dem Fürsten Pietro Andrea II. von Santa Caterina identificirt. Gewiß ist, daß die Baronie nach dem Tode dieses Pietro von den Grimaldi abkam, indem sie am 28. Febr. 1717 der Leonora Orugno (gest. 22. Aug. 1762) übertragen ward; dieselbe hatte sich am 29. Mai 1715 mit Giuseppe Ugo e Perramuto vermählt, der 1730 zum Marchese von Savari erhoben ward und am 26. Dec. 1758 starb. Ihre Nachkommen besitzen sie noch heute. Auch die Baronie Galesse ist nicht mehr den Grimaldi eigen; am 26. März 1779 empfing sie Giuseppe Maria Coggio zu Lehen, dessen Erben sie heute noch gehört.

ß) Linie Pino's.

1) Pino, Baron von Trüßblini, hatte zu seinem Nachfolger seinen einzigen Sohn 2) Jacopo, der außer einer Tochter Cosianna vier Söhne hinterließ: a) Pietro I., dritten Baron, von dem hernach; b) Giulio, gest. kinderlos; c) Giosepietro, Vater des Gasparo, Melchiorre und Baldassare, welcher letztere den Jacopo, Vater einer Laura, und den Melchiorre, Vater des Frau-

99) Ugo, Villabianca, Sicilia nobile. Vol. I. p. 65 sq. V. p. 76; in welchem Werke auch Notizen über die andern Sicilianer Linien enthalten sind; ferner die Sanseverino Villabianca's in der Biblioteca senatoria und das Libro della Infamazioni im Archiv zu Palermo.

ceco und des Priesters Filippo, zeugte, und d) Antonio, Vater des Sebastiano, Luca, Angelo, Marco und Matteo. Als Kinder Marco's erscheinen Giovanni, Doctor der Theologie, und Giuseppe, Vater des Marcantonio und Großvater des Giuseppe, Pietro und Marco, wie der Anna und Lucrezia; als Söhne Matteo's: Luca, Dr. juris, Vater der Angria, Pasolino, Priester, Siladelfio und Eustachio, der gleichfalls eine Angela hinterließ. In der Baronie folgte b) Pietro I., Vater des Baldassare, des Mariano, der einen gleichnamigen Sohn hatte, des Giovan Domenico, der durch seinen Sohn Gasparo Großvater der Agata und Isolina ward, und des d) Gianfrancesco, dessen jüngerer Sohn Girolamo einen männlichen Erben Filippo hatte, während der ältere e) Pietro II. nur die Erbtöchter f) Isabella hinterließ. Diefelbe brachte die Barone Kistibilli ihrem Gemahl Francesco Bilotto zu; sie verblieb ihren Erben, obgleich die Fürstin Emilia von Santa Caterina am 24. Nov. 1680 damit beehrt wurde, wenigstens bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts; die Investitur der Maria Bilotto datirt vom 7. April 1732.

7) Linie Pietro's.

1) Pietro I., Baron von Boyetta, hatte zwei Töchter: Lisa und Cortisa (vielleicht identisch), und drei Söhne: Francesco, Giovanni, von dem hernach, und 2) Enrico I., Vater der Agata und Isolina und des 3) Pietro II., der mit der Erbin der Baronie Pasquasia den 4) Enrico II. (verm. mit Gofanza Grimaldi) erzeugte. Letzterer hatte drei Töchter: Grimalda (verm. mit Enrico Grimaldi), Rebecca und Paola (verm. mit Simone Grimaldi von Gavari) und den Sohn 5) Giovanfrancesco. Dieser hinterließ von seiner Gemahlin Maria von Serra keine Kinder, dagegen zwei uneheliche Töchter, von denen die jüngere den Herrn von Monica, die ältere den Giovanni Grimaldi von Canuto heirathete und diesem die Baronie Boyetta zubrachte.

Der obgenannte Giovanni war Vater der Gofanza (verm. mit Enrico von Boyetta), der Jacoba, des Enrico, von dem hernach, und des Pietro; letzterer hinterließ außer der Tochter Marianna zwei Söhne: a) Giovan Carlo, Baron von Mancapa und Passanello, Vater des Vespasiano, Pietro und Giuseppe, von dessen zwei Söhnen, Pietro und Francesco, der letztere, Dr. juris, kinderlos starb und seinen Zweig beschloß; b) Riccio, Baron von Atefina und Val di Monco, Vater des Fabrizio, Pietro und Ferrante, der zwei Söhne, Pietro und Girolamo, hatte.

Als Kinder Enrico's werden genannt: a) Jacopo, Vater des Sebastiano und der Virginia; b) Angelo, Vater des Francesco (hinterließ Pompilio und Mariella), Valentino und Onorio (hinterließ Alefandro); c) Vincenzo, Vater des Enrico und Giovan Leonardo, der den Enrico und Francesco zeugte; d) Armenia, e) Eleonora, f) Isabella, g) Sebastiano und h)

6) Giovanni, Baron von Canuto, der durch die Heirath mit seiner Verwandten, der Barbara'schter Giovanfrancesco's, die Baronie Boyetta erwarb. Ihrer Ehe

entstammten: a) Giuseppe I., von dem hernach; b) Girolamo, Benedictiner, durch Frömmigkeit berühmt; c) Salvatore, zeugte mit Faustina Grimaldi den Aquino, Priester, und die Maria; d) Francesco, verm. mit Isabella Michele, Vater des Giovanni, des Jesuiten Girolamo und der an Giovanni Lanza vermählten Antonia; e) Damiana und f) Imarra, Gem. des Giuseppe Grimaldi von Gales.

7) Giuseppe I. von Boyetta und Canuto heirathete zuerst Caterina Stradella von Spadafora, dann Giovanna Grimaldi von Gales und hinterließ: a) Vincenzo, von dem unter 8); b) Ambrogio, Vater des Filippo und Giuseppe und der Maria; c) Pierpaolo, Vater der Maria; d) Girolamo, Malteser, und e) Maurizio.

8) Vincenzo heirathete Caterina Cortelli aus Catania und zeugte mit ihr den Mario, Vater des Antonio, des Giuseppe und der Rosolia, den Girolamo, Felice und

9) Giuseppe II., dem seine Gemahlin Antonia, des Barons von Monica Tochter, eine einzige Erbin

10) Cattarina gebar, die am 18. Juni 1645 sich mit Francesco Grassio, Fürsten von Gangi (gest. 1647), vermählte, 1652 starb und die Baronie auf ihre Nachkommen, die Fürsten von Gangi (erst. 1654), dann die von Baiguarnera (erst. 1841) und Villafraanca, vererbre.

b) Linie Bertone's.

Bertone qu. Franconio lebte 1293 und starb vor 1326, in welchem Jahre seine Witwe Filippa genannt wird; sie hatten drei Söhne: a) Agamemnone, von dessen Linie unter a); b) Bertone, von dem unter 3); c) Eugenio 1316, ohne Zweifel derselbe, den Benaboue Singo nennt und 1310 Statthalter von Grassio sein läßt. Ihn überlebten zwei Kinder: Geroppo, bei dem Friedensschlusse zwischen den Grimaldi und Spinola 1331 als Vertreter des Vinciguerra qu. Rainerio, gest. 1333, Vater des Lorenzo, Lombardo, Conzaretto und Arcamo, die sämmtlich in der Geschlechts-Übersicht von 1333 genannt werden, und Martino 1333, Vater der Siverina (1355—61—74), die in erster Ehe den Bisanz Lotto Gambacorta, in zweiter den Braccio Salvago heirathete, des Tommaso 1333, Francesco 1333, der 1328 dem Könige Robert von Neapel gebiet haben soll, und des Rainerio (1333—1395), welcher 1348 für Johann I. von Neapel gegen die Ungarn, hernach in florentinischem Solde siegte gegen die Bisanz focht und in seiner Ehe mit Bianca vier Kinder gewann: Argentina 1367, Gemahlin des Giuliano Grimaldi qu. Giuliano, Goffredo (1374, 1384, 1400), Tommaso (1374) und Martino (1367—82—95), dessen Erbtöchter aus seiner Ehe Bianca Perone qu. Giovannianno (1382) Trovata (1395—1402) Gemahlin des Battista Ricci ward.

c) Linie Agamemnone's (in Canco).

Agamemnone 1333 soll nach Benaboue 1326—1328 im Dienste König Robert's gestanden und 1345 als Gesandter Carlo's des Großen von Monaco dessen Frieden mit den Visconti vermittelt haben; aus seiner Söhne erscheinen 1333 Colombo, Gabriele (nach Be-

naasque Capitän von Bassicata) und Pietro, von dem fogleich; daneben hatte er eine Tochter Andreola (1345), die den Lucano Gentile Pignolo qu. Daniele heirathete. Pietro soll zufolge Benasque 1355 unter den Befehlen haben der genuesischen Galeeren gewesen sein, die Cudöa bestürmten; derselbe läßt ihn kinderlos sterben; dagegen ist er ohne Zweifel identisch mit dem Pierino, der mit seinen Galeeren in Sicilianischem Solde 1351—1362 gegen die Pisaner stritt, diesen Castiglione della Pescaia, die Insel del Giglio und der Porto Pisano entriß, dessen Sperrungsstellen im Triumphe nach Florenz geführt und dort im Dome S. Giovanni aufgebängt wurden. Von seiner Gattin Agnese hinterließ Pietro, Herr von Gattitres und Scinon, sechs Kinder: a) Benedetta 1383, verm. mit Tommaso Falletti; b) Bigotta 1383, verm. 2. Nov. 1381 mit Giovanni Grimaldi von Buelli; c) Verone (1368—1384), Castellan von Villenave in Vence 1383; d) Napoleone (1383—1399), in kinderloser Ehe mit Isabella Gibo qu. Pietro. Er verlor Gattitres an seine Feinde, die ihn, der bei Erstürmung lebensgefährlich verwundet war, nach Nizza in den Kerker schleppten; doch erlangte er nach dreimonatlicher Haft 1398 die Freiheit wieder, und seine Gegner mußten ihm die occupirte Burg restituiren. e) Matteo, von dem hernach, und f) Gherardo (1378—83—98), in seiner Ehe mit Flammenga (1377) Vater der Gofanza (1382), Ginevra (1382) und Luchina (1383) und des Francesco (1383—1394), Oberto (1440) und Gianotto (1440). Matteo (Marione) (1383—1398), dem Benasque war einen Pietro, der als Anziano 1394 Galeeren besetzte, zum Vater, aber ganz fälschlich einen Zaccaria, der nie existirt hat, zum Großvater gibt, vermählte sich mit Selvaggia Mosimare qu. Moruete, die 1420 und 1425 als Witwe urkundlich erscheint, und zeugte mit ihr die Novella (1420), Maria (1420—1448), Gem. des Prospero Ravaighero qu. Leonardo, den Birolamo (1420) und Demetrio (1420—1488). Derselbe genehmigte 1448 die Aggregation der Oliva und Geba; Benasque läßt ihn als Statthalter von Nizza 1475 den Selbstmord gegen die Türken sterben; nichts Abgeschmackteres, da er damals gar nicht in der Krone besetzte und noch 1488 unter den Lebenden war. Seine Gemahlin Bianca Grimaldi qu. Francesco qu. Nabella gebar ihm zwei Töchter: Selvaaggia (1462), verm. an Lodovico Spinola qu. Battista, und Caterina (1485) und ebenso viele Söhne: Pietro (1485) und Matteo (1485—1499), verm. mit Tommasina Doria qu. Francesco, Vater der Bianca, Ginevra, Renne, des Agostino, Priester vom Augustinerorden, des Pietro (1554), des Demetrio (Erzbischofen), der 1525 als Gesandter des Herzogs von Ferrara in Frankreich weilte, und endlich des Francesco (1522—1554). Letzterer, erst Capitän in Genua, dann im Dienste Karls V., heirathete die Tochter des Raffaele Ausilia aus Savona und erwarb zahlreiche Güter in und um Genua, wo er sich ansässig machte. Er hinterließ drei Söhne: Filippo, erst mit Caterina Gatti, dann mit Lucrezia Tagliaceto vermählt, starb 1617 kinderlos; ebenso 1625 sein Bruder Paolo, der eine Tochter des

Gaudio Desino aus Genua geheirathet hatte; der älteste Matteo war Doctor beider Rechte und heirathete zuerst die Francesca Grimaldi, dann die Silvia Fornari qu. Cristoforo. Seine Kinder waren: Bianca Maria, verm. mit Dr. Spirito Bessio; Giambattista, Prior von S. Ambrosio in Genua, gest. 1627; Demetrio, von dem hernach, und (aus zweiter Ehe) Pierfrancesco (1634), der unter dem Herzoge von Savoyen Kriegsdienste nahm und 1641 starb. Er war zweimal verheirathet; aus erster Ehe mit Dataria Giordano stammten: Paolo Matteo (1634), gest. jung; Cesare (1634), gest. jung; Maria, gest. jung, und Silvia; aus zweiter mit Caterina Desino zwei Töchter, Giulia und Dataria Maria. Sein Bruder Demetrio (1634—1647) heirathete Francesca Michelotti und hatte von ihr: Apollonia, Gem. des Dr. David de Bonada, Anna Maria (gest. 1630), Lucrezia, Matteo (gest. 1620) und Jacopo Filippo (1634—1650), verm. mit Paola Faustina Zonduta, Noble von Nizza, Vater der Anna Maria (gest. jung), Maria Margherita, des Filippo, Matteo und Lodovico. Leider bin ich nicht im Stande, diesen Zweig, der noch heute in Genua fortlebt, weiter zu verfolgen. Derselben gehört an:

Giusseppe Maria Grimaldi, geb. 3. Jan. 1754 zu Moncalieri; seine Mutter war aus dem Geschlechte des bekannten Schriftstellers Alciati. Er bezog seine Universität zu Turin, widmete sich dann der Theologie, ward ebenfalls Doctor derselben und begab sich 1779 nach Vercelli, wo er drei Jahre später zum Canonicus an der Kathedrale ernannt ward. Im J. 1797 empfing er das Bischofthum Pignerolo, und nachdem dasselbe bei Vereinigung von Piemont mit Frankreich aufgehoben, das von Jera. Als Bischof von Jera wohnte er 1811 dem Concile zu Paris bei, saß in der Commission, welche die Antwort auf die kaiserliche Botschaft zu erwidern hatte, und vertheidigte mit großer Entschiedenheit die Rechte des Papstes. Als die alte Diöcesan-Eintheilung im Königreiche Sardinien hergestellt ward, wurde Grimaldi 1817 zum Erzbischof von Vercelli ernannt; als solcher ist er am 1. Jan. 1830 gestorben.

g) Fiale Bertone's (apokryph).

Bertone qu. Bertone erscheint in Urkunden von 1326—1353; seine Gemahlin Bigotta Camilla qu. Bonifacio lebte noch kinderlos 1379. Dagegen fabelt Benasque, er sei von Johanna I. von Neapel zum Reich und Vicarön von Calabrien ernannt und mit Missimert (Missimiero) belehnt worden, das er 1324 durch Schenkung seines Vaters Vinciguerra qu. Rainerio erworben; auch habe er von Caterina Fiesco vier Söhne hinterlassen, von denen die Barone von Missimero und Marchesi von Seminara entsprossen seien. Da jedoch diese Angaben sich als apokryph erweisen, ver spare ich die Nachrichten über diese Linie bis zum Schluß des Artikels, an dem ich noch über andere Zweige der Grimaldi, deren Ursprung noch mehr apokryph ist, ja die höchst wahrscheinlich gar nicht zur genuesischen Familie gehören, zu handeln haben werde. Doch hat wenigstens

diese Linie eine Reihe schriftstellerisch bedeutender Männer hervorgebracht.

B. Linie Luchetto's.

Luchetto qu. Grimaldo (1237—1269) war 1237 einer der acht Koblil und Herr von Pietralata (Vreia), auch zeitweilig Mitbesitzer von Chiavarsana und Ventimiglia, nachdem er die dort stehenden Obstkulturen verjagt. Venauque gibt ihm zwei Gemahlinnen, Viscontina Visconti und Anastasia Laudo, die sich aber urkundlich nicht nachweisen lassen, und zwölf Söhne, die jedoch auch größtentheils auf Fiktion beruhen. Söhne waren seine Kinder: a) Filippo 1270; b) Barnaba, von dem hernach; c) Pietro 1253, einer der beiden Capitane und Armatori der Flotte, welche Genua 1263 gegen die Venezianer sandte; d) Gabriele 1269; e) Cattarina (1279—1306), verm. zuerst mit Pietro Fiesco qu. Ugolino, dann mit dem Markese Giuseppe von Ceva; f) Margherita (1269), verm. mit Francesco Repestilli qu. Enrico; g) Verolina (1255), verm. mit dem Markese Manfredi qu. Giovanni von Carl, und h) Borgognino; 1269, gest. 1306, angeblich genuesischer Admiral gegen die Catalanen, verm. mit Giacobba, Witwe 1306, und Vater von: a) Giacobba (1348—1352), verm. mit Corrado di Negro; b) Emanuele 1324; c) Antonio 1324; d) Pietro 1308, der eine Bianca, 1329, hinterließ; e) Federico 1308, gest. 1329, hinterließ von Pietra (Witwe 1330) den Riccardo von Vreia (1330—33—52—62), einen tapferen Seemann, dessen einzige Tochter Pellegrina (1371) den Antonio Cattaneo Malione qu. Andriano heirathete, und f) Filippo (1328—1333), angeblich Rath Roberts von Neapel, welcher mit Clarissa Squarrafisco folgende Nachkommenschaft erzeugte: a) Nerame (1332—46—48); b) Abramo (1333); c) Giuliano (1350); d) Canuto (1332—33); e) Guglielmo (1333); f) Borgognino (1333—40—46), verm. mit Alguina Dechignone qu. Antonio; g) Luciano (1333); h) Jacaria (1333); i) Giacobba (1348—51), Nonne, und k) Franca (1348), Gem. des Francesco Grimaldi qu. Ansaldo.

Barnaba (Bernabò) qu. Luchetto erscheint in Genua von 1288—1316; er war ein eifriges Parteihaupt und schließlich wurde er durch die Spinola zur Flucht nach Pietralata genöthigt. Er testirte am 23. Oct. 1327, seine Gattin Tiburgia schon am 25. Jull 1324. Sie hatten fünf Söhne: a) Miletto 1306, gest. vor 1324, Vater des Antonio (1324—33) und Großvater der Margherita (1358); b) Montano, auch Antonio genannt (1316—24—32), Vater des Barnaba (1333) und Großvater des Antonio (1333); c) Lucino (1332—58); d) Bartolommeo (1358) und e) den Erstgeborenen Andarone (Andalo, Andalotto), der das Geschlecht dauernd fortpflanzte.

Barone und Grafen von Buell (*).

1) Andarone ward in seiner Ehe mit Astruga (gest. 1353), Tochter des Wilhelm Rostagni des Balbes,

*) Hauptquelle über sie ist: *Giorgio, Storia delle Alpe*

Abherr der späteren Grafen, damaligen Barone von Buell (Boglio). Sein Schwiegervater, der sich gegen seine Unterthanen vielfache Gräueltathen erlaubt hatte, war von denselben endlich getödtet worden; die Witwe Beatrice erlor Andarone zum Gemahl der Erbin; die Astruga und Beatrice stellten er 1315 und 1316 seinen Unterthanen Lifunden aus, in denen er sie vor Wiederkehr ähnlicher Willkür, wie sie Rostagni geübt, sicherte. Andarone, der in den Testamenten seiner Weibern von 1324 und 1327 genannt wird, kaufte am 9. Juni 1326 von seinem Vetter Angelino Grimaldi, Ansaldo's Sohn, ein Viertel der Burgen Pietralata superiore und inferiore, Valloria, Pantasina, Vissatalla, Tavela, Vesignasco, Canetto, Barnasio, Stencio, Dolce, Vasia, Montegrosso, Morco, Rivalia und Carpassio in der Diocese Albenga, im Thale von Vreia, für 2000 genuesische Lire, überließ sie jedoch bald wieder den Doris; durch unmaßigste Verschwendung ward er schließlich seiner Gemahlin so verhasst, daß diese in ihrem Testamente vom Jahre 1330 ihn von jeder Theilnahme in die Verwaltung ihres Erbschils ausschloß. Sie hinterließ vier Töchter: a) Tiburgia, verm. 1346 mit dem Grafen Edoardo von Ventimiglia; b) Desina, verm. mit René de Villeneuve; c) und d) Beatrice mit Albergotto, deren sie in ihrem Testamente gedenkt, und zwei Söhne, von denen der ältere

2) Guglielmo Rostagni (corruptus Guirefaglio) als Baron von Buell folgte, in seinen Privilegien von der Königin Johanna I. und deren Gemahl Ludwig von Gravena bestätigt ward, jedoch schon am 17. Febr. 1358 die Barone seinem jüngeren Bruder, unter einiger Reservirung gewisser Renten, schenkte. Seine Gemahlin Maria war damals wohl schon todt; ein Sohn Giovanni, der 1383 als Kämmerer und Conestable Ludwigs I. von Anjou genannt wird, muß wol ein Vastard gewesen sein. In Buell folgte sein Bruder

3) Bernabò, verm. mit Maria von Glanvere, ein unruhiger, gewaltsamer Mann. Seine Mutter hatte 1331 von der Familie Anardi die Gemeinde Altona gekauft; doch weigerten sich da die Leute, die Abgaben zu zahlen, und trachteten ihn sogar 1344 nach dem Leben; erst 1346 kam es zu einem Vergleich. Dann verlangte Bernabò von seinem Onkel Francesco Gars Abtretung des von diesem 1340 gekauften Castells Novra; es kam zur Fehde, in der Bertrand Gars, des Francesco Sohn, ihn mit einem Dolch ver wundete; da ließ ihn Bernabò 1353 greifen, ihn blenden und ihm eine Hand abhacken, sodas der Unglückliche am seinen Wunden starb; der Oberrichtsherr schritt nicht ein, da Grimaldi sich mit Gold abfinden wußte, vielmehr beschuldigte Johanna I. ihm und seinem Bruder am 22. Jull 1353 den Besitz von Buell, und gestattete ihm auch am 8. Mai 1365, letzteres zu besitzeln. Er testirte am 18. April 1368 und setzte zur Ehre den Erben des Gars die Summe von 300 Gulden aus; zum Unterpfande bestellte er

maritimo in den Monumenta historiae patriae. Vol. IV. (Scriptores II.) Augustus Taurinorum 1839. fol.

seinen ältesten Sohn a) Giovanni. Die anderen Kinder waren: b) Lodovico, Herr von Valle di Massone, Gesandter der Rixarden an Amadeus VII. von Savoyen, dem er auch am 25. Aug. 1388 für seine Güter huldigte, Ritter und Herr des Pogetto di Ainea, sowie gräflicher Seneschall-Vicutenant 1394. Auf's Neue 1391 durch Savoyen belehnt, rebellirte er 1396 gegen seinen Herrn, ward gefangen, aber 1397 wieder befreit, empfing 1400 die Belehnung mit Valle di Massone, des Gros und Rigaut, ward 1414 französischer Gesandter in Constanz und starb vor 1435, ohne von seiner Gemahlin Friticia Africa aus Marseille Defension zu hinterlassen; mit seinen Besitztungen ward sein Neffe Pietro für den Vater am 20. April 1435 belehnt, doch wurde ein natürlicher Sohn Casparo, von Savoyen legitimirt, mit Rigaut abgefunden. c—f) Guglielmo, Donato, Bernabò und Andarone, 1368 im Testament des Vaters genannt, und g) Lodovica, verm. mit Wilhelm de Meillon, Seneschall von Nîmes und Beauvoisine.

4) Giovanni. Derselbe war anfänglich ein eifriger Anhänger Karl's III. von Neapel, der ihm am 15. Jan. 1385 einen Theil der Burg Aversa, die bisher dem Pietro Balbo gehört hatte, verthet und ihn zu seinem Seneschall-Vicutenant und königlichen Capitän in Nizza ernannte. Nach Karl's Tode ließ er dessen Sohn Ladislaus die Huldigung leisten, ward von ihm als Seneschall bestätigt und am 17. April 1387 zum Generalgouverneur der Provence ernannt, als welcher er dem Präventen Ludwig II. von Anjou kräftig entgegentrat. Wollt Erbzog aber dachte er bald darauf, da die Zustände in der Provence immer verwirrt zu werden drohten, sich selbst zum Herrn von Nizza zu machen, und fiel so leicht in die Schlinge, die ihm der schlaue Amadeus VII. von Savoyen gestellt. Am 22. April 1388 schloß er im Einvernehmen mit seinem Bruder Lodovico mit dem Grafen von Nizza eine Convention, in der die Brüder gelobten, ihm, wie vormals den Herren der Provence, den Lehnseid zu leisten, gegen ansehnliche Pensionen und erbliche Statthalterschaft in Nizza, das sie dem Hause Savoyen überantworten würden. Das geschah denn alsbald; Giovanni ward savoyischer Statthalter und Seneschall für Provence und Forcalquier, sowie erblicher Gouverneur von Nizza; er empfing 1391 Villar, Toronfort, Maloufena, Alton und Bugei zu Lehen und dersi u. a. 1394 im Namen des Grafen die Städte nach Nizza. Im folgenden Jahre wußte er sich durch einen Handreich in den Besitz von Monaco zu setzen; dann aber verglich er sich mit dem anglo-normannischen Seneschall Georg de Marle, ward 1396, da er es auf Ventimiglia abgesehen hatte, dem Hause Savoyen verdächtig, rebellirte, ward gefangen und 1397 wieder frei, empörte sich 1398 auf's Neue und machte endlich 1399 dauernden Frieden mit seinem Oberherrn, der ihn 1403 mit Torretta und Revello belehnte. Nachdem er Monaco 1402 an Rainerio II. verlor, diente er fortan treu dem Hause Savoyen; er starb erst nach 1435, nachdem er seinen Bruder Lodovico beerbt, und hinterließ von Diotia Grimaldi, Perrino's Tochter, die er am 2. Nov. 1381 geheiratet, folgende Kinder:

a) Pietro, von dem hernach; b) Bernabò von Torretta 1448; c) Angela und d) Cattarina, Gräbinnen des Raoni de Montbel, Herrn von Ferrugiaris in Piemont.

5) Pietro, der Lebzeiten des Vaters Herr von Revengo, nahm in des letztern Namen 1435 von den Gütern seines Oheims Lodovico Besitz, genehmigte 1448 die Aufnahme der Familien Oliva und Ceva in das Geschlecht der Grimaldi, erhielt 1402 eine Befähigung der Privilegien seines Hauses vom Herzoge von Savoyen und heirathete 1403. Im J. 1408 haute er sich mit Caterina Gattilusse, Tochter des Fürsten Francesco von Lesbos, vermählt, die ihm eine Rixgilt von 5000 Goldgulden zubrachte; ihre Ehe war mit neun Kindern gesegnet: a) Giacomo, von dem hernach; b) Lodovico, Anker der Linie von Torrettes, von der unter b); c) Giovanni, Herr von les Gros (Rocastone); d) Guglielmo, erst Rönch in St. Honorat, dann Prior zu Pugei und Abt von S. Ponsio; e) Valentina, verm. mit Alouau III. d'Alouau von Majan; f) Bona, verm. mit Lodovico Cossa von Derra; g) Giovanna, verm. mit Buongiovanni Cossa von Polignar; h) Margherita, verm. 20. Febr. 1442 mit Reforciat de Castellane von Salerno in der Provence, und i) Jolania, verm. mit Graf Jacopo von Balperga.

6) Giacomo, Kammerherr des Herzogs von Savoyen, Gouverneur von Nizza seit 1462, huldigte am 19. Juli 1473 für seine Baronie, machte am 10. Juli 1487 sein Testament, und starb hochbetagt am 14. Mai 1490 zu Villar; seine Witwe Cattarina dei Carretto, aus dem Hause der Marchesi von Finale, überlebte ihn, nachdem sie ihm fünf Kinder geboren, die Söhne Giorgio und Donato I., von denen hernach, und drei Töchter: a) Anna, Gem. des Marchese Antonio von Jaurrardie, b) Claudia, Gem. des Jacopo Carampo von Vesino, und c) Margherita, verm. mit Ludwig de Forbin, Herrn du Luc in der Provence. Von den Söhnen folgte zuerst:

7) Giorgio, der am 5. Nov. 1506 die Huldigung leistete, erst mit Margherita Cossa, Tochter des Grafen Giovanni von Treja, dann mit Maria de Simiane, Witwe Peter's von Forbin, in kinderloser Ehe lebte, und am 8. Jan. 1508 von einem seiner Diener, der ihm beim Barbieren den Hals abschnitt, getödtet wurde. So fiel Vuesi auf seinen Bruder, den disorgenen Herrn von les Gros:

8) Donato I., der sich bereits früher im Dienste Savoyens hervorgethan, 1487 Malajao dem Markgrafen von Saluzzo entriß und am 20. Aug. dasselbe zu Lehen empfangen hatte, wie er auch 1495 zum Castellan von Belvedere ernannt ward. Hochangesehen bei der Herzogin Margaretha, ward er Kammerherr und Ritter des Annunziatenordens, ging 1519 als Gesandter zu Franz I. und begleitete hernach den Herzog nach Piemont. Er war gleich seinen Ahnen erblicher Gouverneur von Nizza, als welcher er 1523 lehrte; im J. 1526 wurde er mit seinem Sohne Renato des Hocherzogs beifühlig, als wolle er sich mit französischer Hilfe zum Herrn von Nizza machen; doch stellte sich ihre Unschuld bald heraus.

Nachdem er 1533 den Treueid erneuert, machte er am 21. Dec. 1537 sein letztes Testament und starb wenige Tage darauf in hohem Alter. In erster Ehe hatte er Battistina Fregoso, in zweiter Bartolommea von Gera geheiratet, die ihn überlebte. Seine Kinder waren: a) Renato, von dem unter 9); b) Giambattista, Herr von les Gros, Lobone, Gadenetta und Seroty; rebellisch gegen Savoyen, suchte er 1542 Nizza für Frankreich zu empören, ward seiner Güter verlustig erklärt und fiel am 14. April 1544 in der Schlacht bei Ceresole. Er hinterließ von Maria de la Baume drei Söhne: Ottaviano von Ertohy, zeitweilig wegen angeblichen Hochverraths inhaft, doch 1600 rehabilitirt, Herr von Chaudieu 1607—1609, gest. kinderlos 1610; Federigo und Francesco, Herr von les Gros, Gemahl der Rachel von Polignac und Vater einer Erbtochter Lucia, die den André Arnoul von St. Simon heirathete; c) Jacopo, gest. jung; d) Cattarina, verm. mit dem Portugiesen Pietro Alcares de Correa; e) Anna, verm. mit Carlo Provana von Erim; f) Maddalena, verm. mit Claudius de Forbin von la Motte und Gardene, und g) Francesco, Gem. des Gianfrancesco de Bonie von Scarasaggi.

9) Renato war eine Zeit lang dem Herzoge verdächtig, wurde jedoch 1529 wieder zu Gnaden aufgenommen; dann kaufte er von Graßmo Galeano Maria das Schloß Entrevaux, das er fast besetzt, was neue Beforgnis bei Savoyen und Frankreich erregte, die auf Antisipen letzterer Macht ihn sein Barbier, der Vicar de Florenz de Goret, 1542 ermordete. Er war mit Tomassina Lascaris, Tochter des Pietro von Brige, verheiratet und hatte von ihr vier Töchter: a) Claudia, verm. mit Bonifazio Schiavetto aus Pignerol; b) Doroata, verm. mit Honoré de Castellane von Aluis; c) Anna Maria, verm. mit Pietro de Lascaris von Boujou, und d) Giorgietta, verm. mit Johann de Gays, und sieben Söhne: e) Francesco, gest. als Student in Padua; f) Doroato II., von dem unter 10); g) Alessandro, Hauptmann eines Reiterregiments, Befehlshaber von Bardonnette, gefangen 1590 von den Franzosen, frei 1592; h) Gianfrancesco, verm. mit Sibylla de Arnaut von St. Tropez, von deren Nachkommen, den Marchese von Boves und Roveragno, unter a); i) Edoardo, päpstlicher Prälat, Pfalzgraf und Ritter, Prior von S. Verrano in Urtelle, S. Antonio in Lenceno und S. Giovanni in Billaro, Abt. von S. Venzio, Bischof von Verre 1561—1576, Kanzler des Annunziatenordens, Großprior des Ordens von S. Maurizio und Lazaro, Alimosnier des Herzogs von Savoyen, französischer Gesandter zum Tridentinum 1561, französischer Abgesandter in Frankreich 1592, gest. 6. Febr. 1607 zu Nizza; k) Pietro, Kammerherr, und l) Giacomo, genannt La Val, Johanniter-Comthur in Nizza, 1565 ausgezeichnet bei Coletta.

10) Doroato II., geb. 1523, ein römischer, dem Hause Savoyen, von dem er am 18. März 1543 und 1554 die Lehen empfing, treu ergebener Herr, beständig 1560 und 1581 als erblicher Statthalter von Nizza, wo er 1582 den Titel von Neapel, Herzog von Ossuna, begünstigte, Oberst und General-Befehlshaber 1561, Herr

von les Gros, Lobone und Gadenetta. Nachdem er 1578 erklärt, daß er nur den Herzog von Savoyen als Oberherrn anerkenne, und den Annunziatenorden empfangen, ward er am 26. Mai 1581 zum Grafen von Buell ernannt und starb, hochbeliebt bei seinem Lebensherrs, am 29. April 1591. Seine Witwe Giulia, Tochter des Genuesen Nicolo Vittamiglia, war dem Calvinismus, der zu ihrer Zeit auch in Buell erhebliche Fortschritte machte, treu ergeben; sie testirte am 7. Mai 1603 und starb den 8. Jan. 1607. Aus ihrer Ehe stammten zwei Töchter: Vittoria, Gem. des Gioachino de Simiane von Gassenovo (gest. 1605), und Margherita (gest. 6. Juli 1612, gest. nach dem 14. Dec. 1631), verm. 20. Dec. 1581 an Johann Rouet, Herrn von Galviffon im Languedoc, und der einzige Sohn:

11) Annibale, geb. 1537, letzter Herr und Graf von Buell, bei des Vaters Lebzeiten Baron von Vasse de Massonno, Ritter des Annunziatenordens seit 1601, sowie Erbstatthalter von Nizza seit Ableben seines Vaters, Herr von 32 Fehen in Savoyen und der Provence. Im J. 1599 begleitete er den Herzog von Savoyen nach Frankreich, wo ihn Heinrich IV. mit solcher Auszeichnung behandelte, daß der stolze Mann darauf sann, sich ganz unabhängig zu machen. Davon besam der Herzog Nachricht; klug genug begab er sich am 5. Jan. 1616 nach Nizza, wo ihn Annibale mit prächtiger Prunk feierte. Sein Sohn Andrea gerieth bei dieser Gelegenheit in Händel mit einem Gein Savoyens und warf dasselbe demselben vor, wie er es wagen könne, als Vassall eines andern, sich mit ihm, dem Sohne eines souveränen Herrn, zu messen. Der Herzog begünstigte sich zunächst damit, solche unehrerbietige Aeußerung zu rügen; dann lud er Vater und Sohn ein, ihn in Turin zu besuchen, wo er die Gastfreundschaft erwidern wolle. Sie gingen in die Falle; in Turin aber verlangte der Herzog Verzichtleistung auf das einstmals souveräne Buell gegen Güter in Piemont. Annibale weigerte sich dessen, ward gefangen, entfloß nach Buell und knüpfte Unterhandlungen mit Spanien an, das ihm 4000 Mann und Geld, um ebenso viele weitere Truppen anzukräftigen, versah, wogegen er versprach, die Spaniern binnen drei Monaten Nizza, Villafranca und Cospey zu überliefern; er selbst sollte erblicher Gouverneur bleiben, die umliegenden Dörfer und Ortschaften erhalten und eine Pension von 20,000 Scudi beziehen. Allein die Minister Philipps II. ratificirten den Vertrag nicht, aus Furcht, Frankreich zu reizen; die Sache schliefte sich in die Länge, bis dem Annibale sein Schwiegersohn Mabelon de Venti-miglia rief, sich wegen Heirath von Nizza an Frankreich zu wenden. Im März 1617 ward ein Vertrag angebahnt, laut dem der Graf von Buell sich mit seiner Familie und seinem Lande in französischen Schutz begab, eine Pension von 20,000 Livres und freie Salzwasserfuhr aus Frankreich für seine Gassele verbriefte erhielt; am 22. Mai ratificirte ihn Ludwig XIII. und verbriefte vollkommenen Ertrag für seine von Savoyen fequestrirten Besitzungen. Noch zögerte Herzog Carlo Emanuele mit weiterem Vorgehen, bis 1620 in Frankreich der

Bürgerkrieg entbrannte; alsbald verlangte er von dem Senate in Nizza Einsiedren gegen Annibale und dessen Sohn Andrea. Da beide nicht erschienen, wurden sie ohne weiteres zur Inshauptung und Confiscation sämtlicher Güter verdammt; der Marschese Dogliano, Gouverneur von Nizza, zog gegen sie; Andrea rettete sich durch Flucht nach Frankreich; Annibale, der vergebens Beistand von dort erwartete, schloß sich in seine Burg Torretta ein, mußte jedoch nach längerer Belagerung capituliren. Da er erkrankte, liebkte durch die Hand eines Mäuren zu sterben, als dem Herzoge Gehorsam leisten zu wollen, ließ ihn dieser ohne weiteren Proceß am 8. Jan. 1621 zu Nizza durch einen Muhammedanischen Henker stranguliren; Andrea ward in esfigie gekenft. So endete die Herrschaft der Grimaldi in Buell. Annibale hatte zuerst die Anna Francesca Provana von Venzl (gest. 18. Sept. 1596), dann am 13. Aug. 1606 die Cattarina Madruzzi, Schwester des Cardinalschofs von Trident, geheiratet; ihre Kinder waren: a) Andrea, von dem unter 12); b) Lodovico; c—o) Benedettina, Beatrice und Giovanna, gest. jung; f) Giulia, verm. mit Giovannantonio de Malabaila (Canale); g) Cattarina, verm. mit Graf Philipp von Lucerne; h) Eleonora, verm. 30. Nov. 1602 mit Wadelon de Ventimiglia von Dlioules, und i) Margherita, verm. 22. Juli 1618 mit Karl de Grosse, Graf von le Bar.

12) Andrea, Herr von Valle de Massovins, Titular-Graf von Buell, diente der Krone Frankreich und starb 1665 im Jannar plechtig zu Paris, verm. zuerst mit Anna de Saur von Lugny, dann mit Martha de Grosse; er hatte aus beiden Ehen 15 Kinder; aus erster: a) Melchiorre, gest. jung; b—d) Anna, Gabriela und Gerichetta, Nonnen; e) Aurelia, verm. 25. Sept. 1684 mit Franz de Guetreaux von Behem; aus zweiter: f) Dnorato, Titular- Baron von Buell; g) und h) Gaspar und Antonio, gest. jung; i) Maurizio, von dem unter 13); k—m) Chiara, Anna, Carlotta und Maria, gest. jung; n) Francesca, gest. 1646; o) Marianna, Nonne, und p) Gerichetta.

13) Maurizio, geb. 1629, Titular-Graf von Buell, Capitän einer königlichen Galeere, überreichte 1690 dem Könige Ludwig XIV. ein Memoire, in dem er seine von Savoyen confiscirten Güter reclamirte, jedoch ohne Erfolg. Als „chef d'escadre“ der französischen Flotten starb er am 13. Juli 1698 zu Marseille, der letzte Mann seiner Linie.

a) Linie Gianfrancesco's, Marschese von Boves.

Gianfrancesco, Dnorato's II. jüngerer Bruder, hinterließ von Euklybe de Renaud folgende Kinder: a) Pietro, Johanniter, französischer Hauptmann; b) Cesare, Johanniter; c) Francesco, Johanniter, Marschese von Boves und Portogano in Piemont; d) Bianca, Gem. des Aposthno Constantino von Castelnovo; e) Bianca, gest. unvermählt; f) Scipione, französischer Capitän, gefallen 1602 beim Sturm auf Genf, und g) Dnorato, französischer Reiter- Oberst, verm. mit Margherita Stefani aus Niz. Er wohnte in St. Remy in der Pro-

vence und hinterließ zwei Söhne: Pietro, Herrn von Mirabello, herzoglichen Reiter- Oberst, und Annibale, Marschese von Boves und Portogano, Reiter- Oberst und Kammerherr, verm. mit Michela d'Albaville, Erbschöter des Barons Jacob von Montallier in Savoyen; kinderlos beschloß er seinen Nebenstuhl noch 1652.

b) Linie Lodovico's von Lourettes (Torretta).

1) Lodovico, Sohn Pietro's von Buell, war Herr von Lenzo (Venezia) in der Grafschaft Nizza und von Revest und Rimplas im Gebiete von Buell; von Margaretha von Brancas hinterließ er außer Claudio, der päpstlicher Protonotar und Valsgraf, Prior von S. Verano und 1506 bischöflicher Generalvicar in Nizza war, den

2) Giovanni I. von Lenzo und Lourettes, welcher am 5. Nov. 1506 dem Gouf Savoyen huldigte, 1515 wegen Rebellion euseft, jedoch auf Fürbitte seines Schwagers Johann von Herbin- Saliers alsbald wieder begnadigt ward. Dessen Schwester Margaretha gebar ihm den Jacopo, Prior zu St. Valmas und Erbe der Pfürden seines Oheims Claudio, die dieser ihm 1512 resignirt, und dann:

3) Giovanni II., Gemahl der Franzisca de la Baume, Vater der an Johann Gays vermählten Giorgia, und des

4) Cesare, welcher Lourettes und le Revest seinem Vetter, dem Grafen Annibale von Buell, verkaufte. Er heirathete Philippa de Grosse und hatte von ihr: a) Dnorato, von dem unter 5); b) Giovanni, gest. als Kind; c) Margherita, verm. mit Giambattista Galliano aus Nizza; d) Anna Francesca, Gem. des Honoré de Grosse von Gellef; e) Cattarina, verm. mit Domenico Costantino von Castelnovo; f) Maria, Gem. des Gianfrancesco Gabri aus Nizza; g) Lucrezia, verm. mit Honoré de Bareillon; h) Isabella, Gem. des Honoré von Blacas- Carroz, und i) Chiara, Gem. des Francesco Ogierio de Savigliano.

5) Dnorato, Kammerherr des Cardinals Moris von Savoyen, vermählte sich mit Eufania de la Gouffe aus Nizogno, die ihm den Cesare, den Raimondo und eine Tochter Felicia gebar; über etwaige Nachkommen fehlen und weitere Nachrichten.

B. Linie Ingene's.

Ingene qu. Obero (1210—1235) war 1225 einer der acht Confullier, führte das geneuesische Heer gegen Tortona und Alessandria und eroberte Montanara; 1229 war er Gesandter in Paris und 1235 erlangte er ein ansehnliches Stück des heiligen Kreuzes, das er dem Erzbischofe von Genua schenkte. Nach Venasque war er Herr von Garosio, Anella, Stella und Campastro, welche Ortschaften später urkundlich sämmtlich im Besitze seiner Nachkommen erscheinen. Er hatte fünf Söhne: a) Luca (1234—1277), von dessen Linie unter A.; b) Boarello (1242—1272), von dessen Linie unter B.; c) Meroalbo 1278; d) Nicolo (1263—1277)

und e) Dberto (1221—1268), „de majoribus et nobilibus cincinnis Janne“, 1227 erredht, um die Bürgerrechte beizulegen, 1250 Gesandter an Florenz und Luca, 1261 Anjano, 1253 und 1268 in Unterhandlungen mit Ludwig IX. von Frankreich wegen der Kreuzzugs-Galeren, gest. unbegrabt.

A. Linie Luca's.

Luca (1234—1277) war einer der acht Nobill 1256 und 1262, Podesta in Mailand 1242 und in Florenz 1256—57, welches letztere Amt er jedoch bald freiwillig niederlegte; 1258 ging er als Gesandter an den Papst und noch 1277 befehligte er als Admiral die Flotte, welche Genua damals gegen den König von Armenien sandte. Von ihm entsprossen zwei Töchter: Alasia 1253, verm. mit Pasqualotto Ubbimate qu. Lanfranco, und Giacobba, gest. 1303, sowie drei Söhne: Marcoalbo 1277, von dem unter a); Ricold (1270—1277), von dem unter b); und Gabriele (1261—1271) von dem unter c).

a) Linie Marcoalbo's.

Marcoalbo 1277 hinterließ den Stellino, von dem hernach; den Acelino, gest. 1330, und den Ricold (1312—33—43), der Constabler der Republik war und vor 1354—damals lebte seine Witwe Elia—na—starb. Von ihm entstammten: Violante (1347—80), verm. mit Colombo Bestagno qu. Guglielmo; Garante 1333, verm. mit Corrabina Ubbimate qu. Giorgio, die sich in zweiter Ehe mit Ranfranco Mallone qu. Giacomo verband; Bartolomeo 1324, gest. 1337; Domenico (1345—54), 1345 Gesandter der quersischen Partei an Eudino Visconti von Mailand, und Doriotto (1333—47—53), dessen Witwe Chiara Marabotto qu. Emmanuele 1356 mit ihren Söhnen genannt wird; daneben hatten sie noch eine Tochter Bianca (1379), Gemahlin des Manfredi Gibo qu. Emmanuele. Die Söhne waren: Emmanuele (1333—56), lebte 1334 zu Ronco; Bartolomeo 1356, Ettore 1356 und Paride (1356—74), Gemahl der Selaggia di Regro qu. Pietro (1393) und Vater der Cattarina (1420), die den Carlo Adimienti qu. Gabriele, und der Maria (1420—33), die den Francesco Ermerigo aus Albenga heirathete.

Stellino qu. Marcoalbo (1331—34) war 1331 Constabler in Genua und heirathete zuerst eine Benedetta, dann die Cattarina Gibo qu. Lanfranco (Witwe 1346, 1349); seine Kinder (wol sämtlich aus zweiter Ehe) waren: Tre 1333, Andreola (1346—49), Isabella 1346, Fodisio 1335, Benedetto (1356—76—89), Visconte (1333—54), 1354 Befehlshaber von zehn Galeeren, in der Pagano Doria gegen die Venetianer stritten, in kinderloser Ehe mit Ginevra Gibo qu. Corleone; und endlich Paolo (1346—49), Gemahl der Teobora Romellini und Vater von: Andreola (gest. 1379), Cattarina (gest. 1397), Eudina (gest. 1397), Visconte 1397 und Antonio 1397. Letzterer heirathete die Bianca Salvago qu. Luca und erzeugte mit ihr den

A. Guespi. v. B. u. z. Erste Section. XCI.

Luca (1477) und Paolo (1477—99), verm. mit Battina Ubbimate qu. Pellegrino, Vater der Andreola (Renne 1530) und Geronima (1535), die den Girolamo Doria qu. Girolamo heirathete, sowie des Bernardo (1530), der aus seiner Ehe mit Bianca Doria qu. Giacomo den Paolo (1530—39, gest. kinderlos) und die Nicoletta (1530), Gem. des Francesco Spinola qu. Domenico, hinterließ, und Antonio (1530—1551), der den Rannscham dieser Linie beschloß, da ihm seine Gemahlin Chiara Centurione qu. Giuliano nur zwei Töchter geboren, die in seinem Testamenten von 1551 erwähnt werden: Bianca, Gem. des Nicolo Spinola qu. Andrea, und Battina, Gem. des Battista Spinola qu. Andrea, ihres Schwagers.

b) Linie Ricold's.

Ricold (1270—77) hinterließ außer der an Giacomo Calvi qu. Andreolo vermählten Tochter Giacobba (gest. 1340) den Simone, von dem hernach, und den Amerio (1306—23), dessen Witwe Duchessa 1345 lebte; ihre Kinder waren: Manfreda (1344), Gem. des Emmanuele Basso qu. Pietro; Zughetto 1333, Elia—no (1333—43) und Eudino (1333—44—51), die des letztern aus seiner Ehe mit Ginevra de Mari qu. Cosmo (Witwe 1381): Elia—na (1376), Gem. des Bartolomeo Imperiale Tartaro qu. Angrie, Elia—no 1343, Marco 1364, Filippo (1364—85), verm. mit Bianca Imperiale Mangiavacche qu. Sebastian (Witwe, kinderlos, 1394), Ansaldo 1398 und Antonio 1400, von denen zwei wol irrig als Rhodier bezeichnet.

Simone, Herr von Stella (1306—1332), war zuerst mit Agnese Ghisolfi qu. Antonio (1318), dann mit Spagnuola de Qualitieri qu. Bonifacio vermählt; aus erster Ehe stammte Giorgio, von dem hernach; aus zweiter Briabante 1332, Napoleone (1333—56) und Brancalene (1333—43). Von letzterem entsprossen: Argenta (1406—1433), lebte 1433 als Witwe des Andreolo Fieschi de Ganeto; Matteo 1416, verm. mit Bianca di Regro qu. Luca und Vater von Brancalene (gest. 1442), Selaggia (Renne 1442), Pietra (1430—42), Gem. des Luciano di Regro qu. Simone, und Vigotta, verm. zuerst mit Nicolo de Diano, dann mit Bartolomeo dei Benedetti aus Albenga, und Eudino (1416—21), Gem. der Argenta Visconti qu. Andreolo und Vater der Teobora (1431), verm. mit Giovanni Sauli, der Romella (1434), verm. mit Marco Calvi qu. Martino, wie des Antonio (1431), der mit Violante Fieschi qu. Goffredo zwei 1433 lebende Söhne, Tommaso und Lucano, erzeugte.

Giorgio qu. Simone (1333—90) heirathete zuerst A. R. de Loco qu. Pietro (1343), dann Bianca Bento qu. Andalo (1382); er verkaufte 1390 mit seinen Verwandten Eudino und Boarelo seinen Antheil an Stella der Republik Genua. Von seinen Töchtern ward Gerrodina (1421) des Bindigueria Ferrari, Maria (1440) des Urbano di Regro qu. Matteo Gattin; der einzige Sohn Domenico (1398—1406) starb vor 1413, nachdem er mit Franca de Carli qu. Raffaele eine einzige Tochter

Brigida erzeugt, die noch 1447 als Gattin des Federico Rabba lebte.

c) Linie Gabriele's.

Gabriele (1261—1271) war einer der Mitunterzeichner des Vertrags von Romphdon zwischen Genua und Michael Paläologos, 1267 einer der acht Robilli, dann hoch angesehen bei Karl I. von Anjou, mit dem er 1269 im Auftrage der Republik einen Vertrag schloß; in Folge der Bürgerkriege aus Genua verjagt, soll er bei ihm ein Asyl gefunden haben und mit der Baronie Monte Saccario begabt worden sein. Von Gattarina Zaccaria qu. Giovanni, die 1278 als seine Witwe genannt wird, hinterließ er folgende Kinder: a) Luciano 1277—1319, Vater des Galeotto 1323 und Babiano (1312—21, gest. 1323), der den Manuele (1323—59) zeugte; b) Carlo (1278—1319), Mönch; c) Boarello (1278—84), Vater des Giannone (1308), der Sobrana (1308) und der Beatrice (1310), Gem. des Anteoche di Negro qu. Antoniotto; d) Riccardo (1282—1319), von dem unter 1); e) Enrico (1268—77—89), verm. mit Simona Spinola qu. Otherto (1282, Witwe 1302) und Vater der Vigotta (1297—1319), Gem. des Cosesene Piccamiglio, wie des Rainaldo (1292—1319), der, dreimal vermählt (erst mit Benedicta Ghisolfi qu. Percivalle, dann mit Gattarina de Mari qu. Manfredi, zuletzt mit Inés di Negro qu. Daniele), drei Kinder hatte: Alterisfa (1313—21), Gem. des Giovanni Gentile Nogarrio qu. Emmanuele; Manfredi (1319—50, aus zweiter Ehe), Gemahl einer Teodora, und Doretta (1313—19, aus dritter Ehe); f) Gaspare (1277—1309), von dem unter 2); g) Rabella, früher Bonifacio genannt (1277—1310), von dem unter 3), und endlich h) Raffaele (1278—84), Gemahl der Simona Lercari qu. Batteredo, die 1309 in zweiter Ehe mit Dalcino Manglavache lebte. Aus erster mit Raffaele Grimaldi entsprangen Eliana 1309, Giacobba 1309, Pietro 1309 und Lucino (1309—16), dessen Gattin Rabella de Mari qu. Manfredi 1346 als Witwe mit ihrem einzigen Sohne Lucino erwähnt wird; des letztern Erbtochter Pietra erscheint 1393 und 1396 als Witwe des Eliano Ghisolfi.

1) Zweig Riccardo's.

Riccardo (1282—1319) lebte 1315 in der Ehe mit einer Argenta, die ihm neun Kinder gebar: a) Giorgio 1319; b) Francesco 1319; c) Noruele 1333; d) Antonio (1333—52); e) Riccardo (1333—52), dessen Witwe Teodora 1364 und dessen Sohn Damiano 1367 erscheint; f) Duilio (1319—33); g) Meliabuce (1333—56), Gemahl der Doretta Dalmarini qu. Daniele und Vater der Eliana; h) Rabella, von dem hernach, und i) Gaspare (1317—33), der 1317—19 mit Carlo Fieschi Rettore und Capitano von Genua war, die Stadt gegen die Gibellinen verteidigte und schließlich 1318 dem Könige Robert von Neapel die Huldigung leistete, auch dafür von letzterem eine Pension empfing. Er hinterließ einen Sohn Cat-

taneo (1333—50) und die Tochter Angela (1344), die als Witwe des Ottobuono Ercotto qu. Saliano und des Federico Ghisolfi 1350 gestorben ist. Rabella endlich (1333—54), verm. mit Domenico David qu. Nicolo, dann mit Lucina, doch kinderlos, galt 1343—46 als Haupt der genuesischen Guelfen und Chef seines Hauses, wie aus folgender ungedruckter Urkunde hervorgeht, die sich im Foliatium notarium *) findet, und auch über das damalige Parteigetriebe in Genua interessante Aufschlüsse gibt: 1346, 10 januarii. Infrascripti nobiles viri quorum nomina sunt hec: D. Rabella de Grimaldis, Percival de Grimaldis qm. D. Gasparis, Andrianus de Grimaldis qm. D. Magnoni, Raphael de Grimaldis filius D. Gabriels, Georgius de Grimaldis qm. D. Simonis, Alarame de Grimaldis filius D. Philippi et Franciscus de Grimaldis filius supradicti Andriani, eorum nominibus et nomine aliorum omnium nobilium de Albergo Grimaldorum, dixerunt quod infrascripti fuerunt et sunt veri amici sequaces et coadjutores ipsorum Grimaldorum et dicti Albergi, et quod eis dederunt auxilium tam anno corrente 1343 circa festum nativitatis Domini, eo scilicet tempore quo nobiles Janue conati fuerunt violententer intrare in civitatem Janue et acceperunt Burgos Predis (Pré), quam alio quovis tempore. Nomina vero dictorum amicorum dictorum Grimaldorum sunt hec: Odonnes, Manfredus, Paganus, Bastardus, Caponnes, Marchellus et Stephanus Raynaldi, Paganus Ferrarius, Manfredus et Calderonus Grassi, Opicellus, Andrianus, et Beltramellus Pastor, omnes de Frexinaria (bei Tortona). Actum Januae, in platea sancti Lucae, subitus domum dicti Rabellae.

2) Zweig Gaspare's.

Gaspare (1277—1309) hinterließ eine Tochter Primasore (1344), welche den Benedetto Gentile Nogarrio qu. Goffredo heirathete, und vier Söhne: a) Gabriele, von dem unter a); b) Percivalle, von dem unter b); c) Antonio, von dem unter y), und d) Ugolino (1308), Gem. der Agnina, nach Venasque mit seinen Brüdern Herr von Policastrum im Neapolitanischen; er hinterließ die Alterisfa (1323), Gem. des Federigo Clavesana qu. Odone, den Raposone (1324), Luciano (1324—48), der 1348 von Johanna I. eine Pension aufgesetzt erhielt und zum Castellan von Nocero ernannt wurde, und Giovanni 1324, der nach Venasque 1329 Statthalter in Tranto war, und wofür derselbe Giovanni Grimaldi ist, der 1331 als mailändischer Admiral die venetianische Flotte auf dem Po besiegte.

a) Linie Gabriele's.

Gabriele (1308—33—56) lebte nach Venasque meist am Hofe von Reapel, war dort 1326 Regente der Vicaria, Statthalter von Abruzzo 1326, Mitbesitzer

40) MS. der Bibliothek Brera zu Genua Vol. III. p. II. fol. 97.

von Policastro und seit 1343 Pensionär der Königin Johanna I.; er heirathete Giacomina Ghisolfi qu. Guglielmo und hinterließ von ihr folgende Kinder: a) Caterina (1317—48), Gem. des Matteo Ghisolfi; c) Benedetto 1317; d) Valeriano (1317—1333), angeblich Pensionär Neapels 1348; e) Gianolito (1317), Vater des Antonio (1376), der Agnese (1376), Gem. des Stefano Mallone qu. Solbano, und einer andern mit Antonio Gentile Pegnolo verheiratheten Tochter; f) Giuliano (1317—24—33), von Venasque itzig Gualtetto genannt und als Statthalter von Abruzzo und neapolitanischer Gesandter bei der Curie in Avignon bezeichnet, in seiner Ehe mit Damiana Coquo qu. Pietro (Witwe

1347) Vater eines andern Giuliano (1338—52—60), der die Argenta Grimaldi qu. Rainerio heirathete, aber 1367 kinderlos starb, und g) Raffaele (1317—33—52), der angeblich auch 1328 dem Könige von Neapel diente und 1348 von Johanna I. und ihrem Gemahl Ludwig von Tarent eine Pension ausgesetzt erhielt. Von Margherita (Witwe 1354) hinterließ er den Urkunden zufolge zwei Söhne: Ugolino (1333—48) und Marchione (1333—70—80), verm. mit Imperiale Gambriaco qu. Antonio, die noch 1407 im Blüthenstande lebte; ihr einziger Sohn Battista (1380—1401) beschloß diese Linie.

Venasque gibt dem Raffaele unter andern noch einen dritten Sohn Gaupare, der 1381 gelebt haben soll, jedoch urkundlich keineswegs verbürgt ist. Von ihm läßt er einen Francesco (1408—11) abstammen, und von diesem einen Stefano, der vor den genuesischen Wirren nach Reggio in Oberitalien geflohen sei und dort 1478 die Caterina Fessetti geheirathet habe. Ihr Sohn Grimaldo 1523 habe sich ebenso mit Lodovica Angina vermählt und sei Vater des Francesco 1556 geworden, welcher mit Desina Rampioneß vier Söhne erzeugt: a) Cristoforo, dessen einziger Sohn Francesco als Kind starb; b) Lodovico; c) Vincenzo, ließ sich 1589 in Bologna nieder und hinterließ den Grimaldo und Benedetto, über die nichts Näheres bekannt ist, und d) Partide, siedelte sich gleichfalls 1589 zu Bologna an, wo er die edle Anna Caltaneo heirathete, und erzeugte mit ihr: a) Partide Maria; b) und c) Francesco und Vincenzo, Jesuiten; d) Antonio, gest. jung, und e) Giuseppe Maria, der mit Sulpizia, Tochter des Senators Alessio Dris, sein Geschlecht fortpflanzte. Zwar fehlen und darüber alle näheren genealogischen Nachweise; doch möchte ich kein Bedenken tragen, den Maler Giovan Francesco (geb. 1606, gest. 1690) und den Astronomen Francesco Maria (geb. 1618, gest. 1663) für seine Söhne zu halten. Von diesen war

Giovan Francesco, gemeinlichlich il Bolognese genannt, 1606 geboren und that sich als Maler in Oel- und Wasserarten, wie al fresco, als Architekt und Radierer hervor. Er bildete sich unter Annibale Carracci, wählte dann Correggio zu seinem Vorbild und entliehe dem Albano, dem er eine Zeit lang zusammen arbeitete,

die diesem eigenthümliche Grazie; seine Gemälde sind meist Historien, bessere Landschaften und sehr geschickt ausgeführte Architekturen. In Paris weilte er drei Jahre lang, namentlich im Louvre beschäftigt; einen besondern Gönner fand er an Majarin, dessen Palast er gleichfalls mit Gemälden füllte; doch lebte er meist in Rom, wo er im Vatican, im Dulcinai und in verschiedenen Kirchen, besonders in S. Martino al Monti, im Auftrage des Papstes Innocenz X. malte und auch 1690 gestorben ist. Viele seiner Bilder erwarb die Galerie Colonna; andere finden sich in verschiedenen sonstigen Sammlungen Italiens. Seine Gemälde zeichnen sich durch leichte Färbung des Pinsels, höchst correcte Zeichnung, glückliche Wahl der Formen, treffliche Ornamentik und feiste, kräftige, nur etwas grünlige Färbung aus; der Baumstamm ist abwechselnd und sehr ansprechend. Auch seine leicht und geistvoll behandelten Radirungen sind sehr geschätzt; vielen derselben liegt Tizian zu Grunde; nach Battist⁴¹⁾ soll sein vollständiges Werk 57 Blätter umfassen; doch führt Ragler⁴²⁾, dem wir hierin folgen, auch ein weiteres an, das sich in der Sammlung des Grafen Rensse-Bredbach befand, und der Marchese Alessandro Grimaldi in England besitzt allein gegen 100 Originalradirungen, Stempelzeichnungen und Gemälde dieses bedeutenden Meisters. Von seinen Nachkommen wissen wir nur, daß sein Sohn

Alessandro gleichfalls ein geschickter Historienmaler und Kupferstecher war; seine Gemälde, deren verschiedene sich in römischen Kirchen befinden, sind häufig mit denen seines Vaters verwechselt worden; seine Etchken erinnern vielfach an die Manier seines Schwagers Santo Bartoli. Wann er gestorben, ist unbekannt; ebenso wenig wissen wir etwas von seiner Descendenz, und ob noch heute die Familie Grimaldi in Bologna fortlebe.

Francesco Maria, der Astronom, war gleichfalls zu Bologna am 2. April 1618 geboren. Im Alter von 14 Jahren trat er in den Jesuitenorden und lebte hernach 25 Jahre lang die schönen Künste; dann widmete er sich philosophischen, namentlich mathematischen und astronomischen Studien. Er unterstützte den bekannten P. Riccioli fleißig bei seinen Arbeiten und hatte nicht unerheblichen Antheil an dessen „Novum Almagestum“ (Bononiae 1663. fol. 2 Voll.), in welchem die Mondkarte von ihm entworfen ist. Er beschränkt darin sehr sorgfältig die Neden des Mondes; die Benennungen, die er dafür fand, wurden gegen die von Hellius vorgeschlagenen von den späteren Astronomen adoptirt. Durch seine wichtige Entdeckung der Beugung des Lichts, „diffraction“, wie er sie nannte, bereitete er die großartigen Entdeckungen Newton's vor. Seine Untersuchungen darüber wurden erst nach seinem am 28. Dec. 1663 erfolgten Tode von seinem Freunde Riccioli in dem zu Bologna 1665 erschienenen Werke veröffentlicht: „Physico-Mathesis de lumine, coloribus et iride, aliisque adnexis, libri duo, in quorum primo asseruntur

41) Peintre graveur IX. p. 65. 42) Künstler-Kritikon V. S. 277—380.

nova experimenta pro substantialitate luminis; in secundo autem dissolvuntur argumenta in primo adducta et probabiliter sustineri posse docetur sententia peripatetica de accidentalitate luminis. Qua occasione de lactenus incognita luminis diffusione, de reflexionis, refractionis ac diffractionis modo et causis non pauca proferuntur (in 4.).

ß) Linie Percivalle's, Häfen von Gholi.

Percivalle qu. Gasparo (1308—52) war nach Benacque Ribesfiger von Policastru und empfing Pensionen 1332 von König Robert und 1346 von Johannes I.; er starb 1352 und hinterließ von seiner Gemahlin Cattarina den Alimone (1333—1377), erst Godelnabe, dann Rath und Pensionär der Johanna I. gewesen sein soll und in erster Ehe die Teodora di Negro qu. Antonio, in zweiter die Sigurina Doria qu. Nicolo beirathete. Aus jener entsproß Ritone (auch Antonio genannt) 1364, ein wackerer Soldat, des Odoardo (1410) Vater; aus dieser Andrea (1384), der mit Pietra Scotti den Aramo (1399) und Ottobuono (1399) erzeugte, und Percivalle (1402—26), in Diensten der Krone Neapel, gestorben 1426 und begraben in S. Nicolo de Boschetto bei Genua. Er hatte zur Gemahlin die Pietra Pellegrini qu. Mercolto und von ihr fünf Kinder: a) Mercolto 1408, Vater der Battina (1413, gest. unvermählt) und Giacobbe (1434—78), die den Giacomo Bivaldo qu. Francesco heirathete; b) Cilana (1394—99), die 1398 Witwe des Bartolommeo Tercari qu. Bartolommeo war; c) Argenta 1393, verm. mit Ansaldo Grimaldi qu. Lura; d) Alimone (1417—34—57), Vater des Ottobuono (1457), der mit Moisia Spinola qu. Battista die Maria (1499), des Pierantonio Fabiani aus St. Remo Gattin, erzeugte, und e) Luciano (1417—78), verm. zuerst mit einer Teodora, dann mit Selvaggia de Marini qu. Cattaneo. Derselbe ging 1433 als Gesandter zum Papst, nach Venedig und Florenz, 1435 wegen Friedensabschlusses zum Herzog von Mailand, 1450 wieder nach Venedig und zu Alfons von Aragon. Durch Act vom 28. April 1470 machte er eine reiche Stiftung für die Armen Genua's bei der Bank von S. Giorgio; daher wurde ihm, nachdem er am 14. Juli 1478 gestorben, eine noch vorhandene Statue im Palaste der Bank errichtet mit folgender Aufschrift: *Heo est imago generosi et prestantissimi viri q. domini Iacobi de grimaldis hic posita ad eternam landem et commendationem ipsius et ut alii cives imitentur eius liberalitatem. ipse enim dominus lucianus in vita sua libere donavit loca septuaginta comperarum sancti georgii quorum proventus. videlicet dimidia. annuatim distribuatur inter pauperes. et reliqua dimidia multiplicetur donec pervenerit ad numerum locorum sexcentorum. et tunc loca triginta deputatur exdebitationi comperarum et alia loca tricenta iterum multiplicentur ex parte dimidia. proventus quorum reliqua dimidia distribuatur ut supra donec fuerit loca mille quingenta. ex quibus iterum tunc deputentur alia*

loca centum exdebitationi dictarum comperarum. et de reliquis disponatur ut continetur in instrumento scripto anno m.cccc.lxx. die xxvij aprilis manu iohannis de guirardis notarii. multiplicavit ipse dominus lucianus in vita sua loca ipsa ita quod anno m.cccc.lxxviii die xliij iulii quo obdormivit in domino erant loca nonaginta tria. Da sein einziger Sohn Mercolto 1468, verm. mit Teodora Bivaldo qu. Lajaro (Witwe 1478), 1475 vor ihm gestorben, fiel sein enormes Vermögen an seine Enkel: a) Lajaro (1478—1529), tritt 1485 gegen Florenz und jagte die Maria (1522), Gem. des Girolamo Inzerliano qu. Biarenzo, die Gerolima (1522) zweifels (1526), Lura (1526) und Mercolto (1526), die alle drei unverbt. starben; b) Battista 1478, gest. 1486; c) Paolo 1478—80, gest. 1486; d) Percivalle 1478—95; e) Cilana 1476; f) Pellegrina (1476—86), verm. mit Paolo Spinola Ruffo qu. Girolamo; g) Maria (1478—86), verm. mit Agostino Clusini qu. Girolamo, und h) Agostino (1478—1533), der die Battina Centurione Beschignone qu. Nicolo (1524) heirathete und 1504 Gesandter bei Papst Julius II., 1533 bei Kaiser Karl V. war. Er hatte außer zwei Bastarden: Lajaro (1554—69) und Paolo (1554), der die Maria Spinola geheirathet haben soll, drei Töchter: Francesca (gest. 1524), Gem. des Battista Spinola qu. Francesco, Nicoletta 1524, verm. mit Gaspare Dracelli, der sich in den Alberg der Grimaldi aufzunehmen ließ und als Gaspare Grimaldi Dracelli Doge von Genua 1549—1551 war, und Cilana (1524—48), verm. zuerst mit Raffaele Clusini, dann mit Nicolo Salvago qu. Girolamo, den einzigen legitimen Sohn I. Nicolo I. (1525—81), einen der reichsten Patrier Genua's, wegen seiner zahllosen Schätze allgemein „il Monarca“ genannt. Er erwarb bedeutende Güter im Neapolitanischen, die er theillich theilweise noch bei Lebzeiten wieder veräußerte, so die Grassaffia Rapella, die er 1567 gekauft und an Giovannirolamo Felisardo wiederverkauft, das Mardefat Leano, das Fürstenthum Salerno (nur kurz in seinem Besitze), die Grassaffia Avellino, die er von 1564—81 besaß; ebenso in Spanien die Herrschaften Tapay und Andarano. Sein Hauptbesitz war aber das Fürstenthum Gholi, das er 1567 von dem bekannten Günstling Ruy Gomez de Silva erworben, und nach dem seine fürstliche Linie sich schloß. In Genua baute er den prächtigen Palast in der Via nuova, der später von Giovanniandrea I. Doria erkaufte ward und bei der Linie der Doria von Turzi blieb, bis er schließlich von der Stadt Genua erworben und zum Municipalitätsgebäude (Palazo Turzi) bestimmt ward. Fürst Nicolo I. von Gholi starb nach 1581; seine Gattin Giulia Erba qu. Giuliano (1579) hatte ihm folgende Kinder geboren: a) Aurelia (1579), verm. mit dem Dogen Nicolo Doria qu. Giacomo; b) Lucrilia, gest. 25. März 1597, verm. mit Antonietto Pallavicini qu. Ettore; c) Polissena (1585), verm. mit Filippo Spinola qu. Ambrogio, Mardefat von Venafio; d) Cilana (1589), verm. mit Simbaldo Doria qu. Nicolo; e) Luciano (1554—69);

f) Agostino, von dem hernach; g) Giacomo 1569; außerdem nennt Venaeque noch als seine Söhne einen Mercadale (1554), Markgraf von Feano, gef. jung; Bertivale, gef. als Canonikus zu Toledo, und Francesco (1554), Grafen von Rapella, gef. als päpstlicher Referendar zu Rom, die nicht wohl erblicket sein können. II. Agostino, zweiter Fürst von Eholi (1535 – 85), heirathete zuerst Giana Gibo qu. Alberici, dann Isabella Frangipani della Tolfa (gef. 1585) und hinterließ drei Kinder: Orsola, 1647 Nonne in Sta. Trinita in Neapel, Anna Maria, 1647 Nonne in S. Andrea in ^{Neapel} und als. Nicola II. (1534), Fürsten von Eholi, der 1639 unvermählt zu Genua gestorben ist. Das Fürstenthum Eholi kam, wol in Folge seines Testaments, an eine andere Linie der Grimaldi, an Riccio III. qu. Luca aus der Nachkommenschaft des Cardinals Girolamo.

7) Linie Antonio's in Antisese.

1) Antonio *co. Capare* (1328—58), den andere Nachrichten zu einem jüngeren Sohne *Raimiro's* II. machen, die genealogischen Genealogien dagegen hierhin stellen, war Herr von *de Brats* und *Urella*; er wohnte meist in *Niza* und unterstützte von dort aus *Carlo I.* von *Monaco* fleißig, doch nicht stets mit besonderem Erfolge, bei seinen Fehrschäften. Am 20. Oct. 1348 belehnte ihn *König Johann I.* mit *Val de Santosca*, *Biglietti* und *Ghanouli*; am 10. Jan. 1349 verließ sie ihm, aus ihrem Rathe, *Buclo*; auch rüstete er für sie auf eigene Kosten sechs *Soldaten* aus, fiel jedoch zuletzt in Ungnade, worauf die *Königin* am 4. Oct. 1365 alle früheren Verleihungen aufhob. Aus Antonio's Ehe mit *Argenta Malaspina co. Corrado* (anderwärts irrtümlich *Cattarina Doria* genannt) kammin eine Tochter *Maddalena* 1385 (verm. erst mit *Leonardo Doria*, dann mit *Antonio Orimaldi, Witwe* 1389) und fünf Söhne, von denen er die beiden ältesten, *Marco* (f. unter 2) und *Luca* (f. unter 2b), in seinem am 26. Febr. 1368 geschlossenen Testamente wegen der Nachfolge einander substituirt; die andern jüngeren waren *Antonio* 1375, *Raffaele* 1377, *Walter* des *Capare* (1385—1408), verm. mit *Riccolotta Dardella co. Giovanni* (1379), von der er den *Gabriele* (1402), die *Maria*, 1381 Gem. des *Gerua Doria co. Alione* und *Teodora*, 1392 Witwe des *Antonio Camilla co. Ciano*, hinterließ, und *Jacarcia*, auf dessen Witwe 1380 *Aligna* *Widmarme co. Paolo* genannt wird. Ihr einziger Sohn *Pietro* (1380—1408) erzeugte mit *Cattarina Ferrari co. Gregorio* den *Jacarcia* (1409—17—20), Gemahl der *Maria Lemellini co. Nicolo* (Witwe, hinterließ, 1423), den *Gregorio* (1409—17, gef. 1420), den *Cesfredo* (1400—17, gef. 1420) und den *Pietro*, mit dem 1425 dieser Zweig erloschen ist.

2) Marco erwarb mit seinem Bruder Luca von seinem Vetter Rainerio III. die Hälfte von Cagnes, was Johanna I. am 20. Jan. 1372 guthieß; obgleich Rainerio der Königin die Huldigung versagte, überließ dieselbe ihnen am 18. Febr. 1375 alle mit jener Herrschaft verbundenen Rechte, zu denen späterhin auch

der Befiz von Villeneuve bei Vence kam. Am 16. Dec. 1373 grannate Karl V. von Frankreich den Marco zum Generalcapitän seiner sämmtlichen Schwägen zu Fuß und zu Reiz; sie folgter fungirte er noch im December 1374. Die Titularfönigin Maria von Anjou farbte am 30. Nov. 1385 den Brüdern, sie follten ihre verstorbenen, von Karl III. confiscirten Güter — die dieser am 12. März 1386 dem Bisthofsstare Spinola übertrag — wiedererhalten, falls sie ihr zur Wiedererlangung von Nizza behilflich sein wollten, ~~bis dahin aber~~ anfängliche Renten aus den Tabellen von Nizza beziehen. Nachdem Papst Clemens VII. 1382 dem Bischöfe von Graffe den Befiz von Antibes entzogen, verpfändete er am 6. Juni 1384 dasselbe den Brüdern Grimaldi für 9100 Goldgulden, er erneuerte diese Verpfändung, die „Königin“ Maria im December 1396 gütlich, durch Bullen von 1389 und 1392. Damals war Marco, der 1390 der Verpfändung der propensallischen Lände beigezogen, bereits todt; er starb 1391, von Sibylla von Saluzzo folgende Kinder hinterlassend: a) Antonio, Rheidler; b) Giorgio I., von dem unter 3; c) Onorato, Ritherr von Antibes, verm. 1400 mit Marietta Labarini von Tenda (test. 4. Juli 1437); er testirte am 8. Sept. 1435 zu Gunsten seiner Wittern; d) Cattarina (1400), verm. erst mit Raimondo Marchesano aus Nizza, dann mit Giorgio del Carretto, Marchese von Savona, und e) Argentina, Ehrenname der Königin von Frankreich, Isabella von Bayern.

3) Giorgio I. diente 1374 der Krone Frankreich, erbe 1391 die Hälfte des väterlichen Antheils an Antibes, war Gouverneur von Grasse und St. Paul und hinterließ bei seinem Ableben nur drei Töchter: Cattarina, Gem. des Pietro Vabazari aus dem Hause der Grafen von Tenda, Erbin eines Antheils von Antibes, der hernach durch ihre Nachkommenschaft an den Herzog von Humaine kam und von diesem 1608 der Krone Frankreich überlassen wurde; b) Bartolomea, Gemahlin des Markgrafen Nicola von Croa, und c) Savagnina, die mit ihrem Schwelmer noch 1441 urkundlich genannt wird.

2b) Ruca (1371—1409), *Wälfäger von Antibes*, *Cagnès und Biffenewe*, unter „*Königinn Yolanta*“ *Kapitäl der Provence*, *Wälfäger der dortigen Ständever-*
sammlung 1400, kaufte am 10. Dec. 1401 von seinem
Vermwanden Raimondo Marchelano dessen Antheil an
Cagnès, testirte am 19. Febr. 1408 und starb im näm-
lichen Jahre; zu Erben in gleichen Theilen ernannte er
seine und der *Cattarina (Yolanta) Grimaldi* ältesten
Söhne: a) *Giovanni*, von dem unter 3b), und *Ri-*
coldo I., von dem unter 3c). Die andern Kinder waren:
c) *Isabelle*, *Kathäuerin*; d) *Nietto* 1409—1437, *Kath*
des *Königinn Johanna II.*, verm. mit *Erzherzogin Comelini*
qu. *Stanotto* und *Walter* des *Matteo* 1439 und *Ruca*
1409, der mit *Grimalda Grimaldi* qu. *Oberio* die *Be-*
nedicta 1514, Gem. des *Ansaldo Grimaldi* qu. *Giam-*
battista erzeugte; e) *Filippe* 1419—1437, verm. mit
Margherita Ferrari qu. *Irelio*, Vater einer unehelichen
Tochter *Beretta*; f) *Napoleone*, *Rhödfäger*; g) *Clemenza*,
verm. 28. April 1400 mit *Luciano Marcellino Grillo*;

b) Margherita, verm. 1399 mit Bertrand de Grasse von le Bar; i) Maddalena, verm. mit Renato Lascaris von ...; k) Lucia, verm. mit Giovanni Cusimiani; l) Lucia, Gem. des ... du Vogel von Fiammette; und m) Antonio, 1374 Lieutenant bei den Schützen; 1398—1402, verm. mit Violanta Spinola qu. Lobizzo, aus welcher Ehe stammen: a) Ambrogio 1436; b) Tommaso 1436; c) Giovanni, gest. 1436; d) Lucrezia, gest. 1436, und e) Filippo (1409—36—38), Gem. der Franca Cicala qu. Corrado und Vater von: Agostino (Angelo) 1452, der ...; (1452) hatte, von Corrado 1452, Antonio 1452, der den Lodovico (1489) und die Riva (1489) hinterließ, von Luciano 1452 und Stanettino (1452).

b) Giovanni, Ritter von Antibes, ward am 24. Juli 1401 von seinem Vater emancipiert, bestätigte das Testament desselben am 17. Jan. 1412, diente erst der Republik Genua, dann 1416 der Krone Frankreich gegen England und starb 1427, mit Bianca Doria qu. Francesco (Bianca 1434) vermählt; er hinterließ nur fünf Töchter: a) Costanza (1434), verm. 1408 mit Antonio del Garreto, Marchese von Savona, dann mit Benedetto Bivaldi qu. Luciano; b) Tommasina, heirathete 1439 den Libalbo Lascaris von Briga; c) Dorotea; d) Cattarina 1431, Gem. des Francesco Doria qu. Gera; e) Lucia, Nonne in Air. Sein Antheil von Antibes fiel zurück an seinen jüngeren Bruder.

c) Nicola I., Rath und Kammerherr der „Königin Yolanta“ und ihres Sohnes Ludwig III. seit dem 16. Juli 1420, Biguier von Marseille 1. April 1424, beschäftigt in seinen Leben, auch in Antibes, das er eifrig gegen die Präentionsen des Bischofs von Grasse behauptete, am 28. Juli 1429, Universalerbe seines Vaters Onorato 1435. Er machte als „vir magnificus“ sein Testament am 2. Febr. 1449 und substituirte darin seinem älteren Sohne Gaspare dem jüngeren Lamberto, folgte am 14. Dec. 1452 ein Codicill hinzu und starb bald darauf. Seine Gemahlin Cesarina Doria qu. Giovanni (1430) aus der Linie von Oneglia gebor ihm folgende Kinder: a) Gaspare, von dem unter 4); b) Lamberto, Gemahl der Claudina, Erbin von Monaco, von dem vorher; seine Descendenz erlosch im Mannstamm 1748 (s. oben); c) Eugene, gest. jung nach 1437; d) Giampa Andrea, Baron von le Prat, Probst in Nizza, Bischof von Grasse 27. Juni 1483, Abt von Lerins 1491, päpstlicher Nuntius in Dänemark und Frankreich, stiftete 1505 in Grasse zwei Beneficiatsstellen und starb am 1. Juli 1505, als ihm der Cardinalsstuhl von S. Petrus ad vincula bestimmt war; e) Rodovico, Rhodier, Vater einer unehelichen Tochter Perrina; f) Violanta, Gem. des Giovanni Doria; g) Marietta, verm. 1449 mit Hugo von Villeneuve, Baron von Vence, und h) Brigitta, die am 1. April 1452 den Marchese Nicamo von Gera heirathete.

4) Gaspare I., Ritter von Antibes und Gagnes, heirathete am 30. Juli 1450 die Margherita Lascaris von Tenda und starb 1466, nachdem er am 7. Febr. desselben Jahres sein Testament gemacht. Seine Tochter

Renata heirathete 1474 den Piemontesen Giovanni Solaro, in Antibes folgte der Sohn.

5) Nicola II., Truchseß (Grand panettier) des Königs Karl VIII. 1491; er kauft die letztem für seine Güter am 28. Dec. 1494 und pflog im December 1512 verschiedene Unterhandlungen mit den Ribisfern von Gagnes, dem Bastard Renato von Savoyen und dem Marchese Giovanni von Gera. Seine Gemahlin Charlotte de Villeneuve, Erbtöchter des Marquis von Trane, die er am 21. Febr. 1497 geheirathet, brachte ihm Courbons zu; er testirte am 11. Aug. 1515 und hatte folgende Kinder: a) ... von dem unter 6); b) und c) Onorato und Claudio, Johanniter; d) Giovannantonio, Kämmerer einer Linie in Nizza, von der unter c); e) Giovannantonio, verkaufte am 10. Sept. 1562 seinen Antheil an le Prat, Biguier und Chaneul dem Raymond du Vogel aus Air; er hatte sieben Söhne: Vittorio, Scipione, Nicolo, Lamberto, Ottaviano, Drago und Felio, die wol sämmtlich jung gestorben sind; f) Giovanni, seit 1568 Abt von Tournais in der Provinz; g) Onorato, verm. mit Bathasar de Sade von Gyguères, und h) Anna, verm. 15. Febr. 1520 mit Anton d'Arlatan von Beaumont.

6) Gaspare II., Ritter vom Orden des heiligen Michael, kauft für seine Besitzungen am 25. Jan. 1539, empfing am 2. Juni 1573 die Belehnung mit einem Viertel von Gagnes und war königlicher Vice-Gouverneur des Grenzlandes bei Antibes; er testirte am 2. Juni 1578 und starb in demselben Jahre. Am 8. Oct. 1521 hatte er die Johanna de Dulacuran geheirathet; seine zweite, ihn überlebende Gemahlin, deren Legitimität indessen angefochten worden ist, war Elena Biani, welche ihm die Energie und den Claudio gebor, von dessen Nachkommenschaft unter b); daneben hinterließ er eine uneheliche Tochter Giovanna. Aus erster Ehe stammten 14 Kinder: a) Renato, von dem unter 7); b) Nicola, päpstlicher Protonotar und Probst zu Vercors; c) Filippo, gest. jung; d) Federigo, Maitress; e) Alessandro, gest. auf einer Reise durch Italien in Ferrara; f) Ottaviano; g) Lucrezia, verm. 24. Mai 1545 mit Gaspare de Castellane von Entrecasteaux (gest. 1573); h) Giulia, verm. 29. Dec. 1567 mit Albert de Roffet von Primivivier; i) Appollita, verm. 7. Juni 1560 mit Jacob Barot von St. Privat; k) Francesco, verm. 19. Jan. 1561 mit Claudius de Villeneuve von Vence; l) Cassandra, verm. 1. Febr. 1564 mit Giulio Doria von Dolcaceua; m) Camilla, verm. 19. Nov. 1563 mit Johann de Brancas von Grasse; n) und o) Margherita und Chiara, Nonnen zu Nisogon.

7) Renato, Herr von Antibes, Courbons, Gagnes und Révilal, Ritter des Ordens von St. Michael, heirathete 14. Juni 1560 die Yolanta Claudia de Villeneuve, Tochter des Marquis Claudius von Trane (s. testirte 29. Juli 1607), macht sein Testament am 28. Mai 1594 und starb bald darauf. Seine Kinder waren: a) Alessandro, von dem unter 8); b) Claudio, Herr von Révilal, Rittmeister, gest. unvermählt; c) Onorato von Courbons, von dem unter 9); d) Camilla, verm. 1. Febr.

1586 mit Hannibal de Forbin von la Roque, und e) Giulia, die am 15. Febr. 1602 den Alemand de Glanvères von Gréoult heirathete.

8) Alessandro, letzter Herr von Antibes, Herr von Cagnes, setzte sich am 2. Sept. 1601 mit seiner Mutter auseinander und verkaufte mit Zustimmung seines Bruders Onorato am 18. Sept. 1608 seine Hälfte von Antibes für 32,791 Livres an die Krone Frankreich. Aus seiner Ehe mit Giulia de la Rovere aus Asti, Tochter des Grafen Philipp von Solva, stammte die einzige Tochter Margherita, welche sich am 28. Febr. 1615 mit Richior du Puget, Baron von St. Marc, vermählte; er selbst starb 1630 und hinterließ Cagnes seinem Neffen Giovan Enrico von Courbons.

Linie von Courbons und Cagnes.

9) Onorato I. ward mit Courbons apauagiert; er wurde 1609 gentilhomme ordinaire der königlichen Kammer, empfing am 1. Dec. 1615 die Anweisung auf eine Pension von 2000 Livres und starb 1618, nachdem er in seinem Testament vom 16. Juli seine Gemahlin Blanca Thomas, Tochter des Peter von Richant (verm. v. Mir 28. Juli 1599), zur Vormünderin seiner fünf Kinder ernannt. Dieselben waren: a) Giovan Enrico, von dem unter 10); b) Pietro, Herr von St. Vincent, Malteiser, 1645 ausgezeichnet gegen die Türken; c) Francesco Federico, Malteiser, gefallen 1614 gegen die Türken; d) Alessandro, Malteiser, gest. jung in Neapel, und e) Claudio, Malteiser 1632, gest. auf Malta.

10) Giovan Enrico, geb. 25. Juli 1604, Herr von Courbons 1618 und von Cagnes 1630, bekräftigt in den Fideicommissgütern am 22. Jan. 1632, ward als Mestre-de-camp am 5. Juli 1634 zum Befehlshaber eines Regiments ernannt und erhielt im December 1641 eine Pension von 3000 Livres angewiesen. Seinen Bemühungen hauptsächlich verdankt Frankreich die Unterordnung seines Verwandten, des Fürsten Onorato II. von Monaco, unter sein Protectorat durch den Vertrag von Péronne; zum Lohn dafür ward er 1646 zum königlichen Lieutenant in Monaco ernannt, sowie im März desselben Jahres zum Marquis von Courbons und Baron von Cagnes erhoben; die Commissäre der Provence bestätigten ihm seinen Adel am 13. Jan. 1668. Er hatte bereits am 16. Sept. 1632 sein Testament gemacht, starb aber erst spät in hohem Alter, vermählt seit dem 30. Jan. 1626 zu Mir mit Anna de Grassi, Tochter des Grafen Hannibal von le Bar, aus welcher Ehe folgende Kinder entsprossen: a) Onorato II., von dem unter 11); b) Pietro, geistlich; c) und d) Scipione und Claudio, Malteiser; e) Arnoldo, geb. und gest. 1646 zu Monaco; f) Ercole; g) Maria Gabriela, Gem. des Franz Combarb von Gourdon, und h) Maria, gest. jung.

11) Onorato II., bei des Vaters Lebzeiten Baron von Cagnes, sah sich bald nach dessen Tode durch Schulden genöthigt, das Marquisat Courbons zu verkaufen; dafür erhob Ludwig XIV. im März 1677 Cagnes zum Marquisat. Onorato, der am 16. Nov. 1646 zu Mir die Francisca Grimaldi, Tochter des Michel von Régusse,

geheirathet, hatte fünf Kinder: Carlo, von dem unter 12); Pietro und ein anderer Carlo, Malteiser; Cleare, Abt zu Clansonne und Lucresia, Gem. des Scipio de Villeneuve von Tourrettes-lez-Vence.

12) Carlo I., Marquis von Cagnes, diente erst in der Infanterie und war später Gouverneur von St. Paul; er heirathete am 14. Nov. 1673 die Francisca de Corei von Marignane und heirathete am 18. Juni 1708, Vater von neun Kindern: a) Onorato III., von dem unter 13); b) Carlo, Malteiser, als Marinehauptmann gefallen; c) Gaspare, Malteiser, Gaterlieutenant; d) Camillo, Malteiser, gestorben als Schiffslieutenant; e) Alessandro, desgleichen; f) Giuseppe Maria, Marinelieutenant, dann Prior zu Rhodé; g) Anna Maria, verm. 17. März 1709 mit Anton Franz de Caye, Grafen von Gilette; h) Maria Margherita Elisabetta, verm. 12. Nov. 1711 mit Carlo Divari von Campredon, und i) Carlotta, verm. 3. Dec. 1718 mit Johann Andreas de Bachier, von St. Martin.

13) Onorato III., geb. 1675, ward als königlicher Page vor Mons verwundet und dadurch genöthigt, den Dienst zu quittiren; er heirathete am 23. Aug. 1711, heirathete am 13. Nov. 1700 Margarethe Roseline von Villeneuve, Tochter des Marquis Peter von Frans, und erzeugte mit ihr zwei Töchter, Elisabetta Roselina, Gem. des Ludwig Commandeur von Taradeau, und Maria Maria, Gem. des Johann Baptist Franz Combert von St. Genès und Dromont, und die Edöine: Onorato IV., von dem unter 14); Carlo, Abt von la Grâce Dieu, Almojenier des Königs, Generalvicar und Archidiacon zu Rouen, Prior von Rhodé und St. Maixent, zuletzt Bischof von Rhodé, gest. 10. Mai 1770, und einen andern Carlo, Grafen Grimaldi, von dessen Linie unter a).

14) Onorato IV., Marquis von Cagnes, geb. 1701, wurde, als er noch Lieutenant in der Garde war, 1734 bei der Capitulation von Philippsburg als Geisel gestellt; später avancirte er zum Capitän der Cavalerie, Obersten und Brigadeführer der Garabiniere, Ritter des Ludwigs-Ordens und Gouverneur von St. Paul; bei Dettlingen schwer verwundet, ist er 1743 zu Speyer gestorben. Seine Gemahlin Helene Marie Anne d'Orel von Pfaltzheim, mit der er sich am 24. Jan. 1730 zu Weigun verbunden, gebat ihm vier Edöine: a) und b) Rodovico Camillo und Salvatore Gaspare, von denen unter 15) und 16); c) Carlo, gest. jung, und d) Rodovico Andrea, geb. 17. Dec. 1736, Abt von Clansonne, Comte und General-Vicar zu Rouen, dann am 19. April 1767 zum Bischof von le Mans ernannt, wo er indessen dem Klerus wenig gethan, da er nach dessen Urtheil „nimis principem gessit et libidino sua pro legibus usus est“. Im J. 1777 verkaufte er sein Völkchen mit dem von Rouen, in dessen Besitz er zugleich Duc-Pair von Frankreich bis 1790 war; er starb als Emigré.

15) Rodovico Camillo, geb. 1733, fiel 1758 in der Schlacht bei Friedland und wurde beerbt von seinem nächsten Bruder, dem ehemaligen Malteiser

16) Salvatore Gaspare, geb. 1734, Marine- lieutenant, verm. im August 1760 mit Johanna de Rax de Tripoli, Panisier-de-Pagli. Am 12. Febr. 1761 erließ er als „Sauveur Gaspard de Grimaldi, des princes de Monaco, chevalier, seigneur, marquis de Cagnes, des Salles, d'Escalans et autres lieux, lieutenant de vaisseau du Roi“ von Villeneuve aus einen Protest ⁴²⁾ gegen die usurpation von Monaco durch die Goyon-Ratignon; beimgekehrt aus Westindien, fand er seine Familiengüter im traurigsten Zustande und hoffte mit Recht, durch Realisirung seiner Ansprüche auf Monaco seine keineswegs beneidenswerthe Lage verbessern zu können. Sein Bruder, der spätere Bischof von Royon, unterstützte ihn fleißig bei Ausarbeitung seiner betreffenden Denkschriften, und ward darin insbesondere der Beweis geführt, daß der Erzbischof von Besançon, mit dem die Grimaldi im Monaco 1748 erloschen, obgleich er seiner Rechte mit dem Fürstenthum gegen eine Leibrente, „und non, un abandon, une cession“ gelöst, nicht nur in seinem letzten Lebensmomente solchen unüberlegten Schritt bereut habe, sondern keineswegs berechtigt gewesen sei, zum Nachtheil der nächsten Agnaten in die Uebertragung des Fürstenthums an ein fremdes Haus einzuwilligen. Seine Anführung freilich, daß Monaco uraltes Oitonnisches Reiches, daß in einem solchen nur der Mannsstamm den Reichesgesetzen zufolge succediren könne, darf sich hier nicht gelten lassen, obgleich man damals an der Abstammung der Familie von Venasque's Grimaldius I. zu zweifeln keinen Grund hatte. Allein die Hausgesetze der Grimaldi schon verboten solche Uebertragung an Frauen; die Erbtochter mußte entweder einen echten Grimaldi heirathen, oder es succediren die nächsten Agnaten; eine Pagnis, die seit dem 15. Jahrh. streng eingehalten ward, jedoch durch Ludwig XIV. und den Minister Fleury, den Anbeter der lothringischen Prinzeß-Witwe von Monaco, im Interesse Frankreichs gewaltsam durchbrochen war. Der Marquis von Cagnes legte seinen Protest den Höfen zu Wien und Turin — als Vassall für Mentone — vor; allein in Versailles arbeitete der Baron von Breteuil, Schwiegervater des damaligen Oberleiters von Monaco, so entschieden gegen ihn, daß man ihm nicht nur erklärte, ein französischer Unterthan dürfe nicht bei fremden Gerichtshöfen eine Klage anhängig machen, sondern ihn sogar mit Confiscation seiner französischen Güter bedrohte. Da das Archiv der Grimaldi von Antibes in den Stürmen der Zeiten zerstört war, hatte der Marquis die größte Mühe, die für seine Beweisführung erforderlichen Urkunden beizutreiben — sie sind fastlich lückenhaft; daher auch die Unsicherheit über des Stammvaters Antonio Herkunft. Salvatore Gaspare legte indeß die gesammelten Documente der höchsten Instanz für die Kaiserlichen in Italien, dem Reichshofrathe in Wien, vor und erhielt von denselben drei Entscheidungen vom 19. und 26. Febr. 1778 und 20. Sept. 1781, die er im Archiv des Senats von Nizza eintragsförmlich lieg; denselben zufolge war er, nicht Herr von Goyon-Ratignon, legitimer Fürst

von Monaco. Der Antonio von Antibes wirklich ein jüngerer Sohn Rainerio's I. von Monaco, so waren seine Nachkommen jedenfalls die nächsten Agnaten; aber auf jeden Fall mußten Grimaldi in Monaco folgen, falls nicht die Erbtochter des Fürsten Antonio einen ihres Geschlechtes, Ratt des Herrn von Goyon, heirathete. Frankreichs Einfluß wußte die Anführung des Reichs-Hofraths-Conclusum zu hinterreiben; die Goyon behielten Monaco, die Ansprüche der Linie von Antibes wurden bei Seite gelassen. Die französische Revolution verlornt Monaco mit Frankreich; auf dem Wiener Congresse wiederholte der Marquis von Antibes, alt und krank, seine Proteste gegen die usurpation der Goyon-Ratignon, doch vergeblich; Talleyrand setzte durch, daß die letzteren als legitime Souveräne von Monaco von den Großmächten anerkannt wurden. Der Marquis von Antibes-Cagnes überließ 1816 der jüngeren Linie seines Hauses die Pflicht, die Ansprüche der Grimaldi auf das usurpirte Fürstenthum zur Geltung zu bringen; er beschloß 1818 seine Kasse. Sein einziger Sohn Carlo, geb. im September 1773, war 1799 in Italien auf einer Reise ermordet worden; Erbi des „regierenden Fürsten von Monaco“ werden von der Familie als Thäter gremuthmaßt; von den Töchtern starben Maria Anna und Maria Carlotta jung, Enrietta Luigia, als letzte ihres Stammes, unvermählt 1835.

a) Zweig Carlo's (Grafen, seit 1818 Marquis Grimaldi).

1) Charles (Carlo), dritter Sohn Donato's III., gewöhnlich der Graf Grimaldi von Antibes genannt, erst Malteser, dann 1746 Lieutenant bei den Galeeren und zuletzt Gecadres-Gebf der königlichen Flotte, heirathete am 18. April 1746 seine Cousine Maria Giovanna Grimaldi, des Giovan Enrico Tochter, und hinterließ von ihr bei seinem am 1. Juni 1774 erfolgten Tode den

2) Charles Balthazar, geb. 29. Nov. 1747, Schiffslieutenant, gest. 1795 in Gibraltar, verm. 15. Oct. 1773 mit Maria Victoria de Rine de Duinfont, Vater von vier Kindern: a) Charles Philippe Auguste, von dem unter b); b) Jean Fruct, geb. den 6. Sept. 1776, Präfect zu Carpentras, Ritter der Ehrenlegion, gest. unvermählt 1843; c) Hippolyte, gest. jung, und d) Marie Genevieve Blcioire Charlotte Drotte, geb. 23. Dec. 1773, verm. mit dem Schiffslieutenant Joseph d'Albert und gest. 1827.

3) Charles Philippe Auguste, geb. 30. März 1775, Unterlieutenant 1791, „lieutenant chasseur noble“ 1794, emigrierte und trat in die Armee des Herzogs von Condé, dessen Adjutant er ward, zuerst 1795 als Hauptmann, 1799 als Bataillons-Gebf, 1802 Oberst, war 1815 Oberst im 8. Linienregimente, als solcher Unterbefehlshaber bei der Expedition nach der Normandie, 1816 Commandeur der Legion des Doubes, 1821 des 58. Linienregiments, 1823 Brigadegeneral, 1826 Befehlshaber der Subdivision de l'Isere et de la Dröme, 1830 in Reserve, 1836 pensionirt und farb, mit den königlichen französischen Orden decorirt, 1846. Im Januar 1817 hatte er sich mit Marie Simplicie de la Delinaye,

43) Gedruckt zu Paris 1774. 27 Seiten Fol.

des Marquis Armand Tochter, vermählt; 1818 war er durch den Tod seines Vaters Sauveur Gaspard Chef der Linie von Antibes und Marquis von Cagnes gemorden. Er hinterließ drei Söhne: Kasul, der sich 1855 mit Emilie Almon de Bois-Rosie vermählte; Ferdinand, gest. zu St. Roman, und seinen Nachfolger

4) Charles Louis Henri Maxence, geb. 1818 zu Besançon, gegenwärtiger Marquis von Cagnes und Haupt der französischen echten Linie der Grimaldi von Antibes, verm. 17. Juni 1852 in Gênes mit der zu Lüttich geborenen Gräfin Maure Antoinette Ferdinande Balerie Theodora von Gioles, des Grafen Charles Emilie Marie Maur Lambert Serrais und der Gräfin Antoinette Comtegrave d'Altena Tochter; die Ehe ist kinderlos geblieben, weshalb sie eine Adoptivtochter angenommen haben. Da die ältere Linie der Grimaldi von Antibes auch in ihren weiblichen Sprossen 1835 erloschen war, erbte die jüngere außer den Wätern auch die Ansprüche auf Monaco, welche der gegenwärtige Marquis durch einen von Gioles, bei Paris, datirten Protest⁴⁴⁾, den er als „le marquis de Grimaldi d'Antibes, marquis de Cagnes, etc., prince de Monaco“ unterzeichnet hat, geltend zu machen suchte. Er stützte sich dabei namentlich auf die wiederholten Reclamationen des Marquis Sauveur Gaspard, wies nach, daß nach dessen Absterben seine Linie die zur Erbfolge in Monaco nächstberechtigte sei, und appellirte an die öffentliche Meinung, den König von Sardinien, als Protector von Monaco, und die fünf europäischen Großmächte, welche die auf dem Wiener Congresse unerledigt gebliebenen Streitfragen entscheiden sollten. Den nächsten Anstoß zu diesem Protest gab die 1854 erfolgte Annexion Monaco's durch Sardinien⁴⁵⁾, die sich damals Fürst Florestan I. gefallen lassen mußte, nachdem sein Vater Honoré IV. erst 1816 für Geld an das Königreich abtreten gewollt, jedoch den Bescheid erhalten, man könne darauf nicht eingehen, da der noch blühende Mannsstamm der Grimaldi berechtigt sei, die Goyon aus dem usurpirten Besitze zu vertreiben. Im J. 1848 hatte Fürst Florestan I. Ertrag für die ihm entzogenen Gemeinden Mentone und Rocca-bruna gefordert; allein auch damals ward geltend gemacht, daß sein Besitztitel nicht in Ordnung sei. Der Protest des Marquis von Cagnes blieb, obgleich wohl begründet, erfolglos; als dann 1859 Frankreich sich von dem verbündeten Italien auch Mentone und Rocca-bruna abtrennen ließ und die Goyon-Ratignon mit 4 Millionen Francs abkauf, protestirte derselbe nicht nur aufs Neue, sondern trat durch notariellen Act vom 7. Febr. 1860 (datirt von Turin) seine Forderungen über Mentone und Rocca-bruna ohne Entschädigung der Krone Sardinien ab; Graf Savour dankte ihm dafür unter dem 11. dessel-

ben Monats. Da diese Actenstücke bisher unbekannt geblieben sind, theile ich sie hier aus dem Archiv der Grimaldi von Antibes mit, das sich in Cruges bei Giffelt, dem Schloß des jetzigen Marquis, befindet.

Résignation de droits féodaux avec titre de prince, faite par Monsieur le Marquis Charles, Louis, Henri, Maxence de Grimaldi d'Antibes, Marquis de Cagnes au gouvernement de S. M. le Roi de Sardaigne.

L'an mil-huit-cent-soixante le sept février trois heures après-midi à Turin rue des Impri-meurs au 3^e étage porto N^o. 14. Par devant moi Dominique Signoretti, notaire royal collégié et certifié en cette ville, et en présence de Messieurs notaire Ribotta Etienne, né à Raconis et Cortese François né à Verve demeurant à Turin témoins habiles, requis, connus et signés.

Est comparu en personne le respectable Seigneur Marquis, Charles, Louis, Henri, Maxence de Grimaldi d'Antibes, Marquis de Cagnes, fils de feu le Marquis Charles, Philippe, Auguste, né à Besançon, département du Doubs, domicilié à Paris, actuellement de passage en cette ville, appelé par les lois de l'Empire et du Sang à la Principauté de Monaco et ses dépendances, et avec lui soit pour la constatation de son identité de personne soit pour une plus grande solennité de cet acte ses conjoints de sang Messieurs Doria François, Alexandre fils de feu Marquis André né à Samon (Ivrée), Marquis Hercule Roero de Costanze, fils de feu Marquis Victor, né à Turin et comte Joseph d'Aspremont, fils du vivant comte Jules né à Turin où tous demeurent personnes par moi connues, lesquels formellement certifient à moi notaire l'identité de la personne du Comparant Marquis de Grimaldi susdit qui m'a requis de faire résulter par acte public de ce qui suit: Monsieur le Marquis Grimaldi déclare que lui étant Chef du nom et des Armes de l'ancienne et illustre famille Grimaldi à laquelle appartient la Principauté de Monaco restent et sont en sa personne les droits de revendiquer la Souveraineté de la Principauté de Monaco et de ses dépendances de l'actuel détenteur du titre et domaine relatif à Charles Goyon de Matignon qui a pris le prénom de Grimaldi parcequ'un Jacques Goyon de Matignon a épousé la fille aînée d'Antoine de Grimaldi Prince de Monaco, décédé en 1731, et sans aucun droit à occuper et transmis à ses propres héritiers la Principauté susdite au préjudice des droits du plus proche agnat Honoré de Grimaldi seigneur d'Antibes et Marquis de Cagnes dont le frère Charles de Grimaldi fut le bisaiel de lui comparant, lesquels droits sont fondés sur ce que pour la Principauté de Monaco comme Fief Impérial ne pouvait pas avoir lieu la succession de femmes ni transmission moyennant personne du sexe féminin et conséquemment la Principauté était dévolue à la

44) Protestation du seul et véritable prince de Monaco (Charles-Louis-Henri-Maxence, marquis de Grimaldi d'Antibes, marquis de Cagnes, etc.) contre le faux prince de Monaco (Charles Goyon de Matignon) (Paris) 1856. 45) Vergl. Briefe des urkundlichen Schriftes von Norbert Duclos, De l'annexion de la principauté de Monaco à la Sardaigne. Paris 1854. 8.

R. Geyss. v. M. a. 2. Geyss. XCII.

ligne collatérale de l'agnation dont lui déclarant un descendant premier agnat représentant la dite famille.

Que en pareil cas d'une seule femme nommée Marie laissée par le Prince Jean de Grimaldi morte en 1505 mariée en la famille du Baron de Venec cette famille n'avait pas obtenu et pas même eu la prétention de s'encôder à la Principauté qui est passée sans aucune contestation à Lucien de Grimaldi, frère du défunt.

Pour la conservation de tels droits les auteurs du comparant Marquis de Grimaldi ont protesté en divers temps de la manière la plus solennelle et par effet de telles protestations il a été reconnu que le Fief de Monaco n'est pas transmissible aux femmes nées moyennant femmes; En fait le feu Sauveur Gaspard de Grimaldi s'était mis en mesure de faire valoir ses droits lorsque par effet de la révolution française le territoire de la Principauté a été réuni à la France.

Des nouvelles instances et pétitions ont été dirigées à S. M. le Roi de Sardaigne en 1841 par le père du déclarant à l'occasion de la mort d'un des Matignon détenteur de la Principauté afin d'obtenir que le fils Florestan ne put obtenir l'investiture.

De plus en l'an 1816 Honoré de Matignon ayant offert de céder au Roi Victor Emmanuel premier la Principauté, la proposition n'a pas eu de suites parceque les droits qu'on voulait céder étaient contestés par la famille Grimaldi.

C'est de fait que depuis plusieurs années les populations de Mentone et de Roccabruna faisant partie de la dite Principauté ont rejeté le mauvais gouvernement de Florestan de Matignon comme pesant, intolérable et contraire aux principes du droit de la justice et d'une bonne administration.

Monsieur le Marquis comparant est fondé pour croire que le fils de Florestan actuel détenteur de la Principauté pense faire valoir des prétentions d'indemnité vers le gouvernement de S. M. le Roi de Sardaigne à cause de la perte des deux communes susnommées soit que telle indemnité, quand elle fut due n'y aurait certainement pas droit un possesseur sans titre légal et même ce serait peu honorable au nom de la famille, et à la mémoire des Illustres aïeux que les droits de telle nature fussent vendus comme objets de vulgaire spéculation.

Indnit par les considérations susénoncées Monsieur le Marquis Charles, Louis, Henri, Maxence de Grimaldi d'Antibes appelé à la Principauté de Monaco.

Par cet acte de propre, libre et spontanée volonté sans autre considération que celle du bien des populations, des deux communes susdites et du désir de seconder leurs vœux et même de rendre un solennel témoignage et hommage au juste et

sage gouvernement que S. M. le Roi de Sardaigne fait de ses peuples.

A déclaré et déclare vouloir céder, donner et transférer, ainsi qu'il a cédé, donné et transféré au gouvernement de S. M. le Roi de Sardaigne Victor Emmanuel Second, ses héritiers et successeurs à perpétuité sans corresponsif, restriction ou réserve tous les droits de quelque nature et valeur qui appartiennent ou puissent appartenir à lui déclarant sur les deux pays et territoires qui en dépendent qui se sont séparés de la Principauté de Monaco et sont constitués comme indépendants de l'obéissance à l'actuel détenteur de la dite Principauté et à tout successeur du même, de manière qu'à toute prétention du détenteur actuel de la Principauté et de ses successeurs le gouvernement Sarde puisse opposer aussi toutes les exceptions et les raisons compétentes à lui comparant, et qui par cet acte ont été transférées au dit gouvernement.

A cet effet Monsieur le Marquis renonce à tout droit sur les deux communes susdites et en saisit purement et simplement le gouvernement Sarde pour tous les effets de droits, le tout en conformité des lois et avec la meilleure forme que de droit:

Don acte dressé par moi notaire ... etc.

Date de l'acte 7 Février 1860.

Copie de cet acte ayant été transmise à S. E. le Ministre des affaires étrangères, Président du Conseil, suit la lettre qui en accuse le reçu.

Turin le 11 Février 1860.

Monsieur le Marquis

J'ai reçu avec la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire en date d'hier à laquelle est jointe la copie d'un acte portant cession de votre part au Roi mon Auguste Souverain et à son gouvernement des droits féodaux que votre famille réclame sur les communes de Mentone et de Roccabruna.

En vous accusant réception de ce document, je m'empresse de vous témoigner, Monsieur le Marquis, combien j'apprécie les nobles sentiments qui vous ont engagé à faire au gouvernement de S. M. cet hommage non moins spontané que désintéressé, et je saisis l'occasion de vous offrir les assurances de ma considération bien distinguée.

C. Cavour.

Monsieur le Marquis de Grimaldi à Turin.

La présente est collationnée conforme à la dépêche originale dont M^r le Marquis de Grimaldi m'a fait dépôt. Turin le 23 février 1860.

Dominique Signorette.

Voici le reçu du notaire, de la lettre de M^r le Comte de Cavour:

J'ai reçu de Monsieur le Marquis de Grimaldi la lettre originale de S. E. le Ministre des affaires

étrangers de S. M. le Roi de Sardaigne en date du 11 courant par laquelle il lui donne reçu de la copie de l'acte portant cession de sa part au Gouvernement Sarde des droits qu'il réclame sur les communes de Mentone et de Rocca-bruna, pour le garder près de moi et lui donner copie.

Turin le 14 Février 1860. D. Signoretti.

La France en payant à M^r de Goyon de Matignon, Prince de Monaco, 4.000.000 de francs a fait une splendide aumône, n'a point payé une dette, acquitté un prix de veute.

Le Piémont cédant, possédait de fait et avait reçu en son droit, lequel droit lui avait été gratuitement donné par le Marquis etc. antérieurement à la cession du comté de Nice.

Un acte authentique passé à Turin, le 9 février 1860, accepté le 11 du même mois par le Gouvernement Piémontais, constate les droits du Marquis de Grimaldi et démontre la générosité grande du Gouvernement français.

Le Marquis de Grimaldi tient à établir un fait qui importe à l'honneur de sa maison. Les Principautés se foudent par l'épée, se consolident par les services rendus, se transmettent par héritage.

Quand le temps a marché, que les circonstances ont rendu caducs des droits glorieux, ceux qui les possèdent et les représentent y renoncent d'eux-mêmes: — le dénuitément est une vertu qui doit être héréditaire, ils ne les vendent pas.

La Principauté des Grimaldi n'a point été vendue par son héritier légitime.

Les 4 millions donnés à M^r de Goyon de Matignon, prince de Monaco, ne peuvent faire brèche à l'antique honneur d'une maison qui n'a cessé de protester contre l'usurpation de nom, d'armes et de principauté dont les Goyon de Matignon par suite de leur mariage avec une Grimaldi l'ont rendu victime.

Signé

M^r de Grimaldi.

b) Linie Claudio's.

Claudio, einziger Sohn des Gaspare II. und der Elena Biani, heirathete am 22. April 1610 Margaretha von Bressen, Tochter des Anton, Ritters von Antibes, und zeugte mit ihr den Gaspare, geb. 7. Sept. 1616, Hauptmann, in seinem alten Adel durch die Commisäre für die Provence am 9. Mai 1669 bestätigt. Er vermählte sich am 29. Juli 1649 mit Ippolita Brigati aus Monaco und hatte von ihr die Bianca, Gemahlin des Peter Anton du Brui von la Strotiere, gest. zu Genua in Dürftigkeit, den Pietro, Oberstlieutenant im Regiment Navarra, und den Giovan Enrico, geb. 25. Nov. 1651, der am 13. Jan. 1695 die Johanna d'Onard heirathete und den 26. Juli 1720 starb. Aus dieser Ehe stammten zwei Töchter: Maria Genovra, verm. 1746 mit ihrem Vetter, dem Grafen Carlo Grimaldi,

und Maria Cristina, sowie ein am 28. Nov. 1705 geborener Sohn Niccolandro, verm. 7. Aug. 1742 mit Marianna d'Onard, Vater der jung gestorbenen Marianna und des Giovan Enrico, geb. 26. Juli 1743. Derselbe, Kanonikus zu Rhedez, Prior zu Vénères, Generalvicar von Blois und Rende, war 1775 Deputirter bei der Generalversammlung des Clerus und beschloß seine Linie.

c) Linie in Nizza.

Giovannantonio, des Nicolò II. von Antibes vierter Sohn, war von seinem mütterlichen Großvater zum Erben des Marquisats Trans bestimmt worden; doch besaß er es nur 15 Jahre lang, da der nächste Agnat Josef von Villeneuve es als Fideicommiss beanpruchte und anerkannt erhielt. Er zog sich darauf nach Nizza zurück und heirathete die Antonica de Flotte; sein einziger, mit Claudine de Durand vermählter Sohn Claudio hinterließ die Töchter Giulia, Francesca, Lucrèzia und die Söhne Giovanni und Gaspare, von denen der letztere neben drei Vätern: Gianfrancesco, Pietrantonio (geistlich) und Annibale von seiner Gemahlin Ottavia Doria von Dolceacqua drei legitime Söhne hinterließ: Andrea, Giambattista und den Malteser Claudio, gest. in Algier. Andrea heirathete Benediccia de Willard de Walbec und erzeugte mit ihr: a) Marcello, von dem so gleich; b) Felice, Groß-Prior von St. Gilles, gest. auf Malta; c) Carlo Lodovico, Marischal de camp und Commandant von St. Omer, verm. mit Catharine de Bassa, Tochter des bekannten Feldmarschalls, in kinderloser Ehe, und d) Enrico. Marcello, seit 1645 Ritter vom Orden des heil. Mauritius und Lazarus, heirathete Dorotea Ferrero und hinterließ den Donato, Gemahl der Louise de Franquier und Vater des Saverio, des Ignazio Felice, Commandanten von Salers, und eines dritten Sohnes, Commandanten von Bèthune, verm. mit der Marquise von Aflignes. Saverio erzeugte mit seiner Cousine Caterina Ferrero die Anna Maria Battistina, die am 18. Jan. 1741 mit Franz Faver de la Tour-Roumonès aus Arles vermählt ward, und den Giuseppe, Gemahl der Costanza Lacarid von Castellar; von ihnen stammten drei Töchter: Maria, gest. jung, eine zweite Maria und Elena, und vier Söhne: Angelo, Malteser, Officier im Regimente Epoulois; Lodovico, Malteser, Marineofficier, Andrea Maria Gioacchino, Generalvicar des Erzbischofs von Rhems, und Marcellino, der sich mit Rosa Caterina de Capello verheirathete; über ihre etwaige Descendenz fehlen uns weitere Nachrichten.

3) Linie Rabella-Bonifacio's.

Rabella, anfänglich Bonifacio genannt (1277—1310), war lange Haupt der geistlichen Partei in Genua und suchte noch 1310, freilich ohne Erfolg, den ghibellinischen Oberto Spinola zu vertreiben; er hatte zwei Söhne: a) Raffaele zur Gemahlin und von ihr acht Kinder: a) Gentile 1333, Vater des Benedetto 1333, Babiliano 1333 und Federigo 1333, verm. mit Teodora Usimbardi aus Varnaba, doch kinderlos; b) Orimaldo (1322—47), von dem so gleich; c) Gregorio

(1322—33); d) Giannone 1322; e) Dorino (1333—50), von dem später; f) Mercolato 1347; g) Rionetta 1347, Gem. des Antonio Romellini qu. Francalione, und h) Percivalle 1321. Grimaldo (1322—33—47) soll Rath Roberts von Neapel gewesen sein; er hatte von Maria Romellini qu. Federigo zwei Söhne: Federigo 1383 und Gentile (1383—96), der als Statthalter von Pera 1384 einen Vertrag mit den Mongolen abschloß, 1387 als Gesandter zum Sultan Murad I., 1391 in gleicher Eigenschaft nach Neapel und später noch nach Tunis ging; seine Gemahlin Ginevra de Draperi qu. Oberardo, die 1415 Witwe war, hatte ihm drei Kinder geboren: Maria 1397, Antonio (1397—1428), Gem. der Isabella Lercari qu. Bartolommeo (Witwe 1447) und Vater des Barnaba (1413), der 1447 kinderlos starb, und Grimaldo (1396—1400—34), Anjiano 1421. Derselbe zeugte in zweiter Ehe mit Lucia Morano qu. Raffaele (1434) die Battina (1417—78), die 1469 als kinderlose Witwe des Matteo de Marini qu. Maone genannt wird, in erster mit Caterina de Marini qu. Oliverio den Gentile (gest. 1418 kinderlos), verm. mit Violante Gebä qu. Federigo, und den Oliverio (1418, gest. vor 1460), Anjiano 1443, welcher in seiner Ehe mit Bianca Doria qu. Luciano (Witwe 1460) nur zwei Töchter gewann: Isabella, (1476—78) Witwe des Franco Gibo qu. Andrea, und Francesca (1478—98), Gem. des Benedetto Doria qu. Paolo.

Dorino qu. Isabella (1333—43—50) heirathete zuerst die Alguina Oltramirani qu. Pietro, dann die Eliana Fieschi qu. Raffaele und hinterließ von letzterer den einzigen Sohn Isabella (1360—1405—14), Anjiano 1394 und 1398, Gesandter bei Kaiser Siegmund 1413 und verm. erst mit Margherita Morano qu. Giorgio, dann mit Chiara Cicala qu. Moruello. Aus erster Ehe stammen: a) Federigo (1432—51); b) Galeotto (1432—54), der die Teodora Oliva qu. Giovanni zur Gemahlin hatte und Vater von vier Kindern war: Giambattista (1475), verm. mit Veretta Spinola qu. Girolamo; Francesco (1475—99), Maria (1446—92), verm. mit Paolo Serra qu. Antonio, und Agostino (1475—79), welcher mit Francesca Grimaldi qu. Luca den Sohn Girolamo (gest. kinderlos nach 1506) und fünf Töchter gewann: Teodora (1503), Girolama (1505), Nicoletta, Nonne 1508, Nicolissa (1517—26), Gemahlin des Stefano Salinero, der sich in den Albergos der Grimaldi aufnehmen ließ⁴⁶⁾, und Maria (1518—26), die erst den Giovanni Francesco Grimaldi qu. Mario, dann den Paride Gentile qu. Melchiorre zum Gemahl hatte; c) Giuliano (1432—52), von dem unter a); d) Francesco 1432, von dem unter b); e) Doretto (1425—51), von dem unter p); f) Angelo 1432—52, von dem unter g); und g) zweiter Giliano (1454), Gem. des Francesco Grimaldi qu. Doroato, und Dorino (1415—44—56), Anjiano 1421, Gesandter in Mailand

1433 und 1446, in Venedig 1447, bei Francesco Sforza 1450 und 1453, bei der Carl 1456, gest. 1457. Er hinterließ von Maddalena Lercavello qu. Raffaele die Maria, 1486 Gem. des Girolamo Grimaldi Oliva qu. Martino, den Raffo 1436, Nicolò 1436 und Moruello oder Moruello (1436—77), Herr von Carrozzo und Gremolino, der 1458 im Namen Karls VII. von Frankreich Besitz von Savona ergriff, 1460 als Gesandter nach Sizilien, 1464 an den Herzog von Mailand, 1474 nach Venedig, 1477 zu verschiedenen italienischen Fürsten ging, jedoch bald darauf kinderlos gestorben ist. Noch ist zu den Edlen Isabella's (1360—1414) zu zählen der Rhodiser Antonio Grimaldi, den mau irrth. für denselben Antonio gehalten hat, der 1353 mit 60 geneuesischen Galeeren gegen die Venetianer und Catalonier auszog, aber in den Gewässern bei Algier (auf Sardinien) eine so empfindliche Niederlage erlitt. Dieser Antonio qu. Isabella ward 1379 Präceptor der Commende S. Giovanni di Prè in Genua, in der er 1385 Papst Urban VI. beherbergte; 1402 befehligte er drei Galeeren zum Entsatz von Famagusta, kam aber bei dieser Expedition ums Leben. Seine Leiche ward nach Genua gebracht und in einem Marmorloge im Hofe seiner Commende beigesetzt; auf denselben sind Christus und die Symbole der vier Evangelien angebracht. Im J. 1839 erwarb das Municipium von Genua dieses interessante Monument und ließ es an einer der Außenseiten des Domes S. Lorenzo einmauern; die Inschrift lautet:

Magnanimus miles meritis et sanguine clarus
Grimaldus isaei tui Antonius inclitus armis:
Reddidi ecce tuo tibi classis Janna ductor
Hostis quam Ciprius Famagusta obsederat urbem:
Praefuit hunc templo *) tribus annis atque viginti
Felix pro patria patriam transgressurus ad aliam.

a) Zweig Giuliano's.

Giuliano (1432—52), Anjiano 1449, heirathete Doretta Grimaldi qu. Corrado und hatte von ihr zwei Töchter: Tomassina (1477—1509), verm. mit Luca Spinola qu. Filippo, und Novella, 1470 in kinderloser Ehe mit Clemente Ghisolfi, und den einzigen Sohn Marco (1470—90—1515), verm. zuerst mit Ginevra di Negro qu. Filippo (1470), dann 1490 mit Luigia Negrone qu. Gaspare, des Giacommo Doria Witwe; seine Kinder waren: a) Giuliano 1515, verm. mit Maria de Mari qu. Costredo (gest. 1525), Vater des nach 1525 kinderlos verstorbenen Giorgio; b) Giambattista 1515, verm. mit Maria Romellini qu. Nicolò, Vater des Marco 1540, dessen Witwe Anna mit ihrem Sohne Giambattista 1540 genannt wird; vielleicht ist letzterer identisch mit dem Giovanni (aber qu. Francesco, 1564), der nach Venetiaque eine Nische in Granada begründet haben soll; c) Doretta 1515, Gem. des Adamo Genturione Oltramirani qu. Luciano, und d) Gaspare (1513—36—89), der mit seiner ersten Gemahlin Margherita Cattaneo qu. Francesco (1530) die Eufimia

46) Sein Sohn Giacomo Salinero Grimaldi heirathete die Isabella Pallavicini.

47) v. S. S. Giovanni di Prè.

(1533), mit der zweiten Battina di Negro qu. Francesco (1568) die Virginia und Giulia (beide 1568 genannt) erzeugt hat; er beschloß den Mannstamm seiner Linie.

β) Zweig Francesco's (Fürsten Grimaldi).

Francesco, 1432, war mit einer Giacobina vermählt und Vater der Bianca (1462), Gem. des Demetrio Grimaldi qu. Matteo, und des Rabella 1460, dessen Witwe Argenta Spinola qu. Giovanni 1479 urkundlich auftritt. Er hatte eine Tochter Violante (1473) und einen Sohn Francesco 1473, über den die genealogischen Quellen keine weitere Auskunft geben. Dagegen legt ihm Demasque zwei Söhne bei, Agostino und Gregorio, die sich auf Sicilien angelockt hätten; des letzteren Sohn Enrico habe sich in Trapani niedergelassen und dort den Giuseppe Antonio (1634) erzeugt; des Agostino Sohn Giuseppe (1634) aber, Ritter vom Orden von Montesa, habe die Baronie S. Giovanni di Randello erworben und selbige auf seinen Sohn Giovanni (1634) und dessen Nachkommen vererbt. Die Succession in der Baronie ist nicht bekannt; wahrscheinlich verzweigten sich auch diese fallaulischen Grimaldi in verschiedene Linien, wie denn ein Mario Grimaldi, verm. mit einer Petrusa, am 10. April 1684 mit der Baronie Bolla della Monica belehnt ward und nach ihm sein Sohn Giuseppe am 20. Nov. 1709 die Investitur empfing. Sicher ist *), daß

(Linie auf Sicilien, Fürsten Grimaldi.)

Giovanni Grimaldi, Baron von S. Giovanni di Randello, vielleicht identisch mit dem 1634 erwähnten, vermählt mit Girolama Rosso von Scitami, zwei Söhne hinterließ, von denen der ältere, seit dem 16. Jan. 1674 Baron von S. Giovanni,

I. Carlo am 4. Nov. 1692 zum Fürsten Grimaldi von R. II. ernannt ward; sein Patent ward am 15. April 1693 einregistrirt, doch starb er noch im nämlichen Jahre, ohne von Antonia Flavario Kinder zu hinterlassen. Daher folgte ihm sein Bruder:

II. Enrico I., belehnt 3. Juni 1693, verm. mit Agnese Scalambro aus dem Hause der Barone von Terravalle, gest. 1731, und diesem sein Sohn

III. Giovanni I., belehnt 20. Aug. 1731, verm. erst mit Grazia la Restia, dann mit Euglia Palermo e Daniele, gest. 5. Febr. 1755. Sein Sohn erster Ehe

IV. Enrico II. ward 9. Juli 1750 mit der Baronie S. Giovanni, den 10. April 1755 mit dem Fürstenthume Grimaldi belehnt, starb jedoch schon am 23. März 1760, von Angela Muratore hinterlassend den:

V. Emmanuele, belehnt 23. März 1761, verm. 8. Sept. 1765 mit Emmanuela Grisia, des Marsches von S. Antonino Tochter, und gest. 1808. Sein einziger Sohn:

VI. Enrico III. heirathete 1786 die Cattarina Giolonna e Banni, empfing am 16. Sept. 1808 die Lehen und hinterließ dieselben (gest. vor 1843) seinem noch lebenden Sohne

VII. Giovanni, jetzigem Fürsten Grimaldi.

γ) Zweig Derto's (im Archipel).

Derto (1425—1451), verm. mit Cattarina Genale qu. Goffredo, die am 2. Mai 1434 testirt, erscheint schon 1425 im Archipel; als Vertrauter des Doro I. Gattiluso, Herr von Lesbos, baute er 1434 einen Thurm auf der Insel Thafos, die sein Herr als byzantinisches Lehen erhalten; später siedelte er sich dauernd auf Chios an, wo damals unter dem Scepter der Giustiniani sich gar manche seiner Landleute niedergelassen. Seine Kinder waren: a) Grimalda (1451—88), verm. mit Luca Grimaldi qu. Pietro; b) Berina (1451—70), verm. mit Filippo Moslimar qu. Lorenzo; c) Argenta 1471; d) Battina (1477), verm. mit Gregorio Centurione qu. Angelo; e) Maria (1481), verm. mit Giovanni Francesco Squarcialfco; f) Jacopo; g) Dertino (1477—88), Vater des Rabellino 1488, und h) Giovanni; letzterer hinterließ: a) den Jacopo, von dem hernach; b) den Battista, Vater des Giovanni (1634) und Großvater des Pietro und Bernardo, die 1634 und 1647 auf Chios lebten; letzterer erzeugte den Giulio; c) Derto. Jacopo's Sohn Filippo ließ sich 1560 auf Andros nieder; er hatte eine Tochter Petrelia und den Sohn Antonio, dessen Kinder Filippo (1603—1640) und Giovanni (1627—1628) nach Karos zogen; über ihre Nachkommenschaft geben die Urkunden des dortigen erzbischöflichen Archivs und ein im Besitze des letzten Sprossen befindlicher Stammbaum Auskunft. Demnach heirathete Antonio (Antonachi), des Filippo Sohn (geb. 28. April 1603, 1638—1663), die Andrianetta Barozzi und erzeugte mit ihr: a) Filippo, von dem gleich; b) Maria, getauft 10. April 1622, gest. jung; c) Marietta, getauft 15. Juli 1626, verm. 29. Jan. 1651 mit Grufino Coronello; d) Filippo 1627, gest. jung; e) Lorenzo, getauft 8. Nov. 1629; f) Francesco, getauft 24. Juli 1631; g) Marina, getauft 15. Mai 1633, und h) Jacopo, Herr von Fotodoti, Acaemont und Ferosambos (1643—1670), verm. zuerst 30. Jan. 1648 mit Domenica Sforza, dann 5. Jan. 1653 mit Cattarina Castri. Filippo, geb. 1. Jan. 1621, war Herr von Coriales, Chialabra und Anelathia (1652—1670), heirathete am 2. Febr. 1643 Cattarina Sommaripa und hinterließ von ihr: a) Domenico, von dem sofort; b) Jacopo, c) Fiorenza, verm. 29. Jan. 1669 mit Giambattista Coronello, und d) Antonio, Herr von Rafos, Vater des Filippo, der Margherita (geb. 1679, gest. 1. März 1745) und der Angelica (geb. 26. Dec. 1748). Domenico's Kinder waren: Mariana (geb. 1719, gest. 28. Juli 1752), verm. 1738 mit Germano Sommaripa, und Filippo (1744—1749), verm. mit Gasiana de Raimond de Modene, die ihm sechs Kinder gebar: Violanta, verm. 1768 mit Francesco Sommaripa; Cattarina, geb. 1., gest. 10. Oct. 1749;

48) Villabonae, Sicilia nobilit. Vol. I. p. 194; V. p. 231 u. f. v.

Vasilio, geb. 1747, gest. 18. Juni 1748; Giuseppe, geb. kinderlos; Domenico Carlo, verm. mit Gräfin Antonie von Rumpff, Vater eines unerblich gestorbene Sohnes Filippo und vielleicht der am 12. März 1817 gestorbenen Cattarina, und Jacopo, verm. 1763 mit Cattarina Coronello, Vater der Cattarina (gest. 14. März 1807), des Antonio (geb. 1775, †) und Filippo Pietro (1788), der am 6. Oct. 1794 die Antonina Coronello heirathete und am 30. März 1809 farb. Ihn überlebten eine Tochter Fiorenza (gest. 30. Oct. 1861 als Gemahlin des Girolamo Daroggi) und der einzige 1800 geborene Sohn Jacomo Giuseppe, der noch auf Karos als letzter Stiefsohn seines berühmten Hauses lebt. Er heirathete zuerst am 21. März 1824 die damals funfzehnjährige Adriana Sommaripa (gest. 15. Aug. 1847), die ihm am 8. Jan. 1825 eine als Kind verstorbene Tochter Maria gebär; dann am 13. April 1849 Caroline Emilie Bayer, deren Vater Anton Friedrich v. d. Kapoteonischen Conscription aus Jels nach dem Archipel entwichen und dort die Russika Sommaripa geheirathet hatte; doch ist diese zweite Ehe Grimaldi's kinderlos geblieben.

Die Nachkommenschaft des oben genannten Giulio blieb auf Chios, doch läßt sich ihre Genealogie nicht ohne Unterbrechung verfolgen, da die Papiere des Hauses bei der eusepischen Katastrophe der Insel zu Grunde gingen. Damals fand auch der Esel desselben Gokantino, Sohn Giorgio's (geb. 1752, gest. 1822), seinen Tod; er hinterließ drei Töchter und zwei Söhne, die sich in London niederließen und dort als angehende Kaufleute lebten. Der ältere Giovanni starb vor 1864; er hatte eine Tochter und zwei Söhne Demetrio (lebte 1864 unverheirathet) und Gokantino (verheirathet, doch kinderlos), den jüngeren Giorgio (geb. 1801, gest. 1862) überlebten gleichfalls eine Tochter und zwei Söhne: Luca, geb. 1844, und Gokantino, geb. 1832; letzterer ist verheirathet und hat zwei Söhne, von denen Giorgio Giovanni am 3. Nov. 1864 zu London geboren ist.

b) Zweig Angelo's (Grimaldi-Cavallerani).

Angelo (1432—52) war zweimal vermählt, zuerst mit Giana Garri qu. Nicol, die 1476 als kinderlose Witwe lebte; die erste Gattin, deren Name unbekannt, gebär ihm dagegen eine Tochter Benedetta, 1477 Gem. des Adamo Salvago, und zwei Söhne: Leraimo (gest. 1477) und Giorgio (1472—88—97). Letzterer, 1472 Anjano, baute 1497 eine Kapelle in Sta. Maria della Consolazione und heirathete dreimal, erst die Isabella Grimaldi qu. Barnaba, gest. kinderlos; dann die Isabella Fieschi qu. Giuliano, zuletzt die Lučina Gentile qu. Nicolò, Witwe und kinderlos 1505—18. Dagegen entpflanzte aus zweiter Ehe zwei Töchter, Nicoletta (1534) und Luigia (1531), verm. zuerst mit Nicolò Spinola Luffio qu. Cipriano, dann mit Roberto Spinola, und drei Söhne: Nicolò (1506—1534), Giambattista (1518—1554) und Stefano (1525—61). Dieselben, Herren von Montaldeo, wurden am 25. April

1525 von Kaiser Karl V. zu erblichen Palzgrafen mit dem Rechte ernannt, den Doppeladler in ihr Wappenschild aufzunehmen, als Erbtitel erhielten sie den Beinamen Cavallerani, der ihren Nachkommen auch verblieben ist. Der älteste Nicolò, Senator 1528 und 1530, hinterließ in seinem Testamente 1534 reiche Legate seinem Geschlechte in Geldern, die bei der Bank von S. Giorgio angelegt waren; von Girolama Caltano qu. Francesco, Witwe des Pietro Centurione, hatte er nur eine Tochter Maria (1534), vielleicht identisch mit einer von Venasque erwähnten Schwefter Laurentia Grimaldi, die als Nonne in Sta. Maria de Graja zu Genua gestorben ist. Stefano, Gouverneur und Regent in Monaco, farb, wie schon früher bemerkt, 1561 unbeweiht. So setzte dann einzig Giambattista, Ritter vom Goldenen Vliese, verm. mit Maddalena Pallavicini qu. Agostino (Witwe 1577) sein Geschlecht fort, und zwar entstammten dieser Ehe 14 Kinder: a) Girolamo (1554—81), Herr von Montepeloso und Monte S. Angelo im Neapolitanischen, das vorher, noch 1549, die Grifioti besaßen, verm. mit Girolama Centurione qu. Cristoforo, Vater des Battista, gest. jung, der Maria und Perretta; b) Paola 1577, verm. mit Stefano Ferrari qu. Battista; c) Veronica 1577, verm. mit Stefano de Rari qu. Battista; d) Giovanna, verm. mit Torello d'Asti; e) Gio van Giacomo, von dessen Zweige unter d) 1); f) Agostino, von dessen Zweige unter d) 2); g) Isabella 1545, verm. mit Donato I. Grimaldi von Monaco; h) Francesco, von dessen Zweige unter d) 3); i) Cattarina (nach Venasque unehelich), 1581, Gem. des Nicolò Giustiniani qu. Silvio; k) Maria, verm. mit Francesco Spinola qu. Giovanni; l) Tommaso 1554, beschlößte 1584 Kettersuppen gegen die Calvinisten in Venetien, fand aber dabei seinen Tod; m) Giorgio 1554, foßt 1571 tapfer bei Lepanto mit zwei Galeren seines Hauses, genannt la Capitana und la Patrona und farb dann in Messina, mit Hinterlassung eines Vastards Giulio Cesare, der seinen Tod in Belgien fand; n) Domenico, von dem sogleich, und o) Nicolò (1554—79), verm. mit Maria Domellini qu. Stefano (Witwe 1630) und Vater der Cattarina (1587), die den Giovan Vincenzo Imperiale qu. Giovan Giacomo, Ältheren der neapolitanischen Fürsten von Francavilla, heirathete. Venasque nennt außerdem als seine Kinder einen jung verstorbenen Angelo, die Giulia, Gem. des Pierfrancesco Doria und die Benedetta, die als Braut des Stefano Anjo gestorben sei. — Domenico (1554) war erst Kriegsmann in päpstlichen Diensten; als Generalcommissär der päpstlichen Galernen foßt er 1571 mit seinem Bruder Giorgio gegen die Osmanen bei Lepanto; dann widmete er sich dem geistlichen Stande, empfing bald die Abtei Mont-Majour bei Arles und ward 1581 Bischof von Savona, 1584 von Cassalim im Comitat Venetien. Er war ein eifriger Verfolger der Hugenotten, wobei ihn sein Bruder Tommaso lebhaft unterstützte, und avancirte daher schon 1585 zum Erzbischof und Vizelegaten in Wignon, wo er sich die Ausbreitung aller Ketzerei höchst angelegen ließ; er verfolgte sie mit blutiger Härte. Er farb 1592 und

ward in der Kathedrale zu Volignon begraben; ein Band Briefe, den er hinterließ, ist ungedruckt geblieben.

b) 1) Linie Giovan Giacomo's.

Giovan Giacomo (1554—81—96—1600) war Baron von S. Fiorenzo im Neapolitanischen und beicathete Girolama de Mari qu. Agostino (Witwe 1633), die ihm folgende Kinder gebae: a) Girolamo, von dem hernach; b) Giorgio (1596—1637), verm. 1623 mit Paola de Branci qu. Grifoforo, Vater einer unehelichen Tochter Giovanna; c) Agostino 1596, gest. jung; d) Maria 1596, gest. jung; e) Francesco 1634, Reiteroberst in französischen Diensten, gest. 1646; f) Elena, verm. 1614 mit Jacopo Cattaneo, und g) Giambattista (1596—1645), Baron von S. Fiorenzo, genuesischer Commissär im Kriege mit Savoyen 1625, päpstlicher Commissär 1630, gest. 1645, verm. 1613 mit Maddalena Spinola qu. Andrea und Vater von: a) Eutimia, Nonne in Rom; b) Gerolamo, verm. zuerst 1635 mit Pietro da Duci, dann 1640 mit Girolamo Bivadi; c) Violante, verm. 1644 mit Carlo Francesco Panigara; d) Cecilia; e) Bernadina; f) Veronica; g) Maria; h) Rosina, Nonne in S. Spirito zu Genua; i) Battina, Nonne in Rom; k) Giovan Giacomo 1634—39; l) Domenico 1634, päpstlicher Notar, und m) Carlo, Katteler 1634, gest. 1635. Außerdem hatte Giovan Giacomo von S. Fiorenzo noch einen Bastard Giannettino (1630, gest. 1646), verm. mit Nicoletta Rapallo qu. Giulio und Vater von: a) Giulio Cesare 1634—46; b) Nicolò 1645; c) Angelo 1634, Priester 1645; d) Veronica, verm. mit Nicolò Doria qu. Giambattista; e) Beconina (1656), verm. mit Heiligo Imperiale Tartaro qu. Vincenzo; f) Luciano 1634, gest. jung, und g) Teresa, Nonne in Sta. Maria di Graglia zu Genua. Die Linie beschloß der oben genannte Girolamo, geb. 20. Aug. 1597, ein berühmter Prälats. Bereits im J. 1621 ward er vom Papste Gregor XV. zum Referendarius utriusque signaturae ernannt, war dann 1625 Beicelgat der Romagna, 1628 Gouverneur von Rom, Runtius in Deutschland bei Ferdinand II. 1632, Gouverneur von Perugia 1634, Beicelgat von Urbino 1636. Nachdem er 1641 zum Erzbischof von Seleucia in partibus ernannt worden, ging er als Runtius zu Ludwig XIII. von Frankreich, bei dem er bald durch Klugheit und Gewandtheit zu hohem Ansehen gelangte. Papst Urban VIII. erhob ihn 1643 zum Cardinal mit dem Titel von S. Eusebius; als solcher nahm er an den Conclaves Theil, aus denen die Päpste Innocenz X., Alexander VII., Clemens IX. und Innocenz XI. hervorgingen. Ludwig XIV. verlieh ihm 1648 das Erzbisthum Aix; allein Innocenz X. verweigerte die Bestätigung, da Grimaldi sich der Propsten seines Vorgängers, der Baederini, eifrig annahm; trotzdem ließ ihn Frankreich ruhig die Einkünfte aus seiner Diöcese beziehen, bis Alexander VII. am 25. Nov. 1655 ihn bestätigte. In seinem Palaste zu Rom empfing er am 1. Aug. 1666 die Königin Christine von Schweden, mit der er mancherlei theologische Fragen eifrig erörterte. Dann begab

er sich nach Aix, wo er jährliche Summen den Armen spendete, ein Seminar für Minderkinder, die sich dem Priesterstande widmen wollten, gründete, daneben aber mit äußerster Strenge alle die verfolgte, die im Rufe legerischer Ansichten standen. Nachdem durch seine Vermittelung 1659 eine Errente in Aix beigelegt war, sandte ihn Ludwig XIV. 1660 mit einer vertraulichen Mission nach Rom; er wollte dort auch hernach wiederholt, beschloß aber sein Leben, hochbetagt, als der älteste im Cardinal-Collegium, am 4. Nov. 1685 zu Aix, wo er auch seine Ruhestätte gefunden hat. In seinem Auftrage hat Venasque seine Genealogie der Grimaldi geschrieben, die er auch diesem kenntnißreichen Kirchenfürsten gewidmet hat.

b) 2) Linie Agostino's.

Agostino (1554—77—92) qu. Giambattista war Baron von Montepelo im Neapolitanischen, Senator in Genua 1581 und farb 1592; seine Witwe Maria Doria qu. Paolo, die noch 1595 lebte, hatte ihm vier Töchter geboren: Maddalena (1581—1627), verm. 1603 mit Giambattista Doria qu. Nicolò; Benedetta (1581, gest. 7. April 1657), verm. 1606 mit Luca Pallavicini (gest. 1630); Isabella 1594 und Giovanna 1594, verm. 1609 mit Stefano de Marini qu. Cattaneo, und den einzigen Sohn Nicolò (1594—1636), der Montepelo zum Herzogthume erheben ließ, 1609 die Paola Maria Spinola qu. Giulio heirathete und 1636 farb. Seine Kinder waren: 1) Agostino, Herzog von Montepelo 1636; 2) Giuseppe 1635; 3) Giulio, Jesuit; 4) Giambattista 1636; 5) Gioelamo 1635; 6) Franco 1635; 7) Giovan Maria 1635; 8) Maria 1635, verm. 1640 mit Marcello Raimondo; 9) Rainerio 1635, Theatiner; 10) Giovan Domenico 1635; 11) Angelo Giovanni 1636; 12) Isabella 1635 und 13) Maddalena 1635. Deseiben werden sämmtlich noch von Venasque als lebend aufgeführt und haben ohne Zweifel auch Nachkommenschaft im Neapolitanischen hinterlassen; doch ist über dieselben nie bis jetzt nichts bekannt geworden. Die genuesischen Quellen wissen von ihrer Descendenz weiter nichts, als daß des Giovan Maria (7) Tochter Giulia sich mit einem Baron Randolna aus Catania vermählt habe; ich finde daneben noch eine Antonina, Tochter eines Giovan Maria Grimaldi und einer Venasque, die den Scillanti Giuseppe Trovati, vierten Nachfahre von Torres (gest. 1741), geheirathet hat.

b) 3) Linie Francesco's (Herzoge Grimaldi in Spanien).

Francesco (1554—87) qu. Giambattista war in spanischen Kriegsdiensten und half u. a. mit bei Eroberung von Portugal; er hatte zwei Gemahlinn die Felia Pallavicini und von ihr neun Kinder: a) und b) Anna und Silvia, Karmeliterinnen in Genua; c) Maria, Gem. des Giovan Antonio Sauli qu. Vincenzo; d) Maddalena (1630), verm. 1602 mit Giambattista Cattaneo qu. Domenico; e) Gerolamo, verm. 1610 mit Silvestro Grimaldi qu. Alessandro; f) Domenico 1609, gest. 1616 zu Neapel; g) Giovan Agostino, gest. jung;

h) Rainerio, gest. 1618 jung, und i) Tommaso (1609—34), der mit Dorothea Pallavicini qu. Agolino (geb. 1607, verm. 1624) zwei Töchter, Lelia (1634) und Veronica (1634), und sechs Söhne erzeugte: Francesco (1634), Domenico (1634), Giambattista (1634), Ignazio (1634), Filippo Maria (1665) und Rainerio (1634—74), Gemahl der Spanierin Gerónima Juniquez. Aus dieser Ehe entsprossen: a) Gerónima, Konst. 1674; b) Teresa, verm. mit Filippo Cataneo qu. Giovan Giacomo; c) Tommaso, gest. als Kind; d) Francesco Maria, der das Geschlecht forsetzte, und e) Girolamo Maria, geb. 15. Nov. 1674, der sich dem geistlichen Stande widmete, 1704 außerordentlicher Rantius in Avignon, 1705 in Brüssel war, dann Gesandtschaften für die Curie in Polen und Deutschland ausrichtete, 1730 zum Cardinal und Legaten in Bologna ernannt ward, wegen Krankheit dann einige Jahre später sich zur Erholung nach Neapel begeben wollte, jedoch unterwegs auf der Reise am 17. Nov. 1733 starb. Sein Bruder Francesco Maria 1694, gest. 22. Sept. 1754, hatte die Giovanna Pallavicini qu. Giovanna Francesco zur Gattin und hinterließ von ihr zwei Söhne: Rainerio, von dem hernach, und Girolamo, geb. 1709, spanischer Herzog von Grimaldi. Als jüngerer Sohn war er zum geistlichen Stande bestimmt; er erhielt seine Erziehung in Rom; bald hieß er wegen seiner feinen Manieren und seiner imponirenden Erscheinung allgemein nur „lo bel abbe“. Gewandt wie er war, erhielt er auch von der heimathlichen Republik eine Mission an den Hof Ferdinand's VI. von Spanien, der bald seine Talente zu würdigen verstand, ihn erst mit einer Gesandtschaft nach Schweden vertraute, dann ihn 1745 zum Gesandten in Wien ernannte. In Schweden hatte er Rinn's Bekanntschaft gemacht; er bot ihm 1750 an, in spanische Dienste als königlicher Hofbotaniker zu treten, doch lehnte derselbe es, ungeachtet der künftigen Bedingungen, die ihm Grimaldi stellen konnte, ab. Im J. 1757 war er als Gesandter im Haag, 1761—62 in Paris, wo er den Bourbonnischen Familienvertrag abschloß; im ersten Jahre hatte er den Titel eines diensthabenden Kammerherrn und einen hohen Orden empfangen. Heimgekehrt nach Madrid, wurde er 1763 Premierminister und Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten; auch unter Karl III. erfreute er sich hoher Gunst. Er ließ die veraltete Statute Philip's V. von Buenretiro nach Madrid bringen, ihr den Kopf abnehmen und dafür den seines Herrn, Karl's III., aufsetzen; in Aranjuez, das er besonders liebte, baute er die Casa de las vacas und legte eine ausgedehnte Hofländerei an. Doch fiel er schließlich in Ungnade bei dem Kronprinzen Karl (IV.), weil eine angeblich auf seine Veranlassung ausgerüstete Expedition gegen die Corsaren von Alger mislungen war; er legte sein Vortruesseil 1777 nieder, das der Graf von Floridablanca übernahm, und ging als Gesandter nach Rom, entsagte aber noch in demselben Jahre diesem Posten und schied ganz aus dem spanischen Staatsdienste aus. Als Ersatz dafür empfing er noch 1777 den Orden vom Goldenen Biele,

eine Jahrespension von 20,000 Dobloneu und die erbliche Granbrera erster Classe als Herzog Grimaldi. Er zog sich nach Genua zurück⁴⁹⁾, wo er sich als eifriger Bürger, besorgt um Sicherheit und Reinlichkeit seiner Vaterstadt, bewährte. Er empfahl, leider vergeblich, die Erweiterung des Platzes von Acquaverde und wollte dazu aus eigenen Mitteln einen kleinen Garten und alle die Häuser ankaufen, die die rechts zu dem Nonnenkloster della Rove und zur Kirche della Visitazione führende Straße bilden. Doch stieß er dabei auf solche Schwierigkeiten, namentlich bei den großen Hauseigentümern, daß er dies Project fallen ließ; dafür faufte er zwei Boutiquen mit einem schwach besetzten obern Stockwerk, die links an der Straße Sta. Caterina nach der Acquasola hin lagen, und schenkte sie der Commune, welche sie einriete und so den Weg erweitern ließ. Er ertheilte auch manche gute Rathschläge hinsichtlich der neuen Festungsmauern und rieth zur Vollendung und Erweiterung der Redoute dello Sperone. In seinem Testament setzte er zahlreiche Legate aus, zur jährlichen Aussteuerung armer Mädchen, zur Gründung einer Waisenschule für die Söhne armer Soldaten, in der außer der Kriegesunde Schönschreiben, Deutsch und Französisch und andere nützliche Kenntniffe gelehrt werden sollten. Der Herzog starb, 80 Jahre alt, am 30. Sept. 1789 zu Genua; viele ungedruckte Briefe von ihm besaß Oberst James Edward Smith in London, andere sind im British Museum. Sein älterer Bruder Rainerio (1730), der als Diplomat in geneuesischen Angelegenheiten vielfach verwendet worden, starb vor ihm; er war zweimal verheirathet. Aus erster Ehe mit Maria Clavesana qu. Francesco stammte nur eine Tochter Giovanna, geb. 1733, gest. 29. Oct. 1757, verm. mit Giovan Carlo Pallavicini qu. Paolo Girolamo, späterem Dogen von Genua (gest. 25. April 1794), aus zweiter mit Maria Rosalia Spinola qu. Giovan Antonio die Tochter Anna, Gem. des Giovan Francesco Grimaldi Geda qu. Nicolo, und der Sohn Francesco (1769), als des Oheims Erbe zweiter Herzog Grimaldi und Grand von Spanien, gest. 1794, verm. mit Laura Spinola qu. Nicolo Giuseppe. Derselbe gebar ihm nur zwei Töchter: Maria Rosa, gest. jung, und Teresa 1826, Herzogin Grimaldi, verm. mit Alessandro Pallavicini qu. Nicolo Ignazio (geb. 1778), deren ältester Sohn Francesco Camillo Pallavicini, geb. 1809, jetzt den spanischen Granbrenntel eines Duque Grimaldi führt.

B. Linie Boarello's.

Boarello (1242—72) war 1242 einer der acht Robili, 1252 Gesandter in der Provence, 1262 in Frankreich, 1266 bei der Curie, 1272 in Neapel; 1260 unterhandelte er mit Ludwig IX. wegen der Kreuzflotte; 1265 war er Anziano; denn er ist unzweifelhaft mit dem damals in dieser Eigenschaft genannten Bonavassallo Grimaldi identisch. Er starb vor 1278, in welchem Jahre

49) G. Gaggiero, *Compendio delle storie di Genova dall' anno 1777—97*. Genova 1851. 8. p. 98—69.

seine Witwe Agnese genannt wird, und hinterließ vier Kinder: Isabella (1282), die einen Sohn des Jacaria de Castro heirathete, Corrado, von dem hernach, Emanuele 1290 und Giacomo 1271, verm. mit Gattarina Fieschi qu. Alberto, die schon 1278 und 1282 als Witwe erscheint; ihre Kinder waren: Garacosa, Witwe des Sorlene Cirala qu. Nicolò (1284—1346), Giovanni (1278—80) und Dboardo (1278—83—1303), Gemahl der Isabella Grimaldi (Witwe 1346) und Vater von Agamemnone (1302) und Dboardo (1302), der mit Pino Spinola qu. Alberto in kinderloser Ehe lebte.

Corrado (1291—1306), Cavalier durch Karl von Anjou, der ihn zum Gouverneur von Badecaria und Camerana ernannt haben soll, war Herr von Stella und 1306 Podeslä in Bologna; er starb vor 1324 und hinterließ den Leonardo (1308—24, gest. kinderlos) und den Boarello (1308—27—43), Rath des Königs Robert von Neapel, dem er mit vier Schiffen gegen die Catalanen diente; er heirathete Ginevra Salvago qu. Domenico (1329) und starb 1343. Aus seiner Ehe entsprossen zwei Töchter: Maria (1327) und Selvaggia (1327), und zwei Söhne: Grimaldo 1327 und Corrado, Herr von Stella (1327—43—64). Letzterer, Angiano der Republik, heirathete Isabella Doria qu. Monette und ward Vater von: a) Boarello, von dem unter a); b) Dboardo, von dem unter b); c) Luca, von dem unter c); d) Grimaldo 1383, Gem. der Maria Cattaneo Mallone qu. Stefano (Witwe 1410—25), Vater des Stefano (gest. 1420), verm. mit Ginevra Genturione Beschignone qu. Galotto, und Großvater der Andreola (1437, verm. mit Boaruelle Grimaldi qu. Ingo) und Ginevra, und e) Antonio, der 1384 im Priesterstande lebte.

a) Linie Boarello's (de Castro).

Boarello (1376—88—1414) war Mitbesitzer von Stella, das er 1390 mit seinen Verwandten an Genua veräußerte; er starb 1414 und hatte drei Söhne: Filippo (1388), Battista und Ingo, Herren von Garosio (1403—16), Dr. juris und Ritter, ein gelehrter und wohlhabender Mann, der vierundzwanzigmal als Gesandter in Genua's Diensten fungirte und schließlich auf Staatskosten begraben worden sein soll. Er war zweimal verheirathet, zuerst mit Maria Doria qu. Domenico, dann mit Violante Grillo qu. Marcello, die sich hernach mit Domenico Pallavicini wieder vermählte und noch 1458 als dessen Witwe lebte. Aus Ingo's erster Ehe entsprossen: a) Maria (1446—67), Gem. des Stefano Ferrari qu. Novello; b) Battina, von der hernach; c) Bianca (1390—1444—60), Gem. des Baldoassare Spinola qu. Luciano; d) Girolamo 1431 und e) Boaruelle (1432—67), Herr von Garosio, genuesischer Gesandter in Mailand, verm. mit Andreola Grimaldi qu. Stefano, Vater von vier Kindern: a) Benvenuto 1497; b) Brigida (1468—79), Gem. des Nicolò Scarampi qu. Raimondo; c) Filippo (1491—1501), der mit Maria di Regio die Orletta (1501, verm. zuerst mit Luigi Rodino aus Bianco, dann mit Costantina

de Giorgi aus Albenga) und den Giovan Giacomo (1520) zeugte, daneben auch einen Bastard Francesco (1501—54) hatte, und d) Battista (1479—89), der 1489 florentinischer Feldhauptmann gegen die Vianer war, die Servaggio Salvago qu. Francesco zur Ehe hatte und den Luca, Girolamo (1522) und Ingo (gest. 1534) hinterließ; des letztern Witwe Bellina wird 1534 mit ihrer einzigen an Leonardo Orimaldi qu. Taddeo vermählte Tochter Dnorata genannt.

Battina, des ältern Ingo Tochter, war 1442 mit Francesco de Castro vermählt, der mit seinem Bruder Antonio (Angiano 1451 und 1462, Gesandter in Tunis 1464) sich in den Albigern der Grimaldi adoptiren ließ, mit letzterem 1443 die Ausnahme der Liva und Geba in denselben genehmigte und 1447 und 1455 Angiano war. Er hatte drei Söhne: Urbano, Giuliano, der 1487 genuesische Schiffe gegen die corsischen Rebellen führte und mit Angeletta Camarino den Francesco zeugte, und Raffaele Grimaldi olim de Castro, der 1487 den rebellischen Gorkensdäupling Giovanpaoletta Becca als genuesischer Generalcommissar verjagte, hernach päpstlicher Schatzmeister und 1496 Gouverneur von Netti und Tervi war, die Flotte Maximilian's I. gegen Florentiner und Franzosen führte und deshalb von jenem zu Sarzana am 16. Jan. 1497 zum Ritter und Palzgrafen erhoben ward, mit dem Rechte, den kaiserlichen Adler im goldenen Felde in seinem Schildhaupt zu führen; hernach diente er 1501 dem Könige Karl VIII. von Frankreich bei Eroberung von Melitino. Mit Gactia Rocca erzeugte er den Urbano und Francesco, den Karl V. durch Privileg vom 10. Oct. 1531 zum Palzgrafen, Rath und Ritter ernannte; als genuesischer Gesandter weilte er 1547 am kaiserlichen Hofe und starb nach 1554, verm. mit Cecilia Spinola qu. Luca. Sein ältester Sohn Raffaele ward infolge dem kaiserlichen Patente zugleich mit dem Vater in den Palzgrafenstand erhoben; er lebte noch 1568 in kinderloser Ehe mit Orletta Genturione, Tochter des Marschese Marco von Garpa. Sein jüngerer Bruder Luca ging 1577 als genuesischer Gesandter zum Kurfürsten von Brandenburg, Francesco I. Medicin von Toscana, dann 1581 zur Kaiserin Maria, 1598 zu Margaretha von Oesterreich, Königin von Spanien; 1587 ward er zum Senator gewählt und bekleidete von 1605—1607 die höchste Würde in der Vaterstadt, das Dogat. Er heirathete 1597 Nicoletta Grimaldi, des Herzogs Battista von Terranova Tochter, und hinterließ von ihr fünf Kinder: a) Cecilia, verm. mit Giambattista Marini, Marschese von Castonuovo; b) Maria, verm. mit Giovanmaria Vicentini, Marschese von Notta; c) und d) Maddalena und Cornelia, Nonnen in S. Eufebiano zu Genua, und e) Francesco, der mit Nicoletta Doria qu. Giambattista vermählt war, aber kinderlos die Linie der Grimaldi olim de Castro brachließen hat.

b) Linie Dboardo's.

Dboardo (1384) hatte die Andreola Doria qu. Leonardo (Witwe 1412—35) zur Gemahlin und von

dieser drei Kinder: Francesco, von dem hernach; Franca, Gem. des Corrado Grimaldi qu. Filippo, und Giovanni (1412—20—34), verm. mit Ginevra Gentile Avogario qu. Giulio und Vater von: Euglia 1438, Gem. des Pietro Romellini qu. Franco; Domenico 1438, gest. jung; Odoardo 1448; Giovanni 1448 (Anziano 1461); Pellegrino 1448 (Anziano 1453) und einen andern Domenico 1448, der von Ginevra Doria qu. Girolamo die Euglia (1445) und den Giovanni hinterließ, der später Mönch unter dem Namen Fra Domenico wurde.

Francesco qu. Odoardo (1438—48—70) war 1448 Anziano, Gemahl der Elana Grimaldi qu. Maddalena und Vater des Bartolommeo 1479, dessen Witwe Bartolommea Patro qu. Nicolo qu. Lanfranco aus dem Geschlechte der Maonelli von Ghio 1498 und 1512 mit ihren Kindern erscheint. Dieselben waren: a) Petretta 1498; b) Elana 1498; c) Giambattista 1507, gest. jung 1512; d) Domenico (1496, gest. 1512); e) Girolamo (1498—1512) und f) Francesco (1498—1512—36), verm. mit Tommasina Cattanéo qu. Angelo (1528, Witwe 1564), Vater einer Tochter Maria (1536), verm. mit Giacomo Pallavicini qu. Agostino, und von fünf Söhnen: a) Stefano 1536—46, verm. mit Maria Doria qu. Melchiorre (1546, Witwe 1560), die ihm die Virginia (1558), Gattin des Marchese Paolo Antonio von Clavefana, den Nicolo (1558—64—70) und Francesco (1558—64—73) gebar; letzterer ist nach den genealogischen Genealogien kinderlos gestorben; Venasque dagegen, der ihn 1586 mit der grausamsten Hölle gegen die Türken kämpfen und 1591 die päpstlichen Galeeren führen läßt, gibt ihm die Maddalena Spinola zur Gemahlin und zu Kindern die Maria Maddalena, Nonne in S. Sebastiano zu Genua, und den Stefano, der 1624 gegen die Türken geblieben sei; b) Nicolo 1536; c) Giambattista 1536; d) Vincenzo (1536—44—64), verm. mit Cattarina Cebà Grimaldi qu. Bernardo, kinderlos, und e) Bartolommeo (gest. 1536). Letzterer hatte die Beatrice Ghisliniani qu. Antonio geheiratet und von ihr vier Söhne: a) Antonio (1536—58); b) Pasquale (1536—46, gest. 1558), Vater des Antoniotto (1558); c) Stefano (1536—88), Vater des Carlo, Giovan Stefano und Giovan Antonio, die 1573 erwähnt werden, und d) Agostino (1536—58). Letzterer hinterließ die Laura (1573), den Felio (1573), Giovan Lorenzo (1573), Cristione (1573), Ritter des Christus-Ordens in Portugal, und den Giambattista 1573, der sich in Sevilla niederließ; von seinen drei Söhnen starb Vincenzo 1643 als Augustiner in Rom; Giovan Agostino war Provincial der Carmeliter in Genua; Bartolommeo soll sein Geschlecht in Sevilla fortpflanzen haben; doch ist von seinen Nachkommen mir nichts bekannt geworden. So viel ist jedoch sicher, daß die spanischen „Grimaldi“, welche später den Marchesstitel erhielten, in keinerlei Beziehung zu dieser Linie sehen können.

e) Linie Luca's.

Luca qu. Corrado, Herr von Stella und Novi (1372—88—96), war 1364 Gesandter in Kragon, verkaufte 1390 seinen Anteil an Stella an Genua und geleitete 1396 den König von Cypern mit den Galeeren der Republik heim in sein Reich. Er heirathete die Maria Romellini qu. Ausaldo (1364) und erzeugte mit ihr: a) Oberto, von dessen Zweig unter 1); b) Eiko 1398; c) Ausaldo, von dessen Zweig unter 2); d) Matteo 1400 und e) Imperiale 1398, Vater der Georgietta (1479), die erst einen Grimaldi, dann den Meliaduce Spinola Russo qu. Giacomo heirathete, und des Girolamo (1479), der mit Violante Cirala qu. Giacomo zwei 1477 lebende Söhne, Imperiale und Vincenzo, erzeugte.

1) Zweig Oberto's.

Oberto (1393—1420) verheiratete 1420 in Genua mit den Florentinern deßhalb Friedensabslusses mit seinen Bettern, den Grimaldi von Monaco; er war mit Isabella Grimaldi qu. Giano verheiratet, die noch 1442 als Witwe erscheint, und hinterließ den Giacomo, 1442 in kinderloser Ehe mit Antonia Ghisli qu. Simone; den Cristoforo 1442, die Bonetta, gest. 1442, Gem. des Dr. Antonio de Traganti, die Bartolommea (1442—62), Gem. des Raffaele Agnoli qu. Rodovito, und den Barnaba (1439—42—67), Gesandten in Florenz 1439 und Gemahl der Teodora Ghisliniani qu. Giuliano, die 1484 als Witwe lebte. Von ihnen entsproßen: a) Oberto 1477, Gem. der Cattarina Gentile qu. Nicolo, Vater des Oberto (1534), verm. mit Simona de Marini qu. Bantaleo und Großvater des Giacomo (gest. 1534); b) Isabella (1477—84), verm. mit Giorgio Grimaldi qu. Angelo; c) Maria 1477; d) Gerolamo 1477 und e) Giuliano 1477, der 1487 für Genua zehn Galeeren gegen die Florentiner führte und Lino Lercavello qu. Scirione zur Gattin hatte. Sein Sohn Barnaba (1511—22—36) heirathete die Nelsia Centurione qu. Giuliano, die 1548 Witwe war; von ihren Kindern sind, obgleich Venasque noch zwei andere Söhne nennt, nur die Söhne Battista und Ottaviano, die beide 1522 lebten, verbürgt, und die Tochter Teodora (1522), Pellegrina (1522) und Francesca (1522—47), die mit Giovanni Antonio Romellini qu. Cesare vermählt, jedoch kinderlos war.

2) Zweig Ausaldo's.

Ausaldo qu. Luca (1373—1416) war 1400, 1405, 1413, 1416 Anziano, 1405 gerieth er in venezianische Gefangenhaft, erlangte jedoch bald seine Freiheit wieder; er heirathete Argenta Grimaldi qu. Percivalle aus der Linie der Herren von Polcastro, die um 1445 gestorben ist; ihre Kinder waren: Luca (Nuchino), von dem hernach; Elana (1439), Gem. des Agostino Trotti, und Leonardo, Anziano 1456, Gesandter in Frankreich 1458, der mit einer Saracina den an Clarissa Bronzonterio qu. Giacomo verheirateten Taddeo (1487—1506) erzeugte. Letzterer, der 1487 eine Gefandtschaft

in Mailand ausrichtete, hinterließ die Susanna (1508), die Battina (1518), Gem. des Francesco Imperiale qu. Bartolommeo, und den Leonardo 1508, der mit Donata Grimaldi qu. Ingo drei 1534 lebende Kinder: Bartolommeo, Leonardo und Alessandra, erzeugte.

Luca (Eudino) qu. Ansaldo (1438—1471), Dr. juris, war 1443 einer der beiden Capitani della libertà und 1466 unter den Nobili, welche die Befehle der Republik zu ertheilen hatten; er ging 1446 als Gesandter zu Nikolaus von Aragon, 1455 und 1473 zu den Herzogen von Burgund, 1457 zum König René von Provence, 1461 und 1466 zum König von Frankreich, 1465 und 1471 zum Herzog von Mailand; in seinem Testament vom Jahre 1473 stiftete er reiche Legate für seine Familie, die bei der Bank von S. Giorgio deponirt wurden. Er heirathete zuerst Lucrèzia Italiano Ravaggi qu. Giacetto, dann Isabella Salvago qu. Meramo (Witwe 1475) und hatte elf Kinder: a) Giambattista, von dem hernach; b) Luca (aus erster Ehe) 1475, Gesandter bei der Curie 1481 und 1484, in Mailand 1486, bei Maximilian I. 1496, verm. mit Francesca Cicala qu. Cattaneo und Vater des Eoberto 1518 und der Battina 1513, Gem. des Agostino Visconti qu. Girolamo; c) Petria (aus zweiter Ehe) 1475, verm. mit Francesco Centurione qu. Filippo; d) Argenta (aus zweiter Ehe) 1468, verm. mit Meramo Salvago; e) Francesca (aus zweiter Ehe) (1475—1526), verm. mit Agostino Grimaldi qu. Girolamo; f) Franca (aus zweiter Ehe) (1475—1526), verm. mit Girolamo Centurione qu. Filippo; g) Eudina (1475—1526), verm. mit Bartolommeo Giustiniani qu. Giovanni; h) Nicolo (aus zweiter Ehe); i) Battina (aus zweiter Ehe), verm. mit Giorgio Cicala qu. Giacome; k) Maria 1456, verm. mit Antonio Bianchi, und l) Bernardo (1473—86), Gemahl der Violante Cicala qu. Giacome (1486, Witwe 1537) und Vater von: Nicolo 1489, gest. kinderlos, Pellegra 1486, Benedetta 1499, Francesca 1528, Gem. des Girolamo Grimaldi Oliva qu. Pietro, und Maria, 1537 verm. mit Girolamo Gentile qu. Francesco.

Giambattista qu. Luca (1465—1514), Ansaldo 1465—1503, ging 1471 als Gesandter an den König von Neapel, war 1481 Statthalter von Gorrice, nahm 1484 für Genua Besitz von Sarzana und richtete 1502 und 1510 Gesandtschaften in Frankreich aus. Er heirathete zuerst Pellegra Binelli, dann eine andere Pellegra, die aber nur eine Tochter Battina (1524—39), Gem. des Vincenzo Sauli qu. Vendinelli, gebar; dagegen stammten aus seiner ersten Ehe acht Kinder: a) Eustachia, verm. mit Regnora di Negro qu. Filippo; b) Ansaldo der Große, von dem hernach; c) Tommasina (1524—39), verm. mit Giuliano Centurione Cantelli qu. Nicolo; d) Eugenia (1524—29), verm. mit Tommaso Salvago; e) Eudisia 1518, verm. mit Leonardo Dotia qu. Cesare; f) Benedetto, von dem nach dem Bruder; g) Violante (1524—39), verm. mit Francesco Pallavicini qu. Tobia, und h) Brigida (1524—39), verm. mit Battista Spinola qu. Antonio. — Ansaldo der Große (1494—1539) war 1494 und 1499 Ge-

sandter in Mailand und Frankreich, ebenso 1512 wieder in Mailand, begrüßte 1490 im Namen der Republik Kaiser Maximilian I., half 1512 dem Ottavio Gregorio das Regat erlangen, und war 1535 Senator. Unendlich reich, baute er auf eigene Kosten Kirche und Kloster der Augustiner von Sta. Maria di Genofazione in Vigevano, die im 17. Jahrh. zerstört wurden, damit die Festungswerke Genua's erweitert werden könnten. Bei der Bank von S. Giorgio hinterließ er bedeutende Legate zu Gunsten des Vaterlandes, der Armen und seines Hauses; daher beschloffen die Protectoren der Bank 1536, ihm und seinem Erben Girolamo, wie dessen Nachkommen, volle Immunität von Zöllen zu verleihen. Wegen so hoher Verdienste um die Republik ward ihm nach seinem 1539 erfolgten Tode eine von Giovanjacopo della Porta verfertigte Rarmorstatue²⁹⁾ errichtet, die anfänglich im Palast der Signoria, dann seit dem vorigen Jahrhundert in der sogenannten Sala della scrittura in dem Palaste der Bank von S. Giorgio aufgestellt war, wo sie heute noch zu sehen ist. Ansaldo ist ferner dargestellt; in der Hand das Motto: Quid patriae non suadet amor? Die Inschrift lautet: Ansaldo Grimaldus patritius de Genuensi Republica apprime meritis, quater mille locorum quaterque ex eorum fructibus in sortem conduplicandorum publico deputatis, unde Genuenses cives vectigalibus alimentorum levarentur, eorumque praetoriaris orientalis occidentalis orae ordinario tributo capitatione ipsorum absolveretur, in eaque urbe pulsa ignorantia pro ea sapientia et utriusque iuris prudentia ceterorumque liberalium artium studia revocarentur, paupertati religionis monasteriorum piorumque publicorum locorum ausibus et necessitatibus subveniret, de quibus in Cartulario R plenius videtur, propterea occupationum Sancti Georgii Protectores de MDXXVI hanc aum sententiam decus locaverunt eiusque viri et R^m Hieronimi cardinalis fratris filii posterisque alimentarii vestiarii vectigalium immunitatem perpetuo fruemdam approbavit. Einen ansehnlichen Theil seines Vermögens hatte Ansaldo für die Legate verwendet, da die einzige Tochter, die er von Benedetta Grimaldi qu. Luca, aus der Ehe der Wittbater von Montone, hatte, Bellina, 1520 in jungfräulichem Alter gestorben war; zum Unterhalten hatte er seinen Neffen, den Cardinal Girolamo, ernannt.

Sein Bruder Benedetto, 1499, war wenig bedeutend; er erscheint 1500 als Officiale di mercanzia, starb 1501 und hinterließ von Pellegra Sauli qu. Vendinelli (Witwe 1501, gest. um 1520) die Tochter Cattarina, 1500, die den Salvago Regroni qu. Emeone heirathete, und drei Söhne: Agostino (1506, gest. 1514), Vendinelli (1506, gest. 1518) und Girolamo (1506, gest. 1547), des reichen Oheims Erben. Er hatte verschiedene hohe Würden in der Vaterstadt bekleidet und mancherlei diplomatische Missionen ausgerichtet, als seine Gemahlin Francesca Cattaneo qu. Tommaso starb. Da

trat er in den geistlichen Stand, ward bald Bischof von Piacenza und 1527 Cardinal mit dem Titel S. Giorgio in Velatro, dann Bischof von Brugnato 1531, hierauf Erzbischof von Bari und päpstlicher Legat a latere in Genua 1535, zuletzt 1543 Erzbischof in Genua; er ist 1547 in der Vaterschaft gestorben und zu La Soffietta begrabener. Er hatte zwei Söhne: Aurelio 1554 und Antonio (1556—1600), der mit Benedetta de Pastine qu. Giuliano (1558) die Aurelia (1600), Gem. des Giuseppe Arnaldi aus Finale, die Della (1606), Gem. des Pier Battista Levato, den Giambattista 1598 und den Ottavio (1605—35) zeugte, wovon letztere in seiner Ehe mit Livia Grimaldi qu. Agostino Vater des Antonio (gest. als Kind) und des Agostino (1635, verm. mit Beatrice Doria qu. Pagano, kinderlos) geworden ist. Die rechtmäßigen Kinder des späteren Cardinals waren zwei Töchter: Franca (1524) und Tommasina (1524), verm. mit Paolo Doria qu. Giambattista, und wie 1528 in das goldene Buch eingetragene Söhne: Giambattista und Luca, von deren Linien unter a) und b).

a) Linie Giambattista's.

Giambattista (1524—63—99) war 1559 Gesandter in Spanien, 1566 bei Paph V., 1591 Senator der Republik. Seine zahllosen Schätze verwandte er treulich zum Besten des Vaterlandes; daher wurde ihm gegenüber der großen Aula des Palastes von S. Giorgio auf Befehl der Protectoren der Bank vom 24. Nov. 1565 eine Statue errichtet, die, von Giambattista da Crema ausgeführt, ihn sitzend darstellt⁵¹⁾ und folgender, seine hohen Verdienste specifizierende Aufschrift trägt: Baptista Grimaldus Hieronimi filius aetate adhuc florens ac vigenus, ut verus amator patriae, illam ingenti munere sic auxit ut ex duobus supra ducentum quinquaginta multiplicandis locorum millibus omnibus pene Reipublicae commodis liberalissime prospexerit, ex his enim inossit curiam instaurari, portum, molem, aqueductus aedificari, triremes parandas ornari, annonam conservari, denique tolli vectigalia, atque onera totius dictionis minui. His accessit cura sacrorum omnium qua cunctis prospectum est monasteriis tam viro quam mulierum, quam etiam xenodocheia sublevare, redimi captivos, pauperibus consuli, virgines inopem matrimonio iungi, ac plura huiusmodi alia pietatis opera religiosissime fieri deerunt, pro quibus omnibus tam liberaliter tam prudenter ac sapienter actis Praefecti Divi Georgii ad honorem civium animos excitandos hoc publicum honoris monumentum erigendum curarunt MDLXV. Giambattista war mit Maria Negroni qu. Alessandro vermählt und hatte von ihr folgende Kinder: a) Alessandro, von dem unter a) 1); b) Eutimio, verm. mit Felice Pallavicini qu. Simone, kinderlos; c) Ravina

1553; d) Ansaldo, von dem unter a) 2); e) Maddalena (1553—61), Gem. des Stefano Pallavicini qu. Simone; f) Agostino 1553; g) und h) Veronica und Girolama, Nonnen 1567—1616.

a) 1) Linie Alessandro's.

Alessandro, gest. 1597, erzeugte mit Maria Cataneo qu. Silvestro vier Kinder: a) Silvestro, von dessen Linie unter a); b) Maria 1590, verm. mit Vincenzo Centurione Oltramariano qu. Grisoforo; c) Pier Francesco, von dessen Linie unter b); und d) Giambattista 1599, verm. mit Maddalena Serra qu. Girolamo, die sich nach seinem 1614 erfolgten kinderlosen Ableben auf Neue mit Giambattista Serra verheiratete.

a) Zweig Silvestro's.

Silvestro war in spanischen Kriegsdiensten, 1631 Ritter des Ordens von Alcántara, und starb 1642, von Girolamo Grimaldi qu. Francesco fünf Kinder hinterlassend: Eutimio, Gem. des Francesco Grimaldi qu. Agostino; Francesco, Malteser 1639; Ansaldo 1634; Giambattista 1634 und Agostino (1634—51—82), der mit Isabella Spinola qu. Francesco den Francesco 1682 und Silvestro erzeugte. Letzterer, 1682, ward in seiner Ehe mit Anna Sauli qu. Ottavio Vater von Agostino 1706, Giambattista, Malteser 1725, Ansaldo, gleichfalls Malteser, und Ottavio 1719, der die Cattarina Doria qu. Giovan Carlo, Witwe des Stefano Spinola qu. Carlo, zur Gattin hatte, von ihr aber nur zwei Töchter hinterließ, von denen die jüngere Anna den Carlo Romellini qu. Agostino heirathete, die ältere Girolama sich 1767 in erster Ehe mit Carlo Pallavicini qu. Luca (gest. 1814) verband, dann sich zweiten Mal, zum zweiten Mal ihre Hand dem Luca Guistiniani qu. Alessandro reichte und ihre Linie beschloß.

b) Zweig Pier Francesco's.

Pier Francesco I. (1599—1647) war 1630 spanischer Statthalter von Savona, erworb Campotejar in Spanien und empfing daher 1643 einen erblichen Marschalltitel zugleich mit der Würde eines Generalfeldmarschalls im Königreiche Granada und starb unendlich reich 1647. Von Aurelia Romellini qu. Pietro, die um 1648 als seine Witwe begegnet, hinterließ er zwei Töchter: Silvia, Renne 1648, und Brigida, Gem. des Michele Imperiale, dritten Marschalls von Dora im Neapolitanischen, und den Sohn Alessandro (1634—73), Marschall von Campotejar, der von 1671—73 das Dogat in Genua bekleidete. Derselbe heirathete mehr 1639 die reiche Erbtöchter Silvia Romellini qu. Giovan Giacomo, dann die Maddalena Grillo qu. Nicolò, des Giambattista Spinola von Francavilla Witwe, und war Vater von fünf Kindern: a) Giambattista, gest. jung; b) Pier Francesco, von dem hernach; c) Camilla, verm. mit Filippo Romellini qu. Giovan Francesco; d) Giuseppe⁵²⁾, geb.

51) Varni Appunti artistici sopra Genova. Genova 1870. S. 107.

52) Vergl. die Beschreibung zu Balthasar auf einem folgenden Blatte: The genealogy of the family of Grimaldi of Genoa and

1640, eingetragen ins goldene Buch 1671, in demselben Jahre vermählt mit Artemisia Spinola qu. Cristoforo, gest. 1716 und in der Kirche S. Luca begraben, Vater von: Francesco, Gem. des Giovan Lanfranco Grimaldi Gebä qu. Nicolò, Anna, verm. mit Antonio Regroni qu. Ambrosio, und Alessandro, gekauft 1677 in S. Luca, im goldenen Buche 1697, gest. 1704; seine Gattin Selvaggia Comellini qu. Agostino gebat ihm nur einen jung verstorbenen Sohn Giuseppe, und o) Giovan Giacomo 1639, verm. mit Giovanna Sauli qu. Ottavio, Vater der an Carlo Spinola qu. Luciano vermählten Silvia und des Alessandro (1675—97), der mit Maria de Mari qu. Nicolò den einzigen, unvermählt gestorbenen Giovan Giacomo (1727), Degen der Republik Genua 1756—58, erzeugt hat. — Vier Francesco II., geb. 1645, dritter Marschese von Campotejar (1659—62), hatte von Maddalena Imperiale qu. Carlo drei Söhne: Alessandro 1684, verm. mit Elisia Centurione qu. Filippo, gest. kinderlos; Ansaldo 1690 und Giambattista I. 1698, vierten Marschese, Degen von Genua 1752—54, verm. mit Angela Comellini qu. Francesco. Aus ihrer Ehe stammten: Maddalena 1725, verm. mit Girolamo Serra qu. Giambattista; Franco 1735, gest. 8. April 1800, und Vier Francesco III. Alessandro 1735, fünfter Marschese von Campotejar, Degen von Genua 1773—75, gest. 1791. Derselbe hinterließ von Giulia Durazzo qu. Giuseppe zwei Töchter: Ella 1751, verm. mit Giorgio Doria qu. Ambrosio, und Teresa, erst Gem. des Giacomo Spinola qu. Giovan Francesco, dann geschieden und wieder vermählt mit dem Cavaliere Falconieri aus Florenz, und zwei Söhne: Giuseppe 1760—98, dessen kinderlose Witwe Ella Durazzo qu. Giacomo Filippo noch 1820 lebte, und Giambattista II. (1752—1796), sechsten Marschese von Campotejar, gest. nach 1800, der den Mannstamm seiner Linie beschloß, indem er von Ella Grimaldi Oliva qu. Battista nur vier 1826 sämtlich am Leben befindliche Töchter hinterließ: a) Maddalena, siebente Marschese von Campotejar, Gem. des Paolo Girolamo Pallavicini qu. Carlo (geb. 20. Nov. 1756, gest. 18. Febr. 1833) und Mutter des Ignazio Alessandro, geb. 1800, der 1845 der Mutter in Campotejar gefolgt ist und von Eugenia Raggi den Erbgrafen Paolo Girolamo (geb. 19. Nov. 1830) hat; b) Maria, verm. mit Cesare Gentile qu. Pietro, kinderlos; c) Teresa, verm. erst mit Giambattista Comellini qu. Carlo, geschieden, dann mit Giovan Carlo Serra qu. Domenico, und d) Angela, Gem. des Marschese Ferdinando Landi aus Piacenza.

a) 2) Linie Ansaldo's (Marschese von la Pietra).

Ansaldo qu. Giambattista (1533—99) war Rath Philipp's II. von Spanien, der ihn zum Marschese von Roungno erhob, und hinterließ von Elena Silvia Citarella qu. Iobia, einer Edeln Neapel, die Emilia (1607—31), verm. mit Imperiale Doria qu. Giulio von Dolcarqua, den Giovan Francesco 1607, dessen ein-

zige Tochter den Giambattista de Franco, Marschese von Poggione, heirathete, und den Agostino I. (1603—7), ersten Marschese von la Pietra, Rath Philipp's III. von Spanien, meist in Neapel bedienstet. Derselbe hatte zur Gemahlin die Placidia Grimaldi Gebä qu. Antonio und noch drei Töchter: Isabella 1598, Brigida (1598—1612), verm. mit Carlo Doria qu. Imperiale aus dem Hause der Herren von Dolcarqua, und Lavina (1601—19), verm. mit dem Neapolitaner Giambattista Franco, und ebenso viele Söhne, von denen Giovan Girolamo (1598) und Ansaldo als Kinder starben, Francesco I. aber (1591—1647), zweiter Marschese von la Pietra, mit Settima Grimaldi qu. Silvestro sein Geschlecht fortsetzte. Außer einem Bafard Francesco überlebten ihn sechs Söhne: a) Agostino 1664; b) Ansaldo (1634—66), Gem. der Teresa Battaneo qu. Giovan Giacomo und Vater der Settima, verm. mit Carlo Spinola qu. Stefano, und der Camilla, verm. mit Carlo Comellini qu. Agostino; c) Giambattista, von dem hernach; d) Giovan Francesco 1665; e) Silvestro 1666, und f) Nicolò, geb. 6. Dec. 1645, der im geistlichen Stande eine glänzende Carrière machte. Inrich Merius der apostolischen Kammer und Präfect der Wegebaute in Rom, ward er im März 1696 Volante der Signatura delle grazie, im April Senator der Congregation für Vermögensangelegenheiten und Präfect der päpstlichen Almosensanstalt. Er beehrte diese Aemter dazu, um sich unendlich zu bereichern, legte sie aber im December 1701 nieder, um das Secretariat bei der Congregation der Bischöfe und Orden zu übernehmen. Am 17. Mai 1706 ward er Cardinal von Sta. Maria in Cosmedin, am 14. Sept. desselben Jahres ging er als Legat nach Bologna, ward dann Präfect der Consulta und am 8. Juni 1716 Cardinal-Priester von S. Matteo in Merulana; als solcher starb er zu Rom am 25. Oct. 1717. Er soll an barem Gelde 8 Millionen Scudi hinterlassen haben, von denen die Hälfte seinem Neffen Francesco II., viertem Marschese von la Pietra, zuzuf. Derselbe war der einzige Sohn seines Bruders Giambattista (1666) aus dessen Ehe mit der Römern Teresa Nignanelli; er hatte die Vincenza Centurione Oltramirini qu. Agostino zur Frau und von ihr die Teresa, Gem. des Nicolò Giuseppe Spinola qu. Paolo Francesco, den Giambattista (1748—93), verm. mit Girolamo Doria qu. Marcantonio, gest. kinderlos, und den Agostino II. (1748—1756), verm. mit Isabella Dorelli aus Florenz. Von denselben entstammten: Francesco, verm. mit einer Französin²²⁾, gest. kinderlos; Vincenza (1826), Gem. des Ottavio Comellini qu. Carlo und Enzigi, geb. 1762, sechster und letzter Marschese von la Pietra. Derselbe beschäftigte sich von Jugend an viel mit Musik und componirte auch verschiedene Sachen für die Violin; seine Gemahlin Laura Dinelli aus Florenz, Tochter eines Advocaten, galt gleichfalls für ausgezeichnet bewandert in der Musik; sie gab wiederholt Concerte. Ob er wirklich 1815 auf Monaco Ansprache

55) C6 Marie Antoinette Bourret, zum Tode verurtheilt vom Revolutionstribunal in Paris den 24. Messidor II. (1794)?

erhoben, wie man gewöhnlich liest, ist mir fraglich; es scheint da eine Verwechslung mit dem damaligen Chef der Linie von Antibes-Gagnes, von dem früher die Rede war, abzuwarten. Er starb am 31. Juli 1834 zu Turin, als letzter Grimaldi, der dem Stammlande treu geblieben; mit ihm erlosch der Mannstamm seiner Linie, da ihn nur drei Töchter überlebten: Isabella (1826), Gem. des Giovan Francesco Spinola qu. Domenico; Teresa (1826), unvermählt geblieben, und Maria Polissena, die am 23. Dec. 1820 sich mit dem Marschese Emilio Grimaldi Gebä vermählt hatte.

ß) Linie Luca's (Marschese von Velforte).

1) Luca qu. Girolamo, 1528 mit seinem Bruder in das goldene Buch eingetragen, empfing von Karl V. den erblichen Marscheseit, war 1564 genevischer Gesandter in England, um die Königin Maria zu ihrer Heirat mit Philipp II. zu beglückwünschen, und starb 1580 daheim, in der Kirche S. Luca beigesetzt. Er hatte Bellina Spinola, Tochter des Dogen Battista und Erbin von Velforte (gest. 1591), geheiratet und von ihr die Tochter Vittoria (1579, gest. 13. Juni 1595), verm. mit Giambattista Ballavacini qu. Damiano (gest. 1609), und den einzigen Sohn:

2) Girolamo, zweiter Marschese von Velforte (1580—1613), beherbergte 1606 in seinem prächtigen Palaste Rubens, der verschiedene Familienporträts malte, heirathete die Bellegra Imperiale qu. Giambattista (1599, gest. 1639, begraben in S. Luca) und starb 1613; er fand seine Ruhestätte in S. Nicolò di Vofchetto, wo so manche seines Geschlechts begraben liegen. Seine Kinder waren: a) Luca, von dessen Linie unter ß 1); b) Ansaldo, von dessen Linie unter ß 2); c) Francesco (1613—34), Herr von Velforte, verm. mit Bianca Rapallo qu. Giulio und Vater von: 1) Marcantonio 1634—40, der mit Maddalena di Negro qu. Taddeo die Bianca, Gem. des Girolamo Ghivari qu. Giambattista, erzeugte; 2) Girolamo 1634; 3) Giovan Pietro 1634—40, der in seiner Ehe mit Selvaggia Comellini den Francesco, Gem. der Settimia Garagnola qu. Girolamo, und die Teresa, verm. mit Pier Andrea Sauli qu. Stefano, gewann; 4) Giulia Maria, 1634, verm. mit Andrea Sauli, und 5) Luigia Agostina 1662; d) Antonio Maria, Capuziner 1634—47; e) Giovan Maria 1613—34, verm. mit Battina Galvi qu. Francesco, Vater der mit Andrea Sauli verheiratheten Maria Bellina; f) Giambattista 1613—34; g) Maria, 1611 Witwe des Goffredo Spinola qu. Luca, und h) Bianca 1613, Gem. des Leonardo Comellini.

ß) 1) Linie Luca's (Fürsten von Gholi).

Luca I. (1613—1643), als jüngerer Sohn Girolamo's Herr von Velforte, war Senator 1631 der Republik; er erwarb nach dem 1639 erfolgten Tode seines Verwandten Nicolò II. Grimaldi qu. Agostino das Fürstenthum Gholi. Aus seiner ersten Ehe mit Maria Spinola qu. Giacomo, des Giambattista Gio-

viniani Witwe, stammten Carlo (1632—34), Girolamo 1634, Veronica (1602) und Maria (1632), die wol jung verstorben sind; aus der zweiten mit Teodora Giustiniani, Witwe des Giovan Tommaso Doria, die Tochter Flavia (1632), die mit Girolamo de Marini qu. Girolamo in kinderloser Ehe lebte, Giacomo Maria (1632—34, gest. jung) und Nicolò III. (1632—70), Fürst von Gholi, Gemahl der Elisa Canavali und Vater des Giacomo (1693, gest. unverbitt), der Euzecia (1688), Gem. des Cesare de Franchi qu. Federigo, und des Luca II. (1695), Fürsten von Gholi, der vom 4. Juli 1728—1730 Doge von Genua war und von Selvaggia Comellini qu. Agostino die einzige Erbtöchter Lilla heirathete, die das Fürstenthum Gholi ihrem Gemahl Marcantonio Doria qu. Carlo zubachte.

ß) 2) Linie Ansaldo's (Marschese von Velforte, jetzt in England und Australien).

3) Ansaldo (1599—1643) war als ältester Sohn Girolamo's Haupterbe von Velforte; er erscheint als Senator Genua's 1622 und 1639, starb 1643 und ward in S. Luca begraben. Vermählt hatte er sich 1594 mit Battina Comellini qu. Luca, die 1644 ihre Ruhestätte neben dem Vater fand, dem sie fünf Kinder geboren: a) Alessandro, von dem hernach; b) Geromina (1627—48), verm. mit Benedetto Centurione Ultramarino qu. Giovan Agostino; c) Ottavio (1634—48); d) Eugenia 1648, Gem. des Giambattista Biscionetti, und e) Giambattista (1627—48), Senator 1640, der mit Battina de Marini qu. Giovan Ambrogio die Emilia und Giovanna und den Ansaldo (1639—48, gest. kinderlos) und Francesco Maria (1648—1663) erzeugte.

4) Alessandro, gest. 1598, ward am 16. Dec. 1618 in das goldene Buch eingetragen und erscheint noch 1634 und 1648 unter den Patriciern Genua's; er heirathete Francesca de Clerque und hatte von ihr sieben Kinder, die aber wol fast alle jung verstorben sind, drei Töchter: Girolama, Battina und Maria, und vier Söhne: Francesco (1640), Agostino (1640), Filippo (1640) und

5) Giuseppe Maria, geb. 1636, fünfter Marschese von Velforte, eingetragen ins goldene Buch im September 1667, gest. 1685 und am 24. März in S. Luca bestattet. Er hinterließ von Maria Sulpizia einen einzigen Sohn:

6) Alessandro, gekauft zu Genua in der Kirche S. Luca am 1. Juni 1659. Derselbe besichtigte 1685 die spanische Besatzung, als Ludwig XIV. das Bombardement von Genua eröffnen ließ. Nachdem durch dasselbe sein eigener Palast, gleich zwei andern Palästen seines Geschlechts, zerstört worden, nöthigte ihn ein königlicher Befehl, die Wasserstadt zu verlassen. Er siedelte vor 1699 nach England über und gewann seinen Unterhalt erst durch ägäische Prorais, dann als geschickter Künstler; er ward Lehrer und Schmeichler der geschickten Königin, der auch sein Porträt in Kupfer gestochen hat. Alessandro heirathete 1705 Dorcas (geb. 1685), Tochter des Henry Aberdon und Enkelin und Nierbin des Francis von Wadley Hall (Durham) und

Jedmond (Northumberland), starb am 28. Mai 1732 zu London und ward am 2. Juni in der Kirche St. Pancras begraben. Seine Kinder waren: Elizabeth, geb. 10. Dec. 1705, Gem. des Herrn Carter; Arabella, geb. 25. Aug. 1709, verm. mit Thomas Worlidge; Mary, geb. 1710, gest. 1717; John, geb. 1713, gest. 1714; Alexander, von dem unter 7), und Charles, geb. 1716, der 1735 übers Meer nach Savannah in Georgia ausgewandert und dort nach 1742 unvermählt gestorben ist.

7) Alexander, geb. 5. Nov. 1714, getauft zu St. Martin in die Fische in London, heirathete zuerst 1737 Mary Barton (gest. 1744), dann am 12. März 1746 deren Schwester Esther (geb. 1721, gest. 18. Dec. 1774) und starb am 31. März 1800, begraben im April in Bunhill Fields, London. Aus seiner ersten Ehe kamen: a) Anna, geb. 1738, verm. mit dem londoner Kaufmann John Carl Suist v. Barbican; b) John, geb. 1740, Officier in der östindischen Armee, gest. zu Horton 1788; c) Sarah, geb. 1741, gest. unvermählt; d) Alexander, von dem unter a); e) Elizabeth, geb. 9. Juli 1744, verm. Goodridge, gest. 1821 unbetitelt; aus der zweiten: a) Charles, geb. 1747, verm. mit Miss Gaultcott, gest. 1780 kinderlos; b) Esther, geb. 9. Oct. 1749, verm. mit John Deinton, gest. 1823; c) Letitia, geb. 1. Febr. 1750, verm. 1. Febr. 1784 mit John Hodson, gest. kinderlos 5. Juni 1825; d) William, von dem unter b); e) Priscilla, getauft 22. Jan. 1753, gest. 1802; f) Phoebe, geb. 14. Mai 1754, verm. 1787 mit Thomas Worlidge, gest. 14. Jan. 1829; g) Martha, geb. 15. Nov. 1755, verm. mit William Stewart, gest. 1821; h) Thomas, von dem unter c); i) George, geb. 1. Sept. 1760, gest. 18. Febr. 1763, und k) Susanna, geb. 10. Oct. 1761, verm. 1802 mit Ralph Walker, gest. 4. Oct. 1854 zu Reithsbhe.

a) Linie Alexander's.

Alexander, geb. 1742, getauft dem 21. Juli, starb vor dem Vater am 14. Juni 1780 und hinterließ von seiner Gattin Elizabeth Ward (verm. 24. Aug. 1770) sechs Kinder: Mary, geb. 30. April 1773, verm. Kittle; Esther, geb. 10. Dec. 1774, gest. 1777; Sophia Martha Elizabeth, geb. 14. Dec. 1775, gest. nach 1811 unvermählt; Alexander, geb. 6. Mai 1778, gest. 1853; Charles, geb. 30. Jan. 1780, gest. 1793, und George, geb. 12. Juli 1771, in der Handelsflotte, verm. mit Mary Steumann (gest. um 1837, begraben auf „Clarendon Burial“ bei London) und gest. 1841, begraben in St. Paul's zu London. Er hinterließ drei Söhne: a) George, geb. 1794, gest. 1867 unbewit; b) Frederick, geb. 1802, gest. 1862, begraben in „Highgate Cemetery“ in London, und c) Joseph, geb. 1804. Frederick Grimaldi „of Bellingham“ heirathete zuerst Elizabeth Gosport, dann Mary Anne Desmire (geb. 1835, lebt), aus erster Ehe hinterließ er zwei Töchter²⁴⁾ und den Sohn Alfred von Barnsburn, London, der von seiner Gattin Anne . . drei noch lebende Kinder: George

Frederic, Elizabeth Frances und Minnie hat; aus zweiter hammafen sechs Kinder, von denen das älteste, Charles, nach Australien ausgewandert ist; das zweite, George, in kinderloser Ehe lebt; das dritte und vierte Kate und Minnie heißen; das jüngste Louisa Maria ist am 15. Oct. 1802 in London geboren. — Der 1804 geborene Joseph lebt in London mit sieben Kindern aus seiner Ehe mit Eliza Amelia Lawrence of Horton new Church (verm. 1840), nämlich: George (geb. 1842), John David (geb. 1844), Frederick (geb. 1847), Edwin (geb. 1849), Henry (geb. 1861), Retrubion (geb. 1863) und Elizabeth Anne.

b) Linie William's.

8) William, Marchese Grimaldi, geb. 26. Aug. 1731, getauft 22. Sept. in St. Leonard's, war außerordentlicher Gesandtmann zum König Georg III., heirathete am 13. Nov. 1783 zu Mailand in Kent die Frances, Erbtöchter des Lewis Parker of Rochester (geb. 14. Dec. 1749, gest. 8. Juni 1813), und starb am 27. Mai 1830, begraben neben den Aeltern und der Gattin in Bunhill Fields. Ausser einer noch lebenden Tochter Louisa Frances, geb. 15. April 1785, verm. 13. Sept. 1809 mit John Edmeads (gest. 1849 als Vicar in Prestbury), hinterließ er zwei Töchter:

9) William, geb. 8. Dec. 1786, Officier im 3. Infanterieregimente von Bombay, gest. 5. Oct. 1835 zu London, ohne Erben von seiner noch lebenden Gemahlin Caroline Coofson zu hinterlassen, und

10) Starey, geb. 18. Oct. 1790, Herr auf Waizer-Hill, Greenwich Park, Kent, verm. den 18. Oct. 1825 zu London mit Mary Anne, Tochter des Thomas George Knapp aus Norwich, die noch lebt. Er fungierte über 40 Jahre lang als Anwalt bei der Court of Chancery in London, that sich als ausgezeichnete Rechtsgelahrter hervor, sowie als Kenner der Genealogie und Heraldik und führte verschiedene Prozesse in Angelegenheiten für die Krone und Privatsleute. Im 3. 1814 ward er Mitglied der antiquarischen Gesellschaft in London, später auch Ehrenmitglied der historischen Gesellschaft von Georgia in America und Mitglied der „Surtees Society“ von Durham; 1834 begann er Vorträge über die öffentlichen Archive in der „Law Institution“ und ward 1853 „Auditor of the Incorporated Law Society“. Er schrieb: *Origines genealogicae* (London 1828. 4.); *The toilet* (mit Abbildungen. Gbenda 1824. 24.). *A suit of armour for youth* (gebunden dem Herzoge von Cambridge, mit Abbildungen. Gbenda 1825. 8.). *A synopsis of the history of England from 1066 to 1824* (gebunden dem Herzogin von Gloucester. London 1825. 8., von der eine neue bis heute fortgeführte Ausgabe unter der Presse ist); *Kotuli de dominabus* (Gbenda 1830. 4.); *Lectures on the sources from whence pedigrees may be traced from 1066*. (Gbenda 1835. 4.) Außerdem lieferte er verschiedene Beiträge zu dem „*Legal observer*“, den *Collectanea topographica* (London 1834), so: *Contents of an ancient roll of arms of Edward III.* (in Vol. II) und Col-

54) Eine davon heißt Anne.

lection of original deeds of Arlesey, Berkshire (in Vol. VI), endlich jährliche werthvolle Aufsätze in dem Gentleman's Magazine, nämlich: Notices of Cricklade, Lechlade and Lotton (1824. II, 510); An original letter of King Edward IV. to the Sheriff of Devon relative to John Earl of Oxford (1825. I, 195); Description of the castle of Plessis les Tours, with an engraved view by M. A. Grimaldi (1848. II, 579); An unknown Knight of the Garter ascertained (1829. I, 301); Heraldic visitation and county genealogies, being a review of Berry's „Kentish genealogies“ (1829. II, 99); The history of Martello or Mortella towers (1849. II, 119); Of the nobility and golden book of Genoa (1830. II, 195. 298); Of the Venetian nobility (1830. II, 392); Memoir of Jerome William Knapp Esq. D. C. L., barrister at law (1836. I, 671); Notices of the Pinelli family of Genoa (1836. II, 483); Act of aggregation of the family of Ceba to that of Grimaldi in the year 1448 (1837. I, 246); Memoirs of Miss Ann Noyes and Miss Sarah Noyes (Noußen seiner Frau) (1842. I, 671); Memoir of Thomas George Knapp Esq. (1843. I, 410); Memoir of Revd. John Edmunds vicar of Presbute (1849. I, 659); Memoir of Revd. Charles Mayo (1850. II, 210); Memoirs of Mrs. Frances Grimaldi (seine Mutter) (1813. I, 597); Memoir of Mrs. Letitia Hodson (1835. I, 572); Memoir of William Grimaldi (sein Vater) (1830. I, 597); Memoir of William Grimaldi (sein Bruder) (1835. II, 654); Memoir of the Marchioness Henriette Louise Grimaldi, marchioness of Cannes (1835. II, 202); Memoir of the marquis Luigi Grimaldi della Pietra (1834. II, 430); Tenants in chief in Doomesday Book (1832) u. s. w. Marchese Stacey Grimaldi starb am 28. März 1863 zu Herden House und hinterließ neun Kinder, die sämmtlich von ihrem alten Leben versetzt den Vornamen Beaumont angenommen haben: a) Stacey, von dem unter 11); b) William, von dem unter 12); c) Mary, geb. 9. Aug. 1829; d) Henry, geb. 22. Febr. 1831, Mitglied der anglikanischen Kirche, verm. 27. Jan. 1864 mit Sarah Sophia Rogers, Tochter des William von Watford (geb. 23. Nov. 1840), angeheiratet zu Emisford in West-Australien, Vater von Mary Beaumont (geb. 8. Nov. 1864), Louisa Janet (geb. 18. Juni 1860), Stacey William Beaumont (geb. 23. Nov. 1867) und Henry Wynford (geb. 4. Juli 1869); e) Wynford, geb. 12. Oct. 1832; f) Louisa, geb. 25. Febr. 1834; g) Blanche, geb. 4. Juli 1835; h) Charles, geb. 7. Juli 1837, und i) Alexander, geb. 8. Jan. 1839, Magister artium.

11) Stacey Beaumont, geb. 30. Sept. 1826, folgte dem Vater 1863, starb unverheiratet am 23. Nov. 1866 und hatte zum Nachfolger seinen nachfolgenden Bruder

12) William Beaumont, geb. 12. März 1828, jetzigen Repräsentanten der Marchesi Grimaldi in England, speziell der Nachkommen des Cardinals Girolamo,

seitdem die Linie der Marchesi della Pietra zu Genua 1834 im Mannstamme erloschen ist.

c) Linie Thomas'.

Thomas, Sohn des siebenten Marchese Alexander, geb. 24. Juli 1758, lebte in London und starb dort den 11. April 1822, verm. mit Elizabeth Gamble (gest. December 1834); er hinterließ eine Tochter Eliza Strathmore, geb. im Sept. 1796, gest. 27. Febr. 1857 unverheiratet, und den Sohn Thomas Isaac Esq., von Bethnall Green, geb. 1807, der in London mit drei 1837, 1841 und 1853 geborenen Söhnen im J. 1864 lebte.

C. Linie Oberto's.

Oberto u. C. Oberto (1235—1258) unterzeichnete 1251 den Frieden mit Marseille und ließ 1252 den Genuesen von dem Richter von Cagliari kühnen, dessen Privilegien er vier Jahre später im Auftrage der Republik bestätigte. Er hinterließ fünf Kinder: a) Doménica 1251; b) Maria 1272, verm. mit Giacomo Vento qu. Pietro; c) Tommaso 1253; d) Luca 1257, und e) Taddeo 1257—77—88. Derselbe baute 1285 ein prächtiges Haus in Fiesole, einem Stadtheim Genua's, und ist wol der nämliche Grimaldi, den Doriazzo Erminio nennt, und von dessen Reichthümern, Ort und Befehrung die achte Novelle der ersten Giornata im Decamerone handelt⁵⁵⁾. Er heirathete zuerst die Simona Fieschi qu. Alberto, dann die Giuseppina Berghignone qu. Andrea und ward Vater von: a) Pambello, von dessen Zweig unter a); b) Agnese 1287—1306, verm. mit Simone Malocello qu. Bonifazio; c) Leonardo 1291—1308, der von Aquina (gest. 1297) folgende Töchter hinterließ: Alda 1297—1348, verm. mit Valomede Salvago; Barbara 1297—1308, verm. mit Andrea Raistoppo; Sobrana 1348; A. N., Nonne 1348, und Francolina 1348, verm. mit Domenico Rocca; d) Grimaldo, 1343 Witwe des Benedetto Anfosso qu. Asbaldo; e) Obertino, von dessen Zweig unter b); f) Argenta 1293, verm. mit Leonardo de Bedetto, und g) Pietro 1264—92, der mit einer Nidela einen Sohn Roberto 1330 und drei Töchter erzeugte: Simona 1302, verm. mit Raffo Percari; Margherita 1302, verm. mit einem Grafen Berrina, und Isabella 1312.

a) Zweig Pambello's.

Pambello (1287—1313) heirathete zuerst Doménica de Cassine qu. Rardino (gest. 1308), dann eine Cora, die 1328 als seine Witwe genannt wird; aus erster Ehe entsprossen: Filippone (1297—1322), Dario 1308, Vater des Pambello 1333 und Segurano 1333; Grimaldo (1297—1313); aus zweiter Ambrogio (1331—1352), verm. erst mit einer Catinina, dann mit Pietra Grimalbi qu. Cassiano; seine Kinder erster Ehe waren außer einer Tochter: Dario 1352, Petrino 1352 und Carlotta 1352, der bei einem Aufstande in

55) Regl. Atti della società Ligure. Vol. IV, p. 103.

Bera die Schibellinen aus der Stadt verjagt haben soll und die Teodora Panzano qu. Panzarotto zur Gemahlin hatte; letztere lebte als Witwe noch 1392; ihre einzige Tochter Franca, früher Teodora genannt, war 1390 Gattin des Paolo Orsillo qu. Giuliano; die Söhne, die ihm Venasque gibt, sind erblödet.

b) Zweig Oertino's, Herren von Gattitres.

Oertino (1287—1310) heirathete eine Clarisia und ward Vater von vier Söhnen: a) Taddeo (1330—33), von dem später; b) Saraceno (1322—33), verm. mit Clarisia Perrone qu. Gerchino, Vater der Alaona (1348—1400), verm. mit Duca de Garli, der Clarisia 1348 und des Francesco 1379, der mit einer Gliaua fünf Kinder zeugte: a) Gelfosoco 1395, gest. kinderlos; b) Gattarina 1379, verm. mit Francesco Gattano qu. Tommaso; c) Nicolosa (1393—1412), verm. mit Simone Malocello qu. Albertino; d) Franca (1390—1405), verm. mit Benedetto Grimaldi qu. Giovanni, und a) Pometta 1398, verm. mit Ambaldo Pometlini qu. Balsano; e) Brancatone 1316 und d) Balbovino 1330, Vater des Alessandro (1335—55), der Benedetta (1533—50), verm. mit Giovanni Berto qu. Gabriele, und des Giovanni (1333—55), verm. mit Teodora Ferrari qu. Turco, dessen einziger Sohn Benedetto (1393—1407) mit Franca Grimaldi qu. Francesco in kinderloser Ehe lebte.

Taddeo (1330—33) hinterließ den Leonardo; dieser den Ambrosio, der 1431 bei Vertreibung von Ghios gegen die Venetianer blieb und Vater des Ambrosio, Großvater des Giambattista ward, und den Taddeo, Vater eines andern Leonardo, von dessen Söhnen Taddeo 1487 genuesischer Gesandter in Mailand war, Bartolommeo L. aber die Herrschaft Gattitres in der Grafschaft Nizza erwarb. Der letztere hinterließ den Francesco, Marcellino und den Jacopo von Gattitres (gest. vor 1533), letzterer die Donata (1533), den Leonardo L., der 1524 im Auftrage des Herrn von Monaco einen Vertrag mit Karl V. abschloß und noch 1554 lebte, und den Bartolommeo II., Ritter des Ordens vom heil. Mauritius und Lazarus 1554. Derselben folgte sein Sohn Claudio, geb. 1547, Ritter desselben Ordens; ihm entriß 1593 französische Truppen Gattitres; sein Versuch, damals die Festung wiederzuerlangen, scheiterte 1594 an dem Betrage der gasconischen Soldner; doch ward sie ihm im Frieden von Vernis 1598 neu garantirt. Ein treuer Anhänger des Herzogs von Savoyen, starb Claudio 1620; eine Wedmama aus Nizza aus der Familie Rocamora hatte ihm sieben Kinder geboren: a) Francesco, verm. mit Pietro d'Alfon, Marquisse von Pancalieri; b) Cassandra, verm. mit Jean Laugier aus Nizza; c) Euzesio, verm. mit Dragio Jonardi von Bellon; d) Leonardo II. von Gattitres, gest. unvermählt; e) Cesare, Malteser; f) Donato und g) Imperiale, erst Malteser, dann nach Leonardo's Tode Herr von Gattitres 1634, verm. mit Giustina, Tochter des Jacob de Villeneuve von Lourvettes, Vater der Eufanna und der Felicia, Erbfin von Gattitres,

welche den Amadeo dei Boyzo unter der Bedingung heirathete, daß er Namen und Wappen der Grimaldi annehme und fortführe. Mit ihr erlosch die Nachkommen-schaft Oertino's.

D. Linie Nicolò's.

Nicolò qu. Oertino (1235—1257) war 1235 einer der acht Consignieri, 1255 genuesischer Gesandter in Florenz und Lucca und starb 1258. Mit seiner Gemahlin Barbara, die in letztgenanntem Jahre als Witwe erscheint, hatte er elf Kinder erzeugt: a) Ottobuono 1269, Vater des Leonardo (gest. 1308) und Großvater des Ottobuono, der 1308 kinderlos lebte; b) Luca 1270; c) Salado, gest. vor 1333, Vater des Francesco 1332—33 und Giano 1333; d) Tommaso (1253—55—71, gest. vor 1274), der 1253 unter den genuesischen Schiffherren genannt wird, mit denen Ludwig IX. zum Kreuzzuge verhandelt hatte; er hinterließ von Giacobba de Bolta qu. Ranfranco Rosso (Witwe 1274) nur den 1277 kinderlos verstorbenen Antonio; e) Magnone (1295—1316), von dessen Linie unter 1); f) Bonifacio (1251—64), von dessen Linie unter 2); g) Oertino 1258; h) Giovanna 1258, verm. mit Giulino Rosso; i) Francesco 1253—64, hatte gleichfalls 1253 mit Ludwig IX. wegen Lieferung von Schiffen contractirt; k) Emmanuele 1276 und l) Beatrice 1253, verm. mit Bonifacio Perere qu. Guglielmo.

1) Linie Magnone's.

Magnone (1295—1312) stiftete 1311 das berühmte Benedictinerkloster S. Nicolò di Boschetto bei Genua, in dem verschiedene Sprossen seines Hauses die letzte Ruhestätte gefunden haben. Er hinterließ von einer Alafia (1296) sechs Kinder: a) Francescoa 1300, verm. mit Gabriele Gibo qu. Giacobino; b) R. R., Nonne in Santa Gattarina 1331; c) Adriano (1316—33—46), Dr. juris und Anjano, gest. in Nizza, Vater des Francesco, 1326, gest. kinderlos; d) Oliviero 1316—18, Vater des Vasco 1348; e) Bonifacio 1313—16, Vater des Emmanuele (1323—33), und f) Ansaldo (1313—17), dessen Gattin Giacobba Gattiluso qu. Francesco 1332 als Witwe genannt wird. Von ihnen entsprossen: Napoleone 1333, gest. kinderlos; Chiara 1332; Francesco (1333—48), Gemahl der Giacobba Grimaldi qu. Filippo und Vater der Giacobba (1348—93), die den Alarame Grimaldi qu. Bartolommeo heirathete; Giacinto 1333, verm. mit Giorgio de Garmandino, und Bartolommeo (1333—67), dessen Witwe Gattarina de Garmandino qu. Gregorio noch 1393 lebte. Aus ihrer Ehe gingen sechs Söhne hervor: a) Nicolò 1416—1433, verm. mit Eliana de Marini qu. Ambrogio, Witwe 1444 und Mutter von: Simona 1444, gest. 1478, verm. mit Tommaso Uffobimae qu. Paolo; Brizida 1444, gest. 1478, verm. mit Raffaele Imperiale de Vinco qu. Duilio; Battina (1444—78), verm. mit Andrea Imperiale Tartaro qu. Ambaldo; Violanta (1444—78), verm. mit Antonio Grimaldi de Castro, und Bartolommea (1444—78), verm. mit Bonino de Mar-

rini qu. Nicolo; b) Bartolomeo 1393—1416, verm. mit Nicoletta Ferrari qu. Nicolino, kinderlos; c) Giano (1390—1416), von dem unter a); d) Ansaldo 1393, von dem unter b); e) Alcamo 1393, in seiner Ehe mit Giacoba Grimaldi qu. Francesco Vater des Alaone 1436 und Alcamo Tommaso 1436, und f) Andriano (1373—93—98), Angiano, Vater des Lodovico (1416—31), verm. mit Battina Grillo qu. Brancalcone (1433 kinderlos), des Giovanni (1431—36) und Girolamo (1431—36), der mit Isotta Doria zwei Kinder gewann: Isotta 1436 und Pettrino 1436, gest. unbek. d.

a) Zweig Giano's.

Giano (1390—93—1416) hinterließ von seiner Gattin Teodora die Isabella (1443), die den Oberto Grimaldi qu. Luca heirathete, und den Gaianeo (1441—53), verm. zuerst mit Violante Gentile qu. Goffredo (1441), dann mit Maria Spinola qu. Balenano. Die letztere Ehe blieb kinderlos; der erste entstammten: Goffredo 1463, verm. mit Luigia Cattaneo qu. Angelo, gest. kinderlos; Tommaso 1468; Brigida (1463—68), verm. mit Napolelano Tomellino qu. Vincenzo, und Giano (1463—75—1513), verm. mit Francesca Spinola qu. Giacomo (1475), Vater von Violante (1503—17), Gem. des Girolamo de Marial qu. Ruggaro, Giambattista (1503—17), Goffredo 1503, Agostino (1513—17) und Cattaneo (1503—17), welchem letztern Benasque zwei unbek. gestorbene Söhne: Giano (1502) und Giorgio (1528), beilegt.

b) Zweig Ansaldo's.

Ansaldo wird 1393 genannt und war mit Garacosa Doria qu. Antonio vermählt, die ihm eine Tochter Pometta (1431, gest. 1450), Gem. des Emmanuele Ugodimare, und den Ansaldo (1429—31) gab, welcher mit Speciosa Onarco qu. Antonio den Ulfanden zufolge folgende Kinder erzeugte: a) Cattarina 1450; b) Garacosa 1450; c) Battina 1450, verm. mit Diago de' Grandi; d) Filippo 1449—58; e) Simone 1449—50; f) Bartolomeo 1449, gest. 1458. Statt derselben nennt Benasque vier andere Söhne: Oberto, Pietro, Nino und Luca, von denen die beiden letzten sich in „Sanctum Regnorobertum“ in Savoyen niedergelassen und dort bedeutendes Grundeigenthum erworben hätten. Luca, Rath des Herzogs von Savoyen, habe, so sagt er, den Claudio (1480) und dieser den Andrea hinterlassen, der, Stallmeister des Herzogs Karl, die Nicolina, Tochter des Gerhard de Monastel aus Garignano gebräthet und dort sich 1510 ansässig gemacht habe. Obgleich die Abstammung dieses Andrea unsicher ist, steht doch fest, daß er, ein Sohn des Claudio Grimaldi, sich damals in Garignano niedergelassen und dort eine Linie begründet hat. Von seinen Töchtern heirathete Francesca den Paoletto von Rossana, eine andere einen aus den Grafschaften von Luzerna; der Sohn Francesco heirathete zuerst eine St. Martino d'Aglie, die kinderlos starb, dann die Antonia, Schwester des Sena-

tors Cesare Romagnano. Aus dieser letzten Verbindung entsprossen: a) Nicolina, Gem. des Cesare Scaglia; b) Anna, Gem. des Großkammerers Francesco Provana; c) Lucrèzia, Gem. des Kaplains Pietro Frabacca; d) Cattarina, Gem. des Carlo Birago; e) Francesco, Geliebte, dann 1576 Pensionär Heinrichs III. von Frankreich; f) Marco Lucio, Rastler, Comthur von Ivrea, dann Großkreuz und Bailly von Cremona, und g) Andrea, verm. mit Isabella Vilotta, Vater von: Cesare, Kammerherr bei Herzog Karl Emmanuel; Carlo, Probst zu Garignano, und Marco. Letzterer, Dr. juris, Auditor der Rota von Lucca, bekleidete verschiedene Justizstellen in Savoyen und lebte noch 1647 zu Garignano; von seiner Gemahlin Margherita Lucia Filippi hatte er damals drei Söhne: Francesco, Rector der in Frankreich, Silvestro und Marco Lucio; über die weitere Descendenz habe ich nichts ausmitteln können; vielleicht blüht sie noch.

2) Linie Bonifacio's, Herren von Châteauneuf.

Bonifacio (1251—1264) hatte zwei Söhne: Franchino (1281—1326), von dem hernach, und Nicolo (1278—92—1333), Gemahl der Moissa, mit der er fünf Söhne gewann: a) Meliano, gest. 1326, Vater des Uttore (1333—64); b) Robisio 1333; c) Carlotto, gest. 1326; d) Federico 1297, in seiner Ehe mit Bertolina Embriaco qu. Nicolo, und e) Argone (1329—33—53), verm. mit Maria und Vater der Carlotta (1371—98) und der Limbania 1371, die sich mit Meliano Berto qu. Rizzardo verband.

Franchino (1281—1326) zeugte den Giacomo (1333) und Antoniotto (1313—33, gest. vor 1352), Gemahl der Benedetta Grillo qu. Galeotto, der fünf Kinder hinterließ: a) Androsia (1376—96), verm. zuerst mit Galeotto Cattaneo, dann mit Giuliano Gropola aus Albenga 1396; b) Nicolino 1355; c) Agbeto (1352—84); seine Witwe Lind lebte noch 1406; d) Stefano (1352—72), Vater des Antoniotto (1392, gest. 1406), des Lorenzo (1392, gest. 1405) und der Bianca (1406), die den Oberto de' Garreto heirathete, und e) Giovanni 1384, Vater des Gaspare 1405, der den Gabriele (1448—73) hinterließ, und des Cosmo (1403—1406). Letzterer befehligte die florentinischen Truppen im Krieg gegen die Visconti und fand bei dem Sturme auf Pisa 1406 den Tod; seine Witwe Moissa lebte noch 1416. Ihre Kinder waren: a) Giovanni, von dem hernach; b) Nicolino 1416, gest. kinderlos, und c) Cosmo (1416—48—50), Castellain von Belvedere 1450; von ihm entsprossen vier Söhne: a) Leonardo 1465, verm. mit Brigida Grillo qu. Rinaldo, Witwe des Agostino Ugodimare und des Cosmo Savignone, kinderlos; b) Melchiorre (1448—55—65); c) Gaspare (1448—55—69), Gem. der Giacobba de' Fornari qu. Giacomo, die sich nach seinem Tode mit Giovanni de' Illonibus wiedervermählte; aus erster Ehe hatte sie nur eine Tochter Francesca (1616), Gem. des Francesco Ferrari qu. Brancalcane, und d) Zisario (1465—79), Gem. der Battina Ferrari qu. Nicolino, die nach des

Gemahls Tode Ronne ward und als solche noch 1502 lebte. Mario hatte sich in Nizza niedergelassen, dort lebten auch seine Kinder: Nofia (1479), Pellegrina (1479), Novella (1479), Girolama (1479—1504), Gem. des Nicolo Pasagna, und der einzige Sohn Giovanfrancesco (1479—1502), der die Maria Grimaldi qu. Agostino heirathete, jedoch kinderlos farb.

Giovanni qu. Cosmo (1416—1448), war Rath des Herzogs von Savoyen und Herr von Châteauneuf in der Grafschaft Nizza, das wol schon sein Vater Cosmo zum Theil erworben; er starb vor 1450 und hinterließ von Cattarina Spinola den Ughetto (1448—73—89), Consul in Nizza 1489, und den Giovanni Antonio, Herr von Châteauneuf 1448, Stallmeister des Herzogs von Savoyen und Capitän von Ventimiglia und Lanthoue. Derselbe heirathete 1453 Gena de Solerio, Tochter des Anon, Ritters von Châteauneuf, und erzeugte mit ihr zwei Söhne: a) Bartolommeo, befehligte mit seinem Bruder zwei Galeeren Giovanni's II. von Monaco, vertheidigte 1506 die dortige Burg gegen die Pisaner und Genuesen und lebte in hinterlassener Ehe mit Francesca Galliani aus Nizza; b) Pietro, befehligte 1494 Ventimiglia für Karl VIII. von Frankreich, dem er auch auf seinem Heerzuge gegen Neapel folgte, und war dann Rath des Herzogs von Savoyen. Seine Gattin Giovanna Pascardi, Tochter des Antonio von Castellar, gebor ihm drei Söhne: a) Bartolommeo, Domherr zu Agen, der eine an Honoré de Mire verheirathete uneheliche Tochter Giovanna hinterließ; b) Donato, Flottenkapitän Donato's I. von Monaco, Vater des Antonio, der unter Savoyen diente, 1571 bei Lepanto mitsocht und mit 70 Mann eine türkische Galeere wegnahm; als savoyischer Gouverneur von Barcelonnette ist er, fast 90 Jahre alt, nach 1590 gestorben; c) Carlo, Flottenkapitän von Monaco, stand in hohem Ansehen bei Karl V., der ihn zum Ritter von S. Jago ernannte und ihm eine Jahrespension von 200 Scudi aus schicklichen Einkünften anwies. Er farb 1531 und hinterließ von Philipp Aldieri von Gya, die er 1523 geheirathet, die Polonia, Gem. des Stefano Doria, den Giambattista, Malteser 1554, und den Donato, der in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt war und Pfanden in Frankreich besaß, hernach aber Dr. juris ward und die Isarania von Serra, Ritterin von Lourtesville, heirathete. Karl V. befähigte ihm die seinem Vater verlassene Pension am 20. Juni 1538; er starb am 15. April 1563 und ward ihm nämlich Jahre im Minoritenkloster Nostra Signora di Gimella zu Nizza bestattet. Außer einer Vorkindesin Giacobina hinterließ er die Euzegia, Margherita, Gassandra, Nonnen zu Sta. Chiara in Nizza, Cecilia, verm. mit einem Donal von St. Laurens, Francesca, Gem. des Bartolommeo Dragone aus Nizza, und den Carlo Andrea von Châteauneuf und Lourtesville, Gem. der Laura, Tochter des Piergiorgio Galliani, Ritters von Châteauneuf. Ihr einziger Sohn Donato farb als Kind, ebenso drei Töchter: Chiara, Cattarina und Clemenza; die vierte Anna Francesca ward Erbin der väterlichen

Güter und brachte dieselben ihrem Gemahl Michele Angelo Pascardi, Senator von Nizza, zu.

Verschiedene Familien Genua's fanden mit der Zeit, wie es dort allgemein üblich, ja seit 1528 vorgeschrieben war, Aufnahme in das Geschlecht (die Adelsreihe, Albero) der Grimaldi, sei es durch Heirath mit Erbinnen des Hauses, sei es, indem sie sich einfach in dasselbe hineinadoptiren ließen. Zu denselben gehörte ein noch blühender Zweig der Durazzo (gleichst repräsentirt durch Camillo Durazzo Grimaldi (?) und dessen noch lebenden Sohn, den Marchese Luigi), aus dem der Doge Jacopo Grimaldi Durazzo (1573—75) stammte; die Rosso, aus denen Cristoforo Grimaldi Rosso von 1535—37 Doge war, die schon oben erwähnten de Castello und die Bracelli, dann der Doge Gaspare Grimaldi Bracelli (1549—51) angehörte, die Salinero, die Caschistellone, Cristofini und De-Carli, welche letztere sich erst schon 1438 unter die Grimaldi aufnehmen läßt.

Ganz mit den Grimaldi verwachsen seit 1448 die Geschlechter Oliva und Geda, wenigstens die meisten Linien derselben, so daß sie sogar ihren Familiennamen ganz aufgaben und sich einfach Grimaldi nannten, auch das Wappen derselben annahmen. Da dieselben allgemein als „Linien“ der Grimaldi geführt werden, was von den übrigen Geschlechtern nicht in gleichem Maße gilt, habe ich hier auch von ihnen zu handeln.

E. Familie Oliva, später Grimaldi (Härken von Orace und Herzoge von Terranuova).

Die Oliva, ursprünglich in Nervi, Sekel und Bisogno angelesen, begegnen schon 1188 in Genua; mit Zustimmung des ganzen Geschlechts der Grimaldi wurden laut einer Urkunde des Notars Jacopo Bracelli am 25. Oct. 1448 *) die Söhne des verstorbenen Damiano und Leonardo Oliva (von denen hernach) in den Albero derselben aufgenommen. Dagegen bestanden die andern Sprossen der Oliva ihren alten Namen; besonders bekannt unter letzteren war Antonio qu. Bianca, ein reicher Handelsherr und reichlicher Ueßler, Aniano 1523 und 1526, Gesandter an den Papst 1524, seit 1527 eifrig bemüht für Einrichtung einer gezeßmäßigen Verfassung in Genua, der sich dann 1528 mit seinen Angehörigen in den Albero der Cattaneo eintrug. Im J. 1561 verzichteten die letzten der Oliva auf ihren Familiennamen; die sich bis dahin nicht den Grimaldi und Cattaneo angeschlossen, wurden damals dem Albero der Usobimari einverleibt.

1) Erben Damiano's Oliva.

Damiano Oliva, gest. vor 1448, hatte vier Söhne, die am 25. Oct. 1448 Aufnahme bei den Grimaldi fanden: a) Lionello, Vater des Luca; b) Manuele, der den Gregorio, Gem. v. Argenta Pallavicini, und den Giovanni, Aniano, erzeugte; von letzterem entsprossen Ambrosio, Vater des Giovanni

55) Die Urkunde bei Venozzo p. 48—51.

und des Manuella, beider Rechte Doctors, und Battista, Vater des Giovanfrancesco; c) Damiano, Vater des Lodovico, des Pietro, der den Girolamo hinterließ, und des Melchiorre, Bischof von Brugnato seit dem 13. Mai 1510, gef. 1512. Derselbe hatte einen unehelichen Sohn Andrea, der am 20. Juni 1538 Bischof von Rebbio auf Corsica ward, 1558 starb und einen 1554 lebenden Vassard Melchiorre erzeugt hatte; d) Martius. Von dessen Söhnen hinterließ Lorenzo den Marco, Vater des Tommaso und Benedetto; Girolamo aber, mit Maria Grimaldi qu. Domenico vermählt, nur den Giovannantonio; des letzteren Vassard Giambattista wird mit seinem Sohne Giovannantonio (verm. mit Maria Grimaldi) 1554 genannt. Als ihre Söhne erscheinen: 1634 Dario, Giambattista und Lorenzo, verm. mit Cattarina Maria und Vater des Giovannantonio, der mit Girolama Romellini den Filippo erzeugt hat.

2) Leben Leonardo's Dileo.

Leonardo's (gef. vor 1448) Söhne Rascello und Jacopo nahmen 1448 Wappen und Namen der Grimaldi an; ersterer starb unbekert; letzterer hinterließ den Gregorio (gef. kinderlos) und den Angiano Giorgio, der mit Battina Pallavicini sein Geschlecht fortpflanzte. Aus ihrer Ehe kamte ein einziger Sohn Jacopo, von dem sogleich; daneben hatte er einen Vassard Girolamo, der sein Geschlecht in Reapel zu höchsten Ehren brachte.

Jacopo, gef. vor 1554, hatte acht Söhne: a) Corrado 1554, Vater des Jacopo und Scipione; b) Nicolò 1554, Maltseer, Gelandter seines Ordens in Rom und bei Kaiser Rudolf II.; c) Vincenzo 1554; d) Stefano 1554; e) Giovannantonio 1554; f) Francesco 1554; g) Gasparo, Vater des Oberardo, und h) Agostino 1554, Senator der Republik 1607, der mit Apollonia Squarciallo die Lelia, Gem. des Giambattista Gentile, und den Jacopo erzeugte; letzterer, gef. vor 1634, hinterließ von Paola Spinola drei 1634 lebende Söhne: Agostino, Paolo und Jacopo.

Der Vassard Girolamo, 1554, ließ sich im Neapolitanischen nieder, wo er die Baronie von Monte S. Angelo erwarb, heirathete die Lucretia Doria und hinterließ die Maria, Gem. des Tommaso Ricardino Spinola und den

I. Battista, Herzog von Terranuova und Fürsten von Gerace, 1554 in dem Begriffsne der Familienglieder genannt. Derselbe erwarb 1574 von seinem Landmann Tommaso de' Marini besagtes Herzog- und Fürstenthum im Reiche Neapel, hinterließ bei seinem Tode reiche Stiftungen der Republik Genua, den Armen und der Kirche und ward durch eine Statue geehrt. Er hatte zur Gemahlin Marietta Spinola, mit der er fünf Kinder erzeugte; daneben hinterließ er einen Vassard Dragio, verm. mit Camilla Negrone, Vater des Dittavio, des Giovannantonio (verm. mit Paola de' Mari, gef. kinderlos vor 1634) und des Battista, der

1634 lebte und mit Paola Maria de' Marini den Dragio und die Camilla gewann.

Des Fürsten Battista fünf legitime Kinder waren: a) Girolamo, gef. jung; b) Nicoletta, verm. mit Luca Grimaldi, nachherigem Dogen; c) Livia, Gem. des Dittavio Cattaneo, Barons von Nolla; d) Gianfrancesco und e) Pasquale, von deren Linien unter a) und b).

a) Zweig Gianfrancesco's.

II. Gianfrancesco I., bereits 1554 genannt, folgte in den väterlichen Gütern und heirathete die Lelia Spinola, von der er fünf Söhne hinterließ: Filippo, Baron von Monte S. Angelo, gef. vor 1634, Vater eines gleichnamigen Vassards; Giambattista, gef. vor 1634, der in seinem Testament ein ansehnliches Legat für das Fremdenhospiz in Genua aussetzte; Carlo, erst in spanischen Diensten Rittersberk in Belgien, dann Geheimerrath im Herzogthume Mailand, gefallen 1630 vor Casale; seine und der Bettina Centurione einzige Tochter Maria Lelia heirathete ihren Beiter, den Fürsten Gianfrancesco II.; Lorenzo, 1634 Gem. der Maria Lodovica Cattaneo, und

III. Girolamo, Fürst von Gerace und Herzog von Terranuova, Marschese von Gioja (1634, 1647), verm. mit Benedetta Pinelli qu. Castellino und Vater von:

IV. Gianfrancesco II., dem der Vater noch bei Lebzeiten das Marschesat Gioja abtrat, und der 1634 als Erbe seines Oheims Filippo erscheint; er vermählte sich mit seiner Cousine Maria Lelia Grimaldi und erzeugte mit ihr eine einzige Erbtöchter:

V. Teresa, Fürstin von Gerace und Herzogin von Terranuova, die ihren Verwandten Giovan Agostino Grimaldi heirathete.

b) Zweig Pasquale's.

Pasquale I. (1554) ward Graf von Rocca Grimalda im Mailändischen, erscheint 1595 als Senator in Genua und zeugte mit Giulia Romellino sieben Kinder: a) Nicolò, gef. jung; b) Battista I., seinen Nachfolger, gef. vor 1634; c) Pierbattista, Maltseer; d) Laura, verm. mit Giovanni Spinola; e) Maria, Gem. des Jacopo Rascapina, Marschese von Fobbinuovo; f) Eugenia, verm. erst mit Ferrante Spinola, dann mit Agostino Pallavicini, Dogen von Genua 1607, und g) Andrea I., der dem Bruder folgte, 1634 noch lebte und zweimal, erst mit Artemisia Spinola, dann mit einer Borgoni vermählt war; er hatte drei Söhne: Nicolò, Giambattista, die beide jung starben, und Pasquale II., gef. 1720, der mit Maria Doria fünf Kinder zeugte: a) Cattarina, Gem. des Alessandro Doria qu. Giovanmaria; b) Giovan Agostino, gef. jung; c) Pasquale, Priester; d) Artemisia, Gem. des Giacomo Spinola, und e) Andrea II., der als Erstgeborener Graf von Rocca Grimalda ward²⁴⁾. Seine Söhne waren: a) Battista II., verm. mit Settimia Spinola, die ihm

56) Bologni 30. April 1720 und 7. Juli 1722.

aber nur zwei Töchter: Teresa, Gem. des Giovanniandrea Spinola, und Benedetta, Gem. des Giambattista Grimaldi, gebor; b) Nicolò, gest. kinderlos, und c) Giovanni Agostino, VI. Fürsten von Cerare und Herzog von Terranova durch seine Heirath mit Teresa Grimaldi und Vater zweier vermählter Töchter, über deren jüngere wir nähere Nachrichten fehlen. Die ältere:

VII. Maria heirathete in erster Ehe den Giambattista Serra, des Girolamo und der Maria Grimaldi Sohn (1764); sie gebor ihm fünf Kinder, von denen Agostino Serra das Herzogthum Terranova erbt und mit Maria Francesca d'Alagona sein Geschlecht fortpflanzte. In zweiter Ehe verband sich Fürstin Maria mit Pasquale Serra, jüngerm Sohne des Herzogs Giuseppe von Cassano (1767—1833), dem sie das Fürstenthum Cerare zubrachte; sie lebte noch 1830; der Titel ging auf ihren ältesten Sohn aus dieser Ehe Nicola Serra und dessen Descendenz über.

F. Familie Gebà, später Grimaldi.

Die Gebà waren ein altes geneuesches Geschlecht, das bereits 1142 der Stadt einen Consul gegeben hatte; am 25. Oct. 1448 ließen sich laut dem vom Kaiser Braccio redigirten Act⁷¹⁾ die sechs Söhne des verstorbenen Tommaso in den Alberg der Grimaldi aufnehmen. Sie erklärten bei dieser Gelegenheit, daß sie und ihre gesammte Nachkommenschaft künftig „sesso nominabantur ex familia et cognomente Grimaldorum, relicto veteri nomine Cebaram et omni alio familiarum cognomente. Item quod in suis sedibus et aliis celebrioribus locis sacris ac profanis, ubi erant signa, vel ut vulgo dicitur, arma Cebaram, caulari aut pingi curabunt signa Grimaldae familiae; et si nova signa ab se posthac erunt alicubi sculptenda vel pingenda, relicta Cebaram signa, Grimalda ibi signa fignentur.“ Jene sechs Sprossen des Hauses Gebà, dessen andere Linien vorläufig am alten Namen festhielten, waren: a) Nicolò, von dessen Linie unter 1); b) Federigo 1448, Vater des Federigo und des Cristoforo 1448, dessen Sohn Federigo kinderlos starb; c) Sabiliano 1448, Anjano, Vater des Tommaso und des Manuello, der 1476 geneuescher Gesandter am Hofe von Mailand war; d) Domenico, von dessen Linie unter 2); e) Antonio, von dessen Linie unter 3), und f) Girolamo 1448, der den Sabiliano, Pazarò, Ambrosio und Manuello, Statthalter von Corsica 1508—9, erzeugte.

1) Erben Nicolò Gebà's.

Nicolò 1448, Anjano 1453, später Gesandter in Neapel, hinterließ den Agostino, den Emmanuel, Vater des Nicolò 1527 und Großvater des Stefano, der 1554 mit seinem Vassal Lodovico aufgeführt wird; den Giovanni, Galeerencapitän, Erbsitten in Mailand 1488; den Girolamo, Anjano, und Angelo, Anjano

1484, der 1487 in den Bürgerkriegen der Vaterstadt gewaltsam endete; seine Söhne Nicolò, Anjano 1506 und 1526, und Ottaviano, Anjano 1521, Senator 1550, gest. nach 1554, beschloßen diese Linie.

2) Erben Domenico Gebà's.

Domenico, 1448, hatte fünf Söhne: Domenico, Filippo, Tommaso, Gaspare, Vater des Gherardo und Jacopo (1554), und durch ersteren Großvater des Gaspare, und den Pazarò, Anjano 1492, der den Agostino, Paolo, Senator 1545, gest. nach 1554, Stefano, Lodovico und Domenico, Senator 1540, gest. vor 1554, hinterließ; letzterer allein setzte sein Geschlecht fort; doch starb sein älterer Sohn Agostino (1554) unvermählt, der jüngere Pazarò (1554) Herr von Massena, baute das Augustinerkloster in Genua, war 1574 Senator, wurde 1597 zum Dogen erwählt und beschloß sein Leben am 15. Dec. 1599, von Margia Centurini die einzige Tochter Cassandra (gest. 4. Juni 1616) hinterlassend, die des Fabrizio Pallavicini (gest. 1625) Gemahlin ward.

3) Erben Antonio Gebà's.

Von Antonio, 1448, entsproß Ambrosio, Anjano 1486, 1500 und 1516, Vater von sieben Söhnen: a) Antonio, von dessen Zweige unter a); b) Girolamo, Gesandter von Frankreich; sein Sohn Giovanni wird 1554 aufgeführt; c) Nicolò; d) Bernardo, von dessen Zweige unter B); e) Bartolommeo, zeugte den Ambrosio (1554); f) Eoblio, zeugte den Giambattista (1554), und g) Giambattista. Letzterer hatte zwei Söhne: Ambrosio 1554, Vater des Giambattista, Großvater des Vassal Giambattista, der 1634 mit seinem Sohne Ambrosio genannt wird, und Anfreone (1554—76), dessen Vassal Giulio Cesare 1607 die Maria Pallavicini heirathete und mit ihr den Anfreone (1634, gest. unvermählt) und Carlo 1634 erzeugte. Derselbe hinterließ von einer Tochter des Domenico Giovanni nur drei Töchter, von denen Maria den Giacomo Centurione Cantello, Giulia Maria den Gianfrancesco Ditta, Maria Benedetta den Agostino Maria Grillo heirathete.

a) Linie Antonio's.

Antonio, verm. mit Beretta d'Orla qu. Melchiorre, hinterließ den Agostino (1554—76) und den Nicolò (1554), 1561—62 Gouverneur von Corsica, der mit Paolo Pallavicini vier Kinder hatte: Virginia, Gem. des Nicolò Cicca qu. Vincenzo; Ansaldo, Senator 1611, als Historiker und Dichter der „Regina Esther“ einst gefeiert, gest. 1628; Anfranco, Großfurst des Malteiserordens, und Antonio 1334, Senator 1626, der mit Maria Spinola qu. Dionisio sechs Kinder gewann: a) Giovanna, Gem. des Giacomo Negrone; b) Paola, Gem. des Anfreone Franzose; c) Cattaneo 1634, verm. mit Geroina Cattaneo; d) Dionisio, Malteser; e) Ottaviano, gestrich, 1634, und f) Nicolò 1634, Gem. der Benedetta Mulassano. Letzterer ward Vater von zwei

57) Venetique p. 52—56. Vergl. D. Confuorti Della famiglia Ceva, discorso genealogico. Bologna 1737. 4.

Töchtern: Maria, die den Hebrigo de' Franchi, und Girolamo, gest. 14. Aug. 1733, die den Michele Pallavicini, Grafen von Joves in Spanien (gest. 1731), heirathete, und fünf Söhnen: Antonio, Doge von Genua 1703 — 1705; Ansaldo, Gregorio, Francesco Maria und Giovan Francesco. Letzterer heirathete zuerst die Teresa Raggi, dann die kinderlos verlassene Francesca Grimaldi; aus erster Ehe stammten Giambattista, Giovanna, Gem. des Domenico Grillo, und Nicolò, verm. mit Placidia Negroni, Vater der Cattarina, Gem. des Leonardo Cattaneo, der Giovannetta, Gem. des Bartolommeo Saluzzo, und Giovan Francesco, der, mit Anna Grimaldi qu. Rainerio vermählt, gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in Genua lebte. Zu seinen Nachkommen gehört wol der Marchese Emilio, der 1820 die Polissena Grimaldi von la Pietra heirathete; doch ist das Geschlecht der Grimaldi-Gebä allem Anschein nach jetzt in Genua gänzlich erloschen.

f) Linie Bernardo's.

Bernardo, verm. mit Pellegrina Cicola, hinterließ den Antonio, von dem folgende, und den Carlo, der am 6. Juli 1562 als Bischof von Sagona auf Corsica erhielt, auf dem Tridentinum saß, am 8. Dec. 1566 in Ventimiglia, am 26. Nov. 1572 in Albenga Bischof ward; er baute dort ein Seminar und starb 1581 zu Genua; er ruht in der Kathedrale zu Albenga. Sein Bruder Antonio (1554), Senator 1583, war Doge von 1593 — 1595 und Gem. der Ravinia de' Marini qu. Giusefina, Vater zweier Töchter, von denen die eine einen Ghislieri aus dem Geschlecht des Papstes Pius V., Marchese von Cassano, die andere, Placidia, den Marchese Agostino Grimaldi von la Pietra heirathete, und des Sohnes Alessandro. Derselbe kaufte 1613 die Baronie Montella im Neapolitanischen und hinterließ von Maria Sauli qu. Lorenzo *) den Lorenzo, Carlo, Girolamo und Antonio. Letzterer verkaufte 1680 die Baronie Montella an die ihm verwandten Sauli. Antonio überlebte die Kinder, die ihm Cornelia Spinola qu. Massimiliano geboren; es waren drei Töchter: Giovanna, Maria und Maddalena, und vier Söhne: Massimiliano, Alessandro, Giovan Alfonso und Giuseppe, welcher letztere in seinen Testamenten vom 30. Jan. 1672 und 26. Nov. 1674 seinen Vater zum Erben einsetzte.

Als 1528 bei der neuen Constitution der Republik Genua die Einrichtung der Alderghi ganz allgemein ward, ließen sich auch andere Zweige der Gebä in den der Grimaldi aufnehmen. So namentlich Francesco Gebä, des Bartolommeo (1490, testierte 1515) Sohn und Enkel des Domenico (1477), der mit einer Giustiniani den einzigen Sohn Grisoforo *) (1545 — 91) erzeugte.

56) Daneben hatte er zwei 1624 genannte Söhne: Carlo und Girolamo.
59) Ueber seine Linie handelt speciell: Frano. de Angelis, *Compendio genealogico della famiglia Ceba-Grimaldi e Mirrelli*. Napoli 1840. 8., ein höchst confusioes Buch, in dem die Gebä von den Marchesi von Ceba aus dem Altcrimischen Stamme abgeleitet sind.

Derselbe ließ sich dauernd in Neapel nieder, wo er die Lehen Telesse, Pietracatella, Serrapaco, Magliano und Sta. Croce erwarb, und wurde in seiner Ehe mit Claudia Adorno qu. Filippo Vater von vier Töchtern, die sämmtlich neapolitanische Adle heiratheten: Giovanna, verm. mit Tommaso Garaffa; Cecilia, verm. mit Vincenzo Capace; Sibilia, verm. mit Ascanio Capace, und Emilia, verm. mit Marcello Garaffa, und zwei Söhnen: Giovannantonio, von dessen Linie unter a), und Gianfrancesco, von dessen Linie unter b).

a) Linie Giovannantonio's (Herzoge von Telesse).

I. Giovannantonio I. empfing für Telesse, das ihm als Erbsitz zugefallen, 1609 von Philipp III. den Herzogstitel; er heirathete Emilia Adorno qu. Michele und hatte von ihr außer einer Tochter, die den geistlichen Stand erwdhlte, vier Söhne: Grisoforo, Piergiorgio, Agostino, von dem hernach, und

II. Bartolommeo I., verm. zuerst mit Anna Giustiniani, dann mit Adriana Garaffa qu. Francesco; ihn überlebte ihr einziger Sohn:

III. Giovannantonio II. Maria, der mit Fortunata, des Carlo Antonio Dentice Tochter, fünf Kinder gewannen: Adriana, Maddalena und Emilia, die sämmtlich den Schleier nahmen, dann die Söhne:

IV. Bartolommeo II., gest. kinderlos, beerbt von seinem Bruder

V. Angelo Maria, der anfänglich dem Malteserorden bestimmt ward, als Herzog von Telesse folgte, zum Grafen von Spanien erhoben ward, jedoch unvermählt starb. Sein Großvater Agostino war in seiner Ehe mit Vittoria Mastrelli, Tochter des Marchese Antonio von St. Marzano Vater von fünf Kindern geworden: a) Marcello, der 1697 für sich einen Marchesittel erhielt, die Maddalena Maria von Goornet heirathete, jedoch kinderlos starb; b) Michele, Malteser; c) Giovanna, Nonne; d) Teresa, Gem. des Pietro Capace, und e) Giambattista, von dessen Söhnen Antonio 1709 vor Rom blieb, der ältere aber

VI. Filippo zufolge Testament des Angelo Maria als Fürst von Telesse succubir, erst die Anna Dentice, dann die Angela Capuano heimführte, jedoch erlosch seine Linie beschloß.

b) Linie Gianfrancesco's (Marchesi von Pietracatella).

I. Gianfrancesco I., Herr von Pietracatella, Matrice und Campo di Pietra, erwarb 1606 Arpaja von Francesco Saverio und ward im nämlichen Jahre zum Marchese von Pietracatella erhoben; vermählt mit Vittoria del Balgo von Sta. Croce, hatte er sieben Söhne, von denen Francesco jung starb, Filippo, Giambattista, Carlo, Grisoforo und Tommaso den geistlichen Stand wählten, der älteste aber

II. Diego Francesco des Vater folgte und in erster Ehe mit Teresa Ramirez Montalvo von S. Giuliano, in zweiter mit Beatrice Casconerio, Witwe des

Lodovico Montalto, vermählt war. Von seinen Söhnen ward Antonio Geistlicher,

III. Giuseppe I. aber erzeugte mit Giulia Montalto den Lodovico, Maltese, die Maria Rosa, Nonne, die Teresa, Gem. des Liberio Braccaccio, und den

IV. Gianfrancesco II., der die Marirosa Mastrogiubice, des Marchese Luigi von Montorio Erbtöchter, heirathete; von ihnen entstiegen Diego Maria, Giulia und Beatrice, beide Nonnen, und

V. Giuseppe Maria, der von Angela Bisanelli aus dem Hause der Herzoge delle Pefche einen einzigen Sohn

VI. Francesco I. hinterließ, Gemahl der Maria Spinelli aus der Linie der Herzoge von Gariati und Vater der Maria Antonia, welche den 1773 geborenen Giuseppe II. Mrelli, Fürsten von Terra seit 1814 (gest. 20. Jan. 1840), heirathete, und des

VII. Giuseppe II., Marchese von Pietracatella. Derselbe war von 1815—1826 Director des großen Archivs in Neapel, Kammerherr 1820, Präsident der Consulta generale und Staatsrath unter dem Ministerium des Herzogs von Wvarna bis 1840, Großkrenz des Ordens von Franz I. 1829, Ritter des Ordens vom heil. Jannarius 1831, schließlich Ministerpräsident beider Sicilien von 1840 bis zum verhängnißvollen Jahre 1848. Ein entschiedener Anhänger der Bourbonen, trat er darauf in den Privatstand zurück und starb 1842 ⁶⁰⁾. Zweimal vermählt, hatte er aus erster Ehe nur zwei Töchter, von denen Maria, unvermählt, im 21. Jahre ihres Alters starb, Rachele aber den Raffaele Petra, Herzog von Bassogirardo, heirathete; aus zweiter Ehe stammt der einzige Sohn

VIII. Francesco II., seit 1862 Marchese von Pietracatella ⁶¹⁾.

Außer diesen dem Albero der Grimaldi aggregirten Zweigen der Familien Oliva und Gebà finden wir nun noch verschiedene Familien des Namens im Neapolitanischen, in Frankreich und Spanien genannt, deren Zusammenhang mit dem geneaischen Geschlechte freilich unannahmbar ist, ja geradezu als nicht aus echten Documenten begründet erwiesen werden kann. Da diese Familien jedoch einzelne hervorragende Individuen hervorbrachten, kann ich sie nun hier anschließen, und handle also von ihnen unter G—L.

Eher lassen sich noch die Grimaldi auf Corsica dem geneaischen Geschlechte zuweisen, obgleich der genealogische Zusammenhang fehlt. Dieselben lebten seit langer Zeit in Ampugnani und Campoloro; ein aus letzterem Orte stammender Sprosse ward 1765 Professor an der

von Paoli errichteten corsischen Universität; ein anderer war 1768 Officier unter Paoli, schloß sich 1769 dem französischen Interesse an, ward Ritter des Ludwig-Ordens und stellte sich 1784 wieder auf die Seite seiner Landesleute. Im J. 1823 lebte zu Ampugnani ein Augiero Grimaldi mit Frau und zwei Söhnen; wahrscheinlich gehört der jetzige Professor der Chemie in Sassari Antonio Grimaldi zu seiner Descendenz. Auch möchte ich vermuthen, daß Antoine Louis Grimaldi, der 1823 zu Montpellier mit seiner Dissertation: „*Résumé sur les hémorrhoides*“ (in 4.) promovirte, und Vincenzello Grimaldi d'Edra (schrieb: *Quelques considérations sur l'amaurose*. Thèse. Montpellier 1853. 4.) zu diesen corsischen Grimaldi zu rechnen sind, von letzterem glaube ich es schon des Vornamens wegen bestimmt; als Sohn des ersten erscheint der Priester G. G. Grimaldi, der 1863 ein Schulbuch: *De viris illustribus Galliae ad usum lycaeorum minorum, seminariorum, collegiorum et institutorum imperii Galliae* (Parisii. 12.) herausgab und seinem Vater Antonio und seinem Bruder Jacopo Sante Grimaldi widmete.

G. Grimaldi im Neapolitanischen (von Nissimeri).

Venaeque läßt dieselben von dem S. 116 genannten Bertone stammen, der aber nachweislich kindlos geblieben ist; die Familie selbst leitet sich von einem der geneaischen Grimaldi, Giovanni, ab, der im 16. Jahrh. sich in Seminara ansäßig gemacht. Dem Bertone dichtete Venaeque vier Söhne an, von denen Luca mit Cattarina Pallavicini den Ferdinando, Capitän und Rath der Johanna II. von Neapel, und in seiner Ehe mit Isabella del Balzo Vater des Ritters Tommaso und des Ritters Luca, Protector von Seminara, erzeugt habe; Nicolò hernach erwähnt werden wird, Grimaldo aber den Nicolò, Baron von Rasella 1490, hinterlassen, dessen genealogisches Manuscript neben den Familien-Auflösungen Hauptquelle für Venaeque gewesen ist; derselbe gibt ihm drei Söhne: Evangelista, vern. mit Porzia Sacro, Tommaso, vern. mit Massala Fillipponi, und den Bastard Raffaele, der als Galeerencaptän gefallen sei. Nicolò soll Großjustiziar Karl's von Calabrien (gest. 1328) gewesen sein und mit Leonora Garaciotti die Töchter Antonia und Teodora, Gem. des Mario de Barra von Stigliano, und die Söhne Evangelista, Raffaele und Giovanni erzeugt haben, der die Barone Nissimeri erworben, die Vittoria Garafia geheirathet und den Angelo, Gem. der Anna Bruno, wie den Luca, Kammerherrn des Königs Ladislaus, erzeugt. Dem Luca gibt dann Venaeque fünf Söhne: Giovanni, Antonio, Vater des Luca und Ferdinando, die beide Priester geworden, Ferdinando, Giovanni, von dem hernach, und einen namenlosen, der eine Duella (?) Catani geheirathet und mit ihr die Maltese Luca und Evangelista erzeugt, auch einen Bastard Antonio Grimaldi Rosso, Vater des Priesters Ferdinando, hinterlassen. Mir scheinen alle diese Namen singirt; die Genealogie steht da-

⁶⁰⁾ Cf. schrieb u. a.: *Asserzioni sulla conversione delle rendite pubbliche*. Napoli 1836. 4.; *Elogio del conte de Camaldoli F. Ricciardi*. Ibid. 1843. 4.; *Del lavoro degli artigiani*. Ibid. 1846. 4. *Lettere inkerit auspicanti la Nazione meridionale* von Giuseppe Cerra Grimaldi offerte à l'académie des sciences morales et politiques. Paris 1862. 8. ⁶¹⁾ Schrieb: *Memorie storiche delle isole e badia di Tremisi*. Napoli 1852. 4.

mit, auch wenn wir auf die folgenden echten Generationen Rücksicht nehmen, im schlagendsten Widerpruche; der Baskard Antonio Rosso s. B. ist wol nur eingeschwehrt, weil Cristoforo Rosso Grimaldi, dessen Haus sich 1528 in den Abzweig der Grimaldi aufzunehmen ließ, von 1535—37 Doge von Genua war. Sicher ist dagegen, daß Giovanni Grimaldi, einer gewiß nicht unverbürgten Tradition zufolge, aus Genua stammend, sich im 16. Jahrh. in Seminara niederließ; Venaeque gibt ihm drei Gemahlinnen: Isella Mungi, Diana Ventimiglia und Maria Caraciolo; er muß etwa 1550 gelebt haben, obgleich Venaeque seinen Sohn Ferdinando Gelfnabe des König Ferdinand II. von Neapel sein läßt; es ist das unmöglich, da von Ferdinando's urföndlich verbürgten Enkeln Giuseppe 1634 als lebend genannt wird. Dem Giovanni in Seminara werden sechs Kinder beigelegt: a) Luca, Priester; b) Bernardina; c) Polissena, Gem. des Antonio Cardino; d) Francesco, von dem unter a); e) Ferdinando, von dem unter f), und f) Jacopo, der den Priester Luca und einen Baskard Simeone hinterlassen.

c) Zweig Francesco's.

Francesco hinterließ den Luca, Gem. der Vittoria Gambacorta, und den Tommaso, der mit Vittoria Gallo fünf Kinder erzeugte: Marcantonio 1634, Francesco, gest. jung, Pier Giacomo, Luca 1634 und Diana, Nonne in Seminara; über ihre Descendenz fehlen mir weitere Nachrichten. Ohne Zweifel gehört aber zu den neapolitanischen Grimaldi auch Francesco, geb. nach 1550 zu Oppido, gest. in den zwanziger Jahren des 17. Jahrh., der früh in den Theatinerorden trat und sich als Architekt und als Meister im Ergüsse auszeichnete. Nachdem er zuerst 1578 die Kirche S. Andrea in Neapel erbaute, entwarf er 1586 den Plan zur Kirche S. Apollini, die jedoch erst 1626 vollendet ward; 1600 führte er die Theatinerkirche Sta. Maria degli Angeli auf Pizzofalcone, eine der geschmackvollsten Baudenkmäler der Stadt, auf, dann 1607 Sta. Maria della Capriana; endlich ward 1608 sein Plan zu der Capella del tesoro in der Kathedrale S. Gennaro bei der deshalb eröffneten Concurrenz für preiswürdig anerkannt; dieselbe ward alsbald in Angriff genommen und mit prächtigen Gemälden von Domenichino, Lanfranco, Spagnoletto und andern geziert.

f) Zweig Ferdinando's.

Ferdinando heirathete die Lancia Grimaldi und zeugte mit ihr den Antonio, die Diana, Gem. des Hauptmanns Filippo Bello, und den Giovannello, Herrn von Miffinieri und Cupari, der zuerst mit Francesca Mungio, dann mit Euterzia Filippini vermaählt war, und fünf Kinder hinterließ: a) Ferdinando, verm. mit Dolanta de Franco, Vater des Francesco, Giambattista (1634) und Basilio (1634); b) Giuseppe (1634), verm. mit Giulia Rudini, Vater des Jacopo, Gianfrancesco und Antonio, die 1634 genannt werden, und des Baskards Cesare; c) Giulia, verm. erst mit Francesco Filippini,

dann mit Scipione Russo; d) Cesare, Gem. der Isabella Bapali, und den Erbherren e) Jacopo, der die Diana Massafiero heirathete und vor 1634 mit Hinterlassung von fünf Kindern starb: a) Filippo von Cupari, gest. vor 1634; b) Francesca, Gem. des Francesco Antonio Cavallo; c) Andrea; d) Giovanni von Miffinieri 1634, verm. erst mit Antonia Fedele, dann mit Antonia Arduino, Vater des Jacopo, des Carlo, der Diana, Gem. des Michele Spadafora, und des Baskards Vinciguerra, und e) Pietro von Cupari 1634, verm. mit Maria Oliva und Vater von Felice, Lorenzo, Salvatore 1634, Bernardo 1634, Fabrizio 1634, Jacopo 1634, Vinciguerra 1634, Girolamo, Giuseppe und Angela, die sämmtlich bei Venaeque erwähnt sind.

Ihre Nachkommenschaft muß sich im Neapolitanischen vielfach verzweigt haben, doch bin ich nicht im Stande, eine Uebersicht der genealogischen Verhältnisse zu geben, da mir die auf sie bezüglichen Papiere, die mir von Castellamare in Aussicht gestellt waren, bis jetzt nicht zugegangen sind. Ich muß mich deswegen hier darauf beschränken, diejenigen Sprossen dieser Grimaldi Neapels aufzuführen, die in wissenschaftlicher oder künstlerischer Beziehung sich einen Namen erworben haben. Dahin gehören:

1) Costantino, geb. 1667 zu Neapel, zeichnete sich durch gründliches Studium der Jurisprudenz, Theologie, Medicin, sowie der Mathematik, obgleich in letzterer Autodidakt, aus, und war der entscheidendste Vertheiliger der Philosophie des Descartes gegenüber den Angriffen des Vater Benedictus. Er veröffentlichte: *Risposta alla lettera apologetica di Benedetto Aletino, nella quale si dimostra esser quanto necessaria e utile la teologia dommatica e metodica, tanto inutile e vana la volgar teologia scolastica*; *Risposta alla seconda lettera di Ben. Aletino, in cuiiasi vedere quanto manchevole sia la peripatetica dottrina*; *Risposta alla terza lettera di Ben. Aletino, in cui dimostrasi quanto salda e pia sia la filosofia di Descartes*; *Considerazioni teologiche e politiche fatte a pro degli editti di S. M. C. intorno alle rendite ecclesiastiche del regno di Napoli*. 1702. 2 Voll. 4. und andere kleine, auf dieselbe Angelegenheit bezügliche Streitschriften. Er starb in seiner Vaterstadt als königlicher Rath 1750 und hinterließ den

2) Gregorio, geb. 1695. Er ward in seiner Jugend von seinem Vater in Künsten und Wissenschaften unterrichtet, erwarb sich solide Kenntnisse in der römischen Geschichte und den Antiquitäten und wandte sich dann dem Studium der Jurisprudenz zu, ohne dabei seine poetischen Neigungen zu verleugnen. Er dichtete unter andern *Egloghe pastorali e rime*, die 1717 zu Florenz (in 8.) erschienen, und ward in die Akademie der Adelsbilder mit dem Namen Clarissio Ricunto aufgenommen, unter dem er auch 1716 eine *Lettera*, in cui si esaminano due luoghi delle opere del signore Francesco Maraldi, per occasione de' quali si ragiona della sospensione proposta dal procuratore de' Gesuiti in persona del regio consigliere D. Costan-

tino Grimaldi, eine Ehrenrettung seines Vaters, veröffentlichte. Er zeichnete sich als Advocat in Neapel aus, fiel aber 1744 in Ungnade, da er angeblich während des Krieges um Velletri eine verächtliche Correspondenz geführt hatte, und ward am 17. Febr. mit seinem Vater im Gassennoovo eingekerkert. Die Untersuchungscommission fand den Vater schuldlos, verbannte ihn dagegen auf einige Zeit nach der Insel Pancellaria; jedoch erhielt er später die Erlaubniß, sich auf Sicilien niederzulassen, und starb dort am 27. Nov. 1767 zu Marijala. Er schrieb das höchst wichtige Buch: *istoria delle leggi e magistrati del regno di Napoli* (Tom. I.—II. Lucca III. Napoli 1732. IV. ebenda, herausgegeben von seinem Bruder Ginesio 1752. 4.), welches von seinem Bruder Ginesio neu ausgelegt und in 8 Bänden fortgesetzt ward; die neue Ausgabe erschien zu Neapel 1767—1774 in 4.

3) *Francesco*, geb. um 1678, trat jung in den Jesuitenorden und lehrte zuletzt die Rhetorik am Collegio Romano; er verfaßte drei lateinische Lehrgedichte: *de vita urbana* (Romae 1725. 8.), *de vita oeconomica* (Ibid. 1738) und *de vita aulica* (Ibid. 1740), und starb zu Rom 1738.

4) *Domenico*, geb. 1735 zu Seminara, Marschese Grimaldi, widmete sich frühzeitig dem Studium der Rechtswissenschaft, begab sich dann nach Genua, wo er seinen alten Adel erneuern und sich ins goldene Buch eintragen ließ, auch verschiedene öffentliche Aemter bekleidete, daneben aber hauptsächlich sich mit den neuen Erfindungen auf den Gebieten der Agriculture, des Delbaues und der Seidenzucht vertraut machte. Nachdem er im Interesse derselben Frankreich und die Schweiz bereist, kehrte er nach Calabrien zurück, stellte dort seit 1765 mit vielen, bisher ganz unbekannten Maschinen mannichfache Versuche an, führte die bisher kaum dem Namen nach bekannten Kartoffeln ein und legte künstliche Wiesen, Gärten im französischen Geschmacke und verbesserte Delmühlen an. Doch fanden seine Bestrebungen anfänglich wenig Anhang; sein Vermögen schwand zu sammen; auch der Tod seines Vaters trug nicht zur Hebung seiner Lage bei. Erst 1782, als er in Folge seiner Schriften über Agriculture zum Mitgliede des Finanzraths ernannt worden, besserte sich dieselbe; er erhielt 1784 eine Mission nach Reggio, wo er seitdem seinen Wohnsitz nahm, um den Seidenbau in Calabrien zu überwaachen; eine Schule für Seidenzucht ward da angelegt, ein Musteranstalt in dem nahen S. Giovanni eröffnet. Angeklagt der Sympathie für die parthenopäische Republik, ward er 1799 verhaftet, doch freigesprochen; er zog sich nach Reggio zurück und starb dort, hochverehrt um die Hebung der vaterländischen Industrie, am 5. Nov. 1805. Von seinen ökonomischen Schriften sind zu nennen ⁶²⁾: *Mémoire sur l'herbe appelée Sulla*, gedruckt auf Kosten der Acca-

demia de' Georgofili in Florenz; *Essai sur l'économie agricole pour la Calabre citérieure* (Napoli 1770. 8.); *Istruzione sulla nuova manifattura dell' olio introdotta nel regno di Napoli* (Ibid. 1771, 1773, 1777. 8.); *Observations économiques sur les fabriques et le commercio des soies dans le royaume des Deux Siciles* (Ibid. 1780); *Projet sur les moyens d'employer utilement les condamnés aux travaux forcés* (Ibid. 1781); *Mémoire sur le commerce et la fabrication des huiles, soit chez les anciens, soit chez les modernes* (Ibid. 1783); *Mémoire pour le rétablissement du commerce des huiles et de l'agriculture dans la Calabre* (Ibid. 1783); *Projet de réforme de l'économie politique dans le royaume de Naples* (Ibid. 1783); *Rapport au Roi, avec quelques réflexions d'économie politique relatives à la Calabre* (Ibid. 1783); *Rapport sur une école établie par ordre du Roi à Reggio pour le filage de la soie à la Piémontaise* (Messina 1785). Wahrscheinlich war er der Vater des Nobile.

5) *Francesco* Grimaldi, Ritter und General-Adjutant, dann Officier in der republikanischen Nationalgarde zu Neapel, eines Jünglings von außergewöhnlicher Körperkraft und begeisterten Anhänger der kurzlebigen parthenopäischen Republik. Als dieselbe gefallen, ward er verhaftet und sollte Nacht zum Platz des Garzins geführt werden, um den Hängschieß zu erleiden. Ihn umgaben zwei Compagnen Soldaten, Russen und neapolitanische Schergen Russos; da warf er die beiden, die ihn führten, wieder und suchte zu entfliehen; es gelang; fast eine Meile lang ward er von den Häschern verfolgt, endlich erreicht und mit den Bononneten durchbohrt; seine Leiche hing am 22. Oct. 1799 am Galgen. Hätte er nicht den tollkühnen Fuchsvorstoß gewagt, so wäre er wenigstens, wie festgesetzt war, zur Entbaupfung begnadigt worden, gleich so vielen seiner hochadeligen Gesinnungsgenossen; so mußte er das Loos der Plebejer theilen. Es scheint die Fink der Marschese Grimaldi in Neapel mit seinem Vater erloschen zu sein; in dem im ersten Decennium des jetzigen Jahrhunderts angelegten goldenen Buche des Adels von Neapel ist das Haus der Grimaldi als erloschen, wenigstens der Marschese als vacant bezeichnet. Jedenfalls war auch Domenico's Bruder erlosch verstorben, der berühmte Jurist

6) *Francesco Antonio*, geb. 1740 in Seminara. Derselbe zeigte in der Jugend besondere Vorliebe für die schönen Künste, studirte dann Jurisprudenz und fungirte als berühmter Advocat, hernach als Auditor in Neapel, wo er 1784 gestorben ist ⁶³⁾. Er veröffentlichte daselbst 1766 eine an Agostino Comellini gerichtete „Lettera sopra la musica“, in der er nach Vorgang der Alten das moralisch-philosophische Element in der Musik herzustellen suchte; ferner sein Buch: *De successioneibus legitimis in urbe Neapolitana ceterisque*, Pars I.

⁶²⁾ Ich muß dieselben leider meistens französisch citiren, da mir die italienische Titel nicht vorliegen; cf. Biographie universelle publ. p. Roeder. Vol. XXII. p. 78—79, der ich sie entlehne.

X. Guesf. d. B. u. A. Guesf. Guesf. XCI.

⁶³⁾ *Melch. Deliso*, Elogio di Fr. A. Grimaldi. Napoli 1784. 4.

(1766. 4., mehr erschien nicht), ein Leben Ansaldo Grimaldi des Großen, seine Apologie des Diogenes (*La vita del Diogene Cynico*. Napoli 1778. 8.); seine gegen Rousseau gerichtete Reflexion *sopra l'ineguaglianza tra gli uomini* (Vol. I—III. Ibid. 1779—1781. 8.) und endlich 1781 seine *Annali del regno di Napoli Epoca I.* (von der Gründung Roms bis 409 n. Chr.); die zweite Epoca (409—1211) erschien 1783—86 gleichfalls in Neapel; doch sind nur die ersten sechs Bände derselben von Grimaldi, während die Fortsetzung in vier Bänden von seinem Freunde Gessari besorgt ist.

Eine neapolitanische Linie, deren Ahnherr um 1560 aus Genua eingewandert sein soll und in Nocera de' Pagani begraben liegt, saß früher in Teramo; die genealogischen Notizen, die mir über dieselben Herr Ingenieur Dr. Filippo Grimaldi, jetzt in Goggia, Erfinder eines „patent marine boiler“⁶⁴), von seinem in Castellamare lebenden Bruder (dem Zweitgeborenen seiner Linie) zu verschaffen versprochen, sind mir leider bis heute nicht zugegangen. In dieser Linie gehört wohl von jetzt lebenden Achille Grimaldi, Professor in Reggio (in der Emilia), früher Ambrosio, Professor in Gattinetta, und Raimondo, der Osservazioni sulle capitalazioni della banca fruttuaria nel regno delle Due Sicilie (Napoli 1832. 8.) schrieb. Ebenso gehört wol hieser Bernardino Grimaldi, der als Advocat in Catanzaro lebt, wol ein Sohn von

7) Luigi, Advocat, Mitglied der Accademia delle scienze und des Istituto d'incoraggiamento zu Neapel, der Georgosili und des Ateneo in Florenz, der Akademie in Arrezzo, der Accademia di agricoltura in Turin, der Società agricola in Rancy u. s. w., ständigem Secretär der Società economica della provincia di Calabria ultra seconda seit 1832, Präsident 1867, der sich um den Seidenbau in der Gegend von Catanzaro große Verdienste erworb, außer einer Menge kleiner Denkschriften 1845 zwei Bände *Studi archeologici sulla Calabria ultra seconda* (Napoli. 4.) und *Studi statistici sull'industria agricola e manifatturaria della Calabria ultra seconda* (Ibid. 4.) herausgab und sich 1867 auch in einer Abhandlung über Renan und Dante versuchte. Endlich ist hier zu nennen ein in Neapel geborener „Signore Niccolini Grimaldi“, dessen Herkunft freilich dunkel genug erscheint, der aber als „Ritter des Kreuzes vom heiligen Marcus und Virtuose der Kapelle des Königs von Neapel“, erst als Tenorist, dann als Contraltist in der italienischen Oper dahier, wie auswärts, sich Ende des 17. und Anfangs des 18. Jahrh. einen großen Ruf erworbt. Wir finden ihn 1694 in Rom, 1697—98 in Neapel, 1699—1700 in Rom, 1700 in Venedig, 1701—1707 in Mailand und andern italienischen Städten engagirt; 1708—12 ist er in London als erster Opernsänger, 1713 machte er eine Kunstreise durch Italien, ist wieder in London 1714—17, in

Venedig 1718, in London 1719, dann 1723 in Rom und Venedig und an letzterem Orte 1726 und 1728—30; bald darauf muß er gestorben sein. Sein Sohn, dessen Vorname mir unbekannt, war als Schauspieler und Tänzer in Italien, in den Niederlanden und namentlich in Paris gefehlet; sein Enkel Giuseppe, geb. 1715, kam als Zahnarzt der Königin Charlotte 1760 nach London, trat aber dort bald als Schauspieler und Tänzer auf, heirathete Rebecca Brooker und starb 1788. Eine Tochter von ihm heirathete einen Herrn Bruni, ein Sohn diente in der Handelsmarine und starb kinderlos; der andere Giuseppe, geb. 18. Dec. 1779, war ein berühmter Schauspieler in London; seine höchst interessanten Memoiren hat Didot's (Paris) (*Memoirs of Joseph Grimaldi Esqu.*) eingeleitet und herausgegeben. Er heirathete zuerst 1798 Mary Hughes (gest. 1799), dann 1802 eine Wittow, von der er einen einzigen Sohn Joseph Samuel William (geb. 1803), gleichfalls einen talentvollen Schauspieler, hatte; da derselbe aber am 11. Dec. 1830 unermuthet starb, sind diese englischen Grimaldi mit dem Vater 1837 erloschen.

Endlich erwähne ich noch aus älterer Zeit von neapolitanischen den Raffaele, Gem. der Olympia Cananea, dessen Sohn Luigi 1420 die Anna Gesualdo heirathete, und den Simone, Noble von Messina, Vater des um 1415 mit Giovannetta Labruzi vermählten Giovan Tommaso, die sich vielleicht mit Hilfe weiteren handschriftlichen Materials noch einordnen lassen können.

II. Grimaldi, Marquis von Régusse.

Der Zusammenhang derselben mit den geneuesischen Grimaldi wird von letzteren verschiednen in Abrede gestellt; sie sollen von Anfang an in Südfrankreich ansässig gewesen sein und erst dann sich als Verwandte der letzteren geilt haben, als eine „Grimaldu“ den Marquis Donato II. von Gagnez 1646 heirathete. Der Name „Grimaldu“, abgeleitet von einer Ortschaft in der Provence, ist übrigens im südlichen Frankreich kein seltener; ihn in Grimaldi umzuwandeln, bedarf es keiner großen Bemerkung. Den Quellen zufolge stammte aus jenem Orte der 1273 geborene Dichter Lucas von Grimaldi oder Grimaud, wie er gewöhnlich genannt wird, und der sich schwerlich mit einem der geneuesischen Luca oder Eudimo Grimaldi identificiren läßt. Zwar heiße es, er sei ein reicher Patriarch Genua's gewesen; daß er in der Sprache der Provence gedichtet, kann dem bekannstlich nicht im Wege stehen; aber ein genealogischer Zusammenhang mit diesen geneuesischen Grimaldi ist urkundlich nicht nachweisbar; vielmehr, daß er der Sohn eines Grimaldi aus einem andern Geschlechte war, in dem dieser Vorname sich findet. Lucas verfaßte zahlreiche Gedichte, viele heilige Satyren in dramatischer Form gegen Papst Bonifatius VIII.; gewungen, dieselben zu verbrennen, soll er sie aus dem Gedächtnisse reproducirt, vielfach vermehrt und dem anglovinischen Staatsrath der Provence überreicht haben; sie sind völlig verloren gegangen. Da er die Castellantin von Villeneuve liebte

⁶⁴) Vergl. *Mechanics Magazine*. New Series. Vol. VIII. no. 192. London 1862. p. 224 sq.

und in vielen Chansons und Strventes feierte, wollte dieselbe seine Standhaftigkeit preisen und brachte ihm einen Liebesstrahl bei, in Folge dessen er in solche Raserei verfiel, daß er sich mit seinem Degen 1308 durchbohrte.

Die späteren französischen Grimaldi oder Grimaldi erscheinen zuerst mit Anfang des 17. Jahrh.; sie gehörten wol zur Noblesse du robe und saßen in Aix in der Provence. Ihr Stammbaum:

I. Gaspard I. *) erwirbt Régusse, Mousiac, Rommeules, Roquefort, St. Martin und andere Besitzungen in der Provence, die er im September 1649 in einem Marquisate erheben ließ; das betreffende Patent ward von dem Parlament zu Aix am 4. Jan. 1650 eingetragen. Seine Kinder waren: Anna, verm. 1626 mit Joseph de Gallard, Parlamentsrath, und

II. Michel, Herr von St. Martin, gest. vor dem Vater. Derselbe hatte die Susanne de Lapdet, Tochter des Parlamentsraths Louis von Eygour und der Johanna de Châteaufort-Gaillon, geheiratet und hinterließ von ihr außer drei Töchtern, die in die Familien Grimaldi von Cagnes, Glandevès-Pourrières und Thomas-la-Varde heiratheten, den Sohn

III. Gaspard II, Parlamentsrath zu Aix 1633, Oberpräsident 1647, ein trefflicher Jurist, der, nachdem er letzteres Amt seinem Sohne abgetreten, zum königlichen ordentlichen Staatsrath erhoben ward. Seine Gemahlin, die einzige Tochter des Corsen Samson de Neponon, gebor ihm außer zwei jüngeren Söhnen, die 1667 in dem Mallesterben traten, den

IV. Charles I, Oberpräsident am Parlament der Provence, verm. mit Lucretia de Castillon, Tochter des Marquis von Beynes, von der Charles (von dem unter V.), Pierre, Domherr zu Aix und Prior zu Malmort, und drei in die Familien Tibaud-Sames, de Borely-Eclians und d'Eyroux-Pontevès verheirathete Töchter entsprossen.

V. Charles II war erst Richter beim Parlament zu Aix, dann 1701 Procurator der Provence, 1702 Generaladvocat, endlich seit 1719 Oberpräsident; er heirathete die Wittwe des Hauses Etienne-Chauffe-Gras, Herrin von Rimet, und hinterließ von ihr den

VI. Charles Louis Cerinus, Marquis von Régusse, von Villeneuve-Comtal, St. Martin, Herrn von Rimet und Monneron, zweiten Oberpräsidenten beim Parlament zu Aix. Derselbe war ein gelehrter Jurist, dessen Leben, wie er selbst sagt, gewidmet war „à maintenir les droits du sacerdoco et de l'empire, la confiance et la sûreté dans le commerce, l'exactitude dans la police et la précision dans la législation.“ Er veröffentlichte 1746 zu Aix: „Arrêts notables rendus par le parlement de Provence“ (in 4.) und ebendasselbst 1774 „Arrêts de règlement rendus

par le parlement de Provence“ (mit eigenen Anmerkungen in 4.). Wahrscheinlich ist er der Marquis Grimaldi, der vom Papste zum Herzog von Euron (im Comtat) ernannt wurde; doch haben seine Nachkommen, wie dies mit diesen wenig angesehenen Litten öfters der Fall war, denselben nicht weiter geführt. Nachdem seine erste Ehe mit einer de Bonardi de Grey, sowie eine zweite kinderlos geblieben, heirathete er in den sechziger Jahren die Johanna Hippolyta Theresie de Monier, einzige Tochter des Andreas von Châteaubrull und der Anna de Félix d'Allières, und erzeugte mit ihr den Charles Elzéar Jean François Régis, der Malisier ward, und seinen Nachfolger:

VII. André Bénolt Charles François Favier, vier, sechsten Marquis von Régusse, Vater des

VIII. Marie Charles François Xavier, geb. 1792, verm. mit Marie Louise Victorine Barrigue de Fontainier, gest. zu Aix den 23. Juni 1865. Ihm folgte in den Gütern sein Sohn

IX. Marie Hippolyte Alfred, achter Marquis von Régusse seit 1865, der sich am 21. Sept. 1858 mit Marie von Chabot vermählt hat.

Bleibt gehören auch zu diesen Grimaldi folgende Persönlichkeiten: Dominique François, Fähnrich (1856), Unterlieutenant (1861) im 96. Regimente; A. Marquis (1856 in Holland lebend); B. Lieutenant in der 3. Compagnie der 17. Legion der kaiserlichen Gendarmen (1861); Jean Luc Octave, Unterlieutenant im 2. Regimente fremder Infanterie (1861), von denen vielleicht einer mit dem 1868 zu Paris lebenden Chevalier Grimaldi und dem Vater der ebenda 1868 weilenden Blanche Grimaldi identisch ist.

I. Marqueses de Grimaldo in Spanien.

Schon im Anfange dieses Artikels war die Rede von der bei Venasque erwähnten Fabel, daß ein Ramiro Grimaldi, des Karolingers Theudoald Sohn, eine Prinzessin Hauses in Spanien geheißen habe; doch geschieht Venasque selbst ein, das Geschlecht daseibst nur bis ins 13. Jahrh. verfolgen zu können. Er nennt uns als Stammvater den Pedro Sanz, Herrn von Grimaldi, begraben 1280 in St. Pedro de los mayores bei Santibañez, Vater des Ruy Perez, Richters in Plasencia (1320) und Großvater des Ruy Perez, Bischof von Plasencia, und des Bernardo Gutierrez, den der Rico-las Bermudez, Bischof von Plasencia, begraben 1350 in der dortigen Kathedrale neben dem Madonnaaltar „à perdon“, wo auch sein Wappen angebracht ist, und den Gonzalo Bermudez hinterlassen. Letzterer, Herr von Grimaldo, hat unter der Fahne Alfonso's XI. von Castilien 1340 die Salada mitgefochten, jedoch nur eine Erbtöchter Urrea (gest. um 1370) hinterlassen, die die Güter ihrem Gemahl Pedro Treffe, Herr von Almofrague, zugebracht; diese spanischen Herren von Grimaldo (nach dem Orte genannt), die nicht mit dem geneuesischen Geschlechte zu thun haben, waren somit in direkter Linie erloschen. Doch gab es vielleicht noch Nebenzwige, und daß echte

(55) (Artsfeul) Histoire héroïque et universelle de la noblesse de Provence. Tom. I. Arignon 1757. 4. p. 583; Supplément. Ibid. 1770. p. 74.

genueßische Grimaldi sich in Spanien ansässig gemacht, ist oben gesagt. Zu den letztern gehörte Giambattista, der mit seiner Gemahlin Leonor Argote in der Kapelle von „Santa Anna de la villa de Dos-Hermanas“ begraben liegt; beide stammten aus Sevilla⁶⁷⁾. Ebenfalls aus Genua stammten vielleicht Antonio, Herr von la Torre de Wagon bei Villanueva del Arzobispo, der die Marina Hernandez de Villaseca heirathete; doch läßt sich darüber nichts Näheres feststellen, da bei den mir vorliegenden Angaben jedes Datum fehlt.

Lebensfalls dem genueßischen Geschlechte ganz fremd, lebte 1578 ein Francisco Martinez de Grimaldo⁶⁸⁾, Caballero hijo-dalgo, in der Parochie S. Justo zu Madrid und hinterließ den Francisco Martinez, Kammermeister des königlichen Raths von Castilien, Vater des Josef, Secretär des König Philipp IV. und Groß-Officials der Secretarie von Neu-Spanien, der sich in Madrid mit Veronima Sanchez de Castigares vermählte und den Francisco, Secretär bei Philipp IV. und Karl II., sowie zweiten Official der Secretarie von Neu-Spanien, zeugte. Letzterer heirathete die Maria Gutierrez de Soleriano y Galianada und ward Vater des Francisco, Canonicus in Toledo (gest. 1736), und des 1664 in Biscaya geborenen bekannten spanischen Staatsmannes Josef de Grimaldo y Soleriano. Derselbe eröffnete seine Carrière 1704 als Secretär für Indien in dem Bureau des Finanzministers Orry, dem er, klar und genial, rasch unentbehrlich ward⁶⁹⁾; bald war er dem Königspaare und der mächtigen Prinzessin Orsini nicht minder ge-nehm, rückte zum Staatssecretär im Departement des Kriegs und der Marine auf und ward 1714 Marqués de Grimaldo, sowie Mitglied des Staatsrathes. Seine Unabhängigkeit an Ory und die Orsini machten ihn dem Cardinal Alberoni verdächtig; sein Ansehen sank, erthob sich jedoch aufs Neue nach dem Sturze des intriganten Günstlings, indem Philipp V. ihn 1717 zum „Secretario del despacho universal“ und Premierminister ernannte. Häufig arbeitete er ganz allein mit dem Könige; alle wichtigsten Angelegenheiten gingen allein durch seine Hand, und durch seine gefälligen Manieren wußte er sich schließlich auch die hohe Gunst der stolzen und herrschsüchtigen Königin Elisabeth Farnese zu gewinnen. Am 4. Jan. 1724 empfing er den Orden vom Goldenen Fleiß; als königlicher Kammerherr, Comthur von Ribera und „Reichsruß“ des Ordens von Santiago ist er im Vollbuche des königlichen Verzeichnisses und allen Einflusses am 4. Juli 1733 zu Madrid gestorben. Ueber seine directe Nachkommenschaft fehlen mir die Nachrichten; ich bemerke daher nur, daß dieser (angehlich schon 1695 für seinen Vater Francisco creirte) Titel Marqués de Grimaldo jetzt seit 1845 von Josef de Hermosa y Urbina geführt wird.

Vertrieben von demselben ist ein anderer „Titel von Castilien“, Marqués Grimaldi, den 1834 der Sicilianer Leopoldo de Gregorio empfing, Sohn des Antonio, Barons von Agnana und Mammola (1826—1840) und Enkel des Marqués Leopoldo von Squillac; derselbe starb in Spanien, wo er sich niedergelassen, 1865 und ward von Manuel Maria Mattu y de Gregorio beerbt.

Auch soll die Königin-Witwe Maria Christina von Spanien einem ihrer Günstlinge R. Grimaldo, genannt Thomas, einen Marquestitel verliehen haben; doch hängt derselbe sicher noch weniger mit der genueßischen Patricierfamilie zusammen als die spanischen Marqueses de Grimaldo.

Von Grimaldi endlich, die in der gelehrten Welt bekannt geworden, die ich aber nirgendwo mit Sicherheit unterzubringen weiß, nenne ich:

1) Mariano, schrieb: *Santuario dell' alma città di Genova, dove si contengono le vite de' Santi protettori o cittadini di essa insieme con i nomi de' Pontefici e Cardinali della Liguria* Yescovi di Genova. Genova 1613. 4.

2) Domenico, schrieb: *Orazione fatta per l'incoronazione del Sermo Giambattista Lercaro Doge della repubblica di Genova*. Genova 1644. fol.

3) Giacinto, schrieb: *Dell' alchimia, opera che tratta delle regole e metodi d'osservatori nella composizione dell' oro alchimico*. Palermo 1645. 4.

4) Francesco Angelo, schrieb: *De novo et ingenti in universa provincia Umbriae et Apuliae ceterioris terrae motu congeminationis nuncius. Accedit catalogus omnium terrae motuum a creatione mundi usque ad annum 1703*. Tuder 1703. 4.

5) Gianfrancesco, publicirte das *Rupernerk: Paesi originali di D. Vincenzo Vittorio canonico di Xativa*. Roma 1711. Ist da vielleicht an einen Nachlaß des gleichnamigen Waleis, „il Bolognese“ zu denken, oder an einen Spanier, etwa den Benedictinermönch in S. Emilian in der Diöcese von Burgos, der 1724 aus dem Karlsruher die „Historia de la transalacion y milagros del Señor San Felix Presbytero“ (in 8.) übersezt hat?

6) Costantino, aus dessen Nachlaß im zweiten Decennium des 18. Jahrh. ein S. Grimaldi herausgab: *Dissertazione, in cui si investiga quali sieno le operazioni che dipendono dalla magia diabolica o quali dalle magie artificiale e naturale*. Roma 4.

7) Ein anderer Costantino; von ihm erschienen *Discussioni teologiche e filosofiche fatte per occasione della risposta alle lettere apologetiche di Benedetto Aldino*. Lucca 1745. 4.

8) R. R., Jesuit aus Ghibbarchia, lange Missionar in Indien, soll eine Flugmaschine in Form eines Adlers erfunden und mit deren Hilfe 1751 den Weg von Calais nach Dover in einer Stunde zurückgelegt haben.

9) Gabriele, ward 1805 als ein gelehrter Mitglied des Divetancordens genannt.

10) Nicolò, wol einer neapolitanischen Linie angehörig, geb. 19. Juli 1768 zu Treja, ward am 20,

66) Vergl. oben Linie Osbardo's S. 138. 67) J. Feyerer, *Nobilität der reinos y nobres de España*. Tom. IV. Madrid 1858. 4. p. 98. 68) Von ihm: *Copia de carta del Señor Joseph de Grimaldi para D. J. Romquillo Gobernador del consejo* (über die Niederlage der Engländer bei Berlinga). Madrid 1710. 4.

Jan. 1834 zum Cardinaldiakon und Statthalter von Forlì ernannt und starb am 12. Jan. 1845.

Schließlich muß ich zu der Linie in Bologna *) noch folgende Nachträge liefern:

a) Jacopo, Sohn des Domenico, geboren um 1550, wählte jung den geistlichen Stand (1568), empfing 1602 eine ordentliche, von der Peterskirche abhängige Priesterweihe und erwarb sich, fleißig und geschäftig, durch Erwerbung der Archive jener Kirche und Anlegung von Copialbüchern große Verdienste. Er fertigte auch ein genaues Verzeichniß ihrer Priesterliste, Canoniker und Beneficiaten an, copirte die alten unter Paul V. entdeckten Inschriften für die vaticanische Bibliothek und verfaß sie mit gelehrten Anmerkungen; später eignete sich Doni diese Entdeckung an; in der Ausgabe seiner Inscriptiones von Gori sind Grimaldi's Noten verworfen, ohne daß seiner Erwähnung gedenken wäre; der bescheidene Mann starb 7. Jan. 1623 in Rom. Seine zahlreichen Schriften blieben ungedruckt.

b) Paride, wol Paride Maria qu. Paride, Dr. juris seit dem 17. Aug. 1643, Mitglied des Collegs der Richter und Advocaten, versuchte sich als Dichter mit der Declamatio, sive elogium lacrymarum. Bononiae 1638.

c) Giuseppe Maria, Marchese Grimaldi, wol des Vorgenannten Bruder, ließ sich am 15. Sept. 1644 als geneuesischer Patricier anerkennen; er schrieb 1640 einen Brief an Graf Draylo Bellincini: „L'Arianna del Sig. Guido Reni“, der zu Bologna (in 4. s. l. et a.) gedruckt ward, und später: „La nuova asta d'Achille o modo di ridurlo a pace ogni querela in via cavalleresca“ (Bologna 1683), den er Ludwig XIV. widmete, und die sein Sohn Giuseppe dem Könige persönlich überreichte.

d) Lorenzo, geb. 7. Juni 1623, war Sohn des Francesco und der Lorenza Sabattini und widmete sich früh den Wissenschaften, erst der Philosophie, Medicin und Anatomie, dann der Literatur und Astrologie. Im J. 1647 erhielt er eine überhäufige Stelle in der Senatskanzlei, ward am 11. März 1651 wirtlicher Secretär und ging als solcher alsbald an den päpstlichen Hof. Doch mehr den Wissenschaften als den Geschäftshandlungen, kehrte er heim in seine Vaterstadt, erwarb am 22. Juni 1656 den Doctorgrad und hatte Ausicht, die Professur der Medicin zu erlangen, als ihm die Bitten des Gesandten Marcantonio Mannuzi bestimmten, aus dem Posten eines Legationssecretärs in Rom anzunehmen. Er fungirte als solcher bis 1665, zog sich aber dann ganz vom öffentlichen Leben zurück und pflegte einzig die Literatur und seine astrologischen Liebhabereien. Er blieb in Rom, wo er unter den Notablen viele Freunde zählte, und starb dort am 21. Jan. 1696; er ruht in der den Dogesen gehörigen Kirche S. Giovanni e Petronio. Seine meisten Schriften sind ungedruckt geblieben; gedruckt ist nur: Sylva revirescentes poeticæ

juventutis voluptates Lauri Entii Vetus inter Gelatos L'illustrat. (Bononiae 1691.)

Das Wappen der Grimaldi von Genoa bestand ursprünglich in einem einfachen Schilde, roth und silbern getheilt; die Linie in Monaco fügte später als Schildhalter zwei Benedictinermönche (wegen Monaco odgr des Königs Mailia, wie es heißt, was sicher falsch), einen Mönch als Helmschmuck und über dem Schilde das Motto: „DEO JUVANTE“ hinzu; die Linie von Buell quabirte den Schild, indem sie im 2. und 3. Felde das Stammwappen beibehielt, in das 1. und 4. das der alten Herren von Buell, einen goldenen, sechsstrahligen Stern in rothem Felde ausnahm, auch zwei Löwen als Schildhalter wählte. Die de Castro setzten in ein rothes Schildhaupt einen schwarzen, rechts gewandten Adler mit goldener Krone und Wehr; die Cavalleroni und die im Archipel in daselbst einen goldenen Adler in rothem Felde; die Fürsten von Sta. Caterina fügten noch weitere Wappenbilder zu, indem sie auf den vom Adler (1, 4) und dem Stammwappen (2, 3) quabirten Schild noch einen mit den drei französischen Alfisen bedeckten Hirschschild auflegten. Die übrigen Grimaldi hielten an dem alten Stammwappen, wie es schon auf den Siegeln Rainerio's I. und Carlo's des Großen erscheint, fest; auch die später dem Adrege aggregirten Familien, wie die Oliva und Geba, haben sich einfach mit letzterem begnügt. (C. Hoff.)

GRIMALDIA, eine von Raddi aufgestellte Gattung der Lebermoose, welche von verschiedenen Schriftstellern verschiednen gedeutet ist. So sog. J. B. Hubner Marchantia triandra Scopoli, March. hemisphaerica Linné und Duvalia rupestris Nees hierher, welche andere Auctoren zu Rebouillia und Duvalia stellten und nur die zuerst erwähnte bei Grimaldia lassen und damit Grimaldia fragrans und die verwandten Arten verbinden, eine Ansicht, welche den meisten Beifall gefunden hat. Die Gattung ist demnach durch folgende Merkmale zu charakterisiren: Der weibliche Fruchtboden ist gestielt, halbkugelig oder kugelförmig, 3—4 (nur durch Fehlschlagen 1—2)strändig, oberhalb stumpf mit porretragenden Warzen, im Umfange mit 2—4 kurzen, stumpfen Lappen. Der Stiel ist endständig, am Grunde mit jarten Spreuzkuppen, an der Spitze bärtig. Die Blüthendeckel fehlt. Die Haube ist verkehrt-eiförmig, mit dem Griffel getrübt, endlich zerstreut sie lappig und umschließt mit ihrem unten bleibenden Theile die ziemlich große, kugelige, sehr kurz gestielte Nische der Mitte. Die Schleudern sind zweifachig, bald hinfällig, die Sporen groß, rundlich-eiförmig, köderig. Die männlichen Blüthenboden sind entweder auf derselben oder auf einer besondern Pflanze, endständig; der Mittelrippe des Laubes eingeengt; von der Oberhaut umrandet, scheibeförmig, oval, verkehrt-eiförmig oder herzförmig, stumpfwärzig.

Aus dieser Gattung sind bei der Vereinigung von Grimaldia inodora Walbroth mit G. fragrans Nees vier Arten bekannt, von denen zwei in Europa, zwei in Asien wachsen.

69) S. 123. Nach G. Santuzzi Notizie degli scrittori Bolognesi. Tom. 1V. Bologna 1784. 4.

1) *G. fragrans* Nees. Rufenartig durcheinander wachsend, 3—6 Linien, selten einen Zoll lang, gegen zwei Linien breit, fast dichotomisch und sprossend, linealisch-festförmig, schwach ausgerandet, steifinnig, am Rande aufgerichtet, purpurfarbig, verbogen, auf der untern Fläche gefielt mit purpurbraunen Schuppen, am Riele mit einem röthlich-grauen, langsaferigen Filze, am Ende von weissen Spreublättern bärtig, der Bart des weiblichen Fruchtbodens so lang oder länger als die Lippen. Hierher gehören als Synonyme *G. barbifrons* Biechoff, *G. diebotoma* Lindenberg, *G. inodora* Wallroth und *Marchantia tenella* Schweinitz.

Diese Art ändert ab:

β. ambriata Nees. Raub im Umfange durch die vortretenden Spitzen der Schuppen bewimpert, Bart schwach und kaum vorragend. Hierher gehören *G. Funckii* und *germanica* Corda.

γ. convoluta Nees. Raub sehr schmal, fast bräunlich, mit aufrechten, zusammengelegten, kaum gewimperten Rändern und sehr starken Bärten an den Enden der Laubblätter.

Diese Art bildet bis handbreite Ruten auf etwas sonnigen, nicht zu feuchten Orten der Gebirgsgegenden im südlichen und mittleren Teufelnd (bis zum Harze), in Oberitalien, wo sie am Mailand sogar gemein ist und in Frankreich, weit seltener in Daburien und Nordamerika. In der Regel besetzt sie einen aromatischen Geruch, doch kommt sie auf Spitzbergen am Harze auch geruchlos vor, weshalb Wallroth wol mit Unrecht eine eigene Art, *G. inodora*, daraus machte.

2) *G. dichotoma* Raddi. Rufenartig, dichotomisch, linienförmig, gegen die Enden kaum erweitert, schwach gefurcht, dunkelgrün, an den Enden ausgerandet, bartlos oder mit schwachem blutrothem Bart; der Fruchtkiel ist am Grunde mit wenigen Spreublättern besetzt, oben am Fruchtboden bartlos oder doch nur mit wenigen Schuppen, welche zur Fruchtzeit meist schwinden. Hierher gehört *Marchantia triandra* Scopoli.

Diese Art wächst an grasigen oder moosigen, felsigen Orten im südlichen Deutschland, in Italien, Nordafrika und auf den canarischen Inseln.

3) *G. debilis* Biechoff. Das Raub ist fast einfach, festförmig-länglich oder linealisch, an der Spitze abgeflacht, bartlos, rinnig, unterseits gefielt; das Fruchtköpfchen hat keinen Bart; die Hülle ist nach vorn ausgerandet-zweilappig. — Mit der vorigen nahe verwandt, aber in allen Theilen kleiner, das Köpfchen ist nicht breiter als eine Rinne; die Kapsel ist nach Ausbreitung der Samen am Rande tiefer und rächer gelaugt. Das Raub ist unterwärts kaum schwärzlich-purpurroth, aber oberwärts, namentlich am Rande schwarz-purpurroth gefärbt.

An felsigen, felsigen Orten in Chile.

4) *G. chilensis* Montagne. Das Raub ist fast einfach oder an der Spitze ählig, linealisch, rinnig, an der Spitze ausgerandet, sehr fein-wimpertig-bärtig, unterseits purpurroth und nebst den spicmlich-spitzen, spär-

abstehenden Schuppen raub; der weibliche Blütenboden ist gewölbt, 4—5lappig, undeutlich bärtig.

An feuchten, schattigen Orten der Hügel am Quilota in Chile. (Garcke.)

GRIMALDUS (Nicolaus), teutscher Humanist und lateinischer Schauspieler der Reformationszeit. Ueber sein Leben ist nichts bekannt. Er schrieb: Archipropheta, trag. Colon. 1548 und Christus redivivus, oom. trag. Colon. 1543. Vergl. Wöhrte, Grundriss zur Geschichte der deutschen Dichtung. Bd. I. 2. Ausg. Dresden 1862. S. 135. (R. Pallmann.)

GRIMANI. 1) Antonio, Doge von Venedig, geb. 1436, gest. den 7. Mai 1523. Er stammte aus einem der einflussreichsten und reichsten Adelsgeschlechter Venedigs und widmete sich dem Seebienste, wobei er zugleich auch in diplomatischen Geschäften verwandt wurde. Eine hervorragende Rolle spielt er erst seit den neunziger Jahren. Als König Karl VIII. von Frankreich im Anfange des Jahres 1495 das Königreich Neapel wie im Fluge erobert hatte, vermochte er es nicht, die bisher neutralen Mächte für sich zu gewinnen, war nicht einmal zu einer billigen Verständigung mit ihnen geneigt; Philipp de Comines, der bekannte Historiker, damals französischer Gesandter zu Venedig, suchte die Antworten der Feinde seines Königs zu hinterziehen, aber vergeblich. Am 31. März 1496 schlossen die Republik Venedig, der Herzog von Mailand und der Papst mit dem Kaiser Maximilian und dem Könige von Neapel eine Liga zur Vertheidigung Italiens und zur Bekämpfung der Türken. Venedig sollte 8000 Mann und 4000 Mann Fußvolk aufstellen; in den geheimen Artikeln war festgesetzt, daß eine venezianische Flotte unter Antonio Grimani die von den Franzosen besetzten neapolitanischen Küstenstädte angreifen sollte (vergl. Leo Vb. 5. S. 16). Antonio Grimani war schon im J. 1494 als Generalcaptain einer Armada gegen Bajazet, der neue Küstungen gegen Venedig machte, ausgelassen und bis Corfu gelangt. Im J. 1495 wandte er sich mit einer Flotte von 20 Galeeren und zwei großen Kriegsschiffen, von denen das eine eine kleine Flotte griechischer Reiterer enthielt, zunächst nach Brindisi, wo er vor Anker ging und von den Bürgern, die dem Könige von Neapel treu geblieben waren, freundlich aufgenommen wurde. Hier erhielt er Befehl, die Feindseligkeiten gegen die Franzosen zu eröffnen, und segelte nun nordwestlich, um die Küstenstadt Monopoli, welche von den Franzosen besetzt war, anzugreifen. Als der französische Befehlshaber zu Monopoli von der an ihn ergangenen Aufforderung, die Stadt zu übergeben, nicht Folge leistete, ließ Grimani zunächst die Wein- und Obstplantagen bei der Stadt verheeren: eine unter allen Umständen überflüssige Robbe, da sie die neapolitanischen Bürger und Bauern, aber nicht die Franzosen empfindlich traf. Darauf schritt er mit der Artillerie des Hauptschiffes zum Angriff und ließ die Stadt beschießen, was aber wegen der zu großen Entfernung vergeblich war. Nun wurden die Galeeren zum Angriff bis nahe an das Ufer herangezogen und denen, die

zuß die Mauern ersteigen würden, Belohnungen versprechen. Trotz lebhafter Vertheidigung seitens der Franzosen wurden nun die Mauern mit Leitern ersteigen und die Stadt erobert. Die Truppen Grimani's plünderten die Stadt, was ihnen Grimani vor dem Sturm erlaubt hatte, hauptsächlich wol deshalb, um ihren Muth zu erhöhen, denn er suchte nachher, wie Livius erzählt (*vix templa in quas feminas puerique confugerant summo Grimani labore a militum libidine atque avaritia defenduntur*, vergl. liber III. p. 46), wenigstens die Frauen zu beschützen. Nach der Einnahme von Ronopolis fiel Grimani auch die Umgegend der Stadt zu. Die venetianische Flotte besetzte darauf auch Possignano und Manfredonia und wandte sich dann nach Taranto. Von hier aus, schickte Grimani 20 Galeeren nach Reapel zur Unterstützung des Königs Ferdinand; er selbst wandte sich mit dem Reste der Flotte im J. 1496 nach Korfu. In Folge von Kränklichkeit (*per cagion della sua indisposizione*, schreibt Bembo I. p. 127) wurde ihm im J. 1496 das Obercommando über die nach Reapel geschickte Flotte abgenommen und er selbst bald nach Venedig zurückkehrte. Man könnte bei indispositione auch an die schlechten Dispositionen Grimani's denken, aber der Umstand, daß dieser bald darauf wieder Admiral wurde, verbietet wol diese Uebersetzung. Noch in demselben Jahre wurde Grimani mit Morefno als Gesandter der Republik zu Maximilian, der sögends bei Como stand, geschickt, um ihn zu einem energischeren Vorgehen gegen die Franzosen zu bewegen.

Im J. 1499 hatte Bajazed große Rüstungen gemacht, um die Venetianer aus dem Süden der Balkanhalbinsel zu vertreiben; durch ein großes Landheer und eine Flotte von 300 Segeln sollte Morea erobert werden. Die Venetianer konnten diesen Rüstungen ebenbürtige nicht an die Seite stellen und mußten sich auf die Offensive beschränken; eine Flotte sollte diese Offensive der festen Punkte Morea's unterstützen. Zur Ausrüstung derselben wurde auch als Privatmitteln beigetragen. Antonio Grimani allein gab 20,000 Dukaten zu. Diefem Umstande ist es wol mit zuzuschreiben, daß ihm, der sich durch besondere Umsichtseligkeit als Admiral bisher nicht ausgezeichnet hatte, der Oberbefehl über die neue Flotte übertragen wurde. Nach Durr III., 282, der Grimani übrigens eine rege Vaterlandsliebe nicht abspricht) wäre Antonio Loredano, der sich als Seemann eines großen Rufes erfreute, der rechte Mann als Admiral gewesen; er erhielt aber nur eine Unterbefehlshabersstelle, und dieser Umstand war bei der gegenseitigen Eifersucht zwischen Grimani und Loredano dem Unternehmen eher hinderlich als förderlich. Bembo I. p. 208 lobt die Schnelligkeit, mit welcher Grimani die Flotte in den venetianischen Rüstehäfen und Inseln sammelte, und die Anstalten, welche er zur Vollendung der Ausrüstung traf. Die Flotte bestand aus 46 Galeeren, 17 großen Handelsgaleeren, ungefähr 40 größeren Kriegsschiffen und 40 kleineren Kapersschiffen; bei Modone (in Morea an der Südküste von Messinien) ging er mit ihr vor Anker. Nicht weit davon lag die türkische Flotte.

Grimani war nicht entschlossen zur Seeschlacht und wich dem Kampfe aus, obgleich er sich schon einmal bei der Insel Sapienza, unweit Rodone, in Schlachtordnung aufgestellt und die Türken, die auch nicht sehr kampftüchtig zur See waren, dadurch nicht wenig eingeschüchtert hatte. Da aber die Türken aus dem Rückzuge Grimani's dessen Furcht vor dem Zusammenstoß merkten, so lockten sie, dadurch ermutigt, am 12. Aug. *) die Anker und machten sich zur Abfahrt bereit. Grimani beschloß im Einverständniß mit allen Schiffscapitänen ihnen zu folgen. Da erbat sich Loredano, bisher Befehlshaber auf Korfu, der eben erst mit einer kleinen Verstärkung zur Flotte gestoßen war, die Erlaubniß, mit einem der beiden größten Kriegsschiffe einen Angriff auf die Türken machen zu dürfen, und erhielt sie; ihm schloß sich der Befehlshaber des anderen größten Schiffes, Albano Armerio, an, und beide gingen zum Angriff gegen die beiden größten Schiffe der Türken vor. Das eine derselben sah aber, und Loredano griff nun auch das türkische Schiff an, mit dem schon Armerio kämpfte. Da brach aber Feuer aus dem türkischen Schiffe aus und ergriff auch die venetianischen. Die Türken schickten ihren Leuten kleinere Fahrzeuge, um sie aufzunehmen; auf venetianischer Seite schickten aber weder der Admiral noch die Unterbefehlshaber den unglücklichen Jüngern Hülfe, so daß dieselben fast alle in's Meere sanken. Ein drittes größeres Schiff der Venetianer, welches auch vorging, wurde von der türkischen Artillerie in den Grund geschossen; ein viertes konnte sich nur schwer aus dem Kampfe mit der Uebermacht retten. Dieser Verlauf des Kampfes, besonders das ruhige Zusehen beim Untergange der beiden ersten Schiffe, wirft ein helles Licht auf den unentschlossenen Charakter Grimani's. Grimani folgte der türkischen Flotte, ohne sie wirklich anzugreifen, bis auf die Höhe von Janje und ging hier vor Anker. Die Türken legten sich an das gegenüberliegende Festland. Obgleich Grimani um dieselbe Zeit durch Schiffe der Franzosen und Rhodensiter verstärkt wurde, ging er doch nicht zum Angriff und zum Entsatz von Lepanto, welches zu Lande von Bajazed belagert wurde, sondern beschränkte sich darauf, einige Brander gegen die Feinde zu schicken. Da verließen ihn die Franzosen, unermuthig über seine Unthätigkeit, und die türkische Flotte legte sich vor Lepanto. Grimani machte keinen Versuch, die hartbedrängte Stadt zu befreien, und in Folge dessen mußte sich Lepanto ergeben. Als die Kunde davon nach Venedig kam, gerieth der Rath wie die Bürgerschaft in Verwirrung über den Verlust der Stadt; Alles schob die Schuld auf die unerhörte Unthätigkeit Grimani's, der

1) Vergl. Bembo I. p. 210: « dodici di d'Agosto. Era, V. S. 162 lag: „Bembo, der die Sache sehr ausführlich beschrieb, gibt dem sein Datum“, scheint Bembo also nicht genau gefahren zu haben, und schließt sich an Hammer, welcher den 28. Juli angibt, an. — Auch Albano Armerio (den Leo übriges Armerio schreibt) soll nach Leo nicht in's Gezeigelt angekommen, sondern später als Räucher durch die Türken sein Leben verlieren haben. Bembo berichtet aber nicht nur S. 212, sondern auch S. 217 ausdrücklich seinen Tod; ebenso andere Quellen.

durch einen siegreichen Schlag, wozu er Mittel genug besaß, den ganzen Peloponnes von den Türken hätte befreien können; seine Strafe erschien zu gering für einen Admiral, der die Interessen der Republik so ungeheuer geschädigt habe in Folge seiner Ruthlosigkeit (*per poveria di cuore*). Grimani wurde sofort abgesetzt und nach Venedig berufen. Als er sich der Stadt näherte, kamen ihm seine Söhne entgegen, um ihm die Absicht der Stadt, ihn ins Gefängnis zu werfen, mitzutheilen. Da ließ sich Grimani selbst Fesseln anlegen und landete so am Marcuspiaze. Hier ergiffen ihn die Wachen und trugen ihn, gefolgt von der todbenenden Menge, in das Gefängniß. Nach Bembo S. 222 wirkte der Einfluß des einen Sohnes, welcher Cardinal war und sich von Rom nach Venedig seines Vaters wegen begeben hatte und sogar das Gefängniß mit seinem Vater theilte, um meisten dazu, daß man den Admiral nicht strenger bestrafe. Die Untersuchung dauerte ein halbes Jahr, und der Urtheilspruch des großen Rathes *) ging dahin, daß Grimani seiner Würden zu entkleiden sei und fortan fern von Venedig im Exil leben solle. Zum Aufenthalt wies man ihm die Inseln Ghergo und Mero an der slavonischen Küste an. Er versicherte die ihm angewiesenen Inseln übriggens bald, ohne daß man in Venedig davon Aufhebens machte, und begab sich nach Rom zu seinem Sohne, dem Cardinal. Es sollte hier bald die Zeit kommen, wo er durch diplomatische Thätigkeit seinem Vaterlande nützlich wurde als vorber an der Spitze einer großen Flotte.

Die Liga von Cambray (geschlossen den 10. Dec. 1508) brachte in dem darauffolgenden Kriege des Jahres 1509 die Republik Venedig an den Rand des Abgrundes; Frankreich, Deutschland und der Papst Julius II. griffen von allen Seiten das venetianische Gebiet an und eroberten es. Es galt der venetianischen Politik vor Allem, Frankreich zu isoliren, indem man den Papst gewann, der den Bann gegen Venedig ausgesprochen hatte. Die venetianisch gestimmten Cardinale zu Rom thaten ihr Möglichstes, Julius II. mit der Republik auszuöhnen. Der Sohn Antonio Grimani's erschlaffte natürlich um so größeren Eifer, weil sein Vater ihn antrieb. Der Papst gab nur schwer und langsam nach, und Grimani fand so Gelegenheit, seinem Vaterlande durch geheime Unterstützung seiner Interessen, durch geheime Winke an die Republik über den jetzmaligen Stand der Dinge in

Rom u. s. w. die wichtigsten Dienste zu erweisen. Endlich am 20. Febr. 1510 hob Julius II. den Bann gegen Venedig auf; Venedig, welchem schon vorher auch seinen übrigen Feinden gegenüber das Glück wieder gelächelt hatte, war nun aus aller Gefahr. Die dankbare Vaterstadt hob noch in demselben Jahre (vergl. Bembo II. p. 248) das Verdammungsurtheil gegen Antonio Grimani auf, gestattete ihm nach Venedig zurückzukehren und machte ihn an Stelle des verstorbenen Teneigiano zum Procurator des heil. Marcus, was er schon früher gewesen war. Man gab ihm nach und nach auch die eingezogenen Güter zurück und nahm ihn auch wieder in den Rath auf.

Als im J. 1521 der Doge Leonardo Loredano starb, geboten es die in Oebritallen drohenden Kriegsverhältnisse, einen nicht zu kriegerischen und vorzugsweise diplomatisch gewandten Mann an die Spitze der Republik zu stellen *). Die Wahl fiel auf Antonio Grimani, der ann als 87jähriger Greis am 6. Juni 1521 (vergl. Leo V. S. 333) den Stuhl des Dogen von Venedig bestieg. Daß der neue Doge in einem so hohen Alter nichts Erhebliches leisten konnte, liegt auf der Hand; vielleicht sollte er es auch nicht. König Franz I. von Frankreich stand damals im Bündniß mit der Republik Venedig und lag wegen Mailands mit Kaiser Karl V. im Streite. Der Kaiser hatte sich bisher bemüht, die Venetianer vom französischen Bündniß abzurufen; seine Bemühungen hatten aber keinen Erfolg gehabt. Venetianische Hilfstruppen unter Theodor Trivulzi zogen vielmehr Laurier, dem französischen Befehlshaber in Mailand, zu Hülfe, und Andrea Gritti, der Nachfolger Grimani's als Doge, ging als Abgesandter zu Laurier, um über die Kriegsoperationen zu verhandeln; vergl. Daru 4. p. 6. Als der Krieg dann ausbrach, nahmen die venetianischen Truppen aber nicht besonderen Antheil an den Kriegen: denn man war in Venedig nicht gerade für Frankreich erwärmt. Daru S. 7 bezeichnend die schwankende Politik Grimani's treffend mit folgenden Worten: „Ici commencee ce systeme de politique timide et versatile, qui prend trop souvent l'irrésolution pour la prudence, et l'inconstance pour la dextérité, systeme funeste, qui fait perdre aux états toute leur considération, et les réduit bientôt à ne plus compter d'amis.“ Als nach dem Siege des Bianca 1522 der Kaiser Karl V. immer lebhafter um Entscheidung drängte, suchte ihn Grimani hinzuhalten, indem er eine genaue Regulirung der Grenzen des österreichischen und venetianischen Gebietes als vorläufig notwendig erklärte. Die Verhandlungen kamen unter ihm nicht zu

2) Bembo p. 222. Die Anklagen schützten nämlich, daß der Senat ihn zu milde beurtheilt hätte: *porrochè gli Avvocatori temendo della clemenza e indulgenza del Senato, trattato l'avevano al giudicio di tutto la Nobiltà.* — Nach Daru 4. p. 4 war das Exil ein „zwiesges“. — Nach Jevius S. 86 war der Senat der Richter und das Urtheil ein nimis severum. Leo brel, Gesch. von Italien. Bd. 46. Th. 1 der Allgem. Weltgesch. (Halle 1785, 4.) S. 813 gibt an, daß der Befehlshaber der venetianischen Truppen in Triest, Zancane, damals ebenso feige gehandelt hätte wie Grimani. Als Zancane vor Gericht gezogen wurde, that die Familie Grimani alles Mögliche, um gegen diesen ein gelindes Urtheil zu erwirken, weil sie dadurch mildernde Umstände für Grimani selber gewann. Das Mandat gelang; Zancane wurde nur mit einjähriger Verbannung bestraft.

3) Es müssen noch andere Einflüsse geltend gewesen sein, die sich aber leider den Augen entziehen. Zumal bei Grimani, der sich früher schon so compromittirt hatte, konnte das hohe Alter gerade ein Grund sein, ihn nicht zur höchsten Würde zu erheben. — Baruta, der als Procurator von St. Marcus gute Nachrichten haben konnte, hebt S. 216 den Reichtum Grimani's vielleicht nicht ohne Grund hervor. Jedemfalls werden die Familienverbindungen, die Antonio Grimani schon im J. 1499 vor strengerer Strafe retteten, auch jetzt gewirkt haben.

habe, denn er starb darüber hin; erst am 28. Juni schloß sein Nachfolger eine Allianz mit dem Kaiser und gab die französische auf. — Vergl. baupfändisch *Pietro Bembo*, *istoria Viniziana*. 2 Bde. 4. Venedig 1790; das *Chronicon Venetum* in *Muratorii Scripti*. Tom. XXIV; *Paruta*, *Historiae Venetianae*. Venedig 1605. 4. und *P. Jovius*, *Historia sui temporis*. Paris. 1563. fol. Dazu *Daru*, *Histoire de la République de Venise*. Bd. 3 n. 4. 2. Ausg. Paris 1821, und *H. Leo*, *Geschichte von Italien*. Bd. 5. Hamburg 1832.

2) Domenico Grimani, der Sohn des Dogen Antonio, geb. im J. 1460, stirbt ebenfalls im J. 1523. Man findet ihn einmal erwähnt als mit einer diplomatischen Verhandlung im Dienste Venedigs betraut. Die böse Nachrede gibt an, er habe sich den Cardinals-hut im J. 1493 vom Papste Alexander VI. durch Geld erkaufte; das erscheint aber nicht recht glaublich, ist jedenfalls nicht ein Grund, um ihm die Würdigkeit zum Cardinals-hute abzuspochen. Die energisch und liebevoll er im J. 1499 sich seines Vaters Antonio annahm, habe ich schon bei diesem bemerkt; ebenso, daß er durch seine Thätigkeit in Rom viel dazu beitrug, Venedig aus dem Banne zu befreien. Domenico Grimani hat sich auch als Gelehrter und als Freund der Gelehrten ausgezeichnet; *dotissimo uomo e splendidissimo mecenate do' dotti*, sagt Tiraboschi von ihm. Erasmus von Rotterdam stand mit ihm in Verbindung; er lobt seine Beredsamkeit, Gelehrsamkeit und sein liebenswürdiges Wesen. Ein besonderer Verdienst hat sich Domenico durch die Sammlung einer Bibliothek erworben, welche damals zu den kostbarsten von Italien gehörte, obgleich sie nur 8000 Bände umfaßte. Nach Erasmus war sie besonders reich auf dem Gebiete der Sprachen. Nach der Bestimmung des Besitzers fiel sie nach dessen Tode an das Antonienstift zu Venedig und wurde hier noch durch den Patriarchen und Cardinal 3) Marino Grimani, einen Neffen Domenico's, bedeutend vermehrt. *Secundo* charakterisirt die Bibliothek in seinen Commentaren zum *Pentateuco* folgendermaßen: *collecta ex miserabili naufragio pretiosissimis libris, qui toto orbe terrarum dispersi, vel in tenebris delitescerant vel proximum eorum ab igne vel alio casu impendebat exitium, magnaeque eorum ex omnibus linguis facta caterva etc.* Vergl. *Tiraboschi*, *Storia della Letteratura italiana*. Vol. X. p. 342. — Ein anderes bedeutendes Mitglied der Familie war 4) Giovanni Grimani, Patriarch von Aquileja und Zeitgenosse des Dogen Marino Grimani. Giovanni machte sich um die Bibliothek des heiligen Markus sehr verdient, indem er sie durch Schenkung von antiken Büchsen, Medaillen und anderen Alterthümern bereicherte, vgl. *Daru* 4. p. 214.

5) Marino Grimani, der neunzigste Doge von Venedig, war der Nachfolger des Dogen Basquale Cicogna im J. 1595 und starb den 29. Dec. 1605. Seine Inthronisation ist deshalb hervorzuheben, weil bei ihr zum letzten Mal auch die Dogaresse persönlich gestrichen wurde. Grimani's Gemahlin, eine geborene Morosini, wurde, von allen ihren Verwandten, den Räten der Signorie

und einer großen Zahl Frauen begleitet, mit golddurchwirkten Gewändern und mit der Dogenkrone geschmückt, nach dem Ducentaurus geführt und fuhr auf demselben nach dem Marcuspforte, um hier unter Trompetengeschmetter und Kanonendonnen an das Land zu steigen. Der Großkanzler und der Senat empfingen sie bei der Landung und geleiteten sie in die Marcuskirche, wo sie verschiedene Ceremonien beobachteten und dann am Hauptaltare den Eid auf das Evangelium leisten mußte. Darauf verließ sie wieder die Kirche und begab sich nach dem Dogenpalast, um hier, auf einem Throne sitzend, die Festlichkeiten, die nun folgten und mehrere Tage dauerten, zu eröffnen. Nach ihr folgte die Ehre einer Krönung den Dogaresse nicht mehr. Ich folge der Darstellung Daru's Bd. II. S. 204 ff. Eine ganz ausführliche Schilderung gibt Doglione S. 1012 — 1036. Die Bedeutung des Festes wurde übrigens noch dadurch erhöht, daß der Papst Clemens VIII. der neuen Dogaresse die geweihte goldene Krone zuschickte, eine Auszeichnung, die sonst nur regierenden Fürstinnen zu Theil wurde. — Die Thätigkeit Marino Grimani's als Doge ist nicht ohne Glanz gewesen. Er gerieth zunächst in Streit mit dem Papste wegen der Rechte, welche Cesare von Este auf den Nachlaß seines Oheims, des Herzogs Alfons II. von Ferrara, geltend machte; der Streit wurde aber bald dadurch beigelegt, daß Cesare von Este seinen Ansprüchen entsagte. Marino Grimani unternahm darauf einen Zug gegen die Moloten, die räuberischen Bewohner der croatischen Küste, welche das abriatische Meer durch Seeräuberi un sicher machten. Er verbrannte ihre Dörfer und jagte sie in das Gebirge. — Venedigs Beziehungen zum französischen König Heinrich IV. wurden unter Marino Grimani sehr intim; Heinrich IV. ließ sich sogar für sich und seine Nachkommen unter den Adel Venedigs aufnehmen und in das große Adelsbuch eintragen. Auch von den Neffen des Papstes Sixtus V. wird um diese Zeit dasselbe erzählt. — Im J. 1598 spielte zu Venedig eine geheimnißvolle Geschichte. Ein junger Mann stellte sich dem Senate von Venedig vor und gab sich für den König Sebastian von Portugal aus, der in der Schlacht von Alkassar im J. 1578 gefallen oder doch verwundet war. Er suchte seine Identität dadurch zu beglaubigen, daß er ganz gebirgige Verhandlungen, die früher zwischen Venedig und Portugal stattgefunden hatten, mittheilte. Der Gesandte von Spanien wollte den gefährlichen Menschen ausgeliefert haben, konnte das aber nicht erreichen, denn auch von Portugal aus recognoscirte man den Gefangenen. Der Doge Marino Grimani gab zwar auf die Zeugnisse der Portugiesen nicht viel, denn er meinte: die Portugiesen seien fähig, selbst einen Keger als den König Sebastian anzusehen, wenn sie dadurch ihre Befreiung vom spanischen Joch erlangen könnten. Nach einigen Jahren gab man dem Gefangenen aber die Freiheit; derselbe wurde jedoch vom Großherzoge von Toscana an seine Feinde, die Spanier, ausgeliefert und nahm ein dunkles Ende. — Am Schlusse seiner Regierung hatte Marino Grimani noch einen Streit mit dem Papste Paul V. Die Spannung

begann damit, daß der päpstliche Nuntius dem Dogen vor versammeltem Rath Vorwürfe machte über den geringen Grad von Untertänigkeit unter die päpstliche Auctorität. Uebrigens verlangte der Papst von Venedig eine Selbstunterstützung für Ungarn, das von den Türken angegriffen war; die Rücksichten der Klugheit überwiegen in Venedig, welches damals mit den Türken in Frieden lebte, die religiösen Gesühle. Dazu kam im Jahre 1603 ein Uelast der Eignorie, welcher für das Gebiet von Venedig den Bau neuer Kirchen und Klöster verboten. Ein völliger Bruch zwischen der Curie und Venedig entstand erst im J. 1605, als die Republik jede Schenkung und Ueberweisung von Gütern an kirchliche Institute untersagte. Wenn das schon den Papst erbittern mußte, so kam dazu noch ein anderer Fall, indem die venetianische Regierung einen Canonicus von Biernja, Ramens Errareno, gefangen setzen ließen, weil er die Frau eines Patriciers schimpflich beleidigt und zudem die Eitelkeit der Kanzlei des Bisthums Biernja, welches damals vacant war, verletzt hatte. Der Papst verlangte von dem venetianischen Gesandten die Auslieferung des gefangenen Geistlichen, der von einem weltlichen Gericht nicht gerichtet werden dürfte; zugleich beflagte er sich über die beiden Exilte von 1603 und 1605. Im Venedig kehrte man sich aber nicht an den Papst; der Rath der Jebra ließ um dieselbe Zeit sogar noch einen andern Geistlichen, den Abt von Norvera, wegen seines standaisien Lebenswandels und wegen Mordes verhaften. Der Papst erließ zwei Breve's an den Dogen Marino Grimani, worin er die Herausgabe der Gefangenen und die Zurücknahme der beiden Decrete nochmals verlangte. Die Breve's konnten aber nicht mehr übergeben werden: Marino Grimani war schon am zweiten Weihnachtstages geflohen. — Daß unter ihm auch die Maler Paul Veronele und Salviali geblüht haben, sei kurz erwähnt. — Vergl. *Dogioni, Historia Venetiana*. Venedig 1598 in 4. (reicht bis 1597). — *Pietro Sardi, Historia particolare delle cose passate tra'l sommo pontificio Paolo V. e la republica di Venetia*. Lyon 1624 in 4. und *Daru, Histoire de Venise*. Band 4. 2. Aufl. Paris 1821. S. 204 fg.

6) Giovanni Grimani, vielleicht der Sohn des Marino Grimani, venetianischer Diplomat. Er wurde im J. 1643 nach dem Tode Ludwig's XIII. zusammen mit Angelo Contarini als Gesandter der Republik nach Frankreich geschickt. Am 24. Oct. hielt er einen überaus prächtigen Einzug in Paris und wurde von der Königinwitwe Anna von Oesterreich sehr gut empfangen. Der Aufenthalt der Gesandten in Frankreich war zwar nur ein kurzer, aber sie fanden doch Stoff genug, um ihrem Senat einen förmlichen Bericht zu erstatten. Dieser Bericht ist besonders durch die Beobachtungen interessant, die sie über den fünfjährigen Knaben Ludwig XIV. machten. „Er zeigt“, so schreiben sie, „lebhaften Geist und vortheilhafte Gaben. Sein Spiel ist blesierne Soldaten in Ordnung zu stellen und sie Festungen erobern zu lassen; er läßt sich darin nicht köden, gleichwohl wer auch zugegen sei. Selten lacht er; er weiß, daß er König

ist.“ Vergl. Kante, *Französische Geschichte*. Bd. V. (Sämmtliche Werke. Bd. XII. Leipzig 1870.) S. 291. Näheres über Giovanni Grimani ist mir nicht nachweisbar.

7) Pietro Grimani, Doge von Venedig von 1741 bis 1752. Venedig war schon zu seiner Zeit nicht mehr im Stande, den ehemaligen Einfluß auf die italienischen Verhältnisse auszuüben, und verbielt sich in dem Kampfe um die Erbschaft Kaiser Karl's VI. neutral, obgleich der venetianische Gesandte zu Wien, Capello, aus persönlicher Verehrung für die schöne Maria Theresia alle möglichen Anstrengungen gemacht hatte, Venedig für die junge Königin von Ungarn zu engagiren (Daru V. S. 247). Die Venetianer vermehren zwar wegen der wiederholten Verletzung ihres Gebietes durch die siegreich führenden Theile ihrer Truppen um 6000 Mann und stellten am Esch ein Heer von 24,000 Mann auf, gingen aber über die bewaffnete Neutralität nicht hinaus; sie hatten sogar Vortheil davon, indem sowohl die Spanier wie die Oesterreicher und Carden ihre Produkte von ihnen gegen besseres Geld kauften. Diese Neutralität war aber im Grunde dem Staate nicht nützlich, obgleich sie Geld einbrachte. Die Flotte verfiel und mit ihr auch der Handel Venedigs zur See, dem nun ein früherer Beschützer fehlte. — Die innern Fragen waren unbedeutend. Eine lebenskräftige Regierung ist aus hier nicht wahrzunehmen. Genua stand damals weit stärker da. Daß Pietro Grimani als Doge etwas gethan habe, einen lebendigeren Geist in die alternde Republik zu bringen, ist nicht ersichtlich. — Im J. 1749 endigte Grimani die Streitigkeiten, welche zwischen dem Papste und der Republik wegen der Grenze von Ferrara geschweht hatten. Auch verband sich die Republik mit dem Papste und dem Könige von Neapel und Sicilien zur Bekämpfung der Corsaren von Algier und Tunis. Im J. 1750 brachen wegen der Beizung des Patriarchats von Aquileja neue Streitigkeiten mit dem Papste aus, welche damit endigten, daß der Papst Venedig das Recht zugesand, den Patriarchen von Aquileja allein zu ernennen, für die Diöcese des Patriarchats im österreichischen Gebiete aber einen eigenen apostolischen Vicar ernannte. Venedig protestirte gegen diese Entscheidung, durch Vermittelung der Könige von Frankreich und Sardinien wurde der neu ausgebrochene Streit schließlich doch im Sinne des Papstes entschieden, indem aus dem Patriarchat zwei Bisthümer, nämlich von Udine, wo die Venetianer, und von Görz, wo Oesterreich das Ernennungsrecht hatte, gebildet wurden. — Vergl. *Daru, Histoire de Venise*. Bd. 5. (2. Ausg. Paris 1821.) Buch 35. S. 246 fg. (K. Pollmann.)

Grimani in Griechenland. Aus diesem venetianischen Patriarchatsgebiete (von dem eine Linie, die Grimani Clusiniant, am 16. Dec. 1817 von Kaiser Franz I. in ihrem alten Adel bestätigt und am 8. Febr. 1819 in den österreichischen Grafenstand erhoben ist)¹⁾

1) Heutiger Repräsentant derselben ist Marantonio, geb. den 30. Dec. 1804, f. t. Kämmerer und Geheimrath, vermählt den

wert zwei Aelien als im Archipel begütert genannt²⁾. Der jüngste, des Nicolò von S. Giosca Sohn, empfing am 20. Juli 1341 vom Herzoge Giovanni I. von Venedig die Insel Euphros (Esfanto) zu Lehen, ohne jedoch factlich in den Besitz derselben zu treten, da die da Herrschende sie seit 1307 occupirt hatten und auf ihre weiblichen Descendenten, die Goyadini, 1464 vererbt. Trotzdem gebieten sich nach Buericrio (gest. nach 1356) dessen Bruder Marino I. (Duca von Candia 1360, gest. 1362) und dessen Sohn Pietro I. (1356, gest. 1385) als seine Nachfolger; letzterer bot der Despotin von Mistra, Theodoros I. Palaeologos, Monembasia zum Geschenk an, und Benedict autorisirte ihn sogar am 29. März 1384 zur Annahme desselben; doch ward er vor Besitzergreifung. Seine Prätensionen auf Euphros gingen auf seinen Sohn Giovanni I. (verm. mit Margherita Memo), seinen Enkel Marino II., Castellano von Rodone und Corone 1415—1417 (verm. mit Agnesina Montanaro und gest. 1437) und seinen Urenkel Antonio (geb. 1435) über, der 1486 als Herr von Esfanto nennt, 1521 zum Dogen erdählt ward und 1523 starb. Seine Nachkommenschaft erlosch 1582 mit seinem Urenkel Vincenzo, ohne daß sie ihre Prätensionen auf die Insel realisirte hätte.

Dagegen hatte Marco I. Grimani, Sohn des Rafaelotto von S. Simone (1302), Kaufmann auf Cudöa 1307, zugleich mit den Duitini 1309 die Insel Atypalida (Stampalia) erobert und 1310 von dem Herzoge Guglielmo I. von Venedig die Belehnung mit einer Hälfte von Amorgos erlangt. Er starb nach 1318; sein einziger Sohn Jacopo I., Ritter von Amorgos 1348, erwarb zu den väterlichen Gütern auf Cudöa in Folge glücklicher Handels speculationen noch weitere auf Randia, verglich sich 1352 mit den Ghibli wegen Amorgos, zinske dafür 1368 den Venezianern und besiegte als „Herr von Atypalida und halb Amorgos“ am 20. März 1384 den Übertritt zwischen Pietro Zeno und der Herzogstochter Petronilla Grispo. Eine schmählische Urkundenfälschung, die er sich einige Jahre später erlaubt, hatte 1389 seine Verurtheilung zu einer Geldbuße, einem Jahre schweren Kerker und ewiger Verbannung aus Randia, zur Folge; er starb bald darauf in Venedig und hinterließ seine griechischen Besitzungen seinen Söhnen Marco II. und Giorgio I. Ersterer erscheint 1403—1420 als auf Cudöa anständig; er starb vor 1429 und ernannte zum Erben seinen Vassal Francesco, der sich vergeblich bemühte, als venezianischer Noble anerkannt zu werden, deshalb sogar mit einer Geldstrafe belegt ward und 1446 im Ginfirnehmen mit seinem Vetter Nicolò, des Giorgio Sohn, den Antheil der Familie an Amorgos den Duitini von Stampalia verkaufte; er starb nach 1452 kinderlos auf Tinos. Nicolò dagegen vererbte sei-

nen Antheil von Atypalida auf seinen Sohn Giorgio II. und dieser auf seine Aeltern Jacopo II. (1491) und Marino (1493), welche denselben 1537 an die Türken verloren. (C. Hof.)

GRIMAREST (Jean Léonor Le Gallois, Sieur de), französischer Schriftsteller, geboren zu Paris, gestorben in hohem Alter ebendortselbst im J. 1720. Seine Hauptthätigkeit bestand darin, die vielen Ausländer aus hohen Familien, welche damals so zahlreich nach Paris strömten, in der französischen Sprache zu unterrichten und bei ihnen zugleich den Dienst eines Clerone zu verrichten. Da er sehr unterhaltend war und über einen reichen Schatz von Anekdoten verfügte, so war er in der Gesellschaft einiger Reichen, die sich durch ihn amüsirten, gern gesehen. Auch war er nicht ohne Geist, zugleich aber voll Güte, wenn er von sich in Folge der Sprechstunden an die Fremden sagen konnte: C'est moi qui ai donné de l'esprit à tout le Nord. — Er hat geschrieben: Commerce de lettres curieuses et savantes. Paris 1700 in 12. Der französische Kritiker Hérissant meint, daß das die Fortsetzung eines anderen Werkes, betitelt: Commerces savants et curieux, sei, welches von Germain Briet, dem Grimarest als Clerone von Paris gefolgt ist, herrührt. — Les Campagnes de Charles XII., roi de Suède. Paris 1705. 2 Bde. in 12., ein klägliches Werk, welches weder die guten Seiten der schwedischen Romane hat, noch geschichtliche Wahrheit bietet. — Vie de Molière. Paris 1705 in 12., neue verbesserte Ausgabe Amsterdam 1706 in 12., dazu: Additions à la Vie de Molière, contenant une réponse à la critique qu'on en a faite. Amsterdam 1706 in 12. Voltaire behauptet, daß dieses Leben Molière's voll von erfundenen Erzählungen sei; Grimarest verteidigte sich damit, daß er vorgab, die betreffenden Anekdoten aus dem Munde und aus den Aufzeichnungen des Schauspielers Baron entnommen zu haben. Die Molièrefreund hat jedoch erwiesen, daß Voltaire Recht hatte. — Traité du recitatif dans la lecture, dans l'action publique, dans la déclamation et dans le chant avec un traité des accents, de la quantité et de la ponctuation. Paris 1707 in 12., neue vermehrte Ausgabe Amsterdam 1740 in 12. Nach Abbé Goujet ist dies das beste Werk über den behandelten Gegenstand, aber auch Goujet hält es für so veraltet, daß man es kaum noch citiren dürfe. — Traité sur la manière d'écrire des lettres et sur le cérémonial; avec un Discours sur ce qu'on appelle usage dans la langue française. Paris 1709 u. 1735 in 12. — Eclaircissements sur la langue française. Paris 1712 in 12. Nach Goujet ist dies Werk noch jetzt brauchbar.

Charles Honoré Le Gallois de Grimarest, Sohn des Vorigen und unweilen mit dem Vater verwechselt, auch eine Art Sprachforscher wie sein Vater. Er schrieb: Nouvelle Grammaire française réduite en tables. Paris 1719 in 4., werthlos, denn das Brauchbare ist Plagiat aus den grammatischen Arbeiten von Regnier-Dematais und Buffier. — Lettre d'un gentilhomme périgourdin. Paris 1730 in 12. Dieser im nächsten

27. Jan. 1829 mit der Gräfin Pauline Renia. Vater des Giampaetro (geb. den 24. April 1830, verm. den 21. April 1856 mit Laura Braccagni) und der Paola (geb. den 8. Juli 1839, verm. den 28. Jan. 1862 mit Giovanni Agostino Dondi half' Drogolo).

2) Vergl. meine Benutzungs-diplomatischen Analekten (Eingangsberichte der phil.-hist. Classe der I. Akademie. Bd. XXII.) Wien 1859. 8. S. 452—459 (90—97).

Jahre noch einmal gedruckte Brief enthält ziemlich flache Bemerkungen über die Eleganz und Feinheiten des Styles. — Recueil de lettres sur divers sujets. Paris 1725 u. 1729 in 12. Grimairet sagt in der Vorrede, daß er, gedrängt von den Freunden, diese Briefe veröffentlicht habe, um ihnen Musterbriefe in die Hand zu geben. — Vergl. Michaud, Biogr. univers. XVII. p. 552 und Hoefler, Nouv. Biogr. génér. XXII.

(R. Pallmann.)

GRIMAUD (Jean Charles Marguerite Guillaume) zählt nächst seinem Lehrer Barthez und seinem Schüler Dumas zu den hervorragenden Größen der vitalistischen medicinischen Schule von Montpellier. Zu Rantes im J. 1750 geboren, studierte er Medicin in Montpellier, und nach einem vierjährigen Studium erlangte er daselbst die Doctorwürde. In seiner gelehrten Dissertation (Essai sur l'irritabilité. Montp. 1776) betrachtete er die Irritabilität als immanente Eigenschaft der Muskelmasse, beschrieb ihr Verhalten bei den verschiedenen Altern, Geschlechtern und Temperamenten und entwickelte ihre Abhängigkeit vom Zustande der Empfindlichkeit. Nachdem er seine Studien einige Zeit in Paris fortgesetzt hatte, lehrte er wieder nach Montpellier zurück und wurde im J. 1781 auf Barthez' Betrieb zu dessen Adjuncten und eventuellen Nachfolger in der Professur der Physiologie ernannt, nicht ohne lebhaften Widerspruch der medicinischen Facultät, die in dieser Beilegung des üblichen Concurres für eine bestimmte Professur mit Recht ihre Berechtigung beeinträchtigt finden mußte. Im Geiste der Schule von Montpellier erkannte Grimaud am Lebensproceß einen eigenthümlichen Vorgang, auf den die physikalischen Gesetze keine Anwendung fanden. Durch seine ausgezeichnete Lehrthätigkeit machte er übrigens jene illegale Bevorzugung alsbald vergessen, und sein Ruf nahm nur noch mehr zu, als er seine ausgedehnte Schülermannschaft alsbald auch in Vorlesungen über allgemeine Pathologie und über die Fieberlehre im Besonderen zur Geltung brachte. Bei Bearbeitung der von der Petersburger Akademie für das Jahr 1787 ausgeschriebenen Preisaufgabe über die Ernährung brachte er es übrigens nur bis zur lobenswerthen Anerkennung, und eine zweite nachfolgende Abhandlung, als die nämliche Aufgabe nochmals wiederholt wurde, erreichte auch nur diesen Erfolg. — Durch angestrengtes Arbeiten, vielleicht auch durch ein etwas dissolutes Leben, war Grimaud's Gesundheit bedeutend in Verfall gekommen; er zog sich deshalb im J. 1789 nach Rantes in den Schooß seiner Familie zurück, und hier starb er bereits am 5. Aug. des nämlichen Jahres. Er selbst hatte noch die beiden Petersburger Preisschriften herausgegeben, als: Mémoire (premier et second) sur la nutrition. Montpellier 1787 et 1789. Seine Hauptschriften jedoch wurden erst nach seinem Tode veröffentlicht: Cours des fièvres. 3 Voll. Montp. 1791. 8. — Eine andere Ausgabe dieser Fieberlehre besorgte Dumas. 4 Voll. Montp. 1795. Hieron aber erschien: Seconde édition, augmentée d'une introduction et de supplément qui rendent ce cours complet, par J. B. E. Demorey-

Delatre. 4 Voll. Montp. 1815. 8. Cours complet de physiologie, distribué en leçons. Ouvrage posthume, publié par Lantois. 2 Voll. Paris 1818. 8. (Deuxième édition, revue, corrigée et enrichie de notes. 2 Voll. Paris 1824. 8. ist nur die nämliche Ausgabe mit verändertem Titel.) (Fr. Wilh. Theile.)

GRIMAUDET (François), französischer Jurist, geb. zu Angers um das Jahr 1520, gest. ebenfalls dort den 29. Aug. 1580. Sein Vater Pierre war Schöppe zu Angers. Daß er von den italienischen Grimaldi's abstamme, von denen einer Namens François zu Anfang des 15. Jahrh. mit Louis II., Herzog von Anjou, als dessen Schatzmeister aus Italien nach Frankreich kam, ist eine unhalbare Annahme. François Grimaudet studierte die Rechtswissenschaft. Nachdem er eine Zeit lang nicht ohne Ruf als Avocat in seiner Vaterstadt gewirkt hatte, wurde er Präsidialrath und im J. 1558 Avocat des Königs oder nach heutiger Ausdrucksweise Staatsanwalt zu Angers. Die damals toben den Religionskriege machten diese Stellung Grimaudet's natürlich zu einer sehr schwierigen. Grimaudet blieb zwar dem römisch-katholischen Bekenntnisse treu. Trotzdem flagte man ihn an, daß er der Sekte der Hugenotten zugehört sei. Die Beranlassung dazu gab eine freisinnige Rede, welche er vor der Versammlung der Stände von Anjou im J. 1560 hielt und welche unter dem Titel: Remontrances aux Etats d'Anjou assemblés le 14 Octobre 1560. Poitiers 1561 in 12. erschien. Die Provinzialstände von Anjou waren damals versammelt, um zu der Versammlung der Generalstände, welche in Orleans zusammentreten sollten, Abgeordnete zu wählen. Grimaudet zeigte sich in seiner Rede zwar nicht offenbar als Hugenot, aber doch als ein recht freisinniger Katholik, was in so aufgeregten Zeiten, wie die damaligen waren, ihn wol verdächtig erscheinen lassen konnte. Er griff in der Rede die katholische Geistlichkeit nicht nur wegen ihres laienhaften Lebens an, sondern verlangte auch, daß in den allgemeinen Concilien auch Laien zur Beratung zugelassen würden (le concile générale ne doit pas être seulement se composé d'évêques et de prélats, mais aussi de laïques en sorte que le concile indiqué à Trente devrait être nul si les laïques n'y prenaient part), und daß die Geistlichkeit sich unter die weltliche Macht stellen müsse (la convocation des conciles de toute la chrétienté et la réformation de la discipline appartiennent à la puissance séculière, et non à l'ecclésiastique). Derartige Äußerungen waren für einen strengen Katholiken natürlich geradezu feierlich und mußten dem Redner entsprechende Gründe erweisen. Sein eigner College Raoul Surguin veröffentlichte gegen ihn eine Schrift: Traité contre certaines Remontrances faites à la première Assemblée des Etats tenus à Angers le 14 jour d'Octobre 1560. Paris 1562 in 8., und die Sorbonne von Paris fühlte sich veranlaßt, am 15. April 1561 sechs Sätze der Rede Grimaudet's als feierlich zu verurtheilen. Obgleich sich Grimaudet von den Hugenotten fern hielt und erklärte, daß man ihn mit Unrecht zu den Hugenotten zähle, blieb er

noch verdächtig. Die Bartholomäusnacht zeigte das. Sein Bruder Jean, welcher Silberbergwäher des Königs Heinrich von Navarra war, wurde bei der Mordthat nur in Folge eines ausdrücklichen Befehls, den der nachmalige König von Frankreich Heinrich III., damals Herzog von Anjou, an die Schöffen von Angers richtete, verschont. Das Leben des François Grimaudet war sicherlich nicht weniger bedroht; wahrscheinlich verbannte er derselben Verwendung, die seinen Bruder rettete, das Leben. Der Herzog Heinrich von Anjou erscheint nämlich seit dieser Zeit als der offensbare Gönner Grimaudet's. Er ernannte Grimaudet, welcher sich seit seiner Verurtheilung durch die Sorbonne aus dem praktischen Dienste zurückgezogen hatte und seitdem nur noch wissenschaftlichen Arbeiten und consultativer Thätigkeit oblag, im J. 1573 zum Chef seines Conscils und zu seinem Requitementier für Anjou, in welcher Eigenschaft Grimaudet im J. 1574 den Eid leistete.

— Die Werke Grimaudet's erscheinen gesammelt unter dem Titel: *Oeuvres de François Grimaudet sur les matières du droit ecclésiastique, du droit public et du droit civil. Amiens und Paris 1669 in fol.* Die speciellen Titel der darin gedruckten Abhandlungen sind folgende: *Commentarii ad Edictum iudicium praesidialium publicatum anno 1560. Paris in 8.* — *Paraphrase du droit des dixmes ecclésiastiques et intéodées. Paris 1574 in 8.* 2. Aufl. 1586. — *Paraphrase du droit de retraits lignagers, recueilli des Coutumes de France. Paris 1564 in 8.*; wie es scheint, erschien 1577 eine zweite Auflage. Nach Nicéron ist diese und die vorhergehende Schrift als die bedeutendste Leistung Grimaudet's zu betrachten. — *Paraphrase du droit des usures et contrats pignoratifs. Paris 1578 in 8.* 2. Aufl. 1586. — *Traité de causes qui excusent le dol. Paris 1569 und 1586 in 8.* — *Des monnoyes, augment et diminution de prix d'iceles. Paris 1576, 1579 und 1586 in 8.* — *Opuscules politiques. Paris 1580 in 8.* Nach Nicéron 14 verschiedene Abhandlungen. — *De la puissance royale et sacerdotale. Opuscule politique. 1579 in 12.* — Nicht aufgenommen unter die gesammelten Werke sind: *De haereticis a principe puniendis et gratia haereseos respicientibus faciendis. Paris 1560 in 8.* Außerdem hat Grimaudet im Manuscript hinterlassen: *Traité de la dignité royale dans l'église und Annotations sur la coutume d'Anjou.* Vergl. über ihn Nicéron, *Mémoires pour servir à l'histoire des hommes de lettres. Tome XXI.* Paris 1741 in 8. p. 229 sq., der jedoch hinsichtlich der bibliographischen Angaben ziemlich ungenau zu sein scheint, und Hofer, *Nouvelle Biographie génér. XXII.* p. 84 sq. (R. Pallmann.)

GRIMLAICUS, ein Presbyter und Verfasser einer *Regula Solitaria*. Zeit und Umstände seines Lebens sind gänzlich unbekannt, und was man von ihm zu wissen glaubt, sind einige aus seinem Werke und namentlich aus dem Prologe abgeleitete Vermuthungen. Gewiß ist uns, daß er seine Mönchsregel auf vielfältige Veranlassung seines andern Priesters schrieb, der mit ihm gleichen Namen führte, aber ebenso unbekant ist als der

Verfasser selbst. Da der latinisirte Name Grimalicus eine germanische Wurzel verräth, so waren beide, wenn eine Vermuthung erlaubt ist, entweder Lombarden oder Angehörige des fränkischen Reichs, wo sich auch die beiden der Edition princeps zu Grunde gelegten Handschriften dieser *Regula* bis ins 17. Jahrh. erhalten haben. Die eine Handschrift befand sich in der Bibliothek des Geschichtsschreibers Thuanus, die andere im Besitze des ersten Herausgebers, des Benedictinermönchs Lucas b'Mery. Viele *Regula* verleiht aber dem Verfasser einen so bemerkenswerthen Standpunkt unter den Klägern seiner Zeit, daß es gerechtfertigt sein dürfte, über dieselbe so eingehend als möglich zu berichten, indem wir den Inhalt derselben verzeichnen, einige charakteristische Stellen dem Wortlaute nach mittheilen und das Ganze als Beitrag zur Geschichte des Mönchswesens darbieten möchten, welchen die Freunde der Kirchengeschichte schon wegen der Gefährdung der Werke des von den Kirchenhistorikern fast vergessenen Grimalcus nicht als überflüssigen Lesebissen betrachten wollen. In dem Prologe, welchen der Verfasser Dilectissimo Patri in Christo atque aequiuoco (suo) Grimalico venerationis Sacerdoti zuschreibt, spricht er sich über Veranlassung, Zweck, Eintheilung, Ausführung u. s. w. näher aus, und sagt, nachdem er angegeben hat, daß sein väterlicher Freund ihn aufgemuntert habe, sich der Abfassung einer *Regula Solitaria*, videlicet Coenobitarum, zu unterziehen: *Ego autem hoc diu multumque renisus sum agere, ne forte vires meae excederem, immo ut iactantia lapsus incurrerem; verum pariter non ab aliquibus quasi nota condens praesumptuosus putarer, ac ne mihi illud antiquum obiceretur proverbum: Quid necesse est in mari mittere pisces, aut in flumine aquas? Sed cum post multos dies reminisci coepim, quod nunquam moris fuerit sanctis Patribus iniucem provocare, iniucem innidere, sed unumquemque in ordinanda domo Dei pro viribus suis obtulisse; malui imperio iussionis vestrae obtemperare, quam voluntatem meam facere. Vnde et ego mox iniuncti me operis labori supposui, atque hinc inde (außer zahlreichen Bibelfellen) orthodoxorum Patrum sententias exemplumque diuersa decerpi, et ex his hanc Regulam componere saegi.* Da der Verfasser des Glaubens ist, qui a semetipso loquitur, gloriam propriam querit, so darf es nicht befremden, daß er über das Verhältnis zu seinem väterlichen Freunde und über seine eigene Person gar nichts sagt, und wir können nur aus der späteren Bemerkung: *Hac quidem nactus occasio Regulam, quam non habebam, modo habeo* schließen, daß er selbst dem von ihm gezeichneten Mönchstande angehört oder ihn nach Vollendung seiner *Regula* erwählt habe. Obwohl nirgends ein Zeitpunkt angegeben ist, so läßt sich doch theils nach den genannten Quellen, theils aus der Beschaffenheit der *Regula* selbst die Lebenszeit des Verfassers annähernd bestimmen. Unter den angeführten Kirchenvätern ist der Stifter des Benedictinerordens, der heilige Benedictus (gest. 543), der jüngste, die übrigen, wie

Antonius, Arnulphus, Arsenius, Basilus, Casarius, Cassianus, Gregorius, Hieronymus, Hilarius, Isidorus Belusiot, Willibertus, Prosper u. s. w., fallen sämmtlich in eine frühere Zeit. Wenn nun die Regel selbst ganz allgemein gehalten ist, wenn sie in ihrer Einfachheit noch nicht die Verhältnisse der späteren Entwicklung des Klosterwesens kennt, auch nirgends die Verhältnisse einer besondern Localität berücksichtigt, wenn sie auch nur von zwei Mönchscassen weiß (Mönche oder Solitarier in Klöstern und Solitarier als Einsiedler in der Wüste), und diese Umstände nur für die frühesten Zeiten des Mönchthums Geltung haben können, wozu noch die Ungenauigkeit, von der schwülstigen Schreibart späterer Kirchenschriftsteller des Mittelalters weit abweichende Form der Darstellung kommt, so gewinnen wir für Grimlaicus als das annähernde Zeitalter seines Lebens das 6., spätestens das 7. Jahrh. Wenn der Verfasser in bescheidener Demuth seine Arbeit bittet: *ut quicquid in rebus istis quae utcumque digestae sunt, reprehensionis innuerint, vitio meae rusticitatis ascribatur, mihi quae dignanter indulgeant*: Ea autem quae secundum fidem Catholicam dicta probauerint, Deo deponent — und bekennt: *Ego quippe dum studi praecipuum iubentis implere, etiam maiora viribus meis praesumpti ausciperem* —, so spricht sich doch auch eine gewisse Zuversichtlichkeit aus, ein nützlich-Beit unternehmen zu haben, indem er sagt: *Nihil — asperum, vel onerosum, nihil graue spero me scripsisse: sed si quid paululum restrictius, distante aequitatis ratione in ea institui, hoc propter emendationem vitiatorum, et conservationem virtutum feci*. Quisquis igitur hanc Regulam bono animo et plena deuotione, voluerit observare, in praesenti adhuc saeculo positus, ad virtutum culmina, Deo fauente, poterit scandere; — daher auch die Bitte: *ut nemo hanc Regulam spernat* —. Auf die Form der Darstellung legt er kein Gewicht, doch ist, wenn es auch an grammatischen und stilistischen Nachlässigkeiten nicht fehlt, die Richtigkeit des Verfassers keineswegs schlechter, als man im elfernen Zeitalter derselben erwartet. In Beziehung darauf sagt der Verfasser: *Nostracismos denique et barbarismos, neque et ipsos praepositionum casus in hoc opusculo seruare contempsit: quia indignum vehementer fore censui, ut verba Christi vel Sanctorum Patrum sub regula perstringerem Donati, und später noch einmal: Ceterum de acronationis dictionis elucubratae non satago: quia quod a Magistra negligendo non didici, id exhibere loquendo nequii*. Daß er mandeiche Kenntnisse besaß und gelehrte Bildung erworben hatte, erkennt nicht allein aus dem Werke selbst, sondern läßt sich auch nach der Anforderung, gelehrt zu sein, die er ausdrücklich an die Mönche stellt, billig erwarten.

Sein Werk hat der Verfasser in 69 Capitel getheilt. Cap. I. handelt de generibus Solitariorum. Nachdem er eine Welterklärung: *Monachus enim Graeca etymologia vocatur, eo quod sit singularis. Monas*

enim Graece, Latine singularitas dicitur. Ergo Solitarius interpretatur vocabulum Monachi. Idcirco enim sine dicitur Monachus sive Solitarius, unum atque idem est vorausgeschickt hat, sagt er, daß es zwei genera Solitiorum gebe: *unam Anachoretarum, id est, eremitarum; alterum vero Coenobitarum, hoc est, Monasteriale*. Ueber den Ursprung des Mönchsewesens stimmt er dem Macarius, einem Schüler des Antonius, bei, daß der Theodor Paulus der erste Solitarius gewesen sei: *quod et verum est*. Sciendum vero, quod a tempore beati Antonii coeperunt Coenobitarum solitari, hoc est retrahi. Als Beispiel eines vollkommenen Solitarius stellt er den Bischof Arnulphus auf. In Cap. II. De praecipis altioribus Monachorum, vel Solitiorum unterscheidet er altiora praecipia quae dantur Monachis von denen, quae dantur fidelibus in saeculo communem vitam agentibus. — — Monachus enim sive Solitarius dicitur, ut sua omnia derelinquant; saecularibus vero, ut sua omnia bene gerant. Zur Vollkommenheit genüge es nicht cuicumq. sua derelinquant, nisi etiam semetipsum abneget, und dieses besähe in dem voluntatis propriis (namentlich prauis moribus) renuntiare. Qui enim suis rebus renuntiat, sua abneget; qui vero prauis moribus renuntiat, semetipsum abneget. Cap. III. De quatuor ordinibus hominum qui erant in die iudicii. In die erste Ordnung gehören die, qui sua derelinquerunt et Christum secuti fuerunt. Die Nachfolge Christi besähe aber in der Nachahmung seines Beispiels, denn sequitur Christum, qui illum imitatur. Die weitere Ausführung dieser Nachfolge Christi erörtern Cap. IV. Quae sint verae divitiae und Cap. V. De perfectione iustitiae. Cap. VI wird geirrigt: *Quod qui saeculo renunciant, non debent habere hereditatem, nec possessiones*, und Cap. VII. *Quod post abrenuntiationem saeculi non debet quisque diuitias colligere*. Welchen Nachtheil der Reichtum bringen könne, beweist der Verfasser durch einige Beispiele. Cap. VIII behandelt die Frage: *Quid sit proprie actus, quidus contemplatiua vita*. Hier heit es: *Quando autem infirmum visitamus, mortuum sepelimus, errantem corrigimus, tunc in actus sumus*. Quando vero in conspectu Dei lacrymas fundimus, et qualis beatitudo, qualis lux, qualis gloria vit sanctis in coelo, cogitare volumus, tunc in contemplatiua sumus. Sed actus vita cum corpore incipit, et hio cum ipso finitur: *contemplatiua vero vita hio inchoatur et in futuro saeculo perficitur*. Ex his enim signatur nna, id est actus per Martham; et altera, id est contemplatiua, per Mariam: sed necessaria est omnino Martha Mariae. Cap. IX. Qualis debet esse in actus vita, qui ad contemplatiuum conscendend conatur. Hier meint der Verfasser, qui prius in actus proficit, postea ad contemplationem bene conscendit, und dazu könne er eben nur gelangen: *si iniurias poterit ferre, si opprobria, si derisiones, si contumelias, si detractio-*

nos, si flagella poterit sustinere, vergist aber nicht daran zu erinnern, ut hi qui in contemplativa vita volunt perfecte vivere, per intervalla temporum unde vivunt propriis manibus non negligant laborare. Cap. X erzählt: Quantum inter contemplativam et activam vitam interest, indem er die Vorzüge beider Lebensweisen in warmer Lobrede empfiehlt, in Cap. XI sagt: Quod presentium contemptores etiam hic contemplativa vita delectat und Cap. XII auseinandersetzt: Quae et quanta sit in hac carne contemplativae vitae perfectio. Wie das beschauliche, auf das Jenseits gerichtete Leben erst im künftigen Leben zur wahren Vollkommenheit gelangen könne, so ist der Verfasser nach Cap. XIII der völligen Ueberzeugung: Quod Deum perfecte sancti videre non possint, nisi cum ad beatitudinem futurae vitae pervenerint. Diese bereite Darstellung des beschaulichen Lebens bildet den Uebergang zum Erweise des Eagers in Cap. XIV: Quod pro perfectione vitae contemplativae a sanctis Patribus solitaria vita primitus fuit inchoata. Cap. XV handelt: De disciplina suscipiendorum fratrum ad retrorsionem. Hier Mönch werden will, hat sich einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, oportet de praeterita eius vita et conversatione inquirere, si est moribus temperatus, si vita castus, si sobrius, si sapiens, si humilis, si obediens, si assabilis, si in lege Domini instructus, si in ipsa instructione cautus. Ist licentiam ei retrudendi geben, unum annum habet inter fratres, ita ut extra claustra, nisi tantum in Ecclesiam, non exeat: quoniam in ipso eius probetur voluntas vel stabilitas. — — — Et si, nach Vollendung des Probejahres promiserit stabilitatis suae perseverantiam, legatur ei haec Regula, et dicatur ei: Ecce lex sub qua militare vis, si potes servare, ingredere; si vero non potes, liber discede. Si adhuc steterit, legatur ei haec Regula sedule, ut sciat ad quod ingreditur, et probetur in omni patientia. Et si habita deliberatione promiserit se omnia custodire, tunc blande leniterque suscipiatur ad destinatum propositum — — — Cap. XVI beschreibt: Qualis debet esse Cellula retrorsionis. Der Umgang mit Frauen ist gänzlich zu vermeiden. Si quando autem eis de confessione aut de consilio animarum sermocinandi necessitas incubuerit, in Ecclesiam veniant et ante fenestram oratori coram omnibus simul loquantur — — —, doch heißt es weiter: Diligendae sunt autem mulieres non carnaliter, sed spiritualiter. In Cap. XVII empfiehlt der Verfasser: Quod nunquam minus quam duo vel tres sint simul Solitarii. Das Kleinstein werde für den Solitarii gefährlich, besonders in hoc quod ipse sibi placet, et videtur sibi ad summam perfectionem iam venisse, et putat se esse quod non est. — — — Postea vero neque si aliqua virtus in eo abundat, neque si aliqua desit, agnoscit. Neque etiam hoc quod utile est, neque quod deest, cum solus sit, ab alio aliquo queri potest. Denique, sed nec culpas quidem suas, aut vitia

facile agnoscit, cum qui arguat vel reprehendat, nemo sit. Cap. XVIII. Si oportet suscipere ad solitariam vitam suburbanos presbyteros, vel iuvenes actate. Bei auswärtigen Priestern und Mönchen verlangt der Verfasser eine härtere Prüfung und die Prüfungsjahre solle zwei Jahre dauern. Unbedenklich sei die Aufnahme junger Leute, denn omne aetate tempus a prima actate opportunum esse dicimus ad suscipiendum aliquem in eruditione et timore Dei. Auch sei keinen ex Catholicis, welcher sagt: volo apud vos manere aliquod spatium temporis, ut proficiam ex vobis, die Aufnahme zu verweigern. Cap. XIX. Qualem vel quam sanctum oportet esse Solitarium, eine Aushaltung, wie ein Solitarius nicht beschaffen sein und welche Tugenden er haben solle. Zu den Vollkommenheiten, welche als Forderungen an einen Solitarius gestellt werden müssen, erwähnt der Verfasser nach Cap. XX die Gehorsamkeit. Quomodo Solitarii debeant esse docti et qualiter alios doceant, ac semetipsos discrete promittant (sagt er hier aus einander). Solitarius itaque debet esse doctior, non qui doceri indigeat, etiam debet esse sapiens et doctus in lege divina, ut sciat unde profert nova et vetera. Beim Unterricht sowohl als in allen quibuscumque rebus scientia scripturarum valde Solitario necessaria est. Die Gehorsamkeit dient haereticis, suis Iudeis, seu alios quoslibet adversarios repercutere vel refutare — — — Huius autem sermo debet esse purus, simplex, et apertus, plenus gravitate et honestate; plenus suavitate, gratiaque, et lenitate. Ipsius namque speciale officium est, tractare de mysterio legis, de doctrina fidei, de virtute continentiae, de disciplina iustitiae; scripturas divinas legere, percurrere canones, exempla sanctorum imitari, ut videlicet praenoscant quid, cui, quando, vel quomodo proferat — — — Endlich sagt er noch: Sciendum vero est, quis aliter convenit praedicare Episcopis et Presbyteris, atque aliter Solitariis. Illis utique tanquam sibi commissis plebibus oportet arguendo, increpando et obsecrando praedicare: Istis vero non tanquam commissis, sed pro sola caritate convenit adjuvantes quoque spiritualium verborum dapibus reficere, et ad Dei servitium ut coconvertantur humiliter et secreta suggerere: non tamen eos oportet quasi pro gratis hominum aquirenda exhortationis rigorem reticere. Praeterea quoque debemus et nos quotidie etiam tacendo praedicare, und dies föhnt nun in der Weise geschehen, wie Cap. XXI lehrt: Ut Solitarii lucis exempla omnibus dent: et ut laudabiliter vivant, sed laudari non appetant. Cap. XXII handelt de his qui in regimine processio possunt, et propter quietam vitam processio refugiant. Der Verfasser stellt ihnen die Frage entgegen: qua mente is, qui proximis profuturus contemneret, secretum praepositum suum, quando ipse summus Patris unigenitus, qui multis processet, de sinu Patris egressus est ad publicum nostrum? Es sind besonders diejenigen gemeint, qui

ex sola humilitate aliis praeesse refugiant — und dum eis regimen animarum imponitur, reuuant. Die Schilderung der vita et moribus Solitariorum, et qualiter eis in solitaria vita conuersandum sit in Cap. XXIII und XXIV leitet der Verfasser ein mit der Mahnung des Apostels Paulus (1 Cor. 1, 26): Videte vocationem vestram und den aus der ganzen Betrachtung abgeleiteten Hauptssatz: Venire quidem ad solitariam vitam summa perfectio est, sed non perfecta in solitudine vivere, summa damnatio est. In der Ausführung fährt er dann fort: Non ideo ad solitariam vitam venimus, ut rebus omnibus abundantes omni quiete necesse fruamur. Non utique ad requiem, nec ad securitatem, sed ad pugnam huc venimus, ad agonem processimus, ad exercenda cum vitis bella properamus. Vita enim nostra, hostes nostri sunt. Was der Solitarius in diesem Kampfe zu thun und zu lassen habe, lehrt Cap. XXV de instrumentis bonorum operum, worin die Sententia cuiusdam Patris (S. Benedicti Regula cap. IV) mitgeteilt wird, und ferner Cap. XXVI. De observatione mandatorum, worauf Cap. XXVII und XXVIII. Lamentabilis descriptio de his, qui praecepta Christi non observant folgt und den Uebergang bildet zu Cap. XXIX. De compunctione cordis und zu Cap. XXX. Quod duo sunt genera compunctionis. Cap. XXXI handelt de reverentia et instantia orationis. Cap. XXXII wird erörtert: Quomodo possit aliquis sine intermissione orare und Cap. XXXIII. Quod omnes vanae cogitationes ex illusionem daemonum sunt. Cap. XXXIV forbert den Glauben: Quod constantibus et psallentibus praesentia Dei et Angelorum semper audit. In Cap. XXXV. De laude Psalmorum, et dispositione horarum, in quibus psallere empfiehlt der Verfasser die divina officia, wie sie beatus Antonius gepflegt habe. In Cap. XXXVI. Si quotidie Corpus Domini quilibet audeat sumere, vel Missam cantare sagt der Verfasser: Non mea istaque opinio, sed sanctorum Patrum assertione haec utraque reor fieri posse, id est, et Missas quotidie celebrare et sacrosancta Corporis et Sanguinis Domini mysteria quotidie cum tremore et timore sumere, und obwohl er die tägliche Abendmahlfeier für heilsam hält, sagt er doch bei: faciat unusquisque quod secundum fidem suam pie credit esse faciendum. Tritten Fälle ein, welche nach Cap. XXXVII die Frage veranlassen: Si post illusionem, quae per somnium solet accidere, debeant quis Missam celebrare, an non? so sind Mittel gegeben, sie unschädlich zu machen, ihre Verhütung liege aber in der strengsten Enthaltsamkeit, deren sich die Solitarius zu beistelligen haben; denn, sagt der Verfasser: tales debet Dominum habere ministros, qui nulla carnis contagione corruptantur, sed potius castitatis continentia splendens mente et corpore. Cap. XXXVIII. De assiduitate lectionis et orationis. Regelmäßiges Lesen und Beten ist Pflicht der Solitarius. Der Verfasser nennt aber nur die heil. Schrift, welche ge-

lesen werden soll, und sagt: Geminum autem confert donum lectio sacrarum Scripturarum: unum, quia intellectum mentis erudit; alterum quia a mundi vanitate hominem abstrahit, et ad amorem Dei perducit. Ferner: Omnis plane scriptura sancta ad nostram scripta est salutem et doctrinam, ut per consolationem scripturarum in bonis actibus proficiamus. Weiter heißt es: Ille enim bestiissimus est, quid divinas scripturas legens verba vertit in opera. Nemo enim potest sensum scripturae sacrae plene cognoscere, nisi legendi familiaritatem. Warum der Verfasser die Kirchenväter zur Lectüre *) nicht empfiehlt, hat seinen Grund wahrscheinlich in der praktischen Richtung seines Christenthums; vielleicht fürchtete er, daß seine Mönche durch zu verschiedenes Lesen zerstreut und in der Ausübung ihrer Pflichten gehindert werden möchten. Zu müßigen Untersuchungen sollten sie keine Zeit haben, denn er sagt: neque etiam secreta Dei nimis oportet rimari, und ist auch der Meinung: non oportet Solitarios gentiliū libros legere, ne forte per oblectamenta inanum fabularum, vel signimenta Poetarum leugem excitent ad incentiva libidinum. Disto mehr laut dem Verfasser daran, aus seinen Mönchen vollkommene Christen und brauchbare Menschen zu machen. Dies beweist Cap. XXXIX. De quotidiano opere manuum Solitariorum. Wie die Apostel und heiligen Väter de labore manuum suarum lebten, so sollen es auch die Solitarius. Proinde necesse est, sagt der Verfasser, nobis laborare manibus nostris quod bonum est, ut habeamus unde vivamus, et unde aliquid necessitatem patientibus tribuamus. Um zu zeigen, wie eifriglich der Verfasser seinen Mönchen die Nothwendigkeit der Handarbeit ans Herz legt, theilen wir hier noch eine längere Stelle mit: — oportet tamen Solitarios propriis manibus instanter laborare, etiamsi aliunde habuerint unde vivunt. Sio faciebat Paulus primus et probatissimus eremitarum. Cum esset in eremo vastiore, securus erat de victu, qui de fructibus palmarum, et de oleibis herbarum vivebatur tantum, tamen colligebat folia palmarum, et quotidianum pensum, velut exinde sustentandus esset, a semetipso iugiter exigebat. Cumque opere totius anni antrum eius fuisset impletum, id quod sollicita cura laboraverat annis singulis, igne supposito concrenabatur. Iste enim non pro necessitate victus, ut dictum est, laborabat, sed pro corporis afflictione, et cordis purgatione, atque cogitationum soliditate, seu perseverantia cellae hoc faciebat. Dicebat autem, sine opere manuum nec in loco posse perdurare Solitarius, nec ad perfectionis culmen aliquando conscendere. Econtra vero fuit alius frater, qui veniens ad Abbatem Silvanum in monte Sina, vidit ibi fratres operantes, et dixit eis: Nolite operari cibum qui perit, sed qui permanet in vitam aeter-

*) Doch erwähnt Cap. XLII collationes vel vitas Patrum, aut certe aliquid unde aedificetur.

et asperbos, vel inobedientes, si actus sincerit, verborum castigatione, et corporum afflictione coarcentur — — — Hoc summopere perpendentes, ut iuxta qualitatem vulnerum, exhibeant fomenta curationum. Caveant autem, ut dum alios de admonitionibus suis emendare procurant, ipsi ab omnibus vitiis emendati inveniuntur; ne forte aliis praedicantes, ipsi (quod abest) reprobi efficiantur. In Cap. LIV. Quomodo ieiunare debeat Solitarius tenet de Verfasser auf das Festen jurd. Nach dem Ausspruch des Augustinus sei Fasten gut, aber besser das Almosengeben. Eleemosyna enim sufficit sine ieiunio: ieiunium vero non sufficit sine eleemosyna. Tale est ieiunium sine eleemosyna, qualis est sine oleo lucerna. — — — Tria sunt genera eleemosynarum, quae indesinenter agere debemus. Unum corporale, egenis dare quicquid poterimus: alterum spiritale, dimittere a quo laesi fuerimus: tertium, delinquentes corrigere et errantes in viam veritatis reducere. Ad haec autem iungatur oratio, et erit ieiunium perfectum. De ieiunia sebst sollen mdig sein, ne nimis debilitent stomachum, quia modicus et temperatus cibus utilis est corpori et animae. Daher sagt der heil. Hieronymus: Parcus cibus, et venter semper esuriens triduanis ieiuniis praefertur: multoque melius est quotidie parum comedere, quam raro satis sumere. Pluvia illa optima est, quae sensim descendit in terram; nam subitus et nimis imber in praecipites arva subvertit — — — Ferner: biduana et triduanis ieiunia vanae gloriam ostendunt. — — — Neque ietud ieiunium corporale ad perfectionem nobis proficit, nisi fuerit huius animae quoque ieiunium copulatum. Habet namque anima suos nexios cibos — — — nam superbia, vana gloria, detractio et invidia et caetera talia cibus eius sunt. Nihil ergo nobis prodest ab escis carnalibus abstinere, et talibus vitiis peccatis replere. Cap. LV erörtert: Quod Solitarii pro hospitibus ieiunium solvant, d. h. an Fastenagen vor es erlaubt, Wdhle zu bewahren, besonders Arme und Pilger, quia in ipsis magis Christus suscipitur. Aus geht der Verfasser auf die einzelnen Tugenden über, denen sich die Solitarius befähigen sollen. Cap. LVI handelt de caritate, Cap. LVII: de humilitate, Cap. LVIII: de obedientia, Cap. LIX: de virtute patientiae, Cap. LX: de discretionem, Cap. LXI: de taciturnitate, Cap. LXII: De cauenda detractioe, et quod duobus modis potest aliquis sine peccato alieni peccata dicere. Cap. LXIII. Consolatio Solitiorum de detractioe. Cap. LXIV. De cogitationibus et diabolicis illusionibus, wo gesagt wird: non potest corrumpi corpus, nisi prius corruptus sit animas: et nihil potest facere caro nisi quod voluerit animas. Idecirco munda prius a pravis cogitationibus animum, et caro non peccabit in aeternum. Bonae autem cogitationes semper a Deo procedunt: malae cogitationes vero aliquoties a nobismetipsis veniunt, et aliquoties instinctu diaboli

excitantur. — — Si repugnemus diabolo, fugiet a vobis. Cap. LXV bechrt uns de diversis tentationibus Solitiorum. Auch diese Versuchungen sind ein Werk des Teufels; multis modis mentes Solitiorum diabolus tentat. Tentat autem eos aliquando per stimulos paupertatis: nam cum per stimulos paupertatis non potest eos mouere, diuitias adhibet ad seducendum. Et dum per contumelias et opprobria non praeualeat, laudes et gloriam adhibet. Si per salutem corporis non potest, nequitiam mittit. Et dum per delectationes seducere eos non potest, per molestias, quae contra votum eueniunt, eos constatuertere. Infirmittates etiam quasdam graues aduersus eos, qui tentandi sunt, adhibet; ut per eas pusillanimes faciens Solitarios, conturbet caritatem eorum, quam habent ad Dominum. Sed quamvis occidatur corpus, et febrilis validissima inflammetur; insuper etiam si intolerabili contritione affligatur, quisquis es, qui haec sustines, recorde futuri saeculi poenas, et aeternum ignem, ac perpetua tormenta, ut haec cogitas non deficias ad ea, quae in praesenti contingunt. — — — Perfectus aris per huiusmodi tribulationes — — — Beatus qui haec omnia toleret patienter. Eine andere Art Versuchungen beschreibt der Verfasser Cap. LXVI. De tentamentis somniorum. Plerumque daemonum in noctibus Solitariis occurrentes, ut formidolosos eos faciant, per soporem conturbant; et quos vigilantes intus tentant, nec superant, dormientes acriter impugnant. — — — Somnia enim similia sunt auguriis, et qui eis intendunt, reuera angurare noscuntur. Solitarii autem inter illusiones et revelationes discretis circumspectione discernant, ut sciunt quid a bono spirita percipiunt, vel quid a malo spiritu patiuntur. Cap. LXVII gibt eine eindringliche Ermahnung: Ut Solitarii signa et miracula fieri non quaerant. Er sagt: Signa igitur et miracula a Solitariis non sunt quaerenda, propter ostentationem et vanae gloriam. Nam quisquis signorum et mirabilium indicibus vult probari, non potest probus videri. Quia ipse Dominus et Saluator non dixit: Ex signis et mirabilibus cognoscetis eos; sed ait: Ex fructibus eorum cognoscetis eos. — — — Nusquam in signorum opere beatitudo ponitur, sed in exploratione mandatorum Dei. — — — Caveant omnino Solitarii, ut nihil per ostentationem faciant. In Cap. LXVIII. De trimoda charismatum gratia sagt der Verfasser folgendes: nunquam de admiratione signorum, sed de ornatu morum debet apud nos esse quisquam laudabilis. Et reuera maius miraculum est, de propria carne fomentem eradicare luxuriam, quam expellere immundum spiritum de alienis corporibus: et magnificentius signum est virtute patientiae truculentos motus iracundiae coercere, quam daemonibus imperare, ac de alienis corporibus infirmitates pellere: et praecelsior virtus est animae propriae languorem curare, quam corporis alieni. — — — maior mer-

oes est peccatorem suscitare de vitiis, quam mortuum de sepulchro. — — — — — necesse est Solitaria, ut ei eis cuiusque conscientia boni operis fuerit, occultent illam, et cum omnia fecerint quas Deus praecipit, dicant, Servi inutiles sumus. Im Schlußcapitel LXLIX: Ut Solitarii post retrusionem ad secularem vitam minime redeant; et de perseverantia boni operis bestimmt der Verfasser, daß der Essetiarier, welcher in die Welt zurückkehren wolle, excommunicirt werden solle, und ermahnt die Essetiarier: studeant hanc regulam brevier de sanctorum floribus scripturam collectam, et sanctorum Patrum exemplis hinc inde manitum, sedula meditatione perlegere, et per singula verba discutere, ac memoriae commendare et — — — — — iuxta vires adimplere.

Wir sagen voraus, daß die gegebene Inhaltsübersicht nebst den mitgetheilten Stellen nicht unzureichend sein werden, um den Geist sofort zu erkennen, welcher sich in dieser Regula Solitariorum ungewandelt ausdrückt. Es ist ein ehrsüchtiger als gewissenhafter, ja strenger, aber auch wohlwollender und milder Geist eines Mannes, welcher die christliche Vollkommenheit als das Ziel erkennt, dem vor allen die Mönche und Essetiarier nachzujagen müssen, selbst wir gern glauben möchten, daß es irgend einmal, vielleicht unter der vorurtheilsfreien Führung eines Grimalaicus, eine stiftliche Gemeinschaft gegeben habe, welche dem in dieser Regula aufgestellten Ideale nahe gekommen sei. Hätte sie bestanden, so würde sie den Hingang ihres Stiftera kaum lange überlebt haben, denn es würde keinen Nachfolger in der Leitung gelungen sein, eben die richtige Mitte, welche die Regel vorschreibt, zu halten, um nicht entweder nach der einen Seite hin die Fängel straffer, als gut ist, zu führen, oder nach der andern Seite hin an ein schwaches, ebenso gefährliches Nachlassen zu gewöhnen. Die Keime zu beiden liegen in der Sache selbst, in der Exklusivität des Mönchtums. Christliche Vollkommenheit ist nicht für einen einzelnen Stand, sondern für alle Christen bestimmt, und da das Mönchtum eben nicht alle Verhältnisse umfassen kann, in welche christliche Tugenden zu üben sind, so mußte sich in die Praxis des mönchischen Christenthums eine Einseitigkeit einschleichen, welche, wie die Geschichte lehrt, den unausbleiblichen Verfall, wenn nicht in sich schloß, so doch nach sich zog. Dafür wollen wir aber die Begründer des Klosterwesens nicht verantwortlich machen, auch unsern Grimalaicus nicht. Wenn wir die Beschreibungen der Regula Solitariorum zu den übrigen bekannten Mönchsregeln kurz andeuten sollen, so liegt das Unterscheidende darin, daß Grimalaicus kein bestimmtes Kloster im Auge gehabt zu haben scheint, sondern nur eine allgemeine Regel aufstellte, welcher die besondern Verhältnisse eines eben zu gründenden Klosters erst angepaßt werden mußten. Vielleicht seien deshalb — — — — — sonst ein Grund läßt sich kaum vermuthen, in unserer Regula alle Strafbestimmungen. Nur die Excommunication für einen Apostaten wird erwähnt, nirgends ein Anathema für Ketzer, höchstens eine mündliche Correction in Form der Ermahnung für

mögliche Fälle. Ob die Regula des Grimalaicus irgend einem Kloster zum Muster gedient habe, ist gänzlich unbekannt. Es ist denkbar, daß sie nie benutzte wurde. Je später, je mehr mußte sie bei den sehr hohen Anforderungen an die christliche Eitlichkeit immer unbenutzter werden. In Handschrift erhielt sie sich nur bei den Benedictinern. Lucas d'Achern gab sie zuerst in Paris bei Edmund Martin 1653 in 16. heraus. Wieder abgedruckt wurde sie in dem von Lucas Holstenius veranlaßten Codex Regularum quas sancti Patres Monachis et Virginibus Sanctimonialibus servandas praescribere. 3 Partes. Romae 1661. 4. In der Ausgabe (prodit nunc primum in Gallia) Parisiis 1663. 3 Partes in 4. Rebt sie P. II. p. 278—360. Ueber Grimalaicus selbst vergl. Biographie universelle. Vol. XVII. p. 564. (F. Th. Richter.)

GRIMM (Friedrich Melchior Baron von), französischer Schriftsteller und Schöngelb, auch diplomatischer Agent, von Geburt ein Deutscher, geb. den 26. Dec. 1723 zu Regensburg, gest. zu Weiba den 19. Dec. 1807, war der Sohn eines evangelischen Geistlichen. Er erhielt eine sorgfältige Erziehung und beschäftigte sich frühzeitig mit literarischen Plänen. Noch als Gymnasiast schrieb er am 19. April 1741 an Gottsched zu Leipzig einen Brief (abgedruckt in Danzel's Gottsched S. 344), in welchem er sich als einen jungen Menschen bezeichnet, welcher „die lateinische Sprache und andere freie Künste treibt“. Voll Bewunderung für Gottsched, überblickt er ihm eine Ode und eine Satyre gegen die Verächter der Philosophie. In einem zweiten Briefe vom 28. August desselben Jahres schreibt er, daß er mit der Dramatisirung des Romans von der asiatischen Banise beschäftigt sei, ganz nach Anleitung von Gottsched's kritischer Dichtkunst. Dieses Project vollendete er auch wirklich. Nachdem er die Universität Leipzig bezogen hatte (besonders fleißig besuchte er die Vorlesungen von Ernesti), scheint er mit Gottsched in einen näheren Verkehr getreten zu sein. Er arbeitete den ersten Entwurf nun aus und daraus entstand das Trauerspiel Banise, welches Gottsched im 4. Theil seiner Deutschen Schaubühne (1743) in die Literatur einführte. Die Gegner Gottsched's nahmen das Product der Grimmel'schen Muse natürlich streng vor und nannten es ein „gequält correctes, breit hin gerichtetes Stück“. Feitner S. 421 charakterisirt es so: „Es ist nicht schlecht und nicht besser als die anderen Trauerspiele der Gottsched'schen Schule; ohne alle dichterische Empfindung, in schwercfälligen Alexandrinern, mit strenger Innehaltung der Einheit der Zeit und des Ortes“. Die gegnerische Kritik scheint Grimm darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß in der Dichtkunst sein innerer Verfaß nicht liege. In der Muttersprache hat er seitdem dichterische Kreuzzüge nicht mehr veröffentlicht. Goeckele (Grundriß der deutschen Literatur. Bd. II. S. 536), der Grimm merkwürdiger Weise unter die „Hofpoeten“ rechnet, sagt charakteristisch: Grimm schrieb jenes Trauerspiel, „als er seine Muttersprache noch nicht verlernt hatte“.

Nachdem Grimm die Universitätsstudien vollendet hatte, trat er bei dem Grafen von Schönberg, dem sächsischen Reichstagsgegnanten, dem er bereits von Regensburg her (vergl. Grimm's Brief vom 19. April 1741 an Gottsched bei Danzel S. 346) bekannt war, als Secretär ein. Er hat als solcher der Wahl Franz I. zu Frankfurt im J. 1745 beigezogen; dann war er mit seinem Herrn auf dem Reichstage zu Regensburg. Er blieb in seinem neuen Verhältnisse in lebhafter Verbindung mit Gottsched; besonders das Theaterwesen ist es, worüber er Gottsched in seinen Briefen Mittheilungen macht. Grimm strebte schon 1745 darnach, den Bühnen spielen zu können und sei es auch nur Theaterbanden gegenüber, vergl. Danzel S. 170. Bald wußte er auch Gottsched selbst zu protegieren und seine Bekanntschaften in den höheren Kreisen dazu anzuwenden, daß er ihn dem Mannager Hofe empfahl, in Folge dessen der eitle Professor zu Leipzig zum Mitglied der nützlichen Wissenschaften in Erfurt erklärt worden zu sein scheint, wie Danzel S. 286 vermuthet. An Gottsched's Frau, die sehr musikalisch war, schickte Grimm auch Compositionen ein, vergl. Danzel S. 316.

Grimm magte durch sein neues Verhältniß zum Grafen Schönberg in neue Bahnen kommen, und seine höhere Begabung zeigt sich bald genug darin, daß er in der Bewunderung für Gottsched nachläßt. Er läßt zunächst das äußere Leben auf sich wirken, zum Producten scheint er nicht einmal die Lust, viel weniger einen Drang gehabt zu haben. Am 11. Oct. 1745 schreibt er an Gottsched bei der Schilderung der Krönungsfestlichkeiten von Frankfurt aus: „Man hat hier die beste Gelegenheit unendlich vielerlei Arten von Menschen zu beobachten, und wo nur ein kleiner Theil von dem Geiste unserer lombischen Dichter auf mich ruhte, so glaubte ich recht gute Lustspiele im Original zu liefern“, vergl. Danzel, der in Bezug auf Gottsched überhaupt meine Quelle ist. Nach Regensburg zurückgekehrt, huldigt Grimm noch immer eifrig den Gottsched'schen Interessen, z. B. vertheidigt er in der Regensburger Zeitung Frau Gottsched, die in der Vorrede der dreidener Ausgabe der Königschen Gedichte angegriffen war. Jedoch ist er hinsichtlich seiner eigenen Production, der Banise, zur Selbstkenntnis gekommen, wenn er in einem Briefe vom 10. April 1747 bei Erwähnung der neuen Ausgabe der deutschen Schaubühne die Aeußerung macht: „Was meine Banise betrifft, so habe ich mich selber abseits der Ehre, in dieser Sammlung zu stehen, unwürdig gehalten“. Ingleich gesteht er, daß er überhaupt zum Dichter nicht geboren sei: „Ich habe nach des Himmels Schluß zu keinem Dichter werden sollen, so sehr ich auch die Poesie liebe und verehere. Theils die Erkenntnis meiner natürlichen Ungeschicklichkeit, theils meine äußerlichen Umstände haben verursacht, daß ich die Poesie oder das Versemachen fast mit dem Anfang meiner akademischen Jahre aufgegeben. Ew. Magnificenz preloswürdige Gewogenheit, wodurch Sie alle junge Leute in ihren Versuchen aufzumuntern und beherzigen zu machen trachten, war es, welche meiner Banise in der deutschen Schaubühne einen Platz ange-

wies. Da der Zweck der Aufmunterung bei mir wegfällt und ich dergleichen Beschäftigungen ganz aufgegeben, so haben Ew. Magnificenz vollkommener Recht, bei einer neuen Ausgabe mein Stück auszulassen und durch ein würdigeres zu ersetzen“.

Grimm beginnt der literarischen Thätigkeit, durch welche er später berühmt geworden ist, näher zu kommen, wenn er am 6. Juli desselben Jahres an Gottsched schreibt: „Der Herr von Voßlaite hat ganz neuerlich ein *Mémoire sur la Satire* herausgegeben, welches in Deutschland wohl noch nicht bekannt sein wird, und das ich durch einen guten Freund, der dormalen in Paris ist, zu erhalten Hoffnung habe. Ich habe auch bereits den Eingang und den ersten Abschnitt davon gelesen und finde ihn so lehrreich für die Deutschen, daß ich auf den Gedanken gerathen bin, es würde nicht übel sein, wenn dieses *Mémoire* in Deutschland nachgedruckt würde. Eine Uebersetzung davon zu machen hätte ich für unnützlich, weil die französische Sprache bei uns so allgemein geworden, daß die jungen Herren, denen diese Schrift zur Lehre und Erbauung geschrieben, sie meistens in der Grundsprache verstehen werden. Wohl aber wäre ich gewonnen, eine Einleitung von dem Ragen dieser Schrift, dem sie in Deutschland haben könnte, in französischer Sprache beizufügen, in welcher ich mich bey meiner izigen Station ziemlich feil habe legen müssen. Es kommt also darauf an, ob gegen Hr. Breitloß (welcher bekanntlich Gottsched's Schwiegervater war), dem ich in beglückten Seiten davon Meldung gethan, diese Schrift in Verlag nehmen wollte.“ Die Schrift wurde nicht gedruckt, aber man sieht aus der Abhilt, daß Grimm sich schon damals berufen fühlte, die Vermittlerrolle zwischen deutscher und französischer Literatur zu übernehmen. Am 18. Dec. 1748 schreibt Grimm an Gottsched, daß er eine Reise nach Frankreich beabsichtige. Er machte dieselbe auch wirklich als Begleiter eines Sohnes des Grafen Schönberg, der in Paris den Oberbefehl über das Regiment der deutschen Dragoner erhalten hatte. Der Briefwechsel mit Gottsched scheint nun zunächst in's Stocken geraten zu sein, denn bis zum 30. Nov. 1751 hat Danzel (S. 349) keinen Brief in der Gottsched'schen Sammlung vorgefunden.

Paris wurde die neue Heimath des jungen Deutschen. Wir finden Grimm durch seine Rührigkeit bald hervortreten. Zunächst war er Vorsteher beim Herzoge von Sachsen-Gotha zu Weimar. Diese Verbindung wurde für ihn später von Wichtigkeit, wie wir bald sehen werden. Durch Klüpfel, den Bedrager des Herzogs von Gotha, lernte er Rousseau um das Jahr 1749 kennen. An sich scheint die Vorleserstelle freilich nur eine unbedeutende gewesen zu sein, denn Rousseau lernte ihn damals nur in sehr bescheidenen Verhältnissen kennen. Günstiger scheint für Grimm eine neue Stellung als Secretär beim Grafen Hriesen, dem jungen und gnugsüchtigen Erben und Neffen des Markschalen von Sachsen, gewesen zu sein. Er lernte durch Rousseau auch Diderot kennen und gab bereits um 1751, wie Marmontel in seinen Denkwürdigkeiten erzählt, allmähentlich ein „di-

ner de garçon“, bei welchem die jungen französischen Schriftsteller heitere Gäste waren. Einen engeren Umgang hatte Grimm Anfangs besonders mit Rouffau; seine musikalischen Kenntnisse und ein Clavier, welches er besaß, trugen nicht wenig dazu bei, den finstern Schwärmer an den jungen Deutschen zu fesseln. Für die Dauer war dieser Umgang freilich nicht, aber Anfangs trug er entschieden wesentlich dazu bei, Grimm in den literarischen Kreisen einen sichereren Boden zu bereiten. Sonst passten die beiden neuen Freunde wenig zusammen; Rouffau, einfach und zurückhaltend, Grimm, eitel und bedrohend, mußten sich bald abhaken. Rouffau, der ihn mit dem Baron von Goibach, Diderot, d'Alembert und andern damals sehr einflussreichen Berühmtheiten der Literatur bekannt gemacht hatte, sagte später (in den Confessions, Buch 8) Grimm des schwärzesten Un Dankes an.

Ob ich auf die weitere Entwicklung Grimm's in Paris eingehe, dürfte es am Plage sein, das Verhältniß mit Goethed weiter zu verfolgen. Wie schon bemerkt, schrieb Grimm erst am 30. Nov. 1751 wieder an Goethed. Ich sehe den charakteristischen Theil des Briefes (bei Dangel S. 349) hierher: „Nur bitte ich mit meiner Seils von Gw. Magnificenz ein Bischen mehr Freundschaft für meine Franzosen an. Ich weiß nicht wer Gw. Magnificenz die Pariser Artikel in den Journalen liest, ich kann versichern, daß sie meist ohne Grund und theils lächerlich sind. Zum Exempel Alles was von der Opera und von M. Rameau gesagt ist. M. Rameau wird von allen Kennern für einen der größten Tonkünstler, die jemals gewesen, gehalten und mit Recht. Gw. Magnificenz dürfen nur lesen, was mein sehr guter Freund Mr. D'Alembert in der Vorrede zur Encyclopedie von ihm spricht. Die ganze Historie von M. Diderot ist falsch und ehrenrührig für einen Mann, der mit Recht hier unter die Zahl der größten Köpfe gerechnet wird. So wollte ich auch Gw. Magnificenz etwas mehr Freundschaft für den Herrn v. Voltaire denzubringen wünschen. Die Franzosen sind an sich schätzbar und sind uns Deutschen gewogener, als es Gw. Magnificenz immer glauben können. Der Name ist seit einiger Zeit in Paris in solchen Ehren, daß dieselb wohl einige Gostfreundschaft verdient. Wenigstens sollte es mir, der ich mit allen hiesigen Gelehrten in genauer Freundschaft stehe, und unter andern mit der Familie des Herrn v. Voltaire, wohl leid thun, wenn man ersühre, daß Gw. Magnificenz so scharf mit der Nation verfahren.“ Vielleicht hätte Grimm damals noch das Seine dazu beigetragen, Goethed in Frankreich populär zu machen, wie er es später mit Goethe gethan hat. Aber der Respekt und der eigentliche innere Zusammenhang mit dem leipzig'schen Professor verschwand immer mehr. Schon vom Herbst des Jahres 1752 find alle Briefe an Goethed in französischer Sprache geschrieben, obgleich Grimm wußte, daß Goethed gerade auf deutsche Correspondenz hohen Werth legte. Goethed erhielt Grimm's Zustendungen seit 1752 nicht mehr direct, sondern durch Kriepel's Vermittelung, der inwischen Bibliothekar in Gotha geworden

war. Man darf daraus schließen, daß Grimm's literarische Verbindung mit dem gothaer Hofe schon seit dieser Zeit datirt, vergl. Dangel S. 353. Mit dem 10. Sept. 1754 hört der Briefwechsel mit Goethed ganz auf. Eine innere Entfernung griff Plag. Vielleicht hatten zu Grimm's Abfällung auch die gründlichen Angriffe beigetragen, die Lessing in der Wolfenbütteler Zeitung gegen Goethed zu veröffentlichen begonnen hatte.

Ein Biß und seine geistreichen Einfälle, verbunden mit einer nicht geringen Gelehrsamkeit nicht nur auf dem Gebiete der Literatur, sondern auch der Musik, so sogar der Malerei!), verursachten Grimm zu Paris bald einen angesehenen Plag neben den anerkannten Berühmtheiten des Tages. Dazu hatte er so manche Passion, die er echt französisch auffällig zu betreiben wußte. Er war in eine Sängerin Namens K verliebt, fand aber keine Gegenliebe und verfiel in Folge dessen in eine Art Krampf, der mehrere Tage dauerte. Nach einigen Tagen (Rouffau und der Abbe Raynal hatten an seinem Bette gewacht) stand er auf und war wieder so gesund, als ob nichts vorgefallen wäre. Der Krampfanfall wegen der verschmähten Liebe machte ihn bei den Frauen berüchtigt, und das wollte damals in Paris viel sagen. Als der Baron von Briesen gestorben war, zeigte er einen so heftigen Schmerz über den Verlust des Gönners und Freundes, daß man ihn die Punkte der Siacht, die ihn an Briesen erinnern konnten, eine Zeit lang nicht sehen lassen durfte. Man hielt ihn daher in dem Palaste Gathies zurück. Alle Morgen ging er nun in den Garten des Palais, wo er weinete. Rouffau meint, daß er dann am meisten geweint und das Deutlichste vor die Augen gehalten habe, wenn ihn Leute beobachtet konnten. Das ist vielleicht etwas übertrieben, denn Rouffau, der ihm Stolz und Anmaßung vorwarf, sei er in die Höhe gekommen war, hatte auch deshalb gegen ihn Manches, weil Grimm ihm seine Geliebte!) abspenstig gemacht hatte. Auch Grimm's übermäßige Eitelkeit scheint darauf abzusehen zu sein, ihn als interessant in das Gerede der Welt zu bringen. Zwar war er nicht schön!), — nur große hervortretende Augen scheinen ihn ausgezeichnet zu haben —, denn er ging so weit, bei seiner Toilette auch Schminke anzuwenden; die Toilette war für ihn überhaupt ein Gegenstand der größten Wichtigkeit. Man machte sich zwar über ihn in dieser Beziehung lustig, er wußte die Angriffe aber geschildert zu erwidern. Liebesadventur hat Grimm genug gehabt, um den Anforderungen der pariser Gesellschaft gegenüber als ein vollendeter Franzose dastehen zu können.

1) Diderot lobt ihn, wenn er ihm in einem jenen Briefe schreibt: Si j'ai quelques notions rudimentaires de la peinture et de la sculpture, c'est à vous, que je les dois. Der Herausgeber der Correspondenz von 1770—1782 S. XII will das doch jedoch nicht als berechtigt anerkennen. 2) So schreibt der Biograph in Bd. I. der Correspondance von 1770—1782. Es kam zu dem Verhältniß Rouffau's zur Frau v. Spinay gerührt ist (vergl. Lett. art. S. 600), ich mir nicht nachzusehen. 3) L'ensemble de sa physiognomie, sagt Rouffau von ihm, avait quelque chose de bizarre et de singulier. Vergl. Correspondance 1770—1782. Bd. I. S. XI.

Zur Geltung bei einem großen Theile des Publikums kam Grimm auch durch die Stellung, die er als Rußkennner einnahm und zu verteidigen mußte, als die komische Oper der Italiener zum ersten Mal nach Paris kam. Die Pariser waren in zwei sich scharf entgegengesetzte Parteien getheilt; die eine war für, die andere gegen die Italiener und für die französischen Musik. Grimm schloß sich an die Freunde der Italiener an und schrieb mit scharfer Feder gegen deren Feinde die anonym erschienene Broschüre ⁴⁾: *Le petit Prophète de Boëhemischbroda*. Paris 1753. Dieser folgte bald eine zweite, betitelt: *Lettre sur la musique française*, welche die erneuten Angriffe der Gegner zurückweisen sollte. Sie erregte viel heißes Blut, ja man dachte sogar daran, den Verfasser deshalb in die Bastille zu stecken: denn die Gegner der Italiener waren zum Theil einflussreiche Hofleute. Da das nicht geschah, so wurde Grimm dadurch um so populärer. Durch seine Stellung zur italienischen Oper wurde Grimm übrigens einer der energischsten Verteidiger Grétry's, welcher bekanntlich das Verdienst hat, die italienische Musik auf französischen Boden verpflanzt zu haben. Gleich das erste glückliche Auftreten Grétry's wurde von Grimm in der anerkanntesten Weise begrüßt, vergl. *Correspondance* von 1770. S. 46 fg. und Grimm trug nicht wenig dazu bei, Grétry bei den Pariser in Ansehen zu bringen.

Trotz seiner schmeichlichen Weise oder vielmehr bei dem damaligen Zustande der französischen Gesellschaft gerade wegen derselben war Grimm auch in den höchsten Kreisen geschätzt. Der Herzog von Orleans machte ihn zu seinem Secrétaire. Weit bedeutsamer aber war die Verbindung Grimm's mit den auswärtigen Höfen, durch welche er bald in die Reihe der Staatsmänner ⁵⁾ eintreten sollte. Die frühere Stellung zu dem Herzoge von Sachsen-Weimar trug sehr ihre Früchte. Grimm kam nicht nur in eine literarische Correspondenz mit diesem Herzoge, sondern auch mit andern deutschen Fürsten, welche der damaligen Mode folgend mit der französischen Literatur näher bekannt zu werden wünschten. Auch mit Friedrich dem Großen, Gustav III. von Schweden und Katharina II. von Rußland stand er in Briefwechsel. Besonders Katharina hatte ihn gern und wünschte, obgleich vergeblich, ihn nach Rußland zu ziehen. Als eine Frucht dieser Beziehungen ist es anzusehen, wenn Grimm im J. 1776 vom Herzoge von Sachsen-Weimar zu dessen

bevollmächtigten Minister am französischen Hofe ernannt und zugleich zum Baron von Grimm gemacht wurde. Grimm gab in Folge dieser Auszeichnung seine literarische Thätigkeit nicht auf. Erst die Stürme der Revolution trieben ihn aus Frankreich. Im J. 1792 finden wir ihn auf der Rückfahrt nach Deutschland im Kreise Jakobin's zu Bempelfort, wo Goethe ihn traf, vergl. dessen: *Campanie in Frankreich* (Sammliche Werke. Stuttg. Band 25. 1840. S. 165). Seinen Wohnsitz nahm Grimm in Gotha bei seinem Vönnner. Katharina II. gab ihm im J. 1795 ein neues Zeichen ihrer Gerechtigkeit, indem sie ihn zu ihrem bevollmächtigten Minister bei dem niedersächsischen Kreise ernannte. Der Kaiser Paul I. bestätigte hernach diese Ernennung; eine schwere Krankheit und der Verlust eines Auges zwang Grimm aber bald darauf, sich ganz von den Geschäften zurückzuziehen. Grimm wählte wiederum Gotha zu seinem Aufenthaltsorte und starb auch hier, zuletzt fast ganz erblindet ⁶⁾.

Die Bedeutung Grimm's ist eine verschiedene. Theils darf er als einer der bedeutendsten französischen Kritiker und Schöngelster angesehen werden und gehört sonach der französischen Literatur an. Andererseits ist er aber auch für die deutsche Literatur wichtig, weil er Frankreich mit den Grenzgenossen derselben bekannt zu machen suchte.

Die Franzosen erkennen seinen Schriften Glorificat zu; ganz sich frei zu machen von Germanismen hat er aber nicht vermocht. Hinsichtlich der Correspondenz mit einem deutschen Fürsten machte der französische Herausgeber (Vb. I der Correspondenz von 1770 S. XIV) folgen die Bemerkung: *Le style de ses écrits n'est pas toujours vif, animé, spirituel, et se distingue surtout par une aimable liberté que l'auteur sait habilement concilier avec le respect et les égards dus aux Souverains*. Grimm gehörte zwar zur aufklärerischen Richtung der Encyclopädisten, jedoch ohne ganz in ihre Fehler zu verfallen. Grimm, so sagt der eben erwähnte Herausgeber seiner Correspondenz, *était philosophe sans doute, mais de cette philosophie que tout homme de bien peut avouer; de cette philosophie qui éclaire et ne brûle pas; de cette philosophie qui sait respecter l'ordre et les lois sociales*. Allerdings würde er, wenn er anders gedacht und geschrieben hätte, die Auszeichnungen durch Aemter und Orden seines ausländischen Fürsten wol nicht erhalten haben. Andererseits wirft man ihm diesen gegenüber mit Unrecht Kriecherei und gesinnungslose Schmeichelei vor. Sein geistreiches (schlagfertiges Wesen machte auch seine Freimüthigkeit vergessen.

Von Grimm's Schriften ist außer den schon kurz erwähnten besonders sein Hauptwerk, die: *Correspondance littéraire, philosophique, critique adressée à un souverain d'Allemagne* par Grimm et Diderot. Paris 1812—1813. 16 Bände in 8., besorgt von Taschereau, hervorzuheben. Diese Correspondenz über

4) *Le petit Prophète de Boëhemischbroda* wußte übrigens auch in Deutschland nicht, vergl. Robertz, *Grundriß der Geschichte der deutschen National-Literatur*. 4. Aufl. III. S. 3945. Goethe's Frau übertrug sie frei ins Deutsche und benutzte sie, weil sie gegen das musikalische Drama gerichtet war, um Weikens *Operette*. „Der Israel ist los“ Abbild zu thun, vergl. Dautel S. 360. — Sie ist auch überetzt in den deutschen Ausgabe der Correspondenz Grimm's, Vb. II. Braunschweig 1820. S. 209 fg. 5) Er hatte dazu auch entscheidende Anlässe. Friedrich der Große hat von ihm gesagt: „Wenige kennen die Menschen so gut, wie ich, und man wird selten Jemand finden, der so wie er das Talent besitzt, mit den Großen zu leben und ihnen gefällig zu werden, ohne jemals den Freken und die Unabhängigkeit des Charakters zu verlieren.“ Vergl. Heitner S. 427.

6) Nach Diderot's Briefen an seine Freundin Holland war Grimm schon im J. 1762 in Gefahr zu erblinden, vergl. Heitner II. S. 302.

die laufenden französischen Literaturerscheinungen unterbielt Grimm mit dem Herzoge von Sachsen-Gotha. Der französische Herausgeber derselben, Dancet, fand sie in elf Quartbänden vor; wo? sagt er nicht. Wenn es nicht in Gotha war, dann schrieb Grimm sie wol doppelt und behielt ein Exemplar für sich, das untreue vielerlei, obgleich der Herausgeber von einer *belle et correcte* écriture des Manuscrits berichtet. In der Ausgabe sind verschiedene Theile des Manuscripts weggelassen. Das ist zu bedauern, denn Grimm's Correspondenz ist gewissermaßen eine Zeitgeschichte der französischen Literatur und Kunst, ein Spiegel der damaligen literarischen Thätigkeit der Franzosen. Denn Grimm war, wie Dancet S. 353 ganz treffend bemerkt, ein eigenartiger Mann; obgleich selbst ohne eigene Schöpferkraft, wußte er doch die bedeutende geistige Bewegung, in die er sich in Paris versetzt sah, in sich aufzunehmen und zu reproduciren. Hettner S. 423 fg. hat über die literarische Correspondenz Grimm's aus dem handschriftlichen Material, welches sich im herzoglichen Archiv zu Gotha befindet, neues Licht verbreitet. Die Correspondenz war zunächst vom Abbé Raynal, dem Freunde Grimm's, begonnen worden, wie es scheint, auf Veranlassung der geistvollen Luise Dorothea, Herzogin von Sachsen-Gotha-Altenburg. Sie befindet sich noch handschriftlich zu Gotha, beginnt im J. 1747 und reicht bis in das Jahr 1754. Seit der Mitte des Jahres 1753 finden sich neben der Correspondenz Raynal's im Archiv auch Tagesberichte Grimm's und bald überhaupt letzterer allein den Platz. Grimm's Berichte erzielten nach und nach einen größeren Leserkreis unter den fürstlichen Personen. Bisher noch ungedruckte Briefe Grimm's an die Herzogin erweisen, als im J. 1763 Friedrich der Große und 1764 die Kaiserin Katharina von Rußland beirath; ferner die Königin von Schweden, der König von Polen, der Herzog von Zweibrücken, die Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, die Prinzessin Georg von Hessen-Darmstadt, die Prinzessin von Nassau-Soarbrück; auch eine große Anzahl nichtfürstlicher Theilnehmer meldete sich. Die Correspondenz wurde alle vierzehn Tage, am ersten und funfzehnten jedes Monats, verschickt. Sie erstreckt sich auf alle Götter der Literatur, Kunst und Kunst, vorzugsweise jedoch auf die französische Literatur; auch scandalöse Procèsse und pikante Mittheilungen, geheimnißvolle Todesfälle finden in ihr eine Stelle; mit einem Worte, Alles, was die höhere Gesellschaft zu seihen pflegt, ist behandelt. Was sie noch interessanter machte, war der Umstand, daß die wichtigsten Schriften Voltaire's und Diderot's, welche damals als politzischen Gründen nach handschriftlich umflossen, wie J. B. von Voltaire einige Entwürfe der *Encyclopédie*, von Diderot *La Religieuse*, *Jacques le Fataliste*, *La Révé de l'Alembert*, *Lettres à Falconet* und andere ähnliche Mittheilungen beigelegt wurden. Die Unbesonnenheit und Frische und die pikante Art, mit welcher Grimm zu schreiben verstand, verliehen der Correspondenz einen gewissen Reiz für die Leser; selbst Goethe (vergl. Werke Bd. 32. S. 233) warierte mit Neugierde auf jede neue Sendung. Es that der Haltung des Ganzen seinen

Eintrag, daß während einzelner Reisen Grimm's Diderot an seiner Stelle die Feder führte; von 1778 — 1775 schrieb H. Meister, ein Jüricher, der Secretär Grimm's, die Correspondenz.

Die Correspondenz scheint für Grimm eine gute Einnahmequelle gewesen zu sein. Er war aber damit nicht zufrieden; sein Ehrgeiz ging nach einer diplomatischen Stellung. Durch die Empfehlung des Herzogs von Orleans, dessen Cabinetssecretär er, wie wir oben sahen, gewesen war, wurde er eine Zeit lang Secretär des Marschalls d'Artois und nahm als solcher an dem westfälischen Feldzuge vom J. 1756 Theil. Nach seinen eigenen Angaben (in seinen Denkwürdigkeiten, die mir leider nicht zur Hand sind) machte er während des siebenjährigen Krieges wichtige Mittheilungen an auswärtige Fürsten. Hettner, der hier meine Quelle ist, bemerkt S. 426, daß Grimm diese geheime politische Correspondenz sein ganzes Leben hindurch fortsetzte. Besonders lebhaft war seit 1759 sein Verkehr mit Rußland; im kaiserlichen Hausarchiv befindet sich diese Berichte noch heute. Hettner bringt mit dieser Thätigkeit die verschiedenen Reisen Grimm's, J. B. nach Berlin und Wien (1769) und nach Petersburg (1773), in Verbindung, geht aber zu weit, wenn er S. 426 darin eine „schmachvolle Schattenseite“ im Leben Grimm's sieht. Denn da Grimm auch äußerlich in Paris als Diplomat auftrat, zuerst als Geschäftsträger der Stadt Frankfurt, dann als bevollmächtigter Minister des Herzogs Ernst von Gotha, so wußte man in Paris jedenfalls, wen man vor sich hatte, und etwas „Unheimliches“ kann ich deshalb mit Hettner in der eben angegebenen diplomatischen Thätigkeit Grimm's nicht gerade finden. Die diplomatischen Verbindungen trugen übrigens gute Früchte. Der Hof von Wien ernannte Grimm im J. 1775 zum Baron, der Hof von Petersburg zum Colonel, später, wie wir schon sahen, zum Staatsrath. Auch mit Orden wurde Grimm reichlich bedacht.

Mit dem Jahre 1790 endete Grimm's Aufenthalt zu Paris. Der Sturz der alten Gesellschaft, den er übrigens vorher gesagt hatte, nahm ihm nicht nur den geistigen Boden, auf dem er sich bisher wohl befunden hatte, weg, sondern Grimm verlor auch in den Stürmen der Revolution den größten Theil seines bedeutenden Vermögens, wie Goethe in den *Tage- und Jahresheften* (Werke 26. S. 18) erzählt. Auch ließ er in den deutschen Kreisen vielfach auf Misträuen. Die Anschuldigungen Rousseau's in den *Beobachtungen* hatten Boden gefunden; Grimm hat aber trotzdem in seinen *Denkwürdigkeiten*, die er damals zu Gotha schrieb, kein Wort der Verminnung oder ungerechten Anklage gegen seinen ehemaligen Freund. Er konnte in seinem deutschen Aufenthalt wol mit Recht sagen: „Ich habe vergessen, mich zur rechten Zeit begraben zu lassen.“

Außer den (von genannten) Schriften Grimm's erwähne ich noch folgende: *De historia Maximiliani I. amplissimo jure Germanici publici fonte disputationeula. Ad illustrissimum comitem Gottlob Ludovicum comitem de Schönberg, cum summa eum*

laude ingentique omnium bonorum gratulatione ex academia Lipsiensis decederet. Regensburg 1747 in 4. — Deux lettres sur la littérature allemande. Paris s. a. in 8. — Almanach historique et chronologique de tous les spectacles de l'an. Paris s. a. — Lettre de Mr. Grimm sur Omphale, Tragédie lyrique reprise par l'Académie de la Musique le 14. Janv. 1752 (zu Gunsten der italienischen Kunst geschrieben). — Lettre de Mr. Grimm à Mr. l'abbé Raynal. 1752 in 8.

Vergl. über ihn die: Correspondance littéraire von 1770—1782. Bd. I. S. 1 fg.; *Heinrich Meister*, Le Baron de Grimm in den: *Mélanges de philosophie, de morale et de littérature*. Bd. II. Genf und Paris 1822. S. 83 fg., ein Denkmal warmer Verehrung für den ehemaligen Bräutigam; Dangel, *Gottfried's Briefwechsel*. Leipzig 1843 an verschiedenen Stellen; *Feitner*, Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts. Theil II: Gesch. der franz. Literatur. 2. Aufl. Braunschweig 1865. S. 420 fg. (R. Pallmann.)

GRIMM (Hermann Nicolaus), Arzt, wurde 1641 zu Wibb auf der schwedischen Insel Gotland geboren, beschäftigte sich erst unter Anleitung seines Vaters, eines früher im Dienste des Königs Gustav Adolph stehenden Chirurgen, mit der Heilkunde, und studirte dieselbe weiterhin in Kopenhagen und in Holland. Als holländischer Schiffsarzt kam er 1661 nach Nowaja Semlja, weiterhin nach Batavia, wo er 1666 eine verheerende Epidemie erlebte, und 1671 besand er sich in Hindien. Die holländische Regierung vertraute ihm mit der Untersuchung der Goldminen in Sumatra. Auch lebte er eine Zeit lang in Ceylon. Nach Europa zurückkehrend, nahm er an verschiedenen Orten: Holland, Deutschlands, Dänemarks, Schwedens seinen Aufenthalt als Arzt, unternahm aber 1683 noch einmal eine Reise nach Indien. Er ließ sich endlich bleibend in Stockholm nieder, wurde 1706 königlicher Leibarzt und Mitglied des Medicinaldepartements, starb aber bereits 1711 an der Pest.

Außer einer Menge Beobachtungen in den *Acta Naturae Curiosorum* und in den Kopenhagener medicinisch-philosophischen Sammlungen haben wir von Grimm: *Thesaurus medicus insulae Ceyloniae, seu Laboratorium ceylanicum ex iniquissimis Ceylaniae simplicibus medicamentis concinatum, a Bartholomaeo Pielat latinatim donatum*. Amstelod. 1679. (War 1677 in Batavia in holländischer Sprache erschienen.) *Compendium medico-chymicum seu accurata medendi methodus etc. Bataviae 1679. Aug. Vindcl. 1684.* (Fr. Wilh. Theile.)

GRIMM (Jacob Ludwig Karl). Die Geschichte der Wissenschaften in jenem Mann aufzuweisen, der Größeres und Epochenmachendes für sie, sowie zum Heil und Stolz seines Volkes geleistet, als Jacob Grimm. Die Größe und Bedeutung desselben liegt jedoch nicht bloß darin, daß er neue Bahnen der Wissenschaft erschloß, oder bereits vorhandene neu grüdete, erweiterte und vertiefte, sondern daß eine so hohe und mächtige Liebe zu seinem Vaterlande, welche in der Liebe zu seiner heilsamen Heimath

ihre Wurzel hatte, ihn erfüllte, daß sie ihm der Mutrich wurde, all sein wissenschaftliches Wirken und Schaffen nur auf dieses zu richten, und das mit einer Intensivität, wie und solcher in der Geschichte der Wissenschaft aller Völker und Zeiten, weder vor ihm noch nach ihm, begegnet¹⁾. Zwar sind alle seine Schriften bis auf wenige Ausnahmen einzig und allein dem germanischen Alterthume zugewandt, aber sie sind insgesammt aus dem Bestreben hervorgegangen, durch sie, wie er von sich selbst sagt, der Gegenwart ein Brophet mit umgekehrtem Gesichte zu werden. Er machte es sich daher zu seiner ausschließlichen Lebensaufgabe, Alles, worin sich das Seelenleben des deutschen Volkes am Klarsten und Bestimmtesten fundgegeben hat, in Sitte und Sage, Poesie und Mythos, Sprache und Recht, mit strengster historisch-philologischer Wissenschaft zu erforschen, mit tiefer, inniger, liebevoller und umfassender Einsicht darzustellen und gleichsam poetisch zu erklären, damit dieses Seelenleben in seiner Herrlichkeit auf die Gegenwart jarrückfalle und ihr als ein erneuerndes echt nationales Lebenselement zu gute komme. „Jacob Grimm ist darum nicht ein, sondern der Historiker des Seelenlebens des deutschen Volkes“²⁾; jede seiner Schriften, die größte wie die kleinste, ist nicht allein eine wissenschaftliche, sondern auch eine patriotische That, und unter all den Korymben deutscher Gelehrsamkeit gibt es wol keinen Namen, der in allen Kreisen der Wissenschaft, sowohl in der Heimath als in der Fremde, mit gleicher Verehrung und Bewunderung, ja selbst bei allem Volke, wohin nur ein Verständniß von ihm gebrungen ist, mit gleicher Liebe und gleichem Stolz genannt wird als der Jacob Grimm's.

Jacob Grimm hat, wie sein Bruder Wilhelm, in Zushi's Grundlage zu einer heilsamen Gelehrten-, Schriftstellers- und Künstlergeschichte vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830. Marburg 1831. S. 148—164 aus Gefälligkeit gegen den Herausgeber in den Sommermächten 1830 (s. den Brief an Franz Pfeiffer, Germania 11, 116) sein Leben bis zu jenem Zeitpunkt selbst beschrieben (wieder abgedruckt in J. Grimm's Kleinere Schriften 1, 1—20), welche Selbstbiographie nebst der seines Bruders Wilhelm als Muster einer solchen gelten muß.

1) „Nur einen Mann“, sagt Theodor Bartsch in dem unten angeführten Werke S. 427 fg., „gibt es in der Geschichte der Wissenschaft, welcher durch Vollständigkeit der Beherrschung, der wissenschaftlichen Arbeiten, die er abgab, so weit auch der Grundbegriff, aus welcher sie hervortrugen, mit Jacob Grimm verglichen zu werden verdient. Es ist dies der große Römer Marcus Terentius Varro, der größte ihrer Sprache- und Alterthumsforscher, welcher zu seinem, auch in den vornehmsten Torsen noch bewundernswürdigen Werthen, gleichwie Deutschlands Stolz und Ohr, unser unsterblicher Grimm, den Hauptantrieb in der Liebe zu seinem Volke fand. Es würde schon für hohen Ruhm zu rechnen sein, mit einem Manne, wie Varro, auch nur auf eine und dieselbe Stufe gestellt zu werden; allein ich glaube kaum zu irren, wenn ich behaupte, daß eine, (wenigstens die) Fragmente der vorerwähnten Werke zulassen, eingehender Vergleichung beider Männer, selbst, wenn wir die Verhältnisse der Zeiten und der Culturstände in Rechnung bringen, dennoch unsern Grimm ein bedeutend höhere Stellung anweisen würde.“

2) Mit diesen Worten begreift ihn treffend W. G. Wilmow in dem gleich angeführten Artikel.

Es ist daher selbstverständlich, wenn wir uns derselben in der Darstellung seines Lebens, wo irgend möglich, würdlich bedienen. Für diesen Zeitraum, sowie für den fernern bis zu seinem Tode ergibt sich aber auch Manches aus seinen eigenen Schriften, namentlich aus seinem Briefwechsel mit gelehrten Freunden (bis jetzt jedoch nur zum Theil herausgegeben in Franz Pfeiffer's Germania Bd. 11—14, und zwar mit Franz Pfeiffer selbst, ferner mit Heberten von Laßberg, Ludwig Uhland, Hoffmann von Fallersleben u. a.), sowie aus seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen, den Briefen und andern Mittheilungen, welche Hermann Grimm in der durch R. Müllenhoff besorgten Ausgabe der kleinen Schriften Jacob Grimm's (3 Bde. Berlin 1864—1870) darbietet. Fast sämtliche bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften brachten nach dessen Tode Nekrologe über denselben, welche sein Leben und seine Schriften zum Gegenstand haben, aber das Alles ist nun überboten durch: Nebe zum Gedächtniß von Jacob Grimm, von Prof. Hr. Jarack, gehalten auf der 22. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Weßeln (s. die Verhandlungen, Leipzig 1864); ferner durch Georg Waig, Zum Gedächtniß an Jacob Grimm, Geseien in der Königl. Preuss. Akademie der Wissenschaften den 5. December 1863. Göttingen 1863; Johann durch Wilhelm Scherer, Jacob Grimm, in den Preussischen Jahrbüchern. Erster Artikel XXIV. 1864. S. 632—680 und XV. 1865. S. 1—82. Zweiter Artikel XVI. 1866. S. 1—47 und S. 99, 139; auch als Broschüre erschienen, Berlin 1865, besonders wichtig wegen des von dem Verfasser benutzten noch ungedruckten Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und R. Bachmann; sowie durch Theodor Denfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts u. München 1869. S. 427—470, und Rudolf von Raumer, Geschichte der Germanischen Philologie vorzugsweise in Deutschland. München 1870. S. 378—446; 495—534; 632—654. Damit ist zu vergleichen: Die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, ihr Leben und Wirken. Ein Vortrag, gehalten von Dr. B. Denhard. Hanau 1860. M. F. G. Bilmay, Jacob und Wilhelm Grimm im Wagner'schen Elend, und Gesellschafts-Lexikon, geschrieben im October 1861, wiederabgedruckt in dessen Lebensbildern deutscher Dichter. Frankfurt 1869. S. 158 fg., und Geroldus in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Bd. 8. S. 57—66, sowie der Artikel „Jacob Grimm“ in den Grenzboten vom Jahre 1863, IV. S. 281—300, welcher von der Hand eines ungenannten, aber kundigen altdeutschen Philologen stammt, und endlich: Jacob Grimm. Vortrag von Dr. Georg Curtius. Leipzig 1871 ?).

Jacob Grimm war ein Hesse und wurde den 4. Jan. 1785 zu Hanau geboren. Von acht Brüdern war er der zweite, Wilhelm der dritte Sohn des Advocaten und

spätern hochfürstlich hessisch-hanauischen Stadt- und Land-schreibers Philipp Wilhelm Grimm und der Dorothea, geb. Zimmer. Seine Vorfahren lassen sich mit Sicherheit bis in die Mitte des 17. Jahrh. zurückverfolgen. Da war ein Johannes Grimm Bürger und Oekonomie in der Altstadt zu Hanau; dessen Enkel Friedrich Grimm war der erste in der Familie, der sich der Wissenschaft gewidmet zu haben scheint; er wurde 1693 bittler Prediger zu Hanau und starb daselbst als erster Prediger, Konfistorialrath und geistlicher Inspector. Dessen Sohn, der Großvater von Jacob und Wilhelm Grimm, ebenfalls Friedrich genannt, bezeugt von 1730 bis 1777 als reformirter Prediger zu Steinau (s. Denhard a. a. D. S. 6 und 7). Von dem Vater unserer Brüder, den sich Jacob Grimm sehr genau vorzustellen weiß, erzählt dieser³⁾, „er war ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann; seine Stube, sein Schreibisch und vor Allem seine Schränke mit ihrem lauter gehaltenen Büchern, bis auf die rothen und grünen Titel vieler einzelnen darunter sind mir lebhaft vor Augen“. Beide Brüder schlossen sich von frühester Kindheit an auf das Innigste zusammen. Sie gingen gleich geleibet, sie bewohnten ein Stübchen, sie schliefen in einem Bette und erhielten den ersten Unterricht gemeinsam von einer ältern Schwester des Vaters, einer verwitweten Schlemmer, einer Frau von äußerstem Ernst, großer Strenge und ungemeiner Willensstärke. Jacob, für den sie eine besondere Vorliebe zeigte, brachte es außerordentlich früh und rasch zum fertigen Lesen. Aber den täglichen Stunden bei der Antie besuchten Jacob und Wilhelm noch den Unterricht eines Lehrers der französischen Sprache, in dem beide Hand in Hand gingen. Ihr Weg führte sie bei der wallonischen Kirche vorbei und in händlicher Freude ergötzen sich beide an dem goldenen Hahn, der sich auf der Spitze des Kirchthurms im Winde hin und her drehte. Im J. 1791 wurde der Vater als Amtmann in seine Geburtsstadt Steinau versetzt. Jacob und Wilhelm nebst den übrigen Geschwistern empfangen hier im ältesten Hause ihren Unterricht von dem Stadt-präceptor Zinsbom, „von dem“, wie Jacob sagt, „wenig zu lernen war, außer Fleiß und strenge Aufmerksamkeits, aber aus dessen charakteristischem Benehmen und eine Menge eraglicher Späße, Redensarten und Manieren zurückgeblieben ist“. Tiefer und für das ganze Leben andauernde Eindrücke empfing aber der rege und empfindliche Geist beider Knaben in ihrem neuen Wohnorte. Steinau, ein altes Städtchen von 3000 Einwohnern, an der frankfurt-leipziger Straße, liegt mitten unter den Wiesen und Aßgräben des Kinzigthales und den nahen Berbergen des Bogelberges, des Speßfart und der Rön, und in der Ferne zeigen sich auf pittoresken Anhöhen die Ruinen des Brandenheims und des Tiedelbergs. Eine unendliche Freude an der Natur lebte von früh an in den Brüdern, und es war nun ihre Lust, in gemeinsamen Spaziergängen die ganze Umgegend zu

³⁾ Die Rede auf Jacob Grimm, welche Curtius Haupt in der Berliner Akademie der Wissenschaften gehalten, ist meines Wissens noch nicht erschienen.

⁴⁾ Es ist hier immer dessen Selbstbiographie gemeint, sofern nicht eine andere Quelle ausdrücklich angegeben ist.

durchstreifen. Aber nicht bios die Freude an der Natur war es, was sie hinaus trieb, sondern auch ein gewisser Lern- und Sammelgeist. Insekten, Schmetterlinge und Pflanzen wurden heimgebracht und abgezeichnet, Jacob insbesondere fasste eine große Neigung zum Sammeln der Pflanzen und wolle Botaniker werden, und die lebhaftesten Erinnerungen seiner Kindheit standen noch in den spätern Jahren in dieser wiesenreichen, bergumflossenen Gegend. Von den Eindrücken des ältlichen Hauses redend, sagt dann Jacob Grimm: „Wir Oelschläger wurden alle, ohne daß viel davon die Rede war, aber durch That und Beispiel streng reformirt erzogen, Luthrerer, die in dem kleinen Landstädtchen mitten unter uns, obgleich in geringerer Zahl, wohnten, pflögte ich wie fremde Menschen, mit denen ich nicht recht umgehen durfte, anzusehen, und von Katholiken, die aus dem eine Stunde weit entfernten Salmünster oft durchstreifen, gemeinlich aber schon an ihrer dunklen Tracht zu erkennen waren, machte ich wol mit Scheue, seltsame Begriffe. Und noch jetzt ist es mir, als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformirter Weise eingerichteten Kirche recht von Grund anständig sein könnte; so sehr hängt sich aller Glaube an die ersten Eindrücke der Kindheit, die Phantasie weiß aber auch leere und schmutzige Räume auszufüllen und zu beleben, und größere Andacht ist nie in mir entzündet gewesen, als wie ich an meinem Confirmationstage nach zuerst empfangenem heiligen Abendmahle auch meine Mutter um den Altar der Kirche gehen sah, in welcher einst mein Großvater auf der Knieel gestanden hatte. Liebe zum Vaterlande war uns, ich weiß nicht wie, tief eingeprägt, denn gesprochen wurde eben auch nicht davon, aber es war bei den Weibern nie etwas vor, aus dem eine andere Gesinnung hervorgeleuchtet hätte; wir hielten unsern Fürsten für den besten, den es geben könnte, unser Land für das gesegnetste unter allen... Mit einer Art von Eeringsschätzung sahen wir z. B. auf die Darmstädter herab.“ Aber kaum hatten die beiden Knaben zwei Jahre in diesem stillen Gläd der Natur und des Hauses verlebt, so traf sie ein harter Schlag. Der Vater erkrankte und starb den 10. Jan. 1796 in dem fröhlichsten Mannesalter; er war nicht älter als 45 Jahre geworden. Die Mutter, die sich mit sechs unversorgten Kindern, fünf Knaben, von welchen nach dem frühen Tode des ersten, sowie des siebenten und achten Jacob, der nun oben an stand, eben erst elf Jahre alt geworden war, und mit einer Tochter bei einem nur mäßigen Vermögen jetzt allein sah, errung die größte Einschränkung, die ihr von nun an geboten war, mit heiterer Ergebung; ihr Leben ging auf in ihren Kindern, die mit unvergleichlicher Liebe an ihr blieben.

Sie war in Steinau wohnen geblieben, aber bald reichte der Unterricht des dortigen Präceptors für die beiden ältesten Knaben Jacob und Wilhelm nicht mehr aus. Da nahm sich der Mutter Schwester Henriette Philippine Zimmer zu Gassel, erste Kammerfrau der Landgräfin von Hessen, die von der reifen, aufopfernden Liebe zu ihnen befreit war, über an. Dieselbe ließ Jacob und Wilhelm im J. 1798 (nicht 1799, wie Wil-

helm sagt, s. Kauer a. a. D. 381) nach Gassel kommen und in Kost geben, damit sie auf dem dortigen Lyceum sich ausbilden sollten. Jacob, obgleich dreizehnjährig, konnte erst in Unterquarta gesetzt werden, „so sehr war ich“, sagt er, „noch jurid, aber nicht durch meine Schuld, sondern durch bloßen Mangel an Unterricht, denn ich hatte von Jugend an eine ungebildete, anhaltende Lernbegierde“. Doch rüdte er sehr schnell durch alle Classen hinaus und war wol fast immer ein Primus. Später erkannte er gern an, wie Mäandertel er in seinen caseller Schuljahren gelernt habe, aber es kam ihm doch vor, als wenn das damalige Lyceum bei weitem nicht unter die vollkommensten Anstalten seiner Art gerechnet werden dürfte. Es waren nur wenige Lehrer, die tüchtig waren, und es schmerzte ihn sehr, daß ihn einer der tüchtigen, Gähler, nach alter Sitte mit Er anredete, während alle seine Schulcameraden aus der Stadt ein Sie besamen, vermunthlich weil er vom Lande her in die Stadtschule aufgenommen worden war. „Aber auch der Unterricht selbst“, sagt Jacob Grimm, „wie er damals auf dieser gut fundirten Schule im Ganzen erteilt wurde, ist mir hernach in mancher Beziehung mangelhaft vorgekommen.“ Es wurde viel Zeit mit Stunden über Geographie, Naturgeschichte, Anthropologie, Moral, Physik, Logik und Philosophie (was man Dialektik nannte) meist nach Ernesti *initia doctrinae solidioris* verthan und dem philologischen und historischen Unterricht, welche die Seele aller Jugendzubereitung aus Gymnasien sein müssen, abgesehen.“ Unter seinen vielen Mitschülern, mit denen er vertrauter umging, nennt er Ernst Otto von der Rabenburg und Paul Wigan, die sich beide in der Folge, wiewol an sehr verschiedene Weise, als Schriftsteller ausgezeichnet haben. Neben täglichen sechs Stunden auf dem Lyceum brachte er mit Wilhelm noch wenigstens vier oder fünf Stunden täglich in Privatstundchen bei dem Vagendomsmeister Diezmar Stöck zu, der im Latein nachhals und besonders französische Sprache lehrte. Im Ganzen hatte man beiden Brüdern doch zu viel aufgebürdet, und die wenige Zeit, die ihnen übrig blieb, verwendeten sie auf Zeichnen von Figuren und Dämon in Tusch und Sepia, mit Pinsel oder Radenzeder, worin sie es auch ohne Lehrer ziemlich weit brachten, sodas ihre Fortschritte in dieser Kunst auch ihren jüngern Bruder Ludwig Emil ansehten, der sich in der Folge durch radirte Blätter und durch Delmalerei rühmlich hervorthat. Dabei lasen sie unsere großen Dichter. Wilhelm war gleich Anfangs entschieden Goethe zugewandt, Jacob wurde erst mehr von Schiller eingenommen, nach und nach aber auch von jenem ergriffen.

Im Frühjahr 1802 bezog Jacob Grimm als sechzehnjähriger Jüngling die Universität Marburg, ein Jahr früher als Wilhelm, der um diese Zeit lange und gefährlich krankte. „Die Trennung von ihm“, sagt Jacob, „mit dem ich seit in Einer Stube gewohnt und in Einem Bett geschlafen hatte, ging mir sehr nahe; allein es galt, der geliebten Mutter, deren Vermögen fast zusammengegeschmolzen war, durch eine zeitige Ver-

zigung meiner Studien und den Erfolg einer gewünschten Anstellung einen Theil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Theil der großen Liebe, die sie und mit der handbesten Selbstverleugnung bewies, erzeigen zu können. Jura studirte ich hauptsächlich, weil mein seliger Vater ein Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte.“ „Es liegt aber in diesem Hassen bei dem Stande des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschöndes und sogar Kaifames. In viel spätern Jahren hätte mich zu keiner andern Wissenschaft Lust angewandelt, als etwa zur Botanik. Der sel. Vater hatte auch gewissermaßen vorgebetet und mir noch vor dem zehnten Jahre allerhand Definitionen und Regeln aus dem Corpus juris eingeprägt.“ „Zu Warburg mußte ich eingeschränkt leben; es war und ob die Verweisungen ungedacht, nie gelungen, die geringste Unterstüßung zu erlangen, obgleich die Mutter Witwe eines Amtmanns war und fünf Söhne für den Staat groß zog“; die festesten Stipendien wurden an seinen Schulkameraden von der Malsburg ausgetheilt, der zu dem vornehmsten und reichsten desselben Adel gehörte. „Doch hat es mich nie gekümmert, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit möglicher Vermögensstände empfunden. Dürftigkeit spornet zu Fleiß und Arbeit an, bewahret vor mancher Zerstörung und kößt einen nicht unehren Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, anspricht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen und Vieles von dem, was Deutsche überhaupt gelehrt haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr aus einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln.“ Jacob Grimm hörte noch einander bei Bring Logik und Naturrecht (ohne aus beiden wahre Frucht zu ziehen) und bei Weiß, Erleben, Robert und Bauer die gewöhnlichen juristischen Collegia, aber er empfing auch von diesen keine sonderliche Nützung, außer daß ihn der maniere und gelehrte Vortrag des Romanisten Weib in etwas ango.“

Da trat ihm im Wintersemester 1802 und 1803 ein Mann entgegen, von seinen, gewinnenden, edlen Manieren, von Geist und Herz und tiefer Gelehrsamkeit, der eben als ein Stern erster Größe in dem Reiche der Wissenschaft seine Strahlen zu verbreiten anhub. Es war der kaum sechs Jahre ältere von Savigny, bei dem derselbe in seinem Winter juristische Methodologie, sowie Jurataterfolge hörte (das im Sommer 1802 von ihm gelehrte inkonsequente Verrecht wurde aus Hefen anderer Studenten abgeschrieben und nachgeholt), dann im Sommer 1803 römische Rechtsgeschichte, im Winter 1803 — 1804 Institutionen und Obligationenrecht, und dessen im J. 1803 erschienenen Buch über den Besitz er begierig las und studirte. Ein solcher Mann war ihm auf seinem Lebenswege noch nicht begegnet, und es konnte nicht fehlen, daß derselbe auf die suchende, empfängliche Seele Jacob Grimms, die ihren Grund noch nicht gefunden hatte, auf dem ihre Kraft sich entfalten

konnte, den gewaltigen Eindruck machte und auf sein ganzes Leben und Studiren entscheidenden Einfluß gewann. Jacob Grimm bekennt dies selbst nicht allein in seiner Selbstbiographie, sondern auch sonst wiederholt an, am schönsten 1819 in der Widmung seiner Grammatik an Savigny. „Gott weiß und thut freilich das Beste“, sagt er. „Als nach dem frühen Tode des Vaters und dem Absterben beinahe aller Verwandten der liebsten seligen Mutter unermüßliche Sorge nicht mehr überlag, was aus und fünf Brüdern werden sollte, und ich, mir selbst überlassen, in Manchem verabsäumt, doch voll guten Willens, endlich mein vorgefestes Studium zu betreiben, nach Warburg kam: da fügte es sich, daß ich Ihr Zuhörer wurde, und in Ihrer Lehre ahnen und begreifen lernte, was es heiße, etwas Studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere. Auf diese erste Erweckung folgte bald weitere Beschäftigung mit Ihnen, deren lieblichen Anfang ich niemals vergeße, und woran sich mehr und mehr Fäden knüpften, die von dieser Zeit an bis jezo auf meine Gesinnung, Velehrung und Arbeitsamkeit unveränderlichen Einfluß behauptet haben.“ Und nachdem fast ein halbes Jahrhundert über diese erste Begegnung verfloßen war, schildert und Jacob Grimm in der Hefischrift zu dem funfzigjährigen Doctorjubiläum Savignys am 31. Oct. 1850 diese, sowie sein Verhältnis zu demselben, das sich daran knüpfte, in folgender köstlicher Weise. „Lassen Sie mich“, hebt er an, „aus früher und später (der berliner) Zeit gleichsam zwei Bilder darstellen, die ... Ihnen ein Zeugnis ablegen sollen meiner Unhänglichkeit und Liebe. Das erste Bild fällt in irgend einen Sommertag des Jahres 1802. In Warburg muß man seine Beine rühren und Treppe auf, Treppe ab steigen. Aus einem kleinen Hause der Dorfstraße führte mich durch ein schmales Gäßchen und den Wendelsfuß eines alten Thurns der tägliche Weg ans den Kirchhof, von dem sich über die Dächer und Blüthendäume schiefwärtig in die Weite schau, da war gut auf- und abwandeln, dann stieg man an der Mauerwand wieder in eine heberleigende Gasse vorwärts zum Kirchhof, wo Professor Weiß noch weiter hinauf wohnte. Zwischen dessen Bereich und dem Gäßchen unten, mitten an der Treppe, klappte wie ein Reß ein Redenhäus, in dem Sie Ihr bettes, sorgenfreies und der Wissenschaft gewidmetes Leben lebten. Ein Diener, Namens Balle, öffnete und man trat in ein nicht großes Zimmer, von dem eine Thür in ein noch kleineres Gemach mit Sopha führte. Hell und sonnig waren die Räume, weiß getüncht die Wände, tannen die Dielen, die Fenster gaben: ins Gießel Thal, auf Wiesen, Bahn und Erdbig dufte Lustigkeit, die sich zauberhaft Wirksam näherte, in den Fensterladen bingen eingerahmt Kupferstücke von J. G. Wille und Bauer, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, so freute mich die scharfe und zarte Sauterheit. Doch noch viel größeren Reiz für mich hatten die im Zimmer aufstehenden Schränke und in ihnen aufgestellten Bücher, deren ich bisher außer Schulbüchern und des Vaters Hinterlassenschaft nur wenige kannte. Einzelne Reihen folgten auch der ge-

wöhnlichen Ordnung, bei andern war sie umgekehrt, wie man Hebräisch schreibt von der Rechten zur Linken, und ich hörte Sie die Verdrehung, deren Nothwendigkeit mir nicht einleuchten wollte, erklären und verteidigen. Da durfte auf die Leiter steigen und näher treten. Das besaßen meine Augen zu schauen, was sie noch nie erblickt hatten. Ich entfinde mich, von der Thür eintretend an der Wand zur rechten Hand ganz hinten fand sich auch ein Quartant, Bobmer's Sammlung der Minnelieder, den ich ergriff und zum ersten Mal aufschlug, da stand zu lesen „her Jacob von Warte“ und „her Kristian von Hamle“, mit Gedichten in seltsamem, halb unverständlichem Deutsch, das erfüllte mich mit eigener Ahnung, wer hätte mich damals gesagt, ich würde dies Buch vielleicht zwanzigmal von vorn bis hinten durchlesen, und nimmer entbehren. Bei Ihnen prangte es unnütz auf dem Brett. Sie haben es sicher nie gelesen, damals aber gestraute meine feimende Reizung noch nicht es von Ihnen zu entleihen; doch blieb es so fest in meinen Gedanken, daß ich ein paar Jahre hernach ans der pariser Bibliothek nicht unterließ, die Handschrift zu fordern, aus welcher es gekopirt ist, ihre anmutigsten Bilder zu betrachten und mir schon Stellen auszusprechen. Solche Anblicke hielten die größte Lust in mir wach, unsere alten Dichter genau zu lesen und verstehen zu lernen. Was erbe ich aber von den Büchern, nicht von dem Manne, dem sie gehörten, dessen Worte mich noch mehr ermahnten und heimlich ermunterten als was ich lesen konnte? Groß war er gewachsen, damals noch schlank, trug grauen Oberrock, braune blaustreifige Seidenweste, sein dunkles Haar hing ihm schlicht herunter, das heute noch die Farbe hält, während meine braunen krausen Locken sich schon gelblicht haben. Dieses lebenden Rannas freundliche Jurebe, handbietende Hülfe, seinen Anstand, heiteren Scherz, freie ungehebbene Persönlichkeit kann ich nie vergessen, wie stand er vor uns auf dem Rathedtr, wie hingen wir an seinen Worten. Meine erste eingeleitete schriftliche Arbeit hatte einen Fall der Collation bei der Interlinearfolge zu behandeln, wollen Sie wissen, wie die Worte lauteten, mit welchen Sie mich beurscheitlen? Ich kann sie immer noch auswendig: „„nicht nur vollkommen richtig entschieden, sondern auch sehr gut dargekelt“““. Es gütigst hat mich nachher kein anderer Recensent loben mögen. Wenn ich frischen Athem bei Ihnen geschöpft hätte, und mich, ich wüßte kaum wie, aus den Schranken gehoben fühlte, in denen meine ganze Art vorhin besangen war, schritt ich frohgemuth, über Stock und Stein springend, die Tufen hinab nach Haus in mein kleines Stübchen. Damals lag meine Seele offen vor Ihnen, ich hätte Ihnen Alles vertrauen können.“ (Kl. Schriften 1, 115 fg.)

Jacob Grimm rühmt aber auch in seiner Selbstbiographie den damals unter den marburger Studierenden waltenden Geist. „Es war im Ganzen ein frischer, unbefangener; Wachler's freimüthige Vorlesungen über Geschichte und Literaturgeschichte machte auf die Mehrzahl lebendigen Eindruck, und besonders erfreute ein Publi-

cum, das er im großen öffentlichen Hörsaal wöchentlich las, sich eines ungeheuren Beifalles.“

Im Sommer 1804 reiste Savigny nach Paris, um auf der dortigen Bibliothek Sammlungen zu seiner Geschichte des römischen Rechts im Mittelalter zu machen. Da traf im Januar 1805 für Jacob Grimm ein unerwartetes Anerbieten desselben durch Weis ein. Savigny schlug ihm vor, ungesäumt nach Paris zu kommen, um ihm dort bei seinen literarischen Arbeiten zu helfen. Wiewol er im letzten Halbjahre studirte und aus Oßern oder im Sommer abjagende gebracht, so war doch die Aussicht einer nähern Verbindung mit Savigny selbst und die Reise nach Frankreich reizend genug, daß er sich gleich entschied, und nichts Eilenbedürftiges zu thun hatte, als Briefe an Mutter und Tante abzulebden, die ihm ihre Einwilligung erbitten sollten. Und wenige Wochen darauf saß er schon im Postwagen und saß Anfangs Februar glücklich in Paris ein. Die Mutter hatte nur mit heimlicher Angst ihren Willen zu der Reise gegeben, einmal wegen des kalten Wetters, und sodann, weil das Land ihr ganz aus dem Bereich zu liegen schien. „Ich besand mich aber“, sagt Jacob Grimm, „vortrefflich aufgehoben, und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmste und lehrreichste Weise. Was ich von Savigny empfing, überwoog bei weitem die Dienste, die ich ihm leisten konnte. Durch eine öffentliche Anerkennung derselben in der Vorrede zum ersten Bande der Geschichte des römischen Rechts hat er mir viele Jahre nachher die größte Freude zubereitet. Auch ein ununterbrochen fortgesetzter Briefwechsel ist die Folge unserer näheren Bekanntschaft gewesen.“ Dieser pariser Aufenthalt wurde aber auch bei ihm, wie er selbst schon oben erwähnt, von größter Entscheidung für die Richtung, die sein Leben nehmen sollte. Im September 1806 wurde die Heimreise angetreten und Ende des Monats traf Jacob mit Wilhelm, der seit Oßern 1804 in Marburg ebenfalls Jurisprudenz studirte, und den er detselbst mitgenommen hatte, gesund und vergnügt bei seiner Mutter in Cassel ein, die unterdessen, bamt sie ihr Alter in ihrer Kinder Mitte ruhig verleben konnte, aus Etienau dorthin gezogen war.

„Um meine Anstellung“, sagt Jacob Grimm, „wurde sich nun noch denselben Winter demobren. Ich wünschte Professor oder Secretär bei der Regierung zu werden, aber Alles war versperrt, und mit genauer Noth erlangte ich endlich den Keckz beim Secretariat des Kriegscollegiums und 100 Rthlr. Gehalt (ungefähr Januar 1806). Die viele und geistlose Arbeit wollte mir wenig schmecken, wenn ich sie mit der verglic, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtet, und gegen die neudmößliche pariser Kleidung mußte ich in starrer Uniform mit Fuder und Zopfs stecken. Dennoch war ich zufrieden und suchte alle meine Ruhe dem Studium der Literatur und Dichtkunst des Mittelalters zuwenden, wozu die Regierung auch in Paris durch Benutzung und Ansicht einiger Handschriften, sowie durch den Ankauf seltener Bücher angestacht worden war. Auf diese Weise verlebte ich nicht völlig ein Jahr, als ungeahnte Stürme über unser

Waderland hereinbrachten, die auch mich betrafen und aus dem kaum betretenen Wirkungsfreie stießen sollten."

Als Napoleon durch die Schlacht bei Jena und Auerstädt das Königreich Preußen 1806 niedergeworfen hatte, traf alsbald auch Kurhessen die Noth. Der Kurfürst wurde vertrieben und aus seinem Lande nebst andern benachbarten für Napoleons Bruder Jerome das Königreich Westfalen gebildet. „Gleich nach der feindlichen Occupation", erzählt nun Jacob Grimm weiter, „verwandelte sich das Kriegscollegium, wobei ich den Dienst zu versehen hatte, in eine fürs ganze Land errichtete Truppenverpflegungscommission. Mit der französischen Sprache konnte ich mir besser als die Uebrigen helfen, und ein großer Theil der lästigen Geschäfte fiel auf meine Schultern, so daß ich ein halbes Jahr weder Tag noch Nacht Ruhe hatte. Müde, mich mit den französischen Commissären und Verwaltungsbeamten, die Hessen damals überschwemmten, länger zu befassen und fest entschlossen, bei der neubevorstehenden Organisation um keinen Preis in diesem Fache angestellt zu bleiben, nahm ich, sobald es anging, meine Entlassung, fand mich nun aber eine Zeitlang wieder außer Diensten und unschlüssig als je vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geschwister beizutreten. Ich glaubte mich am einen Polken bei der öffentlichen Bibliothek in Cassel bewerben zu können, da ich mich theils in das Lesen von Handschriften eingeübt, theils durch Privatstudien mit der Geschichte der Literatur vertrauter gemacht hatte, auch wohl fühlte, daß ich in diesem Fache größere Fortschritte thun würde, während mir die Erlernung des französischen Rechts, in das sich unsere Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ganz verhasst war. Allein die gewünschte Stelle wurde einem andern zu Theil, und nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit stets gekünstelten Musiken begonnen war, hatte ich bald den tiefsten Schmerz zu empfinden, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27. Mai 1808 starb, erst 52 Jahre alt, die beste Mutter, an der wir alle mit warmer Liebe hingen, und nicht einmal mit dem Trost, eines ihrer sechs Kinder, die traurig ihr Sterbeshett umstanden, verlorst zu wissen. Hätte sie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde sie sich meiner verdorrten Tage erfreut haben!"

„Ich war durch Johannes von Müller Empfehlung dem damaligen Cabinetssecretär des Königs Goulin de Marinville bekannt und als tüchtig zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelmshöhe aufgestellt war, vorgeschlagen worden. Es mußte an andern tüchtigen Mitarbeitern gefehlt haben, sonst wäre mir schwerlich eine solche Stelle, wie es den 5. Juli 1808 wirklich geschah, zu Theil geworden. Meine Fähigkeit dazu war von Niemand geprüft. Die ganze Instruction bestand in den Worten: vous ferez mettre en grande carac- tères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi. Ich hatte nun alsbald 2000 Franken Gehalt, der sich nach einigen Monaten, vermuthlich weil man mit mir zufrieden war, auf 3000 erhöhte. Nachdem wieder einige Monate verfloßen waren, künzte mich eines

Morgens der König selbst an, daß er mich zum Auditor au Conseil d'Etat ernannt habe, doch sollte ich die Bibliotheksstelle daneben und hauptsächlich bescheiden (17. Febr. 1809). Das Amt eines Auditors beim Staatsrathe galt damals für ein besonderes Glück und führte leicht zu höhern Stufen. Da es überdem meine Besoldung um 1000 Frank mehrte, so genoß ich nun einen Gehalt von über 1000 Rthlr., der ich ein Jahr zuvor seinen Pfennig bezogen hatte, und alle Nahrungsforgen verschwanden.

„Dabei war mein Amt als Bibliothekar keineswegs lästig, ich hatte mich bloß einige Stunden in der Bibliothek oder im Cabinet aufzuhalten, konnte auch während diesen nach Besorgung des neu Einzutragenden ruhig für mich lesen oder exercipiren. Bücher oder Nachsuchungen in Büchern wurden vom König nur selten verlangt, an Andere wurde aber gar nichts ausgeliehen. Die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte sie fast unbesümmert auf das Studium der altdeutschen Poesie und Sprache. Denn der Staatsrath machte mir, außer daß ich in geistlicher Beachtungsform den Sitzungen beizuwohnen mußte, wenig zu schaffen, und da ich merkte ich, daß, wenigstens wenn der König nicht persönlich den Vorsitz führte, ich auch in den Sitzungen nicht immer zu erscheinen nöthig hatte. Von allen Gesellschaften wußte ich mich auszuscheiden und lebte, wenn man hinzurechnet, daß der König oft Monate lang abwesend war, dann das angenehmste Leben. Von dem König kann ich nicht übel reden; er benahm sich gegen mich immer freundlich und anständig, er schien, besonders in den letzten Jahren, zu mir, als dem einzigen Deutschen im Cabinet, weniger Zutrauen zu haben, als zu den übrigen Angestellten, die sämmtlich Franzosen waren; und ich finde das natürlich." Diese Wahrnehmung war nicht unbegründet. Es war sogar Gefahr vorhanden, daß er von seiner Stelle entfernt würde; allein der Cabinetssecretär Brugulere (nachmals Baron von Sorsum), der bald jenem Goulin de Marinville nachfolgte, und ein gebildeter Mann und selbst Schriftsteller war und sich gegen Jacob Grimm besonders freundlich bewies, wußte ihn zu halten.

Widriges kam aber doch auch dazwischen. Eines Morgens traf der Befehl ein, den Saal in dem Wilhelmshöher Schloße, in dem sich die Bibliothek befand, in anderthalb Tagen zu räumen und sämmtliche Bücher in einem großen daneben dunkeln Bodenraum unterzubringen. Bald darauf wurden jedoch einige tausend Bände, die man für die nächstliefen hielt, ausgeführt, um im eaiserl Schloß zu den andern, die sich schon früher dort befanden, aufgestellt zu werden. Dort fand ihnen aber eine neue noch größere Gefahr bevor, die zugleich für Jacob Grimm nicht die angenehmsten Tage brachte. Im November 1811 gerieth um Witternacht das Schloß in Brand. Das Bibliothekszimmer stand in größter Gefahr. Doch wurden die Bücher gerettet und nur wenige gingen verloren; und nachdem neue Schränke gemacht und ein neuer Ort für sie ausgewählt war, mußte Jacob Grimm die ganze, bis dahin auf einem Haufen liegende Bibliothek aufs Neue ordnen.

Im J. 1813, als der Krieg dem Königreiche Preußen näher rückte, wurde Befehl ertheilt, die kostbarsten Bücher zu Cassel und Wilhelmshöhe einzupacken, um sie nach Frankreich zu versenden. Jacob Grimm fuhr mit Druggiere nach Wilhelmshöhe, und es gelang ihm, wenigstens die Sammlung von Handschriften, die sich auf die bessiße Kriegsgegeschichte bezogen und vom dreißigjährigen Kriege an begannen, zu retten, da er sie als unwichtig darstellte.

Als dann die Schlacht bei Leipzig geschlagen, kehrte am 21. Nov. 1813 der alte Kurfürst aus seinem Exil zurück. „Dies war“, schreibt Jacob Grimm, „ein unbeschreiblicher Jubel und für mich war die Freude nicht kleiner, auch die geliebte Tante, die ich nur einmal in Gotha besucht hatte, im Gefolge der Kurfürstin wieder eingleben zu sehen. Wir liefen an den offenen Wagen durch die Straßen hin, die mit Blumengebinden behangen waren. In jenen Monaten war Alles in aufgeregter Bewegung.“ Es verstand sich von selbst, daß der restaurierte Kurfürst seinen Hofbibliothekar Jacob Grimm kannte, aber da er bei denselben noch gut angekommen stand, so wurde er bei der allgemeinen Rüdwandlung der Dinge auf den Standpunkt von 1806 zum Kriegssecretariats-Rathisten (am 23. Dec. 1813 zum Legationssecretär befördert und dazu bestimmt, den bessißen Grafen, Grafen Keller, zu begleiten, der ins große Hauptquartier der verbündeten Heere abgeschickt werden sollte. Vor seiner Abreise entschied er sich aber mit seinem Bruder Wilhelm zu einer patriotischen That.

Die künftigen eine neue Ausgabe des mittelhochdeutschen Gedichtes: „Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue“ an und eröffneten darnach zum Besten der bessißen Freiwilligen Prämumeration. Die Ankündigung geschah mit den Worten: „In der glücklichen Zeit, wo Jeder dem Vaterlande Opfer bringt, wollen wir das alte deutsche, schlichte, tiefsinnige und herrliche Buch vom armen Heinrich, worin dargestellt ist: wie die kindliche Treue und Liebe Blut und Leben ihrem Herrn hingibt, und dafür herrlich von Gott belohnt wird, herausgeben.“

Im Neujahr 1814 reiste er ab. Die Reise ging in weitem Umwege durch die Schweiz. In Basel schrieb er am 25. Jan. 1814, seiner früheren Gewohnheit gemäß, die Erinnerungen seines Lebens niederzuschreiben, folgen des Gedankenblatt: „Ich bin heute besonders leidenschaftlich und sehr klar, daß ich nicht wohlgehen mitzugeben. Dies Leben paßt mir auch gar nicht. Aus meinen Arbeiten ganz verdrängt, ohne freundlichen Zuspruch, ja Anspruch; Zeitersplitterung, die ich nicht abwenden kann; alberne Verirrungen, beständiges Aus- und Einpacken, das immer unordenlicher geschehen wird, je mehr ich's thun muß; allerdings Unbequemlichkeit sonst; seitdem ich weg bin sein Wort von Hand, Gedächtnis und keine Aussicht zu sparen; und seine bestimmte, wann dies Alles aufhören wird. Nicht recht gesund, und Meinung, daß ich nicht lange lebe und in der übrigen Zeit etwas Besseres thun könnte. Trotz. Schon daß ich dies geschrieben habe, beruhigt mich. (Sonst habe ich der gleichen nie gemocht.) Freude, daß das deutsche Wesen

gut geht, wobei ich wenig in Aufschlag kommen darf. Hoffnung, daß es bald endigt und dann will ich mir mit Gottes Hilfe auch wieder in einen andern Stand begeben. Dies diplomatische Fach muß auch bei einem ruhigen Ort und in Friedenszeit zu viel langweilige Besanftigungen herbeiführen und ich bin sonst nicht dazu gemacht, höchstens in der jetzigen Zeit könnte ich etwas nützen, wenn ich vielleicht mit einfachen Reuten, wie Stein sein soll, bekannt werde. . . Von der fortgesetzten Reise erwartete ich wenig literarische Beute.“ (Mitgetheilt von Hermann Grimm, M. Schriften I, 21 sq.) Und doch hatte er unterwegs nicht veräußert, alle Bibliotheken zu besuchen. In Trojes angekommen, mußte er nach Dijon zurückflüchten, und hier begann er seine Erinnerungen systematisch aufzuschreiben und verzeichnet Alles, was ihm von seinen Kinderjahren im Gedächtnisse geblieben. (Von J. Grimm, ebenda I, 22.) Als daselbst die Nachricht von der Einnahme von Paris eintraf, brach er dahin auf und gelangte im April 1814 daselbst an. Hier benutzte er jeden freien Augenblick, um in den Handschriften zu arbeiten. Mittlerweise war auch sein nachheriger College, der Bibliothekar Böll von Cassel, dort eingetroffen, und die aus Hessen weggeschleppten Antiken und Gemälde zurückzuführen; Jacob Grimm half ihm, die entzifferten Bücher wiederzuerlangen, und derselbe haussierte, der sie in Wilhelmshöhe hatte einpacken helfen, mußte sie in Paris für den Kurfürsten wieder ausliefern.

„Im Sommer“, so erzählt nun Jacob Grimm weiter, „trat ich die Rückreise nach Cassel an und rühtete mich bald von Reuem zu der Fahrt nach dem Wiener Congress. In Wien brachte ich von October 1814 bis Juni 1815 zu, eine Zeit, die auch für meine Privatarbeiten nicht nutzlos verstrich, und mir die Bekanntschaft mehrerer gelehrten Männer verschaffte. Von besonderem Vortheil für meine Studien war, daß ich mich damals auch mit der slavischen Sprache anfangen bekannt zu machen. Hier empfing ich auch die Trauerbotschaft von dem Tode der lieben Tante Zimmer, der einzigen älteren Verwandten, die uns übrig geblieben, und der ich so viel zu verdanken hatte.“

„Aum war ich zu den Geschwistern nach Cassel heimgekehrt, als man mich, und diesmal eine Requisition der preussischen Behörde, in das zum zweiten Mal eroberte Paris rief, ich sollte die aus einigen Gegenden Preußens geraubten Handschriften ermitteln und zurückverlangen, nebenbei auch einige Geschenke des Kurfürsten besorgen, der in dem Augenblicke seinen Bevollmächtigten dort hatte. Zwar jener Auftrag brachte mich in ein unangenehmes Verhältnis zu den pariser Bibliothekaren, die mich früher sehr günstig behandelt hatten. Jetzt aber wurde einmüthig Langeweile, den ich besonders drängte, so litt, daß er mir nicht mehr gestatten wollte, auf der Bibliothek zu arbeiten, was ich in Lebensstunden immer zu thun fortfuhr: nons ne devons plus souffrir ce Mr. Grimm, qui vient tous les jours travailler ici et qui nous enlève pourtant nos manuscrits, sagte er öffentlich. Ich machte die Handschrift, die ich eben auszog, zu, gab sie

juchä, und ging nicht mehr hin, um zu arbeiten, sondern nur, um zu besichtigen, was mit aufgetragen worden war.“ In Paris, wo er diesmal ordentlicher einquartiert war und ein tägliches Kostgeld von der Stadt bezog, erregte er sich besonders des näheren Umgangs mit dem preussischen Geh. Kammergerichtsrath Eichhorn. Erst im December gingen seine Geschäfte glücklich zu Ende, worauf er nach Cassel zurückkehrte. Dort empfing er später (31. Aug. 1816) ein Schreiben des Fürsten von Hardenberg, das ihm Zutriebeneit mit seiner Verriehung bezeugte. (Ueber diesen Auftrag redet er 1845 noch einmal ausführlich in der Berliner Akademie der Wissenschaften.)

Der Kurfürst trug ihm nun eine Anstellung als Geandachtsekreter bei dem neu errichteten Bundeslage zu Frankfurt an, allein er lehnte entschieden ab; aus welchem Grunde, ersehen wir aus seinem oben angeführten in Basel niedergeschriebenen Erinnerungsblatt: er fühlte, daß er zu einem Diplomaten nicht geeignet war und daß die Wissenschaft der wahre Beruf seines Lebens sei; seine diplomatischen Geschäfte hatte er gewissenhaft verrichtet, aber ohne innere Theilnahme daran. Da starb der erste Bibliothekar Stricker an der Bibliothek des kurfürstlichen Museums zu Cassel. Böfel, zweiter Bibliothekar, rückte in dessen Stelle ein und Jacob Grimm erlangte nun die des letzten. Er wurde also zweiter Bibliothekar (16. April 1816) und befehlt den bisherigen Gehalt von 600 Rthlrn. Damit war sein schon längst ausgeprägter Wunsch endlich erfüllt, und diese Stelle war ihm um so lieber, als sein Bruder Wilhelm schon seit dem 15. Febr. 1814 daselbst als Secretär angestellt war. „Bon jetzt an“, sagt Jacob Grimm, „beginnt die thätigste, arbeitsamste und vielleicht auch die fruchtbarste Zeit meines Lebens.“ ... „Die Bibliothek ist jeden Tag drei Stunden geöffnet, alle übrige Zeit konnte ich nach Lust studiren, und wurde nur durch kleine Nebenämter, wie das mit größtentheils aufgebürdete censurische, aber nicht bedeutend gehört. Mit meinem Collegen Böfel lebte ich auf freundschaftlichem Fuß, nichts böses geschieht, als eine mäßige und gerechte Gehaltszulage für mich und meinen Bruder, und es würden uns in dieser Hinsicht wenig Wünsche übrig geblieben sein.“ Allein so gering auch sein Gehalt war und so wenig Aussicht auch vorhanden war, daß er sich je über das Mittelmäßige erheben würde, so lehnte er dennoch einen im J. 1816 durch Eichhorn indirect an ihn ergangenen Ruf als Professor an die neuerrichtete Universität Bonn mit einem weit reichern Gehalte ab, und schreibt deshalb an Savigny (M. Schriften 1, 182): „ich gestehe, daß mich dieser ganze Punkt wenig bestimmen konnte, ein Geld ist mir bei dem eingeschränkten Verdiensten eigentlich wenig gelegen und ich sehe voraus und vertraue, daß ich doch mein Lebenlang ehrlich ausreichen werde.“

Nach dem Tode des Kurfürsten Wilhelm I. (1821) traten in Betreff der Bibliothek Anordnungen ein, welche den Bibliothekaren ihr Amt sehr beschwerte und verwickelte. Einmal, daß sie über die Fehde der Bibliothek nicht

mehr frei verfügen konnten, und sodann, daß ihnen die Auflage wurde, den aus 79 oder 80 Jollanten bestehenden Katalog abzuschreiben, auf welche wüthende Arbeit sie anderthalb Jahre die ersten Stunden verwenden mußten. „Man arbeitet noch Alles gern“, sagt Jacob Grimm, „was irgend einen Nutzen hat, aber dies Geschäft, gestehe ich, ist mir das sanftere in meinem Leben geworden, und hat mich Stunden und Tage lang verstimmt.“ „Und doch“, schreibt er am 6. März 1826 an Hoffmann von Fallersleben (Weißfer's Germania 11, 499 fg.), indem er, um diesen zu ermuntern, seine Verhältnisse mit denen jenes zusammenhält, „lebe ich getrost und vernügt. Mein Stübchen ist wohl noch enger als Jbres, der Stühle habe ich nur drei (zwei überflüssig), flörender Arbeit das liegt auf mir.“ Und in der Nachschrift fügt er hinzu: „Es scheint heute eine milde Frühlingssonne und Gott ist so gut, seien Sie auch von diesem Frühling an heiter und zufrieden, man kann sich daran gewöhnen, und dies ist eine der schönsten Gemüthsheilen.“

Im J. 1825 hatte sich Wilhelm Grimm mit Henriette Dorothea Wild verheirathet, und damit begann für beide Brüder, die von Jugend an „in brüderlicher Gütergemeinschaft gelebt, denen Geld, Bücher und angelegte Collectionen zusammen gehörten und die viele ihrer Arbeiten genau verbunden“, ein stiller, schönes und glückliches Familienleben. Jacob hatte 600 Thaler Besoldung, (Wilhelm 300; die wahren sie zusammen und lebten davon (so schreibt Jac. Grimm an Hoffmann von Fallersleben am 6. März 1826 a. a. D. 500). Sie hatten ihre Wohnung in einem der schönsten Theile der Stadt (Bello rue) mit wahrhaft prächtiger Aussicht, ihre Arbeitszimmer stießen an einander, die gemeinsamen Mahlzeiten versammelten sie mit dem jüngsten Bruder Ludwig, der bereits als Maler geschäftig wurde, in dem Familienzimmer, und Wilhelm wußte die Unterhaltung durch Scherz zu beleben und zu würzen. Während diesem die Abendstunden in froher Gesellschafft vergingen, wo ihn Jedermann gern sah und seiner ausmüthigen Erzählungsgabe lauschte, brachte Jacob manchen Abend bis in die späte Nacht in seltener Einsamkeit über den Büchern zu; auch Musik zu hören, machte Wilhelm große, Jacob nur eingeschränkte Lust (Rede auf Wilhelm Grimm, M. Schriften 1, 172). Bei der unendlichen Freude, die Jacob Grimm an der Natur hatte, gewöhnten ihm ein Spaziergang und ein stilles Aufschauern zu den Sternen volle Erholung. Klagte er doch in einem Briefe an Schumann aus dem casseler Jahren, daß ihm bei einem Umzug durch die veränderte Lage seines Zimmers nun der Blick auf das herrliche Siebengstirn genommen sei (M. Schriften 1, 180).

So waren schon manche Jahre stillen Glückes dahin gegangen, als im Januar 1829 der erste Bibliothekar Böfel starb, dem Jacob Grimm einen trefflichen Nachfolger widmete (Casseler Allgemeine Zeitung. 1825. Nr. 36. S. 176—177). „Wir bildeten uns ein“, sagt er dann weiter, „gerechten Anspruch auf Beförderung zu haben, ich war 23 Jahre im Dienst, ich hatte seit 1816

niemals um Zulage angehalten und niemals eine ersucht; auch wollte ich der Bibliothekarsstelle keine Unehre gemacht zu haben." Jacob Grimm meldete sich um die erste Bibliothekarsstelle, und Wilhelm Grimm hoffte in dessen Stelle als zweiter Bibliothekar einzutreten. Aber es schlug anders aus. Der hessische Historiograph und Staatsarchivdirector Christoph von Rommel wurde zum Director des Museums (in das unterdessen auch das Archiv untergebracht war) und der Bibliothek ernannt, und Jacob und Wilhelm Grimm erhielten jeder 100 Rthlr. Zulage. „Hiermit war und bleiben“, sagt Jacob Grimm, „weitere Aussicht auf künftige Verbesserung abgeschnitten. Die Sache hätte auch, wenn Rommel's Ansprüche berücksichtigt werden sollten, auf mehr denn eine Art anders eingerichtet werden können. Zum Beispiel er hätte die Direction des Museums erhalten mögen, wenn ich den Posten eines Archivarius, mit angemessenem Gehalt bekommen hätte, und mein Bruder zum Bibliothekar ernannt worden wäre. Einem Archiv vorzustehen und ein so reiches und wenig deceptes, wie das hessische, nach Lust bearbeiten zu können, hätte meiner innern Reizung noch mehr zugefügt, als die Bibliothekarsstelle. Der alte, simple Archivarintitel hätte mir auf Bekleidung genügt, und seiner Direction so wenig wie früherhin bedurft. Indessen bin ich nie von Jemand gefragt worden und hätte mich wol Vorschläge verlaunt zu lassen. Ich hatte mich ganz einfach um die erste Bibliothekarsstelle gemeldet, als um das Gerechteste und was sich beinahe von selbst verstand. Die getroffene neue, alle beschriebenen Wünsche vernichtende Einrichtung mußte mich tief kränken. Ich hatte einen im Jahre 1816 durch Eichhorn indirect mir geschienenen Antrag einer Professur zu Bonn geradezu abgelehnt und keine Art Vortheil daraus zu ziehen gesucht, weil ich in Hessen zu leben und zu sterben dachte. Damals aber wäre es mir gewiß leichter und vortheilhafter gewesen, mich der akademischen Laufbahn zu widmen, als später. Unter der Hand geschah und nun im Sommer 1829 der Antrag, einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen zu folgen. Alle zu Rath gezogenen Freunde ermahnten dann nach Kräften. Die geliebte und genohnte Heimath aufzugeben schien uns hart und schmerzhaft wie vorher, aus dem Geleise genau bekannter Beschäftigungen und einer uns Frucht bringenden Ruhe herauszutreten, fast unerträglich. Allein auch in dem Verhältnis zu einem neuen Vorgesetzten, der, wo er eingreifen oder schonen sollte, selbst noch nicht zu wissen schien, lag etwas Peinliches und Unheimliches. In dieser Stimmung folgten wir dem Gesüh der Ehre, und entschieden uns für die unbedingte Annahme des Gerathenen.“ Unter dem 20. Oct. erfolgte zu Hannover die förmliche königliche Vorladung, die Jacob Grimm zum ordentlichen Professor und Bibliothekar, Wilhelm Grimm zum Unterbibliothekar und außerordentlichen Professor ernannte, mit angemessenen Besoldungen, die ihren steten Nahrungsbedürfnissen im hessischen Dienste Einde machten. Schon unter dem 30. Oct. wurde ihre Entlassung aus diesem Dienste ausgefertigt, „weil man bei der damaligen Lage der Dinge in Cassel von der Bedeutung der

Brüder Grimm auch nicht das leiseste Verständniß hatte, ja nicht einmal geneigt war, sich dasselbe zu verschaffen“ (Wilmar a. a. O.).

Nach Neujahr 1830 siedelten die Brüder nach Göttingen über. Von allen Kollegen wurden dieselben freundlich aufgenommen, und namentlich gab sich Bende, mit dem sie schon befreundet waren und der nun als Bibliothekar und als Professor der altdeutschen Sprache und Literatur ihr College war, große Mühe, ihnen den Anfang zu erleichtern. Was sie besonders vernahmen, das war die freie Arbeitszeit. Wegen die drei Arbeitsstunden auf der casseler Bibliothek, von denen die meisten obendrein ihnen selbst gehörten, trat in Göttingen das Doppelte ein und ohne freie Zeit mit meist geklöpfter, beschwerlicher Arbeit: Katalogschreiben, Aufsichtsführen, Ausleihegeschäfte u. dgl. m.; auch war die göttinger Vergütung mit der casseler nicht zu vergleichen. Unter diesen Einbrüden schreibt Jacob Grimm im Februar 1830 an R. Bachmann: „Die hiesige Lebensart will noch nicht recht schmecken, obwohl sie auch erst fünf Wochen lang verstrichen ist, in Cassel war noch Kurzfürsten abgesehen Alles für unsere Natur und Arbeiten günstiger“ (Scherer a. a. O. XVI, 100). Ganz ungewohnt war Jacob Grimm die Professur. Er las im ersten Semester über deutsche Rechtsalterthümer. Er war 45 Jahre alt, als er nach Göttingen kam, und da lernt sich der Vortrag so leicht nicht mehr, und die ihm von der Bibliothek übriggebliebene Zeit verschlang die Vorbereitung auf die Vorlesungen, so daß er äußerte: es sei ein dummer Strich gezogen, von Cassel wegzugehen. Doch scheute er keine Anstrengungen. Er überwand sich sogar, in der üblichen lateinischen Sprache sein Antrittsprogramm (*Hymnorum veteris ecclesiae XXVI interpretatio Theodisca nunc primum edita*) erscheinen zu lassen, und in derselben Sprache den 13. Nov. 1830 seine öffentliche Antrittsrede (*De desiderio patriae*) zu halten (Göttinger gelehrte Anzeigen 1830. St. 201. S. 2001—2006; *Al. Schriften* 5, 480 sq.); den Bibliotheksgeschäften gewann er bald ihre Vortheile ab, und sein Vortrag wurde ein wahrhaft festlicher, indem er ganz frei und aus dem Gedächtniß sprechend, ohne irgend ein anderes Hilfsmittel als ein Blättchen Papier, worauf er die Bezeichnungen angetrichen hatte, seine neuen durchsieben Forschungen vortrug. Später erstreckten sich dieselben auch auf deutsche Grammatik, *Latinitas Germanica*, und auf besonders Wunsch des Herzogs von Cambridge bis zur Berufung von Gervinus auch auf deutsche Literaturgeschichte.

Kaum hatte er aber zu Göttingen Fuß gefaßt, so schien ihn das Schicksal an seiner empfindlichsten Seite fassen zu wollen. Wilhelm verfiel während des Winters 1831 in eine schwere Krankheit. Schon fürchtete Jacob, daß dessen keue Augen sich für immer schließen würden. Er saß an dessen Tisch und auf dessen Stuhl und sein Bild fiel auf den laubenden Aushang, den Wilhelm aus den beiden ersten Bänden der Grammatik gemacht hatte. Mit unbeschreiblicher Wehmuth betrachtete er diesen Aushang, und es ward ihm dabei zu Muth, als wenn er nur für ihn geschrieben hätte und das Werk, wenn er

ihm genommen würde, nicht fertig schreiben möchte. Gottes Gnade aber wartete, und nach Wochen langer Sorgen trat Besserung und allmählig Erholung ein (f. Widmung des 3. Bandes der Grammatik und Brief an R. Rachmann, *Al. Schriften* 1, 179 fg.). Auch gestaltete sich nach und nach Vieles freundlicher, als er gedacht hatte. Nahe freundschaftliche Bande wurden geknüpft, namentlich mit Dahlmann, Otfried Müller und Lütke, wozu später noch Gervinus trat. Die Bibliotheksgeschäfte wurden dann Jacob Grimm ganz erlassen und ihm der Charakter „Hofrath“ ertheilt. Und Wilhelm Grimm wurde zum ordentlichen Professor ernannt. Die Gemeinschaft mit trefflichen, gleichstrebenden Menschen brachte reichen Gewinn, und auch die Wechselwirkung, welche die Vorlesungen mit sich führten, zeigte sich eher als eine Föderung als eine Hemmung der vielseitigsten Forschungen, deren Früchte eine Reihe neuer wunderbarer Werke waren. Wie bald ihm das akademische Leben und Wirken lieb und theuer geworden, das erkennen wir daraus, daß, als er im J. 1833 den Vollerlaß ganz ohne Noth die Rechte der akademischen Lehrer schmälern und verschiedentlich die der Studirenden antasten sah, er bei der Angelegenheit zweier Schriften (*Bord, L'enseignement en France*, und Savigny, *Wesen und Werth der deutschen Universitäten*) in den Götting. gelehrten Anzeigen 1833. St. 12 und 34 für das alte Recht und die alte Freiheit der deutschen Universitäten als die Würdigung ihres Oedeisens und ihrer Blüthe mit kräftigen Worten eintrat.

So waren beinahe acht Jahre für die Brüder dahingegangen, strebend, ihren Anforderungen zu genügen, wenn auch nicht ohne Sehnsucht nach dem vorausgegangenen Stillleben und der lieben Heimath, welche Sehnsucht Jacob Grimm gegen Rachmann in den Worten Luft machte: „es sieht mich hier fremd an aus allen Gassen und ich möchte manchmal auf und davon“. Aber da trat plötzlich ein Ereigniß ein, das die Brüder auf das Schmerzlichste aus diesen neuen Gewohnheiten des Das-Seins und Wirkens, aus den angelegten und begonnenen Arbeiten riß, ja was sie am Innigsten verlorste, auch eine Zeit lang sogar persönlich von einander trennte.

„Was ist es denn für ein Ereigniß“, so hören wir ihn selbst in seiner trefflichen Schrift: „Meine Entlassung“ (*Al. Schriften* 1, 28 fg.) sagen, „das an die abgelegene Kammer meiner einsamen und harmlosen Beschäftigungen schlägt, einbringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingegeben, daß eine zurückgezogene, unbedingende Existenz beirückdichtigt, beleidigt und verletzt werden konnte? Der Grund ist, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zutun, mit auferlegter Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat, das zu thun, was ich ohne Meinest nicht thun konnte, nicht zauberte, der Stimme meines Gewissens zu folgen. Mich hat das, was weder mein Herz noch die Gewalten meiner Seele erfüllte, plötzlich mit unabwendbarer Nothwendigkeit ergriffen und fortgezogen. Wie ein ruhig wandelnder

Mann in eine Handzmenge geräth, aus dem ein Ruf erschallt, dem er auf der Stelle gehorchen muß, sehe ich mich in eine öffentliche Angelegenheit verflochten, der ich keinen Fuß breit weichen darf, nicht erst lange umhülden, was Hunderttausende thun oder nicht thun“, die gleich mit zu ihrer Aufrechterhaltung verbunden sind.

Der König von England und Hannover, Wilhelm IV., war gestorben und Hannover unter Ernst August, Herzog von Cumberland, zum selbständigen Königreich erhoben worden. Dieser dem Repräsentativsysteme abgeneigte Fürst begann seine Regierung mit einer Verwaltsänderung, welche dumpfe Bestürzung im Lande verbreitete: er verlegte sofort die Ständeverammlung; bestigerte und unhaltbare brachte aber die andere hervor: er hob durch das Patent vom 1. Nov. 1837 das hanoverische Staatsgrundgesetz vom 26. Sept. 1833 auf. Wie ein Blitz schlug diese Gewaltthat in die Herzen aller Patrioten ein, aber nirgend im Lande jündete dieselbe mehr als bei sieben Ehrenmännern der Georgina Augusta, die kurz zuvor in glänzender Weise ihr hundertjähriges Dasein gefeiert hatte, und von der gilt, was Jacob Grimm (a. a. D. 36) von den Universitäten überhaupt sagt: „daß sie höchst reichbar und empfindlich seien für Alles, was im Lande Entes oder Vöses geschieht“. Jacob Grimm hatte keinen Gesallen an politischen Dingen und hielt sich davon fern: „Wie gerne hätte ich in stiller Abgeschiedenheit, zu frieden mit der Ehre, die mir die Wissenschaft gibt, mein Leben im Dienste eines von der Liebe und Ehrfurcht seines Volkes umgebenen Herrn zugebracht“ (ebenda S. 31) — aber diese Gewaltthat traf sein Gewissen, sowie das seines Bruders und der Amtsgenossen Gervinus, Dahlmann, Albrecht, Enwald und W. Weber so mächtig, daß diese sieben Männer sich keinen Augenblick besannen, eine große, aber ehrenbittige Eingabe an das Curatorium der Universität zu richten, worin sie erklärten, daß sie sich durch ihren auf das Staatsgrundgesetz gestützten Eid fortwährend verpflichtet halten müßten (Zur Verständigung von Dahlmann S. 35). Ernst August, entschlossen, jeden Widerstand gegen seinen Willen niederzuschlagen, entsagte sofort jene Männer, welche die Hauptstiele der Universität waren, ohne Urtheil und Recht ihrer Stellen, und drei von ihnen: Dahlmann, Gervinus und Jacob Grimm, weil sie ihre Eingabe auch Anders mitgetheilt hatten, wurde unter Androhung gefänglicher Einziehung geboten, binnen drei Tagen die Universität und das Königreich zu verlassen. Und so mußte sich denn Jacob Grimm den 16. Dec. von seinem Bruder, der noch ein Jahr zurückblieb, lobeflehen und das Land räumen, in das man ihn berufen, wo er acht Jahre in treuem ehrenvollen Dienste zugebracht hatte, und sich nun als Flüchtling der alten Heimath wieder zuwenden, wo er bei seinem Bruder Ludwig, Professor an der Akademie der bildenden Künste zu Cassel, welcher das Haus jetzt als Eigenthum besaß, das sie ehemals zur Wiehe bewohnt hatten, ein freundliches Asyl fand. Als er die Grenze überschritten hatte, sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel: „Gib dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling.“ „Und wo ward ich so gnannt? In meinem Geburtslande, das an dem

Abend desselben Tages ungern mich wieder aufnahm, meine Gefährten sogar von sich stieß“ (S. 25). In jener kleinen Schrift: „Ueber meine Entlassung“, welche er vom 12.—16. Jan. 1838 geschrieben, hat er, wie er selbst sagt, unverderrt erzählt, was sich ereignete und er empfand, und in der er und als ein echt deutscher Mann im vollen und höchsten Sinne des Wortes entgegentritt, und in der er in kräftigster Weise die widerwärtigen Stimmen, die sich wider ihn erhoben, verstummen macht, und den brutalen Absolutismus jener Zeit tief erschütterte. „Die Welt“, sagt er u. a. S. 26, „ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden, und zurückweichen.“ ... „Nie, von früh auf bis jetzt, ist mir oder meinem Bruder von irgend einer Regierung Unterstützung oder Auszeichnung zu Theil geworden: einigemal jener war ich dieser nie bedürftig. Diese Unabhängigkeit hat meine Seele gestärkt, sie widersteht Annäherungen, welche die Reinheit meines Bewußtseins bedrohen wollten.“ „Ich sehe das laute Lächeln derer, die sich die Ringen nennen“; — „habe ich doch selbst sagen hören, ein Ewig in politischen Dingen bedeute nicht viel, oder auch, der aufgelegte Eid bringe nicht, man erfülle ihn, so viel man Lust habe. Gut, denkt der Eine, daß sich Veranlassung findet, eine liberale Verfassung umzuwerfen, wenn es gelingt, so heißt der Jwed die Mittel; wir haben ein höheres Recht, das die Rechte des Nachworts nicht zu achten braucht. Was kümmert mich die Politik, räumt der Andere, wenn sie mich in meiner Begünstigung oder in meinen gelehrten Arbeiten stört. Aber so sehr ist die Religiosität nicht verschwunden, daß nicht Viele, die etwas Höheres als weltliche Klugheit kennen, die volle Schwere des Grundes mit mir im tiefsten Herzen empfinden. Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewissen haben“ (S. 36). „Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter, aber was ist sie gegen die Grundtöne des Daseins werth, ich meine gegen die ungeheugte Ehrfurcht vor göttlichen Geboten“ (S. 39 fg.). Er schließt mit den Worten: „So lange ich aber den Athem ziehe, will ich froh sein gethan zu haben, was ich that, und das süße ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verliert, sondern gewinnt werde.“

Im September 1838 kehrte auch Wilhelm Grimm mit seiner Familie nach Cassel zurück. Ungestört des vielen Ansehens, was ihnen der göttlicher Aufenthalt bot, war es ihnen, wie Hermann Grimm in den Zusätzen zu Jacob's Rede auf Wilhelm Grimm (Kleinere Schriften 1, 180 fg.) bestätigt, „schwer geworden, sich dort einzugewöhnen, die Briefe an Bachmann sprechen dies oft aus, und so kam es, daß, nachdem sie von Göttingen fortgetrieben und an die alte Stätte zurückgeführt waren, das völlig ungehörte, ganz den Arbeiten gewidmete Leben, bei all dem Traurigen, wodurch es beherbegeführt war und das es mit sich brachte, im Grunde wohlthat. Was am schmerzlichsten dabei hervortrat,

war, daß sie von nun an bei ihren alten casselet Freunden zwischen denen, die auf ihre Seite traten und andern, die sich verriet, oder offen von ihnen lösteten, eine Scheidung eintreten lassen mußten. Manche verloren sie in dieser Zeit, andere dagegen traten frisch ein, und es dauerte von da an die Verhältnisse, an denen zumeist bis in die letzten Tage festgehalten ward; die enge Verbindung mit Bachmann und Gerlach, obgleich längst bestehend, nahm jetzt erst die Form an, die von da an unverrückbar bestehen blieb.“

Alle Hoffnungen nach der Vertreibung von Göttingen außerhalb Hannover wieder eine Anstellung zu erhalten, erwies sich als trügerisch. Am liebsten wären die Brüder nach Warburg gegangen, da sie ihr Vaterland so sehr und heiß liebten; allein es wurde von seiner Seite ein Versuch dazu gemacht, da unter allen deutschen Fürsten sicherlich keiner so standhaft sich gereizt haben würde, einen der göttlicher Sitten in seinem Lande anzustellen, als der damalige Kurprinz und Märggraf Friedrich Wilhelm von Hessen. Da ward ihnen von der Weidmannschen Buchhandlung der Antrag gemacht, ihre „unfreiwillige Ruhe auszufüllen und ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen“. Diese Arbeit kam ihnen zwar sehr sündend vor, da sie so vielen andern dazwischen trete, allein sie entschlossen sich zur Ueberrahme derselben, da unter den obwaltenden Verhältnissen die Nothwendigkeit vorlag, sich Arbeiten zu widmen, welche auf die Theilnahme eines größeren Publicums rechnen konnten, und durch das Wörterbuch am würdigsten für ihre äußere Lebensstellung geforgt war. In einem am 24. Aug. 1838 begonnenen, am 31. Aug. geschlossenen Briefe schreibt J. Grimm an Bachmann. Der Plan des Wörterbuchs sei ihm Anfangs sehr sündend vorgekommen, aber er werde ihm jetzt lieber. Wir haben den ersten Willen und Lust dazu gefaßt. Dabei wollen wir bleiben und uns die Welt so viel nur möglich weiter gar nicht anfechten lassen. Das Wörterbuch kann uns Stütze und Unabhängigkeit gewähren, und kommt die Arbeit in Gang und Weilen, so entlasse ich jeder noch so ehrenvollen Anstellung und widme dem Werke alle meine Kräfte (Scherer a. a. D. XVI, 129). Jedoch schon zu Anfang 1840 ward ihre Berufung nach Berlin ins Werk gesetzt. Wir erleben dies aus einem Briefe Jacob Grimm's vom 12. Mai d. J. an Bachmann (Kl. Schriften 1, 181 fg.), der in mehr als einer Beziehung bemerkenswerth ist, und aus dem Folgendes ausgehoben zu werden verdient: „Unser Schrift habe ich noch keinen Augenblick darauf und wenn ich an Göttingen denke, preise ich Gott, daß er mich von da, wo es jetzt unaussprechlich ist, weggebracht hat. Ich bestrebe noch immer gar die Probe, wenn ich mich frage, was wohl ein Erzieher der Kömer in unser Lage gethan haben würde oder nicht? Die Handlung ist mir zur Zeit des Ereignisses viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht, ich gienge auch, daß den Menschen und ganzen Völkern nichts Anderes frommt, als gerecht und tapfer zu sein; das ist das ganze Fundament der wahren Politik. Ob eine Frucht oder welche Frucht daraus hervorkommen soll, das liegt in Gottes handender

Hand, es gibt auch Bäume, die nach Kräften aufwachsen ohne alle Frucht, und nur in dem Laube grünen und schatten. Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich desto demüthiger, daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den sich ein Feuer des Widerstandes nicht angefaßt hätte, das für unser ganzes Vaterland ein Segen wird. Denn die Zukunft unseres Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unserer Ehre und Freiheit.“ — „Der Welt bin ich nicht feind und hänge beiß an allem Vaterländischen. Doch ich fühle nach der Göttinger Periode wieder in die tiefige Kaffier Zurückgezogenheit verfiel, eigentlich mich beglücklicher, und hätten wir Protestanten die Sitte des klösterlichen Lebens ohne andern Mönchsdienst, so brächte ich darin gern vor dem Andrang der Leute meine übrigen Tage, die sich leicht umpannen lassen, geborgen zu.“ Es ist so meine Natur, daß ich aus Umgang und Leber immer weniger gelernt habe als durch mich selbst. Den Gesellschaften abgeneigter hat mich auch das gemacht, daß fast alle Geisprache auf anstre öffentlichen Angelegenheiten mit unendlichen Wiederholungen führen, was mir fast das Peinlichste an der Sache ist. Wie taugte ich nun gar in das Geräusch von Berlin? — Ich vermöchte dort weder für mich noch für Andere etwas auszusprechen, das nicht auf jedem andern Orte erfreulicher vor sich ginge. Der Himmel helfe und verleihe, daß Preußen einmal das übrige Deutschland belebe und anfeuer, nicht hemme.“ Kurze Zeit, nachdem diese Zeilen geschrieben waren, brief, vermuthlich auf Betreiben Bettina's und Neufchach's, König Friedrich Wilhelm IV. beide Brüder, in großartiger Weise ihnen selbst die Bestimmung über's Gehalt anheimstellend, als Mitglieder der Akademie der Wissenschaften, womit die Erlaubniß Vorlesungen an der Universität zu halten verbunden war, nach Berlin. Doch wurde ihnen der Entschluß, diese Berufung, so ehrenvoll sie auch war, anzunehmen, nicht ganz leicht, und „sie würden“, erzählt Hermann Grimm a. a. D. 1, 182 fg., „nicht nach Berlin gegangen sein, hätten ihnen ihre Verhältnisse irgend eine Wahl gelassen. Wilhelm war 1809 dort gewesen zum Besuch bei Rahm von Arnim; die Stadt hatte ihm so sehr missfallen, daß, als nicht lange nachher Erwigon von Landebut dorthin berufen wurde und hinging, er diesen wahrhaft bedauerte. Seitdem war Vieles dort anders geworden, immer aber erweckte die Erinnerung der fernabliegenden großen Stadt Echu und Vorforgniß, man werde dort fremd bleiben, Jena oder Leipzig, am liebsten Würzburg hätten viel näher gelegen.“

Im März 1841 hebelten dieselben nach Berlin über. „Es war ein großer Tag für die Berliner Studentenwelt“, erzählt Curtius a. a. D. 6., „als Jacob Grimm seine Vorlesungen eröffnete. Er war es nicht gewohnt, vor einer so großen Zuhörerschaft zu sprechen. Die Bewegung des Herzens, das bei ihm stets sehr lebhaft schlug, hemmte den Fluß seiner Gedanken. Nach einigen Sätzen trat eine längere Pause ein, aber völlig ruhig und sinnend blickte der Redende in die Kassenbäume vor dem Fenster, und lautlose Stille herrschte unter den Hunderten, bis er das Wort wieder gefunden hatte.“ Nach

dem Berlin betreten worden war“, erzählt Hermann Grimm weiter, „ist jene frühere böse Meinung ins Gegentheil umgeschlagen, denn es gewährte Stille, Beglücklichkeit und Hilfsmittel im höchsten Grade noch als das Kaffel der ersten Zeiten. Beide Brüder waren sehr gern in Berlin, mein Vater besonders sehr oft Fremden gegenüber die Vorzüge des Berliner Lebens ins bestliche Licht. Unabhängig, Herren ihrer ganzen Zeit, ohne jede gesellschaftliche Verpflichtung lebten sie sich völlig ein, und da im Vergleich zu den früheren Jahren die Gesundheit beider im Ganzen sich gebessert hatte, blieb wenig zu wünschen übrig.“ Vorlesungen an der Universität haben insofern dieselben nur einige Jahre gehalten, aber in den Sigen der Akademie haben beide äußerst selten gefehlt. Jacob las dort oft und hatte Freude daran, die gedruckten Abhandlungen zu verschicken. Ein Bruchstücken, welches ihn 1843 befahl, machte eine Veränderung der Lust nothwendig, und so eilte er im Herbst dieses Jahres nach Italien und in dem des folgenden nach Scandinavien.

Die allgemeine nationale Bewegung, welche in den vierziger Jahren in Deutschland immer mehr Platz griff, machte auch auf Jacob Grimm einen mächtigen Eindruck, so daß er mit Wilhelm im Herbst 1846 auf der Versammlung der sogenannten Germanisten, d. h. der Forscher auf dem Gebiete der deutschen Geschichte, des deutschen Rechts und der deutschen Sprache und Literatur zu Frankfurt am Main, welche eine Verbindung der wissenschaftlichen und nationalen Bestrebungen darstellen sollte, erschien. Und als die Versammlung sich konstituiren wollte, da trat Ludwig Uhland auf und ergriff das Wort: „Mir scheint, daß die erste Wahl des Vorstandes ohne Verzögerung vor sich gehen kann; ferner ist mir ein Wunsch mitgetheilt worden, dem ich selbst mit besonderer Freude die Stimme gebe, daß durch diese Wahl ein Mann berufen werden möchte, in dessen Hand schon seit so vielen Jahren alle Fäden deutscher Geschichtswissenschaft zusammenlaufen, von dessen Hand mehrere dieser Fäden zuerst ausgelaufen sind, namentlich der Goldfaden der Poesie, den er selbst in derjenigen Wissenschaft, die man sonst als eine trodene zu betrachten pflegt, im deutschen Recht gesponnen hat; es ist mir der Wunsch mitgetheilt worden, daß dieser Mann durch Jura zum Vorhause dieser Versammlung berufen werden möchte, ich brauche kaum den Namen Jacob Grimm zu nennen.“ Und allgemeiner Beifall antwortete diesem Vorschlage. Dasselbe wiederholte sich im J. 1847 bei der Versammlung in Radeb.

Schon hatte er am 7. März 1848 die Vorrede zur Geschichte der deutschen Sprache unterzeichnet, als ihn der Wahlkreis Mühlhausen in das deutsche Parlament nach Frankfurt am Main brief. Er trat den 24. Mai ein und nahm seinen Sitz im Centrum des Hauses und war, wie es nicht anders zu erwarten stand, da die reinsten und wahrsten Liebe zu dem deutschen Vaterlande seine Seele erfüllte, auch mit ganzer Seele bei den schwersten Werken, eine engere staatlische Einigung Deutschlands zu schaffen. Gleich Anfangs ergriff er das Wort, um zur Eile in der Hauptsache, in der Versammlung zu 24*

wahnen, indem er eine neue Geschäftsordnung beantragte, aber es zeigte sich sogleich, daß ihm, der überhaupt keine politische Natur war, der praktische Blick für das große und schwierige Werk fehle, indem er, auf Ausschluß der Auswärtigen antragend, zu der einfachen Geschäftsordnung des alten Reiches zurückzukehren trachtete (Stenographischer Bericht über die Verhandlungen der Nationalversammlung 1, 166). Ferner ergriß er das Wort, als es sich um Schieds- und Holstein handelte, indem er folgende Anträge stellte: 1) „Die Nationalversammlung wolle beschließen, daß der Krieg gegen Dänemark so lange fortgeführt wird, bis diese Krone unsere gerechten Ansprüche auf ein unzerrenbares Schiedsrecht anerkannt hat.“ 2) „Die Nationalversammlung erklärt laut, daß sie sich niemals die Einmischung eines fremden Volkes gefallen lassen werde.“ (Ebenda 1, 289.) Bei den Verhandlungen über die Grundrechte schlug er vor, in Artikel I einzuschalten: „Alle Deutschen sind frei, und deutscher Boden duldet keine Knechtschaft. Fremde, Unfreie, die auf ihm wohnen, macht er frei.“ „Ich leite also“, sagt er sodann, „aus dem Rechte der Freiheit eine mächtige Wirkung her; wie sonst die Luft unheil macht, so muß die deutsche Luft frei machen.“ (Ebenda 1, 737.) Sodann stellte er folgende Anträge: „Alle rechtliche Unterchied zwischen Adeligen, Bürgerlichen und Bauern hört auf, und keine Erhöhung weder in den Adel, noch aus einem niederen in den höhern Adel findet statt.“ Ferner: 1) „Alle Orden für den Civilstand sind und bleiben abgethan.“ 2) „Der Krieger behält seine auf dem Schlachtfelde erworbenen Orden.“ 3) „Für das Heer wird ein neuer Orden gestiftet, den ein Kriegsgericht erteilt, und der nur eine einzige Classe haben darf, der den höchsten wie den geringsten zufallen kann.“ 4) „Fremde Orden darf weder Glori noch Willkür tragen.“ (Ebenda 2, 1311.) Parteiverfassungen soll er nie besucht haben und stimmte nach seiner eignen Uebersetzung, mochte der Antrag von Rechts oder Links kommen. Den Gefühlen, welche in jenen politisch so tief bewegten Sommertagen sein edles, wahrhaft deutsches Herz erfüllten, gab er aber den lebhaftesten Ausdruck in der Zuweisung der Geschichte der deutschen Sprache an Gerwinus, welche er am 11. Juni 1848 von Frankfurt aus an diesen richtete: „Es kann kommen“, schreibt er, „daß nun lange Zeit diese Studien daniederliegen, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestattet wird; sie müssen und dann wie ein edler und milder Traum hinter und stehender Jnang gemüthen, wenn aus Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsre Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und bloß an eingebildetem Recht der kurzen Spanne unsrer Zeit mit dem beständigen Anspruch zu hängen. Solcher Gefinnung ist im höchsten Grade einerlei, ob Götter oder Götzen jemals gewesen seien, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefaßt oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, daß sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unsrer Eide Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel ob sie foran Deutsche heißen oder Polen und

Franzosen, gelüftet diese Selbstsüchtigen nach dem hohen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder übersüßen soll.“ Weiter: „Jetzt haben wir das Politische im Ueberflusse, und während von des Volkes Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dache zwitschern, seiner beiseherten, und allein Nacht verlesenden Einheit kaum den Schatten. O daß sie bald wache und nimmer von uns wiche!“ Doch er erhebt sich nach diesen Klagen wieder zu süßen Hoffnungen. „Der sich zunächst dem Forscher in der Sprache enthaltende Grundriss, daß zwischen großen und waldenden Völkern . . . auf die Dauer allein sie scheide, und andere Redende nicht erobert werden sollen, scheint endlich die Welt zu durchdringen. Aber auch die Innern Elender eines Volkes müssen nach Dialect und Mundart zusammentreten oder gesondert bleiben; in unserm widerwärtig gepalsten Vaterlande kann dies kein fernes, nur ein nahe, seinen Zwist, sondern Ruhe und Frieden bringendes Ereignis sein, das unsre Zeit, wenn legend eine andere mit leichter Hand heranzuführen denken ist. Dann mag was unbefugte Theilung der Kärten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu verorten wädhnen, zerplitterte, wieder verwachsen, und aus vier Stüden ein neues Thüringen, aus zwei Hälften ein starkes Hessen erbauen, jeder Stamm aber, dessen Ehre die Geschichte uns vorhält, dem großen Deutschland fremde Opfer bringen. Mein Blick sucht in lästige Zukunft einzudringen, wenn auch noch über und schwer ein wolkenbedeckter Himmel steht, und nur am Saum der Berge die Helle hervorbricht. Vielleicht, bevor einige Menschenalter vergangen sind, werden sich nur drei europäische Völker in die Herrschaft theilen: Romanen, Germanen, Slaven. Und wie aus der letzten Feindschaft zwischen Schweden und Dänen der schlummernde Trieb ihres engen Verbandes erwacht ist, wird auch unser gegenwärtiger Haß mit den Skandinaven sich umwandeln zu brüderlicher Wunde zwischen uns und ihnen, welchen der Sprache Gemeinschaft laut degehet. Wie sollte denn, wenn der große Verein sich Binnenmarken legt, die streitige Halbinsel nicht ganz zum festen Lande geschlossen werden, was Geschichte, Natur und Lage fordert, wie sollten nicht die Vätern zum alten Anschlag an Engeln und Eschen, die Dänen zu dem an Gothen wiederkehren? Sobald Deutschland sich umgestaltet kann Dänemark unmöglich wie vorher bestehen.“ Als er aber sah, daß die schönsten und edelsten patriotischen Hoffnungen durch die Alles umfängende Partei zu Grunde gingen, da konnte er es in der Paulstische nicht mehr aushalten und schied den 2. Oct. 1848 in seine stille Studierstube zurück; doch schickte er nicht im Gothaer Parlament. Als aber nun jener traurige Abschnitt in Deutschlands Geschichte folgte, der all die großartigen Anstrengungen, ein einiges, starkes Deutschland herbeizuführen, völlig vernichtete, daßelbe in die widerwärtigsten innern Wirrthale stürzte, sodas seine alten Feinde über dasselbe triumphirten und Schmach auf Schmach auf dasselbe häuften, da verleugnete Jacob Grimm nicht nur seinen Augenblick seine früheren Hoffnungen und schloß die am 16. Sept. 1853 nieders

geschriebene Vorrede zur zweiten Auflage der Geschichte der deutschen Sprache mit den Worten: „selbst die in bewegtester Zeit abgefaßte Vorrede und Zueignung sind unangerrührt geblieben, weil es mir unwürdig scheint, nach sehnsüchtigen eilen Hoffnungen die Gesinnung zu verleugnen, mit der ich ihnen damals angehangen habe“ — sondern es trat sogar eine bedeutende Umwandlung in seinen politischen Ansichten ein. Obgleich auch jetzt dem politischen Treiben fern bleibend, lebte er sich doch nicht, gegen Freunde seinen bittersten Unmuth in kräftigen und inhaltsschweren Worten auszusprechen. So schreibt er im J. 1858 an E. Watz, wie dieser a. a. O. S. 23 fg. mittheilt: „Wie oft muß einem das traurige Schicksal unsers Vaterlandes in den Sinn kommen und auf das Herz fallen und das Leben verbittern. Es ist an gar keine Rettung zu denken, wenn sie nicht durch große Gefahren und Umwälzungen herbeigeführt wird.... Es kann nur durch rückwärtslose Gewalt gehoben werden. Je älter ich werde, desto demokratischer gesehn bin ich. Es ist noch einmal in einer Rationalversammlung, ich würde vielmehr mit Uhlant, Schöber stimmen, denn die Verfassung in das Geleise der beschriebenen Verhältnisse zu zwingen, kann zu keinem Heil führen. Wir hängen an unsern vielen Errungenschaften und fürchten und vor rohem Ausdruck der Gewalt, doch wie klein ist unser Eitel, wenn ihm keine Größe des Vaterlands im Hintergrunde steht. In den Wissenschaften ist etwas Unverlängbares, sie werden nach jedem Stillstand neu und desto fruchtbarer ausfallen.“ Und als am 10. Nov. 1859 ganz Deutschland in begeisterter Einigkeit den hundertjährigen Geburtstag Schiller's feierte und Jacob Grimm in der feierlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften die Geschichte hielt, da brach er in die Worte aus: „Glocken brechen den Donner und erschauern das lange Unwetter. Ach könnte doch auch ... an hehren Festen Alles fortgelaßt werden, was der Einheit unsers Volkes sich entgegenstemmt, deren es bedarf, und die es begehrt!“ (Kl. Schriften 1, 375.) In der schönen Rede „Ueber das Alter“, die er am 26. Jan. 1860 in der Akademie der Wissenschaften hielt, und die in mehr als einer Hinsicht eine Selbstschärfung darstellt, rednet er die mit dem Alter wachsende und gesteigerte freie Gesinnung und deren würdevolles Bewusstsein zu dessen höhern Vorzug. „In wem“, sagt er, „(und welchem Menschen sollte das ver sagt sein?) schon von Frühe an der Freiheit Reim lag, in weissen langem Leben die edle Pflanze fortergehe, wie könnte anders geschehen, als daß sie im Herzen des Greises tief gewurzelt erhasene und ihn bis ans Ende beglückte? Je näher wir dem Rande des Grabes treten, desto ferner weichen von uns selten Sagen und Gedanken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit, da, wo es an uns kommt, auch fähig zu erkennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irthümer. Nun ist uns in vielen Verhältnissen Gelegenheit geboten, eine freie Denkfähigkeit zu bewahren, hauptsächlich aber zu äußern hat sie sich in den beiden Lagen, wo das menschliche Leben am Innern erregt und ergriffen ist,

in der Beschaffenheit unsres Glaubens und der Einrichtung unsres öffentlichen Lebens.“ (Kl. Schriften 1, 206.)

Den 16. Dec. 1859 traf Jacob Grimm der schmerzliche Verlust seines Lebens; sein Bruder Wilhelm, an dem sein Herz mit so inniger Liebe hing, daß er meinte, werde er ihm genommen, so müßte sein eigenes Leben in beständiger Trauer und Sehnsucht nach ihm verfließen, stark, ohne daß er es erwartete. Tief erschütterte ihn dessen Tod, oft ging er in dessen Arbeitsstube, wo der Verstorbene lag, und betrachtete ihn genau, aber bald raffte er sich auf aus seinem Schmerz und folgte fräftig seinem Gange. In seinem Wesen war keine Veränderung zu gewahren. Er nahm die gewohnten Arbeiten sogleich wieder auf. „Diese Ruhe bei einem so schweren Verluste“, sagt Hermann Grimm gewis mit Recht, „die es ihm auch möglich machte öffentlich darüber zu reden (Rede auf Wilhelm Grimm, gehalten in der Akademie der Wissenschaften den 5. Juli 1860. Kl. Schriften 1, 163—171), entsprang sicherlich dem Gefühl, daß die Trennung doch nur eine Hand voll Jahre dauern werde.“ (Kl. Schriften 1, 179.)

Aber der unvergleichliche Mann, dessen Name überall mit Liebe und Verehrung genannt wurde, der mußte sich nun durch einen „lächerlichen Anlaß“ den Abend seines Lebens noch verbittern lassen. Er hatte den Nachweis geliefert, daß R. Lachmann nach einem seltsamen Zahlensystem die von ihm als ursprünglich angenommenen Ueber unserer Abteilungen zugeschnitten hatte, durch welchen Nachweis „einige Blätter aus dem dichten und vollen Ehrenkranz“ dieses Gelehrten abgefallen waren, und die Jacob Grimm zunächst stehenden Anhänger Lachmann's empfanden diesen Nachweis über das Verfahren ihres Meisters so übel, daß sie sich plötzlich und in offenkundiger Weise von Jacob Grimm abwandten und ihn in Vereinsamung versetzten. Jacob Grimm lächelte zwar über diesen „kindischen Trost“, aber der Ton der Wehmuth und der Klage, über mangelnde Nachfolge und Beachtung, der durch die Briefe aus seinen letzten Jahren hindurchklingt, beweist, wie tief ihn, der durch jenen Nachweis nur der Wahrheit genügen zu müssen glaubt hatte, und dessen innerstes Wesen Liebe und der theilnehmenden Liebe so bedürftig war, solches Benehmen schmerzte (s. Franz Pfeiffer, Germania 11, 113):

Mit ungemindertem Euf und Kraft hatte er sich stets seinen Arbeiten hingeeben, aber mit dem Tode des Bruders schien sich diese noch zu steigern, da nun die Last des deutschen Wörterbuchs allein auf seinen Schultern ruhte, und er gönnte sich noch weniger Erholung. Des Bruders Gattin und Tochter losten ihn deshalb planmäßig von Zeit zu Zeit von seinem Schreibtische frei, denn er würde, hätte man ihn gewähren lassen, den ganzen Tag durchgeschrieben haben, und wenn es manchmal dennoch geschah, daß er zu viel that, so zeigte sich dann doch die Gedrängtheit des Alters. Auch waren in den letzten Jahren seine Nächte nicht mehr so gut als früher. Er erwachte und konnte den Schlaf nicht wiederfinden. „Wie schön sind die langen Sommertage, worauf sich Vögel

und Menschen freuen! Sie gemahnen an die Jugendzeit, in der die Stunden Licht einsaugen und langsam verfließen; was davon noch übrig war, wird vom Dunkel des Winters und des Alters schnell verschluckt. Nun bin ich bald 78, und wenn ich schlaflos im Bette liege und wache, tröstet mich die liebe Helle und löst mir Gedanken ein und Erinnerungen. 3. Juni 1862. Jac. Grimm.“ Diese Worte fanden sich auf einen kleinen Zettel geschrieben in seiner Brieftasche (H. Grimm, *Al. Schriften* 1, 186). Im Herbst des Jahres 1862 erschien er noch auf der Verammlung der historischen Commission in München, und zwar nicht mit leeren Händen, sondern mit einem neuen Bande der *Weistümer*. Er war geistfrisch und thätig wie immer, nur durch Abnahme des Gehörs, welche sich seit einigen Jahren eingestellt hatte, am unmittelbaren Verkehr etwas gehindert.

Es schien also werde er noch manches Jahr so fortleben. Als im Frühling 1863 sein Bruder Ludwig Grimm starb, sagte er: „Nun bin ich noch ganz allein da“, ohne den Gedanken, als müsse die Reihe sobald an ihn kommen. Er hatte, da er noch für die Umarbeitung der *Abhandlung über das Alter* sammelte, *Flourbaud's* Buch *Sur la longévité* zum Geschenk erhalten, in welchem bewiesen wird, daß das gewöhnliche Alter des Menschen hundert Jahre zu betragen habe. Er erklärte darauf scherzend, daß seine Absicht sei, selbst so alt zu werden. Zuweilen legte er sich wohl ein wenig nieder, oder ließ vor seinem Bische sitzend mit verschränkten Armen den Kopf überstrecken, aber nur auf kurze Zeit, und war mehr ein Zeichen natürlichen Ruhebedürfnisses als abnehmender Kräfte, denn wenn es darauf ankam, arbeitete er ohne Unterbrechung. Er hatte noch viel vor und ahnete nicht, daß er so plötzlich auf immer unterbrochen werden sollte. Bald nach der Rückkehr von einer Herbstreise, die ihm besonders wohlgethan hatte, befahl ihm in Folge von Erkältung eine Leberentzündung. Diese war schon gehoben und er dictirte eine Reihe Briefe, die noch ganz die frühere geistige Frische und Lebendigkeit athmeten, als wenige Tage darauf, Sonnabend den 19. Sept., ein Schlagfluß seine rechte Seite traf. Ge versel in einen Zustand von Schläfrunkenheit, den ganzen folgenden Tag rang er mit dem Tode, und schließlich hüllten die Glieder in sein Sterbzimmer hinein; Abends nach 10 Uhr that er den letzten Athemzug. Die allgemeine Theilnahme folgte ihm und ehrte sein Begräbniß. Unter den vielen Zeichen liebender Verehrung rückte am meisten ein Lobenskrantz, der den Sarg schmückte, mit der goldenen Inschrift auf weißem Bande: „Dem Freunde der Jugend dankbare Kinder.“ Auf dem Kirchhofe der Matthäi-Gemeinde, unmittelbar neben dem seines Bruders, war ihm, wie er vorhergesagt, sein letztes Bette bereitet worden, wo nach seinem ausdrücklichen Wunsche kein Denkmal, sondern ein einfacher Leichenstein die Stätte kennzeichnet. (Vergl. H. Grimm a. a. D. und Grenzbeten a. a. D. 300.)

„Schon die äußere Erscheinung“, sagt G. Bähr a. a. D. 33 — dessen Worte ich mich hier bedienen muß, denn ich habe ihn, den hochverehrten, den zudem mein

Landemann ist, zu meinem tiefen Schmerze nie von Angesicht geschaut —, bezeichnet den Mann ganz wie er war. Der ausdrucksvolle Kopf mit scharf geschnittenen Zügen, in höheren Jahren umwaltet von weißen, lang herabhängenden Locken, die leichtgebogene Haltung, die größte Lebhaftigkeit, fast Unruhe der Bewegungen, der weiche, etwas eigleiche Ton der Stimme, alles kündigte eine forschende, sinnende und zugleich dichtestische Natur an. Wer hätte ihn je gesehen, ohne den Eindruck festzuhalten.“ Seinen Geist und sein Gemüth aber schmückte eine kindliche und doch hohe patriarchalische Einfaht, und seine innerste Seele athmete eine Güte und eine Liebe, wie solche in einem Deutschen wol nie mächtiger gewesen sind.

Jacob Grimm war nie verheirathet. „Es liegt Graß“, heißt es treffend in den *Grenzbeten* a. a. D. 299 fg., „in dem herzergebenden Worte, er habe sich nie die Zeit dazu gelassen. Seine ganze Liebe, sein ganzes Dichten und Trachten ging auf in dem Eifer, in der rastlosen Thätigkeit für seine Wissenschaft, der alle seine Gedanken in jedem Momente zugewandt waren und der gegenüber keine persönliche Rührung aufkommen konnte.“ Die Pflege und den gemüthlichen Halt, den die Familie gewährte, fand er in reichem Maße in dem liebenswürdigen Hause seines Bruders, das ihn wie einen zweiten Vater verehrte.

Doch wenden wir uns nun zu seinen Schriften, um diesen Mann, in dem und ein Geistesleben entgegentritt, das seines Gleichen nie gehabt hat, näher kennen zu lernen, sowie zu erfassen, was er Geistes und Gottes machendes für die Wissenschaft und zum Heil und Stolz seines Volkes geleistet hat. Freilich kann solches kaum annähernd gelingen, denn seine Gaben und Leistungen sind in ihrer Totalität unerschaffbar, incommensurabel“).

Jacob Grimm war nicht nur mit all den Anlagen und Geisteskräften ausgerüstet, welche ihn befähigten, das Größte und Bahnbrechendste in der Wissenschaft zu leisten, sondern er besaß auch die Energie, diese auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weise auszubilden und sich alle Mittel anzueignen, welche zur Erreichung seiner Lebensaufgabe notwendig waren. Von Jugend auf besaß ihn ein eiserner Fleiß, eine tiefer Arbeitelust, welche nahe an sechszig Jahre sich nicht nur gleich blieb, sondern auch mit den Jahren noch zu wachsen schien. In unglaublich kurzer Zeit wußte er nicht nur alle

b) Ich werde mich in dem nun Folgenden bemühen, nicht nur seine Hauptwerke und gedrungenen Abhandlungen in möglichst strenger chronologischer Folge zu betrachten, sondern auch, um ein vollständiges Bild seiner unermesslichen Thätigkeit und Produktivität zu geben, seine sämtlichen Reden und kleineren Aufsätze in gleicher Folge wenigstens aufzuführen, wobei ich mit Dank des Verzeihliches verheiß, das dem 6. Bande der kleineren Schriften Jacob Grimm's angehört ist, und zu dem ich kaum das Eine oder das Andere hinzuzufügen hatte, denken muß. Aber ich habe es auch nicht verschmäht, das, was von den Eingangs angeführten Gelehrten über Jacob Grimm und dessen Schriften gesagt ist, zu erwägen und diesem, soweit es mir dienlich schien, zu folgen; denn nur hierdurch konnte es mir und kann es überhaupt einem Einzelnen möglich werden, Jacob Grimm einigermaßen gerecht zu werden.

germanischen Sprachen und die damit verwandten, ja selbst die fernst stehenden, sofern sie seine Zwecke irgendwie fördern konnten, sondern auch alles sonstige gelehrte Wissen in immenser Fülle sich aneigneten. Eine unendliche Receptivität wohnte in ihm, Alles, was nur mit seinen Forschungen in irgend einem Zusammenhange stand, ging in ihn ein, und nichts ging ihm verloren, Alles wurde sorgfältig bewahrt und verarbeitet. Wie nur Wenigen war ihm ein Scharblick verliehen, der in beiderseitigen dem meisten Fällen sofort durch alle Umhüllungen hindurchdrang, das Richtige traf und das Wahre von dem Falschen, wie Licht von Finsterniß zu scheiden wußte. Zudem stand ihm eine Combinationsgabe zu Gebote, so gewaltig und so fein, wie sie wol kaum ein Zweiter je besaß, und eine äußerst lebendige und reiche Phantasie. Mit liebender, inniger Hingabe, ja mit Andacht vermochte er sich in das Unscheinbarste und Verschämte, in das Kleine und Kleinst, in das Einzeltste und Besondere, wie in das Höchste und Erwaunteste zu versenken, in vollster Unmittelbarkeit, das darin waltende Leben zu erschauen, es mit all seinen Kneifungen und unzähligen Theilen in sich aufzunehmen, mit strengster Selbstbeherrschung und unvergleichlicher Genialität zu verarbeiten und zu organisiren, bis es sich ihm als ein lebendvolles Gebilde, mit seinen unscheinbaren Anfängen und seinem Ende und der ganzen Reihe der Mitglieder erschloß und dann nicht selten fertig, wie Pallas Athene aus Zeus' Haupte, aus seiner Seele hervorbrang. Die Haupteigenwürdigkeiten seines Wesens aber, die wie goldene Fäden aus all seinen verschiedenartigen Schöpfungen hervorstachen, waren: ein tiefpoetischer Sinn, eine unendliche Freude an der Natur und eine unvergleichlich hohe Liebe für alles wahrhaft Volksthümliche, für das ihm auch ein Verständnis, eine Congenialität eigen war, wie solches in gleichem Grade Niemand je besessen hat. Mit einem gewissen Instinkt ergriß er Alles, was seinem innersten Wesen homogen war, und die Hingeblichkeit war in ihm so mächtig, daß sie ihn fast rathlos auf seiner Bahn forttrieb, und er sich über „diese“, wie er selbst sagt, „unüberwindliche Neigung seiner Natur, immer lieber fort zu untersuchen, als das Unterstichste darzustellen“, gewissermaßen belagte (Deutsche Grammatik 2. Ausg. Vor. V).

So gewaltig Savigny ihn auch angezogen hatte, so war doch die Rechtswissenschaft nicht das, was seinem innersten Wesen und Trieben entsprach. Die hohe Liebe zu seinem Volke und allem wahrhaft Volksthümlichen, verbunden mit dem tiefsten und lebendigsten Sinn für Poesie und Natur, welche noch mit ihren Kräften und Schätzen still in seiner Seele ruhten, konnten darin das ihm Gemäße nicht finden. Aber mit dem Instinkt des Geistes sollte er dies alsbald ergreifen. Hatte, wie er in seiner Selbstbiographie erzählt, „die hineinziehende“ Vorrede Ludwig Tieck's zu den von ihm herausgegebenen und bearbeiteten Minneliedern aus Schwäbischer Zeit mächtig seine Seele bewegt, erfüllte ihn, wie bereits erwähnt, der Gedanke in deren Original, Bodmer's Sammlung, die er in Savigny's Bibliothek fand, mit eigener Ahnung,

welche ihn fortan nicht wieder losließ, trieb es ihn, als ihn Savigny 1805 nach Paris kommen ließ, und wo er nun durch eigene Theilnahme an den Arbeiten des Lehrers in der Handhabung der wissenschaftlichen Methode desselben eingeführt wurde, dort die Handschrift der Minnelieder, aus der jene Sammlung geflossen war, sich geben zu lassen, deren anmuthige Bilder zu betrachten und sich einige Stellen auszuscheiden, und war damit die größte Lust in ihm angestrichen, die alten deutschen Dichter zu lesen und verstehen zu lernen, so sollte doch bald noch Entschreibendes hinzukommen. Die viele und geistlose Arbeit am Rechtscollegium, wo er 1806 angestellt ward, trieb ihn, seinen Geist an dem frischen Born der Dichtungen des Mittelalters wieder zu erquickern, und als vollends das deutsche Reich durch Napoleon zusammenbrach und der besetzte Staat, an dem er mit innigster Heimatliebe hing, bis auf den Namen aufgelöst war, die lästigen Geschäfte seiner veränderten Stellung ihm Tag und Nacht seine Ruhe ließen, und die Erlernung des französischen Rechts, in welches sich die deutsche Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ihm ganz verhasst war, da war der für immer entscheidende Moment gekommen, und, wie es damals von vielen der edelsten Söhne des Vaterlandes geschah, richtete er sich, um die Schwach der Herrschaftsacht zu überwinden, vollends in das Studium der großen Schöpfungen der deutschen Vorzeit in Sang und Sage, um darin Trost und Aufmunterung zu finden und um immer wieder davon zu lassen. Sein Bruder Wilhelm, der im Frühjahr 1807 von der Universität zurückkehrte und schon eine gleiche Vorliebe für das deutsche Alterthum gefaßt hatte, war nun sofort zu Gleichem entschlossen.

Großen Einfluß auf die weitere Entwicklung Jacob sowie Wilhelm Grimm's übte nun die Bekanntschaft mit den Häuptern der romantischen Schule, welche zunächst Savigny vermittelte. Im J. 1804 hatte sich dieser mit Dorniano's Schwester Kunigunde verheiratet. Durch ihn wurden nun die Brüder mit Dorniano und dessen Freund Adam von Wrim bekannt und bald innig befreundet. Gleiches geschah mit Dorniano's Schwester Bettina, und später folgte die mit den übrigen Häuptern dieser Schule. Die Romantiker hatten schon seit 1797 eine lebhafteste Thätigkeit für die Wiedererweckung unserer alten Literatur und Kunst zur Belebung des patriotischen Sinnes entfaltet, und diese Thätigkeit wuchs jetzt, als auch sonst echt deutsche Männer in der schwachen Zeit der Unterdrückung und der Fremdherrschaft den deutschen Sinn wieder zu beleben und die alte Thatkraft zu neuen Thaten aufzurufen trachteten. Aber — und darin liegt die große Bedeutung Jacob und Wilhelm Grimm's, wobei wol hauptsächlich Goethe, dem sich nun auch Jacob Grimm angeschlossen hatte, nicht ohne Einfluß war — von der sogenannten Romantiker der Romantik, welche aus Heil in der unbegrenzten Rückkehr zum Mittelalter sah und die sich darum in dem überwundlichen Prellen der damaligen Größe und Herrlichkeit des deutschen Volkes in seiner Nacht, seiner Literatur und Kunst und seinem Glauben mit der Bereicherung der Mutter

Goethes, der Heiligen u. regingen, hielten sie sich gleich Anfangs entschieden fern. Nicht nur daß sie die Gegenwart als eine berechtigige Gewalt anerkannten, sondern es entgingen ihnen auch namentlich die Schattenseiten des Mittelalters nicht, und das Katholischen der Romantiker sagte ihnen vollends nicht zu, und darum meinten sie, könne nur das, was rein Deutsch sei, möge es sich nun im Mittelalter selbst oder in der diesem vorangehenden heidnischen Zeit, oder in der ihm nachfolgenden finden, der Gegenwart bleibenden Gewinn bringen. Diesem allein habe die Wissenschaft zu dienen und den Geist zu ergründen, welcher das wahrhaft Große und Herrliche in der Vergangenheit geschaffen habe. Insbesondere aber erkannten sie mit einigen Häuptern dieser Schule, indem sie ans dem von Herder durch seine tiefsinnige Unterscheidung zwischen Natur und Volkspoesie angebahnten Wege weitergingen, daß dieser Geist sich weniger in den bewußten kunstvollen Dichtungen einzelner hochbegabten Dichter fundirte, als in den unbewußten Ergüssen des Volkes in Sang, Sage und Spruch. Und so wurden denn die Brüder Grimm die allerbedeutendsten, ja überhaupt die bedeutendsten wissenschaftlichen Vertreter dieser Schule, ja viele ihrer Schülern, wie namentlich die Märchen, sind geradezu durch ihren einfachen, wahrhaft vollsmäßigen Ton ein wirksames Correctiv gegen die Ueberschwänglichkeit der Romantik geworden. Der Gedanke, dem Vaterlande durch die Wissenschaft zu dienen, war namentlich bei Jacob Grimm nicht nur der Ausgangspunkt aller seiner Arbeiten, sondern beehrte auch seine ganze Forschung. Ist und gern hebt er dies hervor: „Auf das Vaterland“, schreibt er in der Widmung der Grammatik an Savigny, „sind wir von Natur gewiesen und nichts anderes vermögen wir mit unsren angebornen Gaben in solcher Masse und so sicher begreifen zu lernen.“ Ferner in seiner Selbstbiographie (A. I. Schriften S. 18): „Wären diese Studien überhaupt Manchem unergiebig geblieben haben und noch schwinen; mir sind sie jederzeit vorgekommen als eine würdige, ernste Aufgabe, die sich bestimmet und fest auf unser gemeinsames Vaterland bezieht und die Liebe zu ihm nährt.“ Dann am Schluß der Vorrede zur 2. Ausgabe der deutschen Mythologie: „Weil ich lernte, daß seine Sprache, sein Recht und sein Alterthum viel zu niedrig gestellt waren, wollte ich das Vaterland erheben.“ „Vielleicht werden meine Bücher in einer stillen frohen Zeit, die auch widerstehen wird, mehr vermögen; sie sollten aber schon der Gegenwart gehören, die ich mir nicht denken kann, ohne daß unsere Vergangenheit auf sie zurückzuträbe, und an der Zukunft jede Zurücksehung der Vorzeit rächen würde.“ Dann wieder: „Alle meine Arbeiten haben sich dabei wohlbefunden oder sind vielmehr nur daran erstarrt, daß ich ein früher unscheinbares und übersehendes vaterländisches Element hervorzuheben und zu festigen gesehn gewesen bin.“ Endlich in seinem letzten Lebensjahre bei der Selbstanzeige der Weisshäuser, wie unten angeführt ist.

Es begreift es sich leicht, wie Jacob Grimm, der ein so unvergleichliches Verständnis für alles wahrhaft

Volksthümliche besaß, ja in dem derselbe Geist wohnte, der von seiner Größe und Herrlichkeit in unserm Volke Liedern und Sage, Sitte und Glauben, Sprache und Recht zeugt, durch den Anschluß an die Romantiker und ihre patriotischen Betreibungen der Historiker des Seelenlebens unserm Volke geworden ist. Jedoch haben seine liebsten Blicke auf dessen dunkeln, geheimnißvollen Ansängen, dem Naturzustande.

Wir können bei den Arbeiten Jacob Grimm's drei Perioden unterscheiden. 1) Die fundamentalall, vorzugsweise romantische, von 1807 — 1819, ganz nach Cassel fallend. 2) Die der Fundamentalarbeiten, von 1819 — 1837, in Cassel anfangend und in Göttingen schließend. 3) Die der ausbauenden Werke, vom Jahre 1837 — 1863, in Cassel anfangend und in Berlin schließend.

In der ersten Periode entfaltete Jacob Grimm in ungemeiner Vielseitigkeit eine Hülle neuer, genialer, tief eindringender Gedanken, welche sofort einen Forscher ersten Ranges anknüpften, der hoch über alle seine Vorgänger und Mitforscher seine eignen Bahnen dahinjocht, und der zugleich auch wissenschaftlich ganz anders ausgerüstet, vorbereitet und geschult ist und ganz andere Ansprüche an sich und an die Wissenschaft macht als diese, aber es fehlt noch die Klarheit, die sichere Methode, und namentlich die grammatische Basis, welche nicht nur das Fundament ist der gesammten deutschen Alterthumskunde, sondern auch zugleich die Leuchte, mit der es allein gesungen kann, in viele der dunkeln Schachte der deutschen Vorzeit und des deutschen Wesens einzudringen. Der jetzige Forscher wird deshalb selten Gelegenheit haben, sich mit dessen Ansichten aus dieser Periode auseinanderzusetzen, aber sie sind darum höchst wichtig, weil sie die Reime enthalten, aus denen seine spätern großen Schöpfungen hervorzurufen, und den Gang seiner Entwicklung bis zu seiner spätern Größe sichtbar vor Augen stellen und uns die große und seltene Energie würdigen lehren, mit der er, sobald er den Mangel all seiner bisherigen Schaffens durchschaut hat, gleichsam von vorn anfängt und sich eine neue Bahn bricht, indem er ein Fundament aufbaut, das den Granitsteinen vergleichbar ist.

Die erste wissenschaftliche Thätigkeit Jacob Grimm's, woran sich auch sein Bruder Wilhelm betheiligte und die in das Jahr 1806 fällt, war das Sammeln deutscher Märchen und Sagen. Die Veranlassung dazu kennen wir nicht, aber sie lag ohne Zweifel in ihrer Verbindung mit der romantischen Schule, insbesondere aber machte das in jenem Jahre erschienene Buch Arnim's und Brentano's: „Des Knaben Wunderhorn“, welches ganz dem Geiste der damaligen Zeit entsprach, allgemein mit ungemeinem Beifall begrüßt ward und sich sofort die ganze Sympathie der Brüder erwarb, den Entschluß in ihnen wach gerufen haben, wie die Verfasser des Wunderhorns die deutschen Volkseidelen gesammelt hatten, so dem Volke seine Märchen und Sagen abzulassen. In den Sagen waren sie durch Ludwig Tieck entzündet, der in begeisterten Weise die vorzüglichsten deutschen Sagen, sowie auch einzelne Märchen wiederzugeben verstand. Diese in der Stille mit aller Lust und Liebe alsbald begonnenen und

fort und fort gepflegten Sammlungen denen eigentlichen Hintergrund, aus der die übrige Thätigkeit der Brüder in dieser Periode erwuchs und als deren oberstes Ziel Jacob Grimm, insbesondere auf Anregung L. Tieck's und A. W. Schlegel's, die Geschichte der altdeutschen Poesie galt, und zwar „einer solchen“, wie er sagt, „wie dazu noch kein Beispiel weder in der alten Literatur noch in der neuern gegeben worden ist“, indem deren Inhalt die Geschichte der Sage sein sollte.

Nachdem sich nun Jacob Grimm etwa ein Jahr mit dem Studium der altdeutschen Poesie und Sage beschäftigt hatte, trat er sofort mit mehreren Aufsätzen in dem von Chr. von Mevius in München herausgegebenen „Neuen literarischen Anzeiger“ auf.

Im J. 1806 hatte B. J. Doen in diesem Anzeiger zu dem Buche des jüngeren Adelung: „Nachrichten von altdeutschen Gedichten, welche aus der Heidelbergschen Bibliothek in die Vaticanaise gekommen sind (Königsberg 1796. 1799)“, „Marginalien“ geliefert. An diese anknüpfend, liest man ebenda 1807, 17. März, Sp. 161 — 168 und 24. März, Sp. 177 — 182 der 22-jährige Kriegsschreiber Grimm „Bemerkungen über Adelung's Buch (der Aufsatz ist anonym, aber aus den hinzugefügten Bemerkungen Doen's erlahren wir dessen Verfasser), seine wissenschaftliche Laufbahn mit dem „gebarnlichten“ Einzug beginnend: „Man sieht nicht ein, warum Hr. Doen noch weiter Anstand nimmt über dies unkritische Buch ein bestimmtes Urtheil auszusprechen, wozu sich genugsam Belege darbieten haben. Lobenswerthes ist in der ganzen Schrift wenig oder gar nicht vorhanden, und sie kann überhaupt zu einem lebhaften Muster dienen, wie man Manuscripte nicht zu benutzen hat.“ Um nun die in dem Buche enthaltenen Fragmente wenigstens brauchbar zu machen, gibt er dann eine Reihe von Berichtigungen und Zusätzen, die sofort davon Zeugniß ablegen, daß er nach etwa einjährigem Studium dem, wenn auch nur wenige Jahre ältern Doen an gründlicher Gelehrsamkeit und Scharfsinn nicht nur gleich, sondern auch überlegen ist. — (In den Al. Schriften hat diese erste Arbeit J. Grimm's keine Aufnahme gefunden.)

Wenige Wochen später liest er dann ebenda, den 14. und 21. April, Sp. 225 — 232; 241 — 247. 528 (Al. Schriften 4, 1—7), einen größeren Aufsatz unter dem Titel: „Ueber das Nibelungen Lied.“ Er will zeigen, wie man dieses Gedicht bisher behandelt habe, und was man wünschen müsse, daß eine neue Bearbeitung leiste. Nachdem er dargeboten, wie unglücklich Bodmer gehandelt, der nur die letzte Hälfte des Gedichtes herausgegeben und damit die Klage, die damit in seiner poetischen Einheit stehe, verbunden habe, geht er auf die Wölfer'sche Ausgabe ein, welcher zum ersten Mal in seiner Sammlung das Lied vollständig abdrucken ließ. Sein Urtheil über diese Recension, deren höchste Correction man bisher gerühmt habe, besteht in der Endbezeichnung: „der Wölfer'sche Text ist zusammengefügelt aus zwei Manuscripten ohne kritischen Werth mit vielen Defecten und Nachlässigkeiten abgedruckt: was aber alles Wölfer nicht gewußt hat.“ Bodmer, der zwei Handschriften des Nibelungen Lieds

gesandt, eine zu Hohenems und eine zu St. Gallen, habe aus der letztern die zweite Hälfte des Liedes, Chriemhildens Rache, genommen. Wölfer habe zu dieser den ersten Theil aus der hohenemser Handschrift gefügt, und „doch spricht er so, als ob das eine Handschrift wäre.“ In der That hatte aber Bodmer, wie J. H. v. der Hagen 1812 nachgewiesen, aus der andern hohenemser Handschrift (Rachmann's C) die zweite Hälfte des Nibelungen Liedes genommen. „Wird gefragt“, fährt Jacob Grimm fort, „welche Handschrift die ältere sei, so dürfte für die Hohenemsische (Rachmann's A) zu entscheiden sein, da, soweit die Vergleichung angeht, die Erzählung der andern weitläufiger und mehr ins Anmutige gehalten ist. Freilich ist diese vollständiger.“ Dann weist er die Defecte und Mißgriffe der Wölfer'schen Recension nach und widerlegt die aus der Verbindung der Klage mit dem letzten Theile des Nibelungenliedes in Bodmer's Buch entstehenden und durch Koch und andere Literaturhistoriker in Gang gebrachten Irrthümer: 1) daß die Nibelungen, Chriemhildens Rache und die Klage drei Gedichte seien, 2) daß diese drei ein Ganzes ausmachten, 3) daß Conrad von Würzburg ihr Verfasser sei, da die diesem Dichter ausgemacht zugehörigen Gedichte in Sprache, Stil und Darstellung mit dem Liede nicht die geringste Ähnlichkeit hätten. „Demnach“, meint er, „wäre der Verfasser des Nibelungen Lieds unbekannt, wie es gewöhnlich bei allen National-Gedichten ist und sein mag, weil sie dem ganzen Volke angehören, und alles Subjecte zurückerst.“ Was endlich bei einer neuen Bearbeitung gelistet werden müsse, faßt er dahin zusammen: „Bei den Mängeln der Wölfer'schen Ausgabe ist es vor Allem nöthig, einen kritisch berichtigten Text zu liefern. Der Göder von Hohenems scheint der älteste; er ist aber defect, und am besten legte man den zu St. Gallen zu Grunde. Aber höchst interessant, fast nothwendig ist es, von andern Manuscripten Varianten, wo sie bedeutend sind, zu liefern. Es ist für die Geschichte der Poesie äußerst lehrreich, zu sehen, wie dasselbe Gedicht in dem Fortgang der Zeit modificirt und verändert wurde, eine Rücksicht, die man vernachlässigt und geglaubt hat, daß das ältere Manuscript geradezu alle andern unnütz mache.“ In so kurzer Zeit war Jacob Grimm gerüthet, um an eines der schwierigsten Probleme der altdeutschen Wissenschaft herantreten zu können und zum ersten Mal eine kritische Untersuchung über das Lied zu liefern.

Schon den 9. Juni desselben Jahres erschien in demselben Blatte Sp. 353 — 356 (Al. Schriften 4, 7—9) ein kurzer Aufsatz Jacob Grimm's: „Ueber das ältere Wölfer'sche und Minnegesang“, in dem er der damals allgemein verbreiteten Auffassung dieser Dichtung entgegentrat und sich dadurch in eine literarische Fehde mit Doen, von der Jagen und Büchling vermittelte. Bereits in jenem ersten Aufsatz vom 17. März hatte er Gelegenheit genommen anzudeuten, daß die Untersuchung zwischen Minne- und Weisergefang ungründlich, zum wenigsten ungründlich aufgestellt sei; jetzt widmete er diesem Gegenstande einen besondern Aufsatz, der sofort den dahübergehenden Fortschritt

kennzeichnet. „Es ist nicht viel länger“, sagt er, „als ein Jahr, daß ich mit dem Studium der alten deutschen Poesie und deren Geschichte (welche genaue Kenntnis und Einsicht den Aufwand vieler Jahre erfordert) abgeben habe; was mir aber darin unter andern besonders aufgefallen ist, war der unbestimmte, schwankende Unterschied, den man zwischen Minne- und Meistergesang zu machen pflegt, und der sich in Compendien und bei jeder andern Gelegenheit wieder findet. Ich dachte Anfangs, es ließe sich eine festere Grenzlinie zwischen beiden Arten ziehen, bin aber darüber auf ganz andere Untersuchungen und Resultate geraten. Und da neulich anderwo (s. o.) darauf gedeutet worden ist, so halte ich es nicht für unschädlich, mich jetzt darüber, wenn auch kurz und ohne Beifügung der Beweise auszulassen und zu allenfälligen Widersprüchen aufzufordern. Auch — sowie es Bilder gibt, weichen man wohl, ohne weitere Wissenschaft vom ausgebliebenen Gegenstande ihre Wahrheit ansehen kann, so bin ich fast der Meinung, man werde das hier behauptete so wenig unwahrscheinlich finden, daß sich selbst in jedes eignen Studium überraschende Befähigungen dazu ergreifen lassen mögen. Sonst eigne ich mir überdem die dieser Ansicht, ob ich sie schon für neu halte, ein desto geringeres Verdienst an, als sie mir gar nicht schwer geworden ist, sondern nach einigen angestellten Bemühungen plötzlich und lebhaft vor Augen gestanden hat, gleich einer Sache, die lange verkannt gemeinen, wozu ich zwar nachher genug Belege gefunden, sie selbst aber nicht aus zusammengetragenen Beweisen, wie ein wahrsames Resultat gezogen habe.“ „Zu behaupten also“, fährt er fort: „der gemachte Unterschied zwischen Minne- und Meistergesang ist null und nichtig und (vielleicht alle) Minnesänger sind selbst und recht eigentlich Meisterliederer gewesen.“ Dennoch will er die hergebrachte Unterscheidung nicht ganz verbannt wissen: „Wenn also“, sagt er endlich, „der Unterschied zwischen Minne- und Meistergesang wegfällt, so kann man dennoch treffend genug die beiden zur Bezeichnung zweier Perioden in der Geschichte der Poesie fortgebrauchen, indem die erste ein Verbreiten umfaßt, die Natur und Wirkung der Liebe auf das menschliche Gemüth und das Ritterthum in den künstlichsten Formen und bis zum Entwürfen zu schildern (wovon der völlige Verfall einer epischen Zeit war, und eines epischen Charakters der Poesie: selbst die erzählenden Gedichte durch diesen Gang voll lyrischer Episoden), die zweite hingegen sich allein an den mangelsollen Formen genügen ließ. Nur muß man nicht glauben, daß wie in der zweiten jeder Inhalt untergeordnet, in der ersten auch die Kunst der Reime geübt hätte, und daß die erste Periodisirung vom Inhalt hergenommen, die zweite aber von der Form entlehnt sei. Kurz, ein jeder Minnesänger ist auch ein Meisterliedner; aber man kann nicht umkehren.“

Wenige Monate darauf, den 8. Sept., erschien ebenfalls Ep. 568 — 571 (RI. Schriften 4, 9 — 12) schon wieder ein Aufsatz Jacob Grimms: „Von Uebereinstimmung der alten Sagen“, ein Gegenstand, der ihn ohne Zweifel schon längere Zeit beschäftigt hatte und der für die Folge

ein Lieblingsothema für ihn wurde. Nachdem er gezeigt hat, wie die Geschichte von Engelhard und Engeltrud, oder richtiger von Engelhard und Dietrich sich bei den verschiedensten abendländischen Völkern finde, fährt er fort: „Es wäre überhaupt die allgemeine Anmerkung zu machen, wie sich eine Menge einzelner Züge unzähligmal in der alten Poesie, obgleich auf verschiedene Weise, wiederholt, zum sichern Beweis der echt epischen Beschaffenheit oder lieber des epischen Charakters derselben. Denn das ist die wahre Bedeutung des Epischen, daß es durchaus vollumfänglich sein, in der ganzen Nation fortleben, und sich, indem es bios die Sache ergreift und festhält, mit Vernachlässigung der Zeiten und Benennungen — bei derselben Grundlage in einer Mannigfaltigkeit von Gestaltungen dargeben müsse.“ Dazu behauptet er folgende Sätze und ihre Identität: „Die älteste Geschichte jedweden Volkes ist Volkssage. Jede Volkssage ist episch. Das Epos ist alte Geschichte. Alte Geschichte und alte Poesie sollen notwendig zusammen ... Es ist ungerathen, ein Epos erfinden zu wollen, denn jedes Epos muß sich selbst dichten, von seinem Dichter geschrieben werden. Beweis sind die Menge mislungener Arbeiten in allen Nationen. Aus dieser Volksmöglichkeit des Epos ergibt sich auch, daß es nirgends anders entspringen sein kann, als unter dem Volke, wo sich die Geschichte zutragen hat.“ Und schließt dann mit der Bemerkung: „daß man sich hüten müsse, die ausfallende Uebereinstimmung mancher Züge in alten Sagen, Liedern und andern Gedichten gerade aus einer directen Nachahmung herzuweisen, oder gar die unmöthliche Wiederholung anzunehmen, da vielmehr der Schall solcher Begebenheiten durch das ganze Volk verbreitet worden ist, und sich bei jeder Gelegenheit von selbst und unendlicher Weise wieder anbringt.“

Unter dem 27. Nov. desselben Jahres sehen wir daselbst Ep. 673 — 686 (RI. Schriften 4, 12 — 21) Jacob Grimm schon wieder auf dem Plan. Nach dem Urtheilen seines Aufsatze: „Etwas über Meister- und Minne-“ harte sich Doren schon in der folgenden Nummer bemüht, denselben zu widerlegen, und das in ziemlich abschreckender und dazu unklarer Weise, obgleich er sonst über den Minne- und Meistergesang überhaupt manches Treffende sagte. In der Abhandlung: „Beweis, daß der Minne- und Meistergesang episch ist“, sucht nun Jacob Grimm seine Meinung so bestimmt als möglich darzulegen. Nach der mehr allgemeinen Deduction der völligen und notwendigen Identität des Minne- und Meisterliedes in Deutschland, sucht er diese als ein Resultat aus einzelnen sächlichen Sätzen hervorgegangen darzustellen, indem er nachweist: 1) daß dieselbe Künstlichkeit in den Liedern der ältesten Minnesänger wie in den spätern Meisterliedern sich finde; 2) daß sowohl der Minne- wie der Meistergesang aus einer und derselben Quelle, d. h. des Reiterordens hervorgegangen sei, da schon die Dichter des 13. Jahrh. eine gewisse Gesellschaft mit mancherlei Uebereinstimmung und Befugnissen gebildet hätten. Die speciellen Nachweise hiervon aufzuführen, würde indeß zu weit führen. Allein Jacob Grimm hatte seine Gegner auch durch diesen Aufsatz keineswegs überzeugt, Doren be-

gleichte denselben mit kurzen Bemerkungen, die nicht ohne Bitterkeit waren; im folgenden Jahrgange des Neuen lit. Anzeigers mißte sich auch von der Fagen und Büsching in den Streit, dann zog sich dieselbe in das von von der Fagen, Doren und Büsching herausgegebene Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst hinüber (siehe hierüber Kaumer a. a. D. 400 fg.). So viel aber war nach diesem ersten Auftreten Jacob Grimm's gewiß: er hatte sich bereits einen Namen gemacht, dem auch seine Gegner ihre Achtung nicht verweigern können, und am Ende des Jahres schreibt Arnim aus Cassel: „Hier gibt es einen sehr gelehrten deutschen Sprach- und Literaturkenner, Herrn Kriegsrath Grimm, er hat die vollständige Sammlung über alle alte Poesie.“

Nach diesem ersten lebhaften Auftreten sehen wir Jacob Grimm in den beiden folgenden Jahren 1808 und 1809 nur mit wenigen literarischen Arbeiten vor die Öffentlichkeit treten, obgleich er in den Diensten Jerome's die schönste Rufe dazu hatte. Der Grund davon ist wol der, daß er sich nun immer mehr in seine Studien vertiefte und neue Elemente in dieselbe aufnahm, die er erst in sich zu verarbeiten hatte, bevor er das Begonnene weiterführen und mit neuen Schöpfungen hervorbringen konnte, aber auch die Zeitverhältnisse mochten das Ihrige dazu beitragen, wie er selbst „Meine Entlassung“, *Alt. Schriften* 1, 27, von seinen ersten Arbeiten redend, andeutet: „Schon der Beginn seiner Studien war hart aber frohlich. Mit heftigem Schmerz sah ich Deutschland in unwürdige Hefen geschlagen, mein Geburtsland bis zur Vernichtung seines Namens ausgelöst. Da schienen mir beinahe alle Hoffnungen gewichen und alle Sterne untergegangen; nur mühevoll und langsam gerieth es mir, die Fäden des angelegten Werkes wieder zu knüpfen und dann wehmüthig festzuhalten. Es war nicht umsonst, ich hatte mich heimlich emporgerichtet, und meine Arbeiten gewannen Fortgang.“

Im Frühjahr 1807 war nämlich sein Bruder Wilhelm von der Universität zurückgekehrt. Er hatte bereits an den Märchen und Sagen mitgesammelt und wandte sich nun sofort entschieden dem Studium des deutschen Alterthums zu. Wenn nun aber auch dieser vorerst seinen eigenen Weg ging und sich alsbald insbesondere der deutschen Heldensage zuwandte, und zwar zunächst vorzugsweise der Edda, welche diese in den nordischen Uebersetzungen angenommen hatte, so verbanden doch die Brüder, welche von jeder in der innigsten Jergensgemeinschaft standen und dieselbe Lebensaufgabe sich gestellt hatten, ihre Arbeiten auf das Engste mit einander, aus welcher Verbindung dann eine mehrere Jahre andauernde lebhaft gemeinsame Thätigkeit entsprang, welche reiche, theilweise sogar wahrhaft bahnbrechende und schöpferische Früchte brachte. Jacob, dessen empfängliches Gemüth Alles ergriß, was mit seinen Bestrebungen in Zusammenhang stand und woraus ihm und der Wissenschaft Gewinn erwuchs, fing nun mit Wilhelm an, sich mit der altnordischen Sprache und Literatur, die auch für seine Forschungen in Poesie, Mythos und Sage von größter Bedeutung war, eingehender als bisher zu be-

schäftigen, und verabredete mit Wilhelm eine gemeinsame Herausgabe und Uebersetzung der Eddelieder der Edda. Auch schickte er jetzt sich an, die altspanischen Romane, mit Ausschluß derer von Elb und den Mohrenkriegen, zu sammeln, und gedachte diese, mit einem Commentar, welcher hauptsächlich die Vergleichung mit altdeutschen und altfranzösischen enthalten sollte, versehen, herauszugeben, mit welcher Arbeit er einem 1808 ausgesprochenen Wunsche Friedrich Schlegel's entgegenkam. Auf dem Gebiete der Rhythmen- und Sagenforschungen traten ihm nun aber zwei Werke entgegen, welche ihn nöthigten, sich mit einem Felde der Wissenschaft zu beschäftigen, das er bisher nie ernstlich betreten hatte.

Im J. 1807 hatte Joseph Görres die deutschen Volksbücher herausgegeben und die hinzugefügte Einleitung u. mit Sätzen der Schelling'schen Naturphilosophie getränkt, welche Schrift aus Jacob und Wilhelm Grimm einen großen Eindruck machte, sodas dieselben durch Arnim's und Brentano's Vermittlung mit dem Verfasser in einen freundschaftlichen Verkehr traten. Noch weit bedeutender aber war der Eindruck, welchen Arnolds Kanne aus Jacob Grimm, sowie auf alle Haaggenossen machte. Dieser hatte im J. 1808 eine Schrift: „Erste Urkunde und Geschichte der allgemeinen Mythologie. 2 Bde. Mit einer Vorrede von Jean Paul“ in die Welt geschickt, in der er den Zusammenhang aller Mythen zu ergünden suchte. Noch enger als Görres schloß sich derselbe an Schelling an und sprach manchen geistvollen Gedanken aus, leistete aber das Unglaubliche, um in allen Religionen und Sprachen die Einheit nachzuweisen, „in Allem Eins und Eins in Allem“, wie er in seinem 1809 angekündigten Werke „Gen to Pan“ auszuführen gedachte. Der in diesen Schriften, wie in so vielen andern jener Zeit, zu Tage tretende pantheistische Nihilismus ergriß auch Jacob Grimm und nöthigte ihn, dessen Sache die speculative Philosophie niemals war, sich mit Schelling's Schriften, aus denen Görres und Kanne ihre tiefste Anregung empfangen hatten, selbst bekannt zu machen. Er deutet dieses zwar niemals an, allein daß es anders gewesen sei, läßt sich kaum annehmen, da er auch sonst immer auf die Dürsten selbst zurückgeht, mit eigenen Augen schaut und niemals etwas lodt aufnimmt, sondern in sich verarbeitet, und er, wie wir aus der Nachschrift zum „Altdeutschen Meistergesang“ sehen, auch Olsen's Lehrbuch der Naturphilosophie hundert hatte. Sein historischer, empirischer, von Savigny genährter Sinn ließ ihn jedoch nicht zu einer pantheistischen Auffassung unserer Mythen und Sagen gelangen, allein die Methode der Mythen- und Sagenvergleichung und der Etymologie, wie sie Kanne in der selbststößigen Weise trieb, eignete er sich, jedoch erst später, ganz entschieden an.

Während ihn noch diese Studien beschäftigen mochten, erschien im J. 1808 in Arnim's Tröst-Verlagsanstalt *Sp.* 561 (*Alt. Schriften* 4, 22) eine kleine Mittheilung desselben, „Entscheidung der Verlagspoesie“ überschrieben (deren versprochene Fortsetzung er nicht lieferte), und darauf vom 4. und 7. Juni *Sp.* 153 — 156 (*Alt. Schriften* 1, 399 — 403) ein Aufsatz: „Gedanken,

wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten". Dieser Aussag ist in mehrfacher Beziehung höchst charakteristisch. Kanne's Methode hat ihn noch nicht ergriffen, und es scheint sogar, daß der Hauptzweck des Aufsatzes war, der Auffassung der Mythen und Sagen von Görres und Kanne unter tieferer Begründung und Weiterführung seiner früher ausgesprochenen Auffassungen entgegenzutreten. Er hält an der später von ihm so fruchtbar gemachten Herderschen Unterscheidung von Natur- und Kunstpoesie entschieden fest; er spricht es mit Nachdruck aus, daß in den alten Sagen Wahrheit enthalten sei, und beruft sich dabei mit Freuden auf das, was Johann von Müller in eben dem Sinne gesagt hatte — und ohne Zweifel wußte er sich auch hierbei in Uebereinstimmung mit Arnim, der 1812 sagt: „Sagen sind, wenngleich ganz unwahr, doch das Wahre, was ein Volk zur Darstellung seiner liebsten Gedanken hervorbringt“ —; darum erklärt er sich auch mit Johann von Müller gegen die kritische Geschichtsschreibung des 18. Jahrh., wie sie damals Schlegel vorzugsweise äbte. Nach den einleitenden Worten: „In unserer Zeit ist eine große Liebe für Volkslieder ausgebrochen, und wird auch die Aufmerksamkeit auf die Sagen bringen, welche sowohl unter demselben Volke herumgehen, als auch an einigen vergessenen Plätzen aufbewahrt worden sind. Oder vielmehr, (da die Sagen auch die Lieder erneut haben würden,) die immer mehr Lebhaftigkeit gewinnende Erkenntnis des wahren Wesens der Geschichte und der Poesie hat dasjenige, was bisher verdächtig gehalten, nicht wollen vergehen lassen, welches aber die höchste Zeit geworden ist, beieinander zu versammeln“, hebt er also an: „Man streite und bestimme, wie man wolle, emsig gegründet unter allen Völkern und Länderschaften ist ein Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie (epischer und dramatischer, Poesie der Ungebildeten und Gebildeten) und hat die Bedeutung, daß in der ersten die Thaten und Geschichten gleichsam einen Laut von sich geben, welcher fortklingen muß und das ganze Volk durchzieht, unwillkürlich und ohne Aufregung, so treu, so rein, so unschuldig werden sie behalten, allein um ihrer selbst willen, ein gemeinsames, theueres Gut, dessen ein jeder Theil habe. Dagegen die Kunstpoesie gerade das sagen will, daß ein menschliches Gemüth sein Inneres bloß gebe, seine Meinung und Erfahrung von dem Treiben des Lebens in die Welt gieße, welche es nicht überall begreifen wird, oder auch, ohne daß es von ihr begreifen sein wollte. So innerlich verschieden also die beiden erscheinen, so nothwendig sind sie auch in der Zeit abgefordert, und können nicht gleichzeitig sein, nichts ist verfeinert geblieben, als die Annäherung, epische Gedichte haben oder gar erdichten zu wollen, als welche sich nur selbst zu dichten vermögen. Ferner ergibt sich, wie Poesie und Geschichte in der ersten Zeit der Völker in einem und demselben Fluß strömen, und wenn Ferner von den Griechen mit Recht ein Vater der Geschichte genannt wird, so dürfen wir nicht länger Zweifel tragen, daß in den alten Nibelungen die erste Herrlichkeit deutscher Geschichte nur zu lange verborgen gelegen habe. Nach-

dem aber die Bildung dazwischen trat und ihre Herrschaft ohne Unterlaß erweiterte, so mußte, Poesie und Geschichte sich auseinander scheidend, die alte Poesie aus dem Kreise ihrer Rationalität unter das gemeine Volk, das der Bildung unbefähigter, flüchtigen, in dessen Mitte sie niemals untergegangen ist, sondern sich fortgesetzt und vermehrt hat, jedoch in zunehmender Benäzung und ohne Abwehrung unvermeidlicher Einflüsse der Gebildeten.“

„Irene ist in den Sagen zu finden, fast ungeweiht, weil die Sage sich selbst ausdrückt und verbreitet, und die Einsachheit der Zeiten und Menschen, unter denen sie erfaßt, wie aller Erfindung an sich fremd, auch seiner bedarf. Daher Alles, was wir in ihnen für unwahr erkennen, ist es nicht, insofern es nach der alten Ansicht des Volkes von der Wunderbarkeit der Natur gerade nur so erscheinen und mit dieser Junge ausgesprochen werden kann. Und in allen den Sagen von Geisern, Zwergen, Zaubern und ungeheuren Wandern ist ein stiller, aber wahrhaftiger Grund vergraben, vor dem wir eine innerliche Scheu tragen, welche in reinen Gemüthern die Geduldsheit immer verwirrt hat und aus jener geheimen Wahrheit zur Befriedigung aufgelöst wird.“ — „An ganz verschiedenen Dörfern, mit andern Namen und für verschiedene Zeiten wird dieselbe Geschichte erzählt gehört. Aber an jedem Orte vernimmt man sie so neu, Land und Leuten angemessen, und den Sitten anverleibt, daß man schon darum die Vermuthung ausgeben muß, als sei die Sage durch eine anderweitige Betheuerlichkeit der letzten Jahrhunderte unter die entlegenen Geschlechter getragen worden.“ — „Es ist das Volk betheuert von ihr erfüllt gewesen, daß es Benennung, Zeit, und was äußerlich ist, alles vernachlässigt, nach Unschuld in irgend eine Zeit versetzt, und wie sie ihm am nächsten liegen, Namen und Dörfer unterschleibt, den unveränderlichen Inhalt aber niemals hat fahren lassen.“ ... „Daher es im einzelnen ebenso unmöglich ist, den eigentlichen Ursprung jeder Sage auszuforschen, als es ersehnlich bleibt, dabai auf immer ältere Spuren zu gerathen.“ — „In ihnen hat das Volk seinen Glauben niedergelegt, den es von der Natur aller Dinge hegend ist, und wie es ihn mit seiner Religion verbindet, die ihm ein unbegreifliches Heiligtum erscheint voll Seligmachung.“ —

„Wenn nun Poesie nicht anders ist und sagen (sein) kann, als lebendige Erfassung und Durchgreifung des Lebens, so darf man nicht erst fragen, ob durch die Sammlung dieser Sagen ein Dienst für die Poesie geschehe. Denn sie sind so gewis und eigentlich selber Poesie, als der helle Himmel blau ist; und hoffentlich wird die Geschichte der Poesie noch ausführlich zu zeigen haben, daß die sämtlichen Ueberreste unserer altweltlichen Poesie bloß auf einen lebendigen Grund von Sagen gebaut sind und der Maßstab der Beurtheilung ihres eignen Werthes darauf gerichtet werden muß, ob sie diesem Grunde mehr oder weniger reallos geworden sind. Auf der andern Seite, da die Geschichte das zu thun hat, daß sie das Leben der Völker und ihre lebendigen Thaten erzähle, so leuchtet es ein, wie sehr die Traditionen auch ihr angehören. Diese Sagen sind grüne

Holz, frisches Gewässer und reiner Laut entgegen der Dürre, Rauheit und Verwirrung anderer Geschichte, in welcher ebene zu viel politische Kunstgriffe spielen, statt der freien Kämpfe aller Nationen, und welche man nicht auch durch Vertennung ihrer eigentlichen Bestimmung verderben sollte. Das kritische Princip, welches in Wahrheit, seit es in unsere Geschichte eingeführt worden, gewissermaßen den reinen Gegensatz zu diesen Sagen gemacht, und sie mit Betrachtung versehen hat, bleibt an sich, obgleich aus einer unrichtigen Veranlassung schädlich ausgegangen, unabweislich; allein nicht zu sehen, daß es eine Wahrheit gibt, außer den Umständen, Diplomaten und Chroniken, das ist höchst unritisch.“ — „So läßt immer die Sagen in allem Aeußeren erfunden werden, so ist doch im Ganzen das innerste Leben, dessen es bedarf; wenn die Wörter noch die rechten wären, so möchte ich sagen: es ist Wahrheit in ihnen, ob auch die Sicherheit abgeht. Sie mit dem gesammelten Geschichtswort in Vereinigung zu setzen, wird bloß bei wenigen gelingen, also, wie einerseits dieses Unternehmen unnötige Mühe und vergeltenden Eifer nach sich ziehen müßte, würde es auf der andern Seite thöricht sein, die so mühsam und nicht ohne große Opfer erlangene Sicherheit unserer Geschichte durch die Einmischung der Unbestimmtheit der Sagen in Gefahr zu bringen.“

— „Wenn die Geschichte nichts anderes sein sollte als die Bewahrerin alles Herrlichen und Großen, was unter dem menschlichen Geschlecht vorgeht und seines Sieges über das Schlechte und Unrechte, damit jeder einzelne und ganze Völkern sich an dem unentwederbaren Schatz erfreuen, beraten, trösten, ermutigen, und ein Beispiel haben. . . also die Geschichte weder andern Zweck noch Absicht haben soll, als welche das Epos hat, so muß sie aus dieser Betrachtung aufhören, eine Dienstin zu sein der Politik oder der Jurisprudenz oder jeder andern Wissenschaft. Und daß wir endlich diesen Vortheil erlangen, kann durch Kenntniß der Volkssagen erleichtert und mit der Zeit gewonnen werden.“ Im J. 1813 widmet Jacob Grimm, wie wir sehen werden, diesem Gegenstande noch eine weitere, ausführliche Betrachtung, wo aber der Einfluß der Rannschenscheiethode und Etymologie bei ihm zum Durchbruch gekommen ist.

Im J. 1808 war der erste Band von der H. von der Hagen und Joh. Guck. Völsching herausgegebenen deutschen Geschichte des Mittelalters erschienen. Jacob Grimm leserte nun im J. 1809 in den Heidelberger Jahrbüchern Bd. 2, S. 148—164; 210—214; 249—259 (AL. Schriften 4, 22—52) eine eingehende Beurteilung davon, in der er dem Verdienste der Herausgeber zwar völlig gerecht wird, aber auch zugleich das Verfehlte derselben schonungslos aufdeckt, überall behebend, daß er ernstere Ansprüche an die Wissenschaft mache und tiefer in dieselbe eintretenden war, als die Herausgeber und fast alle übrigen gleichzeitigen Fachgelehrten. Als Hauptzahn zur Beurteilung der Einleitungen, mit denen die Herausgeber ihre Sammlung begleiteten und welche sie selbst als Beiträge zur Geschichte der Poesie angesehen wissen wollen, gibt er seine eigenen Ansichten

darüber, aus denen wir folgende Stellen heranziehen. Nachdem er S. 149 den Ausdruck gelassen: „Nemehr der alten Quellen zugänglich werden, desto möglicher erscheint eine Geschichte der altheutschen Poesie, eine solche, als noch dazu kein Beispiel weder in der alten Literatur noch in der neuern gegeben worden ist“, fährt er S. 155 fg. also fort: „Die Geschichte der alten Poesie soll nichts anderes vorhaben, als die verschiedene Gestalt zu erläutern und zu beschreiben, worin die Sage erschienen ist, und sie so weit als möglich auf ihre Ursprung zurückzuführen. Die Geschichte soll nicht durch die Sage erklärt, ergänzt werden, die Geschichte kann aber heißen, die Sagen zu erklären. Es liegt viel weniger daran zu wissen, welcher Sprache oder Form etwa ein Gedicht nachgebildet worden sei, oder welchen Urheber es gehabt habe, insofern dies nicht dazu beitragen muß, über Alter und Gestalt der Sage selbst Aufschlüsse zu verschaffen, sondern es kommt darauf an, entweder die Ursprünglichkeit derselben oder ihre Veränderung sammt dem Verhältnis zum Ursprung klar zu ferner. Oft geschieht es, daß wir in einer neuen Form die alte Sage reiner wahrer sehen, als es in einer ältern ist, so daß die Gesetze der Veränderung keineswegs als regelmäßig zu betrachten sind.“

In demselben Jahrgange der Jahrbücher 2, 121—129 findet sich eine Rezension von de la Motte Fouquet's Egidur, welche mit Grimm unterzeichnet ist und vielleicht von Jacob und Wilhelm zugleich stammt.

Im J. 1811 erschien nun die erste selbständige Schrift Jacob Grimms: „Ueber den altheutschen Rittersang“, die aber schon 1810 vollendet war; denn die Vorrede ist am 19. August 1810 unterzeichnet. Das verspätete Erscheinen der Schrift erklärt sich daraus, daß er sie ursprünglich für das von der Hagen, Doren und Völsching herausgegebene Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst bestimmt hatte, aber durch zufällige Umstände die Antwort der Herausgeber verspätet wurde. Jacob Grimm hatte gegen seine Neigung diesen Gegenstand wieder aufgenommen, wie er selbst in der Vorrede S. 4 sagt: „Dieser Gegenstand ist einer der trockensten und verwiddesten in der altheutschen Poesie überhaupt und in seiner Hinsicht dem schon in der Arbeit überall erfreuen und im Resultat viel reichere lehrenden Studium der poetischen Sage an die Seite zu setzen, wozu ich meine hauptsächlichste Neigung zuwenden.“ Die Schrift ist polemischer Art und noch zudem darauf angelegt, in derselben Schrift zu erscheinen, worin ihre Veranlassung gedruckt stand, daher ruht der größtentheils gegebene und beschränkte Plan, daher eine bruchstückartige Kürze.“ Dennoch hat derselbe mit aller Grundsätzlichkeit und Gewissenhaftigkeit seinen Gegenstand behandelt, da er seinerseits den darüber entstandenen Streit zum Abschluß bringen und darum seine Ansicht ausführlich und einbringend zu beweisen hatte. In der Einleitung (S. 13—25) redet er von dem Verlaufe des geführten Streites, dann gibt er (S. 26—35) eine „Uebersicht der Rittersang von Anfang bis zu Ende“. Darauf folgen die Beweise für seine Ansicht, und zwar 1. Innere Beweise

(S. 36—74) mit eingehender Widerlegung der ihm gemachten Einwürfe, sowie äußere Beweise (S. 75—120), der 3. Abschnitt (S. 131—140) bespricht das Verhältniß des Weisthergesanges zu der übrigen altdeutschen Poesie (der Volkspoesie, den erzählenden und den Spruchgedichten). Der Schluß (141—169) handelt von der Bestätigung durch die Geschichte aus heimlicher Poesie, der Provenenzen, Franzosen, Niederländer, Skandinaven, Engländer. Dann folgt zusammengekommenes Resümee (S. 170—174), endlich Verichtigungen und Zusätze nebst einem zweiten Nachtrag vom 12. Febr. 1811 (S. 175—194). Die frühere Behauptung, daß der Minnengesang Weisthergesang sei, hat Jacob Grimm gegen Doeren sich genöthigt gesehen zu modificiren. „Die Identität des Minne- und Weisthergesanges“, sagt er S. 26, „will ich aufheben, ihre Einzeltheil leugnen.“ Er hält daher an der Annahme fest, daß eine gewisse Verbindung auch unter den frühern Meistern des 13. Jahrh. bestanden habe, aber die Behauptung, daß der Weisthergesang von einer gewissen Gesellschaft grüdet, nach mancherlei Uebereinkunft und Beschlüssen, auf die ältern Minnensänger zu beziehen sei, läßt er nun fallen, obgleich dieselben schon im Anfang Weisther heißen, aber es sei unmöglich, die Zeit zu bestimmen, wann sie sich diesen Namen ganz zu eigen gemacht (vergl. S. 76, 101). Den ganzen Inhalt der Schrift näher darzulegen, würde hier zu weit führen, und lieber führen wir das aus, wodurch dieses Urtheilswort des Schwandmartyrers grandieus gemacht worden ist für die ganze Geschichte unserer Poesie, nämlich durch den mit voller Bestimmtheit und Klarheit dargelegten Unterschied zwischen Volkspoesie und Kunstpoesie. „Ich habe nirgend“, sagt er in der Vorrede S. 5 fg., „den Unterschied zwischen Natur- und Kunstpoesie bestimmt vorausgesetzt. Die Berücksichtigung dessen, was unter dem ganzen Volke lebt, vor allem dem, was durch das Nachsinnen der bildenden Menschen an dessen Stelle eingesetzt werden soll, leuchtet über die Geschichte der Poesie, und diese Erkenntniß allein verkattet es uns, auf ihre inneren Aern zu schauen, die wo sie sich flüchtend in einander verlaufen. Es ist, als sehe ich eine große Einsamkeit zurück und verschleie sich in dem Raue, worin der Mensch nach seinem göttlichen Treiben sie aus der eigenen Kraft zu offenbaren strebt. Da nun die Poesie nichts anderes ist, als das Leben selbst, gesetzt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache, (welche insofern mit Recht eine himmlische genannt und der Prosa entgegengestellt werden darf,) so stellt sie sich in die Herrschaft der Natur über alle Herzen, wo ihr noch jedes als einer Verwandtin ins Auge sieht, ohne sie je zu betrachten, und in das Reich des menschlichen Geistes, der sich gleichsam von der ersten Frau abspaltet, als deren hohe Züge ihm nach und nach fremd und seltsam werden. Man kann die Naturpoesie das Leben in der reinen Handlung selbst nennen, ein lebendiges Buch, wahrer Geistesvoll, das man auf jedem Blatt mag anfangen zu lesen und zu verstehen, nimmer aber ausliest noch durchversteht. Die Kunstpoesie ist eine Arbeit des Lebens und schon im ersten Reime philosophischer

Art. In den Heldengesängen reicht nur noch ein Zweig aus der alten Naturpoesie in unser Land herüber, die Freude, das Eigenthum des Volkes an seinen geliebten Königen und Herren muß sich, so zu sagen, von selber an- und fortgeplant haben. Lieber die Art, wie dies zugegangen, liegt der Schleier eines Geheimnisses gedekt, an das man Glauben haben soll. Denn die Leugner, die sich dafür lieber mit einer dünnen Wahrscheinlichkeit deckeln wollen, bringen Systeme an, welche man mit Wahrheit widerlegen kann und noch denen ihnen nichts übrig bleibt.“ — „Die Poesie ist kein Eigenthum der Dichter und das zu seiner Zeit weniger gewesen als in der epischen, da sie, ein Blut, den ganzen Leib des Volkes durchdrungen. Niemand weiß von Dichtern, geschweige daß es die Nachwelt erfahren sollte, aber die Sänger ziehen in Hansen herum, und wenn eine törende Stimme zu Theil geworden, oder wer in ein trüerisches Gedächtniß alte Lieder und Sagen niederlegen kann, da ihm das Licht der Augen entzogen worden, der tritt hin vor König und Volk und singt für Ehre und Geden. Es hat auch seinen Zweifel, daß Erbschaft und Lehre das Amt des Sängers fortplanten, weil in der Lehre die natürliche Verehrung des Alters und in dem Stande die natürliche Erbschaft der Jugend liegt.“ — „Lehre und Eitelkeit habe die Sänger zusammen, und der Gebrauch mag einer der frühesten sein, weil er so ganz einfallig ist, daß sie unter sich ein Reich stifteten, ein Haupt hatten und es ihren König nannten. So ist der Dienst der Poesie in alter Zeit gewesen. Daß in dem erblühenden Minnengesange eine eigenthümliche Kunst zu wachen anfangen, habe ich mich zu zeigen bemüht und eben damit den Ursprung des Weisthergesanges gezeigt.“ Diese Epoche setzt er dann S. 90 in Heinrich von Veldeke's Lebenszeit. — Zu einem zweiten Bande, den Jacob Grimm vorhatte, kam es nicht, aber es scheint nicht überflüssig anzuführen, wie derselbe noch in hohem Alter in der Rede auf Wilhelm Grimm. XI. Schriften I, 169, von diesem seinem ersten Vächlein dachte: „Ich suchte darzuthun, daß, was man als Minnengesang und Weisthergesang zu unterscheiden pflegte, gerade in einer ihnen gemeinsamen wesentlichsten Form bestünde sein müsse, ihre Abweichung nur als Herabfallen einer Kraft in Unkraft anzusehen sei, wie alte Gebräuche überall absterben und verkümmern, so daß doch immer noch bedeutende Ähnlichkeiten davon zurückbleiben. Die gewonnene Ansicht erlaube ich fortwährend als die richtige und zu rechter Entscheidung scheine mir auch die damals beigebrachten Gründe ausgereicht zu haben; der Gegenstand trug alle Fähigkeit in sich späterhin aus reichlichem Material glänzender und ohne das, was die erste Behandlung überwachte, entfaltet zu werden.“

In das Jahr 1810, wo Jacob Grimm diese Schrift vollendet hatte, fällt auch noch die Recension von Benedek's Minnedieder, Heidelberger Jahrbücher I, 371—377, und unter dem 10. Nov. desselben Jahres die Ankündigung der Sammlung der altspanischen Romanzen erschienen 1811 im Zehntheiligen Blatt derselben Jahrbücher vom 3. 1811 Nr. 1. S. 4—5.

In dem folgenden Jahre, nachdem die Brüder unter dem 11. Febr. gemeinsam eine Sammlung altnorðischer Sagen angekündigt haben (Intelligenz-Blatt der Heidelb. Jahrb. 1811. Nr. VIII. S. 57—58), begehen wir in denselben Jahrbüchern zwei Rezensionen Jacob Grimms. Nr. 10. S. 145—158 und Nr. 11. S. 161—166 vom 1. Bande von dem von v. d. Hagen und Bülching herausgegebenen Museum für altdeutsche Literatur und Kunst, und Nr. 63. S. 999—1006 von Gräter's Ausgabe der Helga quida haddingia soato; dann nimmt er im 1. Bande jenes Museums für altdeutsche Literatur S. 157 die Ausgabe der deutschen Volksbücher von Görres gegen von der Hagen in Schutz und liefert im 2. Bande noch zwei Aufsätze: „Kari und Liegast“ (S. 226—236) und „Hornkind und Walb Kimerild“ (S. 284—316).

Schon unter dem 18. Jan. 1812 kündigt die „Gebrüder Grimm“ in dem Anzeiger zu Gräter's Jouna und Hermode die weiteren Früchte ihrer gemeinsamen Arbeiten an: die Lieder der alten Edda und die Gedichte und Sagen von Reinhart Fuchs. Statt der Edda erschien aber im Juli dieses Jahres: Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weidenbrunner Gebet zum erstenmal in ihrem Weirum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm. Cassel 1812. 4. Diese Arbeit „lag“, wie die Brüder in der Vorrede sagen, „auf dem Wege zur Herausgabe der eddischen Lieder“, und „sollte eine Probe von dem ablegen, was sie sich vorgenommen hatten, an den Odaliedern zu leisten“. Das Hildebrandslied, von dem die Casseler Bibliothek die einzige, aber leider fragmentarische Handschrift besaß, hatte zuerst Johann Georg von Eckhart im J. 1729 in seinen Commentariis de rebus Franciae orientalis. Tom. I. p. 889—902 herausgegeben und zugleich mit einer nebenstehenden lateinischen Uebersetzung und sprachlichen und historischen Erläuterungen versehen. Dann hatte W. Fr. H. Reinwald in dem Neuen liter. Anzeiger 1808. S. 33—47 den Text nach Eckhart mit deutscher Uebersetzung und sprachlichen Erläuterungen herausgegeben. Das Weidenbrunner (das ist die richtige Schreibweise) Gebet hatte zuerst Gräter im Progr. 1797 Bd. 1, 118 veröffentlicht. Reinwald übersetzte und erläuterte es dann in den Lit. Blättern, Nürnberg 1805, 6, 152 fg., und Gräter demerzte in einem Programm vom 6. Nov. 1807, das dessen Verstand mit der alten nordischen übereinstimme, und Dorn wies in der A. Obern. Zeit. vom 11. März 1811 die Altitration darin nach (s. Museum v. a. d. 436). Jacob Grimm, der bereits in seiner Schrift: Ueber den altdeutschen Nierengang S. 166 die Ansicht ausgesprochen hatte, daß die Altitration ursprünglich ihren Sitz in der ganzen Poesie des deutschen Sprachstammes gehabt habe, machte 1811 in Hagen's Museum für altdeutsche Literatur n. 2, 314, gelegentlich seines Aufsätze: Hornkind und Walb Kimerild, die Entdeckung bekannt, daß auch das Hildebrandslied der Altitrationepoesie angehöre. Die Brüder veranfaßten nun

eine neue Ausgabe des Liebes, gaben zuerst den urkundlichen Text (p. 1, 2), dann die Wiederherstellung des Textes (p. 3, 4), wobei sie zum ersten Mai die Altitration durchführten, darauf eine vorläufige Uebersetzung (p. 5, 6), und endlich eine Umschreibung (p. 7, 8). Dann ließen sie sprachliche Anmerkungen zur Begründung der Uebersetzung folgen (p. 8—25), ferner eine Beschreibung der Handschrift (p. 26—30), behandelten dann über Sprache und Alter des Gedichtes (p. 30—35), über Altitration und Poesie (p. 35—43), über Fortleben des Liebes (p. 43—58), über dessen Zusammenhang mit dem ganzen Habelkreis (p. 58—77), und endlich über die Fabel selbst (p. 77—80). In derselben Weise behandelten sie das Gebet. Was sie hier gaben, war fast völlig neu und überwog beinahe alles, was bisher dafür geleistet war.

Kurz darauf erschien in Friedr. Schlegel's Deutschen Museum S. 391—415 (Nl. Schriften 4, 52—64) eine Abhandlung: „Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die Brüder Grimm in Cassel“. Der um die altdeutsche Poesie so verdiente Biödie hatte in der vaticanischen Bibliothek das aus dem 13. Jahrh. stammende Gedicht von Reinhart Fuchs wiederentgefunden und den Brüdern eine eigenhändige Abschrift desselben zugefandt, welches dieselben nun herauszugeben gedachten. Zugleich war es dem Bibliothekar des Königs Jerome nicht schwer gefallen, die drei Handschriften des altfranzösischen roman da renard aus der pariser Bibliothek zur vollständigen Vergnügung zu erhalten. Von dem unteraltendischen und bis dahin völlig unbekannt gelassenen Stüd dieses altfranzösischen Gedichtes gaben nun die Brüder als Probe ihrer Bearbeitung eine sich aufs Genaueste an den Text haltende Uebersetzung. Dabei haben dieselben aber eine Nebenabsicht. Die Sage bot überraschende Ähnlichkeit mit einem in Hessen gangbaren Kindermärchen dar, von dem in dem gewöhnlichen Reineke nicht nur Ähnliches mangelte, sondern sich auch schwerlich in einem andern deutschen Dage Spuren davon antreffen würden. „Einmal darauf aufmerksam geworden“, erklären dieselben, „haben wir den bin und wieder unter gemeinen, besonders alten Leuten umgebenen Erzählungen fleißig nachgesehen, und manche unerwartete Bestätigung der ganz vorwärtigen Eigenschaft dieser Tierfabel erhalten, so daß darunter gegenwärtiges Märchen nicht einmal die erste Stelle für die Erläuterung der alten Poesie einnehmen würde.“ Darum liefern sie die Leser dieser Zeitschrift auf, den in ihren Gebenden unter dem Wolfe etwa noch umgehenden Tierfabeln nachzuspüren. — „Es ist höchste Zeit geworden“, sagen sie, „alle Uebersetzungen zu sammeln und zu retten, damit sie nicht (nach einer Vergleichung Wolfram's von Eschenbach), wie Ihan in heißer Sonne vergeht, wie Feuer im Brunnen erlischt, in der Unruhe unserer Tage auf immer verkummen.“ Auf „die Begebenheiten“ aus dem roman da renard lassen sie dann jenes heftige Märchen (Kinder- und Hausmärchen Nr. 58) folgen. Aber nicht nur neues Material bieten hier die Grimms, sondern auch eine ganz neue und bahnbrechende, von Jacob später mit besonderer

Zust und Liebe weiter begründete Auffassung der Thierfabel. Sie nehmen auf die von Johann Georg Eckhart aufgestellte Hypothese, es seien hinter den Hauptpersonen der Fabel, Reinhard, Isegrim u., eine Satyre auf historische Personen verdeckt, keine ausdrückliche Rücksicht, sondern von den Uebersetzungen der deutschen und französischen Bearbeitungen ausgehend, sagen sie S. 393 fg.: „Hier an bestimmte Erfindung denken wir wollen, wäre das allererfindliche, und in einem gewissen Sinne könnte man sie wider Deutschland noch Frankreich zu- oder absprechen. Wir werden uns betheuen, in einer unähnlichen, nach Vermögen umfassenden Untersuchung manigfaltige Beweise darüber zu sammeln, daß von undenklicher Zeit her ein Streik von Sagen, der sich gleichsam um einen Mittelpunkt, immer um den Fuchs oder Wolf, dreht, ein achtes Epos ausgemacht hat, wiewohl er in der ersten Periode des Mittelalters zu einer eigenen, besondrer günstigen Entfaltung gelangt ist. Wegen ihres fortschreitenden Details, welches doch nur allein zu fesseln vermag, wegen einer so zu sagen menschlichen Gemüthsähnlichkeit ist die Fabel von Reinhard Fuchs die Königin aller andern, und erhebt sich fast noch eben so sehr über die ihr sonst am nächsten stehende des Bibbal, als wiederum diese über der manchmal grüblischen, gewöhnlich allzu kurzen Messiaschen Erzählung, oder gar des Phädrus dürrer Dürftigkeit und Wagerkeit, worauf sein einziges Auge von Poesie schwimmt, hoch stehen. Der moralische Jwed der Thierfabel, wie er in die beiden letzten Sammlungen heraustritt, ist sicherlich das Spätere; das Frühere und Ursprüngliche daran ist eine unschuldige rein poetische Lust an dem heimlichen Leben und Weben der Thiere gewesen, deren äußerliche Natur und Eigenthümlichkeit nie untergehen darf, und sich vielsleicht recht fein und klein zeigen muß; aber dadurch, daß man ihnen daneben menschliche Sinnesart und Schicksale zugab, entspringt die ganz eigene Vermischung menschlicher und thierischer Weise, worin der Reiz der Fabel vergraben liegt; die Thiere gewinnen eine sonderliche Bedeutsamkeit, ohne welche die Poesie nimmer etwas von ihrem Wesen zu sagen gehabt hätte. So erscheinen an dem Fuchs der Schwanz und die rothe Farbe als etwas unerlässliches, und greifen in die Verwidelung der Fabel hinein; dann aber muß er sich ganz wieder als Mensch gebärden und hanhaben, mit den Menschen als ihres Gleichen frei unterhandeln und reden, während sie ihn ein andermal als bloßes Thier jagen und fangen; und so treten auch die Hunde hier in einer doppelten Eigenschaft, einmal als Gefellen des Fuchses, dann als Diener der Menschen auf, wo sie ihn blindlings verfolgen; drittlet aber kann neben und nach einander stattfinden, die thierische und die menschliche Schlaube des Fuchses verbunden werden, und gerade an Stellen, wo das der Fall ist, brennt die Flamme der Fabel am lautersten. Ob ist doch immer ein ganz eigenes und räthselhaftes Ding um das Treiben der Thierwelt; vielleicht gibt es wenig einfachere, sinnende Menschen, die nicht manchmal an dem gleichsam menschlichen Denken, Thun und Recht der andern Geschöpfe, die sie umgeben, nicht gewweifelt

und sie zu verderben oder zu schädigen für etwas Sträfliches gehalten hätten. Diese sinnliche Ansicht ließ den Thieren Gedanken und Handlungen der Menschen, nicht um diese etwa zu verblüthen, sondern weil sie wirklichen Glauben an so etwas hatte; es ist, als brauchten wir nur von der Buzel, die dazu gehört geoffen zu haben, um was die Vögel allen andern unvorbar untereinander ja von unserer eignen Schicksalen redeten, auf einmal deutlich zu vernehmen.“

Darauf folgte die schönste Frucht der gemeinsamen Arbeiten der Brüder: die Märchen. Wie schon erwähnt, gehörte das Sammeln dieser und der Sagen zu ihren ersten Beschäftigungen mit dem deutschen Alterthume. Enda schon 1806 begonnen, hatten sie das Werk mit Lust unternommen und gepflegt, und in der Vorrede zu den Altänschen Hebelnieder, Balladen und Märchen, welche B. Grimm 1811 herausgab, nahm dieser S. XXVI fg. Gelegenheit, auf die Märchen aufmerksam zu machen: „In den Märchen“, sagt er, „ist eine Zauberwelt aufgethan, die auch bei und steht, in heimlichen Wäldern, unterirdischen Höhlen, im tiefen Meere, und den Kindern noch gezeigt wird. Diese Märchen verdienen eine bessere Aufmerksamkeit, als man ihnen bisher geschenkt, nicht nur ihrer Dichtung wegen, die eine eigene Heilslichkeit hat, und die einem jeden, der sie in der Kindheit angehört hat, eine goldene Lehre und eine heitere Erinnerung daran durchs ganze Leben mit ans den Weg gibt; sondern auch, weil sie zu unserer Nationalpoesie gehören, indem sich nachweisen läßt, daß sie schon mehrere Jahrhunderte durch unter dem Volke gelebt.“ Noch immer wollten sie aber mit der Herausgabe ihrer Sammlung jögern, um sie zu vervollständigen. Da kam Arnim nach Cassel, brachte einige Wochen bei ihnen zu. Er sah ihre Sammlungen, die Märchen gesellen ihm am besten. Er trieb sie nicht lange damit zurückzuhalten, bei dem Streben nach Vollständigkeit blieb die Sache am Ende liegen. Er überredete sie, und so schritten sie denn zu der Herausgabe derselben unter dem Titel: *Kinder- und Hausmärchen*. Gesammelt durch die Brüder Grimm. Berlin 1812. Die Vorrede ist „Cassel, am 18. October“ unterzeichnet. Das Buch, Bettina gewidmet, seit einem Jahre Arnim's Frau, erschien vor Weihnachten. Das Ganze ist aus der lebendigen Volküberlieferung geschöpft. „Alles ist mit wenigen bemerkten Ausnahmen“, heißt es in der Vorrede S. VI, „fast nur in Hessen und den Rhein- und Rinzigegeben in der Grafschaft Hanau, wo wir her sind, nach mündlicher Ueberlieferung gesammelt; darum faupst sich uns an jedes Einzelne noch eine angenehme Erinnerung. Wenig Böcher sind mit solcher Lust entstanden, und wir sagen gern hier noch einmal öffentlich Allen Dank, die Theil daran haben.“ Sie betrachteten dieselben als Denkmäler uralter Nationalpoesie, die sich von Mund zu Mund fortgepflanzt, und die sie mit größter Treue wiederzugeben suchten. „Wir haben uns bemüht“, sagen sie Vorrede S. VI, „diese Märchen so rein als möglich aufzufassen, man wird in vielen die Erzählung von Reimen und Versen unterbrochen finden, die sogar manch-

lebendig ist, wirke und erseue, wen sie erfreuen kann, also auch daß es als ein Erzählungsbuch diene.“ Darum schließen sie ihre Vorrede mit den Worten: „Wir übergeben dies Buch wohlwollenden Händen, dabei denken wir an die segnende Kraft, die in ihnen liegt, daß denen, welche diese Brosamen der Poesie Armen und Geringeren nicht gönnen, es gänzlich verborgen bleiben möge.“

Aber die Brüder Grimm hatten mit dieser Sammlung neben dem praktischen Zweck auch einen wissenschaftlichen im Auge. Sie betrachteten dieselbe nicht nur als Denkmäler der deutschen Volkspoesie, eboten deshalb ihre Texte mit der größten Gewissenhaftigkeit und geben in den Anmerkungen alle bemerkenswerthe Variationen, sondern sie suchen sie auch in der einleitenden Vorrede mit dem großen Heltenepos und der einheimischen Nibelungen in Zusammenhang zu bringen, schließen daraus, daß in ihnen uralte einheimische Nationalpoesie erhalten sei, weisen in einem besondern Abhang ihre Verbreitung unter den übrigen europäischen Völkern nach und sehen sich daher a. a. D. XIII zu der Aeußerung veranlaßt: „Die Märchen erreichen hierin nicht bloß die Gelbensäue von Siegfried dem Drachentöchter, sondern sie übertreffen diese sogar, indem wir sie, und genau dieselben, durch ganz Europa verbreitet finden, so daß sich in ihnen eine Verwandtschaft mit den edelsten Völkern offenbart.“

Allein, obgleich die Brüder Grimm sich allseitig über die Bedeutung der Märchen ausgesprochen, schloß es, als die Sammlung erschien, doch nicht an solchen, welche dieselbe „für ein kindliches Unternehmen“ erklärten, „welches sich für so verfrähdige Männer, wie die Grimm's, nicht schide“. Aber besonnengeachtet fanden die Märchen alsbald eine Stätte in allen echt deutschen Herzen bei Jung und Alt. Alle die lieben Gestalten des deutschen Volkes, Hünzel und Grethel, Aschenbutterl, Rothkäppchen, Dornröschen, König Drosselbart, Schneewittchen und wie sie sonst heißen, verlassen jetzt gleichsam ihre „heimlichen Wälder“, machen die Runde in den deutschen Landen und fanden überall freundliche Aufnahme, wo sie Herzen fanden, die denen ähnlich waren, bei welchen sie vordem unbeachtet gewellt hatten, und „wo überhaupt eine regere Empfänglichkeit für Poesie, oder eine noch nicht von der Verchröpfung des Lebens ausgelöschte Phantasie vorhanden war“.

Die Freunde, welche sich die Sammlung erworben, brachten bald, als sie bestimmt sahen, was und wie sie gemeint sei, reichliche Beiträge für deren ferneres Gedeihen. Westfälische Freunde sammelten schöne plattdeutsche Märchen aus dem Fürstenthume Münster und Baderborn, die sich durch das Zutransilte der Mundart bei der inneren Vollständigkeit besonders auszeichneten. Durch einen guten Zufall wurden aber die Brüder mit einer Bäuerin, Namens Viehmann, aus dem bei Cassel gelegenen Dorfe Niebergwehren, bekannt, die einen wahren Schatz von alten Sagen fest im Gedächtnis bewahrte und sie dabei bedächtlich, sicher und ungemein lebendig, mit einem eigenen Wohlgefallen daran, erzählte. Durch sie und andere ähnliche Quellen in Hessen erhielten nun die Brüder eine Reihe ganz neuer Märchen und reichliche

Nachträge zu den bereits veröffentlichten, sowie auch bessere Erzählungen vieler bereits gelieferten, so daß sie schon den 30. Sept. 1814 eine weitere Sammlung, die sie als „Zweiter Band“ bezeichneten (die erste hatte nicht die Bezeichnung „Erster Band“) abschließen konnten, die 1815 erschien). Im J. 1819 erschien dann eine neue, völlig umgearbeitete Auflage. Die Brüder berichteten darüber in der Vorrede (9. Aufl.) S. VIII also: „Was wir nun bisher für unsere Sammlung gewonnen hatten, wollten wir bei dieser zweiten Auflage dem Buche einverleiben. Daher ist der erste Band fast ganz umgearbeitet, das Unvollständige ergänzt, manches einfachere und reiner erzählt, und nicht viel Stücke werden sich finden, die nicht in besserer Gestalt erscheinen. Es ist noch einmal geprüft, was verdächtigt schien, d. h. was etwa hätte fremden Ursprungs oder durch Zufälle verfälscht sein können, und dann alles ausgehoben. Dafür sind die neuen Stücke, worunter wir auch Beiträge aus Oestreich und Deutschböhmen zählten, eingebracht, so daß man manches bisher ganz Unbekannte finden wird. Für die Anmerkungen war und früher nur ein enger Raum gegeben, bei dem erweiterten Umfange des Buchs konnten wir für jene nun einen eigenen dritten Band bestimmen. Hierdurch ist es möglich geworden, nicht nur das, was wir früher ungenutzte zurückbehielten, mitzutheilen, sondern auch neue, hieher gehörige Abschnitte zu liefern, die, wie wir hoffen, den wissenschaftlichen Werth dieser Uebersetzungen noch deutlicher machen werden.“ Im J. 1825 erschien: „Eine Ausgabe, als kleinere Ausgabe in einem Bändchen, wobei zugleich die Bedenklichkeit derer berücksichtigt ist, welche nicht jedes Stück der größeren Sammlung für Kinder angemessen halten“ (Vorrede zur 3. Aufl. a. a. D. XII). Es erschienen davon bis jetzt 15 Auflagen. Von der größeren erschien 1837 die dritte, 1840 die vierte, 1843 die fünfte, 1850 die sechste, 1857 die siebente, 1869 die achte, und die neunte 1870 besorgte Hermann Grimm (letzte in einem Bände). Fast sämtliche Ausgaben waren von den Brüdern mit Sorgfalt verbessert und vermehrt. Ueber ihre beiderseitige Theilnahme an diesem Werke spricht sich Jacob Grimm in einem Briefe an Franz Pfeiffer vom 19. Febr. 1860 (Pfeiffer's Germania 11, 249), um die hin und wieder der aufstauende Meinung, als seien die Märchen hauptsächlich von Wilhelm, nicht von ihm ausgegangen, nicht aufkommen zu lassen, also aus: „Ich habe für den Ursprung des Werks und die ersten Auflagen grade so viel als er (Wilhelm), vielleicht noch mehr gethan (es war längst mein Plan besondere Forschungen über die Natur der Märchen bekannt zu machen) und den Werth dieser Uebersetzungen für die Mythologie gleich erkannt, lebhaft auf die Treue der Sammlung gehalten und Verbesserungen abgemerkt. Die spätern Ausgaben, weil ich in Grammatik versenkt war, ließ ich

7) Die chronologische Reihenfolge müssen wir hier verlassen und den 2. und 3. Band hinstreichen, da eine gesonderte Betrachtung nicht wohl angeht. Gleiches gilt bei den Altdeutschen Bänden und den Deutschen Sagen geschehen.

Wilhelm redigieren und einleiten, ohne daß meine Sorgfalt für Sammeln und Erklären je nachgelassen hätte."

Die Märchensammlung der Brüder Grimm ist dem deutschen Volke im eigentlichen Sinne des Wortes ein Haus- und Familienbuch geworden, und die in diesen Märchen liegende, "segnernde Kraft" hat sich vielfach bewährt, indem sie die ersten Strahlen der Poesie, und zwar erst deutscher Poesie in die aufwachsenden Kinderseelen gesenkt, und zugleich Mit und Jung eine gesunde und kräftige Speise zur Erweckung und Erhaltung eines echt nationalen Sinnes darboten. Und was von diesen wunderbaren Schöpfungen des deutschen Volksgestes des Brüdern nicht vergönnt war zu sammeln, das haben mit regem Eifer in allen deutschen Gauen patriotische Männer nachzuholen gesucht. Ja, die Sammlung der Brüder drang weit über die Grenzen unseres Vaterlandes und bürgerlich sich nach wenigen Decennien durch Uebersetzungen in Dänemark, Holland, England und Frankreich ein.

Der dritte Band, auf den wir nun weiter eingehen haben, erschien 1822 und war ebenfalls gemeinsam von den Brüdern bearbeitet, bis auf den Abschnitt, "die Literatur", welchen Wilhelm Grimm allein lieferte (siehe 3. Ausg. S. 352). Die zweite Auflage (1850), sowie die dritte (1856) verließ jedoch der besondern Pflege Wilhelm Grimms. Hier werden nun 1. Anmerkungen zu den einzelnen Märchen" geboten, welche zuvörderst die Gengenennen, wo sie aus mündlicher Ueberslieferung geschöpft sind und ausdrücklich die Fälle angeben, wo aus einer andern Erzählung etwas heringekommen ist, oder wo zwei zusammengefaßt sind. Sodann sind die abweichenden Erzählungen selbst, im Ganzen so kurz als möglich, im Einzelnen oft so ausführlich als nöthig, mitgetheilt. Zugleich ist die Uebereinstimmung mit fremden Uebersetzungen sorgfältig mitgetheilt und auf den innern Gehalt und die mythische Bedeutung hingewiesen.

2. „Bruchstücke" von einzelnen Märchen. 3. „Zeugnisse", welche das Dasein der Märchen in verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern bekräftigen, oder Urtheile über ihren Werth enthalten, die von Männern geäußert sind, welche sich einen freien und unbefangenen Blick bewahrt haben". Der 4. Abschnitt handelt von der Literatur der Märchen. Dieser Band ist besonders dadurch epochemachend geworden, daß die Brüder sich nicht begnügten, um das Wesen und die Gehaltungen des deutschen Märchens zu ergründen, alle deutschen Formen desselben zu sammeln, sondern ihre Forschungen über alles Neuliche ausdehnten, was ihnen zugänglich war. „Damit schufen sie ein ganz neues Gebiet der Forschung, das sich über ein Volk nach dem andern erweiterte, und was ursprünglich nur zur Aufhellung des germanischen Volkslebens und einer eigenthümlichen Seite desselben dienlich schien, ist die Grundlage für Forschungen geworden, deren Wichtigkeit für die Erkenntnis des Seelenlebens und der Weltgeschichte der Völker von Tag zu Tag mehr hervortritt und die ursprünglich nationale Bedeutung jener Märchensammlung zu einer universalen entwidelt hat" (Benfey a. a. D. 431).

Mit dem Erscheinen der deutschen Mythologie Jacob

Grimm's war der wissenschaftliche Werth der Märchen noch bedeutend gewachsen, indem er in ihren Uebersetzungen manche überraschende Verwandtschaft mit der alten Göttergeschichte und in ihren Uebereinstimmungen mit den nördlichen Mythen einen Beweis des ursprünglichen Zusammenhangs der deutschen und nördlichen Mythologie fand, sodaß unsere Märchen gewissermaßen als eine deutsche Edda betrachtet wurden.

Neuere Untersuchungen, namentlich die epochemachenden Theodor Benfey's über die Verbreitung der indischen Märchen, welche er im ersten Theile des Panischatantra (1859) veröffentlichte, haben aber den nationalen Ursprung unserer Märchen und damit jenen wissenschaftlichen Werth derselben zweifelhaft zu machen gesucht. Er faßt das Resultat seiner Untersuchungen Wortrede XXII—XXVI also zusammen: „Meine Untersuchungen im Gebiet der Fabeln, Märchen und Erzählungen des Occidentals haben mir die Ueberzeugung verschafft, daß wenige Fabeln, aber eine große Anzahl von Märchen und Erzählungen von Indien aus sich fast über die ganze Welt verbreitet haben. Was die Zeit dieser Verbreitung betrifft, so find etwa vor dem 10. Jahrhundert nach Chr. wol nur verhältnißmäßig wenige nach dem Westen gewandert und zwar — außer den durch die Uebersetzung des Grundtextes des Panischatantra oder Kalliah und Dinnaß bekannt gewordenen — wol nur durch mündliche Ueberslieferung, die im Zusammenreffen von Kellenden, Kaufleuten und ähnlichen, ihre Veranlassung finden mochte. Mit dem 10. Jahrhundert aber begann durch die fortgesetzten Einfälle und Eroberungen islamitischer Völker in Indien eine immer mehr zunehmende Bekanntheit mit Indien. Von da an trat die mündliche Ueberslieferung gegen die literarische zurück. Die indischen Erzählungswerke wurden jetzt in das Persische und Arabische übersetzt, und theils sie selbst, theils ihr Inhalt verbreitete sich verhältnißmäßig rasch über die islamitischen Reiche in Asien, Afrika und Europa und durch die vielfachen Berührungen derselben mit christlichen Völkern auch über den christlichen Occident. In letzterer Beziehung waren die Knotenpunkte das byzantinische Reich, Italien und Spanien. In einem noch größeren Maßstab hatten sich die erwähnten drei Gattungen indischer Conceptionen theilweise schon früher nach den Gebieten in Osten und Norden von Indien verbreitet. Unsere Untersuchungen lieferten das Ergebnis, daß sie ihren Hauptstich in der buddhistischen Literatur hatten. Mit dieser drangen sie zunächst etwa seit dem ersten Jahrhundert nach Chr. so lange China mit dem Buddhisten Indiens in enger Verbindung blieb, ununterbrochen nach China und die schon erwähnte glänzende Entdeckung St. Julien's hat uns den Beweis geliefert, daß die Chinesen auch gerade für diese Seite derselben eine rege Theilnahme fühlten und es der Mühe werth hielten, die dahin gehörigen Conceptionen besonders zu sammeln. Auf ähnliche Weise wie nach China gelangten sie auch nach Tibet und zwar so lange, als dieses seine religiösen Theilnahme von China aus bestimmen ließ, von China her, seitdem es aber in unmittelbare

Verbindung mit Indien trat, von hier aus. Von den Tibetern kamen sie endlich mit dem Buddhismus zu den Mongolen und von diesen wissen wir gerade am sichersten, daß sie die indischen Erzählungswerke in ihre Sprache übertrugen — natürlich mit mancherlei Umarbeitungen“ — ... „Die Mongolen aber haben fast 200 Jahre in Europa geherrscht und öffneten dadurch ebenfalls dem Eindringen der indischen Conceptionen in Europa ein weites Thor. So sind es auf der einen Seite dieomalitischen Völker, auf der andern die buddhistischen, welche die Verbreitung der indischen Märchen fast über die ganze Welt bewerkstelligt haben.“ ... „Durch ihre innere Vortrefflichkeit scheinen die indischen Märchen alles, was etwas Aehnliches bei den verschiedenen Völkern, zu denen sie gelangten, schon existirt hatte, absoibirt zu haben; kaum daß sich einige Züge in die rasch angeeigneten und nationalisirten fremden Gebräde gereicht haben mögen. Denn die Umwandlung, die sie, insbesondere sowie sie sich im Volksmunde verbreiteten, erfuhr, ist — abgesehen von der Nationalisirung — nachweislich fast nur kaleidoskop-artige Vermischung von Formen, Zügen und Motiven, welche ursprünglich getrennt waren. Ueberdiesben verdanken sie auch in der That nur scheinbare Hälfe; denn in Wirklichkeit reducirt sich die große Masse, insbesondere der europäischen Märchen, auf eine keineswegs beträchtliche Anzahl von Grundformen, aus denen sie sich mit mehr oder weniger Glanz und Geschick durch theils vollstätt, theils individuelle Thätigkeit vervielfältigt haben. Die literarischen Beihel bildeten hauptsächlich das Tathnabe, arabische und höchst wahrscheinlich jüdische Schriften. Daneben lief aber mündliche Ueberslieferung insbesondere in den slavischen Ländern. In Europa's Literatur bürgeru sich die Erzählungen vor allen durch Boocelo, die Märchen durch Straparola ein. Aus der Literatur gingen sie dann ins Volk über, aus diesem, verwandelt, wieder in die Literatur, dann wieder ins Volk u. s. w. und erreichen, insbesondere durch diese wechselseitige Thätigkeit nationalen und individuellen Geistes, jenen Charakter nationaler Wahrheit und individueller Einzell, welcher nicht wenigen von ihnen einen so hohen poetischen Werth verleiht.“

Demnach würde die Ansicht der Brüder Grimm, daß unsere Märchen Reste uralter, einheimischer Nationalpoesie seien, aufgegeben werden müssen, und nichts Anderes übrig bleiben, als sie für nationalisirte fremde Stoffe zu halten, die unter dem lebendigen Hauch der deutschen Volkspoesie ein echt nationales Gepräge empfangen, in die zugleich das Aehnliche, das bereits vorhanden war, sich rettete und woran die verwandten uralten Züge aus dem heidnischen Götterleben und dem Heldenepos, wie sie in aller Herzen lebten, sich ansehten. Allein die Untersuchungen über diesen Gegenstand sind noch keineswegs abgeschlossen. Schon Wilhelm Grimm, nachdem er im dritten Bande die Vergleichung der deutschen Märchen mit denen anderer Völker über ein Volk nach dem andern erweitert hat, war zu den allgemeinen Betrachtungen veranlaßt: „Die Uebereinstimmung zwischen Märchen durch

Zeit und Entfernung weit getrennter nicht minder als nahe an einander grenzender Völker beruht theils in der ihnen zu Grunde liegenden Idee und der Darstellung bestimmter Charaktere, theils in der besondern Verfassung und Lösung der Ereignisse. Es gibt aber Zustände, die so einfach und natürlich sind, daß sie überall wiederkehren, wie es Gedanken gibt, die sich wie von selbst einfinden, es konnten sich daher in den verschiedenen Ländern dieselben oder doch sehr ähnliche Märchen unabhängig von einander erzeugen: sie sind den einzelnen Völkern vergleichbar, welche auch nicht verwandte Sprachen durch Nachahmung der Naturlaute mit geringer Abweichung oder auch ganz übereinstimmend hervorbringen. Man begegnet Märchen dieser Art, wo man die Uebereinstimmung als Zufall betrachten kann, aber in den meisten Fällen wird der gemeinsame Grundgedanke durch die besondere, oft unerwartete, ja eigenartige Ausföhrung eine Gestalt gewonnen haben, welche die Annahme einer bloß scheinbaren Verwandtschaft nicht zuläßt.“ Er führt dann einige Beispiele an und sagt dann weiter: „Dies Gemeinsame gleicht einem Brunnen, dessen Tiefe man nicht kennt, aus dem aber jeder nach seinem Bedürfnis schöpft.“ „Ich leugne nicht die Möglichkeit, in einzelnen Fällen nicht die Wahrscheinlichkeit der Uebereinstimmung eines Märchens von einem Volk zum andern, das dann auf fremdem Boden fest wurzelt: ist doch das Siegfriedslied schon frühe in den hohen Norden gedrungen und dort einheimisch geworden. Aber mit einzelnen Ausnahmen erklärt man noch nicht den großen Umfang und die weit Verbreitung der gemeinsamen Stoffe: tauchen nicht dieselben Märchen an den entferntesten Orten wieder auf, wie eine Quelle an weit abliegenden Stellen wieder durchbricht? Wie die Hausthiere, das Getreide, Acker-, Küchen- und Stubengeräthe, die Waffen, überhaupt Dinge, ohne welche das Zusammenleben der Menschen nicht möglich scheint, so zeigen sich auch Sagen und Märchen, der besuchteste Thau der Poesie, soweit der Blick reicht, in jener ausfallenden und zugleich unabhängigen Uebereinstimmung.“ ... „Will man sich eine plötzliche Ankunft der Sage denken, etwa wie den Strom eines wandernden Volkes, der sich in unbewohnte Landestrecken, in eine nach der andern, ergießt und sie erfüllt? Wie will man es erklären, wenn die Erzählung in einem einsamen heffischen Gebirgsdorf mit einem indischen oder griechischen oder serbischen Märchen seiner Grundlage nach übereinstimmt?“ (S. 405 fg.) Darauf aber fährt er S. 411 fg. fort: „Man wird fragen, wo die äußern Grenzen der Gemeinsamen bei den Märchen beginnen und wie die Grade der Verwandtschaft sich ablesen? Die Grenze wird bezeichnet durch den großen Volksstamm, den man den indogermanischen zu nennen pflegt, und die Verwandtschaft zieht sich in immer engeren Ringen um die Wohnsitz der Deutschen, etwa in demselben Verhältnisse, in welchem wir in den Sprachen der einzelnen, dazu gehörigen Völker Gemeinsames und Besondere entdecken. Findet man bei den Arabern einige mit deutschen verwandte Märchen, so läßt sich dies auf die Abstammung der Tausend und eine

Nacht, wo sie vorkommen, aus indischer Quelle erklären, die Schlegel mit Recht behauptet hat. Es gewiß für jetzt die angegebene Grenze gilt, so ergibt sich vielleicht, wenn noch andere Quellen sich aufhaken, die Nothwendigkeit einer Erweiterung, denn mit Erklaunem erblüht man in den Märchen, die von den Regern in Bornu und den Betschuanen, einem Wandervolk in Südafrika, bekannt geworden sind, einen nicht wegzuleugnenden Zusammenhang mit deutschen, während ihre eigenthümliche Auffassung sie wiederum von ihnen trennt.“ Tiefer geht aber, wie wir sehen werden, Jacob Grimm in seiner Abhandlung „Der Traum vom Schatz auf der Brücke“ (1860) auf die Frage ein, womit seine letzte, die Thiersabel betreffende Arbeit zu vergleichen ist; jedoch zu der Einleitung zu den Märchen, welche in den letzten Jahren zu seinen Lieblingsplänen gehörten und wozu ihm viel bereit stand, gelangte er leider nicht mehr.

Wie nun auch die weiteren Untersuchungen über diesen höchst interessanten Gegenstand ausfallen mögen, das Resultat wird aller Wahrheitsliebe nach das sein, daß dem indischen und deutschen Volke insbesondere ein gewisser Sagen- und Märchenhaß in Folge ihrer Urvorwandschaft eigen war, den nach der Trennung ein jedes nach seiner Art ausbildete. Als aber die indischen zu neuer Blüthe gelangt und zu dem deutschen Volke gedungen waren, verschmolzen hier die verwandten mit einander, indem sowohl einzelne Theile als Jüge in die deutschen aufgenommen wurden. Hand aber der importirte Stoff nichts Verwandtes, so wurde er durch die Kraft des deutschen Volksglaubens völlig nationalisirt, er legte alles Fremde ab und erhielt durch und durch ein deutsches Gepräge.

Wenden wir uns nun zu den Arbeiten, welche Jacob Grimm theils allein, theils in Verbindung mit Wilhelm während der Herausgabe der beiden ersten Bände der Märchen beschäftigte. Es find 1812 eine Reihe von Recensionen. In den Heidelberger Jahrb. der Literatur Bd. 1. Nr. 4. S. 49—57 von: Der arme Heinrich. Herausgegeben von Büßingh, ferner Nr. 39. S. 620—624 von: Alth. Gebichte aus den Zeiten der Tafelrunde u. übertragen von J. J. Gochhäuser, und Bd. 2. Nr. 64. S. 849—860 von: v. d. Hagen und Büßingh, Literarischer Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie. Vor allen aber ist die Recension von Raab: Anleitung zu der isländischen oder altnordischen Sprache, in der Halleischen allgemeinen Literaturzeitung. Jahrg. 1812. Nr. 31. 32. S. 241—254; Nr. 33. 34. S. 257—270 wichtig (AL. Schriften 4, 65—73). Er hebt zunächst mit großem Nachdruck die Bedeutung der altnordischen Literatur und den Ueber der skandinavischen Gelehrten für dieselbe hervor und bespricht dann Raab's Werk in der eingehendsten Weise mit einer solchen ausgebreiteten Sachkenntnis, wie eine solche außer ihm wol Keiner in Deutschland damals besaß. Weitere Recensionen finden wir in der Leipziger Literatur-Zeitung. 1812. Nr. 62—64. S. 489—507 von von der Hagen, Buch der Liebe; Nr. 205. S. 1633—1638 von J. Wachterlin, Beiträge zur Geschichte altdänischer

Sprache und Literatur; Nr. 278—288. S. 2289—2299: Die Erba von Råbs (nach Raumer a. a. D. 445 ist dieselbe von Wilhelm Grimm); Nr. 301. 302. S. 2401—2412 von Deen, Erstes Sendschreiben über Titulare; Nr. 317. S. 2529—2532 von J. Gräber, Saggio istorico su gli Scaldi.

Im J. 1813 begannen nun die Brüder Grimm, nachdem von der Hagen's „Museum“ eingegangen war, eine Zeitschrift in monatlichen Hefen herauszugeben unter dem Titel: „Alteutsche Wälder“. 1. Bd. Cassel 1813. 2. 3. Bd. Frankfurt 1815. 1816, die wir hier, wie die Märchen, zusammen betrachten. In der Vorrede, welche augenscheinlich von der Hand Jacob Grimm's geschrieben ist, gibt er zunächst den Zweck dieser Zeitschrift an: „Wir fangen hiermit an, aus unserm gemeinschaftlichen, beträchtlich angewachsenen Vorrath altdänischer Poesien Materialien mitzutheilen, die nicht ohne Absicht so vielseitig als möglich ausgelesen werden sollten. In einmal der durchdringende Reichtum unserer alten Poesie anerkannt, so wird schon viel gewonnen sein.“ Dann sucht er zwei Richtungen zu steuern, welche sich bisher den altdänischen Studien nach seiner Meinung schädlich erwiesen haben. „Eine engbegrenzte, unräumliche Kritik“, fährt er fort, „wollt sich wider den regen Eifer für das altdänische Alterthum sträuben, nur von einem vornehmlichen Mittelgut hören und das meiste aus jener Zeit bloß als eine bei wenigen Gelegenheiten nur zu beachtende Seltenheit angesehen wissen. Auf der andern Seite haben sich zu viele durch die Empfehlung des deutschen Alterthums von Seiten solcher Männer, die wir mit Recht hochschätzen (er meint von der Hagen), berechtigt geglaubt, in neue Formen umgegossen, es wieder uns vorzubaiten; was sie geben, hat denen etwas gelehrt, welchen die Macht der alten Dichtung, die nicht ganz untergehen konnte, unbekannt war; die andern haben mehr die Schwäche gesehen, die allein ein Schiff bemannt und auf's Meer treiben wollen, das nur vereinte sichere Kräfte und günstige Winde, vor allem seine lebendige Tugend leicht und lebendig forsführen.“ „Welchen bösen Richtungen kann dadurch gesteuert werden, daß man die verschütteten Quellen, in den Helsen aber wunderbar erhaltenen, auffuche und öffne. Flüssen sie erst wieder, so mögen sie, ihrem eigenen Triebe überlassen, ihren Weg sich suchen. Es ist uns darum zu thun, ein kritisches Material zu liefern, wie es vor gründlichen Kennern stehen, oder sich rechtfertigen zu können glaubt. Wir wollen dazu beitragen, wie ein alter Schriftsteller so schön sagt, daß die schlafende Schrift wieder erweckt, die süße Lehre, die besäet war, wieder aufgedeckt werde. Wie man aber einen thauartigen Baum an seinem Ast arrühren, ohne einen Regen von Tropfen herabzuschütten, so könnte denen, welche sich ihm darum zu haben scheuen, auch viele der hier versuchten Zusammenfassungen zu bunt und grell, nachdem unter einem ganz andern Licht erscheinen.“ „Ueberhaupt schadet gewiß jede Einseitigkeit und Betrachtung, die das Auge auf ein einziges festsetzt, und nur das, was wir aus einem mehreren Gesichtspunkte, nur das, was wir mit gewissen

fählenden Worten, mit der Ruhe, die uns die Abendröthe auf einen heißen Tag gibt (worin Goethe so groß ist), nennen können, ist fieden, labellos und unangreiflich. Wer vermag sich aber der Bewegung in der Arbeit selber zu entziehen, oder um bei obigem Gleichnis zu bleiben, den Baum zu schütteln und schnell genug darunter wegzulaufen? Wo, wie in vergleichenden Untersuchungen, Zusammenstellungen und Analogien zuströmen, da muß sich wohl noch vor dem allzu großen Eifer im Sammeln vieles einer runden, genügenden Darstellung entziehen. Indessen sollen auch darum solche Abhandlungen häufig von streng literarischen und der Abdruck der Quellen, der doch allen wünschenswerth und als eine Hauptfache erscheinen muß, unterbrochen werden. Das Sammeln und Verwißeligen thut vor allem andern Noth, weil in der Unruhe der Zeiten die einzelne Aufbewahrung nicht genug gesichert ist und die Tradition immer mehr einknickt. Es schienen daher treu historische und mythische Zusammenstellungen, die sich von selbst darbieten, bei weitem höher und ausreichender, als alle Reflexionen der Kritik sein, und zwar darum, weil sich aus jenen eine Geschichte der Poesie ergibt, die (gleich der Naturgeschichte) ihre Resultate nur in sich selber trägt, nicht von außen her einträgt. Das letztere ist ganz aus der Seele Wilhelm's gestiegen, der sich in den Altdeutschen Wäldern hauptsächlich zur Aufgabe machte, „Zeugnisse über die deutsche Heldensage“, wie sie durch die ganze Literatur des Mittelalters bis in die neuere Zeit zerstreut sich vorfinden, zu sammeln. Wir begehen ihnen in sehr umfangreichen Abhandlungen Bd. 1, S. 195–323, und 3, S. 252–277, wozu auch sein Aufsatz 1, 188–192: „Ueber Diether im Silberbrandlied“ zu rechnen ist, sowie der gemeinsam mit Jacob verfaßte: „Die deutsche Heldensage aus der Weltchronik“ (2, 115–134); durch diese Abhandlungen legte er den Grund zu jenem für die Geschichte unseres Epos und der altdeutschen Poesie überhaupt epochemachenden Werke der „Deutschen Heldensage“. Die Geschichte der Poesie zu fördern, und zwar wie er sie schon früher beabsichtigt, ist auch Jacob Grimm's Hauptstreben, und aus der ganzen Fülle seines Wissens gibt er hier die mannichfachen Beiträge. Er commentirt altdeutsche Texte (eine Stelle aus Eckenbach's „Perisval“ 1, 1–30; aus „Apollonius von Tyra“ 1, 72–76), gibt Berichtigungen und Nachträge zum Silberbrandlied (1, 123–126; 324–330; 2, 97–116), edirt die verschiedenartigen poetischen Texte („Bon zwein Kaufmann“ 1, 25–76; als Nachtrag dazu 2, 151–184 ein nengriechisches Volkslied; „Der Mann in der Grube“ 1, 77–80; „Rönchlateinische Allegation“ 1, 126–130; „Tragemundelied“ 2, 8–30; „Lateinische Heldenslieder der alten Franken“ 2, 31–41. Handelt über die Nibelungen und veröffentlicht Proben aus der zweiten Hohenemser Handschrift (Rachmann C) 2, 145–180 und 3, 1–13. Edirt ferner den „Weinschweig nebst Zeugnis über die Willminasaga“ 3, 13–34; „Altdeutsche Beispiele“ 3, 167–238 und „Holländische Volkslieder“ 2, 45–48). Behandelt Nithen- und Eagenstoffe („Ueber Agges und Elegast“ 1, 31–34;

„Ibent und Mann“ 1, 81–82; „Döpien, die Herden und Hagene“ 2, 42–46; „Die Sage von der Turleutau“ 3, 34–43; „Ueber die Karolingische Ahnamutter Berta“ 3, 43–48). Er stellt grammatische und metrische Untersuchungen an (1, 173–187; 192–194). Er gibt ausführliche Mittheilungen über das „Gefellenleben“ aus der selten erworbenen Schrift des altendburgischen Correctors Frisius 1, 83–122: „Von den Schmiedegessen, wann ein Schilling zum Gefellen gemacht wird“ 88–99; „Böttcher-Gefellen“ 100–122, und Seite 85 fg. äußert er sich hierzu: „Wenn man das hohe Alter vieler dieser Sitten erweisen kann und erwidert, wie i. B. das Wesen der Maurer, Zimmerleute und Schmiede nicht bloß mit der alten Baukunst, sondern auch der alten Poesie und ihren Formen zusammenhängt; so wird jezo, wenn auch das meiste davon aus dem eigentlichen Leben ausgezogen worden ist, eine recht genaue und sorgfältige Sammlung der Sprache, Lieder und Gewohnheiten der Handwerker, und aller Stände, der Jäger, Schiffer, Bergleute, Studenten, Kutschknechte, des Adels und Bauernhandes, ja selbst der Räderbänder (wozu vielleicht die meisten Materialien vorhanden) für die vaterländische Geschichtsschreibung, d. h. die gründliche Erforschung des altdeutschen Lebens unspreßlich und nothwendig sein. Diese Stücke sind in lange verstreut worden.“ Er sammelt und edirt aus handschriftlichen und gedruckten Quellen „Waldsprüche und Jägerfprüche“ (3, 97–148); handelt von der „Bedeutung der Blumen und Blätter“ (1, 131–160), von „Singen und Springen der Vögel“ mit Erklärung des Todtentanzes (3, 238–240), und theilt ein inbisches (1, 165–167) und ein isländisches Märchen (3, 284) mit.

Zu den bedeutendsten Arbeiten Jacob Grimm's in dieser Zeitschrift gehört ohne Zweifel die: „Ueber die Nibelungen“, welche um so mehr eine besondere Betrachtung verdient, als sie zugleich eine Erwiderung auf den unten zu erwähnenden Angriff H. W. Schlegel's auf die Altdeutschen Wälder enthält. Bei seinem Aufenthalte in Wien zur Zeit des Congresses hatte er Gelegenheit, die zweite Hohenemser Handschrift dieses Liedes, welche in den Besitz eines dortigen Privatmannes, Namens Fridart, gekommen war, näher kennen zu lernen. Schon in seinem Aufsatze des Jahres 1807: „Ueber das Nibelungenlied“ hatte er über die Nithler'sche Ausgabe dieses Liedes geurtheilt, daß dieser den ersten Theil aus der Hohenemser Handschrift, das Uebrige aus Bodmer's Ausgabe von Chriemhilden's Rache habe abdrucken lassen, daß aber beide Theile nicht aus einer Handschrift geflossen wären, sondern Bodmer habe jene Hälfte des Liedes aus dem St. Gallischen Codex genommen. Im J. 1812 veröffentlichte dann von der Hagen in der Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst 1, 1. S. 1–14 den ihm zugedachten Brief Bodmer's an Müller, aus dem sich die Sache dahin aufklärte, daß Bodmer die zweite Hälfte des Liedes aus der zweiten Hohenemser Handschrift (C), dagegen Müller die erste Hälfte des Liedes von demselben aus der andern Hohenemser Handschrift (A) erhalten habe. Die nun seitdem verschwundene Handschrift, die Jacob Grimm mit

D. bezeichnet, beschreibt er nun zum ersten Mal ausführlich, sucht dann die hässliche Mißweisung A. B. Schlegel's, Heinrich von Ofterdingen sei der Dichter des Liedes, zu widerlegen, und gibt darauf seine eigene Ansicht von der Entstehung desselben. „Die Sprache unseres Ribelungenliedes“, sagt er 2, 151 fg., „läßt darüber keinen Zweifel zu, daß er am Ausgang des 12ten oder Anfang des 13ten Jahrh. in dieser Gestalt aufgesetzt und niedergeschrieben worden. Wozu die Frage bleibt: ob wir darunter eine dichtende oder eine umdichtende Hand anzunehmen haben.“ Nachdem erstere verneint ist, fährt er dann S. 152 fg. fort: „Also sind, wie wir sie besitzen, die Ribelungen nichts anderes, denn lebendige, aus der Volkspoesie nothwendig, innerlich hervorgehende, Umdichtung, welche einem Heinrich v. Ofterdingen zugesprochen weder äußerlich ein irgend entscheidender Grund, noch innerlich eine Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, weil dieser Dichter, von dem wir, was überhaupt auffällt, sowie von Klingens, nichts gewisses zum Raadsab übrig haben, andern jenseitigen entweder gleichgesetzt, oder als mythischer Name in noch früheres Alter gerückt worden müßte.“ ... „Ueberhaupt scheinen mir die, welche auf diese Ansicht verfallen oder sie ergreifen, die Beschaffenheit unserer fast sämmtlich dichterlosen, nur ihrer Kürze halb geringeren, an sich eben so epischen und trefflichen Volkslieder nicht klar zu erkennen. Ein kleines Volkslied stößt ihren ganzen Beweis um; es sieht da in seinen, noch schöner, alten Worten und Wendungen als die Ribelungen; findet den, der es gemacht hat! Es ist freilich in jenen die ganze Anlage und Entwicklung breiter und mehr ausgepönnert, und darin hauptsächlich eine gewisse Verschiedenheit von dem gedrängteren Stolz kurzer Volkslieder mit begründet; größere aber, wie der Gesang von Hildebrand und Niebrand, stehen dazwischen mittenin, um uns hinreichend darzutun, wie der mächtige Strom des Epos sich allmählig in immer engere Flüsse und Arme einbeinen müßte. Wenn also diesem nicht ungehörig schon die Ribelungen bloß eine volksmäßige Knechtsgestalt unverfälschter alter Grundlagen waren, so kommt es wiederum darauf an: den Grund zu bestimmen, vermöge dessen der Urheber ihrer gegenwärtigen Gestalt mehr als ein eigentlicher Umdichter, oder mehr als bloßer Rapsod, der die Stäbe des alten Liedes gesammelt und wieder gebunden, erscheine? Und wiewohl es ungerathet wäre, die bestimmte Abseidung zweier vielfach ineinanderlaufender Grenzen, hier des überlieferten Stoffes, dort des neuen mit der Zeit nöthig gewordenen Wortes, streng zu fordern, da vielmehr ein gegenseitiges Nach- und Zugaben immer dazwischen sein wird, so muß die Geschichte der Poesie dennoch unverrückt auf eine Absonderung dessen, was in jeder Epoche des Epos davon früher da war und jetzt hinzutrat, ausgehen. Für die Ribelungen würde diese ebenso söwärtige als interessante Arbeit durch die nordische Willkürsease befördert und ziemlich befriedigend gelöst.“ ... „Die ganze Unähnlichkeit und Fülle der nordischen (aus deutscher Quelle eingehändig geschöpften) Erzählung beweist, daß Sache und (was daraus folgt) Lied an anderer Stelle

oder zu anderer Zeit bereits in lebendiger, voller Poesie vorhanden gewesen sein müßte. Von diesen Niederlegungen, so zu sagen zeitlichen Erscheinungen des Urstoffes wird jede in Wort und Inhalt eigenthümliche ihre Beiträge, wie Schwächen gehabt haben, und es kann auf den leiblichen Verfasser der einen oder der andern in den meisten Stücken weniger der Name eines Umdichters als der eines Umsammlers fallen.“ Als weitere Beweise dazu führt er dann noch Raaspar von der Rhön an, der nach seiner Weise die alten Lieder umsang, sowie die in den verschiedenen Handschriften unserer Ribelungen sichtbaren Spuren des an die Stelle der früheren Rube in der Mitte der Rangellei getretenen Mittelreims. Dann beantwortet er noch die Frage: inwiefern bei unsern Ribelungen eine lateinische Abfassung im Mittel liege? untersucht, welche Bewandniß es mit der besannten Stelle am Schluß der Klage habe, daß Bischof Pilgrim von Passau vom durchdringenden Spielmann die Geschichte selbst erkundigt und darauf von Konrad, seinem Schreiber, lateinisch habe aufsetzen lassen, kommt dann S. 159 fg. auf die Hohenemser Handschrift D. zurück und findet darin eine Bestätigung seiner oben ausgeprochenen Ansicht über die Entstehung des Liedes. „Vergleichen mit der aus A. (bei Müller) abgedruckten Vorderhälfte fand ich darin nicht bloß geringe und bedeutende einzelne Abweichungen, sondern selbst 48 neue ungedruckte ganze Strophen; wodurch das volksmäßige wohl niemals voll ausgegangene, rapsodische Wesen des Liedes natürlich sehr an den Tag kommt. Man hätte nur die Wahl, entweder noch einen neuen Umdichter anzunehmen, oder die Verschiedenheit aus Nachlässigkeit und Willkür der bloßen Schreiber zu erklären.“ Er entscheidet sich dann dahin: „Unter dem vorhin entwickelten, wie mir dünkt, richtigen Gesichtspunkt haben alle solche Varianten ihren guten Sinn und Recht: sie sind entsprungen aus der nicht ein wie's andre mal lautenden mündlichen Herjagung nicht bloß eines Sängers, und wenn man ein schon geschriebenes Buch vor sich gehabt, um es abzuschreiben (worauf mancher außer, z. B. die Abtheilung in Abentheuer, insofern sie verschieden oder gleich, weiter führen kann) möglichst aus dem treuen Gedächtniß fangschönliger Schreiber. Willkür jurellt mit unschuldiger Nachhilfe und kurzer Einschaltung, am allerwenigsten aus künstlicher Umdichtung oder Ueberdichtung. Aus allem diesen folgt der Schluß, wie wichtig für die genaue Einsicht und Kenntniß des herrlichen Gedichtes gehört, daß davon alle und jede vorhandene eigenthümliche Handschrift vollständig für sich und mit andern unvermischt gedruckt erscheine.“ — Wie müßig es aber sei, einen vermeintlichen besten Text aus allen zusammen zu jammern, begreife „allein darauf verwandten Fleiß zum Troß die Hagen'sche Ausgabe“ (von 1810). Als Probe gibt er schließlich aus der Hohenemser Handschrift D. einen sorgfältig revidirten und mit einigen wenigen Anmerkungen begleiteten Text des Abentheuers von der Jagd und Ermordung, und im 3. Bde. S. 1—13 gibt er gleichermassen jene „Walt und vierzig neue Lieder aus den Ribelungen nach der Hohenemser Handschrift D. nebst unterschiedlichen wichtigen Redarten“ heraus.

Wilhelm Grimm gibt außer den „Zeugnissen über die Heldensage“ ebenfalls mittelhochdeutsche Texte heraus, als: „Von einem fahrenden Schürer“ (2, 49—69); „Von einem heiligen nunch“ (2, 70—84); „Von den berten“ (2, 84—88); „Aus Reinfried von Braun-schweig“; „Sage von der Springwurzel“ (2, 89—95); „Vom Riddhart“ (2, 96); „Der Traum“ (2, 135—144); „St. Catharinen Grab auf Elnai“ (2, 185—187); „Von der Trunkenheit“ (2, 188—192); „Die goldene Schmitze von Conrad von Würzburg“ (2, 193—288); „Der Schman-Ritter von Conrad von Würzburg“ (3, 49—96); „Von der minne eins albern“ (3, 100—103); „Von des dach gebot zu den weiden und wiben“ (3, 164—167); „Bruchstücke aus zwei verlorenen Handschriften der Nibelungen“ (3, 241—252); „Aus einer alten Weltchronik“ (3, 278—283).

Von andern Gelehrten haben sich nur Bredde und Doren betheiligt, jener in einem Aufsatz „Ueber den altheutschen Umlaut“ (1, 168—173), wozu Jacob Grimm einen Anhang lieferte, dieser „Aus Strider's Fabelbuch, genannt die Welt“ (2, 1—7) und „Ueber Hartwig von dem Hage Reiden der heil. Margareta (3, 148—159). Die Zeitschrift hat daher das Eigenthümliche, daß fast Alles von den Herausgebern selbst kommt, aber nicht dieses, sondern die Ungunst der damaligen buchhändlerischen Verhältnisse war der Grund, daß dieselbe mit dem dritten Bande einging.

Jacob Grimm veröffentlichte zugleich im J. 1813 in Schlegel's Deutschem Museum 3, 53—75 eine Abhandlung: „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte. Mit altdeutschen Beispielen“ (Al. Schrift 4, 74—85), auf welche wir hier näher eingehen müssen, da er hier zu Resultaten gelangte, auf denen die spätere Wissenschaft fortbaute. Die Veranlassung dazu war wol hauptsächlich sein eigenes Studium, aber auch die neuen Schriften von Görres und Ranke aus dem Gebiete der Sagen- und Mythenforschung, und wir können deshalb nicht umhin, diese mit den einschlagenden Anschauungen kurz zu erwähnen. Im J. 1808, fast zugleich mit Jacob Grimm's Abhandlung: „Gedanken wie sich die Sagen zur Poesie und Geschichte verhalten“ erschien in der Zeitung für Einsiedler die von Görres „Der geborne Siegfried und die Nibelungen“. Görres hatte darin nicht nur den Nachweis zu liefern gesucht, daß unsere Heldensichtung, der ein großes solennes Gedicht unterliege, von dem die Nibelungen nur ein Glied gewesen seien, den Stämmen der Völkerverwanderung ihre Entstehung verdanke und auf gothischem und fränkisch-burgundischem Boden erwachsen sei, sondern er hatte auch den Ursprung aller nationalen Poesie zu ergründen gesucht. Dieser fällt ihm zusammen mit dem Ursprung der Nation im Orient; „wo ihre Geschichte aus der Naturgeschichte hervorgebrochen, da ist der Boden angeknüpft und sie nehmen ihn durch alle Gänge ihrer Entwicklung mit“. . . „In der That geht ein Geschlecht von Sagen im Orient um, das, in gerader Linie von denselben Vorfahren abstammt, den gleichen Hamillencharacter mit den nordischen Traditionen trägt.

Die Perser . . . aus einer Wurzel mit Jenen hervorgegangen, haben in ihrer Poesie auch am meisten nordische Physiognomie angenommen“, und da er in den Dichtungen des Herodotus, sowie in sonstigen Gedichten und Werken, die sämmtlich auf alten Traditionen beruhen, alle Hauptmomente der occidentalischen Poesie gleichlautend vorbildlich angelegt sieht, so kommt er zu dem Resultat: „Das war die Aufgabe, die bei ihrem Zuge nach dem Westen die Völker aus dem Stammlande mitgenommen, wie sie sich schuarten je nach Stämmen und Geschlechtern und Jungen, da bearbeitete jedes die Masse auf eigene besondere Weise; es siedelte die alte Fabel sich mitten unter ihnen an, und wurde immer wieder jung, und hatte Landesart und Volkessitte, und glang mit auf allen ihren Wegen, wie ein groß mächtig Wesen, das vor ihnen her immer über die Berggipfel schritt, und Thäler anstarrte wie Samen Korn in Bogen links und rechts, das ausging in Gefängen, die durch die Thäler flangen.“ . . . „Im Urbeginn war eine Poesie und eine Fabel, die bildete im Fortschritt jedes Volk auf eigene Weise sich und seinen Thaten an“ (S. 91—95). Und in seiner 1811 erschienenen „Mythengeschichte der asiatischen Welt“ 2 Bde. geht er von dem Grundgedanken aus: „Ein Volk und eine Mythos war in uralter Zeit, es war eine Kirche und auch ein Staat und eine Sprache“ (Bd. I. S. 11). In demselben Jahre erschien auch Ranke's Schrift: „Pantheon der ältesten Naturphilosophie. Die Religion aller Völker.“ Auch er geht von einer Urnation aus, aber der Glaube, den die Völker davon empfingen, ist ihm eine Theogonie und Kosmogonie, die er nun in allen Religionen und Sagen, sowie in der ältesten Geschichte der Völker nachzuweisen sucht. Und da in dem Allen die mythische Einheitlichkeit der Begriffe und Anschauungen des Erkennens und Zeugens waltet, so sucht er dieselbe nicht nur in den Mythen und der als Mythos zu betrachtenden ältesten Völkergeschichte, die er deshalb überall, selbst bei den Israeliten und Griechen, in Mythen auflöst, sondern auch in den Worten auf.

Jacob Grimm hält auch jetzt an seinen früher ausgesprochenen Grundansichten fest, stellt sie denen von Görres und Ranke gegenüber, begründet sie schärfer und gelangt zu jenen neuen Resultaten, welche für die Wissenschaft so bedeutend geworden sind, aber er dehnt mit Görres und Ranke den Begriff des Mythischen weiter aus, was ihm früher poetische oder bildliche Wahrheit war, das ist ihm jetzt mythische oder göttliche, seiner reichen Combinationsgabe läßt er jetzt mit diesen neuen Vorbildern die Fägel schwingen, der Ranke'schen Manier, die Einheitlichkeit der Mythen auch in den Worten aufzufinden, gibt er sich jetzt vollends hin und ergeht sich dabei in Etymologien, welche alten Gelehrten der Sprache spotten. Diese Richtung hat Jacob Grimm auch schon mit dem I. Bande der Altdeutschen Wälder eingeschlagen, dessen Beginn mit diesem Aufsatz fast gleichzeitig ist. „Das Erste“, hebt er an, „was ein aufrichtiges Gemüth und der Betrachtung aller Fabel und Sage lernen kann, ist, daß hinter ihnen kein eiserer Grund, keine

Erzählung, sondern wahrhafte Dichtung oder objective Begeisterung liegt. Bald aber wird die tiefer schreitende Untersuchung auf den Punkt dringen, wo man zu fragen hat: wie sich Sagenwahrheit verhalte zu der historischen Wahrheit, gleichsam zu einer greiflichen eine fühlbare. ... „Es scheint mir, als sei hier eigentlich bloß Zweierlei zu antworten möglich: entweder müßte die mythische Wahrheit eine himmlische oder eine irdische genannt werden. Kösen sich alle Sagen in einfache, immer einfachere Offenbarungen des Heiligen auf? Sind sie nur ein wechselndes für das Unendliche, Unfassliche, sich neu verwechselndes Wort und fließen sie, im Schein wandelbar, im Grund unwandelbar, endlich in dem Urgeheimt zusammen, von dem sie ausgegangen waren? Oder aber haben sie sich, wie Obgleichs über Fernen tritt, an die vergangene Menschengeit geknüpft, gehören sie zu unsrer Geschichte mit, und sind sie gleich dieser ewig hin etwas Neues, Verschiedenes, höchstens Ähnliches? ... Nachdem er dann kurz ausgeführt, was sowohl zu der letzten Meinung führe, als auch was ihr entgegenstehe, fährt er fort: „Diese erste Meinung hat etwas Erhebendes und Großes, weil sie Menschen und Götzen den Himmel rückt, sie in Sterne und Götter verwandelt und dem Forscher ein so weites Feld öffnet, das aus das vielschichtige gebaut werden kann, ohne an Ergiebigkeit zu verlieren. Und wie unzweifelhaft und überzeugend sie mir auch in vielen Fällen vorgekommen sei, gefesse ich doch, daß sie andre Male etwas Niederschlagendes mit sich zu führen scheint, darum, weil sie uns eigentlich ein Stück unsrer Trostes der Geschichte wegnimmt. Aller Trost aber, den wir aus der Geschichte schöpfen, beruht eben auf unsrer Genossenschaft und Gleichheit mit den gemeinen Menschen, da wir Gott nie gleich werden können; wird also die alte Geschichte für eine übermenschliche erklärt, so steht sie uns schon gewissermaßen entfremdet. Im Gegentheil regt sich ein sicheres Gefühl, daß unsere Vorfahren selbst zu jenen alten Handlungen beigetragen hätten, und wir würden das Andenken daran, das wir als ein Erbe und Eigentum betrachten, uns mit Schmerzen entreißen lassen. Würde nicht die Freude an unsrer alten deutschen Hebräer abnehmen dadurch, daß uns Jemand sagte, der Rhein, der in ihnen fließe, sei nicht unser geliebter Fluß, oder Bruch nicht auf deutschem Boden gehöre, sondern vielleicht auf dem Gipfel des Caucasus, und so immer weiter zurückführend. Und selbst wenn wir bei einer mit eingewanderten Sage stehen bleiben, so hat doch der nahe Grund und Boden der langen Heimath noch viel größere Kraft über uns. Nur dadurch wird der Widerspruch verfocht und geboten werden, daß man beide Meinungen vereinbart, d. h. dem Volksepos weder eine reinmythische (göttliche) noch reinhistorische (factische) Wahrheit zuschreibt, sondern ganz eigentlich sein Wesen in die Durchdringung beider setzt. Götterähnlich sind alle Menschen, allein Gottes Ebenbild wurde erst durch die That des Menschen, der seines Gleichen zeugt, gleichsam zu jedem gebornen Menschen herzugehört, und neuerdings mit wiedergeboren; so ist auch zu dem Epos eine historische That nothig, von der

das Volk lebendig erfüllt sei, daß sich die göttliche Sage daran setzen könne, und beide find durch einander bedingt gewesen.“ Hiermit ist Jacob Grimm zu einem wesentlich neuen Resultat im Gegenfatz zu Görres und Ranke gelangt, und hat zugleich die Entstehung und das Wesen des Epos so richtig bezeichnet, daß die zukünftige Wissenschaft nur darauf fortzubauen hatte. Wenn er aber nun aus altdeutschen Beispielen seine Auffassung deutlicher zu machen sucht, und zwar an der Fabel von Wilhelm Tell und an den Traditionen von der spinnenden Frau Bertha, so verfährt er hier ganz in die Görres-Ranke'sche Manier, er stellt die verschiedenartigen Sagen aller Völker zusammen und sucht ganz wie Ranke aus der innern Bedeutung der Namen ihre Identität nachzuweisen. Tell fällt ihm nicht nur mit dem englischen Tell, den nordischen Tolo und Giggil zusammen, sondern auch mit dem griechischen Bellerophon. Auch Bertha ist ihm nicht nur identisch mit Frau Holle, sondern „wie Holle die Erde, war es auch Bertha, nach abgeworfenem Voratz (wie Erda, Bertha, Gertha) Erda, Gertha, Mutter Erde (De-meter, d. i. Gā-māter)“. Aus diesen und andern Beispielen findet er es dann einleuchtend, „daß sich die meisten scheinbaren Verschiedenheiten zurückführen nach einer ursprünglichen Einfachheit (wie wir nach Gott), daß alle Formen einer reinern oder verhüllten Gedanken, der von solchem Reichthum und einer Stärke ist, daß er in Sprachen und Sagen unendlich Strahlen wirft“. ... „Auf ähnliche Art könnten wir auch unsern Tell wenigstens vergleichen mit Abel (der wie Belleros vom Bruder erschlagen wurde), mit Bellus und Apollon (Ab-bellus) den Weisenden, und Eibik, das böse Princip deutscher Kraft, würde aus Iuphon, Schimon, Siva vielfach erläutert werden.“ Er schließt mit einer höchst anziehenden Betrachtung über das Wesen der Poesie überhaupt und das Epos insbesondere, sowie über das Verhältniß von Mythos und Geschichte. „Betrachten wir aber nun auch“, sagt er, „das Wesen der Poesie, welche Fälle von Sprachlebensdignität hat sich zwischen der Ursprache (der offenbaren) und den heutigen Mundarten bewegt; wozu ein Sprachreichtum des epischen Lebens liegt zwischen der göttlichen Idee und folgenden Zeiten, worin sie sich tausendmal wiedergeboren, an menschliche Geschichten anknüpfte! Die Poesie, das Epos ist nun gerade diese nähere Mitte, diese irdische Glückseligkeit, worin wir leben und atmen, dieses Brod des Lebens; weiter und freier als die Gegenwart (die Geschichte, eine vergangene Gegenwart), enger und eingeschränkter als die Offenbarung (der jetzige Ursprung). In der allgemeinen Sprache würde kein Dichter singen können, durch eine allgemeine Psychologie würden wir uns um unsre Kieder, so zu sagen um unsere weibliche Freude am Leben bringen, und sollen daher, wenn wir das allgemeine und einige ergründen wollen, das Besondere, Vaterländische, Häusliche in der That unangeachtet ruhen lassen. Wenn Homer und die Kriegerungen und das Herz bewegen, so ist gewiß, daß eine mythisch bewährte gelehrte Mischung davor es kalt lassen müßte, oder doch nicht so erfüllen könnte.“ ... „Nach

meiner Meinung hoch es fesseln, daß das Epos, ja jeder echte Mensch einen doppelten Leib an sich trage, einen göttlichen und menschlichen. Jener hebt die Poesie über die bloße Geschichte, (in der oft alle Lust niedergebrannt ist und nur fahle Mauern stehen,) dieser nähert es letzter wieder, indem er sie wie ohne historischen Hintergrund läßt, und ihr einen frischen Erdsgeruch verleiht, der nichts Eingebildetes, sondern etwas Wahres ist.“ ... „Dies Verhältniß des Mythos zur Geschichte ist mit andern Worten das des Schicksals zu der Freiheit. Wer nun das Menschliche im Epos leugnet, der würde Alles auf eine laienhafte Nothwendigkeit zurückführen, da doch vielmehr das Nothwendige und Freie durch ein ebenfalls unausgründendes Wunder in unserm Leben, wie himmlische und irdische Wahrheit in derjenigen, welche ich die epische genannt habe, unabtrennlich gebunden sind, sich beide untereinander ergießen und tranken.“

In demselben Jahr lieferte Jacob Grimm noch einen Aufsatz im Gothaer allgemeinen Anzeiger Nr. 67. S. 681—686: „Auch etwas über die Wiedererleuchtung der altdeutschen Heldengedichte und besonders der Nibelungen in den Schulen“, und zugleich einige Rezensionen. In den Heidelb. Jahrb. der Literatur Bd. 2. Nr. 54. S. 849—862 vom: Koblenzin. Herausgegeben von Görres (welches Buch den Brüdern Grimm zugeeignet war), worin er diesen „in der wußten Vermengung alles Denkbaren noch überbietet“; ferner in der Leipziger Literaturzeitung Nr. 27. S. 210—213 von: Bäsching, Welfsagen, Märchen und Legenden.

Die großen Ereignisse der Jahre 1813 und 1814 führten nun Jacob Grimm zu Anfang 1814 bis zum Sommer nach Paris, dann von October 1814 bis Juni 1815 nach Wien und darauf bis December abermals nach Paris. Hierdurch erlitten seine Arbeiten vielfache Unterbrechungen, doch hatte er sich Alles zu Rufe zu machen und sich anzuzeigen gewußt, was sich ihm auf seinen Reisen und an seinen beiden Orten für seine Studien Förderliches bot. Aus dem Jahre 1814 haben wir daher, außer dem kurz vor seiner Abreise nach Wien mit Wilhelm zum Abschied gebrachten zweiten Bande der Märchen, der 1815 erschien, nur eine Arbeit desselben zu verzeichnen: die Rezension von der zwar anregenden, aber gänzlich verfehlten Schrift R. W. Gilling's: Ueber das Geschichtliche im Nibelungenliede, die Jacob Grimm in der Wiener allgemeinen Literaturzeitung Nr. 101. S. 1601—1608 (Nr. 1. S. 81—91) erscheinen ließ. Reicher ist dagegen das Jahr 1815 an Publicationen theils von längst gemeinschaftlich mit Wilhelm vorbereiteten Arbeiten, theils einiger, die er für sich selbst unternahm und wozu er in Wien Anregung und Rufe gefunden hatte.

Von den mit Wilhelm gemeinsam vorbereiteten Arbeiten erschien aller Vorforschlichkeit nach zunächst das 1813 angekündigte Werk: „Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue. Aus der Straßburgerischen und Vatikanischen Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin 1815.“ Sie geben zuerst eine Uebersetzung des

Gedichtes (S. 1—30), dann die Urchrift mit Anmerkungen (S. 31—132), darauf Erklärung des Gedichtes in folgenden Abschnitten: 1) Neuestes: Verfasser, Quelle, Zeit, Handschriften. 2) Epische Natur. 3) Ueber den Auszug. 4) Theilung des Auszuges durch Blut. 5) Der ausfällige Blutbruder. 6) Difer. 7) Name: Armer Heinrich (S. 133—208). Das Gedicht hatte zuerst Müller in seiner Sammlung 1784 nach der Straßburger Handschrift abdrucken lassen, und zwar genauer als alle übrigen der darin befindlichen Abdrücke, dennoch nicht ganz fehlerfrei. Dann hatte Bäsching das Gedicht herausgegeben, welche Ausgabe Jacob Grimm, wie schon erwähnt, in den Heidelberger Jahrb. 1812 rezensirte. Die Brüder Grimm verglichen an Ort und Stelle die Straßburger Handschrift sorgfältig, legten dieselbe, als die älteste, ihrer Ausgabe zu Grunde und wiesen die hauptsächlichsten Abweichungen der Vatikanischen; welche eine Uebersetzung verdrängte und von der ihnen Glücke eine Urchrift versertigt hatte, in die Anmerkungen, theilten aber die Schreibweise der Handschriften anrändernd bei. Ihre Ausgabe, die sich selbstverständlich in jeder Hinsicht vor der Müller'schen und Bäsching'schen auszeichnet, ist nunmehr zwar weit überholt; allein das Urtheil, welches sie über den Werth des Gedichtes und dessen Verhältniß zu den übrigen Dichtungen Hartmann's, sowie zu andern gleichzeitigen hessischen Dichtungen aussprechen, ist, abgesehen von einer gewissen Ueberschätzung desselben, grundlegend geworden, und bezeugt, daß sie auch hierin alle gleichzeitigen Kenner unserer alten Poesie übertrafen. „Ueberhaupt“, sagen sie von dem Gedicht S. 137 fg., „wird jeder einräumen, daß die Erzählung durchweg so gründlich gehalten und geführt, und jedes Einzelne so musterhaft geführt ist, wie sonst nirgends bei einem Meister der Zeit. Dadurch wird unsere Dichtung von der einsseitigen Weise derselben, welche das frische Leben der Sage durch an sich noch so geschmückte Stellen und Gedanken unterbricht, erhaben und sie stellt die tugendhafte Handlung, die sie erzählt, zu einer so vollkommenen gehörigen Entfaltung anschaulich dar, daß ihr gar nichts fehlt, abgesehen, noch überflüssig und sie ein eben getrichenes Waas von Rede und Sache zeigt. Diesen innern spiegelgleichen Wachsathum des Lebens und vollen Schritt der Vorgebenheit zu treffen, ist außer der Volkspoesie, die darin lebt und weht, nur den größten Dichtern aller Zeiten gegeben.“ ... „Bei diesem Vortheil muß auch der günstige Umstand erwoget werden, daß unser Dichter einer deutschen, bescheidenen einsamen Sage folgte, während er sonst und fast alle seine Mitzeiter fremde, zwar reichere und buntere Stoffe angenommen hatten, in denen längst der erste Fuß zerbrochen war. In dieser Betrachtung ertheilen wir diesem kleineren Werke unseres Dichters das größte Lob, das nur irgend einem Gedichte aus seiner Zeit zukommen kann.“ ... „Die eigene und besondere Gabe des Dichters wirkt dazu freilich das Ihre mit, und auch durch seinen Zwein dringt unmerkbar eine gewisse Milde und Geschlossenheit durch, die wir weder im Tristan noch weniger im Parsifal wahrnehmen. Im Tristan fließt die Rede sanft wie im Zwein, aber

noch lieblicher, anmuthiger, manchemal bis ins Spielende; der Parcival ist herber und schmerzlicher, als beide, aber fähner und prächtiger. In allen drei Werken treten und die Eigentümlichkeiten der drei größten altdänischen Dichter ihrer Zeit auf das Trübsichste vor Augen, Gottfrieds, Hartmanns und Wolframs. Das Gedicht vom armen Heinrich ist zu klein, um sich diesen zur Seite zu stellen, steht aber an innerer Gelegenheit zu allererst."

Darauf erschien außer dem zweiten Bande der Märchen und der Altdänischen Wälder die von den Brüdern schon länger vorbereitete Ausgabe der eddischen Heldenlieder unter dem Titel: „Lieder der alten Edda. Aus der Handschrift herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Berlin 1815." Von diesen Liedern hatte zuerst Gröter 1811 die Helga-Quida Hattangia-Scena herausgegeben und erläutert, und damit erhielt Deutschland gewissermaßen die erste Kunde von dem Bestehen dieses daselbst so nahe beruhenden Niederländes, und in demselben Jahre gelang es Wilhelm Grimm, der sich besonders mit den nordischen Lieder- und Sagenschöpfen beschäftigte und sich darum besonders verdient machte, durch die Vermittelung des Generals Grafen von Hammerstein eine vollständige Abschrift dieser noch ungedruckten Lieder zu erhalten, und erklärte, gemeinschaftlich solche mit seinem Bruder, von einer deutschen Uebersetzung begleitet, herauszugeben zu wollen (s. Wilhelm Grimm, Altdänische Heldenlieder. Borr. S. XX und Nachschrift S. 545). Allein andere Arbeiten kamen dazwischen, und da zu gleicher Zeit von der Hagen durch Rorup ebenfalls eine Abschrift der Lieder erhalten und sich beilegte, sie herauszugeben, so benahm er dadurch den Brüdern Grimm das Verdienst und die Ehre, dieselben zuerst durch den Druck zugänglich gemacht zu haben. Im J. 1814 ließ derselbe auch eine Verdeutschung und Erklärung derselben folgen. Die Terzian Ausgabe war aber ohne jedes tieferes Verständnis angefertigt, und die Verdeutschung, obwohl aliterierend und manchmal das Richtige treffend, war ohne allen wissenschaftlichen Werth, so daß sich die Brüder Grimm mit Recht um diese beiden Arbeiten gar nicht kümmern, wenigstens sich von ihrem Project nicht abhalten ließen. Was die Hilfsmittel ihnen darboten, war nichts als wenige Glossen skandinavischer Gelehrten, unter denen das dem ersten Bande der Kopenhagener Edda beigegebene das bedeutendste war, sowie das 1814 erschienene isländische Verkon von Jörn Jaldorsen, herausgegeben von Raaf, und dessen isländische Sprachlehre. Die Brüder Grimm blieben aber bei dem, was ihnen diese Hilfsmittel boten, nicht stehen, sondern mit ihren bedeutenden Sprachkenntnissen und allem ihrem Scharfsinn drangen sie tiefer in die oft so außerordentlich dunkle Sprache der Lieder ein. Sie geben den Grundriß von den ersten dreizehn Heldenliedern (es fehlen demnach Oddrúnargrátr, Atlakviða, Atlamál, Gúðrunarhvöt und Hamðismál), mit kritischen, sprachlichen und sachlichen Anmerkungen und einer gegenüberstehenden wörtlichen Uebersetzung, der dann eine zweite, mehr umschreibende, in Prosa folgt. Der zweite Theil, der die

fehlenden Lieder nebst einem ausführlichen Commentar enthalten sollte, ist nicht erschienen; er war nebst dem ersten Bande durch den im J. 1818 erschienenen zweiten Theil der Kopenhagener Edda, welcher sämtliche Heldenlieder mit gründlichem Commentar etc. enthält, von Jacob Grimm in seiner Recension dieses Bandes (Götting. gel. Anz. 1819. S. 1014) selbst gestiftet, „jämlich oder gänzlich überflüssig gemacht", oder vielmehr, wie er später in der Rede aus Wilhelm Grimm (KL. Schriften 1, 171) sagt: „aus mehr als einem Grunde ist es dem ersten Bande geliehen. Offenbar hatten wir zu hoch gegriffen und zugetraut, daß die Wahrnehmung und Einsatzung überaus großer Beihülfe, die das Nordische mit unserm Alterthum hat, Schritt halten könne mit Befriedigung zahlloser Schwierigkeiten, die der alte Text herbeiführt und wozu es länger aber Raaf's isländische Grammatik hinreichender Befähigung mit den Geheimnissen der altnordischen Sprache bedurfte. Gleichwohl geräthe die muthig angelegte Arbeit selbst, mit wenigstens zur Festigung meiner Studien in diesem wichtigen Theil unserer Sprachkunde."

Jacob Grimm veröffentlichte dann in Wien folgende Arbeiten:

Zunächst „Irmenstraße und Irmenfäule. Eine mythologische Abhandlung von Jacob Grimm. Wien 1815." Die Abhandlung ist dem Rationalinstituten von Holland gewidmet, aus Dankbarkeit dafür, daß er zu dessen Mitglied ernannt worden war. Derselbe war schon seit einigen Jahren vorbereitet, allein Jacob Grimm hatte mit der Herausgabe gehögert, wie er selbst im Vorbericht sagt, „weil ich solche dem Publikum vorzulegen mich theils scheute, theils es wenigstens mit andern sich gegenseitig helfenden Arbeiten zu thun beschäftigt hatte. Sie würde auch als Beilage oder Beleg zu meiner Vorlesung von dem Wesen der Sprachen, in welchen, wie in der Natur insgesamt, bis in ihre kleinsten Theile, ein lebendiges Geschäft wachet und waldet, deutlicher geworden sein." Den eigentlichen Zweck dieser Schrift spricht er an deren Schluß S. 63 aus: „die langvertraute himmlische und irdische Auslegung der Irmenstraße und Irmenfäule habe ich zu geben versucht." Er geht, um dies zu erweisen, S. 7 von dem Satz aus: „Der schimmernde Streif zahlloser Fixsterne am nächtlichen Himmel ist einmüthig von beinahe allen Völkern in dem mythischen Gedanken von Weg und Straße oder von Auskreuzung näher begriffen worden." Aus Sprache und Mythos sucht er dann darzutun, daß sich die Orientalen (Chinesen, Araber, Syrer, Neu-Hebräer, Perser, Ägypter, Aethioper) die Himmelsstraße vorherrschend mit Sprache bezeugt dachten, die Griechen mit verflügelter Milch, wonach sie die Milchstraße genannt werde, eine Vorstellung, welche auch den Orientalen nicht fehle. „Im Christenthum nahm die Idee wieder eine neue Bedeutung." „Es herrsche nunmehr der Begriff von einer himmlischen Wanderstraße vor. Eigentlich ist die Vorstellung schon den Ältern nicht fremd, es war die Straße, worauf die seligen Götter zur Wohnung des Zeus geleitet wurden, worauf tapfere Helden und Männer in

das Haus der Seligen gehen. Also Straße der Seligen (S. 15). Diese, auch dem Orient bewußte und selbst willen Stämmen unvergessene Ansicht ist nun in die christliche Vorstellung des Mittelalters zumal verflochten und in den seltsamen Sagen ganz vollkömiglich. Auf der himmlischen Straße wandeln Gottes Boten, Engel und Heilige, nieder, weil aber unter diesen der heil. Jacob am öftersten erscheint, so heißt sie die Jacobsstraße, gleichsam die im alten Testament vordedeutete Jacobleiter, auf deren Sprossen Engel von den Wolken herab bis zur Erde steigen“ (S. 16). Er sucht dann auszumitteln, wann die Sage von der himmlischen Jacobsstraße sich in dem christlichen Europa zuerst ausgebildet habe, und findet sie zuerst in dem seltsamen Mythos des französischen Volksbuchs von Charlemains oder vielmehr in dessen Duell, dem alten Gedichte von der ränig-saller Schlacht. Er kommt dann auf die altheutsche Sage vom Ursprung der Wilschstraße, den himmlischen Tringsweg, wohin der Held erhoben wurde, und da dieser zugleich auch auf den irdischen übertragen wurde, auf dem der sühne Held endigte, so geht er nun zu den berühmten Erdenstraßen über. Zuvor aber erforscht er die innere Bedeutung der Wörter „Weg“ und „Straße“ in den verschiedensten europäischen Sprachen, findet in der Einsachheit des Wortes schon den Grund der Fabel von der Erob- und Wilschstraße wieder, und kommt zu dem Schlusse (S. 28): „Diese bloßen Beispiele aus der unendlichen Sprache, in der nur ein unabhängiger in einander greifendes Leben wohnt, so, daß jedes Wörtchen fettenweise zu dem höchsten führen muß (an sich sind alle und jede Wörter nur eins; es kommt darauf an die Reite nachzuweisen), schließen sich theils an die vorhergehende Untersuchung über die himmlische Straße an, theils aber müssen sie bei der folgenden über die irdische leiten.“ Darauf geht er zu den einzelnen Sagen von berühmten Landstraßen über, die bei weitem wichtigste Sage ist ihm die altenglische, nach der schon seit alten Zeiten vier große Straßen England durchschnitten: die Fosse, Wallingstreet, Ermingstreet, Ryknildstreet, in deren sprachliche Bedeutung er einbringen sucht. Die bedeutungsvollste unter diesen ist ihm die Ermingstreet. Wie ihn die Wallingstreet auf die Bedeutung Pilgerstraße führt, so auch die Ermingstreet; „denn Armlaf, ein Armer, ist zugleich ein Wanderer, Bettler und Vagabund.“ „Aber wer sieht nicht auch“, fährt er nun fort, „daß diese Erming- oder Ermingstraße ganz sicher unsere deutsche Erlings- oder Erlingstraße ist, daß jener die Namen Ermenfried, Ermenfried genau zuzogen? In der deutschen Fabel steht aber die Tringsstraße bald am Himmel, bald auf der Erde, und die englische weiß bloß von einer irdischen; umgekehrt setzt sie die daubergehellte Wallingstraße zugleich an beide Orte hin“ (S. 39 fg.). Hier fällt ihm nun die Trimenfäule in den Kreis der Untersuchung. „Trimin, später Tring, war den germanischen Heiden ein beehrter Gott, König und Herrscher, allmählig wurde er in dem Epöe zu einem großen Menschenbrüder, weil nach einem nothwendigen Gang der Sage ihre Wiedergeburt und

immer näher zu rücken pflegen“ (S. 41). Da ihm nun Trimin beides ist Held und Gott, beides aber auch allgemein, hoch, hehr bedeutet, die Trimenstraße, wie die damit genau parallelen alten Heerstraßen: Königsstraße, Dietstraße, die allesamt freilich die große, Jedermann gangbare Wanderstraße ausdrücken, aber hernach auch die von dem alten König und Gott aufgebaute, so bedeutet ihm die Trimenfäule auf ganz gleiche Weise wiederum zweierlei, „einmal die göttliche, sodann die menschliche, allgemeine, die hohe, behrte Säule, sowie Trimenstraße den großen, breiten Weg“ (S. 41—44). „Die Götterbilder und ihre Säulen standen aber auf dem Hauptplatz des Ortes, von dem aus die Straßen und Thore gingen, an der Wegscheide und an den Wegen selbst.“ ... „Natürlich also wurden die heiligen Säulen zu gleicher Zeit Wegesäulen, wodurch wir die Trimenfäule in einem nothwendigen Zusammenhang mit der Trimenstraße erbilden. Die altheutschen Weichbilder der Städte, die Rolandssäulen am Gerichtspal“ ... „scheinen mir durchgehend derselben Idee zu folgen. Da nun vorhin aus mancherlei zusammenfließenden Gründen der Sprache und des Mythos dargelegt worden ist, daß die armen Leute, Pilgrime und Bettler unter dem Schutze der Trimenstraße stehen, so ergibt sich auch hier wieder, daß sie unter dem Geleite der Trimenfäule wandern und umherziehen. Anderwärts habe ich den doppelten Sinn des Wortes Wanderer selbst dargelegen gesucht; bald bezeichnet es einen Gott, der die Welt zu prägen kommt, bald den armen Pilger und das bedrängte Genue, was oben von der Jacobsstraße angeführt wurde, daß sie nämlich bald die Straße der seligen Geister und Engel, d. h. die Wilschstraße, bald aber die der Erdenpilger, d. h. die Trimenstraße andeute, so daß sich allenthalben bei beiden Straßen innige Verwandtschaft klar erkennen läßt. Nun fällt aber noch ein neuer Lichtstrahl in die Dunkelheit der Weiden, die, so verschieden sie aufgewachsen sind, gleichen Ursprung haben. Herms wird in der griechischen Fabel in die Erklärung der himmlischen Wilschstraße verflochten. Herms aber ist der Götterbote, der nicht bloß die verabschiedeten Seelen mit seinem Stabe, d. i. Wanderstäbe, geleitet, sondern auch ein Schützer und Pfleger der Erdenstraßen, darum fernert der auf ihnen wandernden Reisenden, Armen, Bettler und Vagabunden war. Beides fließt aus derselben Ursache, das er zwöds, Diebstahler und selbst Dieb sein mußte, den Heerstraßen sowohl als dem Gefinde der Landfahrer, Räuber und Diebe vorstand. Was sind also die Hermen (Iguat) anders, als seine an offenen Landwegen errichteten Bildsäulen, genau unsere Trimenfäulen? Jetzt erst ist es erlaubt, an eine namentliche Vergleichung des Trimin mit Epöe zu denken, die auf seiner Erbörung jenes auf diesem beruht, sondern tiefere gemeinschaftliche Ursprünge beider voranzieht“ (S. 45. 46). Darauf schreitet er vor zu andern germanischen Ueberlieferungen von großen Heerstraßen: der schwedischen Eriksgata, dem dänischen Waldemaröweg, der australischen Landstraßensage von der chaussee des Brunebild oder auch des Brunehild, worin er Spuren nibelungischer Dicht-

tungen wahrzunehmen glaubt, kommt dann auf den Tempel zu Bavaia, in dem eine siebenfantige Säule, zu Ehren der sieben Planeten, stand, von welchem Mittelpunkt sieben Thüren des Tempels, von da sieben Gassen durch die Stadt, sieben Thore der Stadt und von da an sieben Heerstraßen in alle Welt bis ans Ende der Welt ausliefen. Er sieht nicht nur in dem Umfange, daß hier von einer auf einem Mittelpunkt der Stadt errichteten Säule seine zum Grunde gelegte innere Verbindung zwischen Irmenstraße und Irmenensäule aber alle Bedenken erhaben, sondern die Siebenzahl führt ihn auch auf das siebenhörige Ithben, und knüpft daran (S. 69) folgende Etymologien. „Ithben nun heißt schon im Wort sieben (hebr. theba, sheba, septem); sollte bei so viel Zusammentreffenden die Ruhmabgung zu lähn scheinen, daß auch in der überraschenden Ähnlichkeit des arabischen und hebräischen Wortes iðbān, iðben (Stroh, Spreu), welches in dem Namen der Milchstraße vorkam, tiefe Bedeutsamkeit liege? Diese Milchstraße ist die Siebenstraße, und wir fanden in den Wörtern Stroh und Straße die nämliche Idee des Ausstreuens (sternere), ebenso dürfte tarīf al iðbān die Milchstraße wie die Siebenstraße ausdrücken. Selbst unsern, mit Iring identischen, Sibid wäre es nach allem diesem erlaubt, zu der bösen Zahl sieben zu stellen und in ihm den bösen Hund und Wolf, den mond-schlingenden Dieb Diebstog, und Typhon herauszuheben.“ Durch die Siebenzahl gelangt es ihm nun auch, das Siebengeßir, die Pleiaden, die sieben Planeten, die Sonnenstraße u. dgl. m. in seine Untersuchung hineinzuziehen.

In dieser gewiß geistreichen Schrift sehen wir bei Jacob Grimm die Görres-Kanne'sche Manier, Alles in Evid zu verarbeiten, in vollster Blüthe stehen. Er combinirt nicht nur Alles mit einander, was nur irgend einen Anknüpfungspunkt darbietet, ohne die historischen Mittelglieder nachweisen zu können, und deutet es mythisch, sondern er ergreift sich auch, um die Einerleiheit der Begriffe und Anschauungen in den Worten darzutun, in den abenteuerlichsten Etymologien.

In Wien gab nun auch Jacob Grimm die schon im J. 1810 angekündigte Sammlung altspanischer Romane heraus, unter dem Titel: *Silva de romances viejos*. Wien 1815. Diese Arbeit zeugt von einem so ersten Studium, wie solches bis dahin diesen Völkern noch nicht zu Theil geworden war, indem er zum ersten Mal den Versuch machte, die wahrhaft alten und vollständigen Romane der Spanier aus der Masse der zahlreichen späteren Nachahmungen auszuscheiden und sie gesondert herauszugeben. Wie die Bräuer die Rieder der Erde nicht in Halbzeiten, sondern in epischen Langzeilen hatten drucken lassen, so ließ Jacob nun auch die Romane in diesen Zeilen erscheinen, statt der sonst üblichen kurzen acht- und rebenzylbigen Verse. Um auf den Werth und die Wichtigkeit dieser altspanischen Volkslieder aufmerksam zu machen, veröffentlichte er einige Wochen vor dem Erscheinen seiner Sammlung auch dieser in den Friedensblättern von 1815 Nr. 11. 12. S. 41—43, 45—47

(Kl. Schriften 4, 422—427) eine Uebersetzung des Liedes von Frau Wida, mit einigen Bemerkungen über Uebersetzungen überhaupt und über den Inhalt und die Sprache des Gedichtes. Die Sammlung ist Görres gewidmet, aber 40 Jahre später widmete die größten Kenner der spanischen Romanzenpoesie Ferdinand Wolf und Conrad Hoffmann ihre Sammlung der ältesten und vollständigen spanischen Romane Jacob Grimm „als dem Ersten, der die wahrhaft alten und vollständigen Romane der Spanier auszumählen und zu würdigen gewußt hat“, und bezeugen damit, wie bedeutend derselbe auch mit dieser Redenarbeit eingegriffen hat (Raumer a. a. D. 443).

Mit welchem Eifer er in Wien die Gelegenheit ergriß, sich mit der dort befindlichen Handschrift der Riblungen bekannt zu machen, und welche tiefgehende Studien er daran knüpfte, sehen wir schon oben, aber er ließ sich auch, wie er selbst erwähnt, dort die Gelegenheit nicht entgehen, sich mit der slavischen Sprache bekannt zu machen, und zwar der serbischen Volkslieder wegen (vergl. Kl. Schriften 4, 437), was vermuthlich durch Koppiar geschah, und bald brachte er es darin so weit, daß ihm die Redaction der Wiener allgemeinen Literaturzeitung die Anzeige von Wul Stephanowitsch, Kleines serben-slavisches Volksliederbuch* übertrug, welche Anzeige, die 1815 Nr. 74. S. 1168—1180 erschien (Kl. Schriften 4, 427—436), dieselbe mit den Worten einführte: „Die Redaction der slavischen Abtheilung dieser Blätter wünscht sich Glück, die Anzeige der vorliegenden Sammlung serbischer Volkslieder, wobei es um ästhetische Würdigung und Vergleichen mit Stimmen anderer Völker zu thun ist, in die Hände eines der größten deutschen Kenner solcher Schätze gelegt zu haben.“

In jenen Friedensblättern von 1815 veröffentlichte er dann noch Nr. 24. S. 94—95 und Nr. 25. S. 97—99, „Das Märlein von der ausziehenden Rau“, und Nr. 41. S. 161—163, „Endschreiben an Herrn Hofrath —r.“ mit Zusatz von —r. S. 163—164.

Neben all diesen verschiedenen Arbeiten und Studien beschäftigte ihn auch noch die Rechtswissenschaft, aber nur die des germanischen Rechts. Als daher Savigny im J. 1815 in Verbindung mit G. F. Eichhorn und J. F. L. Göschen die „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft“ herausgab, schickte Jacob Grimm nicht mit einem Beitrage und lieferte Bd. 1. S. 323—337 einen Aufsatz „Ueber eine eigene algermanische Weise der Rechtsübung“, mit einem Zusatz von Hubertus 2. Bd. Heft 1. S. 137. Und noch in demselben Jahre* erschien 1. Heft des 2. Bandes dieser Zeitschrift S. 25—99 eine zweite Abhandlung: „Von der Poesie im Recht“, die als epochemachend bezeichnet werden muß. Er handelt seinen Gegenstand in 14 Paragraphen ab und beginnt S. 1: „Es ist wohl auch einmal erlaubt, das Recht unter dem Gesichtspunkt der Poesie zu fassen und aus der einen in das andere lebendige Zeugniß geltend zu

*) Nicht 1816, wie Scherer und Raumer, durch den Haupttitel des Bandes irreführend, annehmen.

machen. Einen solchen Versuch fordert und verlangt jezo zumal unser deutsches Alterthum, in welchem sich von beiden beinahe aus gleichen Zeiten reiche und wichtige Denkmäler und nach den mannigfaltigen Randstrichen, die der germanische Name erfüllt hat, bezeugen. Welcher andere besäße gleich ihm eine solche Menge, einen so großen Hausrath gesammelter Gesehe und Rechtsbräuche und hätte sie von der Frühe an bis in die Mitte, von seinen Völkerschaften an bis auf einzelne Gemeinheiten, ja Dörfer, in Schrift und Buch aufzuweisen? ... „Eine lange theürliche Zeit hatte und gräbt, dasjenige zu verwahrlosen, was mitten bei und neben und geblichen war, woraus die treuen Augen unserer guten christlichen Vorfahren hervorzukliden und die Frage an uns zu thun scheinen: ob wir sie endlich auch wieder grüßen wollen?“ ... „Das Recht und Poesie“, heißt es dann S. 2, „mit einander aus einem Bette auferstanden waren, hält nicht schwer zu glauben. In ihnen beiden, sobald man sie zerlegen will, liegt man auf etwas Gegebenes, Zugebrachtes, das man ein Außergewöhnliches nennen könnte, wiewohl es eben jebedam an die besondere Geschichte anknüpft; in seinem ist bloße Sägung noch eitle Ursprung zu Haus. Ihr beider Ueppung beruht auf zweierlei wesentlichem, auf dem Wunderbaren und dem Glaubwürdigen.“ Nachdem er dies erklärt, sagt er dann weiter: „Man darf also mit vollem Zug das Herkommen oder die Gemohnheit des Gesehes wie des Epos in eine unauslöschliche Mischung himmlischer und irdischer Stoffe stellen.“ ... „Was aber aus einer Quelle springt, das ist jebedzeit auch selbst verwandt und greift ineinander; die Poesie wird folglich das Recht enthalten wie das Geseh die Poesie in sich schließen.“ ... „Unsere Vorfahren war Alles nur für die gerabeste, lebendigste Anwendung vorhanden, eben deshalb auch Alles gemeines Gut und Eigenthum jedermanns. Keinem Dichter gehört das Lied; wer es sang, wußte es bloß fertiger und treuer zu singen; ebenso wenig ging das Ansehen des Gesehes aus von dem Richter, der sein nruos finden durfte; sondern die Säger verwaltest das Gut der Rieder, die Urtheiler verweseten Amt und Dienst der Rechte. Unbedenklich also müssen die Poesie und das Recht der alten Zeit als für einander beweisend und gültig angenommen werden und beide als mit Eitten und Festen des Volks eng zusammenhängend.“ Dann folgen die Beweise, und zwar zunächst S. 3 aus der Sprache, wo er mit der weit- und scharfblickenden Deduction beginnt: „Alles was anfänglich und innerlich verwandt ist, wird sich bei genauer Untersuchung als ein solches stets aus dem Bau und Wesen der Sprache selbst rechtfertigen lassen, in der Inmerbin die regste, lebendvoßste Verührung mit den Dingen, die sie ausdrücken, anschlägt. Und so reicht die aufgestellte Verwandtschaft zwischen Recht und Poesie schon in die tiefsten Gründe aller Sprachen hinab.“ Nachdem er dann S. 4 von dem verschiedenen Werthe der deutschen Gesehe gehandelt, weist er die einzelnen poetischen Elemente in dem altdeutschen Rechte nach, und zwar S. 5 aus der poetischen Form (Alliteration, seiner Reim), S. 6 aus einzelnen poetischen

Rechtswörtern, S. 7 aus poetischen Rechtsbriafen, S. 8 und S. 9 aus poetischen Bestimmungen selbst, S. 10 aus Rechtssymbolen, S. 11 aus der Brömmigkeit, S. 12 aus der Grausamkeit, S. 13 aus der Gerechtigkeit, S. 14 aus der Vergnügtheit.

Ich möchte Scherer a. a. D. XVI, 106 nicht ganz bestimmen, wenn er behauptet: „das aber ist ungewisshast, daß dieser Auffas ganz und gar wie ein Versuch erscheint, Savigny's allgemeine Säge an dem altdeutschen Rechte zu erempfindern. Gerninner wir uns, welche Bedeutung für Jacob Grimm in seiner ersten Periode dem Begriffe der Poesie beizumohnt, so werden wir es begreiflich finden, daß er den Kern von Savigny's Lehre über die Jugendzeit des Rechtes in den Ausdruck fassen konnte: das Recht ist poetisch.“ — denn so viel ist gewis, daß, wenn auch Jacob Grimm der Rechtswissenschaft entzagt hätte, doch eine Wurzel davon in ihm stecken blieb, welche bei seinem Studium des deutschen Alterthums, das alle Gebiete desselben umfaßte, wieder ausschlagen und einen mächtigen Stamm in vollster Eigenart treiben mußte. Man muß daher weit mehr dem Verfasser des Artikels „Jacob Grimm“ in den Grenzboten bestimmen, wenn derselbe S. 293 sagt: „Dieser Auffas beweist, daß Jacob Grimm von einem ganz andern Interesse als dem rein juristischen auf die Behandlung seines Gegenstandes geführt ward. Für ihn war nicht das Recht als solches, sondern die Form desselben die Hauptsache.“ Schon sagt derselbe, zur Charakterisirung des Auffases und des ganzen Standpunktes, den Jacob Grimm später zu dem deutschen Rechte einnahm, übergehend: „Der sinnliche, symbolische Charakter in den rechtlichen Bestimmungen, den Formeln, in den tausend und aber tausend Formalitäten, an denen namentlich das altdeutsche Recht so reich ist, die sinnlich poetische Ausdruckweise, die mehrfach direct sich der Formen der Poesie bedient, sie war es, auf was es ihm ankam. So wurden die alterthümlichen Bestimmungen des Rechtes ihm ein lebendes Zeugnis jenes früheren, sinnlicher empfindenden Zeitalters, wo die Poesie noch alle Sphären der höheren geistigen Thätigkeit durchdrang, wo die Vorstellungen noch nicht abstract geworden waren, sondern in lebendiger Anschaulichkeit gedacht wurden.“ Dieser Auffas bezeugt aber auch, daß Jacob Grimm damit tiefer als je einer zuvor in eine der wichtigsten Befahlungen des Seelenlebens unseres Volkes eingedrungen ist, und dabei einen Reichthum von Thatsachen entzalt, die fast das ganze Gebiet des deutschen Rechtslebens nicht nur in seinen schriftlichen, sondern auch mündlichen Quellen umfassen, und von lehrern gerade solche, wie Gebräuche, Sagen, Märchen u. dgl. m., von denen man bisher kaum eine Ahnung hatte, daß daraus ein Gewinn fließe. Wie dieser Auffas eine lang gepfeigte Sammlung voraussetzt, so ist auch er mit die Grundlage geworden zu den deutschen Rechtsalterthümern, die 1828 erschienen.

Die Sammlung der deutschen Sagen, welche die Brüder zugleich mit den Märchen begannen und unablässig gepflegt hatten, war bei Jacob's Rückkehr nach Gassel so weit gediehen, daß sie zu deren Herausgabe

schreiben konnten. Sie unterzeichneten am 14. März 1816 die Vorrede und bald darauf erschien in Kattlicher Hülle der erste Theil ⁹ unter dem Titel: „Deutsche Sagen. Herausgegeben von den Brüdern Grimm. Berlin 1816.“ In der Vorrede sprechen sie sich ausführlich in sieben Abschnitten über ihre Sammlung aus, wovon wir das Wesentlichste hier mittheilen. I. Wesen der Sage. „Es wird dem Menschen“, beginnen sie, „von heimatlichen ein guter Engel beigegeben, der ihn, wann er ins Leben auszieht, unter der vertraulichen Gestalt eines Mitwandelnden begleitet; wer nicht ahnt, was ihm Gutes dadurch widerfährt, der mag es fühlen, wenn er die Grenze des Vaterlandes überschreitet, wo ihn jener verläßt. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märcen, Sagen und Geschichte, welche neben einander stehen und noch einander die Borgeit als einen frischen und belebenden Geist nahe zu bringen streben. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht belabne nur in sich selber fest, in seiner angeborenen Blüthe und Vollendung; die Sage, von einer geringeren Mannichfaltigkeit der Farbe, hat noch das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Verusumt hänge, an einem Ort oder einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Aus dieser Gebundenheit folgt, daß sie nicht, gleich dem Märchen, überall zu Hause sein könne, sondern irgend eine Verbindung voraussetze, ohne welche sie bald gar nicht da, bald nur unvollkommener vorhanden sein würde. Kaum ein Fiedel wird sich in ganz Deutschland finden, wo es nicht ausführliche Märcen zu hören gäbe, manche, an denen die Volkssagen bloß dünn und sparsam gesät zu sein pflegen. Diese ansehnliche Dürftigkeit und Unbedeutendheit zugegeben, sind sie doch innerlich auch weit eigenthümlicher; sie gleichen den Rundarten der Sprache, in denen hin und wieder sonderbare Wörter und Bilder aus uralten Zeiten hangen geblieben sind, während die Märcen ein ganzes Stück alter Dichtung, so zu sagen, in einem Zuge zu uns überleben. Merkwürdig stimmen auch die erzählenden Volkseideln entschieden mehr zu den Sagen, wie zu den Märcen, die wiederum in ihrem Inhalt die Anlage der frühesten Poemen reiner und kräftiger begehrt haben, als es sogar die abtrüggelebten größeren Eiden der Borgeit konnten. Hieraus ergibt sich ohne alle Schwierigkeit, wie es kommt, daß fast nur allein die Märcen Theile der urdeutschen Helbenfage erhalten haben.“ ... „Die Märcen also sind theils durch ihre äußere Verbreitung, theils durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen, sie wahren unmittelbar, wie die Milch, mild und lieblich, oder der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer härteren Speise dienen, eine einsachere, aber desto entscheidene Farbe tragen, und mehr Ernst und Nachdenken fordern. Ueber den Vorzug beider zu streiten wäre ungeschickt; auch soll durch diese Darlegung ihrer Verschiedenheit weder ihr Gemeinschaft-

liches übersehen, noch geleugnet werden, daß sie in unendlichen Mischungen und Verbindungen in einander greifen und sich mehr oder weniger ähnlich werden. Der Geschichte stellen sich beide, das Märchen und die Sage gegenüber, insofern sie das sinnlich Natürliche und Vergreifliche stets mit dem Unbegreiflichen mischen, welches jene, wie sie unser Bildung angemessen scheint, nicht mehr in der Darstellung selbst vertritt, sondern es auf ihre eigene Weise in der Betrachtung des Ganzen neu hervorzufuchen und zu ehren weiß. Die Kinder glauben an die Willkür der Märcen, aber auch das Volk hat noch nicht ganz aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unlegbare nahe und sichtliche Falsch der letzteren überwiegt noch den Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Offenbarkeit der Sage ist folglich gerade ihr richtiges Zeichen.“ ... „Unverträglich leben wir das Volk an seinen eingeübten und hergebrachten Sagen hängen, die ihm in rechter Form nachrücken und sich an alle seine vertrauten Begriffe schließen.“ ... „Sie scheinen ihm eine Nothwendigkeit, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht, und nicht anders, als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nötigen Andacht, bei dem rechten Anlaß, zur Sprache kommt. Jene freie Bewegung und dabei immerfertige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwidern, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. Um alles menschlichen Sinnen Ungewöhnliche, was die Natur eines Landstrichs besitzt, oder wessen ihn die Geschichte gemahnt, sammelt sich ein Duft von Sage und Lied, wie sich die Ferne des Himmels blau anläßt und jarter, feiner Staub um Obst und Blumen legt. Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Helsen, Seen, Träumen, Däumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigenthümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet, und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzerreißende Heimweh. Ohne diese sie begleitende Poesie müßten edle Völker vertrauen und vergehen; Sprache, Sitte und Gewohnheit würde ihnen eitel und unbedeutend dünken, ja hinter allem, was sie befaßen, eine gewisse Einspindel fehlen. Auf solche Weise verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen aushiebt“ (S. V—X). II. Treue der Sammlung. „Das erste, was wir bei der Sammlung der Sagen nicht außer Augen zu lassen haben, ist Treue und Wahrheit. Als ein Hauptstück aller Geschichte hat man diese noch stets betrachtet; wir fordern sie aber ebenso gut auch für die Poesie und erkennen sie in der wahren Poesie ebenso rein. Die Fälschung ist falsch und böse; was aus ihr herkommt, muß es auch sein. In den Sagen und Liedern des Volkes haben wir noch keine gefunden; es läßt ihren Inhalt, wie er ist, und wie es ihn weiß“ (S. X). ... „Darum darf ihr

⁹) Diese Bezeichnung steht wie bei den Märcen.

Inhalt bis ins Kleinste nicht versteht und darum müssen Sage und Thatsachen lügenlos gesammelt werden" (S. XII). III. Mündlichkeit der Sammlung (S. XII—XV). IV. Anordnung der Sammlung (S. XV—XIX). „In der Sache selbst ist nur noch ein Unterschied, nach dem eine äußerliche Sammlung zu fragen hätte, anerkannt worden; der nämlich, wonach wir die mehr geschichtlich gebundenen von den mehr örtlich gebundenen trennen und jene für den zweiten Theil des Werks zurücklegen" (S. XVI). Die Anordnung selbst ist aber eine mehr oder weniger zufällige. V. Erklärende Anmerkungen (S. XX). Ein Anhang von Anmerkungen, wie zu den Märchen, sowie eine vollständige Abhandlung der deutschen Sagenpoesie behalten die Brüder Grimm einer eigenen Schrift vor. VI. Quellen der Sammlung (S. XX—XXIV). Diese waren sowohl schriftliche Quellen, namentlich allmählig seitens der Bücher des 16. und 17. Jahrh., als auch vor allen Dingen mündliche, lebendige Erzählungen. Unter den schriftlichen Quellen waren die Arbeiten des in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. schreibenden Johannes Prätorius, der zwar mit geschmackloser, aber scharfsinniger Gelehrsamkeit Sinn für Sage und Aberglauben verband, weit die bedeutendsten. In den langen Zeitraum zwischen ihm und Dittmar's im J. 1800 erschienenen Sammlung der Haysagen fällt kein einziges Buch von Belang für deutsche Sagen. Dittmar's Sammlung verdient Lob wegen ihrer Treue und Frische. Seitdem hat sich die Sache zwar immer mehr gereizt und ist auch juxta vellet gefördert, im Ganzen jedoch nichts Bedeutendes gesammelt worden, außer 1815 ein Dutzend Schwärzgerfagen von Wyl, der dieselben aber durch eigene Zuthaten getrübt hat. Die Sammlungen von Büsching (1812) und Geisshalt (1814) verdanken zusammen mündlicher Quelle nicht über zwölf bisher ungenannte deutsche Sagen, welche die Grimm's indessen aufgenommen haben würden, wenn nicht jede dieser Sammlungen selbst noch im Gang wäre und eigene Forschung versprochen hätte. VII. Treue und Punsch (S. XXIV—XXVII). „Wir empfehlen unser Buch den Liebhabern deutscher Poesie, Geschichte und Sprache, und hoffen, es werde ihnen allen, schon als lautierte deutsche Rest, willkommen sein, im festen Glauben, daß nichts mehr außerhande und größerer Freude bei sich habe, als das Vaterländische (S. XXIV).

Zu Anfang des Jahres 1818 (die Vorrede ist unterzeichnet den 24. Februar) erschien der zweite Theil der deutschen Sagen. Hatten die Brüder in dem ersten Theile die „mehr örtlich gebundenen Sagen" gegeben, so geben sie nun die „mehr geschichtlich gebundenen", das sind, wie sie in der Vorrede S. III recht genauer sagen, solche, welche „sich unmittelbar an wirkliche Geschichte schließen". „Eine Zusammenstellung dieser Sagen", fahren sie fort, „ist unseres Wissens noch nicht unternommen worden, und deswegen vielleicht verdienstlicher, aber auch mühsamer. Nicht allein haben die hauptsächlichsten gedruckten Geschichtsbücher und Chroniken durchlesen werden müssen, sondern es ist uns noch viel an gelegener gewesen, handschriftliche Hilfsmittel, so viel wir

deren habhaft werden können, sorgfältig zu gebrauchen. Die wenigsten der hier mitgetheilten Erzählungen waren aus mündlicher Uebersetzung zu schöpfen. . . . Ueber das Verhältnis der Geschichte zur Sage", sagen sie dann weiter, „haben wir und bereits im allgemeinen erklärt, so gut es, ohne in die noch vortheilhafte Untersuchung und Ausführung des Einzelnen einzugehen, geschehen konnte. In Bezug auf das Eigentümliche der gegenwärtigen, die man Stamm- und Geschichtssagen nennen könnte, läßt sich hinzufügen, daß sie wenig wirkliche und urkundliche Begebenheiten enthalten mögen. Man kann der gewöhnlichen Behandlung unserer Geschichte zwei, und auf den ersten Schein sich widersprechende Vorwürfe machen: daß sie zu viel und zu wenig von der Sage gehalten habe. Während gewisse Umstände, die dem reinen Elemente der Legende angehören, in die Reihe wirklicher Ereignisse eingeleitet wurden, pflegte man andere ganz gleichartige schöne zu verwerfen, als fabelhafte Märchenüberlieferungen und Gesinnungsmäuser Leute. Man verkannte also die eigenen Gesetze der Sage; indem man ihr bald eine irdische Wahrheit gab, die sie nicht hat, bald die geistige Wahrheit, worin ihr Wesen besteht, ablegte, und sich, gleich jenen Herulern, als sie durch blaubbühenden kein schwimmen wollten, etwas zu widerlegen ansetzte, was in ganz verschiedenem Sinne behauptet werden mußte. Denn die Sage geht mit andern Schritten und steht mit andern Augen, als die Geschichte that; es fehlt ihr ein gewisser Reizschmack des Leiblichen, oder, wenn man lieber will, des Menschlichen, wodurch diese so mächtig und ergreifend auf uns wirkt (und worin jede Sage ihr nachsieht, wie der Tugend des wirklichen Lebens jede Tugend der Poesie); vielmehr weiß sie alle Verhältnisse zu einer epischen Lauterkeit zu sammeln und wieder zu gebären. Es ist aber jedem Volke zu gönnen und als eine edle Eigenschaft anzunehmen, wenn der Tag seiner Geschichte eine Morgen- und Abenddämmerung der Sage hat; oder wenn die, menschlicher Augenschwäche doch nie ganz erreichbare Gewissheit der vergangenen Dinge, statt der schroffen, farblosen und sich oft vermissenden Nähe der Wissenschaft, sie zu erwidern, in den einsachen und klaren Bildern der Sage, wie wir sagt es uns, durch welches Wunder? gebrochen, wiederzukeimen kann. Alles, was dazwischen liegt, den unschuldigen Begriff der dem Volke gemäßen Sage verschmäht, zu der strengen und trodenen Erforschung der Wahrheit aber doch seinen rechten Muth faßt, daß ist der Welt jederzeit am unnützlichsten gewesen" (S. IV—V). Die Anordnung der Sagen ist nach den Zeiten und Stämmen eingeordnet (S. VI). Ausgeschlossen sind solche deutsche Sagen, welche „in dem eigenen und lebendigeren Umfang ihrer Dichtung auf unsre Zeit gekommen sind". Dabin gehören die Sagen 1) von den Nibelungen, Amelungen u. s. w., in deren Mitte das Nibelungenlied und das Helkenbuch stehen. 2) Von den Karlingen, mit Ausnahme einiger von Karl dem Großen. 3) Von Pothar und Waller u. a. (S. XII. XIII). Sie schließen dann (S. XIV) die Vorrede mit der Erklärung: „wir haben zu dem ersten

Theil glücklich empfangen, und so erfreuliche Mittheilungen empfangen, daß wir diese zuvor in einem dritten Theil herauszugeben wünschten, um und dann desto ungeförter und sicherer zu der Untersuchung des ganzen Vorraths wenden zu können.

Weder zu diesem dritten Theile, noch zu diesen Untersuchungen sind die Brüder Grimm gelangt, auch während ihres Lebens hat die Sammlung keine zweite Auflage erlebt. Sie war längst vergriffen, als dieselben starben, und es blieb Hermann Grimm vorbehalten, im J. 1865 eine zweite Auflage zu veranstalten. Aber wie die Märchen, so waren auch die Sagen bei den Freunden unserer deutschen Alterthums außerordentlich ansehnlich, und es gab bald fast seinen deutschen Gau mehr, der nicht seine Sagen-Sammlung aufzuweisen hatte, woraus namentlich der deutschen Mythologie und Sittenkunde reicher Gewinn erwuchs.

Etwa zwei Monate nach dem Abschlusse des ersten Theiles der deutschen Sagen ging endlich ein langgehegter Wunsch Jacob Grimm's in Erfüllung: er wurde neben seinem Bruder Wilhelm aus der cæsarer Bibliothek angestellt, und damit begann jene Zeit seines Lebens, welche er selbst als die ruhigste, arbeitsamste und fruchtbarste bezeichnet. Was hätte man nun anders erwarten sollen, als daß er jetzt das Werk zum Abschlusse gebracht hätte, was ihm seither als das oberste Ziel aller seiner Arbeiten galt, und worin sich all sein bisheriges Forschen und Schaffen concentrirt sollte: die Geschichte der altheutschen Poesie, welche sich zur Aufgabe machte, die verschiedene Gestalt zu erläutern und zu beschreiben, worin die Sage erschienen ist, und sie so weit als möglich auf ihren Ursprung zurückzuführen, wie er selbst solche schon 1808 anfündigte. Allein es sollte anders kommen. Außer den gemeinsamen Arbeiten mit Wilhelm, als den dritten Band der Altheutschen Wälder (1816), den zweiten Theil der Deutschen Sagen (1818), der Uebersetzung von neunzehn heidnischen Liedern in Förster, Die Sängersahrt 1818, S. 206—218 (Al. Schriften 4, 455—467), bietet er in den nächsten Jahren nichts als kleinere Aufsätze, Rezensionen und Beiträge aus seinen Sammlungen dar. Rämlich 1816 in der Wiener allgem. Literaturzeitung Nr. 20. 21. S. 314—333 Rec. des zweiten Theiles von: Busf, Eetbilch's Volksliederbuch (Al. Schriften 4, 437—455) mit einigen wörtlich übersehten Proben, wobei er den Wunsch ausspricht, daß irgend ein Gelehrte auch diese herrlichen Blumen aus den deutschen Parnas verpflanzen möge; in den Heidelb. Jahrb. Bd. 1. Nr. 20. 21. S. 308—325 Rec. von: Venerius Gedichte. Herausgegeben von G. F. Benede; Bd. 2. Nr. 69. S. 1089—1096 Rec. von: R. Lachmann, Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Ribelungen Roth (Al. Schriften 4, 92—98). In der Leipziger Literatur-Zeitung Nr. 31. S. 241—242 Rec. von: Teautvetter, Der Schlüssel zur Edda; S. 242—244 Rec. von: Das Lied der Ribelungen, umgebildet von Joseph von Hinberg; S. 244—245 Rec. von: R. Besselt, Von dem Verhältnisse altheutscher Dichtungen zur volksthümlichen Erziehung; Nr. 119. S. 945

—951 und Nr. 120. S. 957—959 Rec. von: Lobgung auf den heil. Anno von Goldmann. Im Taschenbuch für Freunde altheutscher Kunst. Köln 1816 — der unter seinem Namen mit herausgegebenen Altheutschen Zeit und Kunst. Frankfurt 1822. S. 321—331 „Ein Märchen“ (das auch möglicherweise von Wilhelm Grimm sein könnte (s. Al. Schriften 5, 488). — Sodann 1817 in Savigny's Zeitschrift S. 73—128 „Literatur der altheutschen Gesepte“; S. 349—357 „Etwas über den Ueberfall der Fränkische und das Verbaufen übergebenen Hefe“. In der Leipziger Literatur-Zeitung Nr. 26. S. 201—208. Nr. 27. S. 216 Rec. von: Wilh. Müller, Blumenlese aus den Minnefingern. „Im Sprach- und Sittenanzeiger der Deutschen Nr. 65. S. 263—264 „Zur Geschichte der deutschen Reimes“; Nr. 69. S. 279 „Beste Erklärung einer Stelle im armen Heineich“; S. 280 „Rein Gind macht“; Nr. 71. S. 285—286 „Breden“; Nr. 75. S. 303—304 „Vertheilung des Titels Altheutsche“; Nr. 85. S. 341—342 „Wo muß in den Geschichten des 13ten Jahrhunderts die und wo die sehen?“ Nr. 86. S. 345—347 und Nr. 97. S. 349—351 „Bemerkungen zu Jahn's Abhandlung über den altheutschen Talian“; Nr. 88. S. 356 „Höchst wichtige Entdeckung“. In Rodolfs, Die Sprachen der Germanen S. 399—415 folgende Mittheilungen: „Der Säämann“ (Go. Marc. 4, 5—8). Paderbornische Mundart, mit Anmerkungen; „Der verlorene Sohn“ (Go. Luc. 15, 11—32, ebendaber, mit Anmerk.; „Der Säämann“. Braunschweiger Mundart, mit Anmerk.; „Der verlorene Sohn“, ebendaber, mit Anmerk.; „Der Säämann“. Plattdeutsch von Westenburg-Schweier, mit Anmerk.; „Der verlorene Sohn“, ebendaber, mit Anmerk. In den Heidelb. Jahrb. Bd. 2. Nr. 56. S. 889—892 Rec. von: G. W. F. Bencken, Teuto oder Urnamen der Deutschen“. — Und 1818 in der Münchener Zeitschrift, von Straube und Hornthal Nr. 5. S. 20 „Volkslieder aufgeschrieben von J. S.“; Nr. 58. S. 100 Rec. einer dänischen Sammlung von Volksliedern „Prøver af danske folkesange samlede af J. M. Thiele“. In den Göttingischen gelehrten Anzeigen St. 205. 206. S. 2064—2066 Rec. von: O. Dertbör, Die Minne- und Weiserfänger aus Franken“ (Al. Schriften 4, 98—100). Da nun diese sämmtlichen kleineren Arbeiten, mochten sie auch mehr oder weniger mit dem Hauptziel seines seitherigen Schaffens in Zusammenhang stehen, ihm nur Nebenarbeiten waren, von denen er namentlich die Rezensionen, bis auf wenige Ausnahmen, wol nur auf besonderes Drängen einerseits — so müssen wir annehmen, daß er sich alsobald, nachdem er durch seine Anstellung aus der cæsarer Bibliothek zur Ruhe gekommen war, von seinen seitherigen Lieblingsstudien, soweit es ihm die mit dem Bruder gemeinschaftlich angelegten Arbeiten möglich machten, völlig losriß und sich in das Hauptwerk seines Lebens: Die deutsche Grammatik, vertiefte.

Wohl hatte sich Jacob Grimm bereits bedeutende Sprachkenntnisse angeeignet und nicht nur Alles in sich aufgenommen, was einheimische und auswärtige Gelehrte

aus unsern alten Sprachen erforscht und davon gelehrt hatten, sondern er hatte auch durch eigene Forschungen das daraus Gelernte bedeutend erweitert und in sich neu-geschaffen, so daß er allgemein als einer der ersten Sprachkennner seiner Zeit galt. In der Ausgabe des Hildebrandliedes hatte er tieferes Kennntnis des Althochdeutschen und Altniederdeutschen besunden, als irgend einer vor ihm, in seinen Rezensionen mittelhochdeutscher Gedichte und seinen eigenen Ausgaben aus dieser Sprachperiode kam ihm außer Benede und der eben austretende, vielversprechende R. Rachmann Niemand gleich, und was das Altmordische betrifft, so konnte sich hierin in Deutschland Keiner mit ihm messen. Dazu hatte er seine Sprachkenntnisse weit über das Gebiet der germanischen Sprachen hinaus erweitert. Er hatte sich schon früh die Kenntniss des Altspanischen erworben, er hatte Provenzalisch und Altfranzösisch getrieben, sowie sich mit den slavischen Sprachen vollständig vertraut gemacht. Dazu hatte sein genialer und sprachgewaltiger Geist schon manche tiefe Blicke in den Bau und das Wesen der Sprachen gethan. So hatte er bei Gelegenheit der Rezension von Rast altnordischer Sprachlehre nicht nur manche beachtenswerthe Bemerkungen über Umlaut, Declination, Conjugation und Negation der altnordischen Sprache gemacht, sondern auch (S. 258 fg.) zuerst die Entstehung des nordischen Passivums aus dem Verwachsen des Reflexivpronomens der dritten Person mit dem Verbum und den Zusammenhang der Personalendungen des griechischen Verbums (*pas, ses, ras*) mit den drei Personalpronominibus nachgewiesen, und in den Altheutschen Wäldern I, 184 fg. hatte er dies dann dahin ausgeführt, daß das Passivum nirgends eine eigene ursprüngliche Form war, sondern aus der medialen hervorgegangen sei, und hatte den griechischen Verbis auf *μ* gleichen Ursprung vindicirt. Ferner hatte er schon im Hildebrandliede S. 35 den Satz ausgesprochen: „Die anfängliche Gemeinschaft aller germanischen Völker für die Sprache ist längst erloschen, für den Mythos auch höchst wahrscheinlich zu machen“, und in der Abhandlung über die Irmenstrasse S. 35 und 28 hatte er geurtheilt: lasse sich auch die Gemeinschaft der germanischen Sprachen und Mythen mit denen der verwandten Völker und ihr Hervorgehen aus der Ursprache und der Urmythologie annehmen, „an sich seien alle und jede Wörter eins“, so hätten doch solche allgemeine Sätze, sofern sie nicht im Stande seien, die ganze lebendige Reihe aller Mittelglieder nachzuweisen, gar kein Verdienst. Er sieht in den Sprachen ein unablässiges in einander greifendes Leben walten, und suchte solches in jener letzten Abhandlung und mehrfach in den Altheutschen Wäldern zu belegen, und in der Abhandlung von der Poesie im Recht spricht er den in seinen spätern Forschungen so fruchtbar gemachten Satz aus, daß Alles, was anfänglich und innerlich verwandt sei, sich als ein solches aus dem Bau und Wesen der Sprache rechtsfertigen lasse, in der die regste, lebendvollste Berührung mit den Dingen, die sie ausdrücken soll, vorschläge (I. o.). Allein die Wege, die er bei seinen Etymologien ein-

schlägt, sind allen Sprachgelehrten entgegen, und bei den bequemen Grundfragen, wie den: „am richtigsten betrachtet man die meisten Anfangsconsonanten als gleichgültige Vorläufe vor den Wurzelvocal“, welchen er in der Abhandlung: „Gedanken über Mythos, Epos und Geschichte“ S. 61 auspricht und wonach er verfährt, greift er sich leicht, wie er aus gleiche Irrwege wie Ranne gerieth, zumal ihm dieser, auf den er sich mehrmals mit Beifall beruft, als Vorbild diene. Seine letzte angeführte Abhandlung, sowie die über die Irmenstrasse und die Altheutschen Wälder bieten reichliche Beispiele seiner abentheuerlichen Etymologien à la Ranne. Es sind deren auch wol zur Genüge oben ausgehoben, und es möge nur noch das angeführt werden, daß er im 2. Bde. der Altd. Wälder S. 44 die altnordischen Namen des Brüderpaares unserer Heidenjagd Saurli und Hamdri in unserm Worte Saurerampfer vereinigt findet.

Den Mangel einer sicheren und ausreichenden grammatischen Basis mochte Jacob Grimm bei seinen Arbeiten wol schon oft lebhaft gefühlt haben, aber zum vollen klaren Bewußtsein, wo es in sprachlicher Hinsicht ihm und der ganzen altheutschen Philologie fehle, gelangte er erst durch A. W. Schlegel, der mit der ihm eigenenthümlichen Klarheit und feiner nicht unbewußten Sprachkenntniss ihm diesen Mangel und die daraus entspringenden Irrwege aufdeckte und der Nothwendigkeit einer Bearbeitung der Grammatik zum Gedächtnis der altheutschen Philologie energiglichen Ausdruck gab. Er ergreift die Gelegenheit dazu in den Heidelberger Jahrb. der Literatur 1815. Nr. 40—46. S. 731—766 durch eine Rezension des ersten Bandes der Altheutschen Wälder. Die Rezension ist sehr scharf und enthält neben manchem Wahren und Treffenden auch viel Ungerechtes und Verwirrtes. Offenbar streift Schlegel zunächst pro domo. Er hatte eine große, sowohl kritische als wort- und sach-erklärende Ausgabe des Nibelungenliedes mit einer Einleitung über die Bedeutung, Entstehung und Fortpflanzung dieser und anderer verwandter Heidenjagen vor. Dasselbe sollte ein Rationalwerk werden, maßenhaftes Material hatte er dazu gesammelt und betrieß 1812 einige Abschnitte aus der Einleitung veröffentlicht, worin er die Ansicht auspricht, daß Heintich von Osterdingen der Bersäßer des Liedes sei. Mit dieser Ansicht stand aber im Widerspruch der Sprachgebrauch das, was die Brüder Grimm, namentlich Jacob, bisher über die Entstehung und das Wesen des Epos überhaupt aufgestellt hatten, daß nämlich ein Epos nicht das Werk eines Einzelnen sei, sondern sich selbst unter der Theilnehmung des ganzen Volkes, das die großen Ereignisse erlebt, gedichtet habe, und daß darin weder reinmythische (göttliche) noch rethistorische (factische) Wahrheit enthalten, sondern dieselbe von beiden durchdrungen sei. Die Widerlegung dieser Ansicht liegt offenbar Schlegel zunächst an, wobei er dann Gelegenheit nimmt, an den einzelnen Aufzügen der Altheutschen Wälder den Mangel an Kritik und Klarheit und namentlich an gründlichen Sprachkenntnissen der Brüder schonungslos aufzuweisen.

Er beginnt (S. 722): „Die Hrn. Grimm haben in

den Altdeutschen Wäldern, wie in ihren früheren Abtheilen, einen nicht geringen Scharfsm, eine ausgebreitete Belesenheit, einen unermüdblichen Fleiß in Aufspürung auch des Unbemerktesten bewährt; tadelt dann (aber gewiß mit Unrecht), daß sie ausschließlich für Kenner geschrieben, zum, und das wol nicht ohne Grund, daß sie nicht immer zur Klarheit des Begriffs durchgedrungen seien. Bevor er aber auf den Inhalt der Altdeutschen Wälder eingeht, legt er (S. 723 fg.) den Streitpunkt ganz allgemein und mit wenigen Worten dahin angebend, daß die Brüder Grimm, „einer bloß leidenden, das Empfangene allenfalls unwillkürlich und unbewußt verändernden Uebersetzung zu viel, der freien Dichtung hingegen zu wenig einkindeten“, dar, worin seine Ansichten von den übrigen abweichen. Was er vorträgt, läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen. Das Erhabene und Schöne kann zu allen Zeiten nur ein Werk ausgezeichneter Geister sein. Die Sage und vollkommene Dichtung war allerdings das Gesammteigenthum der Zeiten und Völker, aber nicht ebenso ihre gemeinsame Hervorbringung. Was man an Jetaltern und Völkern rühmt, löst sich immer bei näherer Betrachtung in Eigenschaften und Handlungen einzelner Menschen auf. Wenn wir einen hohen Thurm in wohlgeordneten Verhältnissen über die Wohnungen der Menschen hervorragend sehen, so erröthen wir freilich leicht, daß viele Bauleute die Steine hinzugebracht haben. Aber die Steine sind nicht der Thurm: diesen schuf der Entwurf des Baumeisters. Alle Poesie beruht auf einem Zusammenwirken der Natur und Kunst. Wie unschuldig jene frühere Kunst auch sein mochte, so mußte sie dennoch nach den ersten Fortschritten bald aufhören, unabhängig zu sein. Noch mehr: in den Zeiten, woraus alle ursprüngliche Heldendichtungen herkommen, war die Poesie nicht bloß eine Kunst, sondern sie war ein Gewerbe. Der Sänger hatte Mitbewerber. Der neueste Gesang erwidert sich das lauteste Lob. Aber nicht jedes Menschenalter liefert Stoff zu neuen Gesängen. Man mußte also dem Bekannten durch den Vortrag Reizel zu geben suchen, es auf andere Weise mit anziehenden, wundervollen und dennoch wahrscheinlich Umständen erzählen. In den Jahrhunderten, wo die vollkommene Heldendichtung entstand, genos sie des eigenthümlichen Vorrechts, trotz aller Wunder für wahr zu gelten. Bei den Dichtern, welche absichtlich, um zu verschönern, erfanden, mochte der tiefe Eindruck, den ihre Erzählung eben durch den Glauben an ihre Wahrheit machten, auf ihre eigene Begeisterung zurückwirken, so daß sie nun selbst daran glauben. Die ältesten Heldenlieder haben fast immer eine geschichtliche Grundlage oder wenigstens Veranlassung, und diese war aus der Sage geschöpft. Durch mündliche Ueberslieferung wurden diese von einem Geschlecht zum andern fortgepflanzt. Die Jugend hört den Alten dergleichen zu, wenn sie die Thaten berichten, deren Zeugen oder Teilnehmer sie in früheren Jahren gewesen. In ungestreuten Gemüthern fand die zuerst empfangenen Indirekte unaussprechlich und wachsen ohne fremde Zutritt, durch die bloße Entfernung der Zeit, gleichsam nach Innen zu an. Vor-

liebe und Abneigung, Haß zum Wunderbaren drachten Uebersetzungen hervor, und die Ruhmbegierde faßte sie willig auf. Wer hätte nicht gern vernommen, daß das kriegerische Volk, zu dem er gehörte, von einem übernatürlichen Heldengeschlecht abstamme? Alle Abweichungen der Sage von der Geschichte sind aber nicht bloß den Umwandlungen der blindlings wirkenden Zeit beizumessen und nicht weniger sind vielmehr die absichtlichen Erfindungen zu sehen, welche dem Ahnenstolz dieses oder jenes Fürsten, oder seinen Ansprüchen auf erweiterte Herrschaft schmeicheln wollten.

Er macht sodann (S. 723) den Brüdern Grimm den Vorwurf, daß sie zuweilen die Sage und urthümliche Geschichte nicht gehörig sonderten, jener ein Ansehen einkindeten, durch dessen Anerkennung man an unsern bewährtesten und ausgemachtsten Kenntnissen irre werden mußte; längst aus unvorderlässigen Gründen verworfen haben wollten sie wieder als Thatsachen aufstellen, und wenn der Irrthum auch noch so offenbar sei, so solle doch auf tragend eine verborgene und geheimnißvolle Weise die Wahrheit darin stehen; ferner, daß sie den Begriff der Sage und des Mythos viel zu weit ausdehnten sowohl bei den Heldenliedern, als insbesondere bei den Novellen, Märchen und sogar Gleichnissen und Simbildern.

Schlegel geht hierauf den Inhalt des ersten Bandes der Altdeutschen Wälder im Einzelnen ausführlich durch, wir können ihm aber darin, um nicht zu weitläufig zu werden, nicht folgen, sondern heben nur seine Angriffe auf die Sprachforschungen Jacob Grimm's hervor, in denen der Schwerpunkt seiner Deduction liegt. Schonungslos, ja mit Bitterkeit und grimmigem Wuth dekt er hier dessen Schwächen und Irrwege auf. Gleich zu dem ersten Aufsatze J. Grimm's: „Commentar zu einer Stelle in Eschenbach's Parzival“ macht er S. 734 die Bemerkung: „Den etymologischen Dithyrambus S. 15 über die Verwandtschaft der Begriffe und Benennungen von Blut, Wasser, Regen, Thau, Schnee, Eis, Seim, Leich, Milch u. s. w. können wir nicht im Einzelnen durchgehen. Es würden zehn Seiten nöthig sein, um wieder zu sondern, was der Verf. auf einer einzigen in einander wirrt.“ „Auch b, k, d, tauschen unter einander.“ ... „Mit solchen Allgemainsagen kann man alles erkünsten, und macht am Ende die Etymologie zu einer Wissenschaft, wobei, wie Voltaire sagt, die Vocale für gar nichts, die Consonanten für sehr wenig gerechnet werden.“ Er bezeichnet die Behauptung desselben in dem Aufsatze: „Atheut und Mann“ S. 82: „nemo nicht contrahit aus no homo, sondern do ein bloßer Vorfall, und wo soviel als was, mans, Mon“ als ein tumultuäres Athum der Sache, und nachdem er sie spottend widerlegt hat, schließt er: „Darüber werden alle Kenner einverstanden sein, daß, wer solche Etymologien an das Licht bringt, noch in den ersten Grundsätzen der Sprachforschung ein Fremdling ist.“ Nachdem er aus dessen Aufsatz: „Bedeutung der Blumen und Blätter“ eine Reihe von Beispielen angeführt, bei denen „schon der Herausgeber wieder in die Etymologie verfiel“, sagt er S. 741: „Die

Kenner werden leicht in dieser babylonischen Sprachverwirrung das wenige Wahre von dem Geträumten und aus der Lust Begriffenen fndern. Man möchte Hr. J. Gr. einen etymologischen Heraklitus nennen. . . . „Es läßt sich auch auf seine Art der Sprachforschung anwenden, was Plato von dessen Lehre sagt: gewisse Philosophen hätten sich so lange herumgedreht, um das Wesen der Dinge nach allen Seiten zu suchen, daß sie darüber schwärzlich geworden, und nun erkläre ihnen die Welt selbst, wie von einem unaufhörlchen Wirbel umhergetrieben.“ Hr. S. 755 sagt er: „Die Etymologie ist für beide Hr. Grimm eine Klippe, welche sie niemals berühren, ohne zu scheitern; sie ist für sie jener fabelhafte Magnetfeld, der den Schiffen das Eisenwerk auszog und sie zur weitem Fahrt unauslich machte.“

Aber Schlegel weiß nicht nur anzugeben, wo es Jacob Grimm fehlt, sondern der deutschen Philologie überhaupt. Nachdem er dessen Commentar zu der Stelle im *Parcival* widerlegt und selbst einen ansüßlichen davon gegeben hat, fährt er S. 734 fort: „Die Enttöpfung eines einzigen Verses könnte unsern Lesern so vieler Unsicherheit nicht werth zu sein scheinen. Allein die Philologie hat immerfort mit solchen Kleinigkeiten zu thun; sie schämt sich dessen nicht bei den geringsten Ueberbleibeln des classischen Alterthums: warum sollte sie es bei den altheutschen Denkmälern? Alle Beschäftigung mit ihnen bleibt ganz unerspreßlich, so lange man sie nicht gehörig versteht. Dazu ist scharfe Kritik, sprachliche Genauigkeit und gründliche Auslegungskunst erforderlich, und hierin ist, einige rühmliche Ausnahmen abgerechnet, noch fast gar nichts geleistet worden. Die meisten bisherigen Ausgaben altheutscher Schriften sind so verwahrloßt, daß, wer gewohnt ist, sich selbst Rechenschaft von dem, was er liest, abzulegen, dabei unaussörlch zur Conjectural-Kritik seine Zuflucht nehmen muß.“ Und bei Besprechung von Benede's Auffatz in den *Altheutschen Wäldern* über den Umlaut, den er als einen „schätzbaren“ bezeichnet, sagt er S. 743: „Es wäre ein sehr erwünschtes Geschenk für alle Freunde unsern alten Dichter, wenn ein gründlicher Gelehrter, wie Fr. Benede, eine Deutsche Sprachlehre des dreizehnten Jahrhunderts liefern wollte. Man kann es nicht genug wiederholen, die Beschäftigung mit den alten einheimischen Schriften kann nur durch Auslegungskunst und Kritik gedeihen; und wie sind diese möglich ohne genaue grammatische Kenntniß? Die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sind freilich nicht gering wegen der regellosen Schreibung angelehrter Abschreiber, wegen des Mangels an prosaischen Schriften aus diesem Zeitraum, endlich wegen der Unzuverlässigkeit der bisherigen Ausgaben.“ Schlegel kennt demnach die Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens sehr wohl, und er unterläßt es deshalb nicht, einige literarische und weitere Andeutungen S. 744 fg. zu geben. „Für die Geschichte unser Grammatik“, sagt er, „ist bisher durch Ausländer mehr geleistet worden, als durch deutsche Gelehrte. Wir nennen hier vorzüglich außer Hides und Peyer eine holländische Schrift: *Gemeenschap tussen de Gottische Spraeke en de Nederduytsche*, von

Lambert ten Kate. Sie umfaßt nicht die ganze Gothische Grammatik, sondern bloß die Conjugation und Declination, diese sind aber meisterlich behandelt. Die Fränkische Grammatik des Hides wird allenfalls zu überflüssig sein; am besten wäre es wohl die wichtigsten Schriften des Carolingischen Zeitalters erst je für sich zu untersuchen, und dann den Vortrag zu vergleichen. Doch man darf sich über die Verabsäumung der älteren Sprachkunde unter und nicht verwundern, da in späterer heutigen Sprachlehre noch so viel auszuräumen und besser zu ordnen ist. Wie lange werden die deutschen Sprachlehrer fortfahren, wie Adelung, eine Menge Zeitwörter als unregelmäßig zu verkennen, die nur kunstreicher regelmäßig sind als die übrigen, und zu einer zweiten (der starken) Conjugation gehören? Schon Hides (*Thesaur. Ling. septentrion.* II. p. 71) warf einen Wink dar: über hin¹⁰⁾. Lambert ten Kate hat den Satz durchgeführt, die sämtlichen Zeitwörter des Uffslas nach Classen geordnet und ihre Analogie bis in die feinsten Vermengungen nachgewiesen. Die Geschichte der Deutschen Sprachlehre ist aber noch aus einem andern umfassender Gesichtspunkt lehrreich, als bloß für die Erforschung der Sprache und Alterthümer unserer Sprache. Sie zeigt uns nemlich den allmählichen Uebergang von der synthetischen zur analytischen Grammatik.“ . . . „Die Einsicht in das Wesen der synthetischen Grammatik ist, wie uns dünkt, äußerst wichtig, um die Gedanken der Urvölker zu ergreifen.“

Eine so scharfe Beurtheilung hatte Jacob Grimm noch nie erfahren. Alles, was er bisher geschrieben, war gewissermaßen verurtheilt, und dem der Grund entzogen, worauf es aufgebaut war. Der bei der Geschichte der Poesie von ihm bestimmt vorausgesetzte Unterschied zwischen Naturpoesie und Kunstpoesie und der allmähliche Uebergang von dieser zu jener, seine Ansichten über die Entstehung des Epos, über Sage und Mythos und deren Verhältnis zur Geschichte; fast Alles, was in seinen Sagen- und Mythenforschungen auf Etymologie gegründet war, mußte zusammenstürzen, wenn Schlegel Recht hatte. Und die Recension fand Beifall. „Die gestrichle Recension von Schlegel“, schrieb Böttcher an Goethe, „beruhte die Menschen vor, das Rechte über die altheutsche Literatur und deren Behandlung zu vernehmen. Schlegel lobte an den Grimm, was zu loben sei, aber das kleinliche Eclatibeln und Wortredeln, ihre ganze Andacht zum Unbedeutenden verpönte er mit grimmigem Witz.“ Doch Jacob Grimm ließ sich durch dieselbe keineswegs niederbeugen. In dem kurz darauf erscheinenden Heft des zweiten Bandes der *Altheutschen Wälder* griff er in dem Vorworte: „Ueber die Ridelungen“ Schlegel an dem empfindlichsten Punkte an, von dem aus dessen Ansichten über das Wesen der Sage und des Epos hervorgegangen waren, nämlich der Muthmaßung, daß Heinrich von Ofterdingen der Verfasser des *Ridelungen* Gedichtes sei, und widerlegte diese so schlagend, daß

10) Schon im 17. Jahrh. war dies von dem Deutschen Schotzianus gegeben, s. Nummer a. a. O. 84.

derselbe darauf nichts zu erwidern vermochte; und im folgenden Jahre gab R. Zachmann solchen und ähnlichen, dem Wesen des Epos und der Geschichte aller Poesie laut widersprechenden Annahmen in seiner Schrift: „Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Roth“ durch eine gründliche und scharfsinnige Beleuchtung des Nibelungenenters selbst den letzten Stoß, und that dar, daß über die Zusammensetzung des Liedes aus einzelnen Hapitelen länger kein Zweifel walten könne. Freilich auch eine weitere Begründung und Erklärung der Ansichten, daß das Epos überhaupt aus der stillen Kraft des ganzen Volkes hervorgegangen sei, sowie daß dasselbe factische Wahrheit enthalte und durch die Einmischung des Mythischen doch wiederum keine Wahrheit, ging Jacob Grimm in jenem Aufsatz nicht ein und konnte auch nicht darauf eingehen, da die Vertheilung eines ganzen Volkes an dessen Entstehung ein Wunder, ein Geheimnis ist, und die Einmischung des Mythischen eben auf dem Glauben an die factische Wahrheit des Mythos beruht. Jacob Grimm hat aber an diesen Ansichten, als Fundamentalfällen, auch später festgehalten, und sie hin und wieder genauer bestimmt; so sagt er z. B. in der Deutschen Mythologie I. Ausg. Vor. III sehr schön: „Wenn Mythos und Geschichte inniger zusammentreffen und sich verweben, dann schlägt das Epos ein Gerüchte auf und werbte seine Fäden.“ Wenn aber auch die Schlegelschen Ansichten für immer widerlegt sind, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die Untersuchungen über den Ursprung des Epos noch keineswegs zu einem abschließenden Resultat gelangt sind.

Auf Schlegel's Angriffe wider seine Etymologien und seine Sprachkenntnisse schwiege Jacob Grimm. Statt seiner ergriff Wilhelm Grimm, der in gleicher Weise, sowie insbesondere wegen seiner Zeugnisse über die deutsche Heldensage angegriffen war, das Wort in dem dritten Bande der Altdeutschen Wälder S. 270 ff., aber was er hinsichtlich jener Angriffe vorbringt, ist mehr eine Entschuldigung als eine Widerlegung.

Dies Schweigen Jacob Grimm's bezeugt aber laut, daß er das volle Gewicht der Wahrheit jener hauptsächlich gegen ihn gerichteten Angriffe Schlegel's empfand und einsah, daß der Grund seiner verfehlten Etymologien und grammatischen Ansichten darin liege, daß sein ganzes seitheriges Sprachstudium ihm nur ein Mittel gewesen sei für seinen Zweck, die Geschichte der Poesie aller Völker zu umspannen, daß er sich aber nie der Sprache selbst wegen in diese, als das Fundament aller seiner Forschungen, ernstlich vertieft habe, und daß ihm somit ein sicherer Boden unter den Füßen fehle. Auch war er beruht in das Studium der Hülfsmittel der germanischen Sprachen so weit eingebrungen, um mit Schlegel einzusehen, daß von Ausländern mehr dafür gethan sei als von Einheimischen, und daß diese nichts aufzuweisen hätten, was sich auch nur entfernt mit den Leistungen von Hides, Ten Kate und Raif vergleichen könnte, mit Ausnahme etwa von Hulbo, der dem von Hides zuerst gestifteten und geförderten Bedürfnis, bei dem Studium

der Grammatik alle Zweige des deutschen Volksthumes zu umfassen, ernstlich nachzustreben versucht und geistreiche und richtige Blicke in das Wesen und die Geschichte der deutschen Sprache gethan hatte, ohne es jedoch dabei zu einer ruhigen und genauen Entfaltung seiner Ansicht bringen zu können, und der in seiner gotthischen Sprachlehre immer auf halbem Wege stehen geblieben war. Daß hier der Punkt sei, wo nicht nur etwas nachzuholen, sondern etwas von Grund aus Neues zu schaffen sei, das war Jacob Grimm wohl sofort klar, aber auch ebenso klar war ihm, der gleich von Anfang an seinen Standpunkt innerhalb der Geschichte genommen, daß dies nur durch eine historische, alle deutschen Sprachzweige umfassende Grammatik geschehen könnte, wie Raif in der Vorrede zu der Anleitung zur Isländischen oder altnordischen Sprache S. XVI eine solche für das Schwedische und Dänische und er selbst 1812 von Kableff gefordert hatte. Dazu kamen als weitere Anregungen die tiefen Ansichten Herber's vom Wesen der Sprache und die mehr speculativen sprachwissenschaftlichen W. v. Humboldt's, der insbesondere dadurch, daß er die Sprache als ein organisches, mit der Individualität des sie redenden Volkes innigst zusammenhängendes Ganze betrachtete, namentlich aber durch die Schilderung der wahren Methode für die Untersuchung und Zergliederung der Sprachen, welche er in Schlegel's Museum von 1812, gelegentlich der Ankündigung seiner Schrift über die vassische Sprache und Ration gegeben hatte, für Jacob Grimm fortan von unzulugbarem Einfluß wurde. Als er nun — so werden wir aus den Gergang zu denken haben, denn urkundliche Nachrichten fehlen — 1816 zur Ruhe gekommen war und darüber nachdachte, wie das Werk anzufangen sei, und der Plan dazu in größter Vollständigkeit vor seine Seele trat, da riß er sich nach Vollendung der mit dem Bruder gemeinsam angelegten Arbeiten von der Association mit demselben, sowie von all seinen bisherigen Lieblingsarbeiten los und vertiefte sich mit der ganzen Energie seines sprachgewaltigen Verstandes in die deutsche Grammatik. Zu Anfang des Jahres 1818 that er ihrer zum ersten Mal gegen Benedek Ernsthann, den 29. Sept. desselben Jahres unterzeichnete er die Vorrede. Und nachdem er noch mit Jean Paul, der im Morgenblatt zwölf Briefe über die Zusammensetzung der sogenannten Doppelwörter herausgegeben, im 2. Bande des Hermes S. 27—33 (Alt. Christen 1, 403—410) einen Strauß ausgefochten hatte, wobei er diesem den ihn sofort zu Boden werfenden Satz entgegenhielt, der zugleich seine neuen und tief-eingreifenden Forschungen ankündigte: „Eine gesunde Regel“, beginnt er, „ist aber gänzlich falsch und kann nicht zutreffen, weil er die Sprache wie etwas von heute betrachtet, folglich den Ursprung und Fortgang ihrer mannigfaltigen Metamorphosen zu verheben nicht im Stande ist. Er sieht keine Verwirrung und Unzusammenhang da, wo gerade, wenn man sich gewöhnt hat, das nie still Geordnete und still Stehende ins Auge zu fassen, eine unendlich einfache, weise und tief sinnige Ausbeutung der Lichter und Farben mehr und mehr erkannt

wird“, erschien: „Deutsche Grammatik. Von Jacob Grimm. Erster Theil. Göttingen 1819.“

Mit diesem Werke beginnt nun die Epoche der großen Fundamentalwerke Jacob Grimm's. Er war eben 34 Jahre alt geworden und stand in der Kraft und Blüthe des Lebens, als dieses Werk erschien, das allein hingereicht haben würde, seinen Namen unsterblich zu machen. Schon der erste Blick in dasselbe lehrt, daß damit etwas absojut Neues und von Niemandem Geahntes, geschweige denn Gehofftes geschaffen, daß das erste Stodwerk eines Riesenbaues aufgeführt war, welcher zu fast schwindender Höhe aufstiege, eine Grammatik, wie eine solche keine Sprache der Welt habe.

Ein massenhaftes Material, fast den gesamten Wortvorrath umfassend, den man bisher nur den Wörterbüchern überlassen, war mit innerster Gelehrsamkeit, welche selbst die Gelehrtesten in Staunen setzte, mit einem feislosen Fleiß und größter Kritik unmittelbar aus den Quellen selbst geschöpft, ja neue Quellen waren eröffnet, wie die Personen- und Ortsnamen, und fast jede bedeutende Wortform mit den genauesten Belegen versehen. Alle Zuriqe deutscher Sprache und ihre Wäsen, welche dieselbe von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart durchzieht, waren umfaßt. Das gesamte Material war vollständig übermältigt, mit harmonischer Gleichmächtigkeit behandelt, natürlich und klar geordnet, alle Erscheinungen waren in Gesetz und Regel gebracht, und über das Ganze hatte seine durch und durch poetische Natur und tiefe, fesselvolle, sinnige Auffassung ihren Zauber ausgebreitet. Aber nicht die ungeheueren Massen des Stoffes, nicht die Anordnung und Behandlung desselben, nicht daß eine Grammatik geliefert war, in welcher sämtliche deutsche Sprachzweige gleichsam abtheilungsweise in ihrem Bei- und Nacheinander auftraten, war das Neue und Epochenmachende, sondern daß Jacob Grimm zum ersten Mal eine historische Grammatik aufstellte. Eine Grammatik, welche nicht nur die längst geahnte ursprüngliche Einheit aller deutschen Sprachen unter sich nachwies und einen Ausblick that auf die fremden, damit in Ulgemeinschaft stehenden, sondern auch ihre Entwicklung aus einer gemeinsamen Mutter von Stufe zu Stufe bis zur Gegenwart, sowohl in dem Gemeinsamen, das ihnen geblieben, und den Abweichungen, durch die sie sich individualisirten, als auch in den Hermannissen, die ihr Gang erfahren, und den Einflüssen von ihrer ursprünglichen Kraft und Fülle, die sie erlitten, mit vollkommener Sicherheit und der unangreifbaren Evidenz darlegte. Mit größtem Scharfsinn hatte er „die Unvergleichlichkeit und Nothwendigkeit der Geschichte“ auch in der Grammatik erkannt, hatte der Sprache das Geheimniß ihres Lebens und Schaffens, ihre allgemeinen und besondern Gesetze abgelesen, und nach diesen all ihre zahllosen einzelnen Erscheinungen in ihren Zusammenhang gebracht und erklärt, sodaß dieselbe nun als ein lebendiger, nach seinen eigenen Gesetzen, fast mit Naturnothwendigkeit sich fortentwickelnder Organismus dastand. Der deutsche Sprachgeist war gleichsam wieder lebendig geworden, durchlebte von Neuem seine zweltaußendjährige Ge-

sichte. Und was dabei das Staunenswerthe war, und das bisher noch von keinem Grammatiker auch nur annähernd versucht ward — das jedoch erst im weitem Verlauf des ganzen Werkes immer bestimmter hervortritt —: die Sprache war zugleich in den innigsten Zusammenhang mit dem Leben und der Art unsers Volkes gebracht, sodaß das Eine von dem Andern beleuchtet wird, und sich somit in diesem Riesenwerke fast das gesamte Geelen- und Culturleben unsers Volkes auf allen seinen Stufen, von der fernsten Vergangenheit an bis zur Gegenwart, wiederpiegelt. Die deutsche Grammatik hörte nun aus Sprachlehre zu sein, die überall in der Sprache nichts als Verwirrung und Zusammenhanglosigkeit erblickt und sie durch willkürliche und pedantische Gesetze zu meistern gesucht hatte, und ihre Aufgabe war nun die: aus der Sprache selbst zu lernen und ihre Erscheinungen mit dem Bild eines Naturforschers zu beobachten und zu erfassen. Aus einer bloßen Fiktionswissenschaft war sie zu dem Range einer selbständigen Wissenschaft erhoben, und zwar einer der vornehmsten, die der Naturwissenschaft vollkommen ebenbürtig war. Unter der Führung ihres Begründers traten jetzt die Deutschen an die Spitze der Sprachforschung. Und Jacob Grimm's Grammatik erhielt gewissermaßen eine weitgeschichtliche Bedeutung, indem alle Grammatiken, welche Sprache sie auch behandeln mögen, nur dadurch wissenschaftliche Grammatiken sein können, daß sie in deren Fußstapfen treten.

Aber treten wir nun an das bahnbrechende Werk selbst heran.

Es ist Savigny gewidmet. In dessen empirischer, historischer Forschung war Jacob Grimm erzogen und geschult; aber diese Lehre, bisher bei ihm von der Romantik überwuchert, kam erst jetzt, als er an diese Arbeit herantrat, in ihm zum völligen Durchbruch und lebendiger Entwidlung und verließ derselben ihr wissenschaftliches Gepräge. Dem tiefen Gefühl der Pietät, das er gegen den Lehrer und Freund hegte, gab er daher dadurch Ausdruck, daß er diese erste gereifte Frucht von dessen Lehre ihm widmete. In tiefgefühlten Worten spricht er sich in der Widmung sowohl hierüber, als über sein Werk im Allgemeinen aus: „In Ihrer Lehre lernte ich ahnen und begreifen, was es heißt, etwas studiren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere.“ — „Meine bisherigen Arbeiten, von denen Sie stets unerröthlich gewesen sind, und an welchen Sie immer Antheil genommen haben, scheinen mir doch zu gering ausgefallen, oder bloße Sammlung roher Stoffe, deren Wichtigkeit künftig einmal gezeigt werden kann, zu wenig mein eigen, als daß ich sie zu einem Maßstab meiner Tüchtigkeit und Anhänglichkeit hätte brauchen dürfen. Ich schlage auch gegenwärtiges Buch, dessen Mängel nicht verborgen bleiben werden, nur etwas höher an, weil es mich größeren Fleiß gekostet hat, und weil ihm ein gewisses Bedenken nicht entgehen kann, in sofern in einem ungebauten Feld es zugleich leichter und schwerer ist, Entdeckungen zu machen. Man nimmt mit der ersten, halbwilden Frucht vorlieb, da sie an der Stätte, woher

ſie kommt, nicht erwartet wurde, aber ihr wohl die Mühseligkeit des unbefahrenen Weges anzuſehen iſt, auf dem ich ſie einbringe. Sollte es hiermit auch anders ſehen, ſo verſetze ich mich doch nun voraus, daß ſie bei einem Verſuch von dieſer Seite her in unſer deutſches Alterthum Bahn zu brechen, ſein Recht geſehen laſſen, und den Gedanken billigen werden: einmal aufzuſtellen, wie auch in der Grammatik die Unverſtändlichkeit und Nothwendigkeit der Geſchichte anerkannt werden müſſe.“

„Ich bin des feſten Glaubens, ſelbſt wenn der Werth unſerer vaterländiſchen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte, als wir ihn gerecht und beſcheiden vorausſetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntniß des Einheimiſchen unſer die würdigſte, die heilſamſte und aller ausländiſchen Wiſſenſchaft vorzuziehen wäre. Auf das Vaterland ſind wir von Natur gewieſen und nichts anderes vermögen wir mit unſeren angeborenen Gaben in ſolcher Maäße und ſo ſicher begreifen zu lernen. Die Geſchichte unſerer Vorſelb und Sprache erſcheint ſiebt noch arm und unentwickelt; es kann aber einmal die Zeit kommen, wo ſie fruchtbarer und ſeßgründlicher, ſelbſt auf die griechiſche und lateiniſche Gelehrſamkeit wohlthätigen Einfluß ausüben wird.“

„Die nicht bloß von mir geforderte, ſondern ſchon von einigen lohnwürdig geleiftete ſtrenge Behandlung der Quellen unſerer altdeutſchen Literatur kommt der neueren Zeit ungelogen, welche ihren dormaligen Stand für Wiſſenſchaft und Poefie in den Mittelpunkt zu erheben und mit allem zu überladen trachtet.“

„Die rechte Poefie gleicht einem Menſchen, der ſich tauſendfältig freuen kann, wo er Laub und Gras wachſen, die Sonne auf und niedergehen ſieht; die falſche einem, der in fremde Länder fährt, und ſich an den Bergen der Schweiz, dem Himmel und Meer Italiens zu erheben wähnt; ſieht er nun mittendrin, ſo wird ſein Vergnügen vielleicht lange nicht reichen an das Maß des Dabeiingebliebenen, dem ſein Apfelbaum im Handgarten jährlich blüht und die Hinken darauf ſchlagen.“

Nachdem er ſich alſo gegen den Lehrer und Freund ausgeſprochen hat, geht er in der Vorrede auf die Aufgabe, die er ſich geſtellt hat, näher ein. Gleich Anfangs ſpricht er mit großer Entſchiedenheit den Gegenſatz aus, in den er ſich zu der ſieherigen grammatiſchen Behandlung unſerer Sprache geſtellt habe. „Seit man die deutſche Sprache“, beginnt er, „grammatiſch zu behandeln angefangen hat, ſind zwar ſchon die auf Ueblung eine große Zahl Bücher und von Ueblung an bis auf heute eine noch größere darüber erſchienen. Da ich nicht in dieſe Reihe, ſondern gleich aus ihr herauszutreten will, ſo muß ich gleich vorweg erklären, warum ich die Art und den Begriff deutſcher Sprachlehren, ſumma der in dem letzten halben Jahrhundert bekannt gemachten und gut geheißenen für verwerflich, ja für ſchädlich halte. Man pflegt allmählich in allen Schulen aus dieſen Werken Unterricht zu ertheilen und ſie ſelbſt Erwaſchenen zur Bildung und Entwidlung ihrer Sprachfertigkeit anzuwenden. Eine unglückliche Veranſtaltung, die es Mühe koſten würde,

einem wieder auferſtandenen Griechen oder Römer nur begreiflich zu machen.“

„... Den geheimen Schaden, den dieſer Unterricht, wie alles Ueberflüſſige nach ſich zieht, wird eine genauere Prüfung bald gewahr. Ich behaupte nichts anderes, als daß dadurch gerade die freie Entfaltung des Sprachvermögens in den Kindern gehindert und eine herrliche Anſicht der Natur, welche uns die Rede mit der Muttermilch eingibt und ſie in dem Beſtand des älteriſchen Hauſes zu Nacht kommen laſſen will, verkannt werde. Die Sprache gleich allem Natürlichen und Sittlichen iſt ein unvermerkt, unbedingtes Geheimniß, welches ſich in der Jugend einpflanzt und unſere Sprachwerkzeuge für die eigenthümlichen vaterländiſchen Töne, Biegungen, Wendungen, Härten oder Weichen beſtimmt; auf dieſem Einſatz beruht jenes unverſtändliche, ſehnſüchtige Gefühl, das ſelbſt den Menſchen beſitzt, dem in der Fremde ſeine Sprache und Mundart zu Ohren ſchallt.“

„... Wer könnte nun glauben, daß ein ſo tief angelegter, nach dem natürlchen Geſetze wiſſer Sparſamkeit auftretender Wachsthum durch die abgezogenen, matten und mißgegriffenen Regeln der Sprachmeiſter gelenkt oder gefördert würde.“

„... Vor ſechshundert Jahren hat jeder gemeine Bauer Vollkommenheiten und Feinheiten der deutſchen Sprache gewußt, d. h. täglich ausgeübt, von denen ſich die beſten heutigen Sprachlehrer nichts mehr träumen laſſen; von den Dichtungen eines Wolfram's von Eſchenbach, eines Hartmann's von Aue, die weder von Declination noch von Conjugation ſo gehindert haben, vielleicht nicht einmal leſen und ſchreiben konnten, ſind noch Unterſchiede beim Subſtantivum und Verbum mit ſolcher Reinlichkeit und Sicherheit in der Biegung und Sepung befolgt, die wir erſt nach und nach auf gelehrtem Wege wieder entbeden müſſen, aber nimmer zurückführen dürfen, denn die Sprache geht ihren unabänderlichen Gang. Sollte es mir nicht gelingen ſein, die früheren Eigenſchaften und Schickſale unſerer deutſchen aus den verbliebenen Denkmälern trenn darzuſtellen; ſo zweifle ich gleichwohl nicht, würde eine noch mangelhaftere Ausführung deſſen, was ich im Sinne gehabt, genug ſiegender Kraft in ſich tragen, um die völlige Unzulänglichkeit der bisher ausgeſtellten Regeln in den einfachſten Grundſätzen, aus denen alles Uebrige fließt, offenbar zu machen. Sind aber dieſe Sprachlehren ſelbſt Täuſchung und Irrthum; ſo iſt der Beweis ſchon geführt, welche Frucht ſie in unſern Schulen bringen und wie ſie die von ſelbſt treibenden Knospen abſtopfen ſtatt zu erſchließen. Wichtig und unentbehrlich iſt hier auch die von Vielen gemachte Beobachtung, daß Mädchen und Frauen, die in der Schule weniger eingeübt werden, ihre Worte reiniſcher zu reden, jirlicher zu ſagen und natürlicher zu wählen verſtehen, weil ſie ſich mehr nach dem kommenden innern Bedürfniß bilden, die Bildſamkeit und Verfeinerung der Sprache aber mit dem Geiſtesfortſchritt überhaupt ſich von ſelbſt einſindet und gewiß nicht ausbleibt. Jeder Deutſche, der ſein Deutſch ſchlecht und recht weiß, d. h. ungelehrt, darf ſich nach dem treffenden Ausdruck eines Franzoſen: eine ſelbſtgelehrte, lebendige Grammatik nennen und kühnlich alle Sprachmeiſterregeln

fahren lassen¹¹⁾. Gibt es folglich keine Grammatik der einheimischen Sprachen für Schulen und Hausbedarf, seinen feichten Auszug der einfachsten und eben darum wunderbaren Elemente, deren jedes ein unberechtes Alter bis auf seine heutige Gestalt zurückgelegt hat; so kann das grammatische Studium kein anderes, als ein streng wissenschaftliches und zwar der verschiedenen Richtung nach, entweder ein philosophisches, kritisches oder historisches sein“ (S. IX — XI). Er spricht dann auch seinen Gegenstand aus gegen alle philosophische, d. h. die Sprache etymologisch oder abstract logisch erörternde, sowie gegen alle kritische, d. h. praktische, gesetzgebende Grammatik.

„Von dem Gedanken, eine historische Grammatik der deutschen Sprache zu unternehmen“, fährt er dann fort, „sollte sie auch als erster Versuch von zukünftigen Schriften bald übertroffen werden, bin ich lebhaft ergriffen worden. Bei sorgfamer Lehre altdeutscher Quellen endete ich täglich Formen und Vollkommenheiten, um die wir Griechen und Römer zu neiden pflegen, wenn wir die Beschaffenheit unserer jetzigen Sprache erwägen; Spuren, die noch in dieser trümmersüß und gleichsam versteinert stehen geblieben, wurden mir allmählich deutlich und die Uebergänge glöst, wenn das Neue sich zu dem Mitteln reihen konnte und das Mittlere dem Alten die Hand bot. Zugleich aber zeigten sich die überraschendsten Ähnlichkeiten zwischen allen verschwundenen Mundarten und noch ganz überlebende Verhältnisse ihrer Abweichungen. Diese fortgeschrittene, unausslöschliche Verbindung bis in das Einzelne zu ergründen und darzustellen schien von großer Wichtigkeit; die Ausführung des Plans habe ich mir so vollständig gedacht, daß, was ich gegenwärtig zu leisten vermag, weit dahinten bleibt. Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugnis und Denkmahl.“ ... „Ich hätte mich auf die Untersuchung der uns in Deutschland zunächst liegenden Ueberbleibsel der althochdeutschen Mundart, für deren sicherer Verständnis eine feste, grammatische Behandlungsgart nicht bloß wünschenswerth, sondern unerlässlich war, beschränken können und vielleicht zu meinem Vortheil. Inzwischen stand mir bald vor Augen, daß ohne das Gothische als Grundlage überhaupt nichts

auszurichten wäre und selbst die Anknüpfung der Sprache, wie sie von den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts geordnet worden, an unsere heutige misslingen würde, wo nicht die Einflüsse der niederdeutschen Mundart in den Anschlag kämen. Es mußte folglich auf ältere Quellen des Niederdeutschen: sächsische, angelische und fränkische Bedacht genommen werden, wovon sich wiederum die nordischen, obdem in Abticht auf unverkürzte, freie Entfaltung vorand gelegenen Sprachen von selbst fügten.“ ... „Verführerischer war die Vergleichung der fremden, gleichwohl unlegbarer Urgermanisch verrathenden Sprachen. Hat man einmal zu einem gewissen Punkt fort untersucht, so wird es schwer einzuhalten und sich nicht noch weiter zu wagen. Indessen war mir zu wenig Raum vergönnt, um meine Vorstellung von dem großen Zusammenhang beinahe aller europäischen Zungen untereinander und mit einigen asiatischen vorzuliegen; bloß Einzelnes ist hin und wieder, und zwar das meiste bei der Konjugation mehr angedeutet als ausgeführt worden“ (S. XVII. XVIII). ... „Ich hatte dem Quellenstudium nicht auf zehn Dinge, sondern auf hundertertel Augenmerk zu halten und das wohl sagen, daß ich keinen einzigen Laut und keine einzige Flexion ohne sorgfältige Uebertragung hingeseht habe, denn mit Sicherheit fand sich beinahe nichts vorgearbeitet, daher man sich nicht wundere, wenn meine Angaben von denen eines Gildes, Ten Kate, und selbst eines Ihre, Hulda und Jahn großentheils abweichen. Die althochdeutsche Grammatik ist eigentlich noch niemals aufgestellt gewesen. Bloß für die altnordische diente ich mich auf Haß verlassen. Mein Hauptzweck, die Föhrung des Beweises: daß und wie alle deutsche Sprachstämme innigst verwandt und die heutigen Formen unverkündlich seien, wo man nicht zu den vorigen, alten und ältesten hinauffeige, daß folglich die gegenwärtige grammatische Structur nur geschichtlich aufgestellt werden dürfe, scheint mir nicht ganz mißlungen“ (S. XXIV). ... „Ein gegründeter Tadel, welcher die meisten und selbst die scharfsinnigsten Bearbeiter des ganzen Buchs (der Etymologie) trifft, scheint mir, daß sie immer zu schnell bauen und jeder für sich die Sache fertig bringen wollen. Wird man sparsamer und fehter die Verhältnisse der einzelnen Sprachen ergründen und stufenweise zu allgemeinen Vergleichungen fortstreiten; so ist zu erwarten, daß bei der großen Reize unserer Forschungen offener Materialien einmal Entdeckungen zu Stande gebracht werden können, neben denen an Sicherheit, Reinheit und Reiz etwa nur die der vergleichenden Anatomie in der Naturgeschichte stehen“ (S. XII).

Nachdem er sich also über seine Arbeit ausgesprochen, läßt er, „Einige Hauptzüge, die ich aus der Geschichte der deutschen Sprache gelernt habe“ (S. XXVI — XXXVII), und eine „Einleitung in die gebrauchten Quellen und Hilfsmittel“ (S. XXXVIII — LXXIX) folgen. Dann behandelt er nach den drei Perioden der Sprache, alt-, mittel- und neuhochdeutsch, die Declination der Substantiva, und zwar „Gothische Sprache“ (S. 1 — 26), „Alt-Hochdeutsche Sprache“ (S. 27 — 55), „Alt-Nir-

11) Zu dem hier Ausgesprochenen ist jedoch zu vergleichen, was Jacob Grimm in der Vorrede zur 2. Ausgabe S. XIX sagt: „Die Sprachkenntniß der deutschen Sprachlehre in unsern Schulen, den Universitäten der Bücher, die man dabei zu Grunde legt, hatte ich lebhaft beklagt; schrieben einige meiner Schönpfänger zu weit gegangen (weil ich ich nur den fast künftigen Elementarunterricht angestrichen, nicht aber vernünftige Anwendung deutscher Grammatik in höheren Classen verordnet habe), so glaube ich doch fernerer oder eigentlicher Verantwortung überheben zu sein und begnüge mich, wohlbedachte Schulmänner auf das Verfahren, welches verschwieberte, an praktischem Gehalt und so oft überlegene Väter, Engländer, Holländer, Dänen und Schweden, rückwärts des Unterrichts in der angestrebten, einheimischen Sprache beobachten, zu verweisen.“ Vergl. Versammlungsbericht die nicht ungenügenden Bedenken Nummer 6 a. a. O. 712.

berdeutsche Sprache". A. „Mittel-Sächsishe Sprache" (S. 56—62). B. „Angelsächsishe Sprache" (S. 62—70). „Alt-Friesische Sprache" (S. 70—72). „Alt-Nordische Sprache" (S. 73—87). Ferner „Mittel-Hochdeutsche Sprache" (S. 87—103). „Mittel-Niederdeutsche Sprache". A. „Mittel-Sächsishe Sprache" (S. 104—106). B. „Mittel-Englische Sprache" (S. 106—107). C. „Mittel-Niederländische Sprache" (S. 108—111). Sodann: „Neu-Nordische Sprache". A. „Schwedische Sprache" (S. 112—115). B. „Dänische Sprache" (S. 115—118). „Neu-Hochdeutsche Sprache" (S. 119—126). „Neu-Niederländische Sprache" (S. 127—129). „Neu-Englische Sprache" (S. 130). Darauf folgen: „Erläuterungen der deutschen Declination des Substantivs" (S. 131—141). „Ueber die gotische Substantivdeclination" (S. 141—147). „Ueber Alt-Hochdeutsche Substantivdeclination" (S. 148—159). „Ueber Alt-Niederdeutsche Substantivdeclination". A. „Mittel-Sächsishe" (S. 160—161). B. „Die angelsächsishe Sprache" (S. 161—163). C. „Die altnordische Sprache" (S. 163—164). „Ueber die Altnordische Substantivdeclination" (S. 165—172). „Ueber die mittelhochdeutsche Substantivdeclination" (S. 173—176). „Ueber die mittelniederdeutsche Substantivdeclination" (S. 177—178). „Ueber die neunordische Substantivdeclination" (S. 178—181). „Ueber die neuhochdeutsche Substantivdeclination" (S. 181—186). „Ueber die neunordische Declination" (S. 186—187). Alsdann in derselben Weise: „Declination des Adjectivs", und zwar „Gotisches" (S. 189—196). „Alt-Hochdeutsches" (S. 196—207). „Mittel-Sächsisches" (S. 207—210). „Angelsächsisches" (S. 211—212). „Altnordisches" (S. 212—213). „Mittelhochdeutsches" (S. 213—217). „Mittelhochdeutsches" (S. 218—221). „Mittelniederdeutsches" (S. 221—222). „Schwedisches" (S. 222—223). „Dänisches" (S. 223). „Neuhochdeutsches" (S. 223—224). „Neuniederländisches" (S. 224). „Von der Steigerung der Adjective", in derselben Ordnung (225—237). „Declination der Zahlwörter" (S. 238—246). „Erläuterung der Declination des deutschen Adjectivs" (S. 247—252). Dazu: „Nöthige Erläuterungen zu den einzelnen Sprachen" (S. 252—264). „Zur Erläuterung der Zahldeclination" (S. 261—266). „Anhang über die Declination der Eigennamen" (S. 266—275). „Declination der Völkern- und Geschlechternamen" (S. 275—278). „Declination des Pronomens" (S. 279—336). „Erläuterung der Declination des Pronomens" (S. 336—401). Endlich die Conjugation ebenfalls in drei Perioden: „Gotisches Verbum" (S. 402—444). „Mittelhochdeutsches Verbum" (S. 445—486). „Mittel-Sächsisches Verbum" (S. 486—491). „Angelsächsisches Verbum" (S. 491—497). „Altnordisches Verbum" (S. 497—498). „Mittelhochdeutsches Verbum" (S. 498—511). „Mittelhochdeutsches Verbum" (S. 511—523). „Mittelniederdeutsches Verbum" (S. 524—526). „Schwedisches Verbum" (S. 526—529). „Dänisches Verbum" (S. 529—531). „Neuhochdeutsches Verbum" (S. 531

— 534). „Neuniederländisches Verbum" (S. 534—538). „Neuenglisches Verbum" (S. 538—541). „Erläuterung der deutschen Conjugation im Allgemeinen" (S. 542—561). „Nöthige Erläuterungen der Conjugation nach den einzelnen Sprachen" (S. 561—597). „Bemerkung über das reciproce Verbum" (S. 598—603). „Vergleichungen aus fremden Sprachen" (S. 604—616). „Vergleichung der Conjugation und Declination" (S. 617—623). „Vom Participle" (S. 624—634). „Vom Gerundium" (S. 634—636). „Vom Infinitiv" (S. 636—637). „Vom Supinum" (S. 638—641). „Anhang über die Silben ga-gi-ge" (S. 641—644). „Vergleichung einiger fremden Sprachen über Participle und Infinitiv" (S. 644—650). „Nachtrag" (S. 650—661).

Auf das Einzelne hier einzugehen, würde zu weit führen und eine Geschichte der Grammatik erfordern, welche sich zur Aufgabe machte, wie das, was in der ersten Ausgabe geleistet, in der zweiten völlig umgearbeitet und weiter fortgebildet wurde. Zur einige Hauptmomente, die bei der zweiten Ausgabe theilweise und ausführlicher zur Sprache kommen werden, mögen hier angedeutet werden. Biefach war schon früher beobachtet, daß sich die Verba in zwei Hauptclassen scheiden, und mehrere Benennungen waren dafür versucht worden. Jacob Grimm nannte nun die eine „stark", die andre „schwach", brachte sie in Classen und dehnte diese Bezeichnung auch auf die Declination der Substantiva und Adjectiva aus, wo sie aber in völlig verschiedener Anwendung auftrat. Dieser war er jetzt in die schon früher von ihm wahrgenommene Natur des Ablauts, Umlauts und Rhythmus eingedrungen, und stellte nun ihre Ursache dar. Die vollständige Lautreihe schied indessen noch; sie war mit der Lehre vom Genus und der Wortbildung für den zweiten Theil bestimmt. Zum ersten Mal wieder in der deutschen Sprache einen Dualis, ein Plurimum und Medium nach, sowie die Reduplication und den Organismus der Anomalien.

Diese erste historische deutsche Grammatik machte in allen Kreisen, wo nur ein Verhältniß dafür möglich war und Liebe für die deutsche Sprache herrschte, einen wahrhaft überwältigenden Eindruck. Vor Allen war es Bened. der brieslich Jacob Grimm seiner Bewunderung Ausdruck gab, und dann in den Östing. gelebt. Am 26. April 1819 ihre volle Bedeutung hervorhob. Jeder, sagte er u. a., dem ein Urtheil zustehen, müsse sie für ein Meisterwerk erklären; er möchte sie eine Naturgeschichte der Sprache nennen, das Wort Naturgeschichte in seinem eigentlichen und wahren Sinne nehmen, und schloß damit: „Daß uns eine deutsche Grammatik noch that, haben wir alle gefühlt; daß unser Wunsch auf eine solche Art würde erfüllt werden, hat wohl keiner geahnt: denn keiner hat sich die Aufgabe in solchem Umfang gedacht, den wir jetzt als notwendige Bedingung anerkennen müssen." Dann kam — der vielsachen andern Rezensionen zu geschweigen — Jean Paul mit seinen unerschöpflichen, überwältigenden Lobpreisungen. Und als die zweite Ausgabe erschienen, schrieb am 21. Dec. 1822

H. B. Schlegel (i. dessen Werke XII, 403) an Wilhelm von Humboldt: „Ich schätze diese Arbeit so hoch wegen der rein historischen Behandlung und des unendlichen Fleißes im Einzelnen bei einer durchgedachten Idee im Ganzen. Grimm hat gezeigt, wie viel durch beharrliche Prüfung mit Fragmenten auszurichten ist. Ich werde es mir um so mehr zum angelegentlichen Beschäftigen machen, dies anzuerkennen, weil ich früher wegen seiner Etymologieen à la Ranne sehr hart mit ihm umgegangen bin.“ Jacob Grimm, den aus seinen mühevollen Untersuchungen das Gefühl begleitete, auf dem rechten Wege zu sein, mochte ihm aber schon oft in seinem Herzen gedankt haben, daß er ihm die Anregung dazu gewesen; wenigstens schreibt er zwanzig Jahre nach jener scharfen Recension an Lachmann: „Gegen Schlegel sind Sie fortwährend hart, fast zu hart. Ich danke ihm immer noch die in meiner Jugend von ihm empfangene Anregung“ (Scherer a. a. D. XV, 31).

Mit der deutschen Grammatik, die Jacob Grimm später selbst als einen guten, zur rechten Zeit gegebenen Griff bezeichnete und die damals als eine Nothwendigkeit in dem ganzen Fach erschienen sei, trat eine völlige Wendung in seinen Studien ein, indem er, einsehend, daß er bei seinen früheren Arbeiten seine Kräfte zu sehr zerspaltete habe und nur durch Concentrirung derselben etwas Erfolgreiches zu erreichen sei, sich entschloß, seine früheren weitgreifenden Neigungen zu begähnen und zunächst alle seine Kräfte der Vollendung und Vervollkommen der Grammatik zu widmen. „Je mehr ich mich beschränkte“, schrieb er deshalb 1820, „desto größeren Erfolg spüre ich bei mir, ich habe früher auch zu weit gehen wollen. Arbeitsam und anhaltend bin ich von Haus aus, und wenn ich etwas lauern werde, geschieht es bloß dadurch“. Indem er nun sofort an die Bearbeitung des zweiten Theils der Grammatik ging, und zwar der Lautlehre, wurde er theils durch äußere Einflüsse, theils durch eigene Forschungen auf eine solche Fülle neuer durchgreifender Entdeckungen geführt, daß es ihm, wie er selber in der Vorrede zur 2. Ausgabe S. III bekennt, „sein langes Bekennen kostete, den ersten Theil der Grammatik mit Stumpf und Stiel, wie man sagt, niederzulegen“ und dieselbe von Grund aus neu aufzubauen, zumal die erste Ausgabe, von der nur eine geringe Auflage gemacht war, bereits vergriffen war.

Beinahe nach der Beendigung des Druckes der ersten Ausgabe war ihm Rask's epochemachende Schrift: „Untersuchung über den Ursprung der alten nordischen oder isländischen Sprache (Undersøgelse om det gamle Nordiske eller Isländske Sprogs Oprindelse, Kjöbenhavn 1818)“ zugegangen; er erkannte sofort deren große Bedeutung und sprach sich darüber in der Vorrede S. XVIII fg. mit unverbodener Freude und Anerkennung aus: „Unter dessen hat Rask's treffliche, mit erst beinahe nach Beendigung dieses Buchs zugekommene Preischrift weitreichende Aufschlüsse über die vielseitige Verührung der deutschen mit der lettischen, slavischen, griechischen und lateinischen Sprache geliefert; besonders anziehend ist die Vermittelung deutscher und slavischer Formen in dem

lettischen und lithauischen Stamme aufgestellt und für frühere Geschichte, wo Gothen mit andern im Dunkel liegenden Völkern jene Gegenden bewohnten, von größter Bedeutung. Derselbe Gelehrte bereich gegenwärtig einen Theil des russischen Afien und wird uns eine Ausbeute wichtiger Entdeckungen über die Sprachen der dort wohnenden Völkerschäften und ihr Verhältniß zu dem slavischen und deutschen Stamme zurüchbringen; frühere Reisende haben bloß nach Wurzeln sammeln können, wer des innern Baues der Sprachen kundig ist, vermag ungleich sicherer und fruchtbarer zu Werke zu gehen. Inwieweit ich mit Rask's Ansichten von der Beschaffenheit der alten deutschen Sprachen übereingestimmt war, mußte mir daraus die erfreulichste Bestätigung der Richtigkeit meiner Untersuchungen hervorgehen; historische Studien führen nothwendig zu ähnlichen Resultaten, wie unabhängig von einander sie auch angestellt gewesen sein mögen. Ueber das Verhältniß der europäischen Sprachen bin ich durch die Rask'sche Schrift beträchtlich gefördert worden; da mein Buch mehr die durchgeführte Aufstellung des Einzelnen bedeedete, wird hoffentlich auch Rask manche willkommene Ergänzung und Bestätigung, zumal was die ihm größtentheils unbekannt gebliebene alt- und mittelhochdeutsche Mundart angeht, daraus schöpfen.“ Rask, der schon 1811 auf dem richtigen Wege der geschichtlichen Sprachforschung war, betritt in dieser Schrift, um den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache zu erforschen, den Boden der vergleichenden Sprachforschung und sucht, um dabei zu sicheren Resultaten zu gelangen, die Gesetze der Lautübergänge auf. Und indem er nun als Quelle der „griechischen“ (d. i. nordischen [skandinavischen] und germanischen) die antiken Sprachen (d. h. griechische und lateinische) gefunden zu haben glaubt, und er aus deren Verhältniß die vielen verwandten Wörter mit einander vergleicht, ergeben sich ihm die gesuchten Gesetze der Lautübergänge, und er kommt somit auf sämtliche Elemente der Lautveränderung, soweit sie sich auf das Verhältniß der griechisch-lateinischen zur älteren germanischen Lauteise beziehen; und indem er dann auch den Sprachbau dieser Sprachen untersucht, macht er an den Flexionen sowohl der Declination als der Conjugation eine ganze Reihe der wichtigsten Entdeckungen hinsichtlich ihrer Uebereinstimmung (s. Raumer a. a. D. 481 fg.).

Schon Ten Kate hatte in seinem Werke: Anlehnung tot die Kennisse van het vorherens Deel de Nederduitsche Sprache. 2 Bde. Amsterd. 1723 (Anleitung zur Kenntniß des höheren Theils der niederländischen Sprache), die Lautlehre zum besondern Gegenstand der Forschung gemacht, um aus ihr Gesetze für die Etymologie zu finden, und Ranne hatte in einer besondern Schrift 1807 den Lautwechsel zwischen dem Griechischen und Deutschen untersucht, aber dieses Werk Rask's im Berlin mit der von demselben im J. 1818 herausgegebenen zweiten Bearbeitung und im J. 1811 erschienenen Vorlesung dil det Isländske eller gamle Nordiske Sprog (Anleitung zu der isländischen oder altnordischen Sprache), welche er jetzt in schwedischer Sprache unter dem Titel: Anvisning till Isländskan (1818) völlig

umgearbeitet hatte, und wo er jetzt viel tiefer als in der ersten Ausgabe auf die Lautlehre und insbesondere auf die Erörterung des Lautwandels eingegangen war, mußte auf Jacob Grimm einen tiefen Eindruck machen und ihn zur Ueberzeugung bringen, daß die Lautlehre, von deren Grundzügen ihm schon bei Abfassung der *Historischen Grammatik* so manches Wesentliche feststand und mit der er den zweiten Theil beginnen wollte, die Grundlage sei für eine historische Grammatik. Und sofort ging er nun daran, seine erste Arbeit völlig umzuformen, mit der Lautlehre zu beginnen und ihr die *Historische* folgen zu lassen.

Wieses hatte er aber auch bei dieser neuen Bearbeitung der Aufmunterung, dem guten Rathe und den Mittheilungen der Freunde Benede und Lachmann zu verdanken. Jacob Grimm und Benede wechselten ausführliche Avertisarien: Fragen und Gegenfragen werden gestellt, Bedenken gedrückt, Controversen aufgeschoben, aber gedruckte Artikel Bemerkungen ausgetauscht, was einer mehr weiß, als der andere, theilt er mit; was ihnen beiden noch entgeht zu erlangen, unterstützen sie sich gegenseitig (Scherrer a. a. D. XVI, 26). Ein gleicher Verkehr war nach dem Erscheinen der *Grammatik* mit Lachmann eingetreten. Von ihm rühmt Jacob Grimm insbesondere (Vorrede XIX der 2. Ausg.) ausführliche und rücksichtslose Mittheilungen, die ihn belehrten und antrieben, namentlich gehört wol dahin dessen wichtige Entdeckung, daß in unserer alten Sprache ein jetzt verschwundener Duanitätsunterschied der Vocale geherrscht habe, der dann Jacob Grimm die entscheidende Fassung gab.

Schon im October 1820 begann der Druck. Der Stoff war so gewaltig angewachsen, der Drang fort und fort zu untersuchen war in ihm so unübersteiglich, daß er, wie es auch bei allen seinen spätern Arbeiten der Fall war, unablässig, ohne vorher zu entwerfen und nachher zu bessern, ausarbeitete. Die wichtigsten Entdeckungen machte er mitunter vor dem Abschluß. So das wichtige Lautverschiebungsgesetz. Am 28. Rev. 1820 gibt er Lachmann die ersten Andeutungen davon, und am 1. April 1821 legte er ihm die ganze Entdeckung vor. Bogen vor Bogen wanderten in die Druckerei. Die gedruckten Bogen wurden, wie aus dem von Scherrer demuthet Briefwechsel zwischen Jacob Grimm und Lachmann hervorgeht, letzterem partielle zugeschildt und dessen Bemerkungen nachgetragen. Jacob Grimm's Briefe drehen sich, wie begreiflich, in dieser Zeit ganz und gar um das, was ihm von Tag zu Tag, von Woche zu Woche in der Förderung seines Werkes gelang, um die Befürchtungen und Hoffnungen, welche er damit verband. Wenn er sah, wie viel einzelne Dinge noch unergründet waren, und wie Vieles er benach in allgemeiner Fassung niederschreiben mußte, so bangte ihm vor der Hebelhaftigkeit des Buches. Das Beste werde ihm, meinte er, daß er sich ein Herz gefaßt hätte, so viel unentzogenes Zeug in die Welt zu schreiben und auf seinen Namen zu nehmen. Lachmann ließ es aber an kräftigem Zuspruch nicht fehlen, und Jacob Grimm war sehr dankbar dafür. „Ihre Briefe trösten mich gewaltig“, schreibt er; „wenn ich

denke, nun wird er mit allen Seiten deiner Arbeit unzufrieden sein, so kommt Ihr Brief, worin ich lese, daß Sie sogar noch Einzelnes in dem Buche fein bemerkt finden.“ Doch es sei ein vierstündiges Geklimmer, dem einzelnes Gute nicht aus den Köchen helfe, worin es stecke. Derartige Unmuthsäußerungen hindern ihn aber nicht mehr, die wahre Bedeutung des Werkes zu würdigen. „Es ist ein grammatisches Haus auf die Beine gekommen“, erkennt er an, „worin man nun einziehen und das man ausbauen kann. Es sind nun Gesehste möglich und es steht mir vor, es werden bessere getrieben werden. Vermuthlich geht der Masse des Publicums, wie ich an mir selbst genug erfahren habe, man verliert manchen guten Einsall und reißt seine Luß an einer Arbeit nach und nach auf, sobald man nicht unternimmt, sie wirklich anzufassen und zu fördern. Und wunderbar fühlt sich der Geist selbst durch forschreitende Thätigkeit gefördert“ (Scherrer a. a. D. XVI, 28 fg.).

Uwa in der zweiten Hälfte des Jahres 1822 erschienen das Werk. Es trat in einem neuen Gewande auf: mit lateinischen Lettern und ohne große Buchstaben außer im Anfang des Satzes und in Eigennamen. Eine Aenderung, die er auch später bei all seinen Arbeiten beibehalten und die viel von sich reden gemacht hat. Das Verfahren war nun zwar nichts Neues. Schon Benede, Doen, Lachmann, Robertsen und Leo hatten dasselbe ausgräbt, aber Jacob Grimm hatte sich am Schluß der Recension von Benede's Bonerisch dagegen erklärt: „Der Recensent“, sagt er, „erklärt sich (mit unserer Zeit überhaupt) gegen den Gebrauch der lateinischen Buchstaben, die ja eben so sehr aus andern entsprungen sind als die deutschen gewissermaßen aus den lateinischen.“ Auch Fr. Schlegel tritt im *Deutschen Museum* 3, 129—131 für große Anfangsbuchstaben und deutsche Lettern. Aber Raumer a. a. D. 510 wird Recht haben, wenn er behauptet, daß Kall's Vorgang ihn zur Anwendung der lateinischen Lettern bestimmt habe; denn dieser hatte die 1818 erschienene Anweisung zum *Zeichensatz*, sowie die angelsächsische *Sprachlehre* mit diesen Lettern drucken lassen, und Jacob Grimm rechtsfertigte dies sein Verfahren in der dritten Ausgabe des ersten Theils S. 26 fg. mit denselben Gründen, wie es Kall gethan. Die Verbannung der großen Buchstaben begründete er jedoch schon in der Vorrede der zweiten Ausgabe S. XVIII fg. also: „Gleich aller Geschichte macht die historische Grammatik vor freientlichem Reformiren, macht uns aber Tugenden der Vergangenheit offenbar, durch deren Betrachtung wir den Dünkel der Gegenwart mäßigen können. An rechter Stelle wird sich dann manches Wünschwerthe und lang Gemisste immer anwendbar zeigen. So schien mir, als ich an die Niederschreibung dieses Werkes ging, ohne daß ich es früher gewollt oder sehr besondern Werth darauf legte, die Verbannung der großen Buchstaben vom Anlaut der Substantive thätlich. Für sie spricht kein einziger innerer Grund, wider sie der beständige frühere Gebrauch unserer Sprache bis ins sechzehnte, siebzehnte Jahrhundert, ja der noch während aller übrigen Völker, um

nicht die Erschwerung des Schreibens, die verschärfte Einfachheit der Schrift anzuschlagen. Man braucht nur dem Ursprung einer so pedantischen Schreibweise nachzugehen, um sie zu verurtheilen; sie kam auf, als über Sprachgeschichte und Grammatik gerade die verworrensten Begriffe herrschten. Räber befehlen hat man ihr auch schon verschiednen entlagen wollen.“ Ausführlicher geht er dann in der dritten Ausgabe a. a. D. darauf ein und schließt da mit den Worten: „Wer die sogenannte deutsche Schrift braucht, schreibt barbarisch, wer große Buchstaben für den Anlaut der Substantive, schreibt pedantisch.“

„Alles“, sagt Benfey a. a. D. 433 mit vollster Wahrheit, „was in der ersten Ausgabe geleistet, wurde im größten Maßgrade in der zweiten übertroffen. Sie ist eine der wunderbaren Arbeiten, welche je aus sprachwissenschaftlichem Gebiet vollzogen sind. Mit ihr war die historische Behandlung der Sprache in einem der wichtigsten und reichst entfalteten Sprachzweige zu vollem Leben erblüht und in einem vollendeten Musterwerk der naturwissenschaftlichen der Jnder, der philosophischen der Griechen und dem ersten Versuch der vergleichenden, wie er in dem ersten Werk von Bopp hervorgetreten war, auf jeden Fall ebenbürtig, eher noch sie weit überragend, zur Seite getreten.“

Nach der Vorrede (III—XIX), in der Jacob Grimm S. VIII seine Ausgabe jetzt also faßt: „das unstillkündende, nach Zeit und Raum veränderliche Element unserer Sprache nachzuweisen“, geht er, da die allgemeinen Sätze über den historischen Gang der Sprache „als unzureichende Erörterungen jetzt bei Seite gelegt worden sind“, auch das Verzeichniß der Quellen und Hilfsmittel weggelassen und der Geschichte der Literatur und Poesie unserer Sprache überlassen ist, sofort zu der Lautlehre über, die er im ersten Buche (S. 1—595) unter der Ueberschrift „Von den Buchstaben“ abhandelt. Diese Lehre ist erst von ihm geschaffen. Wol hatte er bereits in der ersten Ausgabe einige der wesentlichsten Lautumwandlungen, wie Umlaut und Ablaut u. richtig erkannt und bestimmt, allein indem er jetzt den einzelnen Lauten eine besondere Betrachtung widmet, je nach ihrer Stellung im Anfang, in der Mitte und am Schluß des Wortes (Umlaut, Inlaut und Auslaut), sie und ihre Umwandlungen historisch verfolgt, von dem Gotthischen, als dem Ursprünglichsten, Schritt vor Schritt durch alle Bildungsstufen der Sprache bis zu ihrem gegenwärtigen Stand fortschreitend, ergibt sich ihm die wunderbare Erscheinung, daß in den beiden Lauten und in den verschiedenen Einsäufen, den sie unterliegen, nicht Willkür herrscht, sondern ein in ihrer Natur tiefbegründetes Gesetz. Und nun wurde diese Lehre sofort von der eminentesten Bedeutung, ja recht eigentlich die Grundlage, auf welcher der Bau der Grammatik sich erheben und man zur vergleichenden Sprachforschung fortschreiten konnte. Denn hiermit war der Grund gelegt, auf dem man mit völliger Sicherheit in die mannichfaltigen Erhaltungen der Laute in der Flexion und Wortbildung einzubringen, die gemeinsame Mutter, aus der ihre einzelnen Zweige

hervorgegangen — als welche Mutter Jacob Grimm freilich das Gotthische betrachtete, wenigstens aus ihr fast ausschließlich seine Vorstellungen davon entlehnte, obwohl er nicht zweifelte, dies sei nur die älteste und ähnlichste Tochter der verlorenen Mutter — aufs Bestimmteste zu erschließen und zugleich in ihre Zusammenhänge mit den verwandten fremden Sprachen zurückzuführen vermochte, und somit auch die vorhistorische Zeit des Sprachlebens zu ergründen. Kurz, es war nunmehr eine Geschichte der Sprache in allen ihren Phasen und eine sichere Etymologie möglich, und die gesunden Gesetze der Lautumwandlungen ergaben für letztere eine weit sicherere Basis, als die bisher zu Grunde gelegte Wortbedeutung, so daß es sich leicht begreift, wie Jacob Grimm, als er in späteren Tagen auf seine grammatischen Ansichten und Etymologien, wie er solche in den Altdeutschen Wäldern ausgesprochen, zurückblühte, diese als „fast noch roh oder wild“ bezeichnen konnte (Rede auf Wilhelm Grimm, Kl. Schriften I, 170).

Nachdem Jacob Grimm „von den Buchstaben insgesamt“ (S. 1—33) gehandelt, geht er, wie bei der Flexionslehre der ersten Ausgabe drei Perioden unterscheidend, auf die Vocale und Consonanten sämmtlicher germanischer Sprachen im Einzelnen ein, und zwar in folgenden Abschnitten: „Von den gotthischen Buchstaben“ (S. 33—74), „Althochdeutsche Buchstaben“ (S. 74—201), „Mittelaltersche Buchstaben“ (S. 201—221), „Angelsächsische Buchstaben“ (S. 222—269), „Altfriesische Buchstaben“ (S. 269—280), „Altnordische Buchstaben“ (S. 280—330). Dann: „Mittelhochdeutsche Buchstaben“ (S. 330—452), „Mittelniederdeutsche Buchstaben“ (S. 452—466), „Mittelniederländische Buchstaben“ (S. 466—506), „Mittelenglische Buchstaben“ (S. 506—517). Endlich: „Neuhochdeutsche Buchstaben“ (S. 517—528), „Nenniederländische Buchstaben“ (S. 528—540), „Neuenglische Buchstaben“ (S. 540—545), „Schwedische Buchstaben“ (S. 545—568), „Dänische Buchstaben“ (S. 568—571). Darauf folgt dann: „Allgemeine Vergleichung“, sowohl unter sich als mit fremden Buchstaben (S. 571—595).

Es würde zu weit führen, wollten wir alle die großen Entdeckungen Jacob Grimm's in der deutschen Lautlehre auch nur oberflächlich zusammenfassen und darstellen, wie z. B. die von ihm gefundenen Gesetze und Geschichte des Umlautes, der erst in der althochdeutschen Sprache auftritt und hauptsächlich darin besteht, daß i der Flexion an den Burzelvocal a eine Vermischung mit sich abgibt und die früher unbekante Kürze hervorbringt, sowie des Rückumlautes, der Brechungen u. Jedoch können wir uns nicht verlagen, auf das von ihm entdeckte Gesetz der Lautverschiebung, welches man das „Grimm'sche Gesetz“ genannt¹²⁾ und nicht mit Unrecht der Entdeckung eines neuen Welttheils zur Seite gestellt hat, etwas genauer einzugehen.

12) Max Müller, Lectures on the science of language, second series, worin eine eigene Vorlesung handelt von Grimm's Law.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Entdeckung Jacob Grimm's von früheren Forschern, außer den schon erwähnten von Rask, eine Reihe mehr oder minder glücklicher Beobachtungen des Wechsels zwischen griechisch-lateinischen mit deutschen Consonanten vorangingen. So hatte, wie Kaumer a. a. D. 512 fg. nachweist, schon Melchior Goldast (1804) zahlreiche Beispiele für den Wechsel des griechischen und lateinischen p mit deutschem f gesammelt. Franciscus Junius (gest. 1677) hatte erkannt, daß griechisch k, lateinisch o dem gotischen und angelsächsischen k etymologisch entsprechen. Daniel Vorhof (1682), der dasselbe wiederholt, fügte dann hinzu, daß deutsches g lateinisches h vertrete. Sodann hatte Arnold Ranke in seiner Schrift: „Ueber die Verwandtschaft der griech. und deutschen Sprache, Leipzig 1804“, eine ganze Reihe Fälle der Lautverschiebung zum Theil richtig erkannt, daß nämlich germanisch f mit griechisch x, german. b mit griech. φ, latein. f, german. h mit griech. x, german. g mit griech. γ, german. k mit griech. γ, ferner daß hochdeutsches z mit plattdeutschem d, griechischem δ, hochdeutsches t mit plattdeutschem d übereinstimmen. Endlich hatte Rask sämtliche Elemente der Lautverschiebung zwischen den classischen und der isländischen Sprache aufgefunden, nämlich daß

lateinisch-griech. x, z, x; δ, γ; φ, θ, z
griech-isländ. x, th; b; t; k; g, z

Von b bemerkt er, daß es meist beibehalten werde, und fügt zugleich für sämtliche Fälle einige Belege bei. Auch kann kein Zweifel sein, daß Jacob Grimm alle diese Beobachtungen insgesammt erkannt hat, nur daß, als er den Consonantismus unserer Sprache durchforschte und das Verhältnis der althochdeutschen Consonanten zu den gotischen, sowie endlich das beider zu den griechisch-lateinischen, ihn namentlich Rask's Beobachtungen geleitet haben müssen. Allein fernerungsgedacht gebührt Jacob Grimm ungeschmälert das Verdienst dieser großen Entdeckung. „Das Wesentlichste in Grimm's Entdeckung besteht nämlich“, wie Kaumer a. a. D. 513 fg. gründlich ausführt, „in zwei Punkten: Erstens darin, daß hier ein Lautwandlungsgeßetz vorliegt, das alle Organe gleichmäßig beherrscht, das also durch denselben Vorgang p zu f, t zu th und k zu h umwandelt, und ebenso durch einen zweiten Vorgang b zu p, d zu t, g zu k; endlich durch einen dritten in sich selbst gleichmäßigen Vorgang φ zu b, θ zu d, z zu g. Zweitens darin, daß derselbe Vorgang, der das Griechische mit dem Gothischen verknüpft, sich vom Gothischen zum Althochdeutschen wiederholt. Weber von der einen, noch von der andern Erscheinung hat Rask eine Ahnung. Nirgends findet sich bei ihm eine derartige Messurung, die Grimm's Entdeckung vorherginge; ja er verräth ganz unabweislich, daß ihm nichts dergleichen in den Sinn kam, dadurch, daß er an die oben angeführten Lautwechsel ohne Unterbrechung einen andern (den griechischen Spiritus asper und isländische s) anknüpft, der mit der vorliegenden Frage nichts zu thun hat. Aber noch mehr! Rask hat Grimm's Grammatik im Jahre 1830 ausführlich und sehr feindselig recensirt. Sollte er geglaubt, Grimm habe

seine epochemachende Entdeckung ihm entwendet, so würde er dies ohne Zweifel geltend gemacht haben. Aber davon finden wir keine Spur. Vielmehr begnügt sich Rask, Grimm's ganze Lautlehre als zu ausführlich, zu spitzfindig und zu abstrus zu verhöhnen. Er hat mithin, selbst nachdem sie vorlag, Grimm's großer Entdeckung keine Beachtung gewürdigt!“

Betrachten wir nun diese große Entdeckung selbst. „Ein merkwürdiger Gegenstand“, sagt Grimm S. 581 fg., zwischen den hochdeutschen und allen anderen Mundarten wird offenbar. Im Rabial-, Lingual-, Entturallaut entspricht die goth. (jäch. friel. nord.) Tenuis der hochdeutschen Aspirata; die gothische Media der hochdeutschen Tenuis; die gothische Aspirata der hochdeutschen Media. Das Einzelne stellt sich so vor Augen:

goth.	P.	B.	F.	T.	D.	Th.	K.	G.
altg.	F.	P.	B.	(V)	Z.	T.	D.	CH. K. G.

Es ist eine Veränderung eingetreten, vermöge welcher im Hochdeutschen jeder dieser neun Consonanten gleichmäßig von seiner Stelle rückt. Das aber hier der hochdeutsche Zustand als der abgewandene, jüngerer; der gothische (jächische, frielische, nordische) als der frühere betrachtet werden müsse, unterliegt keinem Zweifel, und ist bei Auseinanderlegung der althochdeutschen Buchstaben mit verschiedenen Gründen bewiesen worden.“

Indem er dann zur Vergleichung fremder urverwandter Sprachen überging, that sich ihm das für die Vorgeschichte unserer Sprache so wichtige Gesetz auf, worüber er sich S. 584 also ausdrückt: „Noch merkwürdiger als die Einsimmung der Liquida und Spicanten (der urverwandten fremden Sprachen mit den deutschen) ist die Abweichung der Lippen-, Zungen- und Kehlaute nicht allein von der gothischen, sondern auch der althochdeutschen Einrichtung. Remlich genau wie das Althochdeutsche in allen drei Graden von der gothischen Ordnung eine Stufe abwärts gesunken ist, war bereits das Gothische selbst eine Stufe von der lateinischen (griechischen, indischen) herabgewichen. Das Gothische verhält sich zum Lateinischen gerade wie das Althochdeutsche zum Gothischen. Die ganze für Geschichte der Sprache und Etymologie folgenreiche zweifache Lautverschiebung stellt sich tabellarisch so dar“:

„griech.	P.	B.	F.	T.	D.	Th.	K.	G.
„goth.	F.	P.	B.	TH.	T.	D.	..	K. G.
altg.	B	(V)	F.	P.	D.	Z.	T.	G. CH. K."

„Ober anders aufgestellt:

griech.	goth.	altg.	griech.	goth.	altg.
P	F	B	(V)	T	TH
B	P	F	D	T	Z
F	B	P	TH	D	T
			CH	G	K

Da der Gothe die ihm fehlende Kehlaspirate ch anlautend durch h, in- und auslautend zuweilen durch h, häufig aber durch die Media g ersetzt, und auch im lateinischen Anlaut die Verwendung des h für ch statt findet, so gibt Jacob Grimm noch folgende nähere Tabelle für die Entturalen:

griech.	lat.	goth.	altf.
z	e	b, g	b, g
y	g	k	ch
z	h	g	k.

Dann folgen die nöthigen Belege zu den aufgestellten neun Gleichungen, von denen wir zur Veranschaulichung einen für jede derselben anführen. I. (F. F. B. V.) pater, πατήρ, goth. faders, altf. vatar. II. (H. P. F.) xarvaxē, cannabis, altf. hanpr, altf. hanaf. III. (PH. B. P.) frater, goth. brōdar, altf. prnodar. IV. (T. TH. D.) tectum, goth. pak, altf. dach. V. (D. T. Z.) dāxv, goth. tagr, altf. zabar, VI. (TH. D. T.) θυγάτηρ, goth. dauhar, altf. tohtar. VII. (K. H. G. H. G.) caput, goth. hāubip, altf. houbit. VIII. (G. K. CH.) ἔρως, goth. ik, altf. ih. IX. (CH. H. G. K.) ζόρος, hortus, goth. gards, altf. karto.

Urindogermanisch . . .	P.	BH.	B.
Griechisch	II.	Φ.	Β.
Latinität	P.	B. F.	B.
Deutsche Grundsprache	PH. F.	B.	P.
Gothisch	F(B)	B.	P.
Altischdeutsch	B(F, V)	P.	PH. F.

Es liegt auf der Hand, daß unter all den großen Entdeckungen Jacob Grimm's in der Lautlehre gerade dies Lautverschiebungsgesetz für die Geschichte der Sprache und die Etymologie von der höchsten Bedeutung werden mußte. Sie ward, wie er selbst angibt, für letztere der Präfixen, ihr schlüpfriger Boden gewannen festen Halt, in die etymologische Wissenschaft kam sichere Methode, ja es war erst jetzt durch dieses Gesetz eine wissenschaftliche Behandlung derselben möglich. Fast noch wichtiger wurde dasselbe aber für die vorgeschickte Zeit unserer Sprache, indem es nun aus der Vergleichung der urverwandten fremden Sprachen den Consonantismus der indogermanischen Ursprache und die geschichtliche Entwicklung ihrer Töchter ergab, sodaß sich nun nach den weiteren Forschungen das vollständige Gesetz im Auge meinen tabellarisch also darstellt¹³⁾:

K.	GH.	G.	T.	DH.	D.
Ä.	Β.	Γ.	T.	Θ.	J.
C, QV.	G(H. F.)	G.	T.	D, F.	D.
KH, H.	G.	K.	TH.	D.	T.
H, HV.	G.	K.	TH.	D.	T.
H(G, K).	K(G).	CH(K, HH).	D.	T.	Z.

3. B. urindogerm. pater, griech. πατήρ, lat. pater, deutsche Grundspr. fater u. f. w.; indogerm. ghanais, griech. γῆρ, lat. anser, deutsche Grundspr. ganss, goth. gans, altf. kans; indogerm. dva, griech. δύο, lat. duo, deutsche Grundspr. dva, goth. dva, altf. zwei.

Das zweite Buch handelt „Von den Wortbiegungen“ (S. 596–1067) und ist wie das erste von Grund aus neu gemacht. Das erste Capitel ist der Declination gewidmet. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung (S. 596–597) wird wie früher die Substantivdeclination der einzelnen deutschen Sprachzweige historisch dargestellt, und zwar „Gothisches Substantivum“ (S. 598–611), „Althochdeutsches Substantivum“ (S. 611–632), „Altsächsisches Substantivum“ (S. 632–638), „Angelsächsisches Substantivum“ (S. 638–647), „Altfriesisches Substantivum“ (S. 647–660), „Altnordisches Substantivum“ (S. 660–665), „Mittelhochdeutsches Substantivum“ (S. 665–687), „Mittelniederländisches Substantivum“ (S. 687–694), „Mittelenglisches Substantivum“ (S. 694–695), „Neuhochdeutsches Substantivum“ (S. 695–706), „Reiniederländisches Substantivum“ (S. 706–709), „Neuenglisches Substantivum“ (S. 709–710), „Schwedisches Substantivum“ (S. 710–714), „Dänisches Substantivum“ (S. 714–718). Dann folgt die Declination des Adjectivums, „Gothisches Adjectivum“ (S. 718–722), „Althochdeutsches Adjectivum“ (S. 722–729), „Altsächsisches Adjectivum“ (S. 729–735), „Altfriesisches Adjectivum“ (S. 735–743), „Altnordisches Adjectivum“ (S. 743–750), „Mittelhochdeutsches Adjectivum“ (S. 750), „Mittelniederländisches Adjectivum“ (S. 750–751), „Mittelenglisches Adjectivum“ (S. 751), „Neuhochdeutsches Adjectivum“ (S. 751–754), „Reiniederländisches Adjectivum“ (S. 754), „Schwedisches

Adjectivum“ (S. 754–755), „Dänisches Adjectivum“ (S. 756), „Declination der geflegeten Adjectiva“ (S. 756–759). Ferner: „Declination der Zahlwörter“, und zwar A. „Von den Cardinalzahlen“. B. „Von den Ordinalzahlen“. C. „Von den übrigen Zahlwörtern“ (S. 759–765), „Declination der Eigennamen“ (S. 765–774), „Declination der Städtenamen“ (S. 774–778), „Declination der Vornamen“ (S. 778–780). Daran: „Declination des Pronomens“, und zwar A. „Persönliches ungeschlechtes Pronomen“, B. „Possessives Pronomen“, C. „Persönliches geschlechtes Pronomen“, D. „Demonstratives Pronomen“, E. „Interrogatives Pronomen“, F. „Relatives Pronomen“, G. „Die unbestimmten Pronomina“, H. „Anlehnung der Pronomina“ (S. 780–800). Den Schluß bildet: „Allgemeine Vergleichung der Declination“, und zwar I. „Erwägung der starken Declination“, II. „Erwägung der schwachen Declination“, III. „Vergleichung fremder Sprachen“. IV. „Bedeutung der Casusflexion“ (S. 800–835).

Das zweite Capitel des zweiten Buches handelt von der Conjugation. Auch hier geht wie bei dem Substantivum eine allgemeine Einleitung voraus (S. 835–839). Dann folgen: „Gothisches Verbum“ (S. 840–856), „Althochdeutsches Verbum“ (S. 856–887), „Altsächsisches Verbum“ (S. 887–895), „Angelsächsisches Verbum“ (S. 895–910), „Altfriesisches Verbum“ (S. 910–911), „Altnordisches Verbum“ (S. 911–928), „Mittelhochdeutsches Verbum“ (S. 928

13) Die genauere Bestimmung und Erklärung dieses Gesetzes hat später nicht nur Jacob Grimm, sondern auch andere Forscher sehr bedürftig, wie Gervais, Rudolf von Raumer, Kottner, Graßmann, Scherer, Delbriick u. a., indem man sowohl die Annahmen, die es enthält, feststellen, als auch durch Anwendung der Phylologie auf dasselbe dessen Wesen aufhellen suchte.

— 970). „Mittelniederländisches Verbum“ (S. 970—981). Das mittelniederländische Verbum ist übergangen. „Neuhochdeutsches Verbum“ (S. 981—989). „Neuniederländisches Verbum“ (S. 989—993). „Neuenglisches Verbum“ (S. 994—997). „Schwedisches Verbum“ (S. 997—1002). „Dänisches Verbum“ (S. 1002—1006). „Von den Participien“. II. „Bildung des Participium Præsens“. II. „Bildung des Participium Præteriti“. III. „Declination des Participium Præsens“. IV. „Declination des Participium Præteriti“. V. „Bildung des participialen Adverbium“ (S. 1007—1020). „Von Infinitiv und seiner Declination“ (S. 1020—1022). Den Schluß bilden auch hier: „Allgemeine Vergleichung der Conjugationen“, und zwar I. „Erwägung der starken Conjugation“. II. „Erwägung der schwachen Conjugation“. III. „Erwägung der Flexion“. IV. „Bedeutung der Verbal-flexion“. V. „Vergleichung fremder [d. h. der verwandten indogermanischen] Sprachen“ (S. 1022—1067). Endlich „Nachtrag“ (S. 1067—1082).

Auch hier sei nur das Wichtigste angebeutet. Wie in der ersten Ausgabe, so ist auch in dieser bei der Declination und Conjugation die Einteilung in zwei Hauptklassen als „starke“ und „schwache“ zu Grunde gelegt, und zwar als eine durch die gesamte deutsche Junge waltende Unterscheidung.

Die starke Declination bezeichnet er als „die ältere und (innerlich) einfachere“ (S. 597). „Die Verschiedenheit der einzelnen Declinationen beruht auf den Vocalen, nicht den Consonanten. Sie zeigt sich am deutlichsten im Substantiv, weniger im Adjectiv, tritt aber auch im Pronomen hervor. Wiederum ist sie unter den drei Geschlechtern vorzüglich beim Masculinum entwickelt. Zum Kennzeichen der vier männlichen Declinationen mag der gotische Accusativ Pluralis Masculinus dienen, welcher in der ersten *a*, in der zweiten *ja*, in der dritten *u*, in der vierten *i* gibt. Beim Adjectiv erscheinen die drei ersten Declinationen, doch keine Spur der vierten; das Pronomen mengt Spuren aller“ (S. 810). Damit hat nun allerdings Jacob Grimm den Weg betreten, den die glänzenden Entdeckungen Franz Bopp's auf dem Gebiete der vergleichenden Sprachforschung als den allein wahren bestätigt haben, allein Jacob Grimm kommt erst in der Geschichte der deutschen Sprache (S. 912) dazu, Thematika mit *a* denen mit *i* und *u* zur Seite, und demnach im Substantiv den drei männlichen Declinationen das weibliche parallel zu stellen, wo er früher je vier annahm.

„Die schwache Declination“, sagt er (S. 597), „scheint durch Einschaltung eines zur Declination anfangs unwesentlichen Bildungs-*n* entstanden, zeigt sich demzufolge niemals an reinen Wurzeln.“ S. 817 sagt er sodann: „Nähere Prüfung der ganzen Erscheinung hat mich zu folgender Theorie hingeführt: die schwache Form der Substantiva und Adjectiva beruht im Zusammenstoß eines Principes der Bildung (eben des charakteristischen -*n*) mit dem der Flexion, wobei letzteres am Ende überwältigt wird und weicht, ersteres aber die Ra-

tur eigentlicher Casus annimmt.“ Er läßt daher z. B. den Nominativ des schwachen Masculins blöma für blömans, d. i. blöm-an-s, stehen, und indem er die deutsche schwache Form in den fremden Sprachen nachzuweisen sucht, findet er in ihnen allen das Bildungs-princip-*n* rege, das sich aber nirgend so weit erheben, daß es die eigentliche Flexion verdrängt hätte, und führt dann eine Reihe von Beispielen an, die desto treffender beweisen, wenn sie so sogar in Wurzeln übereinstimmen; z. B. homo, hominis (früher homonis) völlig — gotisch guma, gumins; ratio, rationis — got. raþjō, raþjōns; nomen, nominis — got. nama, namins u. v. a. (S. 832). Durch Bopp's weitgreifende Forschungen erhielt denn diese Ansicht ihre glänzende Bestätigung, und diese Declination mit der der *r*-Stämme, welche auf deutschem Gebiete aber nur als Verwandtschaftsworte auftreten, den geigneteren Namen „Declination der consonantischen Stämme“, während die erstere den der „vocalischen Stämme“ erhielt. Dessungeachtet beharrte aber später Grimm bei seiner Bezeichnung „stark“ und „schwach“. Auch Bopp's Entdeckung, daß die vocalischen Adjectivstämme sich wesentlich an die geschlechtliche pronominalde Declination anschließen, nahm derselbe nicht an.

Die starke und schwache Conjugation hatte Schottelius zuerst erkannt. Hides bezeichnete die erstere als Conjugatio secunda, und Ten Kate, der die Uebereinstimmung ihrer Ablaute in allen germanischen Sprachen darthat, ordnete sie in Classen und machte auf ihre Bedeutung mit Nachdruck aufmerksam. Auf denselben Weg kam dann der Schwede Botin und in Anknüpfung an diesen Kaff, der sie als zweite Conjugation behandelte. Nach die deutschen Grammatiker Gottsch, Adeltung, Radlof und Wolke betraten diesen Weg. Auf Ten Kate und Botin beruft sich nun Jacob Grimm ausdrücklich (S. 836 und steht im zweiten Theil (S. 67 Anm.) mit ersterem in den ablautehenden Zeitwörtern die Grundlage der Wortbildung aller germanischen Sprachen. Schon in der ersten Ausgabe sagt er (S. 546 fg.): „Die Veränderung des Wurzelvokals im Præteritum ist die Seele der starken, d. h. der eigentlichen ältesten Conjugationsform und eine durch alle deutsche Sprachen ziehende Grundeigenschaft, die sie vor den meisten andern vortheilhaft auszeichnet. Man hat die ablautehenden sehr verkehrt als unregelmäßige, normale Fälle behandelt, in welche kein System zu bringen sei und sie den schwachen Wörtern nachgesetzt. Es offenbar hat sie aber gerade in ihnen die tiefste innige Ordnung des Sprachgeistes, der, was er im Einzelnen zu wirken scheint, im Ganzen ausgerichtet hat. Die Regel, die wir hier bei der Conjugation erkennen, thut sich wunderbar in den Verhältnissen der ganzen Wortbildung überaus hervor.“ Dann S. 558: „Die starke Conjugation verdient so zu heißen: 1. weil sie lauter einfache kräftige Wurzeln enthält, die schwache hingegen meistens Ableitungen.“ ... „2. Weil sie des *W*- und Umlauts fähig ist, die schwache in der Regel keines von beiden, sondern behilft sich mit äußeren Mitteln u. s. v.“ Auch hatte schon Ten Kate (Aenleidiung S. 56; vergl. 591 fg.) die Redupli-

cation im Gothischen richtig erkannt, und zwar mit der sonderbaren Erklärung, daß die Gothen bei ihrem Anseits halt in Wäßen die reduplicirenden Präterita von den benachbarten Griechen angenommen, Jacob Grimm aber weit über denselben hinaus, indem er nachwies, daß sie allen germanischen Sprachen eigen und hier in einen schwebenden Ablaut zusammengejogen sei, z. B. goth. *hāhāt*, *abb. hiaz*, mhd. *hiez*, nhd. *hieß* (S. 563 fg.). Ebenso hatte er zuerst die anomalen Verba, als eine Mischung der starken und schwachen Conjugation richtig aufgefaßt, wovon der Hides und Kall höchst unklare Vorstellungen sich finden (vergl. Raumer a. a. D. 520). In der zweiten Ausgabe hatte er sodann das Wesen der starken und schwachen Conjugation schärfer erfaßt und begründet. Er sagt hier S. 838: „Das Wichtigste in der deutschen Conjugation und wodurch sich nicht nur die Scheidung zweier Hauptformen, der starken und schwachen hauptsächlich, sondern auch die Abtheilung der einzelnen Conjugationen gänzlich ergibt, ist die Bildung des Präteritums.“ ... „Das starke Präteritum muß als Hauptbestandtheil unserer Sprache, als eine mit ihrem Alterthum und ihrer ganzen Einrichtung tief verbundene Eigenschaft betrachtet werden.“ ... „Es betrifft die Wurzel selbst und zwar auf doppelte Weise: entweder wird der Anlaut der Wurzel vor derselben wiederholt (Reduplication) oder der Vocal der Wurzel (sei er in- oder anlautend) in einen andern verwandelt (Ablaut).“ So ergeben sich ihm zwölf starke Conjugationen: sechs reduplicirende und sechs abtheilende, deren Reihenfolge er später mehrfach anders geordnet hat. „Die schwache Form“, sagt er S. 1040, „ist ohne Zweifel jünger als die starke.“ ... sie „beruht wesentlich auf zwei Stufen 1) auf einer durch die Vocale i, ö und ai bewirkten Ableitung“, ... 2) auf der durch äußerliche und erst nach dem Ableitungsvocal eintretende Thatat ausgedrückten Vergangenheit“, goth. singl. -da [da], *abb. -ta* [da], in welcher Thatat er mit Bopp den Rest des altd. Verbs. *tuon*, *agf. dön* erblickt. Die einzelnen Conjugationen scheiden sich ihm nach dem zwischen Wurzel und Flexion tretenden Ableitungsvocal in drei, von denen jedoch die erste, je nachdem die Wurzel selbst kurz oder lang ist, in zwei Abtheilungen zerfällt.

Indem aber nun Jacob Grimm schon S. 1039 bei der „Erwägung der starken Conjugation“, und namentlich S. 1055 fg. bei der „Vergleichung fremder Sprachen“ zu dem Resultat gelangt, daß der Ablaut der starken Conjugation aus anfänglicher Reduplication herzuweisen sei, und er somit auch hier den ersten Schritt that, um das Wesen der deutschen Conjugation in dem Lichte der vergleichenden Sprachforschung zu erfassen und sie einzufügen in den Plan der indogermanischen Sprache, so geht er doch schon im zweiten Theile der Grammatik S. 72 fg. wieder davon ab, erklärt den Ablaut, den er in der ganzen deutschen Wortbildung als thätig und als deren Grundlage erkannte, für das Ursprünglichere, die Reduplication für etwas später Eingetretenes. „Durch alle deutschen Sprachen“, sagt er S. 72, „gilt aber die ausnahmslose Regel: Reduplication, auf das Präteritum

Indicativi und Conjunctivi beschränkt, nicht einmal in das Participleum abtretend, erstreckt sich nie in die übrige Wortbildung.“ ... Ferner S. 73 fg. „Diese Regel, der Mangel aller aus dem Präteritum gezogenen Wortbildungen spricht klar dafür, daß die allmähliche Zusammendrängung der Reduplication in die Doppelvocale ie und ö die Natur organischer Ablaute niemals erreicht. Desto weniger dürfen die wahren Ablaute aus früheren Reduplicationen erklärt werden. Die ablautehenden Conjugationen sind älter als die reduplicirenden und diese, wie schon ihr schwerfälliger langer Vocal oder ihre doppelte Consonanz zu erkennen gibt, aus jenen entsprungen.“ ... „Dem Ablaut aller deutschen Wortbildung zum Grund gelegt, offenbaren sich im allgemeinen drei Abstufungen, auf denen der Sprachgeist vorrückt. Die erste erkenne ich in aus reinen ablautehenden Wurzeln gezogenen unelischen, dennoch wieder ablautehenden Verbis. Als diese Kraft erlosch, wandte sich die Sprache zur Reduplication, ohne von den Formen starker Flexion sonst etwas nachzulassen. Mit der schwachen Conjugation entpuppte die dritte Stufe.“ Und obgleich nun die Forschungen Bopp's u. a. darthaten, daß J. Grimm in der zweiten Ausgabe des ersten Theils der Grammatik den richtigen Weg betreten habe, indem nämlich die indogermanische Ursprache den Perfectstamm nur durch Reduplication gebildet, daß eben die deutsche Sprache, nachdem sie durch das ihr eigenthümliche Accentsystem den Wurzelvocal des Perfectstammes entweder gehiebert oder geschwächt habe (Ablaut), womit der Unterschied der Gegenwart und Vergangenheit schon hinreichend bezeichnet war, die Reduplication mit naturgemäßer Ausnahme derjenigen Fälle, wo die Wurzel unverändert blieb oder höchst gehiebert war (*ö, ai, au*), als ihrer als Unterscheidungsmitel nicht mehr bedürftig, abgeworfen habe; — obgleich ferner dieselbe Forschung darthut, daß die deutschen Verba besser in primäre und abgeleitete Verba, als in starke und schwache eingetheilt würden, und daß die Verbalwurzel nicht, wie Grimm annahm, das Präsens, sondern die erste Person Sing. Perfect Indicativi darbiete, und daher die Bildung des Präsensstammes deren Eintheilung bedingte; so glanz Jacob Grimm auf alle diese durchgreifenden und eridenten Entdeckungen nicht ein. Man sollte dies auffallend finden, da er sonst für jeden Fortschritt so empfänglich war, allein er spricht sich darüber in der Vorrede zur 3. Ausgabe S. XLV also aus: „Zweithet wäre es, die Vortheile zu verneinen oder herabzusetzen, welche auch unsrer Sprache aus gegenseitiger Vergleichung der ihr auf mannigfaltiger Stufe verwandten erwachsen sind; nicht nur unser Eigenthum haben wir dadurch genauer kennen lernen, früher Unverstandenes wurde uns plötzlich erschlossen, sondern auch Stieg und Brücke geschlagen, über welche hin ferne Zeiten und Länder zu erreichen stehn, mit denen wir vormalis unmittelbar zusammenhängen. Aber unbefonnen erscheinen würde, wer diesem freilich offenbaren und die deutsche Sprache als nothwendiges Glied einer großen Reihe nachzuweisen Zug solchen Einfluß gestatten wollte, daß nach ihm alleenthaltenden die lebendvolle Eigenheit unsrer Junge gestimmt

1821 recensirte er in den Götting. gelehr. Anzeigen St. 104. S. 1033—1036: *Hammarböld Svenska Vitterheten* (Al. Schriften 4, 154—156). St. 113. S. 1121—1123: Th. Baden, Ueber die Lubrauchsbartei der nordischen Mythologie für die schöne Kunst nebst Finn Magnusen's Gegenschrift (Al. Schriften 4, 156—158). St. 113. S. 1123—1126: Bafching, Hans von Schweinsden (Al. Schriften 4, 158—160). Ferner ließ er in Abhandlungen des frankfurter gelehrten Vereins für deutsche Sprache St. III. S. 292—295 eine Abhandlung erscheinen: „Ueber ein verloren gegangenes Demonstrativum der alten deutschen Sprache.“

1822 recensirte er in den Götting. gelehr. Anzeigen St. 121. S. 1201—1207: Vater, Die Sprache der alten Preußen (Al. Schriften 4, 160—167). St. 145. S. 1441—1448: F. L. A. von Grolmann, Wörterbuch der in Deutschland üblichen Epitheten und Sprachen. Bd. 1 (Al. Schriften 4, 164—169). St. 154. S. 1531—1534: Bernd, Die Verwandtschaft der germanischen und slavischen Sprachen (Al. Schriften 4, 169—171). St. 169. S. 1681—1684: C. B. D. A. von Schindelf, Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts (Al. Schriften 4, 171—174). St. 180. S. 1793—1797: Sjögren, Finnische Sprache und Literatur (Al. Schriften 4, 174—176). St. 188. S. 1878—1879: J. B. Kretzmer, Die urtheilliche Sprache (Al. Schriften 4, 177—178). St. 189. 190. S. 1896: Glover, Göthe als Mensch und Schriftsteller (Al. Schriften 4, 178). Ferner erschien von ihm in den *Miscellanea maximam partem critica*, herausgegeben von Friedemann und Seebode, Vol. I. part. III. p. 578—582: „Ueber die Aderbia heute, heint und heuer.“

1823 recensirte er in den Götting. gelehr. Anzeigen St. 1. S. 1—12: Bjowulfs Drape, überfetzt von Grundtvig (Al. Schriften 4, 178—186). St. 35. S. 337—352: *Dombrowsky, Institutiones linguae slavicae* (Al. Schriften 4, 186—196). St. 175. S. 1761—1752: *Föstbraedra-saga*. Kopenh. 1822 (Al. Schriften 4, 196—197). St. 177. 178. S. 1761—1773: Wul Stephanowitsch Karadagisch, Serbische Volkslieder. Th. 3 (Al. Schriften 4, 197—206).

1824 recensirte St. 3. 4. S. 25—37: Dorow, Denkmäler alter Sprache und Kunst. Bd. 1. Hft. 1 (Al. Schriften 4, 205—213). St. 12. S. 113—120: *Le Gonidec*, Dictionnaire celtobreton (Al. Schriften 4, 213—217). St. 82. 83. S. 809—820: Wul Stephanowitsch Karadagisch, Serbische Volkslieder. Th. 1. 2 (Al. Schriften 4, 218—224). St. 184. S. 1837—1840: Dorow, Denkmäler. Bd. 1. Hft. 2. 3 (Al. Schriften 4, 270—272). St. 192. S. 1915—1919: Lipowsky, Friedrich V. von der Pfalz (Al. Schriften 4, 272—281). Ferner in den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. 28. S. 1—24: Graff, Die althochdeutschen Präpositionen (Al. Schriften 4, 229—270). Sodann recensirte er in Dorow, Denkmäler alter Sprache und Kunst folgende Aufsätze: Bd. 1. Hft. 2. 3. Einleitung S. XIV—XXX: „Ueber die Frenkenhorfer Hebe-

rolle“. S. XXX—XXXII: „Die Fabel von dem durch Bonifatius umgewandelten Ranthorn aus der ungedruckten Kaiserchronik mitgetheilt“. Und in demselben Jahre überlegte er „Wul's Stephanowitsch kleine serbische Grammatik“. Leipzig und Berlin 1824, aus Gefälligkeit gegen den Herausgeber, widmete sie „dem Durchlauchtigen Fürsten in Serbien, Herrn Wilosch Obrenowitsch“, begleitete dieselbe mit einer 54 Seiten langen, tief eingehenden Vorrede und gab in den Götting. gelehr. Anz. 1824 St. 83. S. 820—826 eine Anzeige davon (Al. Schriften 4, 225—229); auch recensirte er für Göthe's Kunst und Alterthum IV. 3. S. 66—71 eine Uebersetzung des serbischen Liedes: „Erb-schaftstheilung“ (Al. Schriften 1, 410—412). In demselben Jahr wurde ihm der von der königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg auf eine historisch-grammatische Untersuchung, „Ueber die deutschen Adjectiva“ ausgesetzte Preis zuerkannt, welche Abhandlung jedoch ungedruckt blieb, weil er ihr durch Benützung der seitdem herausgegebenen und bald erwartet werdenden neuen Quellen altdeutscher Sprache eine größere Vollkommenheit zu geben strebte. Er sah aber später davon ab, da er die Resultate in die folgenden Bände der Grammatik aufnahm und dann in der Geschichte der deutschen Sprache noch einmal darauf zurückkam (s. Selbstbiographie Al. Schriften 1, 20).

1825 recensirte er in den Götting. gelehr. Anzeigen St. 3. 4. S. 35—36: *Jömsavikings Saga*. Kopenh. 1824 (Al. Schriften 4, 279—281). St. 62. S. 613—618: Bafching, Abriss der deutschen Alterthumsfunde (Al. Schriften 4, 281—285). St. 71. S. 705—712: *Méon, Nouveau recueil des fabliaux etc.* t. I. II. (Al. Schriften 4, 285—290). St. 112. S. 1113—1122: *Der Valen Doctrinal*, herausgegeben von Scheller (Al. Schriften 4, 290—296); ferner in den Wiener Jahrbüchern Bd. 32. S. 194—257: Berthold's deutsche Predigten aus der 2. Hälfte des 13. Jahrh., herausgegeben von Kling (Al. Schriften 4, 296—360), und ließ dann in Göthe's Kunst und Alterthum Bd. V. 2. S. 24—35: „Die Aufzählung Scutario“ (in Albanien) erscheinen, und in P. Wigand, Das Fremgericht Westphalens S. 307—310 den Aufsatz: „Ueber das Wort fenne“.

Das Studium der Grammatik, dem sich Jacob Grimm hingeeben, hatte die gemeinliche Thätigkeit mit Wilhelm Grimm aufgehoben. Derselbe hatte von 1812 bis 1818 gedauert und sich auf die Märchen, das Hildebrandslied, die Altsächsischen Wälder, die Erba, die Deutschen Sagen und die neunzehn serbischen Lieder erstreckt, jetzt verliessen sie sich zwar wieder zu dem Werke: „Nrische Eifenmärchen. Aus dem Englischen“, Leipzig 1826. Die Vorrede ist jedoch schon den 10. Juli 1825 unterzeichnet. Das Original war von Crofton Croker: *Fairy legends and traditions of the south of Ireland*, das sie mit einer reichen, 126 Seiten umfassenden Einleitung versehen ins Deutsche übertragen, welche Einleitung bei der neuen Auflage des Originals, London 1828, zur Vergeltung ins Englische übertragen

wurde. Beide Brüder gingen aber darauf wieder ihre eigenen Wege, bis sie der Abend ihres Lebens wieder vereinigte zu dem großen Werke des Deutschen Wörterbuchs. Jacob Grimm spricht sich in seiner Rede auf Wilhelm Grimm, M. Schriften I, 171, über ihre Trennung von der Association ihrer Arbeiten in treffendster Weise also aus: „Nach diesen gemeinschaftlichen, mit aller Lust gepfloffenen Arbeiten trat aber eine Wendung ein, die nun wieder getrennte und von einander abweichende Schritte forderte. Daß Jeder seine Eigenthümlichkeit wahren und walten lassen sollte, hatte sich immer von selbst verstanden, wir glaubten, solche Besonderheiten würden sich zusammensügen und ein Ganzes bilden können. Schon beim Hildebrandslied, noch mehr bei der Oda, lernte ich einsehen, daß unserem besten Willen und Wissen dabei auch erhebliche Schwierigkeiten entgegenstehen. Offen, wie ich war, und geneigt, Meinungen aufzukleben oder zu bekreiten, schien es mir, daß vor dem Publikum keine Ansicht, von wem sie auch ausgegangen, überwiegen oder weichen müsse, er aber gerecht und schonender gesinnt, nicht ohne härteres Selbstgefühl auf dem Behaupteten beharrten, wollte lieber, daß neben einander und dem Leser zur Wahl hingestellt würde, was zwischen den Herausgebern unvermittelt bliebe. Als nun im Fortgang unserer Studien ich zu rechter Zeit den guten Griff einer deutschen Grammatik gefaßt hatte, die damals gleich einer Nothwendigkeit in dem ganzen Fach erschien, von welcher alle Wunsch ausgeht oder abhing, die mir, also auch ihm fernher zu Theil wurde, war ich auf einmal gegen ihn in Vortheil gestellt, und ein Abhandlung unserer Naturen, worüber wir allmählig erst und klar geworden sind, fing an sich geltend zu machen.“

Irene gemeinsame Thätigkeit der beiden Brüder, welche eine natürliche Folge ihres Wesens und ihrer innigsten Lebensgemeinschaft war, hat das deutsche Volk stets mit einer besonderen Pietät betrachtet, und die „Brüder Grimm“ sind ihm ein populärer Name geworden. Hat dies auch seinen hauptsächlichsten Grund in der schönsten Frucht ihrer gemeinsamen Arbeiten, den Märchen, welche zum wahren Haus- und Volksbuch geworden sind, so kam doch noch hinzu, daß man in dem gegenseitigen Verhältnis der Brüder gewissermaßen eines jener Lebensideale verwirklicht sah, welche die Märchen so rührend, schlicht und Andächtig darstellen. Aber auch die Wissenschaft betrachtet ihre gemeinsame Thätigkeit mit Staunen. Und man muß Scherer vollkommen Recht geben, wenn er sich darüber a. a. O. XV, 14 also ausdrückt: „In den späteren Zeiten einer Wissenschaft, wo sich für die meisten Dinge gewisse Methoden bereits festgesetzt haben, hat ein solches Zusammenwirken nichts Auffallendes oder Merkwürdiges. Wenn man aber die Grundsätze einig ist, nach denen eine Wahrheit gesucht werden soll, so kann über diese Wahrheit selbst streng genommen kein Streit entstehen. Aber zu einer Zeit, wo die Wissenschaft ihre Kinderschuhe auch kaum ausgezogen hat, steht eine beispiellose Uebereinstimmung in den obersten Anschauungen sowohl als in der

besonderen Verfahrungsweise voraus“, und wir dürfen hinzufügen, auch eine beispiellose Hergestreichtheit.

Im März¹⁵⁾ des Jahres 1826 erschien nun: „Jacob Grimm's Deutsche Grammatik. Zweiter Theil.“ Die Vorrede ist am 25. Januar unterzeichnet. Dieser und der im Jahre 1831 erschienene dritte Theil enthalten das „Dritte Buch. Von der Wortbildung.“ Jacob Grimm war Anfangs entschlossen, diese gesammte Lehre in einen Band zu fassen, und handelte daher die beiden ersten Capitel gedrängter und enthaltsamer ab, allein bald sah er die Unmöglichkeit ein, diesen Voratz auszuführen, und so enthält denn der zweite Theil von den zehn Capiteln, in welche er das dritte Buch getheilt hat, nur die drei ersten. Nach einer kurzen allgemeinen Einleitung (§. 1–5) handelt das erste „Von der Bildung durch Laut und Ablaut“ (§. 5–89), das zweite „Von der Ableitung“ (§. 89–405), das dritte, welches vollständiger behandelt ist, weil er jenen Voratz ausgab, „Von der Zusammensetzung“ (§. 405–895), wozu dann reiche Nachträge folgen. Es ist dieses Werk eine kolossale Arbeit, welche ihres Gleichen in der europäischen Welt hatte. Die griechischen und lateinischen Grammatiker hatten diese wichtige Lehre ungeschämlich verabsäumt, nur die einheimischen Sanskritgrammatiker hatten sich darin versucht, obgleich aber Jacob Grimm sich dieselben zum Vorbild nahm, so hielt er sich dennoch streng innerhalb der Schranke der deutschen Sprache, gab sogar die Wege, welche ihm früher die Betrachtung des Sanskrit gewiesen, wie oben angeführt wurde, wieder auf und wagte nur hin und wieder einen Blick über jene Schranke hinauszuwerfen. Ein ungeheures, fast unüberschaubares Material war auch hier mühsam aus den Quellen, die noch dazu theilweise sehr spärlich flossen, geschöpft und völlig beherrscht und durchgearbeitet. Das Hauptresultat dieser Arbeit ist auch hier der Nachweis, daß auf diesem verworrenen und kaum überschaubaren Sprachgeblet keine Willkür herrscht, sondern sich Alles nach bestimmten Gesetzen entfaltet, und diese Gesetze merkwürdig gefunden zu haben, ist das Große und Epochenmachende derselben. Jacob Grimm sieht in den Verbis die Grundlage aller Wörter, erschließt aus dem Präsens die Wurzel, deren er über siebenhundert nachweist und ihre Grundbedeutung zu erschöpfen sucht, und zeigt dann, wie aus der Wurzel entweder durch innere Aenderung (Laut oder Ablaut c. 1), oder durch äußere Mehrung (Ableitung, d. i. die zwischen Wurzel und Flexion eingeschaltete, an sich selbst dunkle Mehrung des Wortes, kraft welcher der Begriff der Wurzel weiter geleitet und bestimmt wird, c. 2), oder durch Zusammensetzung (d. i. durch Aneinanderfügung zweier oder mehrerer deutlicher Wörter, Composition, Decompositio, c. 3) das Wort (Nomen) sich bildet.

Auch diese Lehre wird durch die entbedkten Ersehe, den sichern historischen Gang und den tiefpoetischen Geist, den Jacob Grimm dabei entfaltet, wunderbar belebt, so daß man mit wachsendem Interesse den Bildungsgang

15) Siehe Pfeiffer's Germania 13, 247.

der einzelnen Wortarten in ihrer ganzen Mannichfaltigkeit durch alle Pfaden und Sprachzweige, sowohl mit dem Gemein samen als mit dem Besondern eines jeden Zweiges, wahrnimmt. Freilich ist auch hier nicht Alles erschöpft. Jacob Grimm's liebsten Blide ruhen auf der mürze reichen, lebendigen ältern Sprache mit ihrer Fülle von Ablauten und Hieronien, die spätere Zeit, indem sie Wurzeln ausgrub, Ablaute fahren läßt, durch Föderung der Ableitungen und Zusammenfügungen Beweglichkeit und Deutlichkeit des Ganzen zu vervollkommen strebt, mühet ihn weniger an. Auch liegt dem Ganzen mehr eine leichte und bequeme Föhrung durch die unübersehbare Menge der Erscheinungen zu Grunde, als eine strenge methodische Ennvickelung.

Es liegt aber auf der Hand, daß diese so tief eindringende Arbeit von der höchsten Bedeutung für die Sprachforschung werden mußte; denn indem man nun das Wort mit Sicherheit in seine einzelnen Elemente zerlegen konnte, war es erst jetzt möglich, seine Geschichte durch alle Perioden und Sprachzweige zu verfolgen, und unter Anwendung des Lautumandelungsgesetzes war eine festere Basis für die Etymologie überhaupt und die Vergleichung mit den verwandten Sprachen geschaffen, woraus sich die wichtigsten Resultate für die Vorgeschichte unserer Sprache ergaben. Die fortschreitende Wissenschaft hat jedoch auch hier Vieles genauer gefaßt, als Jacob Grimm es vermochte. Man hält z. B. jetzt nicht bloß Wurzel und Wort, sondern Wurzel, Stamm (Nominal- und Verbalstamm, Themen) und Wort aus einander. Als Verbalwurzel ist, wie schon erwdhnt, nicht das Präsens anzusehen, sondern die 1. Pers. Nur. Perf. Indic. u. dgl. m.

Ergänzungen zu den Compositis lieferte Reisebug ein, die Jacob Grimm unter dem Titel: „Zur Rechenfassung der deutschen Grammatik; unvderlegt herausgegeben.“ Cassel 1826 veröffentlichte.

Die Sprachforschung, der sich Jacob Grimm gewissermaßen nothgedrungen hingeegeben hatte, befelebte ihn nie. Immer und immer wieder sehen wir ihn davon ablassen, theils um davon auszurühen, theils um mit deren Hilfe tiefer in unsere Alterthümer einzudringen. Was ihm dafür zunächst lag, war die Rechtswissenschaft, auf welchem Gebiete er durch seine epochemachende Abhandlung über die Poesie im Recht ein neues, höchst fruchtbares, aber überall des weiteren Ausbaues bedürftiges Feld eröffnet hatte. Indem er sich dem nun zuwandte, erwuchsen daraus: „Deutsche Rechtsalterthümer von Jacob Grimm“, Göttingen 1828, ebenfalls eins der großen Fundamentalwerke, und zugleich ein glänzendes Zeugniß, wie das Studium der Grammatik ihn besonnen gemacht hatte und welche reichen Aufschlüsse sich aus ihr für die Sachen gewinnen lassen. „Aus drei Ursachen“, sagt er in der Vorrede S. V., „ist dieses Buch geschrieben. Von der langen grammatischen Arbeit wollte ich mich an einer andern, die nicht bloß oberhen abschüttelnden erholen; ich wollte meine ehemals liebgewonnenen, nur noch lässig fortgeführten Sammlungen für das alteutsche Recht in dem Eifer

einer emsigen Nachlese und frisch daran gesetzten Prüfung beiben; endlich erwog ich, daß es nicht über meine Kräfte wäre, darzutun, auf welche unversuchte Weise unsere Rechtsalterthümer könnten behandelt werden. Mit der Erholung schlug es mir beinahe sehr, der Stoff wuchs und gedieh zu lohnender Ausbeute, wegen des dritten Punctes bedarf es einer näheren Erklärung.“

Als seine Vorgänger in diesem Fache führt er selbst die alten deutschen Rechtsantiquare Heinricus, Gruben, Dreyer, Haltaus, Bodmann, Klingler an, und sagt dann S. VI fg.: „In unsere Fagen hat, vorzüglich unter Eichhorn's Händen, die Wissenschaft des deutschen Rechts einen neuen Schwung genommen, die eigentlich antiquarische Forschung aber mindere Fortschritte gemacht.“ ... „Durch nichts aber, glaube ich, wird die innige Theilnahme an dem Alterthume so gefördert, wie durch überwiegende Wendung nach dem heutigen Zustande. Ich achte diese sehr hoch und will nur den Unterschied erklären, der zwischen dem historischen Rechtsgelahrten eintritt und dem Alterthumsforscher. Jener erläutert das Neue aus der Geschichte des Alten, dieser das Alte aus dem Alten selbst und nur hilfsweise aus dem Jüngern; jener läßt das ganz Veraltete, dieses das bloß Neue beiseite liegen. Jener ist gezwungen, das alte System des neuen Rechts anzufassen, dieser wird genöthigt, die vielgestaltige Erscheinung des alten auf ihrer breiteren, freieren Grundlage ruhen zu lassen. In dem Alterthume von Alles sinnlicher entfallt, in der neuen Zeit drängt sich Alles geistiger zusammen. Hier ist vorzugsweise Erwägung, Begründung und Darstellung geboten, dort Sammlung und einfache Erzählung. Unter solchen Umständen schien es mir mehr gewagt als unrat sam, wenn einer, der nicht Rechtsgelahrter von Fach wäre, ohne alle Rücksicht auf Details und heutiges System, sich unterfinge, Materialien für das sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte, so viel er ihrer habhaft werden könnte, vollständig und getreu zu sammeln. Doppelt würde der Gewinn sein, wenn es gelänge, dadurch nicht bloß die Aufmerksamkeit der Juristen, sondern auch anderer Alterthumsforscher zu gewinnen, die ihre Bemühungen der Sprache, der Poesie und der Geschichte unserer Vorfahren zuwenden haben. Den Versuch einer ersten Arbeit in diesem Sinne, von der man wohl sagen kann, daß sie mehr Del als Salz enthält, liefere ich hiermit, ein Werk voll Materials.“

„Deutsche Rechtsalterthümer“, sagt er dann weiter, „heissen sie in dem Verstand, wie ich die Grammatik eine deutsche genannt habe, obgleich beide auch die nordischen und angelsächsischen Quellen unter sich begreifen und begreifen müssen. Ist einmal eine solche Verbindung natürlich und nothwendig, so kann man auch nicht lange mit dem Namen zaudern.“ Das Material ist mit derselben immensen Gleichsamkeit und demselben tollkühnen Fleiß zusammenge stellt wie bei der Grammatik. Was uns von Tacitus' Germania an bis auf die Gegenwart von dem Rechtsleben unserer Vorfahren erhalten ist und soweit es damals zu erreichen stand, wußte sein Scharfblick aufzusparen, und zwar an

Orten, wo man es nicht vermuthete. Denn weniger auf die officiellen juristischen Quellen richtete er seinen Blick, als, wie bei seiner Abhandlung von der Pöche im Recht, auf die in der Literatur zerstreuten Rechtssprüche, sowie auf die in den Dichtungen beiläufig geschilderten juristischen Handlungen, namentlich aber auf die Weisthümer, von denen er Vorr. S. IX fg. sagt: „Die Weisthümer des deutschen Rechts sind ihrem Wesen und Gehalt nach völlig vergleichbar der gemeinen Volkssprache und den Volksliedern. Diese Rechtsverordnungen durch den Mund des Randvolkes machen eine höchst eigenenthümliche Erscheinung in unserer alten Verfassung, wie sie sich bei keinem andern Volke wiederholt, und sind ein herrliches Zeugnis der freien und edlen Art unseres eingeborenen Rechts. Neu, beweglich und sich stets verjüngend in ihrer äußeren Gestalt, enthalten sie lauter hergekommene alte Rechtsgebräuche, und darunter solche, die längst keine Anwendung mehr litten, die aber vom gemeinen Manne gläubig und in ehrsüchtvoller Ehee vernommen wurden. Sie können durch die lange Fortpflanzung entsteht und vergrößert sein, unecht und falsch sind sie nie. Ihre Uebereinstimmung unter einander und mit einzelnen Zügen alter, ferner Gesetze muß jedem Beobachter auffallen, und weist allein schon in ein hohes Alterthum zurück. Es ist geradezu unmöglich, daß die poetischen Formen und Gebräuche, deren die Weisthümer voll sind, in den Jahrhunderten ihrer Aufzeichnung entsprungen sein sollten. Die ältesten, die wir übrig haben, reichen ins dreizehnte Jahrhundert.“ ... „Kein Zweifel, daß sie schon vor dem Mittelalter im Schwang gingen, daß sie je älter, desto reiner und ungetrübter gewesen sein müssen, nur hat ihnen der Zeit Ungunst Aufbewahrung verweigert; damals mögen sie bloß lebendig überliefert und kaum geschrieben worden sein. Zu den Stadtrechten verhalten sie sich wie kräftige frische Volkslieder zu dem künftigen Reitergesang.“ Es entgeht nun Jacob Grimm keineswegs das Bedenken der Verbindung und Nebeneinanderstellung der fernern Zeiträume. „Stellen aus Tacitus“, sagt er, „aus den alten Gesetzen, aus Urkunden des Mittelalters und aus Weisthümern, die vielleicht erst vor hundert Jahren aufgeschrieben wurden, beweisen in einem Aktem.“ Er sucht aber sein Verfahren also zu rechtfertigen: „Bei näherer Prüfung wird man erkennen, daß ich geschichtlich zu Werke gehe, so oft es thunlich ist, und sein Mittel veräume, darüber sichere Bestimmungen auszumitteln. In der langen Zeit von tausend und bald zweitausend Jahren sind überall eine Menge von Helden losgerissen, die sich nicht wieder anknüpfen lassen, ohne daß man darum die offenbaren Spuren ihres ehemaligen Zusammenhanges verlernen dürfte. Das auf solche Weise innerlich Verwandte kann, wie mich dünkt, unschädlich an einander gerückt werden, und niemand will ich damit seinen unmittelbar geschichtlichen Zusammenhang behaupten. Fortgesetzte Forschung mag entweder die verlorenen Zwischenglieder der Kette auffinden oder die vermuthete Verbindung widerlegen. Den festen Haft und Halt einzelner Rechtsgewohnheiten sehen glänzende Beispiele außer Zweifel. Niemand hat

es bis jetzt für unkritisch ausgegeben, daß bei Erläuterung der alten Gesetze die Germania des Tacitus zu Hülfe genommen wird, ungeachtet zwischen beiden Quellen über ein halbtausend Jahre liegt. Aus gleichem Grunde müssen die alten Gesetze ihrerseits wiederum gebraucht werden für fünfshundert Jahre jüngere Urkunden des Mittelalters, diese für die Weisthümer, alle aber sich unter einander ergänzen. Eine eigentliche Rechtfertigung dieses Verfahrens gewährt das Buch allenthalben selbst, das sonst gar nicht hätte können geschrieben werden, und einen ähnlichen Nachsatz bietet die Sprachgeschichte dar, welche aus in heutigen Volksdialekten Formen und Wörtern des höchsten Alterthums erkennen läßt“ (Vorr. VIII fg.). Wie in der Grammatik, so find auch hier alle germanischen Stämme, die gothischen, nordischen, sächsischen, angelsächsischen u., in den Kreis der Betrachtung gezogen und sowohl ihre Einkimmung in den Rechtsformen und Sagen nachgewiesen, sowie ihre Verbindnisse zur gegenseitigen Erläuterung verwandt, als auch in den einzelnen Untersuchungen die Besonderheiten jedes einzelnen Stammes sorgsam hervorgehoben. Mer auch auf fremde Völker ist Rücksicht genommen. „Wird man schon“, sagt er Vorr. XIII, „durch die wunderbare Einkimmung der Rechtsformen und Sagen in den verschiedenen Ländern unseres Volkstammes und zu den verschiedenen Zeiten überrascht, so muß die nicht weniger unseugbare Grundähnlichkeit mit dem Rechtsgebrauche anderer Völker, die aber doch zu dem deutlichen in uralter Gemeinlichkeit stehen, noch bedeutungsvoller hervortreten.“ Ferner S. XIV: „Sie nicht zu übersehen hat mir auch deshalb heilsam geschienen, weil dadurch am leichtesten dem meistentheils unüberlegten Vorwurf der Rohheit, Unkultivirtheit und Abgeschmacktheit gesteuert wird, die man unserm alten Rechte zu machen pflegt. Es ist wahr, daß in manchen Bestimmungen eine derbe heidnische Ansicht walte, die den gemilderten Sitten der Nachwelt Anstoß gibt, eine Grausamkeit, die unser Gefühl verletzt; allein das braucht nicht gerade deutsche oder nordische Barbarei zu heißen, da wir ihr allerwärts, selbst bei Griechen und Römern, begegnen“ ... „Aus ferner Vergangenheit kommt es, Alles und Jedes zu erschöpfen und wir sollten eingedenk sein, daß neben jenem Rohen, Wilden oder Gemeinen, das und beleidigt, in dem altdeutschen Rechte die erfreuende Keinheit, Milde und Lugend der Vorfahren leuchtet und noch unbegriffene Züge ihrer Sinnesart unser ganzes Nachdenken anregen müssen“¹⁹⁾.

16) In den späteren Schriften sehen wir wol zum Oftern, wie Jacob Grimm, ganz erfüllt von der Herrlichkeit des deutschen Alterthums, in Born aufkammert gegen „die höfische Alterthums“ dreier, welche in dem Leben der früheren Jahrhunderte nur dumpfe unerleuchtete Barbarei erblickten, aber auch hier schon macht er folgende energische Ausrufung: „Wer ohne Empörung zu sein seine Abtheilung's Schilderung der ältesten Deutschen lesen? Was allen einzelnen Lesern, deren die Geschichtschreiber erwarben, entwirft er ein Bild des Wahnen, eben als wollte man aus den Criminalsälen heutiger Zeitungen auf unsere Verwerflichkeit überhaupt schließen. Nicht besser verfahren gelte die Darstellung des Mittelalters; was hilft es, daß nun die Geschichte herangezogen wird, die uns das der

Wenn aber nun Jacob Grimm also fortfährt: „Wäre die sinnliche und sittliche Grundlage des einheimischen Rechts gegeben zu fortschreitender geistiger Entwicklung, nicht durch Einführung des Christenthums, daneben durch Einbringung des römischen Rechts unterbrochen und gehemmt worden, so ließe sich ihr wahrer Werth sicherer ermitteln.“ ... „Der praktische Gebrauch des römischen Rechts hat unleugbar unserer Verfassung und Freiheit keinen Vortheil gebracht; England, Schweden, Norwegen und andere Länder, die ihm nicht unmittelbar ausgesetzt worden sind, haben, ohne in geistiger Ausbildung hinter uns zu stehen, gewiss manche kostbare Vorzüge ihres gemeinen Volkslebens auch der Beibehaltung einheimischer Gesetze zu danken. Im Innern Deutschlands, seit er sein hergebrachtes Recht nicht mehr selbst wissen kann, ist der Bauernmann verbumpft, er denkt beschränkter und nimmt am Gemeinleben geringen Theil.“ ... „Das Hasten an seinen Rechtsgewohnheiten glied der vertraulichen Beibehaltung angenehmer Mundarten. Weder fremdes Recht noch fremde Sprache lassen sich einem Volke mit plötzlicher Gewalt gebieten, aber allgemach können sie ihm zugebracht werden, und es entsteht eine trübe Mischung des Inländischen mit dem eingeführten. Wie denn in der Sprache der Kern der Wörter einheimisch bleibt, aber die alten Flexionen erlöschen und fremde Partikeln und Konstruktionen an ihre Stelle treten; so sehen wir auch an dem Recht in einem solchen Zustande weniger den materiellen Bestandtheil als den formellen angegriffen. Während also in Deutschland zuerst das römische Gerichtsverfahren einbrang und die sinnlichen Elemente des einheimischen Rechts, Symbole und, was damit in nächster Verbindung steht, die Vertragsformen untergingen, dauerten die deutschen Verhältnisse des Grundbesitzthums, des freien Standes und der Fröhseligkeit länger fort. Die Praxis, weil sie den vater-

ländischen Stoff zu verachten anging, die fremden Formen aber nicht vollständig begreifen konnte, geriet in Erschlaffung, und durch nachträgliches Gesetgeben, das sich wiederum dem Bestreben pedantischer Sprachmeister oder eider Sprachphilosophen vergleichen läßt, wurde der Schaden nur noch größer. Erst in unserer Zeit, nachdem das Studium des römischen Rechts aus seine alte Reinheit und Strenge zurückgeführt, das des einheimischen wieder zu vollen Ehren gebracht worden ist, darf man eine langsam heranrückende Reformation unserer Rechtsverfassung hoffen und voraussetzen. Eine Hauptrolle zu gebacht ist aber hierbei der Geschichte des deutschen Rechts in ihrem weitesten Umfang“ — so muß zwar der ersten Behauptung in Betreff des Einflusses des Christenthums und der Elemente der römischen Kultur widersprochen werden. „Denn davorzeugt!“ wie Baig a. a. D. 12 gewis mit Recht sagt, „die Geschichte. In solcher Abgeschlossenheit wäre das deutsche Volk ohne Zweifel in eine Erstarrung verfallen, wie wir sie bei andern Völkern finden, wie sie auch in skandinavischen Norden in der letzten Zeit des Heidenthums eintrat. Der germanische Stamm war bestimmt, Elemente der Regeneration den abgeforderten Nationen des Südens zuwaitagen; aber er selbst bedurfte auch einer Anregung und Befruchtung von außen, um die in ihm liegenden Keime zu entwickeln; nur so ward er in den Stand gesetzt, die Bildung des Alterthums aufzunehmen und fortzuleiten, ihre Reichthümer den späteren Geschlechtern zu verwahren. Daß das deutsche Volk dazu die Kraft hatte, schon in seinen ältesten Verhältnissen die Bedingungen in sich trug, dies gezeigt und allgemein zum Beweise gebracht zu haben, ist vor allem das Verdienst von Jacob Grimm.“ Darin aber wird man diesem nicht Unrecht geben, daß die Einländer und Standbauern der Beibehaltung ihrer einheimischen Gesetze gar manche Vorzüge ihres gemeinen Volkslebens zu verdanken haben, daß unsere Verfassung und Freiheit durch die Einführung des römischen Rechts gelitten, und daß die geistige Verbumpfung und Beschränktheit unserer Bauern wesentlich in dessen Einführung ihren Grund hat, daß sie von allen öffentlichen Geschäften ausschloß. Auch was er von den Einbüßen sagt, welche das sinnliche Element unserer einheimischen Rechte erlitten habe, sowie die Verwürfe, welche er der Praxis macht, das steht Alles als unabweisbar fest. Jedoch auch seine Hoffnung auf die Reformation unserer Rechtsverfassung ist in glänzender Weise in Erfüllung gegangen; denn was für die Herstellung eines gemeinen deutschen Rechts durch die Literatur der deutschen Rechts- und Verfassungs Geschichte bei und geschehen ist, das beruht wesentlich auf diesem seinem bahnbrechenden Werke, und von diesem gilt darum insbesondere, daß es dem Vaterlande zu gute gekommen sei.

Nach der Vorrede (S. V—XVIII) und dem Verzeichniß der Abfärgungen (S. XIX fg.) geht er zu dem Werke selbst über, und da er keine deutsche Rechtsgeschichte schreiben, sondern nur Materialien darbieten will für das sinnliche Element der deutschen Rechts-

schichte, frühe Leben jener Zeit in hundert sinigen und rührenden Schilderungen darstellten? Des Geistes über Gerechtigkeit und Gerechtigkeit wird kein Ende, es ist als ob der Gegenwert gar kein Ende und Unrecht zu balden hätte oder neben den Leiden der damaligen Menschen gar keine Freuden möglich gewesen wären. Hier bloß das Rechtsverhältnis beruhend glaube ich, die Fröhseligkeit und Auerlichkeit der Vergangenheit war in allem leichter und liebreicher als das gebrochene Dasein unserer Bauern und Fabrikarbeiter; die heutige Erbschwerung der Ehe für den Armen und den angehenden Diener grenzt an Leibesgenossenschaft; unsere schmachvollen Selbstaussagen sind ägypter Dasein als die verkommenen Erbschweren der Gegenwart. Wie zur Mischschöpfung der Lebensweise hat sich all unsere Bildung noch nicht erheben können, soll uns für Freiheit und Gleichheit, weil diese Verbrechen öffentlich verurtheilt waren, kannte sie das rechte Alterthum. Statt seiner persönlichen Güter haben wir unheimlicher Strafen, statt seiner farbigen Symbole haben wir Hosen, statt seines Geistes unter kleinem Himmel qualmende Schweißhosen, statt der Bindfäden und Hosenknöpfe kommt der Fälscher namenlose Abgaben in jeder Jahreszeit zu erpressen. Die Richter erben gleich den Söhnen, die Frauen stehen nicht in der alten Mannschaft, oder gewagte Witwenfrauen sorgen für die Verbundenen, und Personen hejassen, was nicht verdient worden ist. Unbildiger Raubtheil gewislich ist die individuelle Persönlichkeit, die frühere Gerechtigkeit des alten Rechts.“ Dieser demoralische Zug aus dieser Verhältnisse für die niederen Stände geht durch sein ganzes Werk hindurch.

geschichte, das sich einerseits in den Symbolen oder „der bildlichen Verkörperung eines Gedächtnisses“ (S. 109), andererseits in den sprachlichen Formen, deren sich das Recht bedient, zeigt, um daraus das innere Seelenleben des deutschen Volkes zu veranschaulichen, aus dem sein Recht hervorging, so geht er, selbst bei der Darstellung der Bechtelnisse des öffentlichen Rechts auf die geschichtlichen Ereignisse nicht ein, obgleich diese darauf einen wesentlichen Einfluß ausübten, und nimmt auch weniger Rücksicht auf die allmähliche Umbildung der Institutionen. Darum stellt er in der umfangreichen Einleitung (S. 1—225) die sämtlichen Rechtsgebiete in gemeinsamen sinnlichen Elemente zu einem Bilde zusammen, nämlich: Cap. I. „Formen“ (S. 1—31); Cap. II. „Formeln“ (S. 31—54); Cap. III. „Räse“ (S. 54—100); Cap. IV. „Symbole“ (S. 109—207); Cap. V. „Zahlen“ (S. 207—225), und behandelt dann gleichsam in einem Commentar in sieben Büchern die einzelnen Rechtsgebiete selbst. Erstes Buch „Stand“ (S. 226—402): Cap. I. „Der Herrschende“; Cap. II. „Der Edle“; Cap. III. „Der Freie“; Cap. IV. „Der Knecht“; Cap. V. „Der Fremde“. Zweites Buch (S. 403—490): „Haushalt“; Cap. I. „Ehe“; Cap. II. „Bäuerliche Gewalt“; Cap. III. „Erbrecht“; Cap. IV. „Alte Leute“. Drittes Buch „Eigentum“ (S. 491—569): Cap. I. „Liegendes Eigen“; Cap. II. „Fahrendes Eigen“. Viertes Buch „Sieding“ (S. 600—621). Fünftes Buch „Verbrechen“ (S. 622—714): Cap. I. „Eingetane Verbrechen“; Cap. II. „Bußen“; Cap. III. „Strafen“; Cap. IV. „Erlaubte Mißthaten“. Sechstes Buch „Gericht“ (S. 745—937): Cap. I. „Gerichtsteile“; Cap. II. „Gerichtsart“; Cap. III. „Gerichtszeit“; Cap. IV. „Arten der Gerichte“; Cap. V. „Verfahren“; Cap. VI. „Weinliches Gericht“; Cap. VII. „Eid“; Cap. VIII. „Gottesurteil“. Darauf folgt „Nachtrag“ (S. 938—956) und ein „Verzeichniß der gebrauchten Rechtsbücher“ (S. 967—970) nebst Wortregister (S. 967—970).

Ueber all seinen Büchern hat er, wie er selbst in der Vorrede zur zweiten Ausgabe sagt, feins mit größerer Lust geschrieben, als die Rechtsaltersbücher, den Reinehart und die Geschichte unserer Sprache, und wie er dieses Werk ferner noch in seine Pflege zu nehmen gedachte, das sagt er gegen den Schluß der Vorrede zur ersten: „Wird der schmale langgewundene Strig, den ich hier eingeschlagen habe, der aber an stille Pflüge führt und an fleine Abhänge, von welchen herunter unerwartete Aueflucht ist, der Nachfolge werth erachtet; so will ich seine Tritte spüren, um ihn zugänglicher zu machen.“ Obgleich aber dieses Werk für die deutsche Rechtswissenschaft die ersten und notwendigen Grundlagen schuf, indem es die einzelnen Bruchstücke des Rechtslebens unserer Vorfahren gesammelt zu einem harmonischen Ganzen verwebt, den abgeforderten Elementen wieder ihr ursprüngliches Leben einhauchte und ihnen ihren eigenthümlichen Reiz gab, und das mit einem Fleiß und einer Gelehrsamkeit, mit einer Sorgfalt und Behutsamkeit, mit einem combinatorischen Gesaltungsvermögen und poetischen Geiste, welche sofort die größte Verwunderung

verdient hätten, so wußten Anfangs dennoch die Rechtsgelehrten dasselbe nicht vollständig zu würdigen, und Eichhorn wußte in seiner Recension daran nicht zu loben, als die Beherrschung der alten Sprache. „Werthwürdig ist mir“, schrieb deshalb bald darnach Jacob Grimm an Lachmann, „daß Männer wie Eichhorn nicht mehr darüber und darüber zu sagen wissen: ein Beweis, wie dies Fach noch bestellt ist und weber sich auch das Lob erkauft, das mir die Germanisten halb wider Willen ertheilen. Tabern will ich mein Buch schon selbst am schärfsten dadurch, daß ich bei einer Umarbeitung wenig bestehen lassen werde.“ (Scherer a. a. D. 116 fg.). Zu diesem Zweck legte er freudig die mühevollen Sammlung der Rechtsbücher an und befiel das Buch bei seinen vielfachen andern Arbeiten immer im Auge, aber zu der Umarbeitung gelangte er nicht, und als die Last des deutschen Wörterbuchs auf ihm lag und die Verlagshandlung das längst vergriffene Buch nicht verschaffen lassen wollte, mußte er sich dazu verstehen, es 1854 in seiner unveränderten Gestalt wieder abdrucken zu lassen, und nur Einzelnes von dem, was er gesammelt und durchsichtigt hatte, konnte er in Abhandlungen veröffentlichen¹⁷⁾.

Zu seiner Freude ertheilte ihm in Folge dieses Werkes die berliner Universitäts am 18. Oct. 1828 das Doctoratdiplom beider Rechte und am 16. April 1829 die beiderlei; das der Philosophie hatte er schon im Januar 1819 von Marburg erhalten.

Diese mühevollen Arbeit hinderte ihn jedoch nicht, wie gewöhnlich alle bedeutenden Erscheinungen der altdeutschen Literatur zu recensiren und einige kleine Beiträge für Zeitschriften zu liefern. Nämlich:

1826. Götting. gelehrte Anzeig. St. 9—12. S. 81—107; Rec. von Rast, Griechische Sprachlehre (Frisch Sproglare) (Al. Schriften 4, 361—376). St. 74. 75. S. 729—742; von Aug. Zeune, Griechische Sprachlehre u. Angefügt werden dieser Beurtheilung: Erläuterungen des von C. Octav. Cassington herausgegebenen griechischen Calendars (Al. Schriften 4, 377—385). St. 96. S. 945—959; von Scheller, De kronik fan Sassen in rimen (Al. Schriften 4, 385—395). St. 104. S. 1025—1033; von Dainos oder lithauische Volkslieder von Rbeja (Al. Schriften 4, 395—400). St. 125. S. 1241—1243; von Frithiof. Von Esalas Tegnér, überfetzt von Schley (Al. Schriften 4, 401—402). St. 160. S. 1585—1595; von Hoffmann, Altdenische Glossen (Al. Schriften 4, 403—408); S. 1595—1600; von Graff, Diutiska (Al. Schriften 4, 409—412). St. 173. S. 1721—1726; von Scheller, Bücherfunde der slavisch-niederdeutschen Sprache (Al. Schriften 4, 412—415). St. 192. S. 1905—1910; von Wuf Steph. Karabshitsch, Danitzka, zabavnik za godian 1826 (Morgenstern. Unterhaltung für das Jahr 1826) (Al. Schriften 4, 416—419). St. 192. S. 1910—1914; von Volkslieder der Erben, überfetzt von

17) Die Rechtsaltersbücher wurden bearbeitet und überfetzt von Michelet, Origines du droit français. Paris 1837.

Talv) (Nl. Schriften 4, 419—421). Et. 192. S. 1914: von Eerbische Hochzeitslieder, überfetzt von Wefely (Nl. Schriften 4, 421). Ferner in B. Wigan, Archiv. Bd. 1. Heft 1. S. 101—102: „Sprachliches zur Fretenhorfcher Heberolle“. Heft 2. S. 73—80: „Bruchstück aus einer gerimten Legende von dem heil. Regibius“. Heft 3. S. 78—82: „Ueber den Namen Weßphalen“. Heft 4. S. 113—114: „Das Wort fenne. Ueber das Wort lunde“.

1827. Götting. gelehrte Anzeig. Et. 33. 34. S. 321—341: Rec. von Die Fretenhorfcher Heberolle. Hermes (1827). Bd. 18. 1. S. 140—149 (Nl. Schriften 5, 1—13). Et. 41. S. 401—408: von Ammon, Geiler vom Raiferberg's Leben, Lehren und Predigten (Nl. Schriften 5, 13—18). Et. 77. S. 761—765: von Dellus, Unterfuchungen über die Gefchichte der Harzburg (Nl. Schriften 5, 18—23). Et. 134. S. 1329—1334: von Junius Fader, Synagoge (Nl. Schriften 5, 23—26); S. 1334—1335: von Kärcher, De optima. lat. lex. condendi ratione (Nl. Schriften 5, 26).

1828. Götting. gelehrte Anzeig. Et. 56. S. 545—556: Rec. von Geijer, Særa rikes häder th. 1 (Nl. Schriften 5, 27—33). Et. 56. S. 556—557: von Geijer, Schwedens Urfchichte aus dem Schwedifchen (Nl. Schriften 5, 33—34). Et. 56. S. 557—559: von Fendahl, Gefchichte des fchwedifchen Volks und Reichs (Nl. Schriften 5, 34—35). Et. 65. S. 641—647: von Schmeller, Das Evangel. Matthäus gothifch und Latianifche Evangelienharmonie (Nl. Schriften 5, 35—39). Et. 65. S. 841—848: von Grare Ruodolf von Wifh, Grimm (Nl. Schriften 5, 39—44). Ferner Wiener Jahrbücher. Bd. 43. S. 40—42: „Nachtrag zu B. Grimm, Zur Literatur der Runen“. B. Wigan, Archiv. Bd. 2. Heft 1, 64—68: „Weder weßphälifche Größe noch Götter“; dazu ferner 206—210, fowie „Hernerer oder theogaton“.

Nach der Vollendung der Reichsalterthümer nahm Jacob Grimm fofort den dritten Theil der Grammatik in Angriff und reценfirte 1829 in den Götting. gelehrte Anzeig. folgende Werke: Et. 36. S. 345—354: Robert Klein, Ueber die Sprache des Peter Sudenwirth, Abth. 1 (Nl. Schriften 5, 45—50). Et. 130. S. 1289—1292: Ulphilae goth. versio ep. ad Cor. II. ed. Castillionaeus. Ferner in den Wiener Jahrbüchern Bd. 45. S. 118—129: Röm. Ueber die Markgenoffenfchaften. S. 184—227: Ulphilae goth. versio ep. ad Cor. II. ed. Castillionaeus (Nl. Schriften 5, 51—90), und fette in den Monumenta Germaniae historica, ed. Pertz. vol. II. p. 666. Anm. 54—55: Zu einem altdeutfchen Eide von Rithart, und in der Gafeler Allg. Zeitung Nr. 36. S. 176. 177: Retrolog von Dr. Ludw. Böfel.

Schon war jener Theil der Grammatik bis zu S. 249 gefchrieben und um größten Theil auch bis dahin gebraudt, als, wie früher berichtet, die Unkenntnis der heftigen Regierung von der Bedeutung der Brüder Grimm die nöthige, das gefchriebene Heften, das ihnen ftille Muße gewährte, in der ihre Arbeiten aus-

zeln konnten, gleich nach Neujahr 1830 zu verlaflen und dem an fie ergangenen Ruf nach Göttingen zu folgen. Diefes neue, ungewohnte Stellung nahm jundacht die ganze Arbeitskraft Jacob Grimm's in Anspruch, fobald ihm außer der durch feine neue Stellung veranlaßten Ausgabe der „Deutfchen Hymnen“, aus der Abfchrift des „Franciscus Junius“, der Antitriller, Ueber das Heims wech“ und folgende Recenfionen: Götting. gelehrte Anzeig. Et. 28. S. 263—278: von Formanna fgrue Bd. 1—3. 11 (Nl. Schriften 5, 90—97). Et. 63. S. 620—624: von Laxdaelassaga, Kopenh. 1826 (Nl. Schriften 5, 98—100). Et. 194—195. S. 1938—1943: von Variascia. Mittheilungen aus dem Archiv des voigtländ. Alterthumsvereins, herausgegeben von Alberti (Nl. Schriften 5, 101—103), feine fchriftftellerifchen Leiftungen möglich waren. Doch fchon im folgenden Winter hatte er fich fo weit in feine neue Stellung eingelebt, daß er die Arbeit der Grammatik wieder aufnehmen konnte, und fo erftalten denn in der zweiten Hälfte 1831— die Vorrede ift den 29. Juli unterzeichnet — „Jacob Grimm's Deutfche Grammatik. Dritter Theil.“ Diefelbe enthält die fteben übrigen Capitel des dritten Buchs, nämlich viertes Capitel, „Pronominalbildungen“ (S. 1—81), fünftes Capitel, „Anerkennung“ (S. 88—310), fechtes Capitel, „Genus“ (S. 311—563), fiebentes Capitel, „Comparation“ (S. 564—663), achtes Capitel, „Diminution“ (S. 664—707), neuntes Capitel, „Negation“ (S. 708—750), zehntes Capitel, „Frage und Antwort“ (S. 751—764), dann, „Nachtrag“ (bis S. 788). Das vom zweiten Theile gefagt wurde, gilt in gleichem Maße auch von diefem. Die Pronominal- und der größte Theil der Partikelformen gehören zu den verworrenften Theilen der Sprachforfchung überhaupt, aber Jacob Grimm's Lehre brachte Licht und Ordnung auch in diefe. Er zeigte, wie jene fich durch Ableitung, Zufammenfegung (Euffire, Präfixe) und Umfchreibungen bilden, und wie die ineiften Abverbien aus Adjectiven und Substantiven abftammen, theils indem oblique Cafus, für fich oder mit Zuziehung von Präpofitionen, adverbial gebraudt werden, theils durch Ableitung und Zufammenfegung u. f. w., und beftändigt zugleich befonders die Präpofitionen, Conjunctionen und Interjectionen. Das vom Genus handelnde Capitel, welches auch das umfangreichfte ift, bildet aber den Gauptpunkt diefes Theils. Frühere Grammatiker hatten auf diefem Gebiete fo viel als gar kein Refultat gewonnen. Sie begnügten fich einige Beziehungen der Form auf das Genus anzugeben und ließen gleich wieder von der Sache ab. Wir können uns jedoch des Raumes wegen hier nur auf Allgemeines befchränken. Jacob Grimm unterfcheidet natürliches und grammatisches Gefchlecht, und bei diefem finnliche von abftracten Dingen abfcheidend, definirt er letzteres: „Das grammatische Gefchlecht ift eine, aber im frühesten Zustande der Sprache schon vorgegangene Anwendung oder Uebertragung des natürlichen auf alle und jede Nomina“ (S. 317). Den Grund davon fieht er mit B. von Humboldt in dem Einbildungsvermögen der Sprache (S. 345). „Durch diefe wunderbare Operation (die in der Phantafie der

menschlichen Sprache entsprungene Ausdehnung des natürlichen auf alle und jede Gegenstände haben eine Menge von Ausdrücken, die sonst todt und abgezogene Begriffe enthalten, gleichsam Leben und Empfindung empfangen, und indem sie von dem wahren Geschlecht Formen, Bildungen, Figuren entstehen, wird über sie ein die ganze Sprache überziehender Netz von Bewegung und zugleich bindender Verknüpfung der Redeglieder unvermerkt ausgegossen“ (S. 346). Er zeigt nun zunächst, wie einer Reihe von Wörtern, die zwischen natürlichem und grammatischem Geschlecht gleichsam die Mitte halten, weibliche Personifikation zu Grunde liege; so sei die Sonne und weiblich, der Mond männlich, weil sie unser Volk ursprünglich beide als ein weibliches und männliches Wesen vorstellte, zu welcher Hypothese auch die Ausdrücke für das höchste Wesen, die Götter und göttlich verehrten Elemente und Naturerscheinungen, als Gott, Teufel, Tag, Nacht, Erde, Donner gehören; ferner der Tod, der Schlaf, der Hunger, die Suche, die Schlacht, welche ihre Opfer ergreifen und wegtragen, und vermehrt, daß auch das Genuß von Schwan, Gänse, Sommer und Winter, Schnee, Regen, Windobbraut u. s. w. gleichfalls in jeder Sprache auf mythischen Vorstellungen der Völker beruhe; sodann ordnet er den ganzen Schatz der künftigen Substantiva, so wohl es derer bedurft, in überflüssige Gruppen und sucht, auf die Bedeutung der Wörter Rücksicht nehmend, überall die Analogien aufzuspiiren, denen die menschliche Einbildungskraft nachgegangen hat, indem sie das natürliche Geschlecht auf künftige Gegenstände übertrug und diesen wegen ihrer sichtbaren, fühlbaren und dauernden Gestalt eine gewisse Uebereinstimmung mit den Wesen beilegte, deren natürliches Geschlecht die Sprache ausdrückt. Zum Theil stand diesen wol selbst noch weibliches beschränktes Leben zu, wie den Thieren und Pflanzen, deren Sexualverhältnisse unberücksichtigt blieben, oder sie waren belebte Theile eines ganzen Lebens, wie der menschliche Leib und seine Theile, die Theile des thierischen Lebens, der Bäume und Pflanzen. Wenn dieser aber auch sein eigenes Leben belebte, so schien der Mensch dennoch oft mit denselben, als wären sie belebt, umzugehen, und aus dieser Vertraulichkeit gingen Personifikationen hervor, welche z. B. auf den Pflug, das Schwert, das Schiff natürliches Geschlecht zu übertragen gestattete. Dies ihrer ganzen Anlage nach naive Element des grammatischen Genuß bewährt sich in unserer Volkssprache und der deutschen Sprache des Mittelalters auf einem eigenthümlichen Zuge. Dem Dichter genügt es nicht, leblosen Gegenständen Geschlecht zu ertheilen, sie heben es durch die förmliche Rede „Herr“ und „Frau“ zuweilen noch heraus, wie „Frau Götterin“, „Frau Nachtgall“, „Herr Sted“ u. dgl. m. So geht Jacob Grimm dem Sprachgeiste bei jener seiner wunderbaren Operation, womit dieser gleichsam die ganze Natur in Person umwandelt, Schritt vor Schritt nach mit der ganzen Kraft seines Scharfsinns und seines sinnigen, tief poetischen Auffassungs- und Radempfindungsvermögens. Dennoch erkennt er selbst an, daß er bei dieser Schwierig-

gen Lehre in Bezug auf die Grundfragen, auf denen das Genuß beruhe, sowie im Gange ein geringes Resultat gewonnen habe, daß der Fortsetzung bedürftig und würdig sei. Die vier letzten Capitel dieses Buches bieten mehr abgeschlossene Untersuchungen und sind besonders reich an Vergleichung der fremden Sprachen; das 9. und 10. bilden den Uebergang zur Syntax.

Jacob Grimm ruhte nun wieder von der Arbeit der Grammatik und wandte sich der deutschen Mythologie zu. Seine früheren vielfachen Forschungen auf diesem Gebiete, deren Ergebnis die Abhandlung über die Irmenstraße und Irmenhäuser war, dann der dritte Band der Märchen und die Einleitung in die irischen Eisenmärchen, mochten die Lust dazu in ihm rege gemacht haben, unmittelbar davor aber wurde er durch die Rechtsalterthümer gestellt, da sich ihm hier der innige Zusammenhang des Rechts mit der Religion aufthut, die großen jährlichen Gerichte und Volksversammlungen beim Wechsel der Jahreszeiten waren ja zugleich Opferfeste und viele rechtliche Symbole waren zugleich Symbole des Cultus, und am Schlusse der Vorrede dieses Werkes spricht er daher die Absicht aus, in besondern Abhandlungen zu verarbeiten, was er zur Geschichte des heidnischen Glaubens, der Feste, Trachten, Bauart und Ackerbekleidung der Deutschen gesammelt habe. Er nahm nun zunächst die Ausführung des ersten Vortrages in Angriff, und das ganze Buch ging, wie er selbst in der Selbstsanze der Mythologie sagt, aus seinen Collectanen über Aberglauben allmählig hervor. Schon den 18. Juli 1832 schreibt er an Lachmann, er habe etwas über deutsche Mythologie vor, „diesmal aber im Gegensatz zur Nordischen und diese ausschließend“. Diesmal, das heißt abweichend von der Grammatik und den Rechtsalterthümern, wo das Nordische gleichberechtigt mit herangezogen war (Scherer a. a. O. XVI, 116). Aber bevor er zur Ausarbeitung dieses Werkes gelangte, kam ihm ein anderes dazwischen. Im 3. 1832 hatte Wone den Reinardus vopis herausgegeben, worin dieser, die unglückliche Hypothese Gecard's erneuert, die Ansicht aufgestellt hatte: es seien hinter den Haupt- und sogar Nebenpersonen der Aabel, dem Reinbart, Jüngerrimm n. s. w., historische Personen des 9. Jahrh. versteckt, und das Ganze sei eine Satyre auf Zustände und Ereignisse jener Zeit. Das war geradezu dem entgegen, was Jacob Grimm 1812 im Verein mit Wilhelm in dem oben angeführten Aufsatze in Schlegel's Museum ausgesprochen hatte: „hier an eine bestimmte Erfindung denken zu wollen, wäre das Allerverstehteste“. Die damals ausgesprochene Ansicht, die betreffenden Gebilde zu sammeln und herauszugeben, hatte er auch noch 1819; denn er schreibt an Freiherrn von Laspberg, daß zu Michaelis oder Ostern jenes Jahres der Reinbart Buch erscheinen werde (Wieland, Germania 13, 245), oder in Folge dessen, daß Wone 1826 den französischen Roman du renard herausgab, war ihm ein Theil der Arbeit vorweggenommen. Wone's Buch nun machte in ihm (so schreibt er an Lachmann den 1. Aug. 1832) die alte Lust wieder rege, was er zu dieser Thierabel ge-

sammelt habe, in Ordnung zu bringen und herauszugeben. Dann am 5. Sept. 1832 fezt er dem Freunde den Grundgedanken aus einander, den er in dem Buche durchführen wollte. Und am 19. Dec. 1833 unterzeichnet er bereits die Vorrede (Scherrer a. a. D. XVI, 123).

So erschien denn „Reinhart Buchs. Von Jacob Grimm.“ Berlin 1834. Auch dieses Buch ist ein Fundamentalarb. in sofern, als Jacob Grimm darin zuerst auf das Wesen der Thierfabel historisch eingegangen ist und in seiner tief eindringenden Forschung zum ersten Mal ihren Ursprung ergündet hat. Ein reiches Material lag ihm jezt dafür vor. Zu Dion's Reznart war Mene's Reimardus aus der in Belgien aufgefundenen Handschrift gekommen, R. Lachmann hatte Jacob Grimm seine saubere Abschrift von der berliner Handschrift des Isengrimus überlassen, von dem mittelhochdeutschen Reinhart konnte er durch die Vergleichung des späler Coder einen bessern Text liefern, als solchen 1817 Mailäth und Köffinger durch ihre Ausgabe des slovaczer Coder geboten hatten, auch von dem mittelniederdeutschen Reimart war ihm die Herstellung eines bessern und vollständigern Textes möglich, als Gräter 1812 geliefert, dazu hatte er noch viele kleinere lateinische und deutsche Stücke gesammelt, die sich näher oder ferner auf die Reinhartssage beziehen. Die Herausgabe dieser Texte, welche den Haupttheil des Buches bilden, war ihm jedoch nur eine Nebenache, seine Neigung und Befähigung stand nicht auf Texteskritik, dazu müßten diese Texte meistens aus unzulänglichen Handschriften aufgestellt werden. „Wer reinen Sprachdenkmälern nahezugeht“ — schreibt er daher an R. Lachmann, dem das Buch gewidmet ist — „hätte leicht seine Hand abgelaßen von allen diesen Gedichten: mir war es diesmal weit mehr um ihren Inhalt zu thun, und doch werden sie nun, leidlich hergestellt, auch für die Sprache einiges Neue und Willkommene bieten.“ „Rein Hauptthemata war“, fährt er darauf fort, „wies in die Einsalt der alten Thierfabel zu versenken, und getreulich aufzusuchen, an welche Punkte und Stellen die Phantasie unserer Voreltern ihre Fäden knüpfte.“ ... „Dabei ist denn auch zur Sprache gekommen, was Widerspruch finden wird: die Art und Weise, wie ich mir das Verhältnis der römischen, griechischen und morgenländischen Thiersage zu unserer einheimischen denke.“ Diesem Zwecke dient nun die in halbreihe Einteilung mit ihren nothwendigen literarhistorischen Theilen.

Cap. I handelt von dem „Wesen der Thierfabel“ (S. I—XIX). Jacob Grimm hält die in dem Aufsatze von 1812 der Hauptsache nach ausgesprochene Ansicht auch jezt noch für die richtige, entfällt sie nur reicher und mit ganz andern Mitteln ausgerüstet. „Die Poesie“, hezt er an, „nicht zusehends Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu umfassen, hat auch das verborgene Leben der Thiere bedürftigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen.“ Dann knüpft er zur Erklärung ihres Ursprungs in künftiger Weise an den bei der Lehre vom grammatischen Genus gefundenen Satz an, daß die Sprache gleichsam die ganze

Natur in Person umwanble. „Ersten Anlaß hiezu entbeden wir schon in der ganzen Natur der für sich selbst betrachtet auf einer poetischen Grundanschauung beruhenden Sprache. Indem sie nicht umhin kann, allen lebendigen, ja unbewußten Wesen ein Geaß anzuzeigen, und eine stärker oder leiser daraus entfaltete Persönlichkeit einzuräumen, muß sie sie am deutlichsten bei den Thieren vorherrschend lassen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben, und zur Seite des Menschen als mitthätige Geschöpfe in dem Stillleben einer gleichsam leidenden Pflanzengelt auftreten. Damit scheint der Ursprung, fast die Nothwendigkeit der Thierfabel gegeben.“ Er weist dann nach, wie der Mensch gezwungen sei, im Innern der Thiere ein Analogon von Seele anzuerkennen, das bei allem Abstand von der Seele des Menschen ihn in ein so empfindbares Verhältnis zu jenen bringe, daß, ohne gewaltsamen Sprung, Eigenschaften des menschlichen Gemüthes auf das Thier und thierische Aeußerungen auf den Menschen übertragen werden dürfen. „Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten aber dies Band fester geworden. Alles athmete noch ein viel frischeres sinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirten sahen sich zu einem vertrauten Umgang mit den Thieren bezogen, und tägliches Zusammensein äbte sie im Erlaichen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften.“ (S. II) ... „Bleiben nun in dieser Welt immer noch Schranken gesetzt und Grenzen abgezeichnet, so überschritt und verschmolz sie doch die ganze Unschuld der phantastischen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kunst des Abstandes wenig fühlend, Thiere beinahe für seines Gleichen anseht und als solche behandelt; so sazt auch das Alterthum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders als die spätere Zeit. Sagen und Mythologien glauben Verwandlungen der Menschen in Thiere, der Thiere in Menschen, und hierauf gebaut ist die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In schwieriger Gefahr hat der Mensch entsehbaren Rath und Hilfe einiger Thiere zu erwarten. Von andern beschützt er Liebel und Nothheil, noch weit größern, als ihre natürliche Fähigkeit, ihm zu schaden mit sich führt, allein er traut ihnen Zauberkräfte zu, und merket abergläubisch ihren Namen auszusprechen, an dessen Stelle er ein anderes schmerzhafte oder versöhnendes Wort sezt. Ohne Thiere, deren Art, Geschlecht und Farbe genaueste Rücksicht fordert, können gewisse Opfer nicht vollbracht, gewisse Weissagungen nicht gepflogen werden. Wogelzug und Anhang der Thiere sind bald heilbringende, bald schredende Zeichen; Thiere sind Anführer auswandernder Ansiedlungen. Thiere werden zur Deutung der Bestirne in den Himmel versezt, Thiere versehen Potendienste und fänden dem Menschen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geschrei und Gespräch (das Begabte verstehen lernen) unterhalten sie sich von unserm Geschick, von unserm Begehrenheiten. Einige Thiere sollen ein Alter erreichen, das die dem Menschen geleste Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Thiergestalt in Tracht, Larve, Rüstung, Thierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum

dem Menschen nahe; sie mögen nicht bloß durch die Verwendung schmückerer Hüte und Geborn, sondern durch irgend einen lebendigeren Bezug auf Eigenschaften der Thiere und ihr Verhältnis zu den Menschen eingeführt gewesen sein. Wo aber solche und ähnliche Vorstellungen (und sie scheinen bei Völkern auf halber Bildungsstufe am stärksten und lebhaftesten) in dem Gemüthe des Menschen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hintergrund gestalten, und die Brücke schlagen, über welche sie in das Gebiet menschlicher Handlungen und Ereignisse eingelassen werden können.“ „Sobald einmal um diesen Zusammenhang des thierischen und menschlichen Lebens her die vielgestaltige Sage und die nähere Poesie sich ausbreiteten, und ihr dann wieder in den Dufte einer entlegenen Vergangenheit zurückzogen; mußte sie da nicht eine eigenthümliche Reihe von Uebersetzungen erzeugen und niederlegen, welche die Grundlage aller Thierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoesie sehen wir erfüllt von Thieren, die sie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte sich die altbelebende Dichtung des legten Schrittes enthalten, den Thieren, die sie in menschlicher Sinnenart vorstellt, auch das unerlässliche Mittel näherer Gemeinschaft, Theilnahme an menschlich gegliedertem Rebe beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeständnis ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt, als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Thiere in das Reich der Dichtung denkbar.“ „Die Thierfabel grübelt sich also auf nichts andres als den sicheren und dauerhaftesten Boden jedweder epischen Dichtung, auf unerlenkliche, langhingehaltene, zähe Uebersetzung, die mächtig genug war, sich in endlose Fäden auszuspinnen und diese dem wechselnden Laufe der Zeiten anzuempfehlen. Gleich allem Epos, in nie still stehendem Wachsthum, legt sie Ringe an, Stufen ihrer Entwicklung zu bezeichnen, und weiß sich nach Ort, Gegen und den veränderten Verhältnissen menschlicher Einrichtungen unermüdetlich von Neuem zu gestalten und wieder zu gebären. Unter günstigem Lustfisch gedeiht sie und gewinnt Formen; je aber die Zeit ihrer Dichtung ungenutzt verläuft, stirbt sie allmählich aus, und wird nur noch in bröckelhafter Volkssage dahin getragen. Es ist ebenso widerstrebend echte Thierfabel zu erkennen als ein anderes episches Gedicht. Alle Versuche scheitern, weil das Gelingen gebunden ist an einen unerfundenen und unerfindbaren Stoff, über den die Ränge der Tradition gekommen sein muß, ihn zu weihen und zu festigen.“ „Nur darin unterscheidet der Gegenstand der Thierfabel sich von dem jedes übrigen Epos, daß dieser, wenn auch seine wirkliche Begebenheiten enthaltend, immer an sie grenzt und sich unausslößbar mit der wahren Geschichte der Vögel vereinigt; die Thierfabel hingegen eine Unterlage empfangen hat, welcher die Möglichkeit der Wahrheit nothwendig abgeht, durch den Glauben der Einbildungskraft aber dennoch Verklärung und Sicherheit verliehen wird. Wie die Sprache leblosen Wesen ein Geleischte ertheilt, dessen sie in der Natur unfähig waren, so hat die Poesie den Thieren Begebenheiten und

eine Geschichte angeschlossen. Sobald wir eingelassen sind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel in dem wirklichen Geschehensein ihrer Ereignisse zu schwinden, wir fühlen und so von ihr angezogen und fortgerissen, daß wir den auftretenden Thieren eine Theilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim reinmenschlichen Epos erfüllt. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Thiere sind, wir umhüllen ihnen Pläne, Schicksale und Bestimmungen der Menschen an. Hierbei kommt in Betracht, daß Menschen selbst in die Thierfabel verflochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Thiere nicht den geringsten Anstoß nehmen. Aus diesen Eigenschaften erwächst der Thierfabel ein besonderer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermischung des menschlichen mit dem thierischen Element setze. Die Thierfabel hat demnach zwei wesentliche Merkmale. Einmal sie muß die Thiere darstellen, als seien sie begabt mit menschlicher Vernunft und in alle Gemüthsheiten und Zustände ihres Lebens eingeweiht, so daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Leiergeschrei vor den König getragen, er heist ihr das Todtenamt halten und eine Grabchrift setzen.“ ... „Dann aber müssen daneben die Eigenheiten der besonderen thierischen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So singt der Hahn, auf einem Fuße stehend und die Augenlider schließend; ein ganz der Natur abgelaufener Tag“ (S. II—VIII). „Nach dem Charakter“, heißt es S. X f., „den ich der Thierfabel beigelegt habe, versteht es sich von selbst, daß ihr kein Gang zur Satyre beizumessen könne, weder zu einer allgemeinen ihren Epos über das ganze Menschengeschlecht ergehenden, noch zu einer besonderen, die das Ziel auf einzelne Stände oder Menschen richtet. Man hat geirrt, wenn man in ihren gelungensten Gestaltungen gerade nichts als verästelte oder gedäunte Satyre erblicken will. Die Satyre ist von Haus aus unruhig, voll heimlicher Anspielungen und verführt durchgängig bewußt. Die Fabel strömt in ruhiger, unbewußter Breite; sie ist gleichmäßig, wird von ihrer innern Lust getragen, und kann es nicht darauf abgeben haben, menschliche Laster und Gebrechen zu strafen oder lächerlich zu machen. Ihr Inhalt ist weder eine Uebersetzung menschlicher Begebenheiten, noch läßt er sich historisch auflösen.“ „Wohl aber ist zuzugeden, daß sie zuweilen, wo es ihr Haft an Ort und Zeit herbeiführt, in die Satyre streifen kann, obgleich ich auch dann die Anspielung eher wie eine der wahren Natur fremde und halb ausgebreitete Aufschmückung betrachte.“ „Als kein geringer Erfolg“, fährt er S. XVI fort, „für unwiederbringliche Verluste und Entbehrungen muß es angesehen werden, daß die Poesie des Mittelalters eine Thierfabel aufzuweisen hat, der sich nichts andrerwo zur Seite stellen läßt.“ ... „Die Fülle ihrer Entfaltung und Ausbildung überbieht Alles, was das Alterthum in der Sprache hervorgebracht hat. Wohl der ganzen Kraft des Epos, Knospe an Knospe schwellend, erblühte sie aus

Eigenthümlichkeit in Anspruch, die sich auf einen von jenen oder auf beide nicht will zurückführen lassen. Sie alle drei haben eine angeborene Verschiedenheit, der die Kritik keine Gewalt anthun soll" (S. CCXCIII sq.). Die Fuchs- und Wolfslage „hat ihr eigenthümliches deutsches Recht, das ihr nicht verflummert werden soll, auch durch seine auffallende Berührung mit der Fabelweisheit des Orients seine Schmälzung erleben kann" (S. CCLXXXI). „Wir ist als empfinden ich noch germanischen Waldgeruch in dem Grunde und der Anlage dieser langen Jahrhundert fortgetragenen Sagen" (S. CCXCIV). Damit führt er alles mit andern Völkern Gemeinsame auf die Urvaterpflicht zurück.

Auf diese tief eingehenden und umfassenden Untersuchungen läßt dann Jacob Grimm die Texte folgen: Isengrimus (S. 1—24). Reinhart (S. 25—114). Van den vos Reinarde (S. 115—290); dann von S. 291—442 die kleineren lateinischen und deutschen Stücke, erstere theils in Reim, theils in Prosa. Sie sind sämmtlich aus sehr verschiedener Zeit und ungleiches Werthes, alle jedoch für die Unterredung brauchbar. Daran schließt sich noch Renart bestourne, par Katebeval (S. 443—444) nebst „Nachtrag" (S. 445—448) und „Regifter" (S. 449 sq.).

Jacob Grimm hatte an diesem Buche die reinste Freude und erklärte es wol für eine seiner besten Arbeiten; und es ist leicht begreiflich, wie mächtig ihn die sich gestellte Aufgabe anjog, dem Ursprunge unserer Thierfabel nachzuspüren, sie als ein Ereigniß des unbewußten Geisteslebens und Schaffens des germanischen Volkes und somit als ein recht eigentlich deutsches Eigenthum geltend zu machen und zu verteidigen. Und er hat dies vollbracht mit freudiger Aufbietung aller seiner reichen Geistesgaben, seinem unvergleichlichen Spürsinn, seiner gewaltigen Combinationsgabe, seinem ganzen sinnigen Wesen und seinem tiefpoetischen Geist. Ist es ihm auch nicht vollständig gelungen, den deutschen Ursprung dieser Sage nachzuweisen und den fremden Einfluß abzumehren, so steht doch durch seine Forschung unzweifelhaft fest, daß sie ein Gemeingut der urverwandten Völker ist, und daß die Hauptträger und Grundzüge unseres Thierepos recht eigentlich deutsches Eigenthum sind. Die späteren Forschungen, namentlich wiederum die Benfey's, haben in tiefer gehenden Untersuchungen, als es bisher geschah, unsere Thierfage, gleich den Märchen, als aus Indien entlehnt aufzufassen gesucht, obschon sie auch hier nicht originell war, und wir werden sehen, wie Jacob Grimm noch in seinem letzten Lebensjahre sich aufmachte, diese Behauptung zu widerlegen. Aber ich kann mir doch nicht verlagern, wenigstens auf Eins aufmerksam zu machen, was Jacob Grimm in jener Arbeit unbeachtet gelassen zu haben scheint. Benfey sagt nämlich in der Vorrede zum Pantagruon S. XXI: „Es ergab sich, daß im allgemeinen die meisten (indischen) Thierfabeln aus dem Orient stammen, mehr oder minder umgewandelte sogenannte äsopische sind; doch tragen einige auch das Gepräge indischen Ursprungs, sowie denn überhaupt die große Hülle indischer Fabeln, die Freiheit, mit welcher

die entlehnten behandelt sind und manche andere Momente dafür sprechen, daß die Indier schon vor Bekanntmachung mit der von den Griechen übernommenen äsopischen Thierfabel eigene Gebräue von weislich gleicher Art — und zwar wahrscheinlich in großer Menge — geschaffen hatten." Nun, wenn denn die Indier vor der äsopischen Importation Thierfabeln geschaffen hatten, die mit jenen gleicher Art waren, wie sollte Gleiches den urverwandten Germanen abzusprechen sein!

Schon im September desselben Jahres, in welchem Jacob Grimm den Reinhart Buch herausgegeben, hatte er die Freude, die Echasis captivi (herausgegeben in den lat. Gedichten des XI. und XII. Jahrh.) aufzufinden, welche Dichtung, wenn sie auch der Thiernamen entbehrt, doch das Vorhandensein unserer Thierfage im 10. Jahrh. völlig sichert. Aber in noch weit höherem Grade wurde desselbe 1839 erfreut durch einige Fragmente eines mittelhochdeutschen Gedichtes unseres Thierepos, welche F. Panbaur als Umschläge von Rechnungsbüchern zu Welschen in Kirchheim gefunden hatte und ihm überreichte. Scharfsinnig hatte J. Grimm vermuthet, daß der von ihm herausgegebene Reinhart nur die Ueberarbeitung einer älteren Vorlage sei, und diese Fragmente gehörten jener Vorlage an, und es stellte sich heraus, daß ein elssächsischer Dichter Namens Heinrich, mit dem Beinamen der Elsiner (der Glühwäze, Glössere), um die Mitte des 12. Jahrh. lebend, eine Reihe von Abentheuern der Thierfage, wobei er einer französischen Quelle folgte, bearbeitet hatte. Jacob Grimm stellte die arg verstämmelten Fragmente wieder her und gab sie heraus in dem „Sendeschreiben an Karl Lachmann. Ueber Reinhart Buch". Berlin 1840, womit er diesen zu seinem Geburtsdage überraschte. Beigefügt ist eine noch unbekannte neugriechische Dichtung aus der Thierfage.

Nach der Herausgabe des Reinhart Buchs wandte sich Jacob Grimm vom Anfang des vierten Theile der Grammatik zu, jedoch schon den 17. Jan. 1834 schreibt er an Lachmann, daß er die angefangene Syntax liegen lassen müsse, „um die noch ganz ungeschriebene Mythologie zu schreiben, deren Druck anfangen soll". Und schon Ende Juli desselben Jahres überreichte er Lachmann die ersten Aushängen, im October 1835 den Schluß (Scherer a. a. D. XV, 116).

Die „Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. Göttingen 1835" erschien fast ebenso als eine Vorwandigkeit in dem ganzen Fach wie die deutsche Grammatik. Ueber die deutsche Mythologie herrschten seit der felsamen und widersprechenden Meinungen. Während J. B. Heinrich Wolf an dem Dasein deutscher Götter nicht zweifelte, war nächsten Kritiken, wie Schöler, Adelung und ihren Nachfolgern, das Aineinandergreifen der Zeugnisse für die deutsche Mythologie nichts als ein Gewebe von Irrthum, Unbedacht, Fälschung und Einsalt. Erhabene, tiefsche Dichtung schalteten sie Spinnwebenabentheuern, die Grundlage der Edda war ihnen entweder aus dem Christenthume herkommen oder den Angelsachsen abgeborgt; galt es aber einem aus angel-

fächliche Ueberlieferung gezogenen Beweise, so hatten diese umgekehrt Nordmänner nach England eingeschmuggelt. Deutsche Dichter, um sie nur schnell zu beseitigen, wurden für gallische und slavische erklärt, wie man Landstreicher auf Schuttschiff vom Haile schaffte, mochte der Nachbar zusehen, ob er mit dem Gefindel fertig werde (3. Grimm, *Zuschrift der Mythologie an Dahlmann* XXIX und *Selbstanzeige der Mythol.* a. a. D. 199). Zwar hatte Franz Jos. Mönke in seiner Geschichte des Heidenthums im nördlichen Europa (1822 und 1823), positive Forschung sich hingebend, die Nachrichten der Literatur sowohl über die skandinavische als altdeutsche Religion fleißig gesammelt, gesichtet und aufgeklärt, und dabei historisch zu Werke gehend den heidnischen Glauben nach den geschichtlichen Momenten der Völkerverwanderung und nach der Bekehrung, sowie je nach den einzelnen Volksstämmen zu betrachten gesucht; allein da er mit Creuzer religiöse Grundgedanken als das Wesen der Sage und diese als eine verkörperte Ueberlieferung heidnischer Bildung und Religion ansah, so suchte er überall nach Systemen und Mythen, wohin ihm der Leser nicht zu folgen vermochte.

Jacob Grimm's Deutsche Mythologie gehört in die erste Reihe seiner großen Fundamentalarbeiten. Wenn er die deutsche Grammatik zum Rang einer Wissenschaft erhob, so hat er hier eine vollkommen neue Wissenschaft erst geschaffen, und man weiß in diesem Werke nicht, ob man mehr die Gelehrsamkeit, den Fleiß und den Scharfsinn anerkennen soll, womit er die Quellen, welche die träumerhaftesten der ganzen deutschen Alterthumswissenschaften sind, aufzuspüren, zu sammeln, zu ordnen und zu erschließen weiß, oder die mächtige Combinationsgabe und das tiefpoetische Auffassungsvermögen, welche Gaben sich hier in ihrem vollsten Glanze entfalten.

Das Werk ist Dahlmann dem Freunde gewidmet. In der XXX Seiten umfassenden *Zuschrift* an denselben kündigt er selbst seine Absicht, die ihn bei dessen Abfassung leitete, S. IV also an: „Aus der Vergleichung der alten und unvermischten jüngerer Quellen habe ich in anderen Büchern darzuthun gesucht, daß unsere Vorfahren, die in das Heidenthum hinauf, seine wilde, rauhe, regellose, sondern eine freie, geschilderte, wohlgefaßte Sprache redeten, die sich schon in frühster Zeit zur Poesie hergegeben hatte; daß sie nicht in verworrenen, ungekündigter Horde lebten, vielmehr eines althergebrachten sinnvollen Rechts in freiem Bunde, kräftig blühender Sitten pflegten. Mit denselben und seinen andern Mitteln wollte ich jetzt auch zeigen, daß ihre Herzen des Glaubens an Gott und Götter voll waren, daß heitere und großartige, wenn gleich unvollkommene Vorstellungen von höheren Wesen, Segensheude und Lobesverachtung ihr Leben beseeligten und aufrichteten, daß ihrer Natur und Anlage fern stand jenes bumsfrende Niederfallen vor Götzen oder Klößen, das man, in ungeredimtem Ausdruck, Heischismus genannt hat.“ Bei der gegenwärtigen Untersuchung nimmt er aber einen von der Grammatik und den Rechtsalterthümern abweichenden

den Gang. „Niemand zweifelt“, fährt er S. V fort, „daß die nordische Sprache mit in den Kreis der übrigen deutschen Dialecte gezogen werden müsse, noch ist bestrebt über die große Einkimmung aller untereinander. Ebenso geringen Ansehn haben die Rechtsforscher an den auffallenden, bis in Formeln und Worte reichenden Einklang alt nordischer und altdeutscher Gebräuche genommen. Für den heidnischen Glauben hat man eine andere Meinung gefaßt, weil seine Quelle in Scandinavien reichlich, in Deutschland spärlich fließt: diese sehr begriffliche Verschiedenheit ist zu der doppelten Folgerung mißbraucht worden, um den Ursprung der nordischen Mythologie tiefer es verdächtig, und das übrige Deutschland sei gottlos gewesen.“ ... „Niemals hat eine falsche Kritik ärger getrevelt, indem sie wichtigen, unabwendbaren Zeugnissen trogte und die naturgemäße Entwicklung nah verwandter Volksstämme leugnete. Um sie aber auszuwetten, habe ich wohl eingeschrien, daß ich nicht von einer Darstellung der nordischen Götter, vielmehr der deutschen Armut ausgehend, Wehren lesen mußte, keine Gärten schneiden durfte. Erst aus solchen Wehren und ihren Körnern habe ich Nahrung zu gewinnen und Schiffe zu ziehen gewagt; es ist dadurch aller Besondere, wie ich hoffe, das Recht gewahrt worden. Denn Eigenthümliches und Abweichendes tritt hier nicht anders wie in der Sprache ein, und seiner habhaft zu werden hat den höchsten Reiz. Größer aber als die Abweisung ist die Uebereinkunft, und das früher belehrte, früher gelehrte Deutschland kann die unschätzbaren Aufschlüsse über den Zusammenhang seiner Mythentrümmer dadurch dem reichen Norden vergelten, daß es ihm ältere historische Zeugen für die jüngere Niederschreibung an die Hand liefert.“ ... „Zweierlei festzuhalten, daran ist es hier gelegen: daß die nordische Mythologie echt sei, folglich auch die deutsche, und daß die deutsche alt sei, folglich auch die nordische.“ Jacob Grimm läßt sich also, wie er schon Lachmann angekündigt hatte, auf die Darstellung der nordischen Mythologie nicht ein, sondern gebraucht sie nur, um die deutschen Götterrechtsansätze zu klären und zu verewaltigen, oder nimmt sie, wie er sich in der zweiten Ausgabe ausdrückt, nur zum Einschlag, nicht zum Zettel. Um aber die Besonderheit der deutschen Mythologie rein aus ihr selbst entfalten zu können, benutzt er nicht nur die lateinischen Zeugnisse, die von der Römerzeit anheben und durch das ganze Mittelalter sich erstrecken, sowie die altdruidischen Gedichte, sondern auch die Volksüberlieferungen, als Sagen und Märchen, Legenden und Aberglauben, Sitten, Volksgebräuche und Kinderspiele, indem er nachweist, daß diese vielfach in dem alten Heidenthume wurzen und mit dem alten Volksglauben zusammenhängen, und drückt somit für die deutsche Mythologie neue Quellen auf, jedenfalls schöpft er jetzt aus ihnen diesen Gewinn. Ueber die Volksagen spricht er sich S. VI insbesondere an: „Auf Volksagen ist von mir überall sein kleines Gewicht gelegt und lobnende Ausbreute aus ihnen gewonnen worden. Ihren Werth bezeichnet das Verhältnis heutiger Volksmundarten ganz genau, in welchen sich uralter

Wortfloß, den die gebildete Sprache längst ausgeschieden hat, in Menge findet. Es ist wahr, die feineren Formen der Wörter sind zu Grunde gerichtet, die genaueren Fugen des Mythos gesprungen, allein die Wahrheit der Grundbedeutung kann sich unverdorben bewahrt haben. Besonders wichtig aber, ja entscheidend ist hier die Analogie des Abstandes deutscher, dänischer und schwedischer Volksagen von den älteren Mythen: wankelt eine nordische Uebersetzung die Götter in Nissen, so darf sie eine deutsche zu Teufeln betruener drücken, und Esaro mag wiederum eine Mittelstufe zwischen späterer Tradition bezeichnen und der Edda. Dem reichen Gewinn aber weis er vor Allem unter der sichern und besonnenen Föhrung der Grammatik aus den Namen und sprachlichen Ausdrücken zu schöpfen; nicht nur da, wo alle Uebersetzungen schweigen, müssen sie ihm Auskunft geben, sondern er geht überall davon aus, und nicht selten bietet ihm ihre erschlossene Bedeutung gleichsam den Zauberschlüssel, mit dem er die verschlossenen Pforten der deutschen Götterwelt öffnet. Während seine früheren mythologischen Arbeiten durch ihre Etymologien ja la Ranne abschneiden und diese ihnen allen Grund und Boden entziehen, so erfreut jetzt die sichere grammatische Basis, auf der dieses Werk aufgebaut ist und fortschreitet. Macht er sich aber auch zur Aufgabe, von der nordischen Götterlehre nur einen eingeschränkten Gebrauch zu machen, so weist er doch zugleich die Punkte auf, welche ihre und der deutschen Identität schlagend beweisen, und die ursprüngliche, unerborgte Verwandtschaft beider wird zu einer unerschütterlichen Wahrheit. „Jede derselben“, sagt er jedoch S. VIII, „steht um so sicherer und unantastbarer, je mehr Uebersichte und Eigenthümlichkeiten den Wahn an Entzweiung und Uebersetzung fern halten. Auf solcher Verschiedenheit eben beruht alle Spaltung der Völker in Stämme, der Sprachen in Dialecte, der Mythen in Epen, jenes Erbthums eines fülligen Lebens und bindender Allgemeinheit, und ich weiß nicht was hier mehr freuen kann, das Trennende zu gewahren oder das Eingebende.“ Auch aus den lauschaftlichen Unterschied einzelner Gottheiten auf deutschem Boden nimmt er Rücksicht und thut überall einen Blick in die Verwandtschaft der deutschen Mythologie mit der römisch-griechischen und anderer verwandter Völker, er geht aber nicht darauf aus, in dem Zusammenhang unserer fast ganz aus der Fuge gerathenen Mythie ein System zu entdecken, das der deutschen Götterlehre unter den übrigen des Alterthums eigen wäre.

Die „Einleitung“ (o. I. S. 1—9) deutet in allgemein gefassten Angaben an, wie Schritt vor Schritt die Heidenthums der Christenheit in Europa weicht, wie schwer dem nicht vollstündigen Christenthume der Sieg über das germanische Heidenthum, das mit dem gesammten Volksleben innig verwachsen war und in dem das Christenthum im schroffen Gegensatz stand, werden mußte; sie zeigt, welche Mittel die Vefeser anwandten, um den Sieg des Christenthums über das Heidenthum zu erleichtern, und wie die Frömmigkeit christlicher Priester eine Menge heidnischer Denkmale, Gebräuche und

Meinungen zerstört und unterdrückt habe, wie dieser Sieg jedoch nothwendig gewesen sei, da der Keim des Verderbens und der Verwirrung im Heidenthume selbst lag; ferner wie das stufenweise und langsame Vordringen des Christenthums unsere Kunde von dem Heidenthume, namentlich dem nordischen, vortheilhaft gewesen sei. Und nachdem er S. 7 kundgethan: „Ich habe in gegenwärtiger Schrift unternommen Alles, was von dem deutschen Heidenthume jetzt noch zu wissen ist, und zwar mit Ausschließung des vollständigen Systems der nordischen Mythologie selbst, zu sammeln und darzustellen. Durch diese Einschränkung hoffe ich Licht und Raum zu gewinnen für die Erläuterung des altdeutschen Glaubens, insofern er dem nordischen entgegen oder zur Seite steht“, und dann dargelegt hat, worauf das Alter, die Ursprünglichkeit und der Zusammenhang der deutschen und nordischen Mythologie beruhen, und wie unumgänglich es scheint, die Mythologie benachbarter Völker, vorzüglich der Siamen, Litthauer und Finnen nicht zu übersehen, schließt er also: „Vor der Berührung, die so häufig dem Studium der nordischen und griechischen Mythologie Eintrag gethan, ich meine die Sucht, über halbwegsbedeutende historische Daten philosophische oder astronomische Deutungen zu ergießen, schäkt mich schon die Unvollständigkeit und der lose Zusammenhang des Reitharen. Ich gebe darauf aus, getreu und einfach zu sammeln, was die frühe Bewunderung der Völker selbst, dann der Hohn und die Scheu der Christen von dem Heidenthume übrig gelassen haben, und wünsche nichts, als daß meine Arbeit für einen Anfang weiterer Forschungen in diesem Sinne gelten könne.“ Er untersucht dann Cap. II „Gott“ (S. 10—18) sprachlich die allgemeinen Benennungen der Gottheit, dann sprachlich und sachlich Cap. III „Gottesdienst“ (S. 19—38), sowie Cap. IV „Tempel“ (S. 39—57) und Cap. V „Priester“ (S. 58—66), und da hiermit die Untersuchung für die Frage: ob schon für die älteste Zeit in Deutschland weltliche Götter zu behaupten seien? vorbereitet ist, führt er in Cap. VI „Götter“ (S. 67—93) den Beweis dafür. Dann handelt er die einzelnen Gottheiten ab, und zwar Cap. VII „Wotan“ (S. 94—111), Cap. VIII „Donar“ (S. 112—130), Cap. IX „Andere Götter“ (S. 131—151), als Jin, Fre, Redu u. f. w., Cap. X „Götinnen“ (S. 152—199), als Redu, Sane, Birgunia u. f. w.; darauf folgen Cap. XI „Gelden“ (S. 200—223), Cap. XII „Weise Frauen“ (S. 224—245), Cap. XIII „Wichte und Geister“ (S. 246—295), Cap. XIV „Niesen“ (S. 296—324).ritt Cap. XV „Elemente“ (S. 325—370) wendet er sich zu den einfachen Erscheinungen der Natur und schildert die ihnen zugewendete eigenthümliche Verehrung, welche aus ihrer kleinen Größe und der unmittelbaren Gewalt entspringt, die sie auf das menschliche Gemüth ausüben. Cap. XVI „Bäume und Thiere“ (S. 371—397) schildert, da dem Heidenthume die ganze Natur lebendig und persönlich galt, den Cultus, der einzelnen ihres höheren Werthes wegen zulam. Cap. XVII „Himmel und Erde“ (S. 398—423) als Wohnung der feigen Götter und Menschen. Cap.

XVIII „Tag und Nacht“ (S. 423—434) als heilige, göttliche Wesen. Cap. XIX „Sommer und Winter“ (S. 435—456), ebenfalls als persönlich gebachte Wesen, deren Wechsel feierlich erfolgte. Cap. XX „Welt“ (S. 457—476). Cap. XXI „Seelen“ (S. 477—485). Cap. XXII „Tod“ (S. 486—499). Cap. XXIII „Heil und Schicksal“ (S. 500—510). Cap. XXIV „Gespenster“ (S. 511—534). Cap. XXV „Entscheidung“ (S. 535—548). Cap. XXVI „Teufel“ (S. 549—578). Cap. XXVII „Zauberer“ (S. 579—638). Cap. XXVIII „Aberglaube“ (S. 639—667). Cap. XXIX „Krantheiten“ (S. 668—688). Dann: „Nachträge“ (S. 689—710). Anhang: „Angelsächsische Stammtafeln“ (I—XXIX). „Aberglaube“ (XXIX—CXXVI). „Verschwörungen“ (CXXVI—CLI). „Aberglaube (Fortsetzung)“ (CLI—CLX). „Kräuterglaube“ (CLX—CLXII). Register.

Im J. 1844 erschien dieses Werk in zweiter Ausgabe. Der Stoff war so reichlich angewachsen, daß Jacob Grimm damit zwei Bände füllen konnte, obgleich er den umfangreichen Anhang wegliess. Statt der Zuschrift an Dahlmann bietet er eine höchst anziehende neue, ausführlichere und tiefer eingedrungene Vorrede, und die Capitel sind um neun vermehrt: Zio, Frey, Paltar, Götterverhältnisse, Schöpfung, Personifikationen, Dichtkunst, Kräuter und Steine, Sprache und Segen. Von den vielsachen, durch das ganze Werk sich hinziehenden Erweiterungen, welcher dasselbe theilhaft geworden ist, ist hauptsächlich wol die Vergleichung mit den religiösen Vorstellungen und Mythen der verwandten Völker hervorgehoben, da sich um diesen Angel eigentlich das mythologische Studium überhaupt dreht.

Die Wirkung, welche dieses Werk hervorbrachte, war eine ganz außerordentliche und erstreckte sich weit über die deutschen Grenzen hinaus. In England bezeichnete man dasselbe geradezu als das wunderbarste Buch, das je vom Continent dahin gekommen sei. Und in der That, die Mythologie stand hier in noch eminenterem Grade als etwas absolut Neues da als die Grammatik, denn sie bot auf einmal einen Gegenstand dar, an dessen Erkennung man bisher kaum geglaubt hatte. Jacob Grimm hatte die Knochen und Gebeine der alten Götter gleichsam aus der Erde gegraben, sie zusammengelegt und ihnen Leben und Odem eingehaucht, so daß sie nun durch ihre Auferstehung die zweiseitige Welt von ihrer Erkennung überzeugten, und zudem sah man, daß dieselbe erfreuende Einkimmung, welche in Sprache und Recht zwischen dem deutschen und nordischen Stamme walte, auch in den mythologischen Anschauungen herrsche, man sah tief in die innerste Seele des deutschen Volkes, welche einst diese wunderbaren, geheimnißvollen Gestalten geschaffen hatte, und wie der Glaube an die alten Götter, an dem sich so lange sie in ihrer Macht und Herrlichkeit gethront, das gesammte politische und sociale Leben des deutschen Volkes geknüpft hatte, nach ihrem mehr als tausendjährigen Sturze sogar noch überall unter jetziges Leben in mannichfaltiger Weise durchdringe. Auf seinem Gebiete der deutschen Alter-

thumswissenschaft erhob sich daher eine eifrigere Thätigkeit, durch die von Jacob Grimm erschlossenen Quellen neue Bausteine zu dem begonnenen Werke zu schaffen als auf diesem. In allen deutschen Gauen wurden die Sagen, Märchen, Sitten und Gebräuche gesammelt und auf den gemonnenen Stoff neue Untersuchungen gegründet, und gar mancher herrlicher Entdeckung und Forschungen hatte sich diese neue Wissenschaft zu erfreuen. Aber je leichter es war, hier Entdeckungen zu machen, desto mehr Unterfragen, denen es theils an den nöthigen Sprach- und Sachkenntnissen, theils an Methode, theils an Kritik und Besonnenheit fehlte, mischten sich ein, und es ist nicht zu leugnen, daß die deutsche Mythologie alsbald hierdurch in einen gewissen Mißcredit kam. Zudem zeigte der Fortschritt der Wissenschaft, daß viele der von Jacob Grimm benutzten Quellen nicht so ohne Weiteres zu verworfen seien, wie er und Andere nach ihm gethan hatten, und daß man vielfach mit fremdem und ungutem Material gebaut habe. Die Märchen z. B. seien nur denn für die Mythologie brauchbar, wenn erst an ihnen die Analyse vollzogen sei, welche das Importirte von dem echt Deutschen schiebe. Auch in die Sagen habe sich ohne Zweifel viel Aeußerliches eingeschlichen. Vieles sei sicher der christlichen Mythologie zuweisend, was Jacob Grimm als echt deutsch und theilweis in Anspruch genommen habe. Es sei ferner zweifelhaft, ob in den Personifikationen der mittelhochdeutschen Dichter mit J. Grimm Nachslänge des Heidenthums zu sehen seien. Und endlich ergab ein genaueres Studium der Bedarf für die Mythenbildung überhaupt, sowie für die Vergleichung der deutschen mit der indischen Mythologie und der der verwandten Völker ganz neue und sichere Resultate. Allein wenn deshalb nun Scherer a. a. D. XVI, 122 sagt: „Daß die deutsche Mythologie auf eine falsche Bahn gerathen sei, darf heute ohne Scheu behauptet werden. Und zu bedauern bleibt nur, daß man hinzusetzen muß: Jacob Grimm hat die Bahn gewiesen“, so ist das ungerecht. Denn wie konnte Jacob Grimm auf Entdeckungen und Forschungen Rücksicht nehmen, die zu der Zeit, als er die Mythologie schrieb, noch gar nicht gemacht waren, und die er selbst vorher gar nicht machen konnte¹⁸⁾. Wäre es ihm vergönnt gewesen, 1854, als

18) Derselbe Gräffte will außerdem in das unbedingte Lob nicht einstimmen, welches man diesem Werke zu ertheilen pflegt, und manche seiner Ausstellungen müßten allerdings begründet sein. Allein wenn er die ganze Anlage des Buches gewissermaßen verwerft, so hätte doch wohl statt dessen die Kritik, die wie Jacob Grimm schuldig sind, erfordert, zu zeigen, inwiefern deren Anlage eine verkehrte ist, und wie sie hätte sein sollen; das hat aber Dr. Scherer gänzlich unterlassen. Und wenn derselbe ferner Jacob Grimm vorwirft, daß dessen Mythologie weniger Thatsachen aufweise, als sie hätte antworten können, da er weiter die Resultate der nachmaligen Bildungserschließung, der 1829 in dieser Richtung das historische und göttliche Element ausgehoben, aufgenommen, noch die übrigen nationalen Stoffe einer ähnlichen Analyse unterzogen habe, so hätte das er von einem andern Punkt ebenfalls berührt, nämlich er den von nachmaligen eingehingenen Weg diesem gegenüber 1829 als den einzig richtigen erklärt, so hätte

sch für das letztere. Er vermochte es aber nicht weiter als bis zu der schon oben erwähnten neuen Behandlung des Vocalismus zu bringen. Dennoch gab er nur ungern 1852 seine Einwilligung zu einem neuen unveränderten Abdruck, da die ganze Auflage völlig vergriffen war. So blieb dieses große, über 4000 Seiten füllende Nationalwerk nicht nur unvollendet, sondern ward auch keiner der vielfachen Erweiterungen und Verbesserungen theilhaft, die ihm seines Meisters tiefgedrungene Forschung würde angedeihen haben lassen, und keiner kann es wagen, die Hand daran zu legen.

Bald nach dem Erscheinen dieses Theils der Grammatik trat nun die oben geschilderte Katastrophe ein, welche Jacob Grimm aus der Stille seines gelehrten Wirkens auf die Bühne des öffentlichen Lebens riß und ihn von Göttingen vertrieb, wo wir ihn auf der Höhe seines Wirkens und Schaffens erblicken. Er war in jeder Hinsicht eine der größten Stützen der Universität, und die Welt hatte er in Staunen gesetzt durch ein Werk nach dem andern; denn hier war der 2. Theil der Grammatik vollendet, ihm war Reinhart Fuchs gefolgt, der 3. Theil der Grammatik, die Mythologie, die Ausgabe der Germania, der 4. Theil der Grammatik, und die lateinischen Gedichte des X. und XI. Jahrh. waren begonnen — und das Alles innerhalb des kurzen Zeitraums von acht Jahren, zu welchen kolossalen Arbeiten dann außer den bereits angeführten noch eine Reihe von Recensionen, unter denen die in den Wiener Jahrbüchern die bedeutendsten sind, sowie einige kleiner Beiträge, die wir hier nachholen, kommen.

1831. Gött. gel. Anz. Et. 8. S. 66—79: Rec. von Schmeller, *Handb. d. d. M.* (M. d. S. 5, 104—111). Et. 16. S. 153—157: von Hoffmann, *Monaco belgicae. Pars I.* (M. d. S. 5, 111—114). Et. 81. S. 801—807: von Breimund (Karlsruhe), *Fragment eines alten Gedichts*, herausgegeben von Berner (M. d. S. 5, 114—118). Et. 96. S. 956—958: von Den aldste Danske Bibel-Overaaltale, herausgegeben von Moltke. Et. 136. S. 1357—1360: vom Jahresbericht des hies. Vereins des Realinstituts für 1830 (M. d. S. 5, 118—119). Et. 177. S. 1761—1764: Selbstanzeige der deutschen Grammatik. Thl. 3 (M. d. S. 5, 120—121). Vorwort zu Anton Dietrich, *Russische Volksmärchen. III—X.*

1832. Gött. gel. Anz. Et. 27. S. 257—262: Rec. von Prichard, *The eastern origin of the celtic nations* (M. d. S. 5, 122—125). Et. 40. S. 391—399: von Racombert, *Archiv für die Geschichte des Niederrheins*. 1. Abth. 1. Bd. 1. Heft (M. d. S. 5, 125—129). Et. 60. S. 593—597: von Schmid, *Schwäbisches Wörterbuch* (M. d. S. 5, 130—132). Et. 72. S. 705—714: von Böhm, *Regesta*. 911—1313 (M. d. S. 5, 132—137). Et. 714—717: Anzeige von Dietrich, *Russische Volksmärchen*. Mit einer Vorrede von Jacob Grimm (M. d. S. 5, 138—139). Et. 120. S. 1194—1197: Rec. von *Lex Frisionum*, ed. Gupps (M. d. S. 5, 139—142). Et. 139. S. 1379—1383: von Hoffmann, *Geschichte*

des deutschen Kirchenliedes (M. d. S. 5, 142—144). Et. 194. S. 1929—1939: von Schrader, *Die älteren Dynastienstämme zwischen Reine, Weiser und Diemel*. Bd. 1 (M. d. S. 5, 144—149).

1833. Gött. gel. Anz. Et. 12. S. 105—114: Rec. von D'un moyen de remédier à l'insuffisance de l'enseignement en France, par un collaborateur de la revue européenne (M. d. S. 5, 149—154). Et. 34. 35. S. 329—338: Anz. von v. Savigny, *Wesen und Verber der deutschen Universitäten* (M. d. S. 5, 154—159). Et. 48. S. 468—473: Rec. von J. Wiggert, *Scherlein zur Förderung der Kenntnis älterer deutscher Mundarten* (M. d. S. 5, 160—162). Et. 160. S. 1586—1595: von King Alfreds anglosaxon version of Boethius by Cordale (M. d. S. 5, 163—168).

1834. Gött. gel. Anz. Et. 38. 39. S. 369—376: Rec. von But Steph. Karaditsch, *Serbische Volkslieder*. Bd. 4 (M. d. S. 5, 168—176). Et. 89. S. 881—887: Selbstanzeige des Reinhart Fuchs (M. d. S. 5, 172—176).

1835. Gött. gel. Anz. Et. 65—67. S. 646—664: Rec. von Servinus, *Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen*. 1. Thl. (M. d. S. 5, 176—187). Et. 92. S. 907—915: von W. Badernagel, *Altdeutsches Fabelbuch* (M. d. S. 5, 185—192). Et. 111. S. 1097—1104: von Auslegung des Evangelii Johannis in goth. Sprache, herausgegeben von Rasmann (M. d. S. 5, 192—197). Et. 160. S. 1585—1587: von Brudner Rauschen, *herausgegeben von B. Wolf und St. Endlicher* (M. d. S. 5, 197—198). Et. 168. S. 1665—1672: Selbstanzeige der Deutschen Mythologie (M. d. S. 5, 198—202). Ferner: *Wiener Jahrb.* Bd. 70. S. 30—51: Rec. von Ulphilas goth. vers. ep. d. Pauli ad Romanos, ad Corinth. primae et ad Ephesios etc. etc. ed. Costillionaeus (M. d. S. 5, 203—223).

1836. Gött. gel. Anz. Et. 33. S. 323—330: Rec. von Kopitar, *Aglaolita Clozianus* (M. d. S. 5, 230—240). Et. 66. 67. S. 649—657: von Remble, *Ueber die Stammtafel der Welfen* (M. d. S. 5, 240—245). Et. 68. S. 677—678: Bemerkung zu einer Recension (Benedict's) von Hugo von Trimberg's Renner, herausgegeben vom Hamburger Verein (M. d. S. 5, 466—467). Et. 92. S. 915—920: Rec. von Gothicae versionis epist. d. Pauli ad Galatas, Philipp. Coloss. Thessal. I. ed. Costillionaeus (M. d. S. 5, 245—248). Et. 180. S. 1786—1793: von Ulphilas, herausgegeben von Gabelung und Roede (M. d. S. 5, 248—252). Ferner: *Wiener Jahrb.* Bd. 14. S. 179—187: Rec. von Gothicae vers. ep. d. Pauli ad Galatas etc. etc. ed. Costillionaeus (M. d. S. 5, 223—230). Ferner in den *Wit* deutschen Blättern von R. Haupt und H. Hoffmann Bd. 1. S. 287—297, 307—374: „Mythologica“, S. 417—419: „Verhütung einer Stelle im Reinhart“. Sodann in *Forckmann's Neue Mittheilungen des*

thüringisch-sächsischen Vereins. Bd. 2. S. 504—506: „Generalisation“ (Kl. Schriften 5, 253—254).

1837. Gött. gel. Anz. St. 17. 18. S. 165—176: Ber. von Hermann Müller, Die Warten des Vaterlandes (Kl. Schriften 5, 254—260). St. 54. 55. S. 529—532: von Wiggert, Zweites Scherlein zur Förderung der Kenntnis älterer deutschen Mundarten (Kl. Schriften 5, 260—262). St. 88. S. 865—869: von Chronique en vers de Jean van Heelu publié par Willem (Kl. Schriften 5, 262—264). S. 869—874: von Reinart de Vos, van Willem (Kl. Schriften 5, 264—268). St. 189. S. 1881—1888: von Liuth vathr jah vultu vitabonj merjando (Lied zum Preise des Betriebs und der Würde der Wissenschaft) von Wasmann (Kl. Schriften 5, 268—273).

Mit Ende des Jahres 1837 finden wir Jacob Grimm, wie schon oben berichtet, zu Gassel im Hause seines Bruders Ludwig, wo er in stiller Zurückgezogenheit, seiner eigenen Bücher und Collectionen zwar Anfangs entblößt, seine Arbeiten sofort wieder aufnahm. Mit dem vierten Bande der Grammatik ist nun die Periode seiner großen Fundamentalarbeiten geschlossen und es beginnt die der ausbauenden, theilweise sogar popularisirenden, sowohl in größeren Werken, als in einer sehr beträchtlichen Reihe von Abhandlungen. Ausbauend sind diese in sofern, als sie vorzugsweise das, was er früher geschaffen, theils durch neue Bearbeitung, theils, wo ihm eine solche nicht mehr vergönnt war, in einzelnen Partien weiterführen; bzu bieten sie aber auch einzelne Abschnitte aus solchen Werken dar, deren Ausarbeitung er beabsichtigte, wozu er jedoch eben wol nicht mehr gelangte. Theils sind dieselben aus allgemeinen Inhalts oder Gelehrtenchrischen. Zu ihnen kommt dann noch, alle überragend, das Wörterbuch. Popularisirend ist vorzugsweise dieses, indem es sich geradezu an das Publicum wendet; aber nicht weniger sind es die Abhandlungen allgemeinen Inhalts, sowie die, wo er die Ergebnisse seiner Forschungen zusammenfaßt. Seine Arbeitskraft und sein Wissen treten uns nun immer reicherhaft entgegen. Neben den umfangreichen und höchst mühevollen Werken, wie die Weisthümer, die neue Bearbeitung des Vocalismus und der Mythologie, die Geschichte der Sprache und das Wörterbuch, entsprossen jetzt in reichster Fülle Abhandlung auf Abhandlung und zahlreiche kleine Aufsätze. Sein Wissen umfaßt jetzt fast die gesamte indogermanische Welt; er ist in den Sprachen und Literaturschätzen der Ader und Gräner, der Griechen und Römer, der Slaven und Germanen fast ebenso zu Hause, wie in denen der Deutschen, und geht sogar darüber hinaus; namentlich ist es die finnische Sprache und Literatur, die ihn anzieht. Außer dieser riesenhaften Arbeitskraft und der vielfältigsten Gelehrsamkeit, die ihres Gleichen nie gehabt haben, ist es aber auch die originale, geistvolle und poetische Behandlungswiese, was uns mit steigender Bewunderung erfüllt. Namentlich sind es die Abhandlungen allgemeinen Inhalts und die Gelegenheitschrischen, in welchen sein feine Eigentümlichkeit aufs Lebhafteste entgegentritt. Und mit Recht wird behauptet, hätte

Jacob Grimm weiter nichts geschrieben als die Abhandlungen, die wir aus dieser Periode seines geistigen Schaffens und Wirkens haben, sie allein würden genügen, seinen Namen in der Geschichte der Wissenschaft unsterblich zu machen. Charakteristisch ist jedoch für diese Periode, daß er allmählich mehr als früher das Indogermanische in seine Forschungen hineinzieht, bezw. sich damit auseinandersetzt, aber auch seiner Kombinationskraft nur allzu oft die Fägel schiefen läßt und sich in Etymologien ergeht, welche durch ihre Kühnheit nicht selten an die vorgrammatische Zeit erinnern. Die Recensionen, die er schon früher oft als eine Last empfunden, werden in dieser Periode immer seltener; die Arbeit am Wörterbuche und die zahlreichen Abhandlungen gestatten ihm solche nur in wenigen Fällen.

Vom 12—16. Jan. 1838 schrieb er die schon oben angeführte Schrift: „Ueber meine Entlassung.“ Basel 1838, und den 4. April unterzeichnete er die Vorrede zu dem noch in Göttingen begonnenen Werke: „Lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrh.“ Herausgegeben von Jac. Grimm und Andr. Schmeller. Göttingen 1838. Die Vorrede (S. V—LII) verbreitet sich über die Form der herausgegebenen Gedichte und schaltet aus das bei Perg 2, 33 nur unvollständig abgedruckte, aus einem altdeutschen Original überlieferte carmen de sancto Gallo ein. Dann folgt Waltharius (S. 1—126), von Jacob Grimm nach sechs von Freiherrn Joseph von Lassberg collationirten Handschriften herausgegeben. Darauf Knoddes (S. 127—240), herausgegeben von Schmeller nach der mündlichen (Dosen'schen) Handschrift und den Sanct-Horlander Fragmenten. Wodann Eobasis (S. 241—330), von Jacob Grimm 1834 in Brüssel entdeckt und herausgegeben. Ferner „Anbänge“ (S. 331—383), verschiedene kleinere Gedichte enthaltend, unter denen Unibos das bedeutendste ist, nebst „Nachtrag“ (S. 383—387). Diese sämtlichen, hier, bis auf Waltharius, den bereits Fischer und Moller herausgegeben und fälschlich für ein Werk des 6. Jahrh. erklärt hatten, zum ersten Mal veröffentlichten Gedichte stammen von deutschen Verfassern und behandeln echt deutsche Stoffe; die der beiden ersten gehören der Heldensage an, die des dritten und des größten Theils der Anbänge der Iliersabel. Die drei ersten, größten fallen in das 10. Jahrh. und fällen eine Lücke selbst in unserer einheimischen Poesie weitest aus. Sämmtliche Gedichte sind von den Herausgebern mit Nachträgen über ihre Handschriften, Inhaltsangaben und sachlichen und sprachlichen Erläuterungen versehen.

Während des war, wie schon oben berichtet, den Brüdern Grimm von der Br.-mann'schen Buchhandlung der Vorschlag gemacht, ihre unfreiwillige Ruße auszufüllen und ein neues, großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen, und schon im Frühjahr 1838 kam Hr. Reimer nach Gassel und schloß den Vertrag zwischen den Brüdern und der Weidmann'schen Buchhandlung ab. Was dieselben aber zur Uebernahme dieser Riesearbeit bewog, die stünd zwischen so viele Arbeiten trat und so vieles Ungewöhnliche und mit jenen Unverträgliche mit

sich führte, war nicht bloß die Stütze und Unabhängigkeit, welche ihnen dieses Werk gewähren würde, sondern hauptsächlich der Dienst, den sie durch dasselbe dem Vaterlande zu leisten gedachten. Jacob Grimm entwarf dazu sofort den Plan in der großartigsten Weise und legte ihn Lachmann in dem am 24. Aug. 1838 begennten, am 31. Aug. geschlossenen Briefe ausführlich dar. Alle Wörter der hochdeutschen Sprache von Luther bis auf Goethe sollen aufgenommen werden. Es sind jetzt schon, fährt er fort, Ausdrücke und Bedeutungen außer Gebrauch, die noch bei Festung und Mißbrauch galten, gesammelte Frühere. Aber ich meine, alle Wörter von Schönheit und Kraft seit Luther's Zeit dürfen zur rechten Zeit wieder hervorgeholt werden. Das soll als Erfolg und Wirkung des Wörterbuchs bedacht werden, daß die Schriftsteller daraus den Reichtum der vollkommen anwendbaren Sprache erkennen und lernen. Viele neuere Schriftsteller, z. B. Schiller (nicht Goethe, auch Lessing nicht), erscheinen mir im gewissen Betracht und abgesehen von ihren neuen Erfindungen, wortarm und unserer Sprache nicht recht mächtig. Zu deren Vortrefflichkeit könnte sogar noch hinzugefügt werden, was sich bei Uhland, Rückert und Platen finde; aus den Dialekten sollte aber nur das aufgenommen werden, was ein Schriftsteller gebrauche. Am 20. Sept. 1838 erneuert er den Plan in einigen Punkten. Erläuterungen aus der älteren Sprache, Etymologien und parallele Redensarten sollen aufgenommen werden, aber ohne sich pedantisch zu binden: das Publikum erwarte dergleichen und sei empfänglich dafür (Scherer a. a. D. XVI, 129 fg.). Und sofort wurden die Vorarbeiten dazu begonnen, und eine jetzt schon ausläufende Correspondenz suchte die Regionen der Mitarbeiter zu gewinnen.

Wenn aber auch die alten gepflegten Arbeiten schon jetzt darunter leiden mochten, so schritt Jacob Grimm doch rüstig damit vor. Da er sich, wie gesagt, entschloß, eine neue Ausgabe der bereits erschienenen Theile der Grammatik zu unternehmen, so begann er, wie er sich ausdrückte, das seit 1822 brach gelegene Feld der Lautlehre von Neuem zu pflügen und die neuen Furchen und Acker anders einzuräumen, gab zugleich zwei der ältesten angelsächsischen Gedichte: „Andreas und Elene“. Cassel 1840 heraus, deren umfassen, einleitende Vorrede schon den 19. Oct. 1839 unterzeichnet ist, und während des war auch ein Band der Weisthümer gedruckt worden. Seit er mit den Rechtsalterthümern sich beschäftigte, hatte er ununterbrochen nach diesen wichtigen Rechtsaufzeichnungen geforscht und sie gesammelt, um aus ihnen für eine neue Bearbeitung seiner Rechtsalterthümer neue und vollere Aufschlüsse zu erhalten. Endlich lag ein reiches Material vor, das er vom zweiten Theile an mit Verhülfe von Ernst Dronke und Heinrich Meyer herausgab. Durch einen Zufall erlitt jedoch der zweite Theil, dessen Vorrede den 7. Dec. 1839 unterzeichnet ist, vor dem ersten im J. 1840. Der erste Theil trägt zwar dieselbe Jahreszahl, aber seine Vorrede ist vom 3. Jan. 1841. Der dritte — wie fassen hier sämmtliche Theile zusammen — erschien 1842. Von da

an wurde dieses wichtige Werk auf Veranlassung und mit Unterstützung des Königs von Baiern Maximilian II. durch die historische Commission herausgegeben, und so erschien der vierte Theil 1863. Jacob Grimm zeigte denselben 1863 in den Gött. gel. Anz. St. 27. S. 1041 — 1046 (Rl. Schriften 5, 452 — 455) an. „Alle meine Arbeiten“, hebt er an, „wandten sich auf das Vaterland, von dessen Boden sie auch ihre Kraft entnahmen, mir schwebte ununterbrochen und bewußt vor, daß es uns am sichersten führe und leite, daß wir ihm zuerst verpflichtet seien. Die Schönheit, ja Ueberlegenheit classischer Sprache und Literatur ist nicht zu verkennen, aber auch die heimische empfängt einen Reiz dadurch, daß sie, lange niebergehalten und gebrochen, doch immer wieder sich auffrischt und erhebt.“ . . . „Nach langem Harten bin ich nochmals an die Weisthümer getreten und denke sie mit einem fünften Bande zu beschließen, sie sind ganz eigentlich meine Sache, hätte ich nicht Hand an sie gelegt, so wären sie nie gesammelt worden.“ Da die neue Ausgabe der Rechtsalterthümer 1854 hatte erscheinen müssen, ohne daß er dafür den Schatz von neuen Aufschlüssen, welche die neu gesammelten Weisthümer boten, verwenden konnte, so faßte er nun den Entschluß, in einer weitgreifenden Einleitung sowohl deren Natur und Alter, als auch die Vereinerung, welche aus ihnen nicht nur für die Rechtsalterthümer, sondern auch für die Kunde der deutschen Sprache, Mythologie und Sitten floß, zu eröffnen, allein der Tod rief ihn ab, ehe er Hand an dieses Vorhaben legen konnte. Der hinterlassene fünfte Theil der Weisthümer wurde 1866 unter der Oberleitung von G. L. Maurer herausgegeben von Richard Schröder, wozu 1869 noch ein sechster kam, der unter Mitwirkung von H. G. Kraus, Archivar Müller u. a. Gelehrten durch G. L. Maurer gesammelt und von Richard Schröder bearbeitet wurde.

Im März 1840 hatte Jacob Grimm das schon erwähnte Sendschreiben an R. Lachmann herausgegeben, und diesem folgte: „Deutsche Grammatik von Jacob Grimm. Erster Theil. Dritte Ausgabe“, deren Vorrede den 30. Oct. 1840 unterzeichnet ist, worin er, wie oben angeführt, den Vocalismus völlig umgearbeitet hatte.

Der Recensionen und Abhandlungen Litteratur er von 1838 — 1840 folgende:

1838. Gött. gel. Anz. St. 14. 15. S. 134 — 141; Rec. von Greich, Specilegium Vaticanum (Rl. Schriften 5, 273 — 277). St. 56. S. 545 — 553; von G. Hoffmann, Fundgruben. Tbl. II. Iter Austracum (Rl. Schriften 5, 277 — 282). S. 553 — 559; von Wasmann, Deutsche Gedichte des 12. Jahrh. u. f. w., welche Rec. das Datum 8. Oct. 1837 hat (Rl. Schriften 5, 282 — 286). St. 137. S. 1361 — 1364; Seibhamer von den Lateinischen Gedichten des X. und XI. Jahrhunderts, herausgegeben von J. Grimm und Andr. Schmeller (Rl. Schriften 5, 286 — 288). Ferner: Hallische Jahrbücher von Ruge und Scheremeyer, Nr. 211. S. 1761 — 1766; Neue Sammlung der altenglischen Historiker.

1839 Östt. gel. Anz. St. 34. 35. S. 342—344: Rec. von Grass, *Althochdeutscher Sprachschatz*. Thl. 3. (Al. Schriften 5, 292—293). St. 56. S. 550—560: von Rasmann, Die deutschen Abwägungs-, Glanbens-, Bechts- und Beisformen. St. 60. S. 598—599: von D. Thiersch, Der Hauptstuhl des westphälischen Hemgerichts (Al. Schriften 5, 294). St. 174. 175. S. 1740—1743: von Von dem Mayer Helmbrechtsche, herausgegeben von Bergmann (Al. Schriften 5, 294—296); S. 1743—1744: von Reuß, Fragmente eines altdeutschen Gedichtes von den Heidenkaten der Kreuzfahrer (Al. Schriften 5, 296—297). Dann: Theologische Studien und Kritiken, herausgegeben von Wilmann und Umbreit, 2, 747—752: „Ableitung des Wortes Sünde“ (Al. Schriften 5, 298—291).

1840 lieferte er für die Altheutschen Blätter von Haupt und Hoffmann, Bd. 2. S. 138—141: „Vollständiges Verzeichnis von der Pfalz aus dem Jahre 1622“. S. 324: „Berichtigungen zu den lat. Geschichten des X. und XI. Jahrh.“, und in der Zeitschrift des Vereins für heftische Geschichte und Landeskunde zu Cassel. Bd. 2. S. 132—156: „Ueber heftische Ortsnamen“, und: „Ermüdung einer Stelle des Tacitus“ [Ann. 2, 88] (Al. Schriften 5, 297—312).

Im März 1841 starben die Brüder Grimm, dem hochherzigen Kaise Königs Friedrich Wilhelm's IV. folgend, nach Berlin über, wo sie eine so ehrenvolle, sorgenfreie, angenehme und an Ruhe und Hilfsmitteln so reiche Stellung fanden, wie sie einem deutschen Gelehrten nur gewährt werden kann. Eine lange Reihe von Abhandlungen waren hier neben dem dritten Theile der Weisthümer und den unausgegebenen Vorarbeiten zum Wörterbuche die Frucht der ersten Jahre. Im Jahre 1841 gründete Mor. Haupt die Zeitschrift für deutsches Alterthum. Jacob Grimm eröffnete dieselbe mit mehreren kleinen Abhandlungen: „Altfriesische Kosmogonie“ (S. 1—2). „Sintarazilo“ (S. 2—6). „Iprel und Gildibrant“ (S. 7—20). „Uota Ano Ato“ (S. 21—26). „Sobann: Haupt und Blinde“ (S. 136—137). Kleine Bemerkungen, und zwar: „Malboto“ (S. 206), „Accusativ bei Adjuncten“ (S. 207), „Zu statt des zweiten Accusativs“ (S. 208). Ferner „Gleichnisse“ (S. 572—575). „Hasehart“ (S. 575—577). „Wuotilgoz“ (S. 577—578). „Garseez“ (S. 578). „Sum, sumelic“ (S. 579—580). Für die Zeitschrift für deutsches Recht von Stephan und Wille Bd. 5. S. 1—29 lieferte er die Abhandlung: „Ueber Notkunst an den Frauen“, schrieb ein Vorwort (S. III—XVII) zu Georg Thomas, der Oberhof, herausgegeben von Euler, und recensirte in den Östt. gel. Anz. St. 36. 37. S. 345—362: Thorpe, *Ancient laws and institutes of England* (Al. Schriften 5, 312—323), und in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik Nr. 101. 102. S. 801—811: Lappenberg, *Geschichtsquellen des Erzstiftes der Stadt Bremen* (Al. Schriften 5, 322—331).

Den 31. Jan. 1842 las er in der Akademie der Wissenschaften (historisch-philosoph. Classe): „Ueber Eintheilung der deutschen (starken) Declina-

tion“ (Monatsber. 31—32). Daraus hielt er den 3. Febr. in der Geistesakademie der Wissenschaften seine Antrittsrede: „Ueber zwei entdeckte Gedichte aus der Zeit des deutschen Heidenthums“ (Abhandlungen v. philosph.-histor. Kl. 1842. S. 1—26; Al. Schriften 2, 1—29), welche heidnische Zaubersprüche enthaltenden Denkmäler für die deutsche Mythologie von größter Wichtigkeit sind. W. Baig hatte dieselbe aus der merseburger Domblottheil entdeckt und J. Grimm zu dessen größter Freude im Herbst 1839 persönlich überbracht. Dann schrieb er zu Benede's Jubiläum am 3. Aug. 1842 die kleine Schrift: „Frau aventure klopft an Benecke's Thür“ (Al. Schriften 2, 83—112), lieferte in Haupt's Zeitschrift. Bd. 2 folgende Abhandlungen: „Altherbad zu Gudrun“ (S. 1—6). „Sioza“ (S. 5—6). „Zu den Merseburger Gezeiten“ (S. 188—190). „Crede mihi“ (S. 191). „Das er östlicher Appellativa unadjectivisch“ (S. 191—192). „Frau sein wildes Thier“ (S. 192). „Schon mehr über Iphel“ (S. 252—257). Die ungründeten Kinder Evas“ (S. 257—267). „Ueber Umlaut und Brechung“ (S. 268—275). „Vorangestellte Genitive“ (S. 275—276). „War die Eide“ (S. 569). „Nachtrag. Berichtigung zu S. 269 fg.“ (S. 571—572). Ferner lieferte er für die Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaften von Savigny Bd. 11. S. 385—398: „Bemerkungen zu Schumann's Aufsatz über das Wehrgebot der Freien nach der Lex Saxonum“, und recensirte in den Jahrb. f. wissensch. Kritik Nr. 99. 100. S. 791—797: H. Leo, *Rectitudines singularum personarum* (Al. Schriften 5, 331—336). Auch erschien in diesem Jahre der 3. Band der Weisthümer.

Den 24. April 1843 las er in der Akademie: „Geschichte des Mittelalters aus König Friedrich I. den Staufer und aus seiner sowie der nächstfolgenden Zeit“ (Abhandl. 1843. S. 143—256; Al. Schriften 3, 1—102), in welcher umfangreichen Abhandlung er ein unbeachtetes, reiches Material zusammenstellte, ihm vieles Neue und Interessante abzugewinnen wußte, und zeigte, daß die gewöhnliche Schreibung „Hohenstauffer“ unbedeutend sei. Am 27. Juli trat er sodann die Abhandlung: „Deutsche Grenzalterthümer“ vor (Abhandl. 1843. S. 109—142; Al. Schriften 2, 30—74). Was er damit beabsichtigt, spricht er in folgenden Worten an: „Ich will dem, was das deutsche Recht von den Verhältnissen der Grenze meldet, Aufschlüsse abzugewinnen suchen über die Landtheilung und für Mythologie.“ Sodann lieferte er für Haupt's Zeitschrift Bd. 3: „Zur Syntax der Eigennamen“ (S. 134—139). „Nannesenamen auf -chari, -hari, -ar“ (S. 139—151). „Jonast und seine Söhne“ (S. 151—158).

Im J. 1844 erschien, als eine Frucht ersten Ranges aus dem besten Leben, die schon oben besprochene zweite Ausgabe der Deutschen Mythologie, deren Vorrede den 28. April unterzeichnet ist. Dann lieferte er für Haupt's Zeitschrift Bd. 4: „Schwedische Volkslagen“ (S. 500—508). „Jahresgang“ (S. 508—571). Die Wälschensprache“ (S. 581—612). „Erläuterung“ (den Anfang der Mythologie betreffend). In der unter seiner Mitwir-

lung erscheinenden Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, herausgegeben von Schmidt, Bd. 2. S. 266—272 veröffentlichte er eine Abhandlung: „Ueber die neue Ausgabe Meier's“ (Kl. Schriften 6, 344—349), rezensierte in dem Jahrb. f. wissensch. Kritik Nr. 91. 92. S. 721—732: W. Müller, Geschichte und System der alt-deutschen Religion (Kl. Schriften 5, 336—344), und da ihm die im Herbst dieses Jahres unternommene skandinavische Reise nach Kopenhagen fürte, so trug er daselbst am 16. Sept. in der Versammlung der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde die Abhandlung: Om oldnordiske Egennavne i en i Reichenau skreven Necrolog fra det 9^{de} og 10^{de} Aarhundrede [Antiquarisk Tidsskrift 1843—1845. S. 67—76] (Kl. Schriften 5, 349—354) vor, und hielt dann, da er im vorigen Herbst eine Reise nach Italien unternommen hatte, in der Berliner Akademie am 4. Dec. den herrlichen Vortrag: „Italiensische und skandinavische Einbrüche“, der im J. 1845 in Schmidt's Zeitschr. für Geschichtswissenschaft, Bd. 3. S. 256—282 erschien (Kl. Schriften 1, 57—82).

Den 13. März 1845 las er in der Akademie: „Ueber das sinnliche Epos“, welche höchst anregende und für die Geschichte des Epos wichtige Abhandlung in dem 1. Bande von Höfer's Zeitschr. f. Wissensch. der Sprache S. 13—55 erschien (Kl. Schriften 2, 75—112) und später ins Schwedische und Russische übersetzt ward (f. Kl. Schriften 5, 501). Den 15. März unterzeichnete er die Vorrede (I—VIII) zu: Emil Franz Rösiger, Deutsche Rechtsalterthümer aus Böhmen und Wäthren 1. Bd., las darauf den 3. April in der Akademie: „Ueber die Sammlung deutscher Minnelieder zu Paris“ (Monatsber. S. 109—112; Kl. Schriften 5, 359—362), damit Aufschlüsse über deren Schicksale gebend, sowie über den Erfolg seines Auftrags im Jahre 1815, die aus Preußen entführten Handschriften betreffend, und den 11. Dec.: „Ueber Diphthongen nach weggefallenen Consonanten“ (Abhandl. 181—244; Kl. Schriften 3, 103—170), eine an ausgezeichneten Etymologien reiche Abhandlung. Zugleich erschienen im 5. Bde. von Haupt's Zeitschrift: Woban und Freia bei den Wäthlen (S. 1—2). Die Heidenfage von Alphere und Balther (S. 2—5). Abot und das Meerweib (S. 6—10). Abol, äthiopischer König (S. 69—71). Der heilige Hammer (S. 72—74). Zur Zeitschr. 1, 29; 3, 384 (S. 74—75), o und ö, dabei über kēpa, kēpi, ohlachsan, quēpan, spid (S. 234—240). Der Weibau“ (S. 494—504). Ferner in Schmidt's Zeitschr. 3, 96: „Ueber die freilichen Moten“ (Kl. Schriften 5, 467); 3, 348—353: „Griechischer Volksglaube aus helmischem erwiesen“ (Kl. Schriften 5, 354—358); 4, 544—545: „Nachtrag zu dem Aufsatze über das zu Wenden speßen bei den Göttern in dieser Zeitschrift“ (Kl. Schriften 5, 358—359).

Den 5. März 1846 trug er in der Akademie die Abhandlung: „Ueber Jordanes und die Geten“ (Abhandl. 1—59; Kl. Schriften 3, 171—235) vor. Nachdem er in derselben mit Einleitung über Jordanes oder

Jordanes gehandelt, sucht er die Ansicht dieses Schriftstellers, welchem Geten und Gethen ein und dasselbe Volk sind, ernstlich in Schutz zu nehmen. Daraus folgte er die Vorrede (V—XXIV) zu Giambattista Vassie, Der Ventamerone. Aus dem Neapolitanischen übertragen von Fel. Liebrecht, handelte in Schenckelin's Philologus, Jahrg. 1, 340—344: „Vom Singen der Schwärter und Pfannen“ (Kl. Schriften 5, 362—365), und schrieb in Schmidt's Zeitschr. f. Geschichtsw. 5, 453—460: „Gegen Albert Schott's Weisen und Gbelinge“ (Kl. Schriften 5, 365—371), und S. 473: „Anfrage“ (über Vincentius bellouac). Im September dieses Jahres wohnte er mit seinem Bruder Wilhelm der sogenannten Germanistenversammlung zu Frankfurt bei, wo er, wie schon erwähnt, einstimmig zum Vorstand gewählt wurde und folgende Vorträge hielt: 1) Ueber die wechselseitigen Beziehungen und die Verbindung der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften (Verhandlungen 11—18), in welchem Vortrage er u. a. den von ihm selbst so fruchtbar gemachten Satz ausprobierte: „Unter dem Geleite der Sprachkunde erwächst auch die Geschichte zu freiem Gedeihen; sie wird sachlich vertieft, geistig belebt und in vaterländischem Sinne befruchtet“; 2) Ueber die ungenannten Wissenschaften (S. 58—62); 3) Ueber den Namen der Germanisten (S. 103—105).

Den 28. Juni 1847 las er in der Akademie: „Ueber Marcellus Burdigalensis“ (Abhandl. 429—460; Kl. Schriften 2, 114—151). In dieser mit der früheren über die Wertheburger Gedichte zusammenhängenden Vorlesung bespricht er die lateinischen Heilformeln, die der aus Aquitanien gebürtige Marcellus, Arzt des Kaisers Theodosius, aus dem Volksmunde gesammelt hatte, und deutet die bei ihm sich findenden Ueberbleibsel gallischer Sprache auf. Dann handelte er „Ueber sinnliche Wörter“ (Monatsbericht S. 175; Kl. Schriften 2, 112—113), als Nachtrag zu der Vorlesung über das sinnliche Epos, und las den 21. Oct.: „Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache“, mit einem Auslaufe über die Verba aus -ieren (Kl. Schriften 1, 327—373), eine Abhandlung, die in fester, trefflicher Weise die Schäden unserer neuhochdeutschen Sprache aufdeckt. Den 2. Nov. unterzeichnete er dann die Vorrede (I—XXI) zu Ernst Schulze's goth. Glossar.

Den 6. Jan. 1848 übergab er der Akademie die Abhandlung von P. M. Ruch über die Zinschrift auf dem bei Hallebus unweit Londern im J. 1734 gefundenen goldenen Horn und trug Bemerkungen zu derselben vor (Monatsber. S. 57—58). Uebrigens hatte Jacob Grimm ein neues großes Werk vollendet: „Geschichte der deutschen Sprache. 2 Bde.“ Leipzig 1848. Den 7. März unterzeichnete er die Vorrede. Doch, das Werk war noch nicht ausgegeben, als er ins deutsche Parlament gewählt und dadurch aus seiner stillen Stube auf den Schauplatz des öffentlichen, sturmbelegten Lebens geführt ward. Was da sein edles deutsches Herz erob und niederdrückte, dem gab er, wie früher ausgeführt, lebhaften Ausdruck in der Zinschrift der Geschichte der Sprache vom 11. Juni an Ceroinus.

Dieses Werk hat eine besondere Veranlassung gehabt, und hieraus erklärt sich die eigenthümliche Anlage desselben. Sowol Sprach- als Geschichtsforscher hatten seine Abhandlung, Ueber Jorndans und die Gothen¹⁾, in welcher er die Ansicht dieses Schriftstellers, das Gothen und Geten ein und dasselbe Volk seien, in den Schutz genommen, lebhaft angefochten. Da regte sich in ihm, wie er in der Vorrede S. VI auspricht, „die Lust, die flüchtig niedergeschriebene und lebhaft angefochtene Abhandlung zu einem bedächtigen Buche umzuwandeln, in welchem die Geschichte aller deutschen Völker, nicht bloß der Gothen, tiefer als bisher geschah, getränkt werden sollte aus dem Quell unserer Sprache, den zwar die Historiker als Ausschmückung ihres Gartens gelten lassen, dem sie doch kaum zutreten, um die Lippe daran zu nehen.“ „Sprachforschung“, sagt er weiter S. XI, „der ich anhängte und von der ich ausginge, hat mich noch nie in der Weise befriedigen können, daß ich nicht immer gern von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre; ich wollte nicht bloß Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es sehr werth vor, ob nicht der Geschichte unserer Völker das Bett von der Sprache her fester aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologien manchmal Valtenkenntnis fruchtet, angefordert auch die Geschichte aus dem unschlüssigsten Standpunkte der Sprache Gewinn entnehmen sollte.“ Der Gothen und Gothen Identität ist darum nach seiner eignen Angabe (S. 800) fast ein Angel, um den sein ganzes Werk sich dreht. Um aber diese zu erweisen, muß er vor Allem die germanische Geschichte mit Hülfe der Sprachforschung um einige Jahrhunderte über ihren Anfang hinaus zu verlängern suchen. Indem er darum sprachliche und geschichtliche Forschung mit einander verbindet, zieht er nicht nur die Sprache und Geschichte (Ethnographie) sämtlicher ältesten deutschen Völker, bezw. derjenigen, welche nach seiner Meinung dazu gehören, sondern auch die Sprachen der benachbarten und verwandten Völker in den Kreis der Untersuchung, und da durch die hierdurch gewonnenen Resultate die Sicherheit der in der Grammatik gewonnenen Sprachgesetze sich steigern muß, so unterwirft er die wichtigsten derselben einer neuen Betrachtung. Deshalb ist sein Werk weder eine Geschichte der deutschen Sprache im engeren Sinne, die nur auf die heute in Deutschland herrschende Sprache, die hochdeutsche, sich beschränkt, deren gegenwärtige Erscheinungen nicht nur vollständig zur Schau dräht, sondern auch, so weit die Quellen reichen, aus allen früheren Grundlagen erläuterte — ein solches Werk lag für ihn noch in der Zukunft —, noch eine solche in allgemein umfassender Bedeutung, die auf alle einzelne Zweige des großen Sprachsaumes gerichtet wäre — in solcher Richtung war seine Grammatik ausgearbeitet —, sondern es ist eine Vorgeschichte der deutschen Sprache, eine zusammenfassende, weitergeführte Erörterung der Hauptgesetze unserer Sprache, sowie ihrer Stellung in den verwandten, ihrer Spaltung in verschiedene Sprachzweige und Dialecte mit deren Charakterisierung. Er selbst spricht sich darüber folgendermaßen aus (Vorr. S. XV): „Wie nicht Sicherheit, allein Fülle und

Gewicht der Sprachgesetze durch Aufnahme aller Mundarten und Dialecte in den Kreis der Untersuchung sich steigern, muß es diese noch in höherem Grade fördern, wenn auch die Sprachen der uns benachbarten und verwandten Völker zugezogen werden. Erst damit erlangt jenes Bild, in welchem sämtliche deutsche Sprachen die vordere Bühne einnehmen, seinen Grund für die in der Tiefe aufgestellten ausländischen und eine rechte Perspective thut sich unserer Blicke auf. Von solchen Standpunkten habe ich mich nicht enthalten können, diesmal die Geschichte unserer Sprache zu unternehmen, und ihre wenigstens eine Reihe von wechselnden Ansichten zu eröffnen, in besten Falle Haltpunkte zu gewinnen, an welchen fortgesetzte Untersuchungen haften, und indem sie Auswüchsiges wieder abstreifen, aller wahren Fortschritte sich bemächtigen können.“ ... „Was ich jüngst in der deutschen Grammatik geleistet habe und der größten Erweiterung allenthalben fähig wäre, ist nur lässig und fast ausgenommen and von Keinem fortgeführt worden; darum versuche ich in vorliegendem Werke schwieriger Hauptstücke dieses Faches, wie sie mir bei wiederholtem Nachhaken sich gestalten, neuerdings auf die Bahn zu bringen.“

Aber auch in obigem Sinne ist dieses Werk nicht eine zusammenhängende Geschichte der deutschen Sprache zu nennen, sondern nur eine Reihe von culturhistorischen, ethnographischen, sprachlichen Abhandlungen zu einer Vorgeschichte unserer Sprache, die gruppenweise in engem Zusammenhange stehen. Dasselbe zerfällt in 42 Capitel, welche sich nach Benleys gründlicher Analyse¹⁾ (a. a. D. 455 fg.) in vier Hauptgruppen und einen Anhang, oder, wenn man den letzteren auch jenen Namen geben will, in fünf Hauptgruppen zerlegen lassen.

Die erste — aus sieben Capiteln bestehend — beschäftigt sich mit dem Culturzustande der Indogermanen vor der Trennung. Dieselben stammen aus ihrem Werke über die deutsche Sitte, womit er schon seit Jahren umging (S. 1016), und gehören zu dem Anhanglichen, was er überhaupt geschrieben hat. Cap. I (1—14) „Zeitalter und Sprache“ handelt von der Sprache als Zeugnis über die Völker. „Sprache“, sagt er S. 5, „ist der volle Athem menschlicher Seele, wo sie erstaltet, oder in Denkmälern geboren ist, schwebet alle Unklarheit über die Verhältnisse des Volkes, das sie redete, zu seinen Nachbarn. Für die älteste Geschichte kann da, wo uns alle anderen Quellen verlegen oder erhaltene Ueberlieferungen in unaussprechlicher Unklarheit lassen, nichts mehr austragen als sorgsame Erforschung und Verwandtschaft der Abweichung jeder Sprache und Mundart bis in ihre ersten Aehren oder Halern.“ Hiermit betrifft Jacob Grimm einen sehr fruchtbaren Boden; denn wenn die Indogermanischen Völker dasselbe Wort haben, so haben sie auch die Sache, und es ergibt sich daraus ein Zeugnis über

1) Ich schreibe mich der weichen an, und wenn ich statt dessen Bezeichnung „Abstrakt“ „Concret“ wählte, so bräut dies darauf, weil Jacob Grimm in diesem Werke diese Bezeichnung dafür selbst gebraucht.

den Culturzustand, aus dem dies Volk vor der Trennung sich befand und unsere Geschichtkenntniß davon wird wesentlich erweitert. Um dies zu erweisen, wählt nun Jacob Grimm folgende Beispiele aus deren Ursprung. Cap. II „Hirtin und Ackerbauer“ (S. 15—27) zeigt er aus Ueberlieferungen und einstimmigen Benennungen, daß die indogermanischen Völker Europa's, speciell die Germanen als Hirten, Krieger und Jäger aus Asien eingewandert seien und erst in Europa sich an Ackerbau gewöhnt haben; Cap. III „Das Vieh“ (S. 28—42), daß die Benennungen des Viehes des Hirtens und des Jägerlebens bei diesen Völkern dieselben sind und sich dieselben so weit auf die frühesten Zeiten zurückbeziehe; Cap. IV „Kallensjagd“ (S. 43—52) that in derselben Weise dar, daß unsere Vordaten diesen Brauch nicht von den Römern empfangen, sondern bereits vor ihnen kannten, und mit andern römisch im Osten hausenden Völkern gemein hatten; Cap. V „Ackerbau“ (S. 53—70) stellt aus der Sprache außer Zweifel, daß, wenn die Germanen im Osten auch noch lange Hirten gewesen seien, sie doch von sehr früher Zeit an den Ackerbau und das notwendige Gerath dazu gekannt haben müssen; Cap. VI „Feste und Monate“ (S. 71—113) bespricht die Einführung des Jahres in Jahreszeiten und Monate bei den indogermanischen Völkern, und weist insbesondere nach, daß sich eine Menge von unversehmbaren Analogien sowohl in der Wortgestalt als in dem Begriffe der Monatsnamen unter allen europäischen Völkern finde. Cap. VII „Glaube, Recht und Sitte“ (S. 114—160). Hier kann er nun mit dem Capte beginnen: „Echon haben wir Boden gewonnen. Völker, die in einfachen Bräuchen des Hirtenslebens, der Jagd und des Ackerbaues, in wiederkehrenden Jahreszeiten und in ihrer Naturanschauung, oft mit den feinsten Zügen übereinstimmen, müssen allenthalben diesen Zusammenhang in Glauben, Recht und Sitte bewahren“, und weist dann in einer nicht sparamen Reihe von Beispielen, wie gegenüber den aufgestellten Wortgleichheiten des Viehes und des Getreides, die ganze europäische Vorzeit auch in Glauben und Sitte unter sich und mit Asien zusammenhänge.

Die zweite Gruppe behandelt nun in zehn Capiteln die Abtrennung der Germanen von den verwandten Völkern und die Individualisirung ihrer Sprache. Cap. VIII „Einwanderung“ (S. 161—175) bespricht die der Griechen, Italier, Kelten, Germanen, Eilbauer, Elawen, Finnen, Iberer, Thrakien und Skythen aus Asien in Europa. Mit Cap. IX „Thralen und Gerten“ (S. 176—217) sucht dann Grimm sprachlich, geographisch und historisch die Identität der Gerten und Gothen zu beweisen, sowie die der Daken und Dänen, und vermittelst der Gerten „nähere Berührung“ zwischen den Germanen und Thrakien. Cap. X „Skythen“ (S. 218—237) verfolgt er diese germanische Spur höher in Osten in den von geistlicher und thrakischer Sprache gewissermaßen untreubaren pontischen Skythen und Sarmaten, was neuere Forschungen, insbesondere die Müllenhoff's (Monatsberichte der Berl. Akademie 1866. S. 549—576) in sofern bestätigt haben, als sie dargethan,

daß die pontischen Skythen und Sarmaten mit dem europäischen Zweige des indogermanischen Stammes in nächster Verwandtschaft stehen. Mit Cap. XI „Urvorwandtschaft“ (S. 238—273) beginnt die Charakterisirung des indogermanischen Sprachstammes, indem zunächst die Urvorwandtschaft der dazu gehörigen Sprachen in den Zahlen, den persönlichen Pronomina und einzelnen Formen des substantivischen Verbums, sowie in mehreren Verwandtschaftsnamen nachgewiesen wird. Die nun folgenden fünf Capitel, nämlich Cap. XII „Vocalismus“ (S. 274—293), Cap. XIII „Expiration“ (S. 294—308), Cap. XIV „Aspiration“ (S. 309—341), Cap. XV „Die Stimmungen“ (S. 342—356), Cap. XVI „Die Lautabstufung“ (S. 357—391) behandeln die Laugesetze der indogermanischen Sprachen überhaupt. Dann gelangt er Cap. XVII zu der „Lautverschiebung“ (S. 392—434), mit der die deutsche Sprache von den anderen abtritt und für sich geht, ja womit sie selbst unter ihren eigenen Stämmen wesentlichen Unterschied gründet.

Damit hat er sich nun den Weg gebahnt, der Reihe nach die einzelnen germanischen Volksstämme nach ihren Namen, Eigen, geschichtlichen Hauptmomenten zu betrachten und ihre Sprache aus ihrem literarischen Denkmälern oder Eigennamen zu charakterisiren. Dies geschieht nun in der dritten, zwölf Capitel umfassenden Gruppe. Rämlich Cap. XVIII „Gothen“ (S. 435—481) und deren Sippen: Bosaren, Peunien, Gepiden, Skiren, Rugier, Heruler, Avionen, Alanen, Hunnen und Vandalen. Cap. XIX „Hochdeutsche“ (S. 482—511). Er beginnt dieses Capitel: „In den gothischen Stämmen lagerte die erste Schicht des deutschen Volkes, wodurch es von Alters her mit Skithien, Thrakien und Sarmaten zusammenhängt, sodas auf einzelnen Punkten die Grenze unsicher wird; als die Gothen fern entrückt waren und jener östliche Haß sich selbst gesprengt hatte, wurden andere von ihm bisher umschlossene deutsche Stämme bloß gegeben und den gegen unseres Landes Herz drängenden Slaven benachbart. Zur Zeit solcher Losrennung des gothischen Sprachstammes scheint auch die zweite Stufe der Lautverschiebung eingetreten (nach Seite 483 kaum vor dem fünften, sechsten Jahrhundert), welches Kennzeichen der süßlichen Deutschen gegenüber den nördlichen geblieben ist. Ich bedarf aber eines allgemeinen alle Völker der zweiten Lautverschiebung umfassenden Namens, welcher kein anderer als der gewählte (hochdeutsche) sein kann.“ Er führt dann die Hauptkennzeichen der hochdeutschen Sprache an und glaubt behaupten zu dürfen, daß dieser Dialekt von den Schwaben, Baiern und den übrigen Völkern, die sich an diese anschlossen, ausgegangen sei, und handelt dann des Nördlichen über die Eurovri mit den dazu gehörigen Cimnen, den Tribosen, Remeten, Bangionen, ferner von den Alamannen, Armaulaven, Suthungen, Warlomannen, die er mit Zens für die Stammväter der Baiern hält, sodann von den Naristen und Duaden. Cap. XX „Franken“ (S. 512—548) handelt von deren Namen und den dazu gehörigen Völkerschaften, als Eigamern, Ougern, Uibern, Ripuarern, Saliern, Chamaden, Bructern, Remetern und

Ulfpeken, sowie von der Sprache des Franken, woran sich dann ein „Auslauf über die Waldergische Glosse“ (548 — 564) reißt, in dem er die Ansicht hegt, daß diese Glossen nicht deutsch, sondern celtisch seien, an zahlreichen Beispielen zu widerlegen sucht. Mit Cap. XXI „Hessen und Bataven“ (S. 565 — 595) beginnt der zweite Band. Sein Grimmothsgesühl festsetzt ihn so mächtig an diesen Stamm, daß er mit folgenden Worten anhebt: „Daß ich von den Hessen ausführlicher handle, als dieses Buches ganzer Anlage gemäß scheint, wird seinen, der mich kennt, verzeihen, da ich an meiner Heimath, in der mir'seids Weibens nicht war, immer lebhaft hing und noch hänge.“ Er bespricht daher auch sammtliche hessische Nebensämme, als Batten, Bataven, Caninefaten, Mattiasen, Chattsarier, Lubanten. Cap. XXII ist den „Hermunduren“ (S. 596 — 607) mit den eigentlichen Thüringern (Ostthüringern) und den niederdeutschen (Westthüringern) gewidmet. Cap. XXIII „Die Niederdeutschen“ (S. 608 — 667). Nach den einleitenden Worten: „Wie im Süden der schwäbische und bairische Volksstamm Grundlage der hochdeutschen, ist im Norden der sächsische die der niederdeutschen Sprache geworden. Im Osten sind die das älteste und echteste Deutsch ankommenden Gothen ausgegangen und verschollen, im Westen die Franken mit dem gallischen Elemente verschmolzen, ihre Lieder untergegangen. Von Chatten und Hermunduren frühe schon nach dem äußersten Nordwesten auskandende Zweige scheinen wesentlich zur Bildung der niederländischen Sprache mitgewirkt zu haben; im innern Lande blieb die Eigenheit beibehalten und thüringischer Mundart allzu schwach“, sucht er die Identität der Sachsen und Cherusken nachzuweisen und handelt dann von den Angriavariern, Karis, Duigibinen, Ostfalen, Westfalen und Engern, Nordalbingen, Himbern, Haruden, Teutonen und der Sprache der Altsachsen und Angelsachsen. Cap. XXIV „Friesen und Chauken“ (S. 668 — 681), wobei er die Sprache des ersten Volkes bespricht. Cap. XXV „Langobarden und Burgunden“ (S. 682 — 708), in scharfsinniger Weise bespricht er namentlich die langobardischen Eigennamen und einzelne erhaltene Wörter. Cap. XXVI „Die übrigen Oststämme“ (S. 709 — 726), als Eggyer, Silingen, Rugilonen, Buren, Harier, Raharnavalen, Wichobalen, Rendinger, Sueodonon, Aestier, Guttonen, Gotibinen, Teutofagen. Cap. XXVII „Scandinaviern“ (S. 726 — 759) behandelt die nordischen Germanen: Gothen, Dänen, Jüten, Reidgothen, Schweden, Norolanen, Norweger, und bietet eine Charakteristik der altnordischen Sprache. Cap. XXVIII „Edda“ (S. 760 — 773), diese wird darum hier zur Sprache gebracht, „weil sie beitragen soll den rechten Standpunkt für die Bevölkerungsverhältnisse des Alterthums zu sichern“ (S. 764). Cap. XXIX „Germanen und Deutsche“ (S. 773 — 796). „Nachdem wir“, beginnt er, „Namen, Eig und Verwandtschaft aller einzelnen Stämme erwogen haben, ist es gelegen, zuerst noch eine bisher aufgesparte Untersuchung über die ihnen gemeinschaftlich zugebende Benennung zu verbreiten.“ Er versucht dann, in die Natur des Volkennamen überhaupt tiefer einzudringen, und erörtert darauf die Gesamtnamen „Germanen und

Deutsche.“ Cap. XXX „Rückblick“ (S. 797 — 826). „Wie die alten Kämpfer, den Helm abbindend und an die Luft stellend, sich in den Ringen süßten, will ich auch meinen Lauf einhalten und mich einmal verschaukeln.“ Nachdem er also angehoben, überaus er im Zusammenhange die bis dahin geführten Untersuchungen über die germanischen Völker und ihre Verwandten, bietet aber zugleich den Gegnern seiner Behauptung von der Identität der Gothen und Gothen den härtesten Kampf, indem er alle ihre Einwürfe prüft und zu widerlegen sucht.

Die nun folgenden neun Capitel bilden die vierte Hauptgruppe und sind wiederum ganz der Sprache gewidmet. Cap. XXXI „Deutsche Dialecte“ (S. 827 — 841) bespricht nach einer geistreichen Betrachtung über Dialecte und Mundarten überhaupt diejenigen deutschen Zungen, welche „der Schrift theilhaft geworden, ihre Eigenthümlichkeit behaupteten“ (S. 836), nämlich die gothische, hochdeutsche, niederdeutsche, angelsächsische, friesische und nordische. Dieses Capitel bildet gewissermaßen die Einleitung zu den acht folgenden: Cap. XXXII „Abblau“ (S. 842 — 862), Cap. XXXIII „Reduplication“ (S. 863 — 876); Cap. XXXIV „Schwache Verba“ (S. 877 — 891), Cap. XXXV „Verschobenes Präteritum“ (S. 892 — 910), Cap. XXXVI „Die Vocale der Declination“ (S. 911 — 926), Cap. XXXVII „Instrumentalis“ (S. 927 — 938), Cap. XXXVIII „Die schwachen Nomina“ (S. 939 — 965), Cap. XXXIX „Dualis“ (S. 966 — 979), worin er die schwierigen Hauptstücke der Grammatik, wie sie sich ihm nach seinen neuen Forschungen und Entdeckungen gestalteten, in großen Zügen abhandelt und sich zugleich mit den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung auseinanderlegt, indem er dabei die von ihm eingenommene isolirte Stellung größtentheils behauptet.

Es folgen nun noch zwei Capitel, welche sich, wie oben bemerkt, als Anfang oder sänfte Hauptgruppe betrachten lassen. „Für die Geschichte der Sprache“, sagt er (S. 980), „sind noch reiche Ergebnisse bewogen, wenn sie allmählich, außer den Lauten, Ableitungen und Flexionen, über die ganze Fülle sinnlicher Vorstellungen den Wortvorrath aller urverwandten Sprachen befragen und erforschen wird.“ Er wählt nun dazu ein sehr weit verbreitetes Beispiel Cap. XL „Recht und Fink“ (S. 980 — 996), und kehrt dann mit Cap. XLI „Milch und Fleisch“ (S. 997 — 1016) zum zweiten und dritten Capitel zurück.

Im letzten Capitel, XLII „Schluß“ (S. 1017 — 1035), wird dann kurz das Hauptfachliche zusammengefaßt, woraus sich das Verhältniß der deutschen Sprache zu den verwandten und benachbarten funktabst. „Unsere deutsche Sprache schließt sich demnach“, heisst es (S. 1030), „und das ist aller meiner Forschungen Ergebnis, sichtlich zunächst an die slavische und litthauische, in etwas fernerem Abstand an die griechische und latinische an, doch so daß sie mit jeder derselben in einzelnen Trieben zusammenhängt.“ „Alle deutschen Sprachen“, und damit schließt er, „wie weit auch ihre Aeste und Zweige von einander ge-

trieben haben, fallen sichtbar denselben Stamme zu und bezeichnen eine mütterliche diota (pinda), nach der sie genannt sind; je höher man zurückgeht, desto ähnlicher werden sich Gothen, Hochdeutsche, Niederdeutsche, Scandinavier, und alle sind gleiches Ursprungs.“

Die vollste Wahrheit ist, was Wilhelm Grimm über dieses Werk urtheilt, indem er 1849 an Laßberg (Weisfer's *Germ.* 13, 488) schreibt: „Jacob's Geschichte der deutschen Sprache (I, 1) ist ein Werk, in dem sich seine Eigenthümlichkeit am kühnsten ausdrückt, und ich glaube, daß er an keinem so große Freude bat. Ich glaube auch, daß welcher nicht in alle Einzelheiten eingehen will, wird doch sich angezogen fühlen und Gewinn davon haben.“ Die Eigenthümlichkeit Jacob Grimm's, nämlich durch Hilfe der Sprache Aufschlüsse zu gewinnen über die germanische Ur- oder Vorseit und durch Combination die Trimmer zu einem lebendigen Ganzen zu gestalten, tritt in der That nirgends schöner hervor als hier. Er mochte dies auch selbst fühlen, und spricht darum in der Vorrede S. II den für alles Forschen gewiß wahren Grundsatz aus: „wer nichts wagt, gewinnt nichts, und man darf mitten unter dem Gesein nach der neuen Frucht auch den Wuth des Fehlens haben“. Wenn aber auch, was Niemand mehr bestritt, der Hauptzweck dieses Werkes, die Beweisführung, daß Gothen und Gothen ein und dasselbe Volk seien, welche er mit allen erdenklichen Mitteln zu erreichen sucht, völlig mißlungen ist, wenn auch viele seiner Etymologien völlig unhaltbar, sowie viele seiner Combinationen allzu gewagt sind, und das ganze Werk überhaupt kein grundlegendes, neue Gebiete der Forschung erschließendes ist, sondern mehr ein ausbauendes, fast populärstrebendes, so ist und bleibt es dennoch ein kaum-nennwerthes Werk und seine Wirkung für die Wissenschaft war eine außerordentliche und epochemachende. Denn zum ersten Mal war hier die große Einheit der indogermanischen Sprachen eingehend dargelegt, das culturhistorische Material der Sprachvergleichung zusammengestellt, sowie die sprachliche Betrachtung der Geschichte vollzogen, und diese war nach seinem Ausspruche dadurch sachlich vertieft, geistig belebt und im „vaterländischen Sinne befruchtet. Wo man das Werk ausfahlte, empfängt man Belehrungen, spürdet in früherer Kraft die Quellen seines genialen, tief sinnigen, patriotischen Geistes, und der Leser folgt ihm oft gern und mit Bewunderung, wenn er, wie er sich (Vorrede II) ausdrückt, von der großen Heerstraße abwärts durch enge Kornfelder wandelt und ein verstocktes Blumenbüschlein bricht, nach dem Andere sich nicht niederbücken würden. Manche Partien sind sogar von unvergleichlicher Schönheit, wie, was schon erwähnt wurde, die culturgeschichtlichen, und sodann die Abhandlung über die *Edda*, und was die sprachlichen Abhandlungen betrifft, so enthalten diese des Neuen, Tief eindringenden und Anregenden so viel, daß sie trotz der vielfachen Fortschritte gerade auf den hier behandelten Gebieten nicht nur bleibenden Werth haben, sondern sogar größtentheils noch unerreicht dastehen“.

20) Auch bei diesem Werke macht Hr. Scherer Ausstellungen,

Lebensfalls gilt aber auch von diesem Werke, was Jacob Grimm in dessen Vorrede S. XVI im Allgemeinen von den deutschen Arbeiten sagt: „Es scheint mir insofern eine löbliche Eigenschaft deutscher Arbeiten, daß sie nicht Alles abthun, noch vorschnell zu Schlüssen bringen wollen, sondern sich auch unterwegs gefallen, an unvorhergesehener Stelle niederlassen und Beete anlegen, die noch fortgrünen, nachdem das Hauptfeld schon in reifere Hände übergegangen ist; französische und selbst englische Bücher, welchen an sorgfältiger Ausgliederung des Inhalts mit der Form allzuviel liegt, pflügen, wenn sie veralten, leicht entbehrlich zu werden.“

Im J. 1853 mußte das Werk in zweiter, unveränderter, nur mit einem Register vermehrter Auflage erscheinen, und Jacob Grimm erklärte in deren Vorrede, er würde mit wachsender Lust bestritt gewesen sein, die Fehler und Mängel des rasch geschriebenen, aber stets in den Augen beibehaltenen Buches zu tilgen, als es auch mancher wesentlichen Erweiterung theilhaftig zu machen, hätte ihm das deutsche Wörterbuch freie Hand gelassen. Zahlreiche Nachträge dazu fanden sich jedoch in dessen Nachlaß vor, welche Röllenhoff bei der von ihm besorgten dritten, 1868 erschienenen Auflage benutzte.

Den 2. Oct. 1848 lebte Jacob Grimm, wie schon früher angegeben, von Frankfurt nach Berlin zurück und las den 26. Oct. in der Akademie „Ueber Schenken und Geden“ (Abhandl. 121—151. *RI.* *Skripten* 2, 173—210), in welchem Vortrage er den Gebrauch des Alterthums beim Geschenke erörtert und ihm auch Aufschlüsse für die Sprache zu entnehmen sucht. In Haupt's *Zeitschr.* Bd. 6 leserte er in diesem Jahre folgende Aufsätze: „Die fünf Sinne (S. 1—5). Der tugendhafte Schreiber (S. 186—187). Bisleht (S. 189—191). Einige gotische Eigennamen (S. 539—540).

denen man nicht beistimmen kann. Wenn er z. B. u. a. D. XVI, 126 über dessen Verhältnis zu dem ethnographischen Werke von Zeuss, Die Deutschen und die Nachbarstämme sagt: „Nun eine wirkliche Überzeugung wird man dabei entdecken, welche, sollte man meinen, nicht überleben konnten, als die Arbeiten des Vorgesängers durch diesen reichen Geist hindurchgingen.“ Allen, wenn Zeuss nachgelassen hätte, die Sprachen der germanischen Stämme zu charakterisiren, so sagt doch Hr. Scherer selbst S. 126: „Die wichtigste Prüfung der Geschichte der deutschen Sprache war wohl der Versuch, diejenigen germanischen Sprachen zu charakterisiren, von welchen aus zusammenhängende Schriftdenkmäler nicht erhalten sind: die Sprache der Langobarden, der salischen Franken, der Bandalen, und so weiter.“ Und hat nicht Jacob Grimm zuerst die Sprache der Franken richtig bestimmt? Hat er nicht nachgewiesen, daß die Gothen die alten Überreste sind unter andern Namen? Und dergleichen mehr, wenn es ihm auch nicht gelang, alle Räthsel der germanischen Ethnographie zu lösen. Wenn aber nun Hr. Scherer fortsetzt: „Wenigstens den einzigen wesentlichen Fortschritt, der über Zeuss hinaus zu machen blieb, die strenge Quellenkritik, die Berücksichtigung ihrer verschiedenen Nachrichten ist auf, ihren ersten Ursprung und die Abhängigkeit ihres verschiedenen Werthes, aber er nicht gemacht“, so ist das zwar eine wohl begründete, aber auch eine ganz erhebliche Forderung. Seit vielen Jahrhunderten ist dazu schon viel gearbeitet, aber es ist es gelungen, aber kaum ist es gelungen, aber einen oder andern Autor dieser Forderung zu genügen. Und diese Arbeit, wenn sie sich auch nur auf die angegebenen einzelnen Nachrichten beschränkte, hätte Jacob Grimm, der zudem durchaus nicht trübsalig gekümmert war, allein ausführen sollen?

Himmel und Gäume" (S. 541—542). Grün und lün (S. 543—545). Die Sprachgedanten (S. 545—547). Gothen und Geten" (S. 549).

Den 5. März 1849 las er in der Akademie: Ueber die Wörter des Leuchtens und Brennens". Ueber die Schwäche seines Beweises von der Identität der Gothen und Geten sühnd, kam er in dem Vortrag: Ueber Stellen bei Jernandes, Herodot, Claudian, den er den 16. April hielt, noch einmal darauf zurück, konnte aber damit die verlorene Sache nicht retten (Monatsh. S. 129—134; Al. Schriften 5, 371—376). Den 25. Oct. las er: „Ueber die romanische Genitive Plurals" (Monatsh. 238—244; Al. Schriften 5, 376—381), den 8. Nov.: „Ueber Schute, Universität, Akademie" (Abhandl. 153—190; Al. Schriften 5, 211—254), den 29. Nov.: „Ueber das Verbrennen der Leichen" (Abhandl. 191—274; Al. Schriften 2, 211—313), wo er auf die Verhältnisse des Leichenbrandes bei den verschiedenen Völkern, Griechen, Römern, Gallern, Syriern, Indern, Deutschen, Litauern, Slaven, Indern u. a. eingeht. Einige Berichtigungen dazu gab er in den Abhandl. S. 545—547. Auch übergab er am 29. Nov. eine Fortsetzung zu dem Vortrage vom 25. Oct.: „Ueber dunkle Genitive Plurals in deutscher Sprache" (Monatsh. S. 337—345; Al. Schriften 5, 382—389). In Haupt's Zeitschr. Bd. 7 veröffentlichte er zugleich folgende Aufsätze: „Der Rothbalm" (S. 385—394). Der israelische Gorbis (S. 395). Alhvattundi (S. 441). Wer (S. 448—452). Darf (S. 452—456). Nahtam (S. 455—456). Trauern (S. 456—458). Pleon (S. 458—459). Seife (S. 460—461). Geth. mundos, abh. muntar (S. 461—462). Surdus (S. 462). Selmo (S. 463). Lasemonat (S. 464—465). In (S. 465—467). Dilde (S. 467—468). Käje (S. 468—470). Sigifrem (S. 470—471). Die Batten (S. 471—476). Gängens spielen (S. 477). Koverlingeburg (S. 559—561). Zu Crede mihi 2, 191" (S. 562—563).

Am 3. 1850 las er in der Akademie den 31. Jan.: „Zur althochdeutschen Grammatik: piru, pluru, stiruz Präterita von pouwan, pluoan, stözan" (Monatsh. S. 17—18; Al. Schriften 5, 390), den 28. Febr.: „Ueber die Wörter Wolf und Wölfin" (Monatsh. S. 75—77; Al. Schriften 5, 391—393), den 21. März: „Ueber das Feuergeheim" (Monatsh. S. 111—115; Al. Schriften 5, 393—397) und den 10. Juni: „Ueber Anfertigung des Sarges bei Lebzeiten" (Monatsh. S. 207—209; Al. Schriften 5, 398—399). Zu der in diesem Jahre erschienenen Ausgabe der Lex Salica von Joh. Meichel schied er eine ausführliche Vorrede (S. III—LXXXVIII), welche eine selbständige Schrift betrachtet werden kann, in der er schlagend nachwies, daß, wie er auch schon in der Geschichte der deutschen Sprache versucht hatte, in der Malbergischen Glossa auch nicht ein Sterbenswörtchen falsch enthalten und ihr ganzer Charakter echt deutsch sei. In den Götting. gel. Anz. recensirte er St. 76—78, S. 753—762: Der

Secker Daniel, herausgegeben von L. F. v. Schmitz, und Gland Bur, herausgegeben von Alb. Höfer (Al. Schriften 5, 467—476) und St. 119. S. 1191—1192: Svenska språket lagar von Joh. Er. Rydqvist. Bd. I. (Al. Schriften 5, 475—476).

Den 6. Jan. 1851 trug er in der Akademie die Abhandlung: „Ueber den Liebesgott" (Abhandl. 1—16; Al. Schriften 2, 314—332) vor, worin er in Anspruch nimmt, nicht nur in unserer heimlichen Mythologie zum ersten Mal Liebesgötter aufgestellt, sondern auch nachgewiesen zu haben, daß in Eros, Phoebos, Himeros, Amor, Euphros, Kama, Bunsch, Wile ein und dieselbe Gottheit des Liebes, Begehrens, Denkens, Minnens, Trachtens und Sehns walt. Schon am 9. Jan. folgte dieser die Abhandlung „Ueber den Ursprung der Sprache" (Abhandl. 103—140; Al. Schriften 1, 255—298), welche unter all seinen gelehrten Schriften die größte Verbreitung gefunden hat; ihre Separat Ausgabe erschien bis jetzt in 6. Auflage, auch wurde sie durch Wegmann ins Französische übertragen. Ihres hohen Interesses wegen verweilen wir ausnahmsweise länger bei ihr. Er schloß sich in dieser sehr schwierigen Frage der Ansicht Herder's an, sucht sie aber mit andern Gründen, als diesem dafür schon zu Gebot standen, aufzustellen und zu bekräftigen, sagt aber einzig und allein die indogermanische Sprache ins Auge. Nachdem er darguthun gesucht, daß die Sprache nicht, ähnlich wie die Laute der Thiere, dem Menschen angeschlossen, noch eine ihm geoffenbare, sondern eine menschliche, mit voller Freiheit ihrem Ursprung und Fortschritt nach von und selbst erworbene sei, führt er, die Ergebnisse der Sprachforschung zu Hilfe nehmend, S. 281 fg. also fort: „Dem menschlichen Geiste macht es erhebende Freude über die greifbaren Demeismittel hinaus zu ahnen, was er bios in der Vernunft empfinden und erschließen kann, wofür noch die äußere Bewahrheitung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen, deren Denkmäler aus einem hohen Alterthum bis zu uns gelangt sind, zwei verschiedene und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorhergegangene, aber hinter dem Bereiche unserer Zeugnisse liegende nothwendig gefolgert werden muß." „Den alten Sprachtypus stellen und Sanftheit und Zend, größtentheils auch noch die griechische und lateinische Junge vor; eine reiche, wohlgefällige, bewundernswürthe Vollenbung der Form, in welcher sich alle sinnlichen und geistigen Bestandtheile lebendvoll durchdringen haben." In den Fortsetzungen und späteren Erörterungen derselben Sprachen, im Persischen, Neugriechischen und Romanischen ist die innere Kraft und Geistesfreiheit der Fierion meistens ausgegeben und gestört, zum Theil durch äußere Mittel und Demeise wieder eingebracht. Auch in unserer deutschen Sprache ist dasselbe Herabstinken vom früheren Höhepunkte größerer Formvollkommenheit unverkennbar und dieselben Wege werden eingeschlagen. Halten wir die gotische Sprache des 4. Jahrh. gegen unsere heutige, dort ist Wohlklang und schöne Bedeugtheit, hier, auf Kosten jener, vielfach gezeigerte Ausbildung der Rede. Ueberall erscheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maße gemindert als etwas anderes an die Stelle der

alten Gaben und Mittel getreten ist, dessen Vortheile auch hier nicht dürfen unterschätzt werden.“ „Beide Richtungen stehen einander keineswegs scharf entgegen und alle Sprachen zeigen sich auf mannigfaltigen, ähnlichen und ungleichen Stufen. Diese Formabnahme hat z. B. auch im Gothischen oder Lateinischen bereits begonnen und für die eine wie die andere Sprache darf man eine vorausgegangene ältere und reichere Gestalt ansetzen, die sich zu ihrem classischen Bestand verhalte, wie dieser eben zum neubohobruischen oder französischen. Anders und allgemein ausgedrückt, ein errötheter Eifel der förmlichen Vollendung aller Sprachen, läßt sich historisch gar nicht feststellen, so wenig die ihr entgegengegesetzte geistige Sprachausbildung heute auch schon zum Abschluß gelangt ist, sie wird es noch unabweisbar lange Zeit nicht sein. Es ist zulässig, selbst dem Sanskrit voraus noch einen älteren Sprachstand zu behaupten, in welcher die Fülle seiner Natur und Anlage wiederum reiner ausgeprägt gewesen wäre, die geschichtlich wir gar nicht mehr erreichen, aus dem Verhalt der vedischen Sprachform zur späteren ahnen.“ „Ein verächtlicher Fehler würde aber sein, und er scheint mir gerade bei Untersuchung der Ursprache hemmend eingewirkt zu haben, jene Vollendung der Form noch höher und bis in ein vermeintes Paradies zurück zu verlegen. Vielmehr ergibt der beiden letzten Sprachperioden An- einanderhalten, daß wie an den Platz der Hierion eine Auflösung derselben getreten sei, so auch die Hierion selbst aus einem Verband analoger Worttheile einmal erst entsprungen sein müsse.“ „Nothwendig demnach sind drei, nicht bloß zwei Stadien der Entwicklung menschlicher Sprache anzusetzen, des Schaffens, gleichsam Wachthens und Sich Aufstellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Hierion, die dritte aber des Triebes zum Gedanken, wobei die Hierion, als noch nicht befriedigend, wieder fahren gelassen und was im ersten Zeitraum naiv geschah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und strengen Gedanken abermals mit hellerem Bewußtsein demerkstelligt wird. Es sind Laub, Wäthe und reisende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben und hinter einander eintreten.“ „Schön und anregend führt er dann S. 283 f. dies weiter also aus: „Anfänge entsalteten sich, schänt es, die Wörter ander- hindert in idyllischem Weben, ohne einen andern Haß als ihre natürliche vom Gefühl angegebene Aufeinander- folge; ihr Eindrud war rein und ungefüht, doch zu voll und überladen, so daß Licht und Schatten sich nicht recht vertheilen konnten (man könnte sagen, daß die Hierions- lose Chinesische Sprache gewissermaßen in der ersten Bil- dungsperiode verharret sei). Allmählich aber läßt ein un- bewußt waltender Sprachgeist auf die Nebengebiffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung als mitbestimmende Theile sich an- fügen. Die Hierion entspringt aus dem Einmuth leuchtender und bewegender Bezeichnungswörter, die nur wie halb und fast ganz verdeckte Triebäder von dem Hauptwort, das sie anregen, mitgeschleppt werden, und aus ihrer ursprüng- lich auch sinnlichen Bedeutung in eine abgepogene über-

gegangen sind, durch die jene nur zuweilen noch schimmert. Zuletzt hat sich auch die Hierion abgenutzt und zum bloßen ungefühten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöst und sester bestimmt nochmals äußer- lich gefest zu werden; die Sprache dügt einen Theil ihrer Elasticität ein, gewinnt aber für den unendlich ge- steigerten Gedankentrichthum überall Maß und Regel.“ „Erst nach gelungener Zergliederung der Hierionen und Abtheilungen, wodurch Vopps's Scharfsinn so großes Ver- dienst errungen hat, hoben sich die Wurzeln hervor und es ward klar, daß die Hierionen größtentheils aus dem Anhang derselben Wörter und Vorstellungen zusammen- gedrängt sind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen voran gen. Ihm sind Präpositionen und deut- sche Zusammenfügungen angemessen, dem zweiten Hierio- nen, Suffixe und süßere Composition, der erste sich freie Wörter sinnlicher Vorstellungen für alle gramma- tischen Verhältnisse auf einander folgen. Die älteste Sprache war melodisch, aber weißschweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetischer Kraft, die neue Sprache sucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganges sicher einzubringen, und vermag mit geringe- ren Mitteln dennoch mehr.“ „Der den Ursprung der Sprache verhältliche Schiel“, fährt er dann fort, „ist gelöst, meist vollends aufgehoben“, und sucht darauf die wesentlichen Grundlagen der Unterweisung hinzustellen, die zu resumiren, hier nicht der Ort ist. Schließlich stellt er noch eine allgemeinere Betrachtung der angegebenen drei Perioden an. „Es ergibt sich“, sagt er S. 290 f., „daß die menschliche Sprache nur scheinbar und von Einzelnem aus betrachtet im Rückschritt, vom Gange her immer im Fortschritt und Zuwachs ihrer innern Kraft begriffen angesehen werden müsse. Unsere Sprache ist auch unsere Geschichte.“ ... Er schilbert dann in treffenden Zügen ihre verschiedenen Perioden. „Der Stand der Sprache im ersten Zeitraum kann man keinen paradiesischen nennen in dem gewöhnlichen mit diesem Ausdruck verknüpft Sinne irdischer Vollkommenheit; denn sie durchläuft fast ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geistes noch schlummern, oder nur halb er- wacht sind.“ ... „Ihr Auftreten ist eusach, kunstlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leibe raschen Umlauf hat. Alle Wörter sind kurz, einfühlig, fast nur mit kurzen Vocalen und einfachen Consonanten gebildet, der Wortvortrag drängt sich schnell und dicht wie Halme des Grales. Alle Begriffe gehn hervor aus sinnlicher, ungetrübter Anschauung, die selbst schon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leuchtete und neue Ge- danken entziet. Die Verhältnisse der Wörter und Vor- stellungen sind naiv und frisch, aber ungeschmückt durch nachfolgende, noch unangereichte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den sie thut, entsaltet die geschwäpze Sprache Fülle und Befähigung, aber sie wirkt im Gange ohne Maß und Einslang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Ständiges, darum stiftet diese früheste Sprache noch keine Denkmale des Geistes und verfallt wie das glückliche Leben jener ältesten Menschen ohne Spur in der Vergift. Zahlloser Same ist in den Boden ge-

fallen, der die andere Periode vorbereitet.“ In dieser haben alle Lautgesetze sich vervielfacht und glänzend ausgehen. Aus prächtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vocalclängen entspringt neben der noch waltenden Fülle der kurzen wohlklingenden Wechsel; auf solche Weise rücken auch Consonanten, nicht mehr überall durch Vocale getrennt, aneinander und steigen Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute sich fester schließen, beginnen Partikeln und Axtillare näher anzurücken und, indem sich der ihnen selbst einwohnende Sinn allmählich abschwächt, mit dem Worte, das sie bestimmen sollten, sich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache schwer übersehbaren Sonderbegriffe und unabsehbarer Wortreihen ergeben sich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Befehlliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten hervorheben lassen. Die Wörter sind länger geworden und vielfältig, aus der losen Ordnung bilden sich nun Massen der Zusammenfügung. Wie die einzelnen Vocale in Doppellaute drängen die einzelnen Wörter sich in Sätzen, und wie der doppelte Vocal in dichter Berührung wurden auch die Sätzenbestandtheile unentzerrlich, aber desto anwendbarer. In fähigsten gehören Anhängen gefellen sich neue deutliche klebende. Die gesammte Sprache ist zwar noch sinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und Allem, was diese knüpft, die Geschmeidigkeit der Sätze sichert einen zu ehrenden Vorrath lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um diese Zeit sehen wir die Sprache für Metrum und Poesie, denen Schönheit, Wohlklang und Wechsel der Form unerlässlich sind, aus höchster geeignet, und die indische und griechische Poesie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, später unerreichten Gipfel in unsterblichen Werken.“ Da nun aber die ganze Natur des Menschen, folglich auch die Sprache, demnach in ewigen, unaufhaltbarem Aufschwung begriffen sind, konnte das Gesetz dieser zweiten Periode der Sprachentwicklung nicht für immer genügen, sondern mußte dem Streben nach einer noch größeren Ungeheuerlichkeit des Gedanken weichen, welchem sogar durch die Muth und Macht einer vollendeten Form Fesseln angelegt schien. Mit welcher Gewalt auch in den Hören der Tragiker und in Virgils Oben Worte und Gedanken sich verschlingen; es entspringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag ihuenden Spannung, die noch stärker in den indischen Bild aus Bild häufenden Zusammenfügungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindrud solcher wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeist sich zu entbinden, indem er den Einflüssen der Vulgaridiome nachgab, die bei dem wechselnden Gescheh der Wölter auf der Oberfläche wieder neubefruchtet vortruden. Gegenüber dem seit Einführung des Christenthums verkindenden Latein trieben aus anderer Schicht und Unterlage die Roman Sprachen empor und neben ihnen machten sich im Laufe der Zeit die deutsche und die englische Sprache nicht einmal mit ihren ältesten Witten, sondern in der durch die Kraft der Gegenwart bedingten Mischung Lust. Den reinen Vocalen war längst Trübung, die wir durch

Umlaut, Brechung und noch auf andere dem Alterthume unbekannte Weise bezeichnen, gefolgt, unserm Consonantismus war beiseite, verschoben, entstellt und verhärtet zu sein. Man mag bedauern, daß die Reinheit des ganzen Lautsystems geschwächt fast aus der Fuge geriet; allein Niemand wird auch verkennen, durch entspringene Zwischentöne seien unerwartet neue Behelfe, mit welchen aus freieste geachtet werden konnte, zu Wege gebracht worden. Eine Masse von Wurzeln wurde durch solche Lautänderungen verunstaltet, fortan nicht mehr in ihrer sinnlichen Urbedeutung, nur für abgezogene Vorstellungen fort unterhalten; von den ehemaligen Sätzen ging das Meiste verloren und wird durch reichere, freiere Partikeln ersetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer der Sicherheit auch an vielfältiger Wendung gewinnen kann.“ Das Gewicht und Ergebnis dieser Erörterungen faßt er dann an einem einzigen, aber entzerrlichen Beispiele dar. „Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerräuten alter Lautgesetze, durch den Wegfall beinahe sämtlicher Sätzen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die englische, und von ihrer nicht einmal lehrenden, nur lehrbaren Fülle freier Mittel-töne ist eine wesentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie sie vielleicht noch nie einer menschlichen Zunge zu Gebote stand. Ihre ganze überaus geistige, wunderbar geglättete Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer übertragenden Vermählung der beiden edelsten Sprachen des spätem Europa's, der germanischen und romanischen, und bekannt ist, wie im Englischen sich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die sinnliche Grundlage hergab, diese die geistigen Begriffe zuführte. Ja die englische Sprache . . . darf mit vollem Recht eine Weltsprache heißen. . . An Reichthum, Vernunft und gebräugter Fuge läßt sich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite setzen, auch unsere deutsche nicht, die zerrissen ist, wie wir selbst zerrissen sind, und erst manche Überreden von sich abschütteln müßte, ehe sie fähig mit in die Laufbahn träte: doch einige wohlthuende Erinnerungen wird sie darbieten, und wer möchte ihr die Hoffnung abschneiden? Die Schönheit menschlicher Sprache blüht nicht im Anfang, sondern in ihrer Mitte; ihre reichste Frucht wird sie erst einmal in der Zukunft darreichen.“

Das schwierige Problem ist jedoch mit dieser Abhandlung keineswegs gelöst. Die Behandlung allgemein sprachlicher Fragen war nicht gerade seine Stärke. Er sagt viel Schönes, Sinniges und Wahres; aber statt, wie man erwarten sollte, sich gerade hier an W. von Humboldt anzuschließen, dessen sprachwissenschaftliche Ansichten nirgend fruchtbarer sind, als bei solchen allgemeinen Problemen, folgt er allzu ausschließlicher Herber, und dringt diesmal nicht hindurch zu dem unbedeutend und gleichsam mit innerer Nothwendigkeit waltenden Sprachgeist, noch unterscheidet er die Individualität der verschiedenen Völter und deren Kulturstufen. Dessenungeachtet ist diese Abhandlung grundlegend, und was er an deren Schluß (S. 298) sagt: „Bei dem Fortgang historischer Forschungen, wenn sie sich zu allen bedeutenden

Sprachgeschlechtern der Erde gewendet haben, werden große Aufschlüsse für das hier Erörterte und hoffentlich zu Gunsten des von mir Gefundnen sich einmal ergeben", hat sich vielfach befristet.

Den 13. Febr. las er dann in der Akademie: „Ueber eine Thierfabel“ (Spinne und Webdaga) (Monatsber. 99—108; *Al. Schriften* 5, 400—403), den 27. Febr.: „Ueber zwei Stellen bei Suidonius Apollinaris“ (Monatsber. 107—112; *Al. Schriften* 5, 403—408). In der Gesamtakademie hielt er den 3. Juli die „Rede auf Lachmann“ (Abhandl. I—XVI; *Al. Schriften* 1, 145—162). Erfüllt von dessen großen und unvergänglichen Verdiensten um unser altheitische Poesie, schloß er mit den Worten: „er war zum Herausgeber geboren, seines Gleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehen“; aber er lies auch einen Tabel auf dessen Behandlung der Nibelungen fallen, indem er, ausgehend von dem Inhalte der von Lachmann ermittelten zwanzig Lieder, seine Gedanken aussprach, die ihm dessen kritische Ausgaben, das gar kein Ende habe und Gefahr laufe, auf der einen Seite zu zerreißen, was auf der andern verbunden worden sei, eingeflößt habe. Den 14. Aug. las er dann in der Akademie: „Ueber eine Urkunde des XII. Jahrhunderts“ (Abhandl. 361—384; *Al. Schriften* 2, 338—359). Diese aus *Falko*, *Traditiones corbeienenses* stammende, in vieler Beziehung wichtige und schwierige Urkunde erörtert er in gründlicher Weise und gab schätzenswerte Beiträge zu unserer alten Geschichte und Geographie, sowie zu unserer Heldensage. Vom 13—17. Oct. schrieb er nun zu dem am 31. Oct. stattfindenden fünfzigjährigen Doctorjubiläum Savigny's: „Das Wort des Besiges. Eine linguistische Abhandlung“, mit jenem liebendwürdigen, früher erwähnten Vorworte. In dieser Abhandlung liefert er, indem er die vorzüglichsten Namen des Besiges und Eigenthums bei Griechen, Römern, Deutschen, Slaven und Esten gesammelt und auslegt, den für die Kultur und Rechtsgeschichte wichtigen Nachweis, daß Eigenthum und Besitz zuerst im Hirtenleben beginnen; so bei Griechen, Germanen und Esten, während die Römer von Uralters her dem Landbau zugehan waren. — Für den 8. Band von Haupt's Zeitschrift schrieb er in diesem Jahre: „Jotuns und Jivelles“ (S. 1—6). Jönkan (S. 6—11). Einem gebornen (S. 11—13). Beginnen (S. 14—20). Wälschbänder der Frauen (S. 20—21). All also also (S. 385—389). Almeinde (S. 389—394). Scapuzoza (S. 394—396). Albradt von Halberstadt (S. 397—422). Albertus scholasticus (S. 464—466). In welchem Zeichen man Freunde tiefen solle (S. 542—544). Ueber den sogenannten mitteldeutschen Vocalismus“ (S. 544—549). Sodann lieferte er in den Gött. gel. Anz. St. 175. S. 1747—1752 (*Al. Schriften* 5, 476—479) die Recension von: Der Nibelunge Nöt und die Klage, herausgegeben von Lachmann. 3. Ausg., und Die echten Lieder von den Nibelungen, nach Lachmann's Kritik, zusammengestellt von K. A. Fahn. Hatte Jacob Grimm in der Rede auf Lachmann der Wahrheit genügen zu müssen

geglaut und auf dessen Behandlung der Nibelungen öffentlich einen Tabel fallen lassen, so verkürzte er diesen jetzt noch mehr dadurch, daß er nachwies, daß Lachmann, als er seine zwanzig Lieder geordnet und den Absätzen nachgeprüft habe, wenn ihm dabei auch sicher Rücksicht auf Inhalt, zuweilen auch auf Versbau und Grammatik überwogen habe, ein kunstvolles, ja überkünstliches System, welches den Zauber zerstört, besetzt habe, da er Hephiden, in welche diese Lieder mit Ausnahme des zwölften zerfallen, zur Rücksicht seiner Behandlung genommen. „Dem freien ungeschminkten Abgemenge des Epos“, sagt er zum Schluß, „scheinen solche gleichförmige, halbmatronische Zahlen entgegen, und die Kritik des Inhalts wird für ihren alten Zweifel auch neuen von der Form dargebreiten Befestigung jähren dürfen. Lachmann's Ehrenfranz ist so dicht und voll, daß ohne wesentliches Aderück zu thun, auch ein paar Blätter davon abfallen können.“ Noch größeres Gewicht gab er dann dieser enthaltenen „Verleumdung“ unserer Nibelungen durch die in Jarnde's Alter. Centralblatt 1858. Sp. 275. 276 veröffentlichte Erklärung, daß sich Lachmann „unbegreiflicher Weise gar nicht, weder in Schriften, noch mündlich“ darüber ausgesprochen habe. — Einen im Laufe dieses Jahres an K. Odette gerichteten Brief J. Grimm's, in welchem sich derselbe ausführlich über das von diesem aufgefunden niederdeutsche Lied: Konino Ermenrikes döt ausgesprochen hatte, veröffentlichte dieser mit dem Liede.

Im folgenden Jahre (1852) las Jacob Grimm in der Akademie den 12. Febr.: „Ueber Frauennamen und Blumen“ (Abhandl. 105—152; *Al. Schriften* 2, 360—401), in welcher Abhandlung er den Eindruck darstellte, den die Betrachtung der Blumen und Pflanzen in vielen Lagen des bewegtesten Lebens auf das menschliche Gemüth hinterließ, und dann hauptsächlich nachzuweisen sucht, daß sie auch für die Namensgebung sehr oft bestimmend worden mußte. Habe man die Pflanzen Gebirgsgegend des Menschen angewandt, so habe es nicht ausbleiben können, daß umgekehrt die Eigenschaften der Bäume und Pflanzen auch auf die Menschen übertragen wurden. Dann trug er den 29. April eine „Scholle zur Lyssikratia“ des Aristophanes aus deutscher Sage vor (Monatsber. 211—214; *Al. Schriften* 5, 408—410), sowie einen „Nachtrag zu der Abhandlung über eine Urkunde des XII. Jahrh.“ (Abhandl. 715—720; *Al. Schriften* a. d. D. Im Mai erschien dann das erste Heft des deutschen Wörterbuchs, dem das deutsche Volk mit größter Spannung schon lange entgegengesehen hatte. Seine kleineren sprachlichen Arbeiten theilte aber Jacob Grimm aus leicht erklärlichen Gründen nicht mehr Haupt mit zur Aufnahme in dessen Zeitschrift, sondern 26. Aufrecht und A. Ruhn für deren Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung. Doch reichen dieselben nicht über den ersten Band hinaus, wo er die Artikel: „SCADO“ (S. 79—83). Ueber eine abd. Abkürzungswort (S. 96). Ueber eine Construction des Imperativs (S. 144—145). Sägara (S. 206—210). Kolahala (S. 210—211). Frauennamen auf NIWI (S. 429—434). BADO“ (S. 434—438) darbietet.

Den 31. Jan. 1853 las Jacob Grimm in der Akademie: Ueber einige Schriftsteller des 15. und 16. Jahrh. (Monatbl. S. 123), und den 12. Mai: Ueber die Namen des Donners (Abhandl. 305—332; Al. Schriften 2, 403—438). In dieser mythologischen Abhandlung geht er davon aus, daß unvordenkliche Zeiten hindurch der germanische Stamm, wovon die ihm verwandten zum Theil in weltliche Vielgötterei versunken waren, seine aus dem Hirtentleben hergebrachten einfachen Naturgötter beibehielt und behauptete. Um nun seine Vorstellung von diesen alten Naturmächten zu entfalten, ließ er sich unter ihnen den Donner aus und untersucht die einzelnen Namen dafür, sowie die damit verbundenen Vorstellungen bei allen europäischen Völkern. Außer der vom 10. Juli datirten Vorrede (V—XII) zu: Ruf Stephanowitsch Karadschitsch Volksmärchen der Erben. Ins Deutsche überf. von seiner Tochter Wilhelmine, und einer gleichen (V—VIII) vom 26. Dec. zu: Der deutsche Christus. Fünfzehn Canzonen von G. Canibus, bot Jacob Grimm in diesem Jahre nichts dar, da ihn das Wörterbuch vollauf beschäftigte.

Lieferung an Lieferung waren von diesem großen Nationalwerke in rascher Folge erschienen, bis endlich im J. 1854 der erste Band vollendet war und unter dem Titel: „Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Erster Band A—Diermelle“, gedruckt mit dem Bisthüm der Brüder, erschien. Die Brüder hatten die Arbeit in der Weise unter sich vertheilt, daß jeder bestimmte Buchstaben übernahm, ohne daß der Eine dem Andern dreinreden sollte. Jacob begann mit dem Buchstaben A, B, C; Wilhelm wählte D, und so fiel denn der erste und ein gutes Stück des zweiten Bandes Jacob zu. Der erste, dessen Vorrede Sp. I—LXVIII den 2. März von Jacob unterzeichnet wurde, enthält außerdem ein dreißig Spalten füllendes Quellenverzeichnis, im Ganzen XCII und 1824 Seiten in Hochquart. Der zweite Band, Diermelle—D, folgte 1860, mit einer vom 6. Febr. unterzeichneten Vorrede (Sp. I—VI) und einem zweiten Quellenverzeichnis, Spalte VII—XVIII und 1775 Seiten. Die Ausarbeitung desselben und Beilegung zum Druck war für Wilhelm bestimmt, allein schon ehe der Druck begann, war dieser geendet, und nun mußte Jacob auch für ihn eintreten. Der dritte Band, E—Forsche, war schon 1862 vollendet, wiederum mit einem Verzeichnisse neu benutzter Quellen von VIII Spalten und 1904 Seiten. Vom vierten Bande erschien die erste noch ganz von Jacob Grimm ausgearbeitete Lieferung 1863, und schon war die zweite bis in die Mitte des Artikels „Frucht“ vorgeschritten, als der Tod auch ihn abrief. Wo Jacob Grimm leben geblieben war, fuhr dann R. Weigand fort, der jedoch erst 1866 die unvollendete gebliebene Lieferung erscheinen lassen konnte. Schon 1864 erschien, aber mit R. beginnend, die erste Lieferung des fünften Bandes, besorgt von Rud. Hildebrand, der sich bisher gewissenhaft der Correctur der Druckbogen unterzogen und oft Gelegenhelt gefunden hatte, seine ungewöhne Sachkenntnis und Neigung zur deutschen Sprache durch guten Rathschlag und Berichtigung einzelner

Bersehen oder Verstöße zu erweitern. Das Werk erhielt nun den Titel: „Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. Fortgesetzt von Dr. Rudolf Hildebrand und Karl Weigand“. Die zweite Abtheilung des vierten Bandes, mit H beginnend, übernahm 1868 Mor. Heyne.

Jacob Grimm gedankt in der Vorrede vor Allem der äußeren Anlässe zu diesem Werke, der Vertreibung von Göttingen, und des in Folge dieser von der Widmann'schen Buchhandlung an ihn und Wilhelm gestellten Antrags, ihre unschreibliche Mühe auszufüllen, und ein neues großes Wörterbuch der deutschen Sprache abzufassen. „Unmüßig“, fährt er dann fort, „und die freiwilligste war genug da, sie wäre nimmer ausgegangen, was frommte ihrer mehr und im Ueberflusse zu bereiten? Weinahe hieß es alte warmgepflegte Arbeiten aus dem Rest zu stoßen, eine neue ungewohnte und mit jenen, aller neuen Verwandtschaft zum Trost unverträgliche, ihren Fittich bestiger schlagende darin aufzunehmen. Auf deutsche Sprache von jeher standen alle unsere Bestrebungen, den Gedanken ihren unermessenen Vorrath selbst eintragen hatten wir doch nie gehegt, und schon der mühsamen Zurüstungen sich zu unterfangen konnte den für die Ausdauer unentbehrlichen Muth auf die Probe stellen. Aber im Vorschlag lag auch etwas Unübersehbliches, das sich gleich geltend machte und zum voraus allen Schwierigkeiten, den vor Augen schwebenden, wie solchen, die sich erst, wenn Hand angelegt werden sollte, ergeben würden, und die es vorauszuschauen unmöglich ist, die Spitze bot. Wir erwogen und erwogen, ein unabsehbares, von seinem noch angelegtes, geschweige vollbrachtes Werk öffnete allenthalben die fernsten Aussichten. Es gab weder ein deutsches Wörterbuch, noch einer anderen neueren Sprache in dem umfassenden, ausgedehnten Sinn, den wir ahnten, welchem gerade jetzt mehr als irgend wann mit treu aufgewandten Kräften Folge geleistet, mit reger Theilnahme entgegen gekommen werden könnte. Seine ungeheure Macht sollte nun auf vier Schultern fallen: das schien sie zwar zu erleichtern und zu vertheilen, indem ihm aber auch zwei Hüupter erwachsen, die nothwendige Einsicht, wo nicht des Entwurfes, doch der Ausführung zu gefähden. Dies Bedenken dennoch hielt keinen Einfluß gegen die feste Gemeinschaft, in der wir von Kindesbeinen an gelebt hatten, die wie hieher auch für die Zukunft unsere Geschäfte zu bestimmen und zu sichern besagt war. Eingedenk des uralten Spraches, daß ein Bruder dem andern wie die Hand der andern helfe, unternahmen wir williges und beherztes Einschlüssen, ohne langes Fadeln, das dargereichte Geschäft, zu dessen Umfassen auch alle übrigen Gründe den Ausschlag gegeben hatten“ (Sp. I fg.). Den Plan des Werkes hatte Jacob Grimm, wie oben angeführt, Rudmann gegenüber sofort ausführlich auseinandergesetzt. Sovol darüber, wie über den Fortgang des Werkes hatte dann Wilhelm Grimm auf der Versammlung der Germanisten zu Frankfurt im J. 1846 Bericht erstattet. „Dies Wörterbuch“, sagt er, „soll die deutsche Sprache umfassen, wie sie sich in drei Jahrhun-

betten ausgehilet hat: es beginnt mit Luther und schließt mit Göthe. Zwei solche Männer, welche, wie die Sonne dieses Jahres den edlen Wein, die deutsche Sprache betheiligend und lieblich gemacht haben, stehen mit Recht am dem Eingang und Ausgang. Die Werke der Schriftsteller, die zwischen beiden aufgetreten sind, waren sorgfältig anzusehen, nichts Bedeutendes sollte zurückbleiben. Ich brauche nicht zu sagen, daß die Kräfte Zweier, zumal wenn sie über die Mitte des Lebens längst hinweg geschritten sind, nicht zureichen, diesen Schatz zu heben, kaum zu bewegen: aber ganz Deutschland (auch hier macht das nördliche und südliche seinen Unterschied) hat und treuen Beistand, manchmal mit Aufopferung geleistet; oft ist er uns da, wo wir ihn nicht erwarteten, angeboten, nur selten, wo wir ihn erwarteten, verfaßt worden. „In Luther“, sagt er dann weiter, „gewann die deutsche Sprache, nachdem sie von der früheren, kaum wieder erreichbaren Höhe herabgesunken war, wieder das Gefühl ihrer angeborenen Kraft. Aus Luther's Jahrhundert war, was sich nur erreichen ließ, zu bemerken; hernach hat der dreißigjährige Krieg Deutschland und sein geistiges Leben verödet; auch die Sprache welkte, und die Blätter fielen einzeln von den Ästen; was sich noch irgend auszeichnete, mußte beräuselt werden. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hing noch trübes Gewölk über dem alten Baum, dessen Lebenskraft zu schwinden schien.“... „Für diese Zeit war eine Auswühl zulässig; daß wir das Richtige getroffen, dürfen wir hoffen.“... „Unserm Vaterlande ist mehrmals ein Retter erschienen, der seine Gesichte wieder aufwärts lenkte; so erschien Göthe auch der Sprache als ein neues Gestirn.“... „Es ist nicht zu erschöpfen, was er für die Erhebung und Läuterung der Sprache gethan hat, nicht mühsam suchend, sondern dem unmittelbaren Drange folgend; der Geist des deutschen Volkes, der sich am Klarsten in der Sprache bewährt, hatte bei ihm seine volle Freiheit wieder gefunden. Was sonst hervorragende Männer, wie Wieland, Herder, Schiller, in dieser Beziehung gewirkt haben, erscheint ihm gegenüber von geringem Belange. Leistung fand, was die Behandlung der Sprache betrifft, ihm am nächsten; aber Niemand hat ihn bis jetzt erreicht, geschweige übertroffen. Göthe ist also für die letzte Periode, da sein langes Leben eine glückliche Ausdehnung gegeben hat, der Mittelpunkt des deutschen Wörterbuchs.“ Wie aber die Vorrede des Wörterbuchs Sp. XVII aufzuführt, wurde bis in die Mitte des 15. Jahrh. zurückgegangen. „Daß bald nach 1450 mit Erfindung der Buchdruckerei eine neue Welt in den Wissenschaften aufsteht, bedarf keiner Ausführung. Erst mit dem Jahre 1500, oder noch etwas später mit Luther's Antritt des neuhochdeutschen Zeitalraus anzuhängen, ist unzulässig, und Schriftsteller wie Etrichhümel, Albrecht von Gib, Nicolas von Bile, ja Kallersberg, Pauli und Brant, die doch schon ganz seine Farbe tragen, würden ihm damit entgegen. Seit Luther steigt nun die Fülle und freiere Behandlung der Literatur.“ Als Endziel wurde zwar Goethe beibehalten, jedoch wurden auch die hauptsächlichsten späteren Schriftsteller, wie Uh-

land, Platen u. a. nicht ausgeschlossen, sobald es sich über die genannte hochdeutsche Schriftsprache von der Mitte des 15. Jahrh. bis auf heute, mit Ausnahme der Eigennamen, und des größten Theils der unter uns umlaufenden Fremdwörter erstreckt soll (Sp. XXXIV). Unter den Vorgängern Dalspölin, Joannes Crispius, Georg Henisch, Just Georg Schottelius, Erieler, Christoph Ernst Steinbach, Joh. Leonhard Frisch, Joh. Christoph Adelung, Joachim Campe waren die drei letzten die bedeutendsten, das Frisch'sche und Adelung'sche Werk stand den Brüdern mit reichlichen Zusätzen von Johann Heinrich Voss, das Campe'sche mit den reichsten Ergänzungen von Meusebach zu Gebote. „Neben diesen beiden, unserm Wörterbuche vorangehenden und gar nicht für es angelegten Sammlungen kommt nun der weit ansehnlichere Vorrath von mannigfaltigen Ausgüssen in Betracht, die ihm unmittelbar zur Grundlage reichen sollten, zum Theil aus unserer eignen, unablässigen Leistung der Quellen hervorgerungen, zum großen Theil aber durch Andere abgefaßt wurden, die wir damit beauftragt hatten, oder die sie von freien Stücken und nach eigener Wahl anboten“ (Sp. LXV ff.). Es ist wohl natürlich, daß Jacob Grimm das massenhaft sich aufhäufende Material, den sehr verschiedenen Werth der gelieferten Auszüge, überhaupt das weitaufgehende und verminderte Geichth oft als eine drückende Last empfand, zumal er sah, daß seine übrigen Bücher, die er angangen oder mit sich herumtrug, darunter litten. „Wie wenn tagelang seine, dicke Bänden vom Himmel nieder fallen, bald die ganze Gegend in unermeßlichem Schnee zugedeckt liegt, werde ich von der Masse aus allen Ecken und Rigen auf mich andringender Wörter gleichsam eingeschneit. Zuweilen möchte ich mich erheben und Alles wieder abschütteln, aber die rechte Bestimmung bleibt dann nicht aus“ (Sp. II ff.). Denn das Wörterbuch sollte ja vor allen seinen Werken ein Rationalwerk sein, das sowohl den Gelehrten als dem Volke ein Genüge thue und Allen die Hülle unserer angehaften, uralten Sprache aufhülle. „Von den an der Oberfläche lebenden, nicht tiefer eingehenden Arbeiten beginnt heututage auch die erstere Stimmung des Volkes sich loszusagen. Aufgelegt zum Betrieb der Naturwissenschaften, die den Verstand beschäftigen, und mit einsigen Mitteln, wenn sie recht verwandt werden, das Künftliche ausdrücken, wird ihm auch sonst das Unnütze und Schlechte verleidet; wozu ihm noch immer Handbücher und Auszüge unseres gewaltigen Sprachhortes und alten Erbes vorliegen? die statt dafür einzunehmen davon ableiten und nichts als schalen Abdruck seiner Kraft und Fülle bieten, aus dem keine Nahrung und Sättigung zu gewinnen steht, als sei der unmittelbare Zutritt verschlossen und die eigne Anschau verdrängt. Seit den Befreiungskriegen ist in allen edlen Schichten der Nation anhaltende und unerbegliche Sehnsucht entsprungen nach den Gütern, die Deutschland einigen und nicht trennen, die uns allein den Stempel voller Eigenheit aufzudrücken und zu wahren im Stande sind. Der großen Zahl von Zeitgenossen, vor deren wachem Auge die nächsten dreißig Jahre darauf sich entrollten, bleibt

unvergessen, wie hoch in ihnen die Hoffnungen gingen, wie stolz und rein die Gedanken waren; wenn nach dem Gewitter von 1848 Rückschläge lang und schwerfällig die Lust durchziehen, können Sprache und Geschichte am herrlichsten ihre unerschöpfliche Macht der Veruhigung gewähren. Auch die Kraft der unendlichen Natur zu ergründen stillt und erhebt, doch ist nicht der Mensch selbst ihre edelste Hervorbringung, sind nicht die Blüthen seines Geistes das höchste Ziel? Seiner Dichter und Christensteller, nicht allein der heutigen auch der früher dagesessenen will das Volk nun besser als vorher theilhaft werden und sie mit genießen können; es ist recht, daß durch die wieder aufgethanen Schleusen die Fluth des Alterthums, so weit sie reicht, bis hin an die Gegenwart spüle. Zur Forschung über den Verhalt der alten, verschollenen Sprache fühlen Wenige sich berufen, in der Menge aber waltet das Bedürfnis, der Trieb, die Reugier, den gesammten Umfang und alle Mittel unsrer lebendigen, nicht der zerlegten und aufgelösten Sprache kennen zu lernen. Die Grammatik ihrer Natur nach ist für Gelehrte, Ziel und Bestimmung des allen Leuten dienenden Wörterbuchs, wie hernach noch erläutert werden soll, sind neben einer gelehrten und begeisterten Grundlage notwendig auch im edelsten Sinne practisch" (Sp. VII). "Es soll", sagt er darum ferner Sp. XII fg., "ein Heiligthum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz bewahren, Allen zu ihm den Eingang offen halten. Das niedergelegte Gut wächst wie die Webe und wird ein hebröes Denkmahl des Volkes, dessen Vergangenheit und Gegenwart in ihm sich verknüpfen. Die Sprache ist Allen bekannt und ein Geheimnis, wie sie den Gelehrten mächtig anseht, hat sie auch der Menge natürliche Lust und Reizung eingeplant." "... Diese Reizung kommt dem Verständnis auf halbem Wege entgegen. Das Wörterbuch braucht gar nicht nach platter Deutlichkeit zu ringen und kann sich ruhig alles üblichen Geräths bedienen, dessen die Wissenschaft so wenig als des Handwerks entbehrt und der Leser bringt das Gescheid dazu mit oder erwirbt sich ohne Mühe. Fragt du den Schöpfer, den Beder um etwas, er antwortet dir auch mit seinen Wörtern und es bedarf wenig oder keiner Deutung. Auch ist gar keine Noth, daß Allen Alles verständlich, daß Jedem jedes Wort erklärt sei, er gehe an dem Unverständlichen vorüber und wird es das Nächste mal vielleicht fassen." "... Hände bei den Leuten die einfache Kost der Sprache Eingang, so könnte das Wörterbuch zum Hausbedarf und mit Verlangen, oft mit Anbacht gelesen werden." "... Man darf nur die seltene Gewalt eines nachhalligen Hälhornes, wie man das Wörterbuch zu nennen pflegt, und den Dienst, den es thut, vergleichen mit dem ärmlichen eines dünnen Handlercons, das ein paar mal im Jahr aus dem Staub unter der Bank hervor gelangt wird, um den Streit zu schlichten, welche von zwei schlechten Schreibern den Vorzug verdiene oder die beste Verbeugung eines geläufigen fremden Ausdrucks aufzutreiben." "... Einem Unverwessenen gleich läßt sich das Wörterbuch für den Gebrauch des gemeinen Mannes nur mit derselben Genauigkeit ein-

richten, die auch der Astronom begehrt, und wenn es überhaupt nugen soll, gibt es kein anderes als ein wissenschaftliches." Deshalb nun das Wörterbuch für "alle Leute" bestimmt ist, so bedienen sich die Brüder dennoch der ganzen wissenschaftlichen Terminologie. "Bei den Philologen", heißt es Sp. XXXVII, "haben sich längst lateinische Kunstwörter eingeführt, die sogar in üblicher Abkürzung von Jedermann verstanden werden und an denen ohne Nachtheil Niemand ändert." ...

Selbst Campe ist genöthigt, sie fast durchweg fortzusetzen zu lassen. Mit den Buchstaben m. l. n. werden die drei Geselechter aufs einfachste bezeichnet." Darauf hin werden dann auch die Abkürzungen, die J. Grimm in seine deutsche Grammatik eingeführt hat, angewendet: ags. (angelsächsisch), ahd. (althochdeutsch) u. s. w., jedoch sämmtliche Abkürzungen, sowohl die der lateinischen als deutschen Grammatik werden am Schluß des Quellenverzeichnisses des ersten Bandes aufgelist. Hingegen sind in dieses Quellenverzeichnis die Abkürzungen für die aus der althochdeutschen, mittelhochdeutschen und andern älgermanischen Literatur angezogenen Werke, wonach z. B. O. den Oseich, MHS die Minnesänger in der Ausgabe von Hagen bedeutet u. s. w., nicht mit aufgenommen. Letzteres hätte zwar ohne große Weitläufigkeit geschehen können, allein was Jacob Grimm Sp. XLV zur Rechtfertigung der den deutschen Wörtern beigefügten lateinischen Ausdrücke sagt, welche theils ein solches auslegen, was doch durch dieses selbst nicht geschehen konnte, theils dessen Begriff mit einem Schläge dartegen, wozu sonst ein Geschlepp langweiliger Definitionen notwendig gewesen wäre; das gilt auch für jene Abkürzungen aus der Literatur: "Die Verständlichkeit aller lateinischen gebrauchten Ausdrücke für alle Leser des Wörterbuchs wird man nicht verlangen; die ihrer unkundig sind, hüpfen mit leichtem Fuße daran vorbei und finden sich dennoch zurecht, wie sie vorübergehen, wenn sie auf ein Wort gestoßen sind, dessen Gestalt sie gar nicht anseht." ... Jeder Leser bringt eine Menge Verständnisse mit sich, die ihm den Zutritt zu den Wörtern leicht machen; ihn auf allen Schritten zu geleiten, kann nicht die Absicht eines wissenschaftlichen Werkes sein, das zugleich höhere Zwecke verfolgt. Die Befähigung zu dem Wörterbuch wird sich durch den Gebrauch von selbst mehren." Der Worterklärung, wie sie auch beschaffen sei, kann kein Wörterbuch entbehren. "Hinter allen abgezogenen Bedeutungen des Worts", heißt es nun in Betreff dieser Sp. XLV fg., "liegt eine sinnliche und anschauliche auf dem Grund, die bei seiner Förmung die erste und ursprüngliche war. Es ist kein selbstlicher Bestandtheil, oft geistig überdacht, erstreckt und verächtlich, alle Worterklärung, wenn sie gedeihen soll, muß ihn ermitteln und entfalten. Aufsuchen ist er vor allem in dem einfachen Verbum und wiederum zuerst in dem starken. Diese sinnlichen Bedeutungen anzudeuten und voranzustellen ist in dem ganzen Wörterbuch gestrebt worden, es war aber unmöglich über allen bezeichneten Weg einzuschlagen, da es manche einfache und selbst starke Verba gibt, deren sinnlicher Inhalt nicht mehr deutlich vorliegt und schon in ihnen Bei-

mischungen empfangen hat, dann aber auch eine beträchtliche Zahl von Wörtern in der Sprache vorhanden ist, zu welchen das Verbum mangelt, d. h. erst durch tiefere, Hörschönung gefunden werden kann.“... Die Wortklärung „ist nur die erste Ernte aus dem Gebiet der Sprache, wo der Halm an dem Boden abgeschnitten wird, tiefer bringen muß die Wortforschung und auch die Wurzel ausgehoben.“... Jacob Grimm nimmt nun auch hier wieder seine Stellung innerhalb des Gebietes der germanischen Sprachen. „Man kann ein Wort“, sagt er Sp. XLVII fg., „aus sich selbst und seinem unmittelbaren Artie verständigen, aber auch die nahen Geschlechter und Reiben zugehen, von da wurde zu den umliegenden Mundarten und Sprachen vorgedrungen.“... „Bei unsern deutschen Wörtern muß es recht sein, vor allen zu versuchen, ob sie nicht auch innerhalb dem deutschen Gebiet selbst sich erklären lassen, das zwar nur engere, der Natur der Sache nach oft sichere Schritte zu thun erlaubt.“... „In einem deutschen Wörterbuche sollen es Mühen, allen Mitteln und Handhaben nachzugehen, die unsere Sprache selbst darreicht, und diesen Standpunkt werden auch solche hier erwarten, die ihm geringeren Erfolg zuwarren und lange nicht Alles einzuräumen geneigt sind. Mit-dem Fortschritte der Hörschönung werden neue Ergebnisse eintreten, denn selbst die Mängel einer redlich angelegten Arbeit zu klein und Mangel gezeihen.“... „Außer dem Hauptzweck des Werkes, „den Umfang des neuhochdeutschen ganzen Zeitraums so viel als möglich zu erschöpfen und dadurch nicht allein das Verständnis der einzelnen Ausdrücke zu ergründen, sondern auch die Liebe zu den vergessenen Schriftstellern dieser Zeit wieder anzufachen“ (Sp. XVIII), führt nun Jacob Grimm Sp. VIII an: „Ich wollte auch den Wust und Unflath unsrer schimpflichen die Gliedermaßen der Sprache ungeschicklich verhallenden und einstellenden Schreibweise auslegen, ja daß ich dafür den rechten Augenblick gekommen wähnte, war einer der Hauptgründe, mich zur Uebernahme des Wörterbuchs zu bestimmen“ (Sp. VIII)²¹⁾. Die Verlagsabhandlung hegte jedoch die Besorgnis, daß das Publicum, für einzelne Verbesserungen der Orthographie zwar empfänglich, durch heftige Grischütterung des Hergebrachten und selbststän- den Brauchs abgelenkt werden möge. So freie Hand den Brüdern aber auch gelassen war, so erkannten sie doch gern die Nothwendigkeit starrer Beschränkung an, „sah jederzeit haben mäßige und allmählich vorgebrachte Reformen Eingang, überpannte Abwehr gefunden“ (Sp. LXII). „Eine gänzliche Ummäßigung, wobei freilich mit nothwendigen Ausnahmen wieder der mäß. Schreibweise zugestimmt werden müßte, scheint erst dann gelingen zu können, wenn ihr unter grammatischer Begründung in empfänglicher Zeit durch ein Wörterbuch vollständig der Weg gedrohen sein wird. Das gegenwärtige darf bios Ansporn darauf machen ihn hin und wieder anzubahnen und die Aenderung vorzubereiten“

(Sp. LV). Das Jacob Grimm in der Vorrede zur 3. Ausg. der Grammatik sagt: „Von unterforschenden Büchern, die gleich auf den ersten Wurf so seien, daß sie unverrückt neben bleiben dürfen, wohnt mit keine Vorstellung bei“, und woran er bei allen seinen Arbeiten durchdrungen ist, das spricht er auch bei dem Wörterbuche Sp. LXVIII aus: „Wenn die Fächer und Zellen errichtet sind, kann eingetragen werden und unmöglich ist, daß sie alle schon erfüllt wären. Ein Tag lehrte den andern und wie froh macht es, die unvollkommene Arbeit unaufhörlich zu ergänzen und zu erweitern. Eine große Zahl sprachergiebiger Wörter, die jetzt noch ungeliefert bleiben mußten, wird auf allen Blättern übersehbare Wörter darreichen und für die gebrauchten Beispiele manche freiere an Hand geben; ja gefundene Hauptstellen sind allmählich wieder zu lesen, weil das erstmal noch nicht auf Alles geachtet werden konnte.“

Die Anordnung der Wörter ist eine streng alphabetische, die Behandlung eines jeden derselben eine streng historische. Nachdem die Bedeutung des Wortes angegeben und, wo es nothwendig scheint, dessen Begriff erklärt ist, was beides in der Regel durch lateinische Ausdrücke geschieht, wird mit einer Vorgeschichte desselben begonnen, welche sowohl alle seine Formen in den früheren Sprachperioden, den gothischen, althochdeutschen, mittelhochdeutschen, sowie den andern germanischen Sprachzweigen, nicht selten sogar in den noch fortlebenden Mundarten, als auch seine Etymologie unter nothwendiger Berücksichtigung der verwandten Sprachen darlegt und seine Uebersetzung erschließt. Dann folgt der Haupttheil, die geschichtliche Entwicklung des Wortes in der neuhochdeutschen Periode, von seinem ersten Auftreten bis auf die Gegenwart (etwa 1845), nach seiner Gestalt, Betonung, Bedeutung, seinem Gebrauche, sowie nach den Sitten oder dem Glauben, den es bezeichnet, und das Alles unter den reichsten, fein ausgewählten Belegen.

Mit feinstem Einnüchtern und Freude betheiligte sich das deutsche Volk an diesem großen Unternehmen. „Durch warme Theilnahme des Volks allein“, sagt daher J. Grimm Sp. VIII, „ist die Erscheinung dieses deutschen Wörterbuchs möglich und sicher geworden, das also im auffallenden Gegensatz steht zu den Wörterbüchern anderer Landesprachen, die von gelehrten Gesellschaften ausgegangen auf öffentliche Kosten aus Licht getreten sind, wie es in Frankreich, Spanien, Dänemark geschah.“

Mit wahrem Jugenthum, mit wachsender Energie und Ausbau und mit Aufbietung all ihrer Geisteskräfte, Sorgfalt und mächtigen Geistesgaben haben die Brüder das kolossale Werk in Angriff genommen und ausgeführt, das Jedem, der nur die starken, enggedruckten Bände überblickt, mit Staunen erfüllt und dieses wächst, wenn man die verhältnißmäßig kurze Zeit bedenkt, in der namentlich Jacob das angeammelte Material verarbeitet hat.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Aufnahme des Werkes bei dem deutschen Volke, als seine erste Lieferung erschien, eine theilweise war. Was man vor Allem vermisse, das war die geringe Berücksichtigung des pra-

²¹⁾ Vergl. den Brief Jacob Grimm's an die Weidmann'sche Buchhandlung in dieser Angelegenheit in Döpfner's und Jacher's *Lehrbuch d. deutsche Philologie*. Bd. I. S. 227 fg.

rischen Bedürfnisses des Volkes, für das es doch vorzugeweiht bestimmt war; denn wer Auskunft, Aufklärung, Entschiedenheit im Zweifel über das Sprachrichtige sucht, der muß erst selbst durch Eingehen auf die historische Verbindung das Gesuchte herausfinden. Wer auch von wissenschaftlicher Seite, wenn auch von Männern, wie Hr. F. G. Wurm und Daniel Sander, welche Jacob Grimm jedoch nicht einmal als Helfenauer unserer Sprache bezeichnet, sind mancherlei Anmerkungen erhoben worden, einzelne im hohen Grade gebührend und verkehrt, andere aber allerdings begründet. Die erstere Vollständigkeit ist nicht erreicht, gar mancher Autor ist besonders bevorzugt, andere nicht minder wichtige sind wenig oder gar nicht berücksichtigt. Ferner ist namentlich Jacob bei Aufstellung und Entwicklung der verschiedenen Bedeutungen nicht streng logisch verfahren, und in seinen Etymologien und Wortklärungen läßt er nur allzu oft seiner früheren Kühnheit und raschen und neugierigsten Combinationskraft die Zügel schießen. Was man aber insbesondere zu tabeln hatte, das war die Verlehnung der Berechnung unserer neubuchdeutschen Schriftsprache, die veruchte Einführung der historischen Orthographie mit Restaurationen mancher Formen, welche seit dem Mittelalter aus unserer Sprache verschwunden sind. Allein das Werk ist nach einem so vortrefflichen und vollständigen Plane entworfen, „daß man“, wie Scherer mit Recht sagt, „in alle Zukunft voraussichtlich nie daran denken wird, die Fundamente, die hier gelegt sind, noch einmal neu zu legen“; die „Bücher und Zellen“ sind, soweit es den Brüdern vergönnt war, sie aufzuführen, trotz vielfacher Rügen so vollständig und so reichlich ausgefüllt, daß und in kaum geahnter Weise der Reichthum und die Kraft unserer Sprache entgegentritt. Sind gar manche Etymologien auch irreführend und geradezu verkehrt, so ist doch das dabei vorwaltende Bestreben, sie aus den germanischen Sprachen selbst zu versuchen, oft in hohem Grade anziehend. Die Geschichte und Bedeutung der Worte unserer neubuchdeutschen Zeit ist überall mit allen erdenklichen Mitteln griffvoll und scharfsinnig entwickelt und ihnen oft in wahrhaft überreichender Weise nach allen Seiten für Sprache und Sitte reicher Gewinn abgerungen. Die größeren Artikel sind geradezu als kleine Monographien zu betrachten, welche uns in das innerste Heiligthum unserer Sprache führen. Dazu ist in demselben ein lehrreiches Hilfsmittel für das Verständnis unserer älteren neubuchdeutschen Literatur gegeben, wie wir ein solches noch nie besessen haben, und mit ihm der Anstoß gegeben, der Sprache der bedeutendsten Schriftsteller dieser Periode eingehende und gewinnreiche Weise zu widmen, wie z. B. das Wörterbuch zu Luther's Schriften von Diez.

So schmerzlich es auch zu bedauern ist, daß die vielen großen Arbeiten, mit denen sich Jacob in seinen letzten Jahren betraut, dieses Werkes wegen nicht zur Ausführung gelangen konnten, so hätten doch die Brüder ihre Fortsetzungen zum Heil und Stolz ihres Volkes nicht schöner und passender fördern können, als daß sie, was kaum Einer gewagt, noch vermocht hätte,

selbst Hand anlegen an ein Werk, welches ein Nationalwerk ist im vollsten und höchsten Sinne des Wortes, ein thesaurus „unserer angekommenen, uralten Sprache, an der unsere Volksthat und Dauer hängt“, wie ihn keine Sprache der Welt besitzt, den die Franzosen mit dem ihnen eigenen Geizid nachzuahmen versucht haben und ganz nach dessen Muster das große Wörterbuch der niederländischen Sprache angelegt ist, sodaß also auch diesem Werke, wie der Grammatik, ein vorzüglich wichtiger Charakter zuerkennen ist.

Gleichsam zur Erholung von der Arbeit am Wörterbuche beschäftigt sich Jacob Grimm, während Vervollständigung auf Vervollständigung, mit folgenden Abhandlungen:

1854 „Ueber die Etymologie und Sprachvergleichung“, gelesen in der Akademie den 10. Aug. (Monatsber. S. 485; Al. Schriften 1, 299—326), in welcher linguistischen Abhandlung er nachweist, daß dem rationalen und unbegreiflichen Schwärmen auf dem wogenden Meere der Wörter bei den früheren etymologischen Versuchen aller Zeiten endlich gesteuert worden sei durch den Vortritt der bisher noch unerforschten Sanskritsprache, sowie den Zutritt der deutschen, slavischen, lithauischen und der übrigen europäischen Idiome in den wissenschaftlichen Kreis der Untersuchung, aber zugleich bei seiner früheren Ansicht verharret: „Deutsche Sprachforschung soll eben so wenig jener großartigen und heilsamen Sanskritregel sich verschließen, als ihren eigenen und nöthigen Standpunkt fallen lassen, den sie neben ihren nächsten Nachbarn einnimmt“, worauf er dann seine Vorstellung von dem bei allen etymologischen Forschungen einzuschlagenden Gang zu entwickeln sucht und ihn besonders auf deutsche Beispiele zu stützen trachtet. In demselben Jahre las er dargelegt noch: „Ueber die Runen, welche in Frankreich gefunden worden“ (mit einer Tafel) (Monatsber. 527—530); ferner: „Ueber eine neue Ausgabe des codex argenteus von Andr. Uppström“ (Monatsber. S. 697) und: „Ueber das Vorkommen des Wortes „Wörterbuch“ im 17. Jahrhundert“ (Monatsber. S. 697—698).

Den 18. Jan. 1855 berichtete er in der Akademie über Ch. Landan's Beschreibung des Gaues Berercha (Monatsber. S. 42), trug dann den 30. April ebenda die Abhandlung: „Ueber die Warenteilschen Formeln“ vor (Abhandl. S. 51—68; Al. Schriften 2, 162—172), deren Richtigkeit er so schlagend nachweist, daß Gasp. Zenz, der in seiner Grammatica celtica darüber in hochfahrender Weise ein Verwammungsurtheil ausgesprochen hatte, was dann Andere schadenfroh auszusprechen suchte, J. Grimm in einem Schreiben, welches dieser in der Akademie den 3. April 1856 (Monatsber. S. 187; Al. Schriften 5, 410 fg.) vortrug, erklärte, daß er an die Richtigkeit dieser Formeln nimmermehr glaube und jenes Urtheil reiche. Hierauf las er am 20. Dec.: „Ueber den Personennamen in der Rede“ (Abhandl. von 1856. S. 1—64; Al. Schriften 3, 236—311), worin er weiter ausfuhrte, was er bereits in der Grammatik darüber gelehrt hatte. In Wolf's Zeit-

ſchrift für deutſche Mythologie und Sittenkunde veröffentlichte er Bd. 1. S. 1—2. „Reime aus dem Kinderleben“.

1856 übernahm er das Reſerat der bei der Geſellſchaft der Wiſſenſchaften zu Göttingen eingereichten Bearbeitung der Chronik des Henricus de Hervordia, welche er eingehend beurtheilte und warm für die Ertheilung des ausgeſetzten Preiſes empfahl. Dies Reſerat erſchien ſobald in den Göttinger Nachrichten d. J. Nr. 4. S. 94—108 unter dem Titel: „Ueber und zu Heinrich von Herford Chronik“. Veröffentlicht wurde in dieſem Jahre auch ſein Brief an Prudent van Duyse, in dem er die Widmung ſeines Buches: *J. F. Willem's, Nalatenschap. Dicht en toneelstukken. Met inleiding hydragren en aentekeningen van M. Prudens van Duyse*. Gent 1856, angenommen hatte. In der Akademie ſah er den 23. Oct.: „Ueber die Runenſchrift inſchrift am Löwen zu Benedig“ (Monatsber. S. 437—440). Franz Pfeiffer hatte ſich für die von ihm mit dieſem Jahre begonnene Germania folgender Aufſätze von Jacob Grimm zu erfreuen: „Ueber die zuſammengeſetzten Zahlen“ (S. 18—33). ① ſ. IV (S. 129—133). Reine Mittheilungen: 1) Ueber das Ludwigſchild (S. 233—235). 2) Der Lo am Seebrande (S. 235—236). 3) Zum Wuſpſill (S. 236—237). Der Grammatik (S. 484—485). Sindos“ (S. 485).

Den 19. Febr. 1857 ſah Jacob Grimm in der Akademie: „Ueber die Wörter Weinkelter und Traube“ (Monatsber. S. 146—147; Kl. Schriften 5, 411—413), den 26. Febr.: „Ueber Verbreitung des Todes und Lebens“ (Monatsber. S. 154—157; Kl. Schriften 5, 413—416); trug dann am 12. März die Abhandlung: „Ueber das Geber“ vor (Kl. Schriften 2, 439—462). Er ſtellte hier zunächſt eine Reihe ermunterlicher Sagen zuſammen, die aber nichts als myſtiſches Element enthalten, und ſetzt dann aus ſeiner noch nicht vollendeten Unterſuchung in engerem Umriß die Ergebnisse derſelben vor. Zugleich ſtellte er Bericht über Ab. Heſſrich's Reiſe durch Spanien und beſprach die von dieſem in einem madrier Coder entdeckte Reſart Frigabolda (Monatsber. S. 174—176; Kl. Schriften 5, 416—417). Für den 2. Band von Pfeiffer's Germania bot er dar:

Johann Laurenberg (S. 298—306). Participle Präſ. für Krankheiten (S. 377—378). Recenſion von *Canti popolari toscani raccolti e annotati da Giuseppe Tigri* (S. 380—382). Ueber einen Fall der Attraction (S. 410—418). Nachtrag zu Laurenberg (S. 445—448). König Heinrichs Rieder“ (S. 477—480). So dann im Jahrbuch des gemeinen deutſchen Rechts, herausgegeben von Beder und Ruther 1, 257—265, Aufſatz: „Recht von Hieſelb“, und den 29. Oct. in G. Michaelis, Ueber die Anordnung des Alphabets. Berlin 1858. S. 41—46: „Ueber die für CH, SCH, SZ vorgeſchlagenen Zeichen“.

Im 3. 1858 ſah er in der Akademie am 2. April: „Ueber einige Fälle der Attraction“ (Abhandl. 1, 31; Kl. Schriften 3, 312—349), ein Bruchſtück aus der Syntax des zuſammengeſetzten Satzes, das den, denſelben

Gegenſtand behandelnden Aufſatz im 2. Bande von Pfeiffer's Germania weiter ausführt, und trug den 2. und 3. Juni die Abhandlung: „Von Betretung männlicher durch weibliche Namensformen“ (Abhandl. 33—57; Kl. Schriften 3, 349—413) vor. Jac. Grimm hatte 1846 die Akademie veranlaßt, als Preisaufgabe eine Sammlung der althochdeutſchen Eigennamen zu ſtellen. Den Preis erhielt E. Forſemann's Arbeit, der darauf dieſelbe zu ſeinem Althochdeutſchen Namenbuch erweiterte. Die Wichtigkeit der Namen hatte Jacob Grimm früh erkannt, in der Grammatik hatte er ihnen beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt, jetzt, obſchon hochbetagt, konnte er ſich nicht verſagen, auch dieſes noch ungebraute Feld in Angriff zu nehmen und die erſten Furchen zu ziehen. „Welchen Reiz und welche anziehende Kraft“, ſagt er S. 351 (Kl. Schriften), „hat unter allen ſprachlichen Unterſuchungen eben die über Eigennamen, wie geſchäftig ſein muß man, um ſebe hier aufreizende Frage zu behandeln; ich werde zwar oft noch die Eingänge finden, aber nicht mehr den Genuß haben, bis in die Mitte der Forſchung zu gelangen, geſchweige ihren Ausgang zu ermitteln.“ Anſehend über das grammatiſche Geſchlecht inſofern und über deſſen Darlegung in der Sprache, ſchreitet er zu dem, was er ſich vor die Hand genommen hat: „Es ſi eine merkwürdige, noch nicht hinreichend beobachtete Erſcheinung, daß zu männlichen Namen auch weibliche Benennungen geſtellt werden und neben meiſtentheils voller weiblicher Flexion dennoch männliche Pronomina und Adjectiva ſich zur Seite haben. Das Nämliche ereignet ſich ſobald auch bei einer beträchtlichen Zahl von männlichen, weiblich gebogenen Appellativen, die jenen Benamen verwandt, ſolglich aus ihnen entſprungen ſcheinen. Die ganze Anomalie tritt aber nicht nur in lateiniſcher und griechiſcher Sprache, ſondern eben wol in deutſcher, ſlawiſcher, litauſcher vor, ein ſo weit erſtreuter Zug kann unmöglich ohne ſieſten Anhalt ſein“ (ebenda S. 356). Dieſe wunderbare, nirgends entſiehne, ſondern in geheimirter Werkſtätte der menſchlichen Sprachen gezeugte Einſtimmung dieſer Anomalie weiſt er nun an zahlreichen Beſpielen nach, vorzüglich aus dem Lateiniſchen (als T. Sempronius Musca) und Althochdeutſchen (Einar Fluga), und gibt damit der geſamten Philologie einen Anhauf, tiefer als bisher geſucht, in die Natur und Beſchaffenheit der Eigennamen eindringend. — Für den 3. Band von Pfeiffer's Germania lieferte er die Artikel: „Hild. Seold. Drep“ (S. 1—6). Zu den althochdeutſchen Geſprächen (S. 48—57). Der deutſche Inſtrumentalis“ (S. 151—154). Es ſind dieſe die letzten, welche von ihm in dieſer Zeiſchrift erſchienen.

Das bekannt in Wien aufgefundenen althochdeutſche Großmunterlied, deſſen Entdeckung Jacob Grimm mit großer Herude erfüllte, und das er ſchon den 31. Oct. 1858 Franz Pfeiffer brieflich erklärt hatte (Germania 11, 243 ſq.), veranlaßte ihn nun, den 10. März 1859 in der Akademie: „Ueber die Göttin Tanſana“ zu leſen (Monatsber. 254—258; Kl. Schriften 5, 418—421). Eine beſondere Abhandlung über dieſes Lied gedachte er noch in ſeinem letzten Lebensjahre erſcheinen zu laſſen

(f. seinen Brief an Franz Pfeiffer vom 26. Juli 1863, Germ. 11, 256), worauf er noch zwei andere mythologische Vorträge folgen ließ: den 20. Juni: „Ueber die Göttin Freia“ (Monatsber. 413—423; Kl. Schriften 5, 421—430) und den 18. Juli: „Ueber die Göttin Wendis“ (Monatsber. 515—524; Kl. Schriften 5, 430—438). Daraus hielt er den 10. Nov. zur hundertjährigen Geburtsstagesfeier Schiller's in der feierlichen Sitzung der Akademie, deren Austrag zufolge, die „Rede auf Schiller“ (Kl. Schriften 1, 374—398), in der er dem Dichtungsdiener seiner Jugendjahre in der freimüthigsten Weise ein herrliches Denkmal setzte. Den 24. Nov. las er dann: „Ueber die Antikunststellung“ (Monatsber. 721—723; Kl. Schriften 5, 438—441). Da wurde ihm am 16. Dec. mitten unter den Arbeiten am zweiten Bande des Wörterbuchs sein Bruder Wilhelm durch den Tod entzogen, und er mußte nun bei dieser Arbeit für dieselben eintreten und Alles aus seiner Schülertasche nehmen, nachdem er schon im Juni des vorigen Jahres die beiden ersten Lieferungen des 3. Bandes hatte erscheinen lassen.

Den 26. Jan. 1860 hielt er in der Akademie die schon erwähnte „Rede über das Alter“ (Kl. Schriften 1, 188—210), ließ darauf im April den zweiten Band des Wörterbuchs erscheinen und hielt dann den 5. Juli die „Rede auf Wilhelm Grimm“. Dies selbe ist ebenfalls schon erwähnt und wie werden bei Wilhelm Grimm darauf weiter zurückkommen. Der Schluß des Manuscriptes, von den Märcen handelnd und der vermuthlich Jacob's Anteil an denselben hervorhebt, ist jedoch, da er denselben umschreiben wollte, abhanden gekommen. Den 6. Dec. trug er in der Akademie die Abhandlung: „Der Traum von dem Schatz auf der Bräde“ (Kl. Schriften 3, 414—428) vor, welche besonders darum wichtig ist, als Jacob Grimm an dies lehrreiche Beispiel der Sagenbildung gegenüber der früher erwähnten Ansicht, welche in unseren Märcen importirte Stoffe erblickt, „einige Betrachtungen über das Entstehen und Ausbreiten der Volkssagen indgemein“ anknüpft. „Neuerdings“, sagt er S. 425 fg., „ist man zumal darauf bedacht und bestrebt gewesen, die zum Theil längst bekannten, zum Theil neu-entdeckten orientalischen Quellen an Rang oben an zu stellen, und was sich in Europa fortgepflanzt hat, als ihnen entlossen aufzufassen. Sorgfältige Erwägung der in Indien entzogenen, von da nach Persien und Arabien übergegangenen Mythen verrathen Zusammenhang mit buddhistischen Anschauungen, und wie der Buddhismus überhaupt eine große Kraft in sich trug, Lehren und Gebrauche noch über sein eigentliches Gebiet Wurzel fassen zu lassen, so sind seine Spuren auch in indischen, chinesischen und mongolischen Uebersetzungen aufzuweisen, von da nach mehreren Seiten hin weiter verbreitet worden. Vieles ist hier einzuräumen, dennoch Manches auch der Annahme, wenn sie zu weit greift, entgegenzuhalten.“ „Ursprung und Fortbreiten der Sprache und Sage haben deutliche Analogie, beide aus dem Geirane der Menschen selbst hervorgehend erheben sie sich und werden von Ge-

scheit zu Geschehlich überleitet. Aus Uebersetzung der Ursprünge des alten Testaments suchte man eben die Wörter aller Sprachen auf hebräische Wurzel zurückzuführen; in noch beschränkterem Sinn, wenn auch mit besserem Scherz, sollten deutsche Wörter sich erklären aus griechischen oder lateinischen. Unsere Zahlwörter z. B. sind freilich den griechischen und lateinischen identisch, aber nicht aus ihnen entnommen oder entlehnt, so wenig als gleichfalls einflussreiche slavische und litauische, und nicht anders verhält es sich mit vielen andern Wörtern und Sprachformen. Seit das Studium des Sanskrit und aller arischen Sprachen überhaupt tiefer Wurzel geschlagen hat, sind auch jene Irthümer zerbrochen und man ist mitten in Wahrnehmung überraschender Verwandtschaften zur Erkenntnis des besondern Rechts und Eigentums jeder einzelnen Sprache gelangt. Soll nun das falsche Verfahren auf die Abkunft und den Zusammenhang der mannigfachen Sagen angewandt werden?“ Der Traum von der Bräde zu Prag gleicht dem von der Bräde zu Paris, ungefähr wie unser zehn, das franz. dix, das lt. decet, etymologisch auf denselben Grundes stehen, ohne das etwas von dem andern entsteht zu sein braucht. Die erste Abfassung des Karlamainet reicht schon über die Lebenszeit Dschelaleddin Rumi's hinaus und die Sage von des Götterich Traum könnte noch weit früher in Frankreich umgegangen sein, freilich, wer im Nebel bloßer Vermuthung tappen mag, auch im Orient eine ähnliche Uebersetzung, die ich im voraus zugeben kann. Gatten wir uns, bevor sie wirklich aufgefunden ist, an die gesicherten Data, so hat seine Erborgung stattgefunden. Will man ein berühmtes Beispiel von lebhafter Begegnung ferner sagen? Das Märchen von Rumpelstilz thum bei Herodot findet sich an sechs Stellen anderwärts immer mit Abweichungen, die bald blässer, bald frischer erahnen, welcher Mythosforscher wollte es nach Asien und Europa erst aus Aegypten eingebracht wädhnen? In der That, die Mehrzahl der einzelnen, weit zerstreuten Schemata erfreut doch mehr und scheint desto lebendiger, je weniger sie auf nachweisbares, ermattendes Vorgehen zurückgeht, vielmehr auf dem tieferen, kaum zu erkennenden Hintergrund eines alten gemeinsamen frühgeschichtlichen Ursprungs.“ „Ich gewahre in deutschen Sagen einer andern Farbe, eines andern Tons, als in griechischen, indischen, und grell fällt der Abstand auf, wenn man litauische, slavische, finnische, lappische hinzubalten will; es ist, als ob eine göttliche Macht ihre Gaben nach verschiedenen Seiten austheile und für das, was sie einem Volk oder Zeitalter im Einzelnen verlag, gern auch Ertrag gewähre. Ebenmaß geistiger und sinnlicher Elemente thun hoher Ausbildung wohl und die griechische Sprache wie Mythologie bewahrheiten es; wo aber aus dem naiven Bestand und Vorrath noch kein geistiger sich entfaltete, scheint jenen längere Friste beschieden und jähere Kraft verblieben. Darum ebilden wir bei Finnen, Litauern und einzelnen slavischen Völkern, die sämmtlich keine Literatur erzeugten, Wollfäden, Sage und Märchen in dichter Fülle, wie auch der Wortreichthum und ihre grammatische Gefügigkeit un-

geschrieben und mit des Gedächtnisses ungeschwächter Gewalt anhäuft, während aufstrebende Sprachen vieler sinnlichen Wörter oder Formen sich entleidend auch ohne solche bedeutendere Wirkung erröthen, vollständig roher Uebersieferung sich erschlagen. Alle fringebildeten orientalischen Dichtungen sind erfüllt von Duft, Glanz und Zierrath, im Gegensatz zu der reinen, freien Lust der europäischen; die gewandteste Gabe des Erzählens gericht ihnen dennoch nicht, wie sie in den funktreich veränderten Märchen des Somabroa oder der 1001 Nacht anschaulich waltet; nicht selten oder fühlt man etwas Störendes mitten in allem so reichen Geoid. Den buddhistischen Vorstellungen ist sittliche Strenge und Irlsinn zu eigen, es geht aber auch etwas Gedrücktes, Trübseliges hindurch, das dem Abendlande widerspricht, obschon manches von ihnen her weit vorgedrungen, nicht ohne Einwirkung auf südlische und arifische Exten, auf catholischen Kirchenbrauch und die Mönchorden geblieben scheint.“ „Doch soll hier das Ich und beifam Ausgefprochene nicht für alle und jede Folgerungen gelten, die sich daraus ziehen ließen, ich gestehe, daß Einiges bezweifelt und bestritten werden mag, nur von einer Seite her gewinne ich die deutlichste Befätigung, aus der Irtierfage. Auch sie geht um in Aflen wie in Europa und zeigt hier wie dort unverkennbaren Einklang. In Kallab va Dimnah erscheinen die Habeln von Lemre und Schafal, wie theilweise auch bei Aelop und bei allen Westländern von Bär, Wolf und Fuchs, zum vollen Epös erwachsen unter den alten Franken, den Franzosen und Deutschen des Mittelalters. Was aber Aelop und auch Babrius überlieferte, ist nur abgefeadicht und dar herodotischer Ausführlichkeit, die als Seele aller Habel betrachtet werden muß. Von der großen Tafel dieses Irtierepös find noch Druckstücke unter den Kindermärchen unferes Volkes übrig, leben und weben bei allen vorhin genannten Stämmen, deren gebremte Ausbildung solchen Stoffen gerade Schutz und Hergung brachte. Dichtes Gras und Wiesenblumen verkommen auf Gartenbeeten. Dem deutschen Volk aber, dem schon, bevor es sich zum Chriftenthum bekehrte, Helbenfage und Irtierfabel angehörte, müßen indgemein Grundlagen fortlebender Märchen und Sagen zugehunden werden, die es bereits aus Aflen her mitgeführt haben mochte und unabdingig auf neue Deter und Zeiten anwandte. In der ganzen Natur und in dem Wesen der Sage selbst ist etwas Angehörtes und aus dem eignen Boden Erigendes, das man ungern in die Ferne und Fremde wegstößt.“

Im 3. 1861 las Jacob Grimm in der Akademie den 25. April: „Ueber MAUE“ [manica, plattdeutsch] (Monatber. 455—458; Al. Schriften 5, 441—445), und den 5. Aug.: „Ueber einige gotische Wörter“ (Monatber. 837—845; Al. Schriften 5, 445—452).

Im 3. 1862 las er den 6. März: „Ueber die Vorstellungen des Strebens, Eigens, Liegens“ (Monatber. 102) und handelte nebenbei auch ausführlich über den Schlaf der Vögel; siehe seinen Brief vom 11. April an Franz Pfeiffer, in welchem er zugleich in

die vorbünftigen Worte ausbricht: „Es kommt mir manchmal vor, ich könnte nun auch schlafen gehen, ohne daß es viel bemerkt würde. Ich habe das Meinige gethan, arbeite ein Heft (des Wörterbuchs) nach dem andern aus und kein Gabn trägt danach.“ . . . „In funfzig oder hundert Jahren wird man mich noch schlafen, wie man jetzt den Frisch aufschlägt.“ Es erschien davon in diesem Jahre der 3. Band. Den 25. Juni las er: „Ueber das Gho“ (Monatber. S. 265).

In dem folgenden Jahre, seinem letzten, gab er noch den 4. Band der Weistümer heraus, zeigte denselben, wie oben berichtet, in den Göt. gel. Anz. selbst an, beschäftigte sich mit dem altdeutschen Schlummerliede und vertiefte sich dann durch das in diesem Jahre erschienene Werk: Etudes sur le roman de Renart, par W. J. A. Jonckbloet, in die Unterfuchung der Irtierfabel, bei der er sich ganz in die Zeit der Herausgabe des Reindart zurückversetzt fühlte. Er zeigte dann dieses Werk in den Göt. gel. Anz. vom 2. Sept. St. 36, S. 1361—1378 (Al. Schriften 5, 455—466) an. Es war seine letzte Arbeit, und da er derselben einige allgemeine Betrachtungen vorausgehen läßt, in denen er in der eingehendsten Weise seine Ansicht über die Entstehung dieser Sage ausdrückt und sie als urgermanisch zu behaupten sucht, so gedührt es sich, aus diesem letzten Worte des großen, tiefelngedrungenen Forschers über diesen ansehnlichen Gegenstand hier das Hauptfächlichste auszuheben. „Raum“, hebt er an, „ist etwas anderes in der ganzen Geschichte der Poesie und Literat ergebiger und mehr geeignet den Zulammenhang urverwandter Völker darzulegen als die Irtierfagenforschung. Ich bin längst durchdrungen von der Ueberzeugung, daß, wieviel ein Volk dem andern juträgt und manche Gemeinshaft zwischen ihnen eintritt, dennoch die Eigenthümlichkeit eines jeden das Uebergeiwicht behauptet, und wie könnte es anders sein? In keiner Sprache mangelt es an Lehnwörtern, in keinem Volksglauben an eingedrungene Mythen, aber die Hülle der heimischen Bestandtheile greift durch und hat die fremden bald eingebürgert. Daß unsere Irtierfage ihren eignen Kern beßigt, läßt sich so wenig verlernen als eben die Besonderheit unserer Sprache.“ „Es gebietet sich, daß wir insoweit Ansprüchen, dem Indischen und dem Griechischen, ihre rechte Schranke anweisen. Den Hippodamia und das Panfchatantia will man zur Quelle unserer Irtierfabel machen, Deney hat leptomest Werk einen kurzflünnigen, geirhten Commentar beigelegt und die Verdrang einer Menge von indischen Sagen mit den europäischen darzulegen. Aus diesem Zulammenstößen folgt aber noch keine Ableitung. Das Sanskrit erdauert und bekräftigt uns eine Hülle von Jügen unserer Sprache in den verschiedensten Stufen, ohne daß alle und jede Eigenheiten ihrer Anlage und Bildung in ihm angängen, warum sollte es mit unserer Sage und Sitte nicht ebenso beschaffen sein? Wir wären gewöhnen, eine selbständige Entstehung oder Blüte, wie sie unsern ganzen Art entspricht, hinzugeben für eine feinere und fänslichere Weise, die unserer Natur und Gemüthung obliegt. Die deutliche Sage, und es ist hier im voraus nur die Irtierfage ge-

meint, trägt, um es kurz auszudrücken, ein natives Element in sich, das bei einem fremden und fernem Hintergrund verwirrt werden müßte. Wie schwer halten würde es, die Mythe und Sänge zu entziffern, auf welche unsere Vorfahren, seitdem sie schon in diesem Welttheil wohnten, der asiatische Mythos zugeklungen sein sollte; so lange sie noch in Asien selbst, woher sie stammen, hausten, hätte es zahllose Wege gegeben, die uns jetzt verborgen sind, wie viel eingetrübte Erinnerungen und Vorstellungen müßten sie uralte Zeiten hindurch mit sich getragen haben! Man traut buddhistischen Lehren und Grundrissen zu, daß sie von früh an, vor dem Beginn unserer Zeitrechnung, wie späterhin, in aller Stille zu den ungebildeten Völkern Europas vorgedrungen seien; bei Griechen und Römern ist keine Spur davon. Aber aus chinesischen Büchern ist jetzt bekannt geworden, daß unter den Buddhisten einfache und geschickte Fabeln im Schwange gingen, deren neulich eine schöne Reihe Julien herausgegeben hat, worunter sich auch einige Thierfabeln finden. Doch unmöglich scheint es, eine derselben unmittelbar auf die Reinartsfabel anzuwenden.“ „Aber gelogen sind uns griechische und römische Fabeln, deren Zusammenhang sowohl mit den indischen als mit den deutschen in die Augen springt. Aesopische Fabeln waren längst im Umlauf, wie aus fastnumen Zeugnissen griechischer Glaisirer erhellt, wahrscheinlich in größerer Zahl und vollerer Fassung, als sie durch spätere Sammlungen überliefert wurden. Es ist eine unschätzbare Fundgrube für die Fabel insgesamt und namentlich auch für die Thierfabel, der sie zu mannigfacher Behätigung und Erleuchtung dienen. Die meisten sind kurz und mager, aber triftig erzählt und für Epimythien zugeschnitten, dergleichen auch der buddhistische Vortrag nicht in den Schluß verweist, sondern vorausschickt. Durch die günstige Auffassung mehrerer Bearbeitungen, wie sie bereits in manchen Studien der Prosasammlung durchdringen, und dem Babbrius beige gelegt werden, ist der Standpunkt der Beurtheilung der äsopischen Fabel nicht verrückt, nur erweitert worden. Die Zeit, in welcher diese mehrmals geschriebenen Hekaden zuerst entsprungen sind, läßt sich schwer bestimmen, jedenfalls geschah es schon im byzantinischen Reich; ihre Darstellung ist angemessen, doch selten geoben und der weit lebendigeren der Reinartze und Xenotus nicht zu vergleichen. Wer hätte Lust durchzufahren, aus dieser äsopischen Schlichte oder laubstündigen Perleierung sei die halbrohe, halbvolcherische Gestalt der deutschen Thierfabel geklärt, welche schon in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung gelegt werden muß.“ „Und nun tritt noch ein bloßer unbeachtet gelassenes Element hinzu, das fast den Ausschlag gibt. Wie unter dem Volk in Deutschland noch einzelne Theile der Thierfabel als Märchenstücke fortleben, oder schon im Mittelalter die sogenannten Extravaganzen lateinisch abgefaßt sind, werden auch weiterhin im ganzen Nordost von Europa bis gegen Asien hin dieselben Stücke und noch andere vollständiger im Munde des Volks märchenweise erzählt, ihrer Grundlage nach wiederum mit der deutschen Thierfabel einstimmig und sie gegenüber jenen griechischen oder morgenländischen

Einflüssen behäufend. Da man allmählich den Märchen dieser nordöstlichen Völker die verdiente Aufmerksamkeit zugewandt hat, sind auch ganz unerwartet Fabeln an den Tag gekommen und werden sich einmal, sobald das Geschicht überall abgeschlossen ist, für eine besondere, zusammenfassende Sammlung eignen. Die ungemessene Fülle dieser noch heutzutage aufgethanen Sagenreize in Scandinavien, Lappland, Finnland, Estland, Litauen, Kasan und fast in dem gesammten slavischen Gebiet unter Rußen, Serben, Croaten, Wäthern und Böhmen wird uns vielleicht die Lücken und Dunkelheiten unserer deutschen Uebersetzung ergänzen und aufhellen helfen.“ „Von Thierfabeln, denen man auch unter den wilden Stämmen in Afrika und Amerika begegnet, sei hier ganz geschwiegen. Traun, den Völkern, an welche die allgemeine, bald behende, bald abflachende Bildung noch nicht reicht, ist dafür ein nicht geringer Ertrag geboten in dem bei ihnen feiner und treuer gezeigten Bestreben älterer gebrachter Sagen und Mythen, deren Werth sich erst nach und nach erkennen und berechnen läßt. Es verhält sich damit gerade wie mit Sprachformen und Wortreichtum, die bei ihnen gleichfalls unverdorrt und ungehörter dauern. Haben sich unter einzelnen Volksstämmen auch noch epische Lieder bewahrt, wie uns die bei Finnen und Esten geborgenen Schätze in Urfasanen zeigen, so ergeben sich auch Anknüpfungen der epischen Bestandtheile an mythische Grundlagen.“

„Unser deutschen Thierfabel Unabhängigkeit von den behaupteten Einwirkungen läßt sich, glaube ich, aus folgenden Gründen erweisen: 1) In Pantheotonia und häufig auch noch in andern orientalischen Werken sind die einzelnen Fabeln eingeschachtelt, das heißt immer durch ein bei dem treffenden Schlagwort angebracht, „wie war das?“ (ist. katham etag?) angereiht, ohne daß ein greifbarer Zusammenhang mit dem Vorangegangenen stattfindet oder ein innerer Fortschritt der Schlichte selbst bewirkt wird. Obwohl die Handlung im Ganzen vorrückt, wird sie im Einzelnen unausführlich und nach unserem Geschmack ermüdend unterbrochen. Allen äsopischen Mythen bleibt dergleichen Einschüpfung fremd.“ „Die Längen des Babbrius sind sogar alphabetisch geordnet.“ „In unserm Mittelalter erscheinen die Beispiele Stridors und Bonors überall los und unverbunden, eins nach dem andern eingeführt.“ „Nicht in Abrede gestellt sein soll es, daß jene Verknüpfung des Vortrags durch Frage und Antwort unserm Alterthum ebenfalls bekannt war, da namentlich Esopi in seiner Edda den Gängleri und Degir fragen, den Gär und Bragi antworten läßt, und auf solche Weise den ganzen Inhalt aneinander reibt. Ja im lateinischen Reinardus und in der Eobasia findet sich die Hauptergänzung durch eine große Nebenergänzung unterbrochen, wiewohl in allen diesen Fällen nicht der bloße Zufall, sondern eine gewisse auf das Ganze einwirkende Ordnung und Folge waltet. Jedermann wird aber einräumen, daß das Charakteristische „wie war das?“ des Pantheotonia, wie es in allen Uebersetzungen beibehalten ist, in unser deutschen Thierfabel unmöglich gemangelt hätte, wenn diese auf

demselben Wege entsprungen wäre. Vielmehr erscheinen im Reinhart sowohl wie im Reinaart, die aus freier Dichtung beruhten und deren Stoff aus heimischer Sage, nicht durch fremden Einfluß eingebracht war, alle Bestandtheile der Sage episch fortsetzend, wie es zumal in letzterem mit großem Erfolg geschieht. „... 2) Dem deutschen Epos und auch den meisten nordöstlichen Thiersagen liegt zum Grunde die in ihnen vielfach auf Thatsachen gestützte und dadurch eingetragene Geschichte einer unversöhnlichen Feindschaft zwischen Fuchs und Wolf, welche demnach als Haupthelden der Fabel zu betrachten sind, wie sich einander selbst unentbehrlich anzuwenden sind. Im Pantaschatra und Hilotapabela spielt zwar auch der unsern Fuchs ebenbürtige und ihn durchaus vertretende Schafal eine Hauptrolle, allein der Wolf und die zwischen beiden Thieren bestehende Eifersucht und Rache tritt vollkommen zurück; wo der Wolf genannt wird und in die Handlung eingreift, geschieht es ohne Bezug auf den Fuchs. In den äsopischen Mythen erscheinen Fuchs und Wolf einander etwas näher und friedlicher gestellt, ohne daß daraus ein den Gang der Fabel beherrschendes Moment erwüchse. Umgekehrt, der Einleitung der Thierfabel im Pantaschatra sind zwei Stiere und wiederum zwei Schafale wesentlich und eine solche Darstellung muß auch bereits im vierten Jahrhundert dem Themistius vorgelegen haben, der sie für äsopisch ausgibt und worin zwei Stiere, der Löwe, doch nur ein Fuchs auftreten. Bei Dabrios werden sogar drei, bei Arian vier Stiere, und keiner von beiden führt den notwendigen Fuchs ein. Was aber am meisten auffällt, eine in unserm Welchen Gast außersahrische Erzählung setzt an die Stelle der Stiere bloß den schreienden Esel Baldewin, an die des Fuchses aber den Wolf, wie auch in einer früherischen Fabel der Esel erscheint ohne Gemischung des Fuchses oder Wolfes und mit weniger tragischem Ausgang. Wie wäre möglich, daß in unsern Reinhartssage die Stiere gänzlich fehlen, wenn sie sich unmittelbar oder mittelbar auf Pantaschatra gründete? Unser Thiersage ist der Fuchs allenthalben Protagonist, gerade wie ein der philosophischen Bilder die *ἀνθρωπίνος* als *σοφία* τοῦ *σοφοῦ* aufstellt, der Wolf ist Deuteragonist. Als dritte Person oder Triagonist zeigt sich der Löwe, dem nach tiefgewurzelter Vorstellung die Rolle des Königs unter den vierfüßigen Thieren zu spielen obliegt, den aber in unsern ältesten Mythen der Bär vertritt. Diesem, sobald das Königthum auf den Löwen übergegangen war, mußte ein anderes Amt angewiesen werden und so geschah es, daß der Bär vollständig den Platz des Wolfes einzunehmen und dessen Geschichte zu tragen hat; den ansehnlichen Fischfang des Wolfes im Ege legen z. B. die nordöstlichen Märchen meistens dem Bären bei. Von solchem Wechsel zwischen Wolf und Bär weiß natürlich weder die indische noch die äsopische Fabel.“ „3) Geht aus etwas der Reinhartssage hohes Alter hervor, so find es ihre Thiernamen, die einen Sinn haben müssen, ihn aber erst erlangen, wenn man sie in sehr frühe Zeit zurückstellt. Eigennamen der Thiere, zumal der tonangebenden unter ihnen bezeichnen

überall der Thierfabel Blüthe, und die Abgang in der äsopischen ist eben ein Zeichen, daß sie bereits abblühte und ermattete. Es sei gestattet, die Benennung der eben angegebenen drei Hauptträger der Fabel näher zu beleuchten. Der Fuchs ist überall das fluge, schlaue Thier und zum Rathgeber des Königs geeignet; nicht anders in der griechischen und indischen Fabel, wo er gleich notwendig die Ministerstelle einnimmt. Man wird wenig fehlen, wenn man zu Reginhart, Reginhart auch das altsächsische *raginboro*, *raginburgius* v. d. l. Rathgeber hält und in Reginhart den obersten vertrauten Beamten des Königs, seinen *major domus* sieht, dessen Gewalt zuletzt über die königliche den Sieg davon trug, wie der Fuchs der Fabel über den Löwen. Nun aber hat *ragin* nur in der gotischen Sprache des Wilsas die Bedeutung von Rath, *consilium*, verliert ihn späterhin in allen Dialecten, damit fällt der wesentlich sinnvolle Name Reginhart, Reinhart mindestens in die Zeit des vierten Jahrhunderts, glaublich aber in eine unbestimmbar weit frühere. Er muß schon in den tiefen Wäldern der Germanen erschollen sein, ja ein bekannter Wald heißt bis heute Reinhartswald. Nicht anders verhält es sich mit *laangrim* (verbessert *laangrim*, Eisengrim) dem Wolf. *laangrim* erscheint in Urkunden des siebenten, achten, neunten Jahrhunderts sehr häufig als Name, dessen Träger sich darunter dachten, was romanische Männer unter *lupus*, heutige unter Wolf, der Name hatte im gemeinen Leben, gerade wie Reinhart, längst seine eigentliche Meinung verloren, die ihm jedoch anfangs in der Thierfage muß zugefallen haben. *Grima* in unsern alten Sprache bedeutet *larva*, Schreckbild, womit sich *laan*, Eichen treffend verbindet, weil der Wolf der Graue, der Grauwolf, Eisengraue heißt und sein plötzliches Erscheinen Grauen und Entsetzen erregt. Ueber raschend stimmt hierzu die griechische *Μογώς* und das abgeleitete *μογολίζω*, worin ganz richtig *μογος* und *λινος* enthalten ist, Strabo nennt die *Μογώς* ausdrücklich *Μογολών*, mit *Ιογώς* und *Εσπαλός*, wiederum schredend und gespenstigen Wesen, sie zusammenstellend. Ich gehe also nicht zu weit, wenn ich für möglich halte, daß in einer älteren, beliebteren griechischen Fabel der Wolf *Μογολινος* geheißen habe, das sich zu *Μογολών* verhält wie *laangrim* zu *laangrim*, und welch eine Deutsamkeit empfange eine solche Einstimmung! Im Pantaschatra ist keine Benennung des Wolfes.“ „Höheren Werth hat und nimmt der Name des Triagonisten in Anspruch, nämlich der des Löwen lautet im Sanskrit *Pingalaka*, der dunkelste, fahlgelbe, was sich zu seiner natürlichen Farbe und zum Rufan des lateinischen Gebieths schließt, aber auch an Bruno, Brun, den Namen des Bären gemahnt. Die französischen Dichter nennen den Löwen nicht von der Farbe, sondern nach seiner Gefinnung *Noble*, den edlen, stolzen, hochmüthigen, wie die Löwin *Orgueilleux*, die hochmüthige; allein beim Hirschler heißt er in gleicher Bedeutung *frovel*, *audax*, *protervus*, was in der ältern Sprache *frovel*, *farvel* lautet und sichtbar zu der in einer decretio Childeberti vom Jahr 596 aufbewahrten Form

himmt, welche farafalius, fratralius im Sinne des heutigen Frevel, protervina zeigt (Wörterbuch 4, 171. 174). Hieraus läßt sich folgern, daß auch in der ältern französischen Dichtung faraval, fraval oder ein ähnliches Wort, wie bei den früheren Franken den Löwen bezeichnet haben müsse, was noch dadurch bestätigt wird, daß im niederländischen Reineart der dem Löwen verwandte und gleichartige Leopard den Namen Farapel statt Firaval führt, worin man sein fier, fahn, ferus suchen darf. Wie entbehren freilich auch jeder Aufzeichnung deutscher Tierfage aus den ersten Jahrhunderten, nicht aber steht der Wahrscheinlichkeit entgegen, daß schon zu Tacitus' Zeit die Namen Reginobard, Isangrim, Faraval und die daran hängenden Erzählungen unter unsern Vorfahren im Umlauf waren. So hoch hinaus zu gehen zwingen diese Namen." Sodann weist Jacob Grimm 4) in einigen Beispielen „die nachzudehende Verdrängung des Volksglaubens mit der Tierfabel, sowie die der Fabel mit den mythischen Vorstellungen" nach, welche für das Auerthum der Tierfabel ebenfalls zeugen, und fährt darauf also fort: „Ergebnis aller dieser Untersuchungen wäre, daß eine große Gemeinschaft zwischen indischer, griechischer und deutscher Tierfage statt findet und sich sowohl auf die Natur der Fabel überhaupt als auf uralten Zusammenhang dieser Völker gründet. Aus Indien mag über Persien und Kleinasien den Griechen, über Sythien und Thracien den Germanen und Slaven Manches zugeführt sein, aber unter ihnen allen haben längst schon die Hauptzüge der Sage. Der Löwe ist der Gewalttätige, dem der Fuchs durch seine Kuchtschäde aufhüllt, der Bär wird bald dem Löwen, bald dem Wolf gleichgesetzt, den Wolf sehen wir mit seiner rohen Ethik vergeblich tragen, mit seinem Unverstand immer unterliegen. Ein paar große Begebenheiten greifen durch, die Krankheit des Löwen und wie der Fuchs auf mancherlei Weise daraus für sich Vortheil zieht, indem er ihm Thiere als Beute zuführt, oder für ihn Heilmittel aufsucht." „Eine Menge anderer Fabeln sind aber ausschließlich Eigenthum der deutschen und nordöstlichen Sage und weder in der griechischen noch indischen anzutreffen; wohin namentlich das Gericht über den Fuchs am Hofe des Löwen und des Fuchses unverderblich erfundene Ausflüchte gehören, wie auch dem lateinischen Reinardus allein eine ansehnliche Reihe ausgezeichneter Fabeln zugehört. Wer unsere deutsche Fabel hingäbe für die fremde, würde die Wirkung der Tierfage im Ganzen verringern und herabsetzen."

Wie unsere Tierfage, so gedachte nun Jacob Grimm auch unsere Märchen durch eine Einleitung, welche er für deren neue Ausgabe schreiben wollte, in Schutz zu nehmen; dazu sollte der folgende Band der Weisenthümer gedruckt und, wie schon erwähnt, mit einer weitgreifenden Einleitung versehen werden, das Buch über deutsche Sitten und Gebräuche, auch dem er schon in der Vorrede der deutschen Sprache Einiges dargeboten, sollte vollendet werden, beides, welche eine ebenfalls schon lange beabsichtigte Schrift über die deutsche Heldensage²²⁾, sowie über Ossian,

über den er jetzt anders dachte als in seinen jüngeren Jahren (s. die Rec. des 2. Bandes der Kopenhagener Udda in den Göt. gel. Anz. 1819, S. 1009 fg.), und außerdem hatte er gewiß noch Vieles in Aussicht genommen, wovon Niemand außer ihm etwas wußte und das Alles nur als Nebenarbeiten neben dem Wörterbuche, der Hauptarbeit seines Lebensabends, und dessen ganze Last jetzt auf ihm allein ruhte; allein der Tod machte allen diesen großen Entwürfen unerwartet ein Ende, und der Schmerz darüber muß um so tiefer brennen, als sich bei seiner Art zu arbeiten wenig oder gar nichts Handschriftliches davon in seinem Nachlaß vorfinden hat, und schwerlich unser Zeitalter einen Gelehrten heroorbringen dürfte, der gerade für diese Forschungen so congeniale Natur und eine solche Fülle des Wissens besäße, wie, als beides Jacob Grimm eigen war.

Ueber die Verehrtheit der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm werden wir im folgenden Artikel handeln.

Wie ein schätzbare Genus waltete Jacob Grimm über der Wissenschaft, die er mit dem Besaßde Weniger begründet, und hielt alle ihre Fäden bis an sein Ende in seiner Hand vereinigt. Jeder redliche Mitarbeiter fand bei ihm erhebenden Zuspruch und handbittende Hilfe; wie er aber freudig dem verdienten Lob Ausdruck gab, so hielt er auch seinen Tadel nicht zurück, jedoch hatte dieser nie etwas Demüthigendes oder Verleidendes. Wo ihm aber anmaßende Ignoranz begegnete, oder wo ein beschränkter, kleinmüthlicher Geist seine weitgreifenden Schöpfungen herabzusetzen wagte, obwohl er begründeten Widerspruch nie zurückwies, oder wo Eifer mit seinen mächtvollen Werken durch Nebenarbeiten leichte Concurrenz machen wollte, da schwang er rüchlichstlos seine Geißel.

So unendlich reich er an Gaben war, so ging ihm doch auch Manches ab. Vor Allem wohnte ihm keine Lehrhaftigkeit bei, ein Mangel, unter dem auch seine Schriften theilweise leiden, aber es erklärt sich daraus auch die merkwürdige, schon von Andern hervorgehobene Erscheinung, daß, obwohl er unbestritten als der Schöpfer der germanischen Studien angesehen wird, doch unter den gegenwärtigen Zeugnissen dieser Wissenschaft sich kaum ein Einziger befindet, der sich einen persönlichen Schüler Jacob Grimms nennen könnte. Er selbst gesteht dies ein. In seinem letzten Lebensjahre, den 5. Jan. 1863, schreibt er an Franz Pfeiffer (Germania 11, 255 fg.): „Ich habe eigentlich nie Schüler hervorgebracht, weil bei mir der Lehre das Lernen überwo, in meiner Lehre also etwas Unfertiges bilden mußte. Was ich lernte, gab ich immer

Zachmann gegenüber eingenommen, begründet sollte, hat er wiederholt angeordnet. Aber ich bin in der Lage noch folgendes mitzutheilen, woraus hervorgeht, daß er sich auch über die ursprüngliche Förmlichkeit dieser Sage zu verbreiten beabsichtigte. Nachdem ich ihm nämlich die Resultate meiner Forschungen über die Heidenfage vorgelegt, schrieb er mir am 1. Febr. 1866: „Es bleibe Ihnen unverborgen, daß ich selbst im Begriff stehe eine Schrift über unsere Heidenfage drucken zu lassen, der über die Abtheilungen ednanteinere Theil hatte mit mir zu bewegen. Mir hat dieser von den, was Sie untersucht haben, wurde ich beabsichtigt, insofern ich es mir sehr leid, daß Ihr Werk auf Einzelheiten einging, die ich in meinen Gedanken ebenso oder anders betrachtete."

22) Das diese Schrift hauptsächlich seinen Standpunkt, den er 11. Quart. 1. Bd. u. 2. Heft. Seiten. XCL.

treu hin.“ „Besser gelernt als gelehrt!“ lautete sein Spruch (Worte aus Wilhelm Grimm a. d. D. 175). Ihm ging früher die philosophische Durchbildung des Geistes ab, welcher Mangel namentlich in der Grammatik oft empfindlich hervortritt und der nicht allenthalben ersetzt wird durch sein feines Gefühl für das unaufsichtliche und unbewusste Schaffen des Sprachgeistes und durch sein geniales Erfassen desselben; wo er sich aber dennoch auf das speculative Gebiet begibt, wie z. B. bei der Behandlung der Lautgesetze der indogermanischen Sprachen in seiner Geschichte der deutschen Sprache, da geschieht dies in einer Weise, welche an die romantische Richtung erinnert, wie er denn diese Richtung nie völlig überwunden hat. Seine spätere Kühnheit und Bervogelheit in seinen Combinationen und Etymologien, sowie die häufigen Widersprüche, welche die Art der Abfassung seiner Werke zur Folge hatte, fördern in etwas die reine Freude an seinen Schöpfungen. Aber dies Alles ist kaum in Anspruch zu bringen gegen seine gewaltigen Gaben und glänzenden Leistungen, die ihres Gleichen in der Wissenschaft noch nie gehabt haben.

Nicht ist kaumswürdiger bei all seinen Schriften, namentlich den großen Fundamentalarbeiten, als die massenhafte Ansammlung des Materials, so daß Bachmann ihm schreibt: „wo Sie's alles hernehmen, weiß Gott“ (Scherer a. d. D. XVI, 35); bei jeder neuen Auflage sehen wir dasselbe aufs Doppelte angewachsen, und die Ränder der hinterlassenen Handexemplare aller seiner Schriften sind bedeckt mit neuen Belegen. Aber gerade dieses unausgesehete massenhafte An sammeln zeugt von dem wunderbaren Tiefblick, der ihm inwohnend. Denn so Großes ihm auch mit dem bereits angesammelten Material gelungen war, so sah er doch ein, daß damit noch weit mehr zu erreichen sei, und er suchte darum durch möglichste Vollständigkeit desselben überall künftiger Forschung vorzuarbeiten, und er verzichtete deshalb auch darauf, irgend ein System aufzustellen, und überließ dies (um seine Worte hier anzuwenden) dem, der aus seinen Schülern stehend nach ihm mit Ausbeutung und Ernst des großen Feldes in vollem Zuge kommen werde. Der colossale Umfang seiner Werke, vor allen seines Hauptwerkes, der Grammatik, der unermessliche Reichthum der zu Tage geförderten Erscheinungen und Thatsachen, erschweren allerdings deren Studium allein was dasselbe in hohem Grade erleichtert und anziehend macht, das ist gerade die geistliche Bewältigung und Verarbeitung dieser ungeheueren Masse, die geniale Erhebung des Kleinsten wie des Größten in die Lichtregion der Wissenschaft und den Zusammenhang mit dem Leben, der Art und Geschichte unseres Volkes, sowie die innige Freude und Begeisterung, die Jacob Grimm für seinen Gegenstand beisteht, so daß der, welcher mit Ernst und mit voller Hingabe ihm nacharbeitet, sich allsah in diesen Massen wohl und heimlich fühlt; der lebendige Odem des deutschen Volkgeistes, der den Gegenstand geschaffen hat und in der Seele Jacob Grimm's lebt und seine Auferstehung feiert, der weht ihm überall an, wie frischer Morgenhauch, und weckt auch in ihm Freude und Begeisterung.

Nicht minder wunderbar als seine glänzenden Forschungen ist seine Sprache. Er weiß den Gedanken und Empfindungen seines großen Geistes und tiefen Gemüthes mit einer Kraft, einer Schönheit und einem Zauber Ausdruck zu geben, daß man in der gelehrten Literatur kaum etwas dem Ähnliches findet. In den Schriften aus seiner ersten Lebensperiode läßt sich allerdings ein Ringen nach Klarheit und Bestimmtheit des Ausdrucks, eine gesuchte Kürze und Gebräuhgenheit, ein Aneinanderreihen eigenthümlicher Bilder und Pointen, eine Vorliebe für ungewöhnliche Worte und Wendungen nicht leugnen, so daß sein Styl, wenn auch durchaus originell, etwas Schwerfälliges, Stiefes, Gefuchtes, Fremdartiges hat, und nur einzelne Partien, namentlich wo er über Poesie redet, die damals seine ganze Seele erfüllte, sind klar, lebendvoll, poetisch, ja durchflungen von den reinsten Accorden des edelsten Volkstons. Hingegen von seiner zweiten Periode an erhebt er sich ungeachtet zu voller Klarheit und Bestimmtheit, seine unsterbliche Anschauung, seine lebendige Empfindung, die sich in völliger Einheit mit dem Gegenstande fühlt, seine feinenvolle Auffassung und hohe Begeisterung für den Gegenstand lassen seine Worte und Wendungen von selbst aus seinem Innern hervorsprosseln. Gedanke reißt sich an Gedanke im stärksten, schlagenden, oft lapidarnäßigen Ausdruck. Alles Abstracte wird gemieden, das Sinnliche, Anschauliche, Lebendige als das Poetische gewöhnt, das Ganze durchwoben mit reichen Bildern, besonders aus dem Pflanzenleben, und nur für den, der zum ersten Mal an seine Werke herantritt, haben die nicht ohne Absicht angewandten älteren oder selteneren Worte, Hieronen und Wendungen etwas Befremdliches. Der kleinste Auslass, die scheinbar trockenste Untersuchung, ja eine bloße Aufzählung trägt den Stempel seines Geistes. Die ganze, volle Individualität seines Stils tritt aus aber kaum lebendiger entgegen, als da, wo er unbengt von dem Quellenmaterial redet, wie in den Vorreden zu seinen Werken, deren Beginn oder Schluß er in ein Bild aus dem Lande leiten einzulassen liebt, oder wo er in Zukunft seinen Freunden redet, sowie in den Schriften, die Gegenstände von allgemeiner Interesse behandeln, wie „Ueber meine Entlassung“, „Italienische und Scandinavische Eindrücke“ u. dgl. die Reden auf Bachmann, Schiller, Wilhelm Grimm. Was da Hohen und Tiefes, Ernstes und Launiges seine Seele bewegt, das spricht er in der einfachsten, offenkundigen, liebenswürdigsten und doch kraftvollen Weise aus, und über das Alles ist die Wärme einer gehobenen Stimmung, der ganze Zauber seiner ganz eigenthümlichen, poetischen, Alles verklärenden Natur ausgebreitet, so daß diese Schriften zu dem Trüglichen und Schönsten gehören, was unsere ganze Literatur der Art nur aufzuweisen hat.

Nie ist das deutsche Volk, nie ist die Wissenschaft reiner, edler, heiliger geliebt worden, als von Jacob Grimm. Würde es ihm vergönnt gewesen sein, unsere glorreichen Tage noch mitzulerben, wo unser Volk im glänzenden Kampfe seine Einheit errang, die kaum Einer heiser ersahnte als er, und die auch die von ihm mit

Zuversicht gehoffte „Alte, frohe Zeit“ bringen wird, wo das Große und Herrliche, das einst der deutsche Geist in seiner Sprache und seinem Recht, seinem Glauben und seiner Poesie, seinen Sitten und Sagen geschaffen und dem er vor Allen durch seine Werke zum Hells und Stolz unseres Volkes die Helsen gelöst und die Bahn gebrochen hat, erst in seiner ganzen, vollen Kraft auf das Vaterland zurückstrahlen wird — von welcher Freude und Begeisterung würde seine edle, tiefpathetische Seele entzündet worden sein!

(A. Rasmann.)

GRIMM (Wilhelm Karl), der im vorigen Artikel vielgenannte, nur ein Jahr jüngere Bruder Jacob Grimm's, und nach Frey und Geff, nach Bekennung und Streben dessen treueste Gegenbild. Der Eine fand in dem Andern, was seine ganze Seele erfüllte: dieselbe hohe Liebe zu dem Vaterlande und zu dem Großen und Herrlichen, was einst der deutsche Geist in Sang und Sage geschaffen hatte, dieselbe Begeisterung, dieses Große und Herrliche mit strengster historisch-philologischer Wissenschaft zu erforschen und auf die Gegenwart zu deren Heil und Frommen zurückstrahlen zu lassen. Und es ist wohlthätig und auch schon im vorigen Artikel (S. 235) hervorgehoben, daß diese beiden Brüder, die von frühesten Kindheit an bis wo der Tod sie schied, in ungetrennter Gemeinschaft lebten, ein so inniges, reines, edles, wahrhaft ergreifendes und Ehrfurcht gebietendes Bruderver- und Familienleben führten, daß man darin gewissermaßen eines jener Lebensbeispiele verwirklicht sah, welche unsere Mäthen so rührend, schlicht und kindlich darstellen. Hat auch Jacob Grimm, dieser Held der Wissenschaft, größere und epochemachendere Thaten vollbracht, als Wilhelm Grimm, so hat doch auch dieser sowohl im Bunde mit demselben als auch für sich allein so Großes und Bedeutendes geleistet, daß sein Name von dem Jacob's ungetrenntlich ist, und man diesen nicht nennen kann, ohne auch den Wilhelm's mit Liebe und Verehrung zu nennen.

Wilhelm Grimm hat, wie Jacob Grimm, sein Leben bis zum Sommer 1830 in dem oben angeführten Buche „Justi's“ S. 164—183 in gleich musterhafter Weise beschrieben. Ergänzungen dazu bietet vor Allem die Rede, welche Jacob Grimm zu dessen Gedächtnis in der berliner Akademie hielt, so dann die Nachrichten, welche Hermann Grimm dieser hinzufügte (J. Grimm, A. Schriften I, 163—187). Einiges Weitere gewährt auch der Briefwechsel Wilhelm Grimm's mit gelehrten Freunden: G. A. Frommann, A. M. Hahn, E. Uhland, M. Schott, Franz Pfeiffer (Pfeiffer's Germania 12, 370—383), Joseph von Raßberg (ebenda 13, 487—488) und A. Bachmann (Zeitschrift für deutsche Philologie, herausgegeben von Häpner und Jacher 2, 193—215; 343—365; 515—528). Unter den über ihn handelnden zahlreichen Nekrologien der öffentlichen Blätter ist der bedeutendste: Wilhelm Grimm. Ein Nachruf von Prof. Dr. Franz Pfeiffer (Wiener Zeitung 1860. Nr. 1. S. 4—5; Nr. 2. S. 27—29, wieder abgedruckt in dessen Freie Fortsetzung). In gleicher Ausführlichkeit und Treue, wie über Jacob Grimm, handelt dann Rud. von

Kaumer in der Geschichte der germanischen Philologie über ihn und seine Schriften S. 411—422; 445; 534—539. Dazu vergleiche man auch Dehnhardt, Wilmar und Gerwinus an den oben angeführten Orten.

Wilhelm Grimm wurde den 24. Febr. 1786 zu Hanau geboren, und zwar in demselben Hause, in welchem Jacob Grimm geboren ward¹⁾. Schon im J. 1787 oder 1788 bezogen aber die Aeltern ein anderes Haus, und obgleich Wilhelm erst fünf Jahre alt war, als seine Aeltern von da aus nach Steinau zogen, so lebten doch bis in die spätern Jahre die lebhaftesten Erinnerungen an dieses Haus, sowie an die hanauer Zeit in ihm fort. „Dreißig Jahre später“, so erzählt er in seiner Selbstbiographie S. 164 fg., „ging ich an dem Hause vorüber, wo wir gewohnt hatten, und die offene Thüre reizte mich in die Hür einzutreten; ich erinnerte mich wohl der innern Einrichtung und sah über die Mauer des anstößigen Gartens noch den Pfirsichbaum, dessen rothe Blüthe mich als Kind ergötzt hatte.“ Lebhaft erinnert er sich ferner einer großen Kanne, die er 1790 mit angesehen hatte, wie er Hand in Hand mit Jacob zu einem französischen Sprachlehrer ging, und der Fahrt mit seinen Aeltern im Jahre 1791 nach Steinau; „ich sah“, sagt er a. a. O., „im Wagen auf einem Rücken zu Hüben der Mutter und sah den blühenden Birsbaum an dem Fenster der Kutsche vorbeiziehen, wenn diese wüthenden Heden blühte.“ In der ersten Jugend erseute er sich der vollkommensten Gesundheit und that es darin allen Geschwistern zuvor; er erinnert sich nicht einmal eines solchen Uebelsbefindens, und selbst die Blattern, an welchen er mit allen seinen Geschwistern darniederlag und die Jacob heftig ergriffen hatten, vermochten ihm nichts anzuhaben. „Die Gegend von Steinau“, erzählt er dann weiter S. 166 fg., „hat etwas angenehmes. Da sind wir zusammen in den Wiesenthälern und auf den Anhöhen umhergegangen; der Sinn für die Natur mag uns, wie Vielen, angeboren sein, aber er ist doch auf diese Art genährt und begünstigt worden. Noch jetzt weiß ich nicht, was so sicher die freudliche Stimmung der Seele, in welcher alles Glück beruht, hervorruft, als ein einsamer Spaziergang, wo kein Gespräch und Unterhaltung uns an die Bemühungen des Lebens erinnert, und wir die Natur frei auf unsere Gedanken wirken lassen; ungesucht und unerwartet ist mir hier oft das Beste eingefallen.“ Der Reizung zum Zeichnen nach der Natur und des Sammelgeistes, die sich früh in beiden Knaben entwickelten, ist schon gedacht worden. Die tiefsten Blide in das Heimathsgelände und die Familienlebe,

1) Die Erinnerung an das Geburtshaus der Brüder war noch nach 75 Jahren in dem Gedächtnis Jacob Grimm's, obgleich er nur zwei oder drei Jahre darin zugebracht hatte, so lebendig, daß er, als er erfuhr, daß man in Hanau das spätere Wohnhaus seiner Aeltern (in der langen Gasse) für dieses Haus hielt, in einem Briefe an eine hanauer Dame dieselbe so genau bezeichnet, daß dieselbe annahm nach diesen Angaben unversehrt zu stehen. Dieser Brief ist veröffentlicht in der Zeitschrift für Angewandte Wilg. Zeitung vom 3. März 1870. S. 1086—1086. Später schmückte die Bewohner Hanau's dasselbe mit einer Gedenktafel.

die seine Seele erfüllen, läßt er uns thun, indem er von einem spätern Besuch in diesem alten Städtchen erzählt, wo er seine ersten Jugendjahre zugebracht hat. „Im Herbst 1826“, sagt er S. 167 fg., „führten mich Geschäfte nach Steinau, wo ich in zwanzig Jahren nicht gewesen war. Der wohlbekannte, vieredrige Schloßthurm, von welchem Sonntags, wenn wir nach der Kirche mit der Mutter in feierlicher Stille an dem Schloßgarten hergingen, die Psalmen einen Choral ertönen ließen, die Kirche und andere hohe Gebäude zeigten sich an dem reinen Himmel aus der Ferne ganz wie sonst; in der Nähe war Manches verändert, neue Häuser waren auf fruchtbare Garten-Gelände gebaut, ein paar Thürme über den Stadthoren abgetragen“ u. s. v. „Wir fühlen es nicht immer, wie unaufhaltam alles verfliehet, aber ich kann mich der Bewegung nicht erwehren, wenn eine Erinnerung mich auf einen Augenblick in eine längst untergegangene Zeit, die andere Schmerzen und andere Freuden hatte, mitten hineinrückt.“ ... „Ich ließ mir die Schlüssel zu der Kirche bringen, in welcher der Großvater vor etwa hundert Jahren seine Antrittspredigt gehalten hatte, und ging ganz allein hinein. Die Sonne schien durch die hohen Fenster auf den ganz mit Leichensteinen bedeckten Fußboden der Kirche, wovon mehrere in das 16te Jahrhundert gehörten. Auf deren, gerade vor dem Altar, fand ich die Namen meiner Familie.“ ... „Der Großvater war auf den vor der Stadt angelegten Kirchhof begraben worden, das wußte ich, und fand dort seinen Leichenstein, auf welchem eine kurze Erzählung seines Lebens steht. Er war 47 Jahre an demselben Orte Prediger gewesen. Wie beneidenswerth schien mir dieses Loos: ein segensvolles Amt, Liebe und Achtung der Gemeinde, Ruhe zur Betrachtung und zum Nachsinnen, und ein lebendiges und fruchtbares Gefühl des Daseins. Ich suchte den Garten auf, den die Ältern ehemals besessen hatten. Der Baum stand noch, an welchem der weiße Mantel der Mutter zu hängen pflegte, den wir von weitem sahen, wenn wir nach beendigter Schule nachhamen, und es war mir, als sähe ich sie selbst langsam über die Wiese hergehen. Als ich mit diesen Erinnerungen in dem Garten auf und ab ging, kam ich mir selbst wie ein abgesehener Geist vor, der zu der ehemaligen Heimath wieder einmal zurückgekehrt ist. Da das heilige Gefühl, das mir die Seele erfüllte, Schmerz oder Freude war, weiß ich nicht, es war wohl beides zugleich“ (S. 167—169) *).

2) Einen schönen Tag führt bei diesem Besuch Wilhelm Grimm's Dehnhardt u. a. D. S. 10 aus einer mündlichen Unterredung aus Steinau an. „Wilhelm Grimm suchte damals nicht nur die Orte auf, wo er als Knabe gewesen, sondern auch die Menschen, die er gekannt und geliebt hatte. So kam er auch zu einem früheren Spielgenossen, der jetzt chesamer Bürger und Lehrer war. Dieser erwies natürlich den nothwendigen Herrn mit gegogener Wäse und tiefen Stüßlingen, ihn mit Sie anredend. Wilhelm aber sprach: „Sei frei Herr, Knaben; kennst Du mich denn nicht mehr? Ich heiße Wilhelm, wir haben zusammen gespielt und du Du genannt, und das wollen wir auch jetzt thun“, und der erklaute Schüler mußte Du sagen, er mochte wollen oder nicht, und in den alten Ton einklinken.

Im Herbst des Jahres 1798 *) wurden, wie schon erwähnt, Jacob und Wilhelm nach Cassel geschickt, um das Lyceum zu besuchen. „Ich war eifrig im Lernen“, erzählt nun Wilhelm a. a. D. 169 fg., „wie es auch sehr nöthig war, aber der Liebergang zu dieser scheinbaren Lebensweise, denn der ganze Tag war mit Buchstaben besetzt, wirkte nachtheilig auf meine bisher so feste Gesundheit. Nach einem an sich gar nicht besüßigen, glücklich überstandenen Anfall des Scharlachfiebers fing ich an über beschwerten Athem zu klagen, wozu sich bald Schmerzen in der Brust gesellten. Ob mich schnell, heranwachsende auch Schuld hatte, wie man versicherte, weiß ich nicht, aber wir Geschwister hatten meist alle, Vater und Mutter, die eher von kleiner Statur waren, überwachsen. Die Lehrstunden hatten dabei ihren Fortgang, und der Weg nach dem Lyceum ward mir oft sehr sauer.“ ... „Sammlungen mancherlei Art wurden angelegt, auch aus Büchern, die wir uns nicht kaufen konnten, Excerpte gemacht.“ ... „Als die Zeit heranrückte, wo wir die Universität besuchen sollten, war ich einem so besüßigen Anfall von Rheuma ausgelegt, daß nur durch sehr starke Mittel die ganz nahe Gefahr abgewendet wurde. Ich durfte nach dieser Krankheit ein halbes Jahr lang das Zimmer nicht verlassen, das Zeichen war meine einzige Erholung.“ In dieser Kunst, welche die Brüder noch bis ins erste Universitätsjahr begleitete, hatte Wilhelm es weiter gebracht als Jacob, und dieselbe leistete ihm spätere Dienste, da ihn alle wichtigen Handschriften zur Durchzeichnung ihrer Züge und Bilder reichten, deren Inhalt denn auch vorgelesen und von ihm veröffentlicht wurde (S. Grimm a. a. D. 166). Vermuthlich darf man aber auch hierherziehen, was Wilhelm nicht erwähnt, Jacob aber, der offenbar diese seine Krankheit und die im J. 1808 zusammenlegt, a. a. D. von ihm sagt: „Um diese Zeit las er nicht allein zur Schonung und Erhaltung, sondern aus innerem Trieb unsere großen Dichter und war gleich entschlossen Selbst zu wandeln.“

„Ich hatte mich einigermaßen erholt“, fährt dann Wilhelm S. 170 fg. fort, „als mich im Frühjahr 1803 *) Jacob nach Marburg abholte, wohin er vorgangangen

3) Er ist schon im vorigen Artikel S. 178 erwähnt, daß Wilhelm Grimm irrthümlich das Jahr 1799 anzähle; in Folge dessen rückt er auch seine Universitätszeit um ein Jahr hinaus, vom Frühjahr 1804 bis in das Herbstjahr 1807; daß Jacob, der das Jahr 1798 angibt, recht hat und Wilhelm's Universitätsjahr vom Frühjahr 1803 bis in das Frühjahr 1806 fallen, kann man allerdings mit Reason daraus schließen, daß Savigny im Sommer 1804 nach Paris trieb; allein später folgt hier meines Bedachtens darauf, daß Wilhelm schon im Mai 1807, also etwa zwei Monate später als Jacob, mit schriftstellerischen Arbeiten auftrat, was, wie bei Jacob, der dies auch ausdrücklich von sich bezeugt, eine dem vorangehenden einjährig bedächtigem mit dem Mittheilen voranzusetzt, die aber schwerlich in Wilhelm's Universitätsjahre fällt. Jeder Zweifel an dem Irrthum Wilhelm's schwindet aber dadurch, daß er S. 171 seine Briefe von der Universität und die Cinnaginer Gedichte durch die Franzosen in dasselbe Jahr setzt. Demnach ist auch zu verbessern, wenn ich oben S. 166 dessen Briefe mit ihm in das Frühjahr 1807 lege. 4) Er selbst gibt, wie schon ersichtlich, irrthümlich 1804 an.

war. Ich besuchte die Collegia und war unausgesezt, ohne im Grunde an eine Wiederherstellung zu glauben.“ ... Ich habe mit meinem Bruder dieselben Lehrer gehabt und so ziemlich dieselben Collegia gehört; auch ich darf mich Savigny's Wohlwollen rühmen und weiß nicht leicht etwas, das so großen Eindruck auf mich gemacht hat, als sein Vortrag. Ich glaube es war die Freiheit und Lebendigkeit, zugleich das Gemessene und Ruhige dabei, was so sehr anzog und fesselt. Rhetorische Gaben können für eine Zeitlang blenden, aber sie seifen nicht. Er sprach frei und bildete nur von Zeit zu Zeit auf ein einzelnes beschriebenes Blatt, und es war bei vollkommener Klarheit und dem Ausdruck innerer Ueberzeugung eine gewisse Zurückhaltung und Mäßigkeit in seiner Darstellung, deren Wirkung kein rednerischer Ueberfluß würde erreicht haben. Seine ganze äußere Erscheinung war diesem Eindruck völlig angemessen. Ich hörte zuerst Rechtsgeschichte nach Hugo, dann Institutionen. Savigny richtete zuweilen, während der Vorlesung, Fragen an die Zuhörer, schwierigeren wurden schriftlich beantwortet. Ich schrieb nach, aber was ich mit nach Haus brachte, ward durch das, was in Gedanken geblieben war, ergänzt und das Ganze überarbeitet. Wir beide erhielten die Erlaubniß Savigny zu besuchen und uns Rath bei ihm zu holen; die Anzusage, die nicht bloß von seinen Vorlesungen ausging, die Einsicht von dem Werthe geschichtlicher Betrachtung und einer richtigen Methode bei dem Studium war ein Gewinn, den ich nicht hoch genug anschlagen kann, ja ich weiß nicht, ob ich sonst je auf einen ordentlichen Weg gekommen wäre. Für wie vieles andere hat er uns den Sinn erschlossen, und wie manches noch unbekannte Buch ward aus seiner Bibliothek nach Haus getragen!“ Er hörte dann Pandekten bei Weiss und Kirchenrecht bei Erriksen. Im Frühjahr 1806 (nicht, wie schon gesagt, 1807) wurde er examinirt, und wahrscheinlich hätte er im Laufe des Jahres eine Anstellung erhalten, wenn nicht das Vaterland von den Franzosen wäre überzogen worden. Der Zusammenbruch aller bisherigen Verhältnisse erfüllte auch ihn mit tiefem Schmerz, und um das Drückende der Fremdherrschaft zu überwinden, zog er sich, ohne um eine Anstellung nachzuforschen, in den Frieden der Wissenschaft zurück.

Bald darauf folgte aber eine trübe Zeit für ihn. Im J. 1808 starb die Mutter, und alsbald nahm seine Kränklichkeit immer mehr zu. Zu dem drückenden Athem und den fortwährenden stichenden Schmerzen in der Brust gesellte sich noch eine Herzkrankheit. „Es fing plötzlich“, erzählt Jacob Grimm a. a. O. 165 fg., „heftiger zu klopfen an und ließ nicht nach, bis durch einen harten Schlag, wie man einen Kasten zuwerft, das Gleichgewicht der Pulse berichtigt wurde. Diese steten, in der frischesten Lebenszeit sich erneuernden Anfälle und Drohungen eines Leibes, das er vollends überwand, obwohl die Gefahr nach Stufen zurückwich, mußten auf seine ganze Gemüthsart und Empfindungsweise einen tiefen Eindruck hinterlassen. Den einzelnen Anfällen war jedesmal Abspannung, dann wohlthätige Erholung ge-

folgt, der Kopf zum Stuhl immer ganz frei geblieben und von da aus senkte sich bald auch neuer Ruch in die abgemattete Brust. Unmittelbar in der Schwelgerei des Leibes fühlte sich sein Geist gekräftigt und früher als gewöhnlich reisend, Geduld und Gleichmuth fachten seine Lebenshoffnung unausgesezt an, gaben seinen Gedanken Schwung und stößten ihm Feindsel des Nachsinns, Tact der Beobachtungen ein. Was er damals dachte oder nieder schrieb, würde er auch später ebenso gedacht und geschrieben haben, seiner Ausbildung war aller Eyrung benommen und ein förderndes Genasie verliesen.“

Da reiste er im Frühjahr 1809 auf Veranlassung der Familie des Kapellmeisters Reichardt nach Halle, wo er Gelegenheit hatte, den berühmten Ritt über seine Krankheit im Rath zu fragen. Und wirklich trat Ende der Cur, sei es nun durch die gebrauchten Mittel, oder durch die Veränderung in den Gewohnheiten des äußeren Lebens, oder durch das Fernhalten jeder Arbeit und Anstrengung und die Spaziergänge in den reizenden Gegenden von Giebichenstein, eine Besserung seines Zustandes ein. Er blieb bis zum Herbst in Halle, und erfuhr von der Familie Reichardt die herzlichste Freundschaft. Im Spätherbst reiste er nach Berlin, Achim von Arnim zu besuchen, mit dem die Brüder schon früher befreundet waren. Auf dem Rückwege durch Weimar, am Schlusse des Jahres, ward ihm das Stüd zu Jhell, Goethe zu sehen. Er äußerte Theilnahme für die Bemühungen zu Gunsten einer lang verregenen Literatur und die Bereitwilligkeit sie zu unterstützen, wie ihm denn auch späterhin durch seine Fürsprache die Benennung einiger Codices der dortigen Bibliothek gestattet wurde.

Das Jahr 1809 war der Wendepunkt, wo Wilhelm Grimm's Genesung anfang, die, wenn auch langsam, doch von Jahr zu Jahr sichtbar fortschritt. Nach der Wiederherstellung Hffens, die er wie Jacob mit der reinsten Freude feierte, ging ihm auch alsbald die Hoffnung auf eine Anstellung auf. Zu Anfang des Jahres 1814 war die zweite Bibliotheksstelle an der Bibliothek im Museum vacant geworden. Der geheime Hofrath Erriker, der an der Spitze der Bibliothek und bei dem Kurfürsten sehr in Gunst stand, rieth ihm, weil der Kurfürst, der nöthigen Ersparsnis wegen, den Bibliothekergehalt zu ertheilen nicht geneigt sei, und sonst die ihm nicht sehr dringend erscheinende Sache aufzuziehen möchte, um die Stelle bios mit dem Titel eines Bibliothekssecretärs zu bitten. Seine Bitte ward nun schnell erfüllt und am 15. Febr. 1814 trat er mit 300 Thalern Gehalt sein Amt an. Mit dem ersten Bibliothekar, Oberhofrath Böll, stand er von Anfang in dem besten Einvernehmen, und als derselbe, die Antikenammlung zu reclamiren, nach Paris gelangt wurde, blieb ihm die Verwaltung der Bibliothek, (elst die Auswahl der anzukaufenden Bücher, eine geraume Zeit allein überlassen. „Nach Erriker's Tod“, erzählt er nun S. 181, „der schon im Jahre 1815 erfolgte, würde ich vorgerückt sein, aber mehr werth als eine Beförderung war mir die Hoffnung, das mein Bruder, der die diplomatische Laufbahn aus mehr als einem Grunde zu verlassen schu-

lich wünschte, die Stelle erhalten könnte. Wir waren bisher nie getrennt gewesen und entschlossen, so lange es in unsern Kräften liege, beisammen zu bleiben, aber ein solches gemeinschaftliches Amt erfüllte unsern liebsten Wunsch. Fast wider Erwartung wurde die Bitte gewährt. Dankbar haben wir die glückliche Zeit genossen, wo wir eine willkommene und belehrende Beschäftigung in dem pünktlich vermaltenen Amte fanden, daneben Rufe zum Stablen und zur Ausföhrung mancher literarischer Pläne. Und dieses stille Glück wurde noch dadurch erhöht, daß sich Wilhelm im J. 1825, wie schon oben berichtet, durch seine Verheirathung mit Henriette Dorothea Wildt, einer Urrenkelin des berühmten Philologen Johann Matthias Gesner, den Grund zu einem schönen Familienleben legte. „Wir dachten nicht“, sagt er weiter, „daß wir je diese Stellung aufgeben würden, und Anträge, dieses zu thun, selbst solche, die uns nicht getrennt haben würden, wie viel glänzender auch die äußere Lage dabei gewesen wäre, haben wir ohne langes Bedenken abgelehnt. Wir haben sie auch niemals benutzt, um eine Gunstbegünstigung außer der gewöhnlichen Ordnung zu veranlassen, und begten keine andere Hoffnung, als daß wir einmal in beide Bibliotheksstellen mit dem damit bisher verbundenen, mächtigen Gehalte eintreten würden, auf den unsern Vorgängern wol ohne Ausnahme bewilligten höhern Rang und Titel machten wir weder Rechnung noch Anspruch.“ Es ist nun schon oben erzählt, wie diese gerechte Hoffnung nicht in Erfüllung ging und er gleich nach Januar 1830 mit Jacob Grimm als Unterbibliothekar und außerordentlicher Professor nach Göttingen ging, wo er über verschiedene mittelhochdeutsche Dichter las. Eine gefährliche Lungenerkrankung, die Jacob mit der rührenden Besorgniß um dessen Leben erfüllte, zog er sich in Folge der Nachwachen auf der Bibliothek im folgenden Winter zu, wozu ihn die ausgebrochenen Unruhen genöthigt hatten, und von der er sich nur langsam erholte. Was sich darauf weiter begab, wie Wilhelm Grimm zum ordentlichen Professor ernannt wurde, wie er mit den göttinger Sieben mannhaft eintrat für das verletzte Recht des Landes und deshalb seines Dienstes entsetzt ward, aber fast noch ein Jahr zurückbleiben durfte, weil er die Eingabe an das Censorium nicht Anderen mittheilte hatte, wie er dann von September 1838 bis März 1841 mit Jacob in Cassel lebte und darauf mit diesem als Mitglied der Akademie der Wissenschaften 1841 nach Berlin überiedelte, ist schon oben berichtet. Auch er hielt wie Jacob nur wenige Jahre Vorlesungen an der Universität und schloß wie dieser äußerst selten bei den Sitzungen der Akademie der Wissenschaften.

Früher als bei Jacob stellten sich die Gebrechen des Alters bei ihm ein; während er früher die Abende gern in Gesellschaft zubrachte, „wo ihn Jedermann gern sah und seiner anmuthigen Erzählungsgabe lauschte“, mußte darin ein allmählicher Rückgang eintreten. Zuerst wurde das Ausgehen des Abends ausgegeben, in der Folge die sehr reger Geschäftigkeit im eigenen Hause bedrängt. Dennoch kam seine Krankheit und sein Tod unerwartet. Er war im Herbst 1859 von einer kleinen Reise auffallend

frisch und rüstig zurückgekehrt. Der Anfang seines Leidens erschien als etwas Unbedeutendes. Ganz plötzlich trat die Gefahr ein, ein Karfunkel entwickelte sich auf dem Rücken, der nicht weichen wollte. Zuletzt sahlen dennoch das Uebel überwinden zu sein. „Gottlob“, sagt er in seinem Bette liegend, „ich hatte wirklich gedacht, die Sache nähme ein schlimmes Ende, und ich habe noch so viel zu thun.“ Dann ließ er sich ein Paquet Papiere geben, das die neue Ausgabe des Freitank enthielt, deren Druck gerade beginnen sollte. Auch eine neue Auflage der Märchen wurde in jenen Tagen fertig und die zum Verschenken bestimmten Exemplare von ihm ausgehellt. Aber in der Nacht auf den 16. Dec. trat festiges Fieber ein, das ihm Anfangs die klare Besinnung benahm. Plötzlich trat jedoch eine Wendung ein; er sprach in voller Klarheit über sich, was er gewollt und gethan, ging von dem Vergangenen auf die Gegenwart über, beurtheilte die politische Lage der Dinge in der ihm immer eigne beruhigenden, hoffnungstreuen Anschauung, und nachdem er einfach und natürlich abgesehen, verschied er am Morgen des folgenden Tages, 73 Jahre alt (Ger mann Grimm a. a. O. 178 ff.). Von der allgemeinen Theilnahme begleitet, wurde seine Leiche auf dem Kirchhofe der Matthäi-Gemeinde beisetzt. —

Wenn Wilhelm Grimm, wie schon gesagt, auch nicht so Großen und Epochenmachendes in der Wissenschaft geleistet hat wie Jacob Grimm, so ist er dennoch mit diesem nebst R. Lachmann der Mitbegründer der altdenkschen Philologie, der vielfach nicht nur in ganz selbstständiger und ebenbürtiger Weise an den Arbeiten des Bruders Theil nahm, sondern auch neben ihm und parallel mit ihm in ausgezeichneten Schöpfungen seine eigenen Wege ging und neue anbahnte.

Auch er war wie Jacob mit reichen Gaben ausgerüstet. Auch er besaß die volle Energie, sich diejenigen Sprachkenntnisse und anderes gelehrtes Wissen in dem Maße anzu eignen, welches zur Erreichung seiner Zwecke notwendig war; auch er besaß einen scharfen, klaren Verstand, einen tief poetischen Geist und ein lebensfähiges und Anempfindungsvermögen, einen sichern historischen Sinn, sowie die Gabe, das Einzelne bei den deutschen Völkern, wie es sich namentlich in Sang und Sage offenbart hatte, mit vollster Unmittelbarkeit zu begreifen und zu erfassen, womit sowohl die des sorgsamsten, sinnigsten Aufmerkens auf das Kleinste, Unscheinbare und Besondere, in denen sich dieses Leben am bestimmtesten ausgeprägt hatte, verbunden war, als auch die Fähigkeit, daraus mit vollster Sicherheit und Entschiedenheit das Allgemeine zu erschließen und darzustellen⁵⁾. Auch in ihm wohnte ein tiefes kindliches Gemüth, eine

5) „Ich möchte am liebsten“, sagt er sehr charakteristisch in seiner Selbstbiographie S. 167, „das Allgemeine in dem Besonderen begreifen und erfassen, und die Erkenntniß, die auf diesem Wege erlangt wird, schätze ich höher und fruchtbarer als die, welche auf umgekehrtem Wege gewonnen wird. Leicht wird somit als unrichtig hinzugefügt, worin sich das Leben am bestimmtesten ausgeprägt hat, und man ergibt sich Betrachtungen, die vielleicht beruhen, aber nicht wirklich fähigen und nähren.“

unendliche Freude an der Natur und eine mächtige Liebe, welche in gleichem Maße den engen Kreis der Seinigen umschloß wie das Vaterland mit all dem Großen und Herrlichen, das der deutsche Volksgesist geschaffen; wenn er auch nicht wie Jacob Grimm jede Gelegenheit ergreift, seinen Gefühlen Ausdruck zu geben. Aber ihm fehlt die gewaltige Arbeitskraft, die großartige Genialität, der Gedankenreichtum und die weitgreifende Combinationsgabe, kurz, das Schöpferische, welches Jacob Grimm eigen war und diesen befähigte, eine Welt zu erschaffen und hinarbeiten, wo keine war. Hingegen zeichnete ihn ein ruhiges, klares, sicheres, maßvolles, wohlgeordnetes und keinerlei Mißgriffe sich gehaltendes Eingehen auf den Gegenstand aus, den er behandelte. In engeren Grenzen sich bewegend und beharrlich nach einem bestimmten, klar erkannten Ziele hinstrebend, erreichte er gleichwol Großes. Den Abhang ihrer beiderseitigen Naturen zeichnet Jacob Grimm a. a. D. 172 fg. in großen einfachen Zügen also: „Von Kindesbeinen hatte ich etwas von einem Fleiße in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot, seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberfäden, die mir nicht zuhaben. Seine ganze Art war weniger geküßt auf Erfinden, als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden. Alles, soviel in den Gang seiner eignen Forschungen einfließt, beobachtete er reinlich und strebte es zu befestigen; das Uebrige blieb ihm zur Seite. Fünde sind jedoch bedingt dadurch, daß nahe und fern gesucht werde, häufig ohne Vorherbestimmung der Stelle, wo sie zu heben stehen, ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral brodwüthig sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen. Räthnen und Wagenden steht ungesehen das Glüd bei, plötzlich ist etwas gerathen. Wilhelm mochte nicht auf gerathewol ausgehen. Ich weiß, den Ullrich, Otfried, Kottler und andere Hauptquellen vom ersten bis zum letzten Buchstaben genau zu lesen hat er nie unternommen noch vollführt, wie ich es oft that und immer wiederthue, niemals ohne zu entdecken. Ihm genügte Stellen aufzuschlagen, die er im besondern Fall zu vergleichen hatte. An der grammatischen Regel lag ihm jedesmal nur so weit, als sie in seine vorhandene Untersuchung zu gehören schien und dann suchte er sie fest zu halten. Wie hätte er darauf ausgehen wollen, die Regeln selbst zu finden, zu überleiten und zu erhöhen? Ihm gewährte Freude und Beruhigung sich in der Arbeit zu ergeben, umhauend von ihr erheitern zu lassen, meine Freude und Heiterkeit bestand eben in der Arbeit selbst.“ ... „In solcher gedächtnislichen Ausführung seiner Vorhaben, wie anhaltender gleichmäßiger Schritte dennoch weit reichend, ist von ihm Rühmendwerthes begonnen und vollendet worden.“

Bei der Homogenität der Natur Wilhelm Grimm's mit der Jacob's kann es kaum einem Zweifel unterliegen, daß er bei seiner Rückkehr von der Universität (im Frühjahr 1806) bereits mit diesem die altdeutschen Studien liebgewonnen hatte. Als aber nun mit dem Zusammenbruch des heftigen Staatswesens die Hoffnung für ihn schwand, in dem Reichthum vorrät eine An-

stellung zu erhalten, und er sah, wie der Bruder von da an nur mit Widerwillen in seinem Amte war und wie dieser und viele der edelsten und patriotischen Männer sich in die neuwachenden altdeutschen Studien versenkten, da war auch für ihn die Entscheidung gekommen, er entsagte der mühsam erlernten Rechtswissenschaft für immer, die Universität war ihm vollends als eine freiere Fortsetzung der Schule, nur zu einem allgemeinen Bildungsmittel geworden, und jenen Studien war fortan sein ganzes Leben gewidmet. Ueber die Bedeutung und den Zweck dieser Studien spricht er sich in schöner, treffender Weise in seiner Selbstbiographie S. 172 fg. aus, von dem Folgenden, als auf die damalige Zeit sich beziehend, angeführt zu werden verdient. „Das Trüden jener Zeiten zu überwinden half denn auch der Eifer, womit die altdeutschen Studien getrieben wurden. Ohne Zweifel hatten die Weitererkenntnisse und das Bedürfnis, sich in den Frieden der Wissenschaft zurückzuziehen, beigetragen, daß jene lang vergessene Literatur wieder erweckt wurde; allein man suchte nicht bloß in der Vergangenheit einen Trost, auch die Hoffnung war natürlich, daß diese Richtung zu der Rückkehr einer andern Zeit etwas beitragen könne. Was Dobner früher angeregt hatte, war längst erforderlich, dieses Gebiet konnte für ein eben eutodestes gelten, auch schien sich, wo man den Blick hinwendete, dem Auge etwas Neues darzubieten.“

Wilhelm Grimm nimmt nun sofort denselben Ausgangspunkt wie Jacob Grimm: die Sammlung der deutschen Mäthen und Sagen und die Erforschung der heimischen Sprache und Dichtkunst. Während aber Jacob Grimm seine Studien immer mehr erweitert und die Sage und Poesie aller Völker zu umspannen sucht, hält sich Wilhelm Grimm streng innerhalb der Grenzen des deutschen Gebietes, erwähnt sich gleich Anfangs ein besonderes Lieblingsfeld, die deutsche Heldensage, und sucht diese nicht nur in ihrer deutschen, sondern auch in ihrer nordischen Gestalt zu ergründen.

Man kann wol auch in Wilhelm Grimm's wissenschaftlicher Entwicklung, wie bei der Jacob Grimm's, drei Perioden unterscheiden. 1) Die romanische, wo er wie Jacob unter dem Einfluß der Schlegel, Tief, Arnim, Görres und Kanne steht, ebenfalls von 1807 — 1819, und ganz nach Cassel fallend. 2) Die der strengern historisch-philologischen Wissenschaft zugewandte, hauptsächlich durch J. Grimm's deutsche Grammatik und durch A. Lachmann vermittelt, von 1819 — 1838, in Cassel anfangend und in Göttingen schließend. 3) Die vorzugweise irrschaffte, von 1838 — 1859, in Cassel anfangend und in Berlin schließend. Doch ist diese Unterscheidung nicht so streng zu nehmen wie bei Jacob Grimm.

Wenn die Arbeiten Jacob Grimm's aus seiner ersten Periode nur in sofern von Interesse sind, als sie die Reime enthalten, aus denen seine spätern großen Schöpfungen hervorsprachen, und uns den Entwicklungsgang bis zu seiner spätern Größe schrittweise vor Augen stellen, der jetzige Forscher aber selten Gelegenheit findet, mit seinen damals ausgesprochenen Ansichten sich aus

einander zu setzen, so ist es anders bei Wilhelm Grimm. Er war ja, wie Jacob Grimm von ihm ausdrücklich bezeugt, früher als gewöhnlich gereift, Schwung der Gedanken, Feinheit des Nachsinnens und Lact der Beobachtungen war ihm gleich Anfangs eigen, und was er damals dachte oder niederzuschreiben würde er, wie Jacob ferner bezeugt, auch später noch ebenso gedacht und geschrieben haben. Savigny's Lehre, die bei Jacob Grimm erst mit dem deutschen Grammatikum zum völligen Durchbruch kam, ist von Anfang an der Keistern bei allen seinen Arbeiten. Er zieht sich engere Grenzen als Jacob, sucht alle Thatfachen zu sammeln, welche dazu gehören, ordnet und gliedert das Ganze aus klarer, ruhiger, allseitiger Anschauung und betrachtet es nach seiner historischen Entwicklung; so ist gleich Anfangs Methode in seinen Arbeiten, er gelangt dadurch vielfach schon früh auf richtige Wege und seine Arbeiten aus dieser Periode, wenn auch größtentheils von ihm selbst und den unausfallsamen Fortschritt der Wissenschaft überholt, haben für den jetzigen Forscher einen bleibenden Werth. Wie er sich so hinsichtlich der Behandlungsweise an Savigny angeschlossen, so auch hinsichtlich des Stils, denn dieser ist von Anfang an der saubere, einfache, maßvolle, wie ihn Savigny in Anknüpfung an Goethe in die Wissenschaft einführt, während Jacob Grimm auch hierin sogleich seine eigenen Wege ging.

Zwei Monate später als Jacob Grimm trat Wilhelm Grimm in derselben Zeitschrift, dem Neuen literarischen Anzeiger, herausgegeben von Chr. von Retin in München, mit einem Aufsatze auf, dem dann im Laufe des Jahres noch zwei andere folgten.

Zunächst den 26. Mai 1807. Sp. 334—336 mit dem Aufsatz: „Einige Bemerkungen zu dem altdeutschen Roman Wilhelm von Drause“, in dem er beweis, daß dieser Roman eine Uebersetzung des Guillaume au court-nez sei, und einige Notizen über das in der casseler Bibliothek befindliche Manuscript des 3. Theils desselben mittheilt. Sodann den 28. Juli, Sp. 477—478: „Ueber die Originalität des Nibelungen-Lieds und des Helmbuchs“, mit einem Zusatz von B. Doern, wo er die von dem Recensenten der Geschichte der deutschen Franz Horn aufgestellte völlig neue Ansicht, daß unser Nibelungen-Lied und das Helmbuch durch Nachahmung der nordfranzösischen Ritterepöen entstanden seien, zurückweist. Den 24. Nov., S. 737—746, liefert er dann einen: „Beitrag zu einem Verzeichniß der Dichter des Mittelalters“. Er beginnt diese umfangreichere, von großer Fleißigkeit zeugende Abhandlung mit den für sein Wesen charakteristischen Worten: „Die Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters geht ungefähr mit dem 15ten Jahrh. zu Ende. Wenn es nun wahr ist, daß erst völlige Durchdringung und Beherrschung des Details möglich macht, gebräuchliche Resultate aufzustellen (wobei auch keineswegs braucht befürchtet zu werden, daß sich die Ansicht für das Ganze verliere), so kann niemand die Sorgfalt, auch das Geringere und unbedeutendere Scheinende in dieser Periode zu berücksichtigen, vernünftlich finden: eins steht

mit dem andern in Verbindung, und stört sich gegenfeitig auf.“ Darauf theilt er aus dem von ihm entworfenen Verzeichniß aller Dichter des Mittelalters die weniger bekannten mit, in der Hoffnung, daß Freunde dieser Literatur dadurch bewogen werden, die unvollständigen Notizen, die er oft nur geben konnte, aus ihren Studien zu ergänzen und zu berichtigen.

Im J. 1808 hatte seine Kränklichkeit immer zugenommen und Schweres hatte er körperlich zu ertragen, „aber gänzlich“, sagt er in seiner Selbstbiographie S. 175, „fühlte ich mich nicht niedergedrückt und in leidlichen Stunden arbeitete ich fort, selbst mit Vergnügen“, und diesen Stunden haben wir einige sehr schöne Arbeiten zu verdanken. Für Armin's Zeitung für Einsiedler oder Tröstlein lieferte er einige Proben seiner später erscheinenden Uebersetzung der altdänischen Helmlieder, und zwar vom 20. April, Sp. 47. 48: „Des Löwen und König Dietrich's Kampf mit dem Lindwurm“; den 7. Mai, Sp. 81. 82: „Romanz“ (Klein Christel und ihre Mutter. Altdänische Helmlieder S. 116: „Die Ehrengeschenke“); den 18. Juni, Sp. 182—184: „Das Lied von Frau Grimhild“ und „Rimierung Tan“; den 12. Juli, Sp. 237—246: „Des Niefen Langbein und Wittich Wielands Sohn Kampf“. Sodann recensirte er für die Heidelbergs. Jahrbücher der Literatur: „Das Nibelungen-Lied, herausgegeben durch Friedrich von der Hagen. Berlin 1807“. Diese Kritik erschien aber erst 1809, I. Bd. S. 179—189; 238—252 u., und ist besonders dadurch merkwürdig, daß W. Grimm hier einen neuen Begriff der romantischen Poesie aufstellt und seine Ansicht über Wesen und Werth der verschiedenen mittelhochdeutschen Dichtungen und deren Behandlung ausdrückt. Er gedenkt zunächst der damals herrschenden verschiedenen Ansichten über den Werth der altdeutschen Poesie und der erwachten allgemeinen Neigung und Lust für deren Studium, und fährt dann S. 180 fg. fort: „Daher dürfte es in seiner Zeit keineswegs Anmaßung erscheinen, wenn wir jetzt unsere Meinung über den Werth der altdeutschen Poesie, wie sie die Folge eines redlichen Studiums derselben ist, aussprechen, denn es wird vor allem nöthig sein, daß der Punkt, auf welchem sie stehen, bestimmt werde: die Verfeinerung oder Ueberlieferung rückt die Zeit unaussprechlich. Zuerst als diejenige Gedichte, die man unter dem Namen der Romantischen vernünftiger Weise begreifen kann, sind die aus dem Romanzo überseht, und hier müssen wir aufrichtig gestehen,

6) Daß dies der wahre Sachverhalt ist, ergibt sich mit Sicherheit aus der Bemerkung, welche die Verlagsbehandlung der Studien. Herausgegeben von S. Doeb und B. Gresser in der Vorrede zu der im J. 1808 erschienenen 4. Bd. in Betreff der in diesen Bänden enthaltenen Abhandlung W. Grimm's macht: „Die zweite Abhandlung dieses Heftes über die Entstehung der altdeutschen Poesie steht mit der in den Heidelbergschen Jahrbüchern (des Jahrgangs Heftig. 1. Band) eingerichteten Beurtheilung des v. Hagen'schen Nibelungenliedes in genauer Verbindung und liefert zu dem, was dort kurz angedeutet ist, den nöthigsten Beweis.“ Die Verlagsbehandlung, welche für beide Zeitschriften dieselbe ist, muß also jene Recension auf ein Jahr zurückgelegt haben.

daß wir solche keineswegs für jene unübertriebenen Sittengesichte halten, für die sie so häufig angesehen werden. Der Grund selbst ist schon, aber gänzlich entstellt durch die Behandlung. Es zeigt sich darin, was sich überall zeigen muß, sobald die Unschuld der Naturpoesie (in welcher sie sicher und unbewußt auf einer Höhe steht, zu welcher die Kunst erst allmählich aufsteigen muß) verloren gegangen: jene Hilflosigkeit und innere Armuth, jener Mangel an Freiheit in Beherrschung des Stoffes. Diesem unterliegend, umfassen die Dichter niemals das Ganze, welches daher los- und unbegrenzt von einander fällt: eine unbeschreibliche Geschwägigkeit drängt sich durch die Gesichte, und treibt sie, mit Vernichtung jedes Interesses, nach allen Seiten hin, wie Laune oder Zufall will. Ja, man hat durchgehend den Eindruck, als sei die Darstellung der Gesichte das Auserwählte bloß vorgenommen, um darüber reden zu können. Hierzu kommen die hart aufeinanderfallenden Reime, fast immer ohne Rhythmus, so daß die langmüthige Geduld dazu gehört, ein Gedicht von zwanzig oder vierundzwanzigtausend Versen durchzulesen. — Was aber nun das Schöne dieser Gesichte sei? Ehen jener unvorurtheiliche Grund, der immer noch durchdringt, und da es Dichter waren, die die Sprache in ihrer Gewalt hatten, so kann es nicht fehlen, daß einzelne Situationen sehr lieblich und reizend erzählt sind, während dem gleich darauf ein paar hundert Verse ansetzen zu sagen, woher das Gedicht gekommen oder was die Dinnie sei: denn dabei sind sie gar unerschöpflich, und weil das immer von neuem wiederholt wird, so ist es auch dann zuwider, wenn es gut gesagt sein sollte.“ Nachdem er dann die einzelnen Gesichte durchgegangen, kommt er seiner Aufgabe näher. „Noch ist übrig von dem zu reden“, sagt er S. 183 fg., „das eigentlich das Wichtigste und Größte ist in der altdeutschen Poesie: wir meinen das Nibelungen-Lied, die in diesen Cyclus gehörigen noch bekannten Stücke, und die Gesichte, die unter dem Namen des Heldenbuches zusammengedruckt sind. Sämmtlich keine Uebersetzungen fremder Sagen, sämmtlich gehört ihnen in keiner Hinsicht der Name einer romanischen Poesie. Wenn man die Müller'sche Sammlung zur Hand nimmt, und liest das Lied der Nibelungen neben den andern, so erkennt man, wie es in diese Gesellschaft gekommen, das so groß und unendlich viel höher steht, daß ihm nichts von der romanischen Poesie an die Seite gesetzt oder nur verglichen werden kann.“ ... „In ihm wurde erhalten, was nicht wieder ersetzt werden konnte, das Bild einer vergangenen Zeit, in welcher ein großes Leben frei, herrlich, und doch wieder so menschlich erscheint. Denn das ist es, was uns in der Poesie ergötzt, jene Verbindung des Göttlichen und Irdischen: wie der Mensch fest und liebend steht auf der Erde, sein Haupt aber aufwärts richtet zum Himmel, so soll die Poesie sein; tief in die Erde bringen ihre Wurzeln, ihre Zweige geben Schatten und Obdach, ihre Blüthen aber steigen hinauf in den blauen Tag, wo sie im Abendroth stehen, an seinem Abzug erstirben, dann die Sterne schauen und die heilige Nacht. Ein solches Heldenleben ist in dem Nibelungen-

Lied, wie es blüht in Liebe, Krieg, Jörn und Lebenslust, endlich sich selbst gänzlich vernichtet: und darüber weht eine klare und heitere Ruhe der Dichtung, wie die Sonne auch über eine zerstörte Welt leuchtet, still und unbekümmert in hellem Glanz. Wer mag ohne Nührung das Treuliche an Siegfried lesen? oder wie Kühler Leid und Seele hingibt in dem Kampf mit seinen Feinden, denen er die Waffen hinreicht gegen sich selbst, daß den grimmen, Könige spottenden Hagen die Gabe erbarmt, und er absteht vom Streit gegen ihn? oder wie Wolfhart nicht besagt sein will, da er von Königs Händen so herrlich todt liegt? Ja, dieser Kampf mit einem ungeborenen Schicksal, das alles unaufhaltsam hinuntertreibt, gehört mit zu dem Größten, das je in der Poesie aufgefunden, wogegen Homer nichts Ähnliches aufzuweisen hat, der wohl reicher ist und geschmähter, aber nicht von solcher Tiefe. Dennoch, wie sich hier ein großes Gemüth offenbart, so scheut sich auch bier, seine Hürdt, und alles, was menschlich, zu bekennen, denn das ganze Leben, wie es sich äußert, ist poetisch, nicht das Einzelne darin, und nur aus dem gemeinsamen Boden kann das Große aufwachsen. Und diese Unschuld, die nur der Ausdruck des innersten Gemüths ist, was das Gedicht so weit erhebt über alles andere, und das allein in einem solchen Wohlstand gefunden wird, weil seine Kunst dahin gelangt. — Das Heldenbuch ist durch viele Entstellungen zu und gekommen.“ In dieser Ansicht über den Werth der altdeutschen Poesie sieht er nun das Urtheil über die Art, wie dieselbe zu behandeln sei, begründet. Mit Rücksicht auf die von der Hagen'sche Bearbeitung des Nibelungenliedes beantwortet er nun die Frage: ob man die Gesichte durch Modernisiren in die jetzige Zeit herüber bringen dürfe? „Es kann“, sagt er S. 185 fg., „das Modernisiren zweifels gedacht werden, einmal, daß die alten Formen bloß in neue sollen verwandelt werden, sonst aber das Ganze unverändert bleibt, oder daß die Idee des Gedichtes aufgefist, und auf neue nach den Ansichten der neuen Zeit wieder gestellt werde. — Das Erste ist in aller Hinsicht zu verwerfen.“ Er thut dies dann aus den schärfsten Gründen dar. „Jedes Gedicht“, sagt er u. a., „ist als solches ein organisches Ganze, jeder Ausdruck, jedes Wort ist der Abdruck der zum Grunde liegenden Idee, und darf durchaus nicht weggenommen werden, oder durch Fremdartiges ersetzt, ohne diese zu zerstören, ohne einen Widerspruch mit dem andern; kurz dieses Modernisiren ist ein heillosos Zertrennen und Auflösen. Denn das ist eben das Zeichen einer echten Poesie, daß sie allein das Wort gefunden hat, in dem der Gedanke sich ausdrückt, das sich gleichsam fest auflegt auf das Bild, welches in der Tiefe des Gemüths ruht und es bedeckt.“ Dann geht er mit der größten und in das Einzelne eingehenden Gründlichkeit zu einem vernichtenden Angriff auf die von der Hagen'sche Bearbeitung über. „Das vorliegende Werk“, sagt er S. 188, „soll eine Erneuerung und Wiedererweckung des Originals sein, durch eine genaue und getreue Uebersetzung aus der Sprache und Mundart jener Zeit in die jetzt lebende. Es soll der Nation ihr Epos gegeben werden, und einem

Dichter Gelegenheit, ein nationales Drama zu erschaffen. Unser Urtheil über eine solche Bearbeitung haben wir schon oben ausgesprochen: wir halten die Idee, von der sie ausgeht, für durchaus falsch und erklären diese Arbeit geradehin für etwas Willkürliches" (S. 188). „Es ist eine Modernisirung, die schlechter ist als das Original, und doch nicht modern.“ „Frägt man, ob denn durch diese Arbeit das gewonnene, daß jemand, dem Kenntniß der alten Sprachen abgeht, wenigstens ungehindert fortlesen könne, so muß dies schlechterdings verneint werden, und man sieht nicht ein, für wen sie eigentlich unternommen ist.“ „Streng demnach genommen, als ein poetisches Werk, und wir glauben damit einen großen Tadel auszusprechen, hat das Buch kein Publikum.“ ... „Die hier vorkommende Sprache ist eine solche, wie sie zu keiner Zeit gelehrt hat" (S. 240). „Der lebendige Rhythmus ist ganz aufgehoben in flacher Regelmäßigkeit" (S. 243). W. Grimm rühmt aber die gründliche Kenntniß der altdeutschen Sprache, die von der Fagen gezeigt (S. 243); für die bei weitem glänzende Seite des ganzen Werkes hält er aber die frische Bearbeitung, welche derselbe dem incorrecten und defekten Texte der Wälferschen Ausgabe aus der Münchener Handschrift des Liedes, die ihm zu Gebote standen, habe angedeihen lassen, ehe er zur Uebersetzung geschritten sei. „Es enthält nicht nur eine bedeutende Menge Ergänzungen aus der Münchener H. S., schönbar und merkwürdig an sich selbst, dann durch die Art, wie sie ergänzt, sondern auch glückliche Verbesserungen einzelner Ausdrücke, wodurch das Ganze an Lesbarkeit und Deutlichkeit ungemein gewonnen hat" (S. 249). Nachdem er dann dasselbe Urtheil über die Modernisirung der dem Liede hinzugefügten Klage gefällt, den die Erläuterungen darbietenden Anhang und das Glossar besprochen, macht er zum Schluß über das ganze Buch die Bemerkung: „was man von jedem Werk verlangen darf, ein bestimmtes Ziel, auf das streng hingearbeitet wird, das hatte der Verf. nicht: es sollte für jeden gerecht sein, und ist es für niemand geworden.“ — „Hiermit soll aber", sagt er schließend, „nichts gegen die Gleichsamkeit des Verf. gesagt sein, das Buch ist überall mit Gründlichkeit und Reizung bearbeitet und verdient in dieser Hinsicht alle Achtung."

War diese Kritik ganz geeignet, die Betrachtung des Wertes der altdeutschen Poesie auf richtige Wege zu lenken, so war dies noch mehr der Fall durch die schon erwähnte und früher in den *Sturven*, herausgegeben von Daud und Creuzer 1808. S. 75—121; 216—288 erschienene Abhandlung: „Ueber die Entstehung der altdeutschen Poesie und ihr Verhältniß zu der nordischen." Diese Abhandlung muß als eine ganz ausgezeichnete Arbeit des 22jährigen Zünglings bezeichnet werden, einmal wegen der Fülle des Materials und der tief eindringenden Forschung, fobann durch die historische Betrachtungsweise und die klare Scheidung und Gruppirung der ganzen Masse unserer alten Dichtung, wenn auch im Einzelnen Einzelnes als verfehlt erscheint. Zugleich ist nicht zu leugnen, daß diese Abhandlung nach

Inhalt und Anschauungen in gewisser Verwandtschaft steht mit der von Görres: „Der gehörnte Siegfried und Nibelungen", die 1808 in der Zeitung für Ainfiedler erschien (f. den Art. Jacob Grimm S. 208), welche dieselbe aber in jeder Hinsicht weit übertrifft. Den Zweck seiner Abhandlung faßt er am Schluß ihrer ersten Abtheilung S. 121 also zusammen: „Es sollte hier angedeutet werden, welchen Gang die deutsche Poesie genommen, wie sie sich aus der Geschichte und dem Leben entwickelt und darin gefanden, nicht als eine Einzelheit, sondern im Zusammenhang; und das Verhältniß angegeben, in welchem alles Andere nicht zu ihr gehörige zu betrachten ist. Dieser Standpunkt einer trennenden Ansicht ist nöthig, um die andere Frage: wie die nordische Poesie mit der deutschen verbunden sei, beantworten zu können." Er geht von denselben Ansichten über die ursprüngliche Vereinigung von Poesie und Geschichte aus, wie sie Jacob Grimm in demselben Jahre 1808 in dem S. 196 angeführten Aufsatze: „Denken, wie sich die Sage zur Poesie und Geschichte verhalten" auspricht und später in seiner Schrift: „Ueber den altdeutschen Meistergesang" und in der Abhandlung: „Denken über Mythos, Epos und Geschichte" (f. S. 198. 208 ff.) weiter entwickelt hat, und gründet darauf seine Ansicht über die Entstehung des deutschen Heldengesanges und insbesondere unseres Nibelungenliedes. „Ueberall", so beginnt er, „wo wir zurückgehen auf die frühesten Zeiten eines Volks, es ist leicht zu bemerken, wie Poesie und Historie ungetrennt von einem Gemüth aufbewahrt und von einem begeisterten Munde verdründet wurde. Beide vereinigen sich darin, das Leben mit all seinen Bewegungen aufzufassen und darzustellen. Erst eine spätere wissenschaftliche Ansicht muß sie trennen, welche der Poesie nur ein unbeschränktes Aufwachsen gönnt, die Historie aber, nachdem der Glaube an die Treue der Volks-Gedichte verloren gegangen, auf jene kritische Wahrheit beschränkt, die an sich nichts gewährt, und nur dann Werth hat, wenn sie verbunden ist mit jener höhern poetischen; denn nicht irgend ein bloßes Ereigniß, sondern in seinem Zusammenhang mit dem Leben wollen wir es erkennen; was will auch die Geschichte zuletzt anderes, als daß das Gemüth ein Bild der Zeiten gewinne, welche sie darstellt? und darum muß die kritische Historie auf einem andern Wege dahin wieder zu gelangen suchen, wo sie schon früher gestanden hatte, eins mit der Poesie, als Nationalepos. In solchem Sinne haben auch die besten Historiker gedacht. Und warum gibt die Poesie des Nibelungenliedes, des Homeros eine viel reinere und lebendigere Anschauung, als alle Geschichte? Die Heldensage bewegt sich vor uns, und wir sehen mit ihr in den Kampf, wir stehen mitten in ihrer Versammlung, wir sehen die Zucht edler Frauen und eine ganze schöne Menschheit in Lust und Trauer, während dem die Geschichte nur hinweg auf die öden Felder, wo einst diese Männer hergefahren, oder ein Schwert ausgegraben, auf welchem die Jahrzahl endend werden kann." „Wenn es aber wahr ist, daß Poesie und Geschichte nur zu gleicher Zeit sich erzeugen, so kann jene nicht mehr sein,

wo diese aufhört; nur da wird sie geboren, wo der Mensch in freiem Ringen mit der Welt die Glieder übt und mühsig das Leben umarmt.“ „Darin ist jener Punkt so herrlich in der Geschichte, wo ein Volk verzagt oder in Ungebundenheit lebend, nun das Bedürfnis fühlt, nach Ordnung, Cultur und Elten. Wie abrupt, geht auch hier erst aus einem wilden Kampf, aus einer angethener Gährung die Ruhe hervor, aber eben in solchem Zustand des Werdens, wo jeder Augenblick erwirbt, und jeder Augenblick das Ernoebene verlieren kann, wo einer wie alle das Ganze schließt, immer bereit, davon zu geben, was ihm nur theuer ist; in solchem Zustand einer beständigen Anregung ist es, wo die Tugenden des Menschen aufgetrieben und alle geheime Kraft wach wird. Dann werden alle Quellen des Lebens aufgethan, das es in jugendlicher Freiheit ströme, und jene göttlichen Menschen stehen auf, die wie Kiesen sich erhebend, gewaltiam hingehen über die Erde und sie ordnen nach ihrem Sinne.“ „Und ist nach solch großem Streite die Welt ernoeben, dann kommt die Ruhe des Friedens, in der sich Häuser und Städte aufbauen. Gesetze, mildere Elten, Eintracht der Geselligkeit ordnen das Leben. Die Rangen des Kriegs ergrünen in der fruchtbaren Erde und süßen sich zu blüthenreichem Laube, in dem Fröhlichkeit und Lebenslust wohnt; bald tritt die Poesie herzu und verfündigt in schlichten Worten die Thaten jener Zeit. Wie die Wäpfel hoher Berge steht unter ihnen das Andenken daran, und in dem ersten Tag derselben wandeln die Helden, unsterblich, allen sichtbar und den Göttern am nächsten.“ — „So treibt Poesie und Historie, als Epös, aus einer Wurzel, und beide blühen neben einander. Auch späterhin wird jene immer von dieser begleitet, d. h. wo wirklich etwas geschieht, und das Leben sich regt, da fehlt es nie an einem bewegten Sinn, der es aussprechen kann.“ „Bei jeder Nation bricht der Moment einer neuen Grundbildung eines neuen Entstehens durch, in hellerem oder trüberem Lichte, mit verschiedne die Umgebungen und Motive sind. Carl der Große ersaß Frankreich und lebte viele Jahrhunderte lang in der Poesie desselben. Um aus späteren Zeiten ein Beispiel anzuführen: wie der Eid Spanien erst Sicherheit und Dauer gegen die Araber, so gab er ihm auch eine Nationalpoesie, welche das Andenken an sein Ritterthum in seinen Liedern bewahrt.“ „Groß und weiterregend, wie noch alles, was aus dem Leben dieser Nation durchbrechen konnte, hat sich jener Punkt bei den Germanen gezeigt. Schon aus den frühesten Zeiten haben wir Zeugnisse fremder Schriftsteller von ihrer Größe. In einem langen Zeitraum schweigt alle Geschichte, und wo sie wieder anhebt, etwa mit der christlichen Zeitrechnung, da finden wir noch ein ungezähmtes Volk, meist als Romanen, in herumziehendem Leben. Allmählich erscheint das Streben nach Cultur in der Entstehung einzelner Völkerschaften und besonderer Verbindungen, endlich aber erzeugt es jenen ungeheuren Kampf, den nicht bloß ein neues Grundbrängen aus dem Ritterslande, aus Asien, sondern dieses innere Bedürfnis herbeiführte: die Völkerwanderung. Das ist das

große Resultat derselben, das aus ihr Germanien neu geordnet hervorring.“ „Wenig haben die Geschichtschreiber von den Thaten jener Zeiten aufbewahrt.“ „Von Helden, wie Attila, Dietrich, König der Ostgothen, sagt die Geschichte, aber wie viel ist geschehen und untergegangen.“ „Aber die Poesie bewahrt es auf, die jetzt entfallen.“ Was Fremden oder Geistlichen mit fremder Bildung, nicht mehr zur Nation gehörig, in ihre trocknen Bücher aufzuschreiben unmöglich war, das lebte fort in dem Munde und dem Herzen eines jeden unter dem Volk. Sie erzählten sich und den Nachkommen das Leben ihrer Väter, und bald entsand eine gewisse Classe, die ganz etwas sich diesem Geschichte widmete: die Säger. Sie waren gerade nicht die Dichter dieser Lieder⁷⁾, und nahmen sie auch nicht zu ausschließendem Besitze dem Volke ab, aber sie waren besonders fähig zu dem Abfingen derselben.“ (S. 75—80). Zum Beweis des Gesagten führt er dann einige solche Säger an, sowie die Thatfache, daß Karl der Große solche Lieder, deren Inhalt die Kämpfe und Thaten vergangener Zeiten waren, sammeln, aufschreiben ließ und sie auswendig lernte (memoriae mandavit; vergl. W. Grimm, Deutsche Heldensage S. 27). „Darin muß man nicht denken“, sagt er dann weiter, „daß sie damals allgemein verzeichnet wurden, nicht als ob dies unmöglich gewesen, sondern weil es der Natur eines Volkssiedes entgegen ist. Ueberhaupt war alle Bildung ausländisch, welche dieser Lieder nicht achtete, und darum waren sie Ludwig dem Frommen, der griechisch und lateinisch wie seine Muttersprache redete, jener, daß er sie weder lesen, hören, noch hersagen wollte. So ist nur Zweierlei aus dieser Periode, aber nicht in ursprünglicher Keinheit übrig geblieben: die Erzählung im altfränkischen Dialect von Hildebrand, wahrscheinlich ein solches Volkssied, dessen Inhalt unorthodoxisch vielleicht zur Uebung ausgezeichnet wurde, und dann das lateinische Gedicht: de prima Attilae expeditione, das ganz nach römischen Mustern umgebildet ist.“ „Bei dem Volk indeffen lebten diese Gesänge fort. In Unwissenheit und Unkunde entfaltete sich die Poesie immer mehr, und zog an sich, was neuere Begebenheiten, Volksglaube u. s. w. Großes und Reisendes darbot, Alles vermischend und vermischt. In jedem Orte mußte sie nach und nach einheimisch sein, und darum brachte sie das Innerste herbei und legte die Nähe in geheimnißreiche Ferne, Gegend, Zeit und Völker umtauschend“ (S. 81. 82). „Als nun im 12. und 13. Jahrh. die Schrift schon allgemeiner geworden war,“ sagen die Säger an, die Gedichte, deren Umfang sich immer mehr erweiterte, anzuschreiben, und wie sie jetzt leben und ausgesprochen wurden, nach den Veränderungen vieler Jahrhunderte hindurch, so wurden uns die Ursänge ältester Zeit erhalten. Dies ist unsere Ansicht von der Entstehung des Ridenngen-Liedes.“ Sodann führt er so kurz als möglich die sich darand ergebenden Resultate an. „I. Das Ridenngenlied dertut

7) S. 245 Wm. sagt er, daß ein Volkssied sich selbst dichte und anpasse.

auf Wahrheit und es liegt durchaus Gefährliches zum Grund. Streng genommen kann überhaupt nichts rein ersanden werden in der Poesie, als Abdruck des Angesehenen, und jede Nachahmung selbst durch viele Gründe hindurch weist immer zurück auf das Ursprüngliche, und bleibt in so fern wahr. Attila, Dietrich von Bern, Günther, Hagen, Siegfried, haben gelebt, die großen Thaten, von denen diese Lieder singen, sind geschehen, und Christenbildend entscheidendes Schicksal hat jene Helden in das Verderben gezogen. Es fehlt auch nicht an äußerlichen Beweisen, die lateinischen Geschichtschreiber nennen diese Männer und erzählen von Gonshafard's Tod durch Attila" (S. 84). ... "Wenn es aber wahr ist, daß dem Nibelungen-Lied Geschichte zum Grunde liegt, so müssen diejenigen eine falsche Ansicht haben, die eine künstliche Uebertreibung aller aus Aßen bestehender Sagen darin finden, und das Gedicht auf diese Art entstehen lassen; oder gar den Homer darin wiederfinden, in dem nur an einer Stelle verwundbaren Siegfried, etwa den Achilles" (S. 86). ... "II. Die ursprüngliche Form der Nibelungen, wie überhaupt einer jeden Nationalpoesie, war das kurze Lied, oder mit einem ungenügenden Ausdruck, die Romanze. Wenn innere Lust und Kraft dazu antrieb, d. h. wer Dichter war, der besaß die Helden der Nation, und weil er sich nicht anders bewegen konnte, nach einem gewissen Tact, nach einem ordnenden Befehl, so erzeugte sich das Lied mit Rhythmus und Reim" (S. 88). ... "III. Die bald sich bildende Classe von Sängern erweiterte solche Lieder und verband sie zu einem größeren Ganzen; etwa wie Herder in richtigem Sinn die Romanzen von Eid." ... "Solche Gedichte wurden abgelesen vor dem Volk, bei Versammlungen und an den Höfen der Fürsten" (S. 89). ... "IV. Wie die Lieder des Volks, so dauerten auch diese größeren Gedichte fort, stets, mit dem Fortgange der Zeit, in veränderter Gestalt. Niemand standen sie in irgend einer Zeit, und es ist eine ganz falsche Ansicht, die das Nibelungen-Lied, im Ganzen ebenso, wie wir es jetzt haben, gleich anfangs und auf einmal, wie das Werk eines Einzelnen, entstehen läßt." ... "Ebenso wenig waren die Grenzen irgend eines einzelnen Gedichtes eingezeichnet, die in diesem großen Kreis, die ganze Welt, wie sie damals erkannt wurde, aufgenommen war, aufgestellt war, so blieb jedes Einzelne mit dem Ganzen in Verbindung und hatte seine Stelle darin, wie es auch mit andern zusammengedrückt und verknüpft wurde. Darum denken sie auf einander hin und ergänzen sich" (S. 90 fg.). Er gibt davon mehrere Beispiele und zeigt eingehend an dem von König Ormanarius, "wie dieselbe Sage bei den verschiedenen Völkern einer Hauptnation sich verschieden ausbildete, mit andern manichfachen verwebte und Namen und Orte wechselte." ... "V. Erst zu der Zeit, wo die deutsche Schrift aufkam, im 12. und hauptsächlich im 13. Jahrhundert, konnten die Dichtungen mehr fixirt werden durch eine zufällige, das Gedächtniß eines Einzelnen unterstützende Aufzeichnung. Denn Zufall war es allerdings, seine innere Nothwendigkeit bei einem immer fortlebenden Volks-Gedicht, welche das Nibe-

lungen-Lied erhielt, wie es im 12. Jahrhundert war" (S. 100).

"Im Anfang des zwölften Jahrhunderts wurde Deutschland mit dem Orient bekannt. Nichts ist mächtiger für die Entwicklung eines Volks als die Berührung mit einem fremden. Vielesch waren die Einwirkungen eines solchen Ereignisses auf Leben, Sitten und Cultur der Deutschen" (S. 104). ... "Wie das Leben älter die Poesie befeuert, so mußte dieses Eingreifen einer neuen Zeit auch ihre Saiten anrühren. Es entstand eine Poesie, deren Charakter der Widerschein dieses Lebens war: Lust, Anmuth, Scherz, mit all der Freiheit und dem Uebermuth, den Reichthum und ein sorgenfreies Leben gibt, durchhin tüchtig und gesund, auch wohl herb. Wenn die Poesie dieser Jahrhunderte (vom 14. bis ins 16te) nicht so groß und weltumfassend war, wie die der epischen Zeit, so wird doch niemand diese Fröhlichkeit, dieses mehr häusliche Wesen ohne Ergötzen ansehen können. Man dürfte sagen, daß jene einen tragiischen, diese einen komischen Charakter hat" (S. 106).

"So wäre mit kurzen Zügen die Entstehung der deutschen, d. h. aus deutschem Geist entspringenden Poesie angedeutet." ... "Alein noch etwas bleibt zu erläutern übrig, dasjenige, was bei weitem als das Wichtigste und als der Anfang deutscher Poesie betrachtet wird: die romantische Poesie des Mittelalters." ... "Unsere Ansicht ist schon dadurch ausgesprochen, daß ihrer bei der Poesie des 12. und 13. Jahrhunderts, wie sie blühte, keine Erwähnung geschieht. Sie gehört nicht zu ihr, sie ist eine besondere Erscheinung, weder direct eingreifend in das Wesen der deutschen Poesie, noch weniger aus ihr hervorgehend, und kann daher nur als solche dort einen Platz haben." ... "Die Kreuzzüge regten zwar anfangs meist nur Frankreich, bald aber ganz Europa auf, aus all der cultivirten Welt zogen die Gelehrten zu dem heiligen Streik. Solch gleiches Streben, gleiches Lebensweise, Gefahren und Freuden mußten nothwendig eine nähere Bekanntschaft der verschiedenen Völker bewirken. Deutsche wurden mit Franzosen, oder welschen Völkern, wie man alle südlichen nannte, verbunden, und wie größere Lebensbigkeit und Mittelstellung anerkannt zu dem Charakter der letztern gehörte, so lernten jene ihre Sprache und bald auch ihre Poesie kennen." ... "Ihr was schien würdiger und rühmlicher Kenntnisse zu zeugen, als in Uebereignungen sie auszubreiten und Freunden mitzutheilen? So wie nicht allein Deutsche den Kreuzzügen beigewohnt hatten, so verbreiteten sich auch in andern Ländern diese Poesien, in Italien, im Norden, ja selbst das Island sind sie hingebrungen. Man sagt gewöhnlich schon: damals sang eine Poesie durch die ganze Welt, welches aber nur auf diejenigen gezogen werden darf, welche sich im Ausland damit bekannt gemacht hatten, von der Nation nicht, eine jede hatte sich ihrer eigenenthümlichen, bei ihr einheimischen erfreut. Schon damals verengten die Deutschen ihren heiligen Charakter nicht, sie waren am fleißigsten: was sich nur ausbringen ließ von fremden Vätern, das wurde übersezt, und es ist nicht zu verwundern, daß manches sehr mittelmäßige

und ganz schlechte nicht verschmäht wurde in solchem Eifer. Auch die Liebeslieder wurden eingeführt (wahrscheinlich nur das wenige überlegt, das man nachgewiesen hat) und hierin wurden die Vorgänger gewiß übertroffen, bei dem tiefsten Gefühl und der Herzlichkeit, die nach Süden hin nie so gewurzelt hat. Die deutsche Gründlichkeit durfte nicht fehlen, und so thaten sich viele zusammen, Regeln zu bestimmen über Form und Manier, bei denen man festhielt und die immer mehr erweitert wurden“ (S. 107—109). „Es entstand die romantische Poesie des Mittelalters in einer geschlossenen Gesellschaft mehr Gebildeter, Adlicher, zu denen sich auch wohl Fürsten gesellten, weil es ehrenvoll schien, sich edle Kunst zu treiben.“ ... „Fragen wir nun, wie sie sich zur Nationalpoesie verhielt? Kunstpoesie, d. h. die mit Bewußtsein und Absicht gebildete, ist in ihrer Idee eben so vorzüglich, als Natur- oder Nationalpoesie, denn wenn sie ächt ist, fehlt sie diese nur fort, das heißt, wo diese untergeht, und sich nicht mehr neu erzeugt, da bildet sie z. B. durch Beseelenheit, erworbenen Stoff in dem Geist der Nation mit all dem, was ihr eigenthümlich ist, um, damit es einheimisch werden kann. Hans Sachs ist in diesem Sinn Kunstdichter und Nationaldichter zugleich. Es gehört dazu ein klares Umfassen und Beherrschen des Stoffs, und die Individualität des Dichters verliert sich gänzlich in derjenigen der Nation, oder vielmehr sie wird noch mehr gelutet und steht wiederum rein in dieser. Wo dieses Verhältnis aber eine andere Richtung hat und nicht in gleichen Theilen sich abrundet, da entsteht mehr oder weniger Manier, und in demselben Maße steht die Poesie von dem Volk entfernt und kann nicht zu ihm gelangen.“ „Es war es hier. Abgesehen, daß eine Kunstpoesie überflüssig war, wo die Nationaldichtung noch lebendig lebte, so war diese romantische Poesie nicht nur Kunstpoesie, sondern auch Manier, ganz außer dem Geist des Volks.“ ... „Wer glaubt, daß diese unethnischen Rittergedichte in ihrer Länge abgefangen wurden, oder, daß die mit einer höchst verfeinerten Sentimentalität gebildeten Mittelalter niemals Volkslieder sein konnten?“ „Vielmehr fanden sie in einem reinen Gegenpaß zu der Nationaldichtung. Das Volk beilegt seine Lieder von Dietrich von Bern und dem alten Helken“ (S. 109—111) ... „Nichts konnte an Inhalt und Geist der Darstellung mehr von einander abwichen als diese romantische und Nationalpoesie. Diese war ein großes allesumfassendes Bild der deutschen Vorzeit, von den größten Heldenthaten und Kriegen bis zum häuslichen Leben herab“ (S. 117) ... „Verschieden, da es mehr nicht sein kann, ist die Darstellung der romantischen Poesie und des Rabelungenlieds. Wie ein großer Geist, ruhig aber mit tiefbewegter Brust erzählt es, was gesehen, alles äuernd in reinem Reiter der Dichtung, und mit milden Worten tröstend, denn was sich herrlich gezeigt hat, ist nicht untergegangen in den wilden Stürmen der Welt.“ „Die Poesie spricht einfach und klar, jedem verständlich, und eindringend in das Gemüth, aber wo sie nicht ist, da wird die Rede verwirrt und ängstlich, überall hin-

führend und suchend nach einer Stütze. Die romantischen Dichter griffen nach allen Seiten, wo sie sich anhalten konnten, all der geistige Erwerb wurde herbeigeholt, und was ihre Person betreffen konnte“ (S. 118 fg.). — „Dieser Unterschied zwischen Kunst- und Naturpoesie, so wie in entgegengesetzten Punkten entsprungen, dehnte sich mit dem Fortgange der Zeit in immer größerer Spaltung aus, und nur in Liedern aus dem 14. und 15. Jahrhundert zeigt sich einige Annäherung und Verbindung“ (S. 120).

Darauf wendet er sich zu der Frage, wie die nordische Poesie mit der deutschen verbunden sei. Auch hier geht er zunächst in die frühesten Zeiten zurück. Die gleiche Abkunft der Bewohner des skandinavischen Nordens mit den Germanen, welche die Sprache bezeugt, findet er auch von der Geschichte bestätigt. Aus Asien herkommend, trennten sich nach Jordanes beide Volksstämme in Scandia, wo sie sich versammelten, in Folge dessen für die Germanen mit der Religion (denn „sie wurden in Germanien die Götter des Nordens allgemein verehrt“) auch die alte Sage, die von der Vorzeit und altäthlicher Herrlichkeit erzählt, verloren ging. Als aber „das mächtige Treiben der Völkerverwanderungen die Nationen unter einander warf, da kamen auch die Bewohner des Nordens aus neue mit Deutschland in Berührung“. „Wie jene Zeit sich in der Nationalpoesie der Deutschen erhielt, so mußten auch die großen Thaten derselben in die Poesie des Nordens, der nicht weniger Theil daran hatte, eingewebt werden, sich zu erfreuen an diesem, durch eigene Tapferkeit erworbenen Gut. Es wurde aufgestellt zu den alten Sagen und der Mythologie, diesen Heiligthümern eines Volks, denen es alles weihet, was gewonnen ist, zu unvergänglichem Gedächtnis.“ „Ein solches ist, im Ganzen betrachtet, das Verhältnis der nordischen Poesie zu der deutschen. Scandinavien hat nicht nur eine ihm allein eigenthümliche, sondern auch eine mit Germanen gemeinschaftlich ererbte; jedem Volk gebührt derselbe Anspruch darauf, und wenn daher eine Sage bei beiden angetroffen wird, so berechtigt dies nicht auf ein Erbgozen von einer Seite zu schließen. Indessen mag zur Verwirrung der Umsand beigetragen haben, daß in späterer Zeit wirklich deutsche Nationalgedichte in das Scandinavische überetzt wurden, dann auch, daß manche nordische nicht wieder in jenen gefunden werden, so daß man eine Trennung annahm, und einen Zufall für die Uebereinstimmung aufsuchen mußte“ (S. 216—220). Er untersucht dann die einzelnen nordischen Denkmäler und deren Verhältnis zu der deutschen Poesie, und zwar zunächst die mythologischen Theile der ältern und jüngern Edda, dann die Sagen. Die letztern theilt er in historische und poetische. Von den erstern kann er nur remissiv reden, da sie dem Norden ausschließlich angehören, was aber die zweiten betrifft, „so sind die einheimischen (nordischen) von denen zu unterscheiden, die auch wieder in Deutschland gefunden werden“. „Unter den letzten find diejenigen gemeint, die aus den Zeiten der Völkerverwanderung ihre Entstehung herleiten, wo ein allseitiges Drängen die Völker ver-

mische, unter denen auch nordische Helden standen. Für ihre Thaten blieb ihnen billig der Ruhm in den Gesängen ihres Volks. So finden wir die Verrätherei der Ghibellin, die schwer zu besiegende Drachin, den hörnen Siegfried, Ermanarich's Schicksal, Attila, und damit den Heldenkreis des deutschen Epos wieder. „Die Ridelungen und Burgunden sind aus hier zwei berühmte Stämme, unter dem Namen der Wolsungen und Hiu-fungen (Rifungen) bekannt.“ In dem mythologischen Theile der ältern Edda fehlt es nicht an Hinweisen (der sie eigentlich behandelnde Cyclos war damals noch nicht gedruckt); mehr davon bietet die jüngere Edda. „Ausführlicher, poetischer, aber übereinstimmend, so daß die Edda nur als ein Auszug gelten kann, enthält eigends die Wolsunga-Saga das nordische Ridelungen-Lied.“ Weiter gehört die Korna-Gefiers-Saga hierher; aber auch durch andere zieht die Erinnerung daran in mannichfachen Anslängen. „Wie bei uns, so wurzelt auch hier die Dichtung in vaterländischem Boden, und alles ist eigenthümlich einfallend, und dunkelfarbiger, wie der Himmel, unter dem es entstanden.“ ... „Bei so ganz einheimischer Gestaltung der Poesie, die nicht die herüberfliegende Kunst eines Einzelnen geben kann, ist es schon unmöglich, an ein Abborgen zu denken. Dann aber sind in dem Norden, wie in Germanien, die frühern Spuren von der Erstgung dieser Gedichte geblieben, daß man den Moment des Entstehens bis in die Zeit ihrer Entstehung zurückziehen dürfte. Denn wie will man es bei dieser Ansicht erklären, daß im Süden Jordanes, Paulus Diaconus, im Norden die Edda und die alten Sagen, in Deutschland das lateinische Gedicht von Attila, Sato, die deutschen Poesien des 12. und 13. Jahrh. denselben Cyclus zum Theil darstellen, oder darauf hindeuten, immer aber verschieden und eigenenthümlich? Vielmehr darf man es so betrachten, daß beide Völker durch Hertzge und Kriege veranlaßt, eine gemeinsame Poesie erwarben, die von dem Norden an durch ganz Deutschland sich ausbreitete bis nach dem Süden hin, soweit Deutsche gedungen sind.“ ... „Nur bei jeder Nation hat sie sich anders entwickelt, und ist anders eingeprägt worden in schon vorhandene oder entstehende Dichtung“ (S. 232—242).

Dann handelt er von den dänischen Volksliedern, „die unter dem Titel Rämpo-Biser (Kämpfer-Lieder) bekannt sind“, die er in Heldenslieder aus der alten Nationaldichtung, Liebeslieder und Märchen und historische eintheilt. „Die ersten sind ungleich die wichtigsten. Es sind durch diese Sammlung noch mehrere Lieder gerettet, welche die Helden der Nationaldichtung besingen, und deren Entstehung in die frühesten Zeiten zurückgeführt werden muß.“ ... „Das Verhältniß dieser Lieder zu deutscher Poesie wird sich leicht bestimmen lassen. Es ist oben erläutert worden, daß die ursprüngliche Form des Nationalcyclus das Lied war, das auch noch immer fortdauerte, während jenes größer zusammengefaßt war, eben so ist der Beweis geführt worden, daß solche Lieder in Deutschland existirt haben, allein sie mußten untergehen, wie eine neue Zeit das Andenken

an die alte zerstörte, seine Schrift aber ihrer Aufbewahrung zu Hülfe kam.“ ... „Was aber in Deutschland verloren wurde, das hat sich in dem mehr concentrirten Norden durch eine früher darauf gelenkte Aufmerksamkeit erhalten. So vermögen wir gleichsam im Widerschein darin zu erkennen, was wir sonst vermissen, und es ist bald unser, das uns eine Uebersetzung zurückgeben würde.“ (S. 243—247).

Darauf geht er zu den Uebersetzungen über. Gebildet, selbst Priester führten die deutsche Poesie im Norden ein. „Man kann die nordischen Uebersetzungen in solche einteilen, deren Originale entweder deutsche Nationalpoesie, oder romantische Rittergedichte waren, und ziemlich gleich damit ist die Unterscheidung, ob sie aus dem Munde des Volks oder aus Dichtern genommen.“ „Bei weitem am wichtigsten ist die erste Classe. Hier finden wir ein Buch, welches den Cyclus deutscher Nationalpoesie gesammelt hat, wie sie noch im 13. Jahrh. im Munde des Volks waren, die Wilkina-Saga“, und deren Entstehung und Zusammenfassung er ausführlich untersucht. „Ob andere Sagen, welche diesen Cyclus zu berühren scheinen, wie die Blomkwalla, Hloamanna und Ragus-Fari-Saga, Uebersetzungen oder Originale enthalten, kann nicht entschieden werden, da sie bis jetzt nur in Handschriften existiren.“ „Die zweite Classe begreift die Uebersetzungen aus der romantischen Poesie. Hier hat sich Scandinavien weniger thätig bewiesen als Deutschland.“ Ein näheres Eingehen darauf ist jedoch ihm unmöglich, da ihre Titel nur aus dem Verzeichniß der Handschriften bekannt waren. Er erkennt aber in ihrer Veröffentlichung sofort den Nutzen für eine vollständige Kenntniß der romantischen Poesie, indem sich hier Randes konnte erhalten haben, was verloren gegangen sei, wie die Grelö-Saga [die auch später in Hartmann's Dichtungen aufgefunden wurde] (S. 248—249).

Diese Untersuchungen gewähren ihm das unzwieselfaste Resultat, daß nirgends der größere Aufklärung für die deutsche Poesie zu erwarten sei, als von dieser Seite. Schon darum werden deren Studium nothwendig, allein auch abgesehen davon, verdienen sie eigends mit Aufmerksamkeit betrachtet zu werden. „Wir können kaum etwas mehr von Bedeutung dagegen stellen, als das Ridelungen-Lied, wobei es nur erntlich, daß gegen die Vollendung und Herrlichkeit desselben dort nichts gehalten werden kann“ (S. 259 ff.).

Als Beilagen sind dieser Abhandlung endlich Uebersetzungen der heldenmässigen Stüde aus der Snorra-Edda, der Korna-Gefiers-Saga und einiger altländischer Heldenslieder, sowie die einiger Capitäl aus der Wilkina-Saga, welche Sigurd's Jugendgeschichte darstellen, hinzugefügt.

Im J. 1811 erschien nun das lange vorbereitete erste selbständige Werk Wilhelm Grimms: „Altdänische Heldenslieder, Balladen und Märchen, überfetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg 1811“, also in demselben Jahre, in welchem Jacob Grimm's Erstlingswerk: „Ueber den altdänischen Reifergesang“ er-

schien. Dasselbe ist Ludwig Achim von Arnim und Clemens Brentano zugeeignet. In der inhaltreichen Vorrede (III—XL) betrachtet er die Lieder aus allgemeinem Gesichtspunkte. „Die Elemente der Poesie einer Nation“, sagt er S. VIII, „erscheinen nie reiner und mehr vereinigt als in den Volksliedern, und diese sind es, welche aus dem Norden den Freunden der Poesie hier in einer Uebersetzung übergeben werden.“ Das erste Hundert derselben wurde gesammelt und herausgegeben im J. 1591 von Anders Sjöström. Hundert und vier Jahre später (1696) wurden sie mit einem neuen Hundert von Peter Sjö vermehrt und unter dem Titel Kämpes-Biser herausgegeben. Eine andere Sammlung, Eilvers Biser (Liebeslieder) oder Tragicas genannt, erschien 1657. Sie enthält nur dreißig Gesänge, die alle einen tragischen Ausgang haben, daher der andere Titel. „Sie können dem Geist und Werth nach den Kämpes-Biser an die Seite gesetzt werden, und was von diesen gesagt wird, gilt auch von ihnen. Die Mehrzahl sind schöne Lieder, die auch dieser Uebersetzung sind einverleibt worden“ (S. IX).

„Was die Heldenlieder betrifft, so tragen wir kein Bedenken, sie für uralt anzugeben, und ihre Entstehung weit zurück in die heidnische Zeit, in das fünfte und sechste Jahrhundert zu setzen. Es lebt der Geist jener furchtbaren alten Zeit in ihnen und das Geschlecht der Kiesen, welche an dem Eingange jeder Geschichte stehen. Alles Waag, wie in der Gesinnung und That, so auch in dem Ausen, in den Gestalten, Waffen, ist ungebeuer“ (S. XII). „... Was aber zunächst darauf führt: es werden Helden darin genannt, welche dajumal lebten, und Thaten beschrieben, welche dajumal geschehen, und welche nicht Jahrhunderte später besungen wurden, nach einer Erzählung, die niemand geben konnte, weil sonst nichts als die Volksdichtung die frühe Geschichte aufbewahrt, und weil diese Dinge nicht können erfunden werden, oder nur nach etwas Aehnlichem, und jede Erfindung demnach immer wieder etwas früheres, ein Original, voraussetzt, sondern wozu die frühe Gegenwart begeisterte. Nur verhehe man dieses nicht unrecht: die Lieder, welche wir haben, sind dieselben, welche damals gesungen wurden, deren Inhalt nach, nicht aber der Form; das Gesetz der ständigen Umwandlung und Anpassung an Zeit und Sprache wird sich auch an ihnen ausgeübt haben“ (S. XIII). „... Von der Poesie dieser Lieder kann man sagen, daß sie roh sei, ohne Schimmer und einfärbig, aber von gewaltiger Art.“ ... „Zu der Zeit, wo diese Lieder unter dem Volke waren, lebten auch die Scalden und die Gefänge der Edda. Betrachtet man die Art der Dichtung in beiden, so kann man sagen, daß sie sich entgegenstünden. Darüber darf kein Zweifel gehegt werden, daß die Scalden, ein besonderes Amt besitzend, eine besondere Classe bildeten, daß sie Gesetze hatten für die Poesie, und eine Kunst übten: diese Lieder aber sind nach mündlichen Uebersetzungen ohne eine besondere Kunst vom Volk erhalten, und von jedem poetischen Gemüth neuergungen und gebildet worden. Beide haben zwar in den Sagen einen gemein-

schaftlichen Gegenstand, durch den Sinn aber, womit sie ihn behandelt, trennen sie sich wieder von einander. Dieser Sinn indes gibt der Dichtung den Charakter, und theilt, gleichsam die Luft, worin sie atmet, eigene Natur, Gestalt und Leben mit.“ ... „Die Volkspoesie lebt gleichsam in dem Stand der Unschuld, sie ist naht, ohne Schmutz, das Abbild Gottes an sich tragend; die Kunst hat das Brausfein empfangen, sie kann den Muth nicht mehr haben ihren Gegenstand hinzusetzen, wie er ist, sondern er muß umkleidet werden.“ ... „Diese Kleidung ist es, die wir in den Gefängen der Edda finden, dieses Gemessene, Runde. Dadurch wird nicht gesagt, daß sie nicht auch sehr einfach sein können, noch wird über den Rang zwischen beiden abgeurtheilt, wenn wir die Volkslieder wegen der Gewalt und Wahrheit lieben, mit welcher sie das Leben und das Größte des Lebens nah vor uns hinstellen, so sehen wir in den Kunstgesängen alle Kräfte der Menschheit gesteigert, die Helden idealer und höher zu den Göttern gerückt“ (S. XVII fg.). „Wie übrigens die Volkslieder und die Scalden-Poesie als innerlich verschiedene entgegengesetzt wurden, so ist dieser Gegensatz auch in der Form sichtbar“ (S. XIX). Die altäskischen Heldenlieder gehören wie die eddischen zu dem Geiste des Nibelungenliedes: „es wird Chremsbildens Rache darin besungen, die Blüthe und der Untergang der heldenmüthigsten Zeit; Dietrich von Bern, auf dem der höchste Glanz des Rittertums lag, sammt seinen Gefellen.“ ... „Wenn wir aber dieselbe Fabel wiederfinden, so entsteht die Frage, wie nah sich die altdeutsche und nordische Poesie gestanden, ob sie von einander entliehen, und was einer eben eigenthümlich sei.“ Die allgemeine Seite dieser Frage ist schon in der vorigen Abhandlung in den Studien von Dand und Krüger beantwortet, die besonders wird im Anhang gegeben, worauf wir bei diesem zurückkommen. „Es entdrikt sich aber eine mannichfache Gemeinschaft, ja nur ein und derselbe Stamm, dessen Zweige über beide Völker sich ausgebreitet haben. Es ist der Stamm, an welchem sich die Poesie, wie Odyssus, ihr Bett gebaut, aus welchem eine reiche Nachkommenschaft hervorgegangen. Wenn also ein Abzweigen von irgend einer Seite gedäunet wird, so muß doch zugegeben werden, daß das nordische Nibelungen-Lied weniger ausgebildet, und wie oben von aller nordischen Poesie behauptet wurde, uranfänglicher erschien. — Nach unserer Ansicht haben solche einzelne Heldenlieder sich in den deutschen Nibelungen vereinigt und sind bei uns untergegangen; wenn aber die nordischen, gewiß nicht alle, sich hier erhalten, so sehen wir das verlorene in einer verwandten Gestalt, und finden es zum Theil wieder“ (S. XX fg.). Wann diese nordischen Lieder in ihrer und vorliegenden Gestalt abgefaßt worden, läßt sich nicht bestimmen, so viel aber leuchtet ein, daß es zu einer Zeit geschah, wo das Christenthum schon im Norden eingeführt war; also nothwendig nach dem ersten Jahrhundert, wahrscheinlich aber, der Sprache nach zu urtheilen, später, etwa in dem vierzehnten (S. XXIII). „Die alte Uebersetzung enthält Balladen und Märchen. Diese werden den meisten näher stehen, nicht

nur wegen ihrer Manigfaltigkeit, sondern auch weil es unmöglich ist, daß diese Poesie nicht für jedes Gemüth einen Punkt habe, der es berührt und erfreue. Hier sind alle Farben des Lebens ausgebreitet: Schmerz, Lust, Muth, Leppigkeit, treue Liebe, Trauer und höchstes Leiden, und in der Tiefe ruhen die Geheimnisse eines schönen Glaubens, der die ganze Natur belebt und erhöht, den Stein vor Leid ins Wasser sinken, Zwerge aus den Felsen hervorgehen, einen kleinen Vogel in eine schöne Jungfrau sich verwandeln läßt. Er ist die eigentliche Marien-Quelle, aus welcher alles, was getrennt und getödtet wurde, vereinigt und lebendig wieder aufsteht“ (S. XXIV fg.). Dann kommt er auf die Märchen zu sprechen, wie schon im vorigen Artikel S. 200 hervorgehoben wurde. — „Am Ende sind mehrere Lieder zusammengefaßt, die ihren Stoff aus der Geschichte des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts genommen. Es zeigt sich in ihnen recht merkwürdig die Art, wie sich das Volk diese aufbewahrt und zu eigen macht, denn sie sind sämmtlich viel gesungen und gelesen worden. Vergleichen man damit die Parallestellen aus der urkundlichen Geschichte, die im Anfang gesammelt sind, so wird man sehen, wie genau sie sich an die factische Wahrheit halten. Allein sie enthalten noch etwas mehr, nemlich eine poetische Ansicht und Aus schmückung.“ ... „Man wird es einmal einsehen, daß dies poetische Auffassen keine Lüge, weil es in der Natur begründet ist, indem zur Wahrheit nicht das Factum hinreicht, sondern auch der Eindruck gehört, den es in das Gemüth des Lebenden macht; und diese poetische Ansicht, dieses lebendige Bilden dabei sein muß, wie das Volk seinen König mit der glänzenden Krone und dem Purpur bekleidet, ja welches, als Symbol auf die unvergängliche Thron hinweisend, das höhere ist. Dann wird man auch die Bedeutung solcher Lieder wieder erkennen, wie es Herodot, Snorre Sturleson, auch Johannes Müller gethan, denen der wenige Verstand gewiß nicht abging, welcher nöthig ist, einzusehen, daß da von einer bildlichen, nicht factischen Wahrheit die Rede sei. Man darf auch nicht glauben, daß dieser Ausdruck der Geschichte durch das Wunderbare willkürlich je und absichtlich entstanden, sondern es ist der erste, eigens, in sich notwendige, wie das Bild stets dem sogenannten unverhüllten Ausdruck vorangegangen, und wie (nach Kreuzer) Symbol und Poësie die natürliche und uranfängliche Bezeichnung des Geistlichen gewesen“ (S. XXVIII fg.). ... „Was wir überhaupt in all diesen Liedern lieben, das ist die Lust des Herzens, die sich darin auspricht, die trauert oder sich freut. Wir müssen sie als das Höchste achten, weil aus ihr allein entspringt, was man durch Leben, Wahrheit, Schönheit, Poësie, oder sonst, ausdrücken will. Das ist der große Unterschied der Volksdichtung von der Kunst, daß sie keine Wüsten kennt, sondern die ganze Welt grün, frisch und entzündet glaubt von Poësie, daß sie weiß, es werde doch alles von dem Himmel umfaßt und nicht sei ungedacht; auch kein Haar auf dem Haupte. Darum sagt sie nichts, als was notwendig, was wirklich bezeichnet, und verschmäht allen äußern Glanz (wie die singenden

Vögel einfarbig sind); darum ist sie auch unbefümmert um den Zusammenhang, abgetroffen, und fällt doch nie heraus“ (S. XXX fg.). ... „So viel von dem Geist dieser Lieder; wir haben nun noch einiges von ihrer Verwandtschaft mit benachbarter Poësie und von ihrer äußern Structur zu reden. Auffallend nemlich ist es, wie sie den englischen ähnlich sind, sowohl an Tiefe und Bestimmtheit, als in der äußerlichen Darstellung. Nur scheint es, als ob die englischen, als später gesammelt, ausgebildeter, aber auch breiter wären“ (S. XXXI). ... „Weniger bemerkbar ist eine Uebereinstimmung der dänischen Lieder mit den deutschen. Diese erscheinen in ihrer Sammlung mannsfacher durch die verschiedenste Art und Manier der Dichtung, während jene sämmtlich eine gewisse nationale Eigen thümlichkeit und Familienähnlichkeit haben. Wir zweifeln aber nicht, daß diese Manichfaltigkeit der deutschen durch den Beitrag späterer Jahrhunderte, die verschiedene fremdartige Einflüsse empfangen, entstanden sei, wodurch ihre Reinheit gehört und ihre ursprüngliche Natur verflücht worden“ (S. XXXIII). ... „Wenn man aus der deutschen Sammlung (dem Wunderhorn) diejenigen Lieder heraushebt, von welchen man vermuthen darf, daß sie mit den dänischen von gleichem Alter, mithin vor dem 17. Jahrh. schon da gewesen sind, und die, wenn man vergleichen will, allein dürfen dagegen gehalten werden, so zeigt sich eine unläugbare Verwandtschaft in dem Geist der Dichtung. Eine andere Uebereinstimmung werden wir bei dem Epithemas bemerken.“ „Es findet sich nemlich in den dänischen Liedern nur ein zweifacher Hauptrhythmus“ (S. XXXIV fg.). ... „Werkwürdig ist nun, daß wir diesen zweifachen Hauptrhythmus ebenfalls bei den englischen und denjenigen deutschen Liedern finden, welche dem ursprünglichen Charakter noch erhalten haben.“ „Man darf schließen, daß es nach diesem zweifachen Hauptrhythmus auch nur zwei Hauptperioden gegeben“ (S. XXXVI fg.). Sämmtlich bisher bekannt gewordene Melodien, sowie deren, deren Veröffentlichung noch zu erwarten stand, gedachte W. Grimm einmal als einen Nachtrag zu liefern, allein er ist nicht dazu gelangt.

Auf diese ausgezeichnete einleitende Vorrede, welche allen künftigen Fortschritten über diese Lieder die Grundlage geschaffen, obgleich sie nur für den bestimmt ist, „welchen die freie Lust an der Poësie zu diesen Liedern bringe“ (S. 419), folgen aus jenen dänischen Sammlungen die Uebersetzungen von 14 Heidenliedern (S. 3 — 66) und 91 Balladen und Märchen (S. 69 — 416). Diesen ist dann noch ein Anhang (S. 419 — 544) beigefügt, welcher das weiter ausführt, was in der Vorrede behauptet wurde, namentlich die Verwandtschaft der nordischen und altdeutschen Rationaldichtung in dem Sagen-Cyclus des Nibelungen-Lieds und des Heidenbuches, wobei jedoch auch zu den meisten Liedern der andern Abtheilung Anmerkungen gegeben werden. Um das Ganze in den richtigen Gesichtspunkt zu stellen, läßt er eine Bemerkung vorbegehen, die insbesondere dadurch interessant ist, weil sie und auch W. Grimm unter dem Einfluß Göttes zeigt. „Es scheint nemlich“, sagt er

§. 420 sq., „daß es sich mit der Poesie eben so verhalte wie mit der Philosophie der Völker, und daß dasjenige, was Görrös in seiner Mythengeschichte, deren Resultate wir mit zu den größten rechnen, die die Zeit gewonnen, von dieser dargethan, auch von jener gelten werde. Das Göttliche, der Geist der Poesie ist bei allen Völkern derselbe und kennt nur eine Quelle; darum zeigt sich überall ein Gleiches, eine innerliche Uebereinstimmung, eine geheime Verwandtschaft, deren Stammbaum verloren gegangen, die aber auf ein gemeinsames Haupt hindeutet; endlich eine analoge Entwicklung; verschieden aber sind die äußern Bedingungen und Einwirkungen. Darum finden wir neben jenem Einklang auch wieder eine Verschiedenheit in der äußern Gestaltung, abhängig vom dem Himmel, worunter die Pflanze gestanden, und die in großen Massen nachzuweisen ist, wie im Einzelnen bis ins Unendliche. Wir können kein besseres Ebenbild geben als Gottes, den Menschen, dem überall dasselbe Herz in der Brust schlägt, dessen Gestalt, Farbe, Sprache und Lebensluft aber der Natur unterthan ist, und gebort, wie sie verschieden in den Beliegenen herrscht; so wie auch bei der Familiendehnlichkeit der Nationen in jedem Einzelnen eine eigne Individualität hervortritt. Das ist der eine Sag, der andere scheint ihm fast entgegen zu stehen. Bei dieser freien, unabhängigen und geistigen Verwandtschaft der Völker existirt noch eine andere, die man die weltliche oder bürgerliche nennen könnte. Es ist nemlich nicht zu leugnen, daß die Dichtungen schon in bestimmtem Gehalt einem Volk von dem andern hinüber gerichtet worden, und auf diese Art auf oft weitem Weg bekommen sind; sie haben sich zwar meist dem Gege des neuen Reichs gefügt, aber immer noch deutlich die Spuren ihrer Herkunft an sich getragen. Soll das vorhin gegebene Bild fortgesetzt werden, so sind es im Ganzen die Völkerverwanderungen, im Einzelnen aber Eben von den Individuen verschiedener Nationen geschlossen. Die Ausführung beider Behauptungen ist die Aufgabe der Geschichte der Poesie, wenn sie etwas Ganzes und Würdiges sein soll: die hier geleisteten Zusammenstellungen sind eine einzelne kleine Vorarbeit dazu.“ Aus der Vergleichung der dänischen Heldensieder mit der ursprünglich nordischen Dichtung, der Wölunga, Kornagegur Saga und der Edda ergibt sich ihm nun der merkwürdige Umstand, daß sie damit fast gar keine Aehnlichkeit haben, dagegen die größte Verwandtschaft mit den deutschen Dichtungen dieses Sagenkreises zeigen. „Man könnte“, sagt er darum, „leicht darauf kommen, sie für eine bloße Uebersetzung deutscher Originalien anzugeben. Diese Meinung scheint noch dadurch unterstützt zu werden, daß sich das Lied von dem alten Hildebrand, wie er mit seinem Sohne kämpft, in einer offenkundigen Uebersetzung findet.“ Dennoch hält er diese Lieder für echte dänische Originale und begründet dies einestheils dadurch, daß sich in ihnen nichts zeige, was einer Uebersetzung eigen zu sein pflege, wie das alte Hildebrandslied gerade durch seinen Gegenfag beweise, andernteils durch die Eigentümlichkeiten, welche denselben eigen sind

und wodurch sie sich von der deutschen Sage unterscheiden (§. 423. 427 sq.).

Ueber diese Erstlingsarbeit Wilhelm Grimm's hat sich Jacob Grimm in seiner Rede auf denselben in so treffender Weise ausgesprochen, daß seine Worte jedes andere entbehrlich machen. Derselben mögen daher hier ihre Stelle finden. „Bedeutendern Eindruck [als Jacob's Schrift über den altheidischen Meistergesang] machte aber Wilhelm's Uebersetzung der dänischen Kämpfer, wobei es auch schon an einleitenden Untersuchungen über die deutsche Heldensage nicht gebrach. Sider ist nichts schwerer, als epische Lieder, deren naiver Ausdruck verschmolzen ist mit ihrem ganzen innern Gehalt in eine andere, wenn schon verwandte Sprache zu übertragen, strenggenommen scheint es fast unmöglich, ihre Ausdrucksweise bietet selbst einheimischen Kennern genug Dunkelheiten dar, wie sollte nicht ein Ausländer an vielen Stellen straucheln? Es war doch daran gelegen, einmal das volle Gefühl des Tons und der Weise, die in diesen Liedern anhängen, zu empfangen.“ ... „Ich entsinne mich, daß damals Keubur, dem die dänischen Dichtungen geläufig waren, die geringe Färbung dieser Verdeutschung räumte, und ganz vor Kurzem erst ist mir ein Urtheil kund geworden, das Hebel darüber gefällt hat und ich mich hier vorzutragen nicht enthalte. Welche Freude würde es meinem Bruder bereitet haben, wenn die Worte dieses gefeierten, mit dem Volke des Lieds vertrauten Dichters jemals zu seinem Ohr gedrungen wären. „Wenn Dir“, schreibt Hebel einem Freunde, „in der Poesie wie in der Natur frischer lebendiger Morgenhauch, gefählt über den Wässern und in den Bergen und gewährt im Lannenwald besser behagt als die bräunende Schmwüle oder gar der Anhauch aus einem Blasebalg, so lies Grimm's altidnische Heldensieder, Balladen und Märchen.““ Wilhelm's Buch hat, was verwundern möchte, keine zweite Auflage erfahren, die bald darauf erfolgte neue Ausgabe hätte zu zahlreichen Veränderungen und Verbesserungen führen müssen, und die unterdessen aufgetragene Befanntschaft mit unserm heimischen Epos erleichterte auch das Verständnis der dänischen sowie der oft noch schärfer entsprechenden schwedischen Urtexte selbst, es bedurfte keiner wörtlichen, sondern durch erschwerten Nachhilfe weiter“ (Kl. Schriften I, 169 fg.). Ueber jene neue Ausgabe der Originale berichtet Wilhelm Grimm in der unten anzuführenden Abhandlung aus dem Jahre 1820: „Die altidnische Literatur in der gegenwärtigen Periode“ §. 25—29, und geht zugleich auf einige in seiner Uebersetzung abgehandelte Punkte ein.

In den Heidelberger Jahrb. der Literatur vom Jahre 1811 2. Band. Nr. 49. 50. S. 774—794 erschienen von Wilhelm Grimm folgende Rezensionen: 1) Ueber die Aechtheit der Walehre und den Werth der Snorrifchen Edda. Von P. E. Müller. Aus der dänischen Handschrift überfetzt von L. G. Sander, Kopenhagen 1811. 2) Om Edda. Von Nyerup (dot skandinaviske Litteraturselskabs Skrifter 1807). 3) Edda

aller Skandinavens hedenne Gudelære. Oversat ved R. Nyerup. Kiöbenhavn 1808.

Nach diesen Erklärungen vereinigen sich nun die Brüder Jacob und Wilhelm Grimm, wie schon im vorigen Artikel ausgeführt wurde, zu einer Reihe gemeinsamer Werke. Schon im Februar 1811 hatten sie eine Sammlung altnordischer Sagen angeündigt und am 18. Jan. 1812 die Herausgabe der Lieder der alten Edda, sowie der Gedichte und Sagen von Reinhart Fuchs (f. S. 199). Es erschien aber zunächst im Juli 1812 das Hildebrandslied und das Wessobrunner Gebet, darauf in Schlegel's Museum die Abhandlung: „Herausgabe des alten Reinhart Fuchs durch die Brüder Grimm“, sodann noch gegen Ende des Jahres der erste Theil der Märchen.

Im Jahre 1812 recensirte Wilhelm Grimm in den Heidelberger Jahrb. der Literatur folgende Werke 2. Bd. Nr. 46. S. 705—713: Heldeulied vom Juge gegen die Polowier, des Fürsten vom fernersien Rowgorod Igor Swatlawitsch, geschrieben in altrussischer Sprache gegen Ende des zwölften Jahrhunderts. In die deutsche Sprache treu übertragen, mit einer Vorrede und kurzen philologischen und historischen Noten begleitet von Joseph Müller. Prag 1811. Berner Nr. 53. S. 833—834: Das Heldenbuch. Herausgegeben durch Friedrich Heint. von der Hagen. Götter Band. Berlin 1811. Sodann Nr. 62. S. 977—981: Die Edda, nebst einer Einleitung über nordische Poesie und Mythologie und einem Anhang über die historische Literatur der Island. Von Friedrich Kähb. Berlin 1812*).

Wilhelm Grimm's Antheil an den Altdeutschen Wäldern, die 1813, 1815 und 1816 erschienen, ist bereits angeführt. Er legte hier den Grund zu seinem späteren Hauptwerke, der deutschen Heldensage, indem er die Zeugnisse über dieselbe zu sammeln beginnt, sowie den zu seiner Ausgabe der goldenen Schindele von Conrad von Würzburg, deren Text er hier zum ersten Mal edirte. Jener Zeugnisse wegen wurde er, wie schon oben S. 218 erwähnt, von H. Schlegel in den Heidelberger Jahrb. 1815 scharf angegriffen (2. Bd. S. 747—766). Schlegel bezeichnet zwar diesen Auffatz als den bei weitem wichtigsten der ganzen Sammlung, „allein“, sagt er (S. 748), „es fehlt, wie uns dünkt, an gehöriger Unterordnung der geschichtlichen Zeugnisse nach den Graden ihrer Gültigkeit, an Sondernung des Beglaubigten und Fabelhaften, an Zusammenfassung der Ergebnisse; kurz an scharfer Kritik und schroffer Darstellung“. Welches Urtheil er dann im Einzelnen zu begründen sucht. Dieser Angriff war, wie Wilhelm Grimm in den Altdeutschen Wäldern Bd. 3. S. 273—277 nachweist, ein vielfach ungerechter. „Diese Abhandlung enthält“, entgegnet Wilhelm Grimm, „wie man aus der Ueberschrift und den deutschen Worten der Einleitung sieht, bloß gesammelte Zeugnisse über die deutsche Heldensage, die ich

in einer meist chronologischen Ordnung, nach welcher sie am leichtesten zu finden waren, aufstellte.“ ... „Demnach hatte ich bloß zu zeigen, daß eine mitgetheilte Stelle sich auf die Sage beziehe, und dies, wo es dunkel war, auseinander zu legen. Ganz außer meinem Gesichtspunkt aber lagen Unterweisungen, wozu diese Zeugnisse veranlassen können, namentlich eine Darstellung des Verhältnisses der Geschichte zur Sage, die gewiß ein anderes großes Werk erfordert und nicht in solchen einzelnen Sätzen abzuhandeln ist“ (S. 273 sq.). Dann zeigt er, wie viele Blätter Schlegel mit überflüssigem Tadel ausgefüllt habe.

Zu Anfang des Jahres 1814 hatte Wilhelm Grimm eine ganz seinen Wünschen entsprechende Anstellung auf der casseler Bibliothek gefunden, und er gab nun mit Jacob, der jedoch den größten Theil dieses, sowie des folgenden Jahres in Paris und Wien war, den zweiten Theil der Märchen heraus und listerte in den Heidelberger Jahrb. von 1814. 1. Bd. S. 209—223 und S. 225—228 die Recension von: Ueber den Ursprung der altislandischen Poesie aus der angelsächsischen. Nebst vermischten Bemerkungen über die nordische Dichtkunst und Mythologie. Ein notwendiger Nachtrag zu seinen neuesten Untersuchungen von F. Kähb. 1813. (Hingefügt sind der Recension Bemerkungen zu der Kähb'schen Uebersetzung der Edda.)

Von den fernern gemeinsamen Arbeiten der Brüder erschienen 1815: Der arme Heinrich von Hartmann von der Aue, und die Lieder der Edda, und 1816 der erste Theil der deutschen Sagen.

In den Heidelberger Jahrb. von 1817. 2. Bd. Nr. 42. S. 665—670 zeigte Wilhelm Grimm anonym Nyerup's Werk über die dänischen Volksbücher: Almindelig Morskabsläsning i Danmark og Norge igjennem Aarhundreder. Kiöbenhavn 1816 an, und ließ dann in diesem sowie in dem folgenden Jahre ebenfalls anonym folgende Recensionen in der Leipziger Literatur-Zeitung erscheinen: 1817. Nr. 86. S. 687—694 von: Abnelungen und Edelkellen. Von D. Carl Wilhelm Götting. Rudolstadt 1816; und Nr. 94. S. 745—760 von: Carl Zachmann, Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Abnelungen Roth. Berlin 1816, welche Schrift bereits Jacob Grimm in den Heidelberger Jahrb. (f. o. S. 217) derprochen hatte; sodann 1818 Nr. 23. S. 1857—1864 von: Einleitung in das Ridelungenlied; zum Schul- und Selbstgebrauch von D. R. J. Rone. Heidelberg 1818. Die Autorschaft Wilhelm Grimm's der letztgenannten Recensionen ergibt sich aus Zachmann's Briefen an denselben vom 3. Mai 1821 und vom 13. März und 31. Mai 1820 (f. Höpfer und Jachet's Zeitschrift für deutsche Philologie 2, 343, 196. 203).

Im J. 1818 gab Wilhelm Grimm noch gemeinsam mit Jacob den zweiten Theil der deutschen Sagen und die Uebersetzung von neunzehn serbischen Liedern heraus (f. o. S. 217), und recensirte dann in den Göttinger gelehrten Anzeigen St. 21. S. 204—208: Sagenbibliothek des skandinavischen Alterthums, in Aus-

*) Dasselbe Werk besprach Jacob Grimm in der Leipziger Literatur-Zeitung. Es ist demnach die obige Angabe S. 205 zu berichtigen.

jagen, mit literarischen Nachweisungen, von P. E. Müller. Aus der dänischen Handschrift überf. von Dr. Carl Rachmann. Berlin 1816 7). St. 65. S. 647—648: R. Nyerup's Wörterbuch der Scandinavischen Mythologie. Mit einer Einleitung, eine Uebersicht der Geschichte des Studiums der nordischen Mythologie enthaltend. Aus der dänischen Handschrift überf. von L. G. Sander. Kopenhagen 1816. St. 69. S. 681—686: Märchen-Saal. Sammlung alter Märchen u. mit Anmerkungen; herausgegeben von Dr. Friedr. Wilh. Val. Schmidt. Erster Band. Die Märchen von Straparola. Berlin 1817. St. 194. S. 1932—1934: Kolajaer Eder altheidnisker Gevickte, herausgegeben von Ralliath und Røffinger. Kjöb. 1817 (?), und ebenda S. 1934—1936: Der Krieg auf der Wartburg, herausgegeben von Aug. Jenne. Berlin 1818 (?).

1819 ebenda: St. 123. S. 1229—1230 Rec. von: Sturlunga-Saga oder Islendinga-Saga him mikla. Ná útgengin á prent að tilhlutun hins íslenska bókmanta félags (Die Sage von den Sturlungen oder die große Sage der Isländer. Auf Veranstaltung der Isländischen Literatur-Gesellschaft jetzt in Druck gegeben). Bd. 1. Kop. 1817. 1818. St. 171. S. 1712 Rec. von: Sagabibliothek ved Anmerkningen og indledende Afhandlingen. Af P. E. Müller. Første Bind. Kjøbenhavn 1817. Andet Bind. Kjøbenhavn 1818. — Die in diesem Jahre erschienene zweite Ausgabe der Märchen hat Wilhelm Grimm wohl allein besorgt, da Jacob in die Grammatik verlegt war. — Auch erhielt er am 1. Jan. 1819 wie Jacob Grimm das Diplom als Doctor der Philosophie von der Universität Marburg.

1820 veröffentlichte er in den Götting. gel. Anz. St. 62. S. 619—621 Rec. von: Fürst Vladimir und dessen Tafelrunde. Alt-Russische Heldenlieder. Leipzig 1819.

Wir haben mit dem Jahre 1819 eine neue Periode in der Entwicklung Wilhelm Grimm's angenommen und dieselbe als der strengeren historisch-philologischen Wissenschaft zugewandt, hauptsächlich durch Jacob Grimm's deutsche Grammatik und R. Rachmann vermittelt, bezeichnet. Es ist nämlich nicht zu leugnen, daß, wenn mit dem Erscheinen von Jacob Grimm's Grammatik überhaupt eine neue Epoche in der Geschichte der germanischen Philologie anbricht, soles namentlich bei Wilhelm Grimm der Fall sein mußte, zumal wir wissen, daß er dies Werk des Bruders auf's sorgsamste studirte (s. o. S.

184), wenn auch Jacob Grimm von ihm in seinem Briefe an Fr. Pfeiffer (dessen Germania 11, 248) sagt, daß er ihn fast selber seinen Willen in die grammatischen Forschungen fortgerissen habe und es ihm genüge, von der alten Sprache so viel zu lernen und zu wissen, als zum Verständniß der Gedichte gehörte. Und in der That sehen wir ihn fortan mit weit bedeutendern und tieferen Sprachkenntnissen auftreten, als bisher in seinen Schriften wahrzunehmen sind. Rachmann, den Jacob Grimm schon 1822 als den scharfsinnigsten und gelehrtesten aller damals Lebenden in der Sprache und Poesie unserer Dichter des 13. Jahrh. bezeichnet (s. dessen Brief an Hoffmann von Fallersleben in Pfeiffer's Germania 11, 384), fühlte sich mit Wilhelm Grimm verwandter als mit Jacob, und seit 1819 stand derselbe mit beiden in einem ununterbrochenen Briefwechsel. Von dessen Briefwechsel mit Wilhelm ist bis jetzt nur leider der Eingangs erwähnte erschienen, welcher über das Abtunungslied handelt. Derselbe ist darum von großer Wichtigkeit, weil wir daraus ersehen, wie viele verwandten und dennoch verschiedenen Naturen in rücksichtsloser Offenheit, aber in der liebevollsten Weise durch den Austausch ihrer Ansichten sich gegenseitig helfen, den Weg des Wahren zu finden. Jeder behauptet seinen Standpunkt und kommt zu ganz verschiedenen Resultaten. Aber wenn Rachmann von Wilhelm Grimm die Thatfachen empfing, welche dieser dem unbewußt schaffenden Volksgesiste, wofür er das tiefste Verständnis besaß, abgekauft hatte, so gab ihm Rachmann die scharfe, einbringende Kritik der Uebersetzungen zurück. Welt größern Einfluß gewann Rachmann über ihn durch seine Textkritik und namentlich die metrischen Gesetze, wie er sie aufgestellt und in seinen Ausgaben durchführte; aber dennoch folgte ihm in beiden Wilhelm Grimm keineswegs blindlings, davor bewahrte ihn sein wahrerischer Wesen und seine angeborene Ehrfurcht vor der Uebersetzung.

Die neue Wendung, die Wilhelm Grimm genommen, sehen wir nun deutlich hervortreten in einer Abhandlung: „Die altnordische Literatur in der gegenwärtigen Periode“, die er im Hermes oder kritischen Jahrbuch der Literatur. Erster Band 1820. Nr. V. S. 1—53 veröffentlichte. In diesem durch Gründlichkeit und Gelehrsamkeit ausgezeichneten Literaturbericht bespricht er Alles, was von der Mitte des 17. Jahrh. bis auf die damalige Zeit für die altnordischen Literaturgeschichte gethan ist, und wer hierüber Auskunft sucht, für den ist derselbe noch jetzt sehr belehrend und von hohem Interesse, zumal bei der Wilhelm Grimm eigenthümlichen klaren, lichtvollen und anziehenden Darstellungsweise. Aber — und das ist das entscheidende Neue — Wilhelm Grimm tritt hier zum ersten Mal als Sprachforscher auf, während wir ihn aus seinen frühern Arbeiten nur als einen der ausgezeichneten der damaligen Sprachkenner kennen lernen; denn er gibt S. 32—36 eine Beurtheilung von Rask's epochemachender Schrift: Ueberlegung über den Ursprung der altnordischen oder isländischen Sprache (s. o. S. 226), welche zeigt, daß es ihm nicht bloß zu thun ist um die Bedeutung der Worte und die grammatische Regel, son-

9) Wilhelm Grimm gibt in seiner Selbstbiographie S. 183 an, daß er bei seinen Recherchen nur annahmeweise und aus dessen Gründen sich ausgesprochen habe, in den Götting. Anzeigen nur einmal bei Rachmann's Vorleser von der Bogelreue. Es ist deshalb sehr schwer zu entscheiden, welche Recherchen von ihm stammen, wenn nicht die besondern Eigentümlichkeiten seines Stils und seiner Auffassungsweise deutlich hervortreten. Bei dem Oremplare der Götting. gel. Anz. der caseler Bibliothek hat er jedoch hin und wieder Verbesserungen eingetragen, welche seine Autorschaft unzweifelhaft machen. Wo mit oder solche überhaupt nicht ganz klar seien, habe ich dies entweder ausdrücklich gesagt oder durch ein Fragezeichen angedeutet.

bern auch um die geschichtliche Entwicklung der Sprache und die Erklärung ihrer Erscheinungen. Ja, er spricht Wahrnehmungen über das Leben der Sprache aus, die später Jacob Grimm in seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprache so fruchtbar zu machen wußte. So sagt er z. B. S. 33 fg. von den zwei verschiedenen Arten der isländischen Declination ausgehend, nämlich eine einfachere, welche im Singularis der bestimmten Declination der Adjectiva entspricht, und eine, die mannichfachere und unbestimmtere Formen hat: „Dieser Gegensatz drückt die beiden Gesehe aus, welche bei der Sprachbildung wirken, das eine bringt auf Stillsitzend und Einfachheit der Formen, man könnte es das feststehende, erhaltende, äußerliche, abschließende; das andere aber, das Beweglichkeit und Mannichfaltigkeit erzeugt, das organische, hervorbreitende nennen. Jenes führt der Reichtum der Wörter und Gedanken, die Anknüpfung des Geistes herbei, der die Sprache nur als ein ihm unterwürfiges Werkzeug handhabt; dagegen bei dem organischen Princip wirkt die Sprache selbst als etwas lebenskräftiges, nach herrlichen über dem menschlichen Geiste lebenden Naturgesehen; er ist ihr unterworfen und dient ihr als Werkzeug, wodurch sie sich äußert. (Wer bloß nach einem von beiden Punkten etwa die germanische Sprache geschichtlich betrachtet, findet sie entweder mächtig und gewaltig herangewachsen, um das Höchste und Tiefste auszusprechen, oder sieht in ihr eine erbärmliche Entstellung und hilflose Verunstaltung von der ersten reinen Höhe.) Willst du hat die deutsche Sprache noch die glücklichste Mischung beider Richtungen, denn wo die vereinsamende, durch die Schrift feststellende herrscht, da verliert sich das Lebendige und der völlige Sieg würde das Erstorben der Sprache sein; dagegen wo das organische, das keine Sprache stülzt und sechslst, vorherrscht, da löst sich die Sprache in enbloße Mundarten auf, die am Ende das Gemeinliche kaum noch erkennen lassen.“ Sodann spricht er S. 36 den Satz aus, den ebenfalls Jacob Grimm später bestätigt hat: „Eine Rücksicht scheint uns der Verh. doch nicht bei der Etymologie beachten zu haben, nämlich jene Einrichtungen, welche die dem Menschengeist verliehenen in der Mythologie überlieferten Grundanschauungen unfehlbar auf die Bildung der Sprache haben. Daher und gewiß nicht aus sinnlicher Wahrnehmung läßt sich z. B. oft nur das Zusammenfließen der Gegensätze in einem und demselben Worte erklären, wie Wicht gleich dem nordischen vatter (etwas und nichts), Alze (Berg und Fluß, Eise), Au (Feind, Dack) u. s. w.“ Zu der Abhandlung fügt er noch einige Schlussbemerkungen, in denen er u. a. in trefflicher Weise die Frage beantwortet, wozu das Studium des Alterthums diene und weshalb es empfohlen werde: „Gewiß nicht“, sagt er, „um einer mechanischen Verblöding des Altes und Neuen den Weg zu bahnen und um von dort her Städte zu holen, wenn es bei uns irgendwo nicht zum besten bestellt sein oder ganz fehlen sollte. Auch nicht um alles, was wir besitzen, nieberzureißen und nach jenem Muster, das uns besser dünkt, neu aufzubauen. Der Werth des Alterthums besteht darin, daß es uns unsere eigene Gegenwart erkennen

lehrt. Wir gewinnen die Ueberzeugung, daß diese nicht aus zufälligen Ursachen, sondern nothwendig aus jener Grundlage sich entwickelt hat, wodurch allem Willkürlichen und Ungeheuerlichen in der Behandlung derselben gewehrt wird. Ferner werden wir angewiesen, auf das Geringe und Unbedeutende zu achten, und unser Auge wird gestärkt, in dem Unscheinbaren den Keim des Wichtigen zu sehen. Wie vieles Brauchbare ist als leer und unfruchtbar weggeworfen und getreten worden. Dies gilt nicht bloß von der Poesie, Sprache und Geschichte, sondern überhaupt von dem bürgerlichen Leben. Wie man bemerkt hat, daß, nachdem Gull's System bekannt geworden, die Bildhauer die Form des Schädels sorgfältiger betrachten und richtiger verstanden, oder wie die Maler durch das Studium der Anatomie erst die leichten Uebergänge und wallenden Linien des lebenden Leibes erkennen, so verdient auch das Alterthum dasjenige, was sich sonst dem Blick entzieht, zu sehen und der wahren Gestalt näher zu kommen. Hier ist auch der Punkt, wo ein Stärken und willkürliches Fortbilden dadurch möglich wird und der Kupon sich praktisch zeigt, denn es kann das Schwanken hegen, das Verwirrte ordnen und nach einem alten Bild die verworrenen Aunen untersuchen und in ihre natürliche Folge legen.“ „Es ist deshalb auch klar, daß das vaterländische Alterthum die erste und größte Rücksicht verdient. Die Frage, ob es in allen Theilen trefflich und beifallswürdig sei, kommt dabei nicht in Betracht, da es ja zu einer rohen Nachahmung nicht soll bingestellt werden. Auch ist der Streit, in wiefern das Alterthum anderer edler Völker wegen höherer Ausbildung den Vorzug verdiene, nutzlos; denn eine höhere Trefflichkeit, selbst wenn sie erwiesen wäre, auch nicht durch Gegenläge bedingt, denen wir mit Recht uns entziehen, wird doch nur von einer von dem Allernächstliegenden abgelösten Geniessung als der letzte Grund des Vorzugs erscheinen. Die unbedingten Verehrer der Griechen, welche diese allein als das einzige Muster vorstellen, haben hier durch Beförderung einer seelenlosen Nachahmung viel geschadet. Die Aufgabe nemlich unserer Bildung ist nicht, bei eine Sammlung aller aufzubringenden Vortrefflichkeiten anzulegen, sondern eine naturgemäße Entwicklung unserer Eigenthümlichkeit zu befördern. Das Unrecht gegen die Vorträge des Fremden fängt erst da an, wo wir abhällisch die Augen davon verschließen und jede Einwirkung desselben abzuschneiden gedenken; dann nemlich entgehen wir uns die Freiheit und fangen an abzuheben“ (S. 51—52).

In diese Abhandlung schließt sich ebena S. 116—129 eine Recension von: Edda Saemundar hins Froda. Pars II. Hav. 1818, welche bereits 1819 Jacob Grimm in den Götting. gel. Anzeigen besprochen hatte (f. o. S. 233).

Am 3. 1821 erschien: „Ueber deutsche Aunen. Von Wilhelm Carl Grimm. Mit elf Kupfertafeln. Göttingen 1821.“ Die Veranlassung dazu war ein Fund in einem alten Grabhügel in Hirschen, der an sich sehr zweifelhaft war und in dem Buche selbst als eine geringe Nebenache erscheint (f. S. 268 fg.). Das Werk

enthält folgende Abschnitte: 1. Vorbemerkungen (S. 3—29). 2. Zeit des Tacitus (S. 30—37). 3. Gothische Schrift des Alfllaf (S. 38—52). 4. Buchstaben des fränkischen Königs Ethilric (S. 52—60). 5. Die Stellen des Bonifatius Fortunatus (S. 61—67). 6. Runen, das Wort (S. 67—73). 7. Schrift im 8. und 9. Jahrhundert (S. 74—79). 8. Runen bei Karanus Maurus (S. 79—89). 9. Vergleichung der deutschen und nordischen Runen (S. 89—94). 10. Vergleichung der deutschen und angelsächsischen Runen (S. 94—108). 11. Runen-Namen in einer Handschrift zu Wien (S. 106). 12. Runen in einer Handschrift zu St. Gallen (S. 106—110). 13. Runen in einer Handschrift aus Tegernsee (S. 111—115). 14. Runen des Beda (S. 116—119). 15. Uebereinstimmung der St. Gallen und angelsächsischen Runen (S. 120—123). 16. Abstammung und Verwandtschaft der nordischen, deutschen und angelsächsischen Runen (S. 124—137). 17. Runen bei Hedor (S. 137—149). 18. Runenmannliche Runen (S. 149—159). 19. Verhältniß der altsächsischen und nordischen Runen (S. 159—163). 20. Angelsächsische Denkmäler (S. 163—171). 21. Nordische Denkmäler (S. 171—208). 22. Runen auf dem Löwen zu Bredvig (S. 209—214). Beilagen. A. Angelsächsisches Gedicht über die Runen-Namen (S. 217—245). B. Nordisches Gedicht über die Runen-Namen (S. 246—252). Anhang. I. Etymen mit Zeichen aus heidnischen Grabhügeln (S. 255—295). II. Weissagung aus Baumzweigen (S. 296—320). III. Alte Denkmäler aus christlicher Zeit (S. 321—325). Zufüge (S. 324—326). Wilhelm Grimm liefert hier also zunächst eine Geschichte der Entstehung und Fortbildung der altgermanischen Buchstabenschrift überhaupt, und weist die Verwandtschaft und das Verhältniß des deutschen, nordischen und angelsächsischen Runenalphabets mit überzeugender Evidenz nach, wobei er mit Scharfsinn die einzelnen Zeichen und deren Namen erläutert. Dem Werke gebührt allerdings, wie Jacob Grimm a. a. D. 174 sagt, eine weiter reichende Vergleichung und Erwägung slavischer, griechischer oder phönizischer Alphabete, und neuere Funde und Forschungen im Einzelnen, wie von Baumstark, Walz, Badernagel, Kirchhof, Sillentzen, Müllenhoff, Zacher, ferner von H. W. Munch, S. Grimm, Rasmann, Franz Dietrich, Rauh u. a. (vergl. den Artikel Gothische Sprache und Literatur I. Sect. 75. Thl. S. 298 fg.) haben Vieles beibringt und weitergeführt; allein dennoch ist es das Hauptwerk, und namentlich unentbehrlich für den, welcher sich mit diesem interessanten Gegenstande bekannt machen will. Sieben Jahre später (1828) lieferte Wilhelm Grimm in den Wiener Jahrbüchern 43. Bd. S. 1—42 einen Nachtrag dazu: „Zur Literatur der Runen. Nach Mittheilungen russischer Alphabete und gothischer Fragmente aus Handschriften.“ (Auch als Separatdruck erschienen.) Vermuthlich stammen von Wilhelm Grimm die beiden Recensionen in den Götting. gel. Anz. 1821. Et. 157. S. 1561—1566; Undersøgelse om Snorrons Kilder og Troværdighed. Disquisitio de Snorronis fonti-

bus et auctoritate. Scripsit P. E. Müller. Latine vertit B. Thoriacius. Hav. 1820; und Et. 166. 167. S. 1659—1664; Bidrag til nordisk Archæologie meddeelt af Forelæsninger ved Finn Magnussen. Kiøbenhavn 1820.

Nachdem Wilhelm Grimm sein Werk über die Runen vollendet hatte, wandte er sich mit Jacob der Bearbeitung des dritten Theils der Märgen zu, von dem ihm der Abschnitt „die Literatur“ allein zugewallen war. Er schreibt darüber an R. Kochmann am 20. Juni 1821 (a. a. D. 354): „Jetzt will ich zunächst den dritten und mühsamen Band der Märgen fertig machen, denn ich bin von jüher Natur, um etwas liegen zu lassen, aber ganz aufgegeben. Es kommt darin auch eine literarische Uebersicht vor, die ziemlich viel gekliffene Arbeit nöthig macht; denken Sie, Bücher wie das Cabinet des Fées von 41 Voll. muß ich durchgehen und theilweise ordentlich durchgehen.“ Dieser Band erschien im 3. 1822 und aus seiner Rühmsamkeit erklärt es sich, daß Wilhelm Grimm in diesem Jahre nichts weiter veröffentlichte. Auch in den nachfolgenden Jahren lieferte er nur Recensionen, und zwar

1823 in den Göt. gel. Anz. Et. 23. S. 226—231 von: Walter von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter, geschildert von Ludwig Uhland. Stuttgart 1822.

1824, ebenda, Et. 41. 42. S. 401—410: Critik Undersøgelse af Danmarks og Noreges Sagenhistorie eller om Troværdigheden af Saxos og Snorrons Kilder. Ved P. E. Müller. Kiøbenhavn 1823. Et. 52. S. 513—517: Werlauf, Symbolae ad geographiam medii aevi. Haf. 1821. Et. 84. S. 833—838 von: Der Ritter von Stauffenberg, ein altdeutsches Gedicht, herausgegeben nach der Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Straßburg, nebst Bemerkungen u. s. w. Von Christian Moriz Engelhardt. Straßburg 1823. Et. 103. S. 1017—1032: Om Runeskiftens Oprindelse. Af Jacob Hornemann Bredsdorf. Kiøb. 1822, und Gultus Brynjulfsen, Periculum runilogieum. Haf. 1823. Et. 143. S. 1417—1428: Færiske Quæder om Sigurd Fomernsbane og hans At. Med et Lyngbye. Samlede og oversatte af Hans Christian Ljungby. Med en Indledning af P. E. Müller. Randers 1822.

1825, ebenda, S. 33—36: Den ældre Edda. En Samling af de nordiske Folks ældste Sagn og Sange, ved Sæmund Sigurdson kaldet hin Frode. Oversat og forklaret ved Finn Magnussen. Kiøb. 1. Bd. 1821. 2. Bd. 1822. 3. Bd. 1823. Et. 83. S. 825—830: Beretning om den i Dänemark 1824 fundne Runesten af R. Ryerup. Kopenh. 1824.

In diesem Jahre vereinigten sich, wie schon oben S. 234 erwähnt, beide Brüder wiederum zu einer gemeinsamen Arbeit: Triske Eisenmärgen, die 1826 erschien und deren Einleitung allem Anschein nach größtentheils von Wilhelm Grimm, was auch dadurch bekräftigt wird, daß er, als dieselbe 1828 bei einer neuen Aus-

gab die Originals ins Englische übersetzt werden sollte, Nachträge dazu lieferte.

Im J. 1826 erschienen dann von ihm in den Götting. Anz. St. 37. S. 361—363: Nordiska Fornlemningar, utgifne af J. C. Liljegreen och C. G. Brunius. 2 Bde. Stockholm 1823. Diese Recension ist unterzeichnet: Wilhelm Grimm. St. 156. S. 1540—1544: Nordiske Kaemp-Historier eller islandske Haandskrifter fordaenskede af Carl Christian Rafn. Bd. 1. 2. 3. Hef. 1. Kjöb. 1821—1824 (?).

1827, ebenda, St. 85. S. 841—848: Peter Suchenwirth's Werke aus dem vierzehnten Jahrhundert. Herausgegeben von Alois Brümmer. Wien 1827 (vermuthlich von W. Grimm). St. 165. S. 1642—1647: Petri Afsens disciplina clericalis. Zum erstenmal herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen von Fr. Wilh. Val. Schmidt. Berlin 1827. St. 204. S. 2025—2038: Die Gedichte Walthers von der Vogelweide. Herausgegeben von Karl Lachmann. Berlin 1827 (unterzeichnet Wilhelm Grimm).

Schon längere Zeit hatte sich Wilhelm Grimm mit einer Ausgabe von Freidank's Sprüchen beschäftigt, allein die Arbeit verzögerte sich, da er die dazu erforderlichen Handschriften sich nicht so schnell verschaffen konnte, wie er wünschte, und manches Andere kam ihm dazwischen, das er sich nicht entgehen lassen mochte.

So waren zehn alte, halbzerstörte Pergamentblätter, etwa tausend Verse von einem ausgeklüppelten, bisher unbenannten größeren Gedichte des 12. Jahrh. enthalten, welche in dem Besitze des Oberappellationsgerichtsraths Spangenberg zu Gelle waren und der sie vor völligem Untergange gerettet hatte, durch dessen Güte in seine Hände gelangt. Wilhelm Grimm machte dieselben mit dessen Erlaubnis nun bekannt, indem er sie unter dem Titel: „Graf Ruodolf herausgegeben von Wilhelm Grimm. Göttingen 1828“ veröffentlichte. Die Haupt Schwierigkeit dabei boten die Ergänzungen der verstümmelten Blätter; allein dieselbe gelang ihm meistens in trefflicher Weise, und um sie anschaulich vor Augen zu legen, liess er sie mit rother Schrift abdrucken, zweifelhafte Wörter aber mit llegenden. In der 30 Seiten zählenden Einleitung bespricht er aufs Sorgfältigste die Handschrift, die Sprache, den Inhalt, das Zeitalter und die Quelle, sowie den poetischen Werth des Gedichtes, welches etwa um 1170 im nördlichen Deutschland, dem Anschein nach aber nicht nach fremder Quelle verfaßt ist und eine lebendige Darstellung des Zustandes gewährt, in welchem Waldstina nach Eroberung der Hauptstadt und Begründung des neuen Königreiches sich befand. Die Ereignisse, von welchen das Gedicht spricht, fallen in die Zeit, wo man um den Besitz von Ascalon kämpfte. Jacob Grimm zeigte dieses Werk des Bruders sofort in den Götting. Anz. an (f. o. S. 240). Funfzehn Jahre später fanden sich in Braunschweig noch zwei weitere Blätter dieses Gedichtes. Wilhelm Grimm verglich nun nochmals aufs Genaueste die früheren Druckstücke, verbesserte oder vervollständigte deren erste Herausgabe und gab sie mit den neuen als zweite Ausgabe 1844

heraus. Dieselbe ist in sofern wahrhaft musterhaft, als der Abdruck so eingerichtet ist, daß er das Original so genau, als es die Mittel gestatten, darstellt. Auch ist die Einleitung ungarbeitet und weiter geführt. In diesem Jahre erschien auch die schon oben erwähnte Abhandlung Wilhelm Grimms: „Zur Literatur der Runen“, in der er mittheilt, was auf dem behandelten Gebiete seit 1821 durch neue Entdeckung in seine Hände gelangt war.

Als Wilhelm Grimm die erste Ausgabe des Grafen Ruodolf vollendet hatte, bemerkte er, wie er in seiner Selbstbiographie S. 174 berichtet, daß seine fortgeführten Sammlungen für die deutsche Heldensage zu stark herangewachsen waren, als daß er sie länger ohne Ausarbeitung hätte übersehen können. Er entschloß sich also dazu, aber sie forschte mehr als die dafür bestimmte Zeit, und die Untersuchung führte ihn weiter, als er anfänglich geglaubt hatte. Hieraus erwuchs dann das Hauptwerk seines Lebens: „Die deutsche Heldensage von Wilhelm Grimm. Göttingen 1829.“ Dasselbe ist K. Bachmann gewidmet. Die Vorrede ist vom 23. Mai 1829. „Die schon in dem ersten Band der alt-deutschen Wälder zusammengestellten Zeugnisse über die deutsche Heldensage neu zu bearbeiten und zu ergänzen“, sagt er dafelbst, „schien mir ein nützlich und lohnendes Unternehmen; indessen überzeugte ich mich, daß, wenn der Gewinn vollständig sein sollte, die innern Zeugnisse damit verbunden werden müßten. Ich verschiebe darunter, was die Dichtungen des Habelkreises selbst über ihre Quellen auslegen, oder die Erschließung ihres innern Zusammenhangs in dieser Hinsicht zu schließen gestattet; sodann aber, weil sie auf vorangegangene Umwidmung hinweisen, Abweichungen in Dingen, die ihrer Natur nach unveränderlich sein sollten und gleichsam den Hintergrund der Begebenheiten ausmachen. Dabin gehört die Genealogie und Heimath der Helden, und überhaupt was an ihre Person fest geknüpft erscheint: namhafte Waffen, Rasse, Schilzzeichen.“ . . . „Ausgelassen habe ich die Zeugnisse, welche sich lediglich auf die nordische Gestaltung der Sage beziehen und sie meist nur bekräftigen.“ . . . „In der Anordnung sind einige Abänderungen getroffen. Ich habe nur drei Perioden angenommen und überall die chronologische Anstellung vorgezogen. Eingemal jedoch, weil es der Untersuchung vortheilhaft war, bin ich grundsätzlich davon abgegangen.“

In drei Abtheilungen oder Perioden stellt er nun die äußern und innern Zeugnisse zusammen, sämtliche mit den erforderlichen Erläuterungen versehen, zudem die innern mit Untersuchungen über sämtliche, zu dem Habelkreise gehörigen Dichtungen. „Erste Abtheilung. Von dem sechsten bis ins zwölfte Jahrhundert“ (S. 1—49), beginnt mit Jornameos, durch dessen Zeugnis, sowie durch eine ganze Reihe anderer, unter denen die angelsächsischen die wichtigsten sind, die Vermuthung derer, welche die Entstehung unserer Heldensage ins 11. Jahrh. verlegen, für immer vernichtet ist. „Zweite Abtheilung. Vom zwölften bis zum sechzehnten Jahrhundert“ (S. 49—300); sie hebt mit den Gedichten des

Mittelalters an. „Dritte Abtheilung. Von dem sechzehnten Jahrhundert“ (S. 301—324); sie verfolgt die letzten Spuren der allmählig schwindenden Sage. So dann folgen: „Zeugnisse über das Gedicht von Gudrun“ (S. 325—332).

Nach diesem mühsam zurückgelegten Wege, der beinahe den größten Raum des Buches einnimmt, kann er nun, wie er in der Vorrede sagt, der Versuchung nicht widerstehen, einmal umzublicken; denn die in streng chronologischer Folge zusammengestellten Zeugnisse gewähren einen geschichtlichen Ueberblick all der Veränderungen, welche die Sage im Verlauf von mehr als ein Jahrtausend erlitten, und daraus mußten sich für ihre Wesen und ihre Geschichte die überraschenden Resultate ergeben. Diese Betrachtung brachte nun bei ihm zur Reife, was er schon seit vielen Jahren darüber gedacht und mit K. Lachmann verhandelt hatte, und er legte deren Frucht in der beigefügten Abhandlung „Ursprung und Fortbildung“ (S. 335—399) nieder. Er unterscheidet zuvörderst die Göttersage, die bildliche Darstellung des Ueberfluthens, von der Heldensage, die sich vorzugsweise zur Verherrlichung irdischer Ereignisse eignet, fühlt, und nimmt eine spätere Entstehung oder Ausbildung der letztern an, ohne zu leugnen, daß deren Keim gleichwohl neben der ersten schon vorhanden gewesen sein. „Zu einer genauen, durch allgemeine Betrachtungen nicht aufzuhebenden Einsicht in die Natur des Epos den Weg zu bahnen“, fährt er dann fort, „dünkt mich eine würdige Aufgabe. Noch sind wir nicht im Stande, die ersten und wichtigsten Fragen zu beantworten. Die Erscheinung Homers, selbst nach so ausgezeichneten Untersuchungen, darf man noch immer räthselhaft nennen.“ .. „Die Untersuchung ist dort aus das einzige Werk angewiesen und deshalb so schwierig, von dem deutschen Epos hat sich dagegen ein reicher Eßlus, und das bedeutendsten wenigstens ein großer Theil erhalten; und, was wir vielleicht noch höher anschlagen dürfen, wie grüßten den Vortheil, die Veränderungen der Sage in Denkmalen beobachten zu können, welche von dem ersten Spuren bis zu dem völligen Verschwinden den Raum von etwa tausend Jahren einnehmen. Es gibt kein anderes Volk, das sich dieses Vortheils in solcher Ausdehnung erfreue; für uns liegt die Wohnung darin, innerhalb dieser Gränze und vorerst ohne Rücksicht auf andere Völker, die Resultate zu suchen, welche sich aus Betrachtung eines so glücklichen Verhältnisses ergeben müssen.“ „Unter den verschiedenen, über Ursprung und Fortbildung der deutschen Heldensage geäußerten Meinungen haben sich zwei geltend zu machen gesucht, die einander geradezu entgegen stehen. Die eine findet den eigentlichen Inhalt in der alten Göttersage, und nimmt an, daß diese der längeren Fortdauer sich mehr verhält, irdisch und sinnlich umgestaltet habe. Die andere hält geschichtliche Wahrheit für die erste Grundlage, nur mit freier Phantasie ausgebildet und durch Thaten des Wandersbarren geschmückt. Diese Zweifel haben beide einzelne Wahrheiten auf ihre Ansicht geleitet, aber aus jeder Seite stellt sich, so lange man unbefangen bleibt, sehr

hald das Gefühl des Unzulänglichen und völlig Unhaltbaren ein.“ .. „Ich entseige gerne dem Vortheil, eine vorausgewählte Ansicht in die Mitte zu stellen, oder mit dem glänzenden Schwerte eines reichen Einfalls auf den Knoten loszubauen. Ich theile hier eine Reihe von Beobachtungen mit, die aus Betrachtung der Denkmäler selbst hervorgegangen sind und die mir tauglich scheinen, Aufklärung über das Wesen der Sage zu geben. Auf diesem Wege sollen wir, glaube ich, dem noch unerforschten Ziel näher rücken, und dieser Versuch wird verzeihlich sein, wenn er nur von der Richtigkeit des Wegs überzeugt“ (S. 335—337).

Als notwendig läßt er nun eine Uebersicht sämtlicher Sagen unseres Fabelkreises, wie sie sich in den erhaltenen Werken darstellen, voran gehen. Die nordischen Dichtungen, denen ein deutscher Ursprung beigelegt wird, treten dabei nur in die Lücken ein (S. 337—342). Sodann betrachtet er die Reizung der Sage zu historischer Anlehnung und geographischen Bestimmungen. „Ich verweise unter jener die Wandderung und Berührung der vorhandenen Sage mit der wirklichen Geschichte. Sie ist natürlich für eine Zeit, welche zwischen Poese und Historie nicht unterscheidet und in die Wahrheit der Ueberslieferung keinen Zweifel setzt. Die Sage läßt dann geschichtliche Felder in ihr Gebiet eintreten oder sie knüpft ihre Erzählungen an wirkliche Begebenheiten. Uebereinstimmung der Namen kann eben so leicht Veranlassung gewesen sein, als Ähnlichkeit der Ereignisse.“ Durch die angestellten Untersuchungen einzelner Fälle ergibt sich ihm das Resultat, daß die Sage das Frühere ist, die Einmischung der Geschichte das Spätere (S. 342—346). Darauf weist er Beispiele von Anknüpfung und Verschmelzung verschiedener Sagen nach. Manchmal ist dieselbe bloß äußerlich und die Scheidung in das Ursprüngliche leicht, manchmal aber sind die verschiedenen Theile so in einander gewachsen, daß die Veränderung bis zu den ersten Grundzügen hineindringt, und es schwer, fast unmöglich ist, die verschiedenen Elemente zu scheiden (S. 346—349). Verschieden hiervon sind Erweiterungen der Sage, ohne eigentliche Einmischung fremder Sagen. Im Ganzen stellen sie sich als spätere Zusätze dar, aber es treten auch Fälle ein, wo ein spätes, möglicherweise das späteste Denkmal etwas kann erhalten haben, was in dem früheren vernachlässigt war (S. 349—356). Bloße Einblendungen einzelner und unabhängiger Sagen in das Gewand des Fabelkreises, dem sie ursprünglich fremd sind, steht er in Laurin, Siegenot, Gêd's Hofhaltung und Dietrich's Drachensämpfen. Aber auch innerhalb des Kreises selbst findet sich Uebetragung einer und derselben Fabel mit völliger Verschiedenheit der äußern Verhältnisse, wovon König Rurich das merkwürdigste Beispiel gibt (S. 356—358). Einen eignen Einfluß auf die Umbildung der Sage hat eine engere Beziehung für einen Helden der Sage bewirkt, woraus Umkehrungen des Inhalts und ungeschichtliche Erweiterungen entspringen, so hat namentlich die Sage von Dietrich von Bern Alles zu entfernen gesucht, was dessen Ruhm schmälern konnte (S. 358—360). Die veränderte Sitte, der

Untergang alter, die Einführung neuer hat auf das Epos bedeutend eingewirkt, was an zwei merkwürdigen Beispielen nachgewiesen wird, einmal an dem Nibelungenliede, dessen Grundlage dadurch völlig umgewandelt ist, dann insbesondere an den verschiedenen Rezensionen des Hildebrandsliedes (S. 360—364). Davon ist aber die allmähliche und langsame Umwandlung zu unterscheiden, welche das veränderte poetische Bedürfnis hervorbringt. Der Geist der Dichtung blieb nämlich in dem Fortgange der Zeit nicht derselbe, er stieg oder sank, und sollte er sich auch auf gleicher Höhe erhalten haben, so veränderte er doch vielfach den Standpunkt, von welchem aus er die Sage betrachtete. Darum wird der poetische Werth der Dichtungen nur in soweit berücksichtigt, als sich darin der Geist eines jeden Zeitalters in Auffassung der Ueberslieferung fund gibt, als in den eddichen Liedern, dem Nibelungenliede, der Gudrun, Dmit, Wolfdietrich, Rosenkavalier, Alsbart, Radeschlacht, Adenauksfahrt, Siegfriedslied, der Bearbeitung Caspers von der Rhön und Dietrichs Drachenslämpfen (S. 364—373). Dann behandelt er einen schwierigen Gegenstand, die Erhaltung und Fortbildung des Epos durch die Sänger und durch die Schrift. Er beginnt mit den Zeugnissen der Römer und Griechen und des Bewußtseins über den Vortrag der Heldenlieder und der Sage und bemerkt dazu (S. 374): „Verstehen wir den Ausdruck singen und sagen, der von dem Vortrag epischer Lieder (in den Werken des Mittelalters) gebraucht wird, in seiner eigentlichen Bedeutung, so würden wir über Art und Weise dabei besser unterrichtet sein; sagen muß hier so viel heißen, als umständlich, bei feierlicher Gelegenheit verständigen, und nur eine genauere Bestimmung von singen enthalten.“ ... „Ich zweifle sehr, daß dieser Gegensatz ursprünglich war, die Begriffe von Gesang und Rede lagen sich vielmehr früherhin so nahe, daß häufig einer den andern ersetzte; das zeigt das nordische qveda, das beides heißt, singen und sagen.“ Nachdem er dann die weitem Zeugnisse sowohl über die mündliche Ueberslieferung als die schriftliche Aufzeichnung gesammelt und geprüft hat, gelangt er zu dem Resultate: „Während die auf seine Schrift sich stützenden Sänger, wie man der Natur der Sage nach glauben darf, kürzere Lieder sangen, etwa von dem Umfange der eddichen, deren Stoff sie nach Wohlgefallen auswählten und begrenzten, und welche daher, in beständiger, lebendiger Fortbildung begriffen, von selbst in einem cyclischen Kreise standen, machte die Schrift, welche überhaupt die epische Ausführlichkeit begünstigte, größere Compositionen, Zuspä, Uebersetzungen, eigenmächtige Verknüpfungen, und dergleichen nicht ganz unschuldige Einwirkungen, selbst die Anwendung einiger Gelehrsamkeit, möglich“ (S. 379). Hieran schließt sich eine geschichtliche Uebersicht des Verhältnisses, in welchem das Epos zu der jedesmaligen Bildung der Zeit stand (S. 379—380). Einige allgemeine Bemerkungen machen den Schluß. „Nachdem und in eine feste Form gebunden dürfen wir uns das Epos zu keiner Zeit denken. Vielmehr herrscht in ihm der Trieb zur Bewegung und Umgestaltung, ja ohne ihn würde es absterben, wenigstens die Kraft lebendiger Ein-

wirkung verlieren. Hier erprobt sich die Fähigkeit zur Poesie und ein unfreies, verarmtes Gefühl wird jedesmal eine Verschlechterung des Epos bewirken. Echte Fortbildung geht niemals aus Laune und Willkür, immer aus innerer Nothwendigkeit hervor. Eins der bedeutendsten Mittel dabei ist ohne Zweifel die in verschiedenen Erscheinungen beobachtete Verknüpfung einzelner Sagen“ (S. 396). Dann wird die Eingangs berührte Frage, ob der Ursprung der Sage mythisch oder historisch sei, wieder aufgenommen und die eine wie die andere verworfen. „Nach dem, was darüber vorgebracht ist“, sagt er, „daß ich als ausgemacht betrachten, daß die geschichtlichen Bezeichnungen, welche die Sage jetzt zeigt, erst später eingetreten sind, nißhin die Behauptung, daß jene Ereignisse die Grundlage geliefert, aller Stützen beraubt ist. Noch eine andere, wie mir scheint, nicht geringe Schwierigkeit macht die damit verknüpfte Vorstellung von abgöttischer, poetischer Ausbildung des historischen Factums. Der Dichter der Nibelungen Roth mußte danach vorsätzlich chronologische Verhöfe begehen und sehr genau wissen, daß die Geschehnisse, die er anstreifen ließ, bis auf einige Namen, Geschöpfe seiner eignen Einbildungskraft waren; gleichwohl konnte er sich über die Unwahrheit der Thaten, die er sie vollbringen ließ, unmöglich täuschen. Wie steht das in Widerspruch mit der nicht bloß in der frühesten Zeit, sondern noch bei den gebildeten Dichtern des Mittelalters herrschenden Ueberszeugung von der vollkommensten Wahrheit der Ueberslieferung.“ ... „Ueberall bricht ein ehrlicher Glaube an die Wahrheit durch, jede Zucht und weitere Ausbildung galt für eine bloße Ergänzung derselben. Dieser Glaube ist freilich höchst naiv, aber nicht unverständlich, denn er will in dem Gemüthe von Menschen, die Historie und Poesie zu trennen noch nicht gelernt haben, nicht mehr sagen, als daß hier nichts aus der Luft gegriffenes, sondern seiner eignen Quelle nach im wirklichen Leben Begründetes aufgenommen sei. Seht man noch hinzu, daß auf eine Wahrheit dieser Art das Ganze, wie jeder einzelne Theil, vollkommen denselben Anspruch machen könne und nach einer historischen Thatfache zu fragen vergeblich, ja sinnlos sein würde, da in dieser poetischen Läuterung und Herübernahme in das Gebiet des freien Gedankens jedes äußere Merkmal des Geschichtlichen leicht verschwinden mußte, so hat man, wie es mir scheint, das Richtige getroffen.“ „Wer einen mythischen Ursprung annimmt, begt folgende Verhüllung. Die Helten, welche die Dichtung in geschichtlichen Schleiern auftraten läßt, waren früherhin Götter, verkörperte, sinnbildlich aufgefaßte Ireen über Erschaffung und Fortdauer der Welt. Als sich das Verständniß dieser Ireen verlor, bildete sich das Epos, in welchem die Götter zu menschlichen Helten, ihre Thaten zu geschichtlichen Begebenheiten herabstanken. Doch jene Göttermythen selbst verdankten erst späterem, sinnlichem Wohlgefallen ihr Dasein, und rücken wir zu ihrem Ursprünge abermals zurück, so finden wir noch unverhüllt den Ausdruck einer höhern, über sinnlichen Betrachtung. Die Aufgabe des steht also darin, das verborgene Philosophem in der

doppelten Liebesleidung, in welcher es sehr sich darstellt, aufzusuchen. Was dahin sich denken läßt, muß als der eigentliche Inhalt hervorgehoben, alles andere als nichts-sagend zurückgelassen werden.“ Diese Auffassung, welche den Gegenstand bei der Wurzel zu fassen und die Aufgabe völlig zu lösen scheint, zeigt sich bei der Ausführung schwierig und muß zu unabwiesbaren Voraussetzungen ihre Zukunft nehmen.“ . . . „Ich habe das Wunderbare im Epos vorhin zusammengefaßt, geringfügig ist es nicht und es scheint allerdings, daß sein Einfluß früherhin noch mächtiger war, aber bei Fortbildung der Sage zurückgewährt und verdundelt wurde. Gleichwohl habe ich sein Beispiel von der Umwandlung eines Gottes in einen bloßen Menschen gefunden, oder eine Spur, daß der Ausdruck einer geistigen Wahrnehmung durch absichtliche Einklinkung in eine geschichtliche Vergangenheit sich verlieren hätte. Ich unterlasse nicht, es als unbezweifelte Beispiele einer solchen Umbildung gibt, es ist wohl möglich; ich behaupte nur, daß, wenn wirklich etwas Einzelnes dadurch eingeführt oder verändert wäre, dies noch nicht entstehen könnte, weil der Hauptinhalt selbst aus einer solchen Veränderung müßte hervorgegangen sein. Das Epos, welches das ganze Leben zu erfassen strebt, kann den Glauben an überirdische Dinge nicht hintanstellen, noch die Kräfte, wie er sich äußert, ihr unbedeckt bleiben. Es wird dort immer ein wesentliches Element seines Inhalts finden, ja es scheint mir ohne eine solche Mischung des Leiblichen und Geistigen gar nicht bestehen zu können, etwa wie Gesang beides Worte und Töne verlangt. Keinem Gedichte, wenn es wahrhaft besetzt ist, fehlt innere Bedeutung oder eine stiltliche Erkenntnis.“ . . . „Aber nichts berechtigt uns bis jetzt zu der Vermuthung, daß die deutsche Heldensage aus Erforschung göttlicher Dinge oder aus einer philosophischen Betrachtung über die Geheimnisse der Natur hervorgegangen sei und in einem sinnbildlichen Ausdruck derselben ihren ersten Auslaß gefunden habe. Sie selbst hat, soweit wir zurückblicken können, sich allein neben der Geschichte ihren Platz angewiesen. Das älteste Zeugnis bei Jordanes legt schon den Gesängen der Gothen ausdrücklich historischen Charakter bei. Die Lieder, welche die Sage von dem aus der Erde geborenen Gott Thuiso und seinem Geschlecht enthielten, die Tacitus (G. 2) alte nennt, sind untergegangen; meiner Ansicht nach bestanden sie neben den Heldenliedern, dergleichen jene waren, welche die Thaten des Arminius feierten (Ann. 1, 88). Ein treffliches Beispiel dieser Unterscheidung bei den Galliern liefert eine Stelle bei Ammian (15, 9)“ (S. 395—399). Wilhelm Grimm nimmt also einen rein poetischen Ursprung des Epos an, und sieht keinen Grund zu glauben, daß es eine Umbildung der Götterlage sei; ebenso leugnet er bestimmt die Entwicklung desselben aus der Geschichte, stellt dagegen — wie er in der Selbstanzeige dieser Schrift sagt — nicht in Abrede, „daß wirkliche Ereignisse, insofern sich in ihnen der Geist des Lebens, oder, wenn dies deutlicher ist, das ideale Dasein kundgab, Anlässe der Dichtung mögen gewesen sein. Nur an das, was

wir historische Thatfachen nennen, kann dabei nicht gedacht werden“. Nachträge und Verbesserungen (S. 400—402) und ein vollständiges, den Gebrauch des Werkes sehr erleichterndes Register (S. 403—525) machen den Schluß.

Dieses Werk ist eins der schönsten Denkmale deutschen Fleißes und echt wissenschaftlichen Geistes und offenbar und Wilhelm Grimm's Fleiß von seiner schönsten Seite. Mit unermüdblichem Fleiß und größter Sorgfalt hat er seit mehr denn 10 Jahren das in gedruckt und ungedruckt Büchern zerstreute Material, als die noch wenigste Grundlage zu einer Geschichte unseres nationalen Epos, nicht nur, soweit es damals möglich war, gesammelt, sondern auch dasselbe gesichtet, geordnet und gegliedert. Und wenn dabei überall sein feiner, sinner, scharfer und tiefpoetischer Geist, der mit wahrer Meisterhaft jedes Einzelne, in dem nur irgendwie das Leben und das Wesen der Sage sich ausgeprägt hat, alleinig betrachtet, anreicht, so ist es nicht minder die Kunst der klaren, licht- und geistvollen Darstellung, die er dem spröden Stoffe hat angedeihen lassen. Was aber die befristete Abhandlung insbesondere auszeichnet, das ist der sichere historische Sinn, das tiefe Verständnis für das Wesen und Leben der Sage, die ungemeine Vorhitz, die seinen Schritt thut, ohne festen Boden unter sich zu haben. Was man auch in Raumdenn wol anderer Meinung sein, das Epoche-machende dieser Abhandlung ist, daß damit Wilhelm Grimm hinsichtlich des Ursprungs und der Fortbildung unserer Heldensage die Wissenschaft aus dem Dünne willkürlicher Einfälle und haltlosen Hin- und Herzweifeln befreit und durch die historische Betrachtung und den Beweis der Thatfachen den Weg gebrochen hat, der allein zum Ziele führt.

Unablässig hatte Wilhelm Grimm fortgesetzt zu einer dritten Umarbeitung der Zeugnisse nachzusammeln, allein es war ihm eine solche nicht vergönnt, was um so mehr zu bedauern ist, da nunmehr die Quellen, die Wilhelm Grimm benutzte, in besserer Gestalt uns vorliegen und vielfach eine richtigere Auffassung gewähren. Eine zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe erschien Berlin 1867, besorgt von R. Willehms, in der aus dem Nachlaß Wilhelm Grimms's so viel, als thunlich war, eingefügt und auch auf die weitere Literatur, jedoch nur je nach Beiden, hingewiesen ist.

Das Jahr, in dem die deutsche Heldensage erschien, war das letzte, das die Brüder an der cassischer Bibliothek verleben sollten. Bevor aber Wilhelm Grimm davon Abschied nahm, ließ er den wieder aufgenommenen Feind dank sollen, um eins ihrer Kleinode noch einmal auf das Größtmögliche zu untersuchen, und, soweit es in seinen Kräften stand, für dessen Erhaltung zu sorgen. Dieses Kleinod ist das Bruchstück des alten Hildebrandsliedes, das nur in einer einzigen daleicht auswendigen Handschrift uns erhalten ist. Das Facsimile, welches Erard in der Francia orientalis von den vierzehn ersten Zeilen geliefert, schien flüchtig und aus freier Hand gemacht und dazu fehlerhaft. Wilhelm Grimm, im Durchzeichnen der Handschriften besonders geübt, fertigte nun mit der größten Sorgfalt eine Durchzeichnung des Ganzen an, welche

im Stande war, das Original völlig zu vertreten. Dieselbe erschien unter dem Titel: „*De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum edidit Guillemus Grimm.* Göttingae 1830. fol.“ „Meinem Bruder“, sagt Wilhelm Grimm in seiner Selbstbiographie S. 174, „habe ich die paar Blätter zugeeignet, nicht als ein Zeichen der Liebe, oder als eine Erinnerung der dort verlebten Jahre, weder des einen noch des andern bedarf es, sondern weil ich sie als die einzige Arbeit von mir betrachte, die nicht leicht von einer besessenen konnte erstellt werden.“ Und in der That, das Facsimile ist so genau und trefflich aufgeführt, daß sich damit für die Behandlung dieses Liedes eine neue Periode datirt. Auch hatte Wilhelm Grimm bei seiner so genauen Betrachtung der Handschrift die Entdeckung gemacht, daß dieselbe von zwei verschiedenen Händen geschrieben war, woraus sich dann der Schluß ergab, daß dieselbe aus einer und derselben Quelle stamme, daß diese aber nicht leicht eine andere als mündliche Uebersetzung gewesen sei.

In diesem Jahre veröffentlichte Wilhelm Grimm in dem Archiv für Geschichte und Alterthumskunde Westfalens, herausgegeben von Paul Wigan, auch die Bruchstücke eines bisher unbekannten, ihm von G. F. Rooyer in Minden zugesandten deutschen Gedichtes aus dem 13., vielleicht auch aus dem Ende des 12. Jahrhunderts, dem er einstweilen nach dem Helden, dessen Name darin am häufigsten erscheint, den Titel *Wissundin* gab. Dasselbe ist auch als *Exarabrand*, Vengo 1829 (12 S.), erschienen. Später fand Wilhelm Müller auf der göttinger Bibliothek noch weitere Bruchstücke und gab sie mit jenen in Haupt's *Zeitschrift* 1, 57—95 heraus. Es ergab sich nun, daß sein eigentlicher Name *Cranz* (*Kranich*) sei und Berthold von Halle aus Niederachsen dasselbe Gedicht habe. Wilhelm Grimm machte dann die schöne Entdeckung, daß dasselbe eine Umdichtung des Grafen Rudolf war, wie er in der zweiten Ausgabe desselben S. 47—51 nachwies. — Es erschien dann noch von ihm in den *Götting. gel. Anz.* 1829. St. 156. S. 1567—1569 Rec. von: *Edda Saemundar hins fróða. Pars III. Haf.* 1828, deren 2. Theil Jacob Grimm dieselbst 1819 (f. o. S. 233) angezeigt hatte, und St. 183. 184. S. 1817—1839 von: *Samlinger for Nordens Fornalækkare inneholdende Inskriptioner, Figurer, Ruiner, Værktøj, Høoger og Stensætninger i Sverige och Norrige, med Plancher, af N. H. Siöberg.* Tom. I. H. Stockholm 1822. 1824.

In das folgende Jahr, mit dem die Göttinger Zeit beginnt, fallen dann *Ödtt. gel. Anz.* 1830. St. 6. 7. S. 49—58: *Selbstanzeige der Deutschen Heidenlage*, und St. 48. S. 465—469: *Selbstanzeige des Facsimile's des Hildebrandslieds*, sowie die Selbstbiographie. In derselben spricht er sich S. 172 fg., wie schon oben S. 279 angeführt, über die Bedeutung der altdeutschen Studien für das deutsche Volk in inbaltreichen, trefflichen Worten aus, von denen wir, als sehr bezeichnend für den Sinn und Geist, womit er dieselben aufgefäßt, und das Ziel, das er damit erstrebt, folgende weitere,

da sie noch immer sehr bedeutungsvoll sind, anführen: „An Empfanglichkeit bei dem Publicum hat es niemals gefehlt; einige Ungunst war hier und da durch die natürliche Neigung zum Hiberpruche hervorgerufen, am widerwärtigsten wirkte der abgefeimte Enthusiasmus unaufrichtiger Lobredner, welche ich dem Medelbau vergliche, der auf die gesunden Pflangen fällt und sie eine Zeitlang im Fortwachsen hemmt. Eine gerechte Würdigung scheint nicht mehr allzusehr, und nachdem eine sichere Grundlage gelegt worden, ohne welche die einzelnen Bemühungen leicht wieder zusammengebrochen wären, so steht eine abermalige Vergessenheit nicht mehr zu befürchten. Die geistige Bildung des Mittelalters läßt sich kaum mit einer andern vergleichen: in ihrer Eigenthümlichkeit ist zugleich Leben und Wahrheit, in ihrem Reichthume Mannigfaltigkeit, in einer nicht geringen Anzahl ihrer Erzeugnisse ein ausgezeichneter, innerer Werth; wie sollte Jemand an einem für die Geschichte des menschlichen Geistes so wichtigen Zeitpunkte gleichgültig vorüber gehen können, oder sich vorzüglich davon abenden? Ein glücklicher Umstand scheint mir, daß der Charakter dieser Bildung einer flüchtigen, bloß geistreichen Betrachtung widerspricht und die Geschichtswissenschaft mit allgemeinen Formeln das Ganze zu erfassen, oder, wie man sagt, sich anzueignen, dabel zu Schanden wird. Es sind schon Bücher in diesem Geiste geschrieben, vielleicht mit Talent. Wer die Dinge nicht kennt, mag hoffen, etwas daraus zu lernen, wer sie kennt, dem wird der Widerwille vor grundlosen Einbildungen und leeren Spiegelreflexionen alle Nachsicht unmöglich machen. Hier muß jedes Einzelne nach seiner freien und unabhängigen Natur untersucht und gewürdigt werden, und nur auf diesem mühsamen Wege darf man hoffen, zu einem wahrhaften Bild jener Zeit zu gelangen. Es wird den Weisen paradox lauten, dennoch ist es wahr; was die Gegenwart, der es nicht an Freiheit des Geistes und einer gewissen Schwere in subtilen Gedanken fehlt, als ihr Eigenthümliches preisen möchte, sie könnte in den Gedichten des 13ten Jahrhunderts das Gegenbild finden, und dabei eine Gewandtheit im Ausdruck des Einzelnen, deren die heutige Sprache nicht mehr fähig ist. Grafton's Werk allein bewährt einen Grad von einem Selbstbewußtsein und unbefangener Beobachtung der Welt, dessen sich die Dichter unsrer Zeit nicht zu schämen brauchen. Das Mittelalter zu erschaffen, um es in der Gegenwart wieder lebend zu machen, wird nur der beschränkten Seele einfallen; allein es bereift auf der andern Seite gleiche Stumpfheit, wenn man den Einfluß abwehren wollte, den es auf Verständnis und richtige Behandlung der Gegenwart haben könnte. In dieser Beziehung scheint es mir auch wichtig, daß die altdeutsche Literatur Veranlassung gab, auf Sitten, Gebräuche, Sprache und Dichtung des Volks die Aufmerksamkeit zu richten, und es verleiht schon jetzt den gelehrten Anstand nicht mehr, davon in ernsthaften Büchern zu reden und die Spuren des hohen Alterthums darin nachzuweisen.“ (Vergl. damit, was er 1820 sagt und oben S. 292 angeführt wurde.)

Nachdem Wilhelm Grimm von seiner erkrankten schweren Krankheit genesen war, wurde er im März 1831 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt¹⁰⁾, und in dem darauf folgenden Sommersemester hielt er seine erste Vorlesung über das Gedicht von den Nibelungen.

Darauf veranfaßte er 1833 in den Göt. gel. Anz. Et. 66. 67. S. 649—656: Wolfgram von Eschenbach, herausgegeben von K. Lachmann. Berlin 1833, und Et. 94. S. 929—934: Gedichte Walther von der Vogelweide, übersezt von C. Simrock und erläutert von C. Simrock und Wilhelm Wackernagel. 1. und 2. Theil. Berlin 1833 (Y).

Endlich erschien 1834, nachdem es ihm gelungen war, alle bis dahin ihm bekannt gewordenen Hilfsmittel bis auf wenige Ausnahmen zusammen zu haben, sein lang vorbereitetes kritisch-ergänzendes Hauptwerk: „Vrlands Bescheidenheit von Wilhelm Grimm. Göttingen 1834.“ Dasselbe ist George Friedrich Benede gewidmet. Die Vorrede (S. V—XXXVI) trägt das Datum vom 24. Febr. 1834. In derselben zählt er die ihm bekannt gewordenen Handschriften (es sind deren 18), von denen oder mehrere nur einzelne Stüde darbieten; wie Sebastian Brants Bearbeitung des Freidank und den Abdruck in der Müller'schen Sammlung auf, und erörtert die Beschaffenheit und den Werth der Handschriften. Seine Absicht ging nun dahin, den Text aufzustellen, welcher nach den Zeugnissen der Handschriften die Wahrscheinlichkeit für sich hat, dem ursprünglichen am nächsten zu kommen. Als Grundlage diente ihm dazu die Heidelberger Pergamenthandschrift (von ihm mit A bezeichnet), die den besten, und einen an sich guten, aber nicht vorzüglichen Text darbietet, und die sich ihr ziemlich nahe anschließende gothaische Papierhandschrift (von ihm mit a bezeichnet), die als Papierhandschrift lobenswerth ist. Nachdem er dann über die Art und Weise, wie er diese Handschriften benutzt hat, Rechenschaft gegeben, läßt er eine ausführliche Einleitung (S. XXXVII—CXXX) über das Gedicht folgen. Er untersucht darin Cap. 1. „Name, Stand, Heimath des Dichters“ (XXXVII—XLII) und weist der seitherigen Annahme gegenüber, daß Freidank nicht der eigentliche Name, sondern ein angenommener Name des Dichters sei, welcher die fähne Sprache des Gedichtes und die mehrmals darin gerühmte Freiheit der Gedanken andeuten sollte, zunächst nach, daß Freidank an und für sich kein erblitteter, sondern ein im südlichen Deutschland nicht unerörterter Familienname sei, und vermuthet, daß derselbe in dem Herzogthum Schwaben, dem Stammlande der Hohenstaufen, zu Hause war. Weitere Aufklärung über den Dichter glaubt er nur in dem Gedichte selbst zu finden, und hält deshalb für nothwendig, zunächst die Frage zu untersuchen, ob Freidank aus sich selbst schöpfend dies eigene Betrachtungen aufgestellt,

oder auch Ueberliefertes in sein Werk aufgenommen habe, und wie weit es in diesem Falle möglich sei, seine Quelle nachzuweisen. Bei der Beantwortung dieser Frage trennt er die einzelnen Bestandtheile des Gedichtes, und zwar Cap. 2. „Der Kaiser. Der Kreuzzug. Syrien“ (XLII—LIII), und hier ergab sich ihm, daß der Dichter sein Werk zum Theil in Syrien verfaßt habe, wobei er als Theilnehmer an dem Kreuzzuge Friedrich's II. (1229) gekommen war, da er überall aus eigener Erfahrung und Beobachtung davon redet. Dann stellt er Cap. 3. „Der Papst“ (XLIII—LVI), Cap. 4. „Die zwei Schwärter“ (LVII—LXVII), Cap. 5. „Rom“ (LXVII—LXVIII) zusammen, was der Dichter über den Papst, namentlich über den Bannfluch, über die geistliche Herrschaft des Papstes und die weltliche des Kaisers und den römischen Hof denke, und da er, was letzteres betrifft, ebenfalls als Augenzeuge redet, so vermuthet Wilhelm Grimm, daß Freidank auf dem Wege nach Sicilien, wo der Kaiser sich einschiffte, eine Zeit lang in der Hauptstadt der Welt verweilte. Er findet dann Cap. 6. „Deutschland“ (LXIV—LXV), daß Freidank von dem stüthlichen Zustande der Gegenwart ein trübes Bild entwerfe. Stellt Cap. 7. „Kaiser und Juden“ (LXV—LXVIII) zusammen, was der Dichter über beide sagt. Cap. 8. „Theologisches“ (XLIX—LXXII) untersucht er die von demselben vorgetragenen theologischen Betrachtungen, und es zeigt sich ihm dabei, daß das, was derselbe hier mittheilt, ohne Zweifel den damals unter den Laien verbreiteten religiösen Glauben, die christliche Lehre, wie sie dem Volke dargebracht ward, enthalte, weßhalb sich auch in Inhalt und Darstellung große Uebereinstimmung mit Verthold zeige. Daran schließt sich Cap. 9. „Ethisches“ (LXXIII—LXXVII), wo er die Stellen aufzählt, die Freidank aus der Bibel entnommen. Cap. 10. „Sabeln“ (LXXVII—LXXXII) weist er nach, daß die eingefügten Sabeln nicht Freidank's Erfindung seien, und sucht deren Quellen auf. Cap. 11. „Hierwelt“ (LXXXIII—LXXXVIII). „Alten und ansehnlich der Sabel“, sagt er, „dienen die Thiere mit ihren Eigenthümlichkeiten dem Dichter zur Grundlage stüthlicher Betrachtungen oder zur Bezeichnung menschlicher Verhältnisse, vielleicht auch zu Anspielungen auf Ereignisse jener Zeit, die wir jetzt nicht mehr errathen.“ Was dieser Art der Dichter sich bedient, davon sucht Wilhelm Grimm auch hier die Quellen auf, oder weist nach, wo sich dem Ähnliches finde. Cap. 12. „Ueberlieferung“ (LXXXVIII—CXI). „Freidank nennt einmalig ausdrücklich die mündliche Ueberlieferung als seine Quelle.“ „Er bekennt also die Weisheit des Volks aufgesagt zu haben, unter dem Sprichwörter dieser Art schon seit lange, man kann wohl voraussetzen immer, gäng und gäbe waren.“ Indem er nun die vollständigsten, mit Freidank übereinstimmenden Sprüche aus früheren, gleichzeitigen und späteren Denkmälern folgen läßt, findet er es meist als deutlich, immer wenigstens als wahrscheinlich, daß sein äußerer Zusammenhang wirke: „weder hat Freidank die früheren erfindet, noch ist er die Quelle der späteren gewesen, sie sind vielmehr aus gemeinschaftlichem Boden in verschiedener Gestalt hervorgegangen.“

10) S. Göt. gel. Anz. 1831. Et. 88. 39. S. 869. Die frühere, auch sonst bezeugende Angabe, daß mit seiner Berufung nach Göttingen auch die außerordentliche Professur verbunden gewesen sei, ist demnach zu berichtigen.

(XC). „Ein beträchtlicher Theil von Freidanks Sprüchen hat bis zu unserer Zeit fortgedauert, und sein Werk ist von allen Denkmälern des Mittelalters das einzige, von welchem man rühmen kann, daß es den Anfang im Leben nicht verloren hat“ (CVII). Cap. 13. „Würdigung des Gedächtnisses“ (CXVI — CXXI). „Nachdem diese Untersuchungen beendigt sind“, sagt er nun, „habe ich freie Hände, und darf ungefördert das Gedicht als ein für sich bestehendes Ganzes in seinem unabhängigen Werth übersehen. Freidank nennt es BESCHIEDENHEIT, weil es über den sittlichen und religiösen, den öffentlichen und häuslichen Zustand der Gegenwart Aufschluß und Bescheid erteilen soll.“ „Freidanks Zeit war bei dem Zwiespalt der geistlichen und weltlichen Macht in ihren Grundfesten erschüttert, sie konnte dem Zweifel nicht mehr entgegen, und ungewiß, welchen Weg sie wählen sollte, das selbstsüchtige aber kräftige Personensücht oft den Ausschlag. Doch in dem unabwendbaren gewaltsamen Kampfe wurden alle Kräfte, geistige und leibliche, mehr als je aufgeregt und in Anspruch genommen. Verdient das Bild, welches der Dichter uns vorhält, Vertrauen, so muß man dem Geiste dieser Zeit Freisicht und Ruch, Freiheit und Liebe zuschreiben, und rühmend anerkennen, daß er nicht in der Betrachtung des Einzelnen sich verlor, sondern in lebendiger Ausbreitung nach Erkenntnis des ganzen menschlichen Daseins strebte. Wäre auch die Stellung Freidanks, die wir nicht kennen, eine untergeordnete gewesen, der Kreis, den er überschaut, ist keineswegs beschränkt: das Große wie das Kleine berührt er, faßt Alles, wovon das Leben damals erfüllt war. Und wie geistreich that er es, wie unbefangenen und wie frei von einseitigen Richtungen! die alleingültige Wahrheit war noch nicht entdeckt, gerne läßt er verschiedene Meinungen zu Worte kommen, und zeigt fast immer Mäßigkeit, Billigkeit und jene wohlmeinende Ironie, die denen eigen zu sein pflegt, vor welchen sich die Erfahrungen eines langen, vielfach bewegten Lebens ausbreiten. Selbst da, wo sein Eifer ihn zu scharfen und heftigen Aeußerungen treibt, erbittert er nicht, weil er nicht selbst urtheilt, sondern die Entscheidung aus den alten Sprüchen des Volks holt, die ohne Ansehen der Person und ohne Leidenschaft richten. Aber das ist das Wesen der Poesie, daß sie läutert und reinigt, was sie in sich aufnimmt und aus menschlicher Beschränkung erhebt.“ „Jundsch ist die Betrachtung den höchsten Angelegenheiten des Lebens angewendet. Schon vorhin ist dargelegt, auf welche Weise Freidank religiösen und übernatürlichen Dingen sich nähert. Auch ihn bewegen die Fragen, die den Geist des Menschen, seit er zum Bewußtsein gelangt ist, umlagert haben. Er beantwortet sie den Lehren seiner Zeit gemäß, oder er lehnt ihre Beantwortung ab. Er erwägt das Unergründliche in der menschlichen Seele und ihren räthselhaften Zusammenhang mit dem Körper, die durchbrechende Reizung zum Bösen, das Täuschende des äußern Scheins, das Glückselige des Irdischen und der Schönheit, auf welche Tod und Vernichtung lauern. Er gedenkt derjenigen, die sich den Wandern des Christenthums niemals zugewendet

haben, wie derjenigen, die ihm wieder abgesehen find. Das ganze Treiben der Welt, sagt er, besche darin, daß sie älter und schlechter werde. Bei Betrachtung der Sünde lehrt er immer wieder zu der Warnung zurück, die Duse nicht zu aufzuheben, wie so Vielen geläufig: Reue allein sei der Sünde Tod, und ihre Kraft so groß, daß Gott durch die Bewegung der Himmel den laien Fluß der Thron vernehme, die von dem Herzen in die Augen des Reuigen aufsteige. Uebermuth scheint ihm das größte Laster seiner Zeit, das allerdings unter den damaligen Umständen, wo Jeder sich unabhängig zu machen strebte, und die natürlichen Bande des Gehorsams locker wurden, vorzugsweise gebräuchlich mochte. Höchwart nennt er die Königin der Hölle, und ist unerhöplich in sinnreicher Beschreibung ihrer mannigfaltigen Aeußerungen.“ „Wenn Freidank von den irdischen Gewalten redet, so müssen wir seine politische Stellung bedenken. Er war ein Ghibelline, und wie Jeder, der Partei nimmt, von Einseitigkeiten nicht frei, aber durch Abhängigkeitslosigkeit an den Kaiser, die als ein natürliches und angeborenes Gefühl in ihm erscheint, ward, einzelner heftiger Aeußerungen ungeachtet, die Ehrerbietung vor dem Papst nicht gefehrt: er möchte gern den Kampf zwischen beiden, der eben zu sichtbarsten Nachtheile des Christenthums den höchsten Gipfel erreicht hatte, befristet sehen. Deutschland begann damals wie ein Baum, auf dem ein Jahrtausend vorübergegangen ist, in den Ästen auszufernen: noch stieg Lebenskraft in dem Stamme aufwärts und trug grünes Laubwerk hervor, das der milde Athem der Poesie bewegte, aber in dem trüben Bilde, das der Dichter von dem innern Zustande des Vaterlandes entwirft, sehen wir die Zeit heranrücken, die ein großer aber gewaltsamer Geist, wie Friedrich II. war, noch heftiger zum Ziele trieb, wo die Krone verbort und der völlige Umsturz droht, welchen zu verhindern Rudolf von Habsburg doch nur äußere Mittel anwenden konnte. Wir aber dürfen uns nicht über eine Zeit erheben, die, noch nicht wurzellos, in dem Zusammenhang mit der Vergangenheit ihre Grundzüge suchte, und bei allen Gebrechen und dem Verderbniß im Einzelnen von einem gemeinsamen Geiste durchdrungen war, in welchem das Treffliche, das den Deutschen niemals ganz gefehlt hat, noch Zustimmung und Mithgefühl fand. Unser Zustand ist jenem fast entgegengesetzt: das Gute, selbst das Herrliche, dessen wir vereinzelt, aber das Ganze ist kalt und hart, und unsere Poesie, die sein gemeinamer Geist empfängt und mittheilt, ist klanglos geworden und löst nicht in den Seelen der Menschen wieder.“ „Den größten Theil des Gedächtnisses erfüllt die Betrachtung des bürgerlichen Lebens in seinen verschiedenen Erscheinungen und Abkufungen. Freidank handelt von Hirschen, Herten und Knechten, Kittern, Bauern, von den Frauen, der Ehe, den Kindern; von Grundbesitz, Ruhm und Ehre, Alter und Jugend, Armuth, Krankheit, Sorgen; er spricht von den Laster des Geizes, des Zorns, der Wänsung; von Trunkschanden, Muthern, Dieben, Spielern; Thiere und Pflanzen find Gegenstand seiner Betrachtung, und das eigene Herz hat er nicht ausgeschlossen, denn er sagt, daß er sich selbst mehr Leid zusage, als die ganze

Welt. Das kräftige Gebet, womit er schließt, spricht die Bitte aus, daß ihm verziehen würde, Gott und sich selbst zu erkennen. In diesem Theile herrscht das Ethische, das sich auch in den historischen Stellen nicht verleugnet, entschieden vor, aber Freidank sinkt niemals zu trostloser allfälliger Lehre herab: er hat die Theilnahme für die Welt bei voller Erkenntnis ihrer Gebrüchlichkeit nicht aufgegeben, noch an jener Treulosigkeit Gefallen, in welche Eitendrebiger gewöhnlich sich verlieren. Seine Gedanken sind der freie, ungefachte Ausdruck seines Geistes. Ein auf dem Wege gelebten Nachdenkens entstandenes Werk würde anders abgefaßt, vielfach vollständiger geworden sein, aber eben darin liegt ein entscheidender Vorzug des unrigen, daß es, unbeforgt um systematische Vollständigkeit, rasch aus der Quelle geschöpft ist: Manches war gewiß hinzuzufügen, hätte Freidank daran gedacht, wie geringe Geister pflegen, seine Schätze bis auf den letzten Heller hinauszählen. Er war ein höfischer Dichter, und auch darin verläugnet sich seine Bildung nicht, daß er bei aller Kraft des Ausdrucks niemals die Linien des Anstandes überschreitet, so wenig er sich auf der andern Seite zu Ueberdacht und gefuchter Stierlichkeit verleiten läßt. Ueberhaupt zeigt er sich frei von den Uebertreibungen, welchen auch jenes Zeitalter nicht entging. Was er z. B. über Frauen und Minne sagt, ist wohl den Ansichten der eblern Minnesänger (vergl. Uhl-land's Walthar 64—76) gemäß, enthält aber keine Spur von der widerwärtigen, wahrer Empfindung sich entfernenden Steigerung des Frauenidylls, die bei Ritschstein nicht selten das Abgeschmackte berührt. „Das Ansehen, in welchem das Gedicht durch das ganze dreizehnte Jahrhundert stand, würde sich schon durch seinen innern Werth erklären lassen, war aber auch eine Folge der besondern Mischung seiner Bestandtheile. Das Sprichwort, das gleich einem Funken bei unerwarteter Berührung dem Geiste entzuckt wird, brüht ohne Vorbereitung und Nachsinnen das Gefühl und Urtheil des ganzen Volkes aus, mit dem es beides Wahrheit und Irrthum theilt, und braucht, da es den Ertrag langer Erfahrung enthält, seinen Ausdrücken nicht erst Eingang zu verschaffen. Dieses Gemeinfaß, Deutschlands überhaupt Zugehörige ist der eine Bestandtheil, der andere ist Freidank's eigener Geist, der das Ueberlieferte sammelt und geläutert hat“ (CXII—CXVI). ... Auf das im Ganzen allerdings überflüssige Gedicht muß dem Dichter noch ein besonderes Eigenthumsrecht beigelegt werden. „Eine nicht bloß durch die vollstän- dige Grundlage zu erlangende Einheit, ein eigenbüthlicher Belgesmach, der eine bestimmte Persönlichkeit voraussetzt, geht durch das Ganze hin.“ ... „Aber genau zu unterscheiden, was von Freidank selbst herrührt, was er bloß der Ueberlieferung verbannt, wird nicht leicht möglich sein: die Mischung beider Bestandtheile mag in allen Graden stattgefunden haben. Diese Fortbildung ist dem üppigen Triebe eines in fruchtbaren Boden verpflanzten Baumes zu vergleichen: die Wurzel ist geblieben, Farbe und Gestalt des Ganzen hat sich nicht wesentlich verändert, sie ist nur erhöht und gereinigt worden. Das Sub-

tile und Abstracte, das hier und da zum Vorschein kommt, möchte dem Dichter allein zugehören, in dem Treiben und Einfließen aber das vollstän- dige Element sich bewähren“ (CXX. CXXI). Cap. 14. „Aeußere Form“ (CXXI—CXXIII) merkt er noch Eini- ges in Beziehung derselben an. Cap. 15. „Freidank und Walthar von der Vogelweide“ (CXXIII—CXXX) stellt nun Wilhelm Grimm die Hypothese auf, daß unter Freidank Walthar von der Vogelweide zu verstehen sei, und sucht dieselbe mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit zu beweisen, und es ist nicht zu leugnen, daß dieselbe etwas Befriedigendes hat. Auf diese Einleitung folgt dann das Gedicht in (S. 1—181) mit einem Anhang (S. 182), dem dann die Lesarten der verschiedenen Handschriften (S. 183—318) und Anmerkungen (S. 319—394), welche die einzelnen Sprüche erklären, beigefügt sind, sowie ein Reimregister (S. 395—396), einmal um sich bei Anordnung der einzelnen Sprüche, dem Ryller'schen Abdruck gegenüber zu recht finden zu können, sodann aber zum Beweise seiner Hypothese, daß unter Freidank Walthar von der Vogelweide zu verstehen sei. Schließ- lich folgen noch Nachträge zu den Lesarten (S. 437. 438).

Unter allen Ausgaben altdeutscher Dichterverte, welche Wilhelm Grimm und hinterlassen hat, ist diese die ausgezeichnetste. Alle seine Sorgfalt und Gränblichkeit hat er aufgebracht, um den ursprünglichen Text dieses treiflichen Werkes des Mittelalters wiederzugewinnen, und aus Genauigkeit das Verhältnis aller Handschriften zu demselben und unter einander dargelegt. In der Einleitung ist zum Verständnis des Ganzen, sowie in den Anmerkungen zu dem der einzelnen Sprüche in so umfassender, liebevoller Weise gesorgt, wie im gleichen Maße, etwa die Ausgabe des Zwein von Bened. und Radmann ausgenommen, sich kein zweites Werk der altdeutschen Literatur zu erfreuen hat. Er zeigte dann das Werk in den Gött. gel. Anz. 1835. Et. 41—43. S. 402—424, und Et. 45. S. 445—448 an, und veröffentlichte 1841 in Haupt's 6 Zeitschrift 1, 30—33 den Aufsatz: „Freidank's Orabmal“, in dem er die von einem nürnberg- bürger in Treulo gefundene und abgegriffene Grab- schrift eines deutschen Dichters Freidank mittelst und bespricht. Seine Hypothese, daß Freidank und Walthar identisch seien, fand jedoch Widerspruch. Jacob Grimm selbst bewies dieselbe gelegentlich in seiner Abhandlung: „Gedichte des Mittelalters auf König Friedrich I. den Staufer“ (1843), XI. Schriften S. 8 fg., und S. 100 fg.; Gleiches that R. Radmann (1843) zu Walthar 14, 38. In der in der berliner Akademie 1849 vorgetragenen Ab- handlung „Ueber Freidank“ suchte dann Wilhelm Grimm seine Ansicht noch fester zu begründen, und Wist. Wader- nagel trat ihm in der Geschichte der deutschen Literatur. Zweite Abtheilung S. 279 bei. Daraus lieferte Wilhelm Grimm 1851 zu jener Abhandlung noch einen Nachtrag, und nun trat Franz Wessier 1855: Zur deutschen Litera- turgeschichte. Drei Untersuchungen S. 37—87 zu einer ausführlichen Widerlegung auf, worauf dann Wilhelm Grimm sofort 1855 durch einen zweiten Nachtrag über Freidank antwortete. Auch sonst kam er wiederholt auf

Freibank jurd in Haupt's Zeitschrift 1853: 9, 192 „Erklärung“ (vom 1. März 1851); 1859: 11, 209—210 „Zum Freibank“, und 238—293 „Nochmals über Freibank“, sodann in Jarnde's Litt. Centralblatt 1857. Nr. 26, und 1858. Nr. 48. Eine neue Ausgabe des Dichters beschaffte ihm bis an sein Ende und lag zum Druck bereit, als der Tod ihn abrief.

Im Juli 1835 wurde Wilhelm Grimm zum ordentlichen Professor befördert (f. Gött. gel. Anz. St. 109. S. 1061) und im folgenden Jahre erschien dann: „Der Rosengarten von Wilhelm Grimm. Göttingen 1836.“ Schon vor 20 Jahren hatte er von Frankfurt eine Handschrift mit einem noch unbekannten Text dieses Gedichtes erhalten und an eine Ausgabe desselben gedacht, und als ihm später noch die Abschriften der Heidelberger und Strasburger Handschrift zuzugien, beschaffte er auch eine Untersuchung über die verschiedenen Gestaltungen der Fabel und ihr Verhältnis zu dem Sagenkreise hinzu. Indessen legte er die begonnene Arbeit wieder jurd, weil er auf die Entscheidung eines älteren und besseren Textes hoffte. Als er jedoch sah, daß diese Hoffnung nicht in Erfüllung ging, und er, wie er an Koberger bei Uebersendung des Werkes schreibt (f. Feiffer's Germania 13, 487), „nichts besseres thun konnte“, so entwarf er sich endlich denach zu der Herausgabe zu scheiten. Er widmete das Werk Freiherrn von Meusebach mit einer Zuschrift (III—VIII) vom 18. Sept. 1836. Dieses Gedicht, zum Unterschiede von dem kleinen Rosengarten oder König Quarin, auch der große Rosengarten genannt, ist einer der letzten Triebe der erlöschenden epischen Kraft, wo der Ernst des Kampfes, der das alte Epos erfüllt, zu einem bloßen Spiel herabgesunken ist, und nähert sich durch die Fabel sowohl als äußere Darstellung mehr als irgend ein anderes diesem Kreise zugehöriges Gedicht dem Nibelungenliede. Wilhelm Grimm scheint dasselbe deshalb einer genaueren Betrachtung und sorgfältiger Untersuchung werth, als ihm bisher zu Theil geworden (1). Dasselbe war jedoch mit den größten Schwierigkeiten verbunden, da sein Inhalt in keiner Handschrift unverfälscht erhalten ist; in der einen findet er sich abgekurzt, in der andern erweitert, seine stimmt völlig mit der andern, das Reiste ist in beispielloser Weise verwirrt und verwildert. Wilhelm Grimm wußte aber alle Schwierigkeit mit wahrer Meisterkraft zu überwinden, und seine umfangreiche Einleitung (I—LXXXIV) ist ein Anker gründlicher, sorgfältiger, scharfsichtiger Forschung und klarer, lichtvoller Behandlung. Nachdem er den gemeinsamen Inhalt aller bisher bekannt gewordenen Darstellungen aufgestellt (I. II), geht er zu deren Vergleichung über, unterstellt zunächst das, was sie über Personen und Details (III—XXV), sodann was sie über den Inhalt enthalten (XXV—LVI). Unter den vier so mit einander verglichenen Gedichten entdeckt er aber zwei Hauptstämme; den einen in dem Druck des alten Hebelbuches (von ihm mit A bezeichnet), den andern in dem Text, der in Hagen's und Brimliff's Hebelbuch Bd. II. gedruckt steht (von Wilhelm Grimm mit D bezeichnet) und der aus der Vermischung der heidel-

berger und Strasburger Handschrift gebildet ist. Was sie jedoch von dem Inhalt der Fabel gemeinschaftlich haben, stellt sich in großer Abweichung und Verschiedenheit dar, und in D erscheint so viel Eigenes, was auf die Gestaltung des Ganzen einen so entchiedenen Einfluß hat, daß man jedes als ein besonderes, für sich bestehendes Gedicht betrachten muß. Er zählt daher das Eigenbümliche auf jeder Seite einzeln auf (LVI—LXI) und versucht nun eine Kritik der Sage, indem er durch Aufschreibung des Unedten zu dem Ursprünglichen zu gelangen sucht: dann aber diese gewonnene reinere Gestaltung mit dem ganzen Fabelkreise zusammenhält, um zu beurtheilen, in wie weit sie diesem angemessen erscheint oder widerspricht. Der eigentliche Inhalt der Sage scheint ihm kein anderer, als daß Dietrich und Siegfried, die beiden ersten Helden der Sage, sich mit einander messen, Dietrich's höhere Kraft aber trotz aller Hindernisse in vollem Glanze sich bewährt, und er sucht darnach die reine Gestalt zu gewinnen (LXI). „Das Ereigniß fällt in die Zeit, wo Siegfried noch nicht mit Kriemhild vermählt, obwohl ihr zum Gemahl bestimmt ist, also in den Zeitraum des ersten Theils des Nibelungenliedes.“ „Indessen findet sich weiter im Nibelungenlied noch in andern Darstellungen seines Inhalts, namentlich nicht in der Niflungasaga, irgend eine Spur vom Rosengarten.“ „Am auffallendsten ist dies im Viterolf“ (LXVII). „Es ist daher, nicht wahrscheinlich, daß der Rosengarten schon zu der Zeit vorhanden gewesen sei, in welche man das Nibelungenlied und das Gedicht vom Viterolf setzen muß. Was aber gab Anlaß zu dieser Erweiterung der Sage? Sobald die Siegfrieds- und Dietrichsage in Verbindung gebracht waren, bot sich leicht der Gedanke dar, beide Helden einmal ihre Kräfte gegen einander messen zu lassen“ (LXVIII). „... Es ergibt sich mithin der Schluß, daß der Rosengarten sich seinem Inhalte nach zwar als ein Anwuchs der Sage, aber zugleich auch als eine Erfindung, bei welcher Absichtlichkeit und Bewußtsein neben der unbewußten poetischen Kraft, welche zur Ergänzung und Erweiterung der Sage antreibt, in einer Vermischung mag gewirkt haben, deren gegenfälliges Verhältniß sich nicht bestimmen läßt“ (LXIX fg.). Das Lied, dessen Entstehung keineswegs die Einmischung vollstündiger Elemente ausschließt, erhielt dadurch Ausföhlung und Belebung (LXXIII, vergl. Bort. VI). Ein hohes Alter ist dem Gedichte nicht beizulegen. „Man sieht nicht leicht, wenn man es in die zweite Hälfte des 13. Jahrh. stellt, ich glaube aber man kann es noch etwas weiter hinauf rücken bis dahin, wo die Zeugnisse über Dietrich und Wolsdietrich beginnen, mit welchen ich es für gleichzeitig halte.“ „Die Schranken, womit ein ernkteres Gefühl von der Wahrheit der Fabel, und ein besserer Glaube daran, das Epos früherer Zeit umgibt, sind durchbrochen, und eine ungebundene rüchtholofere Phantasie hat Eingang gefunden, die mit dem Danten und Wärdenhafsen ihr Spiel treibt, und der von dem festen Grund abgelösten Sage eine schnellere und leichtere Bewegung gibt“ (LXXVIII fg.). Er sagt dann noch Einiges über die Verschiedenheit der verschiedenen Texte,

und da die frankfurter Handschrift (von Wilhelm Grimm mit C bezeichnet) bei genauer Betrachtung sich als eine Vereinigung oder Vermischung der beiden Hauptstämme (A und D) ergibt und keinen neuen Bestandtheil enthält, der so wesentlich wäre, daß er auf die Gestaltung der Fabel selbst Einfluß hätte, obwohl es ihr nicht an manchen Eigenthümlichkeiten fehlt (f. LVIII), so gibt er nun den Text dieser Handschrift mit Hülfe von A und D heraus (S. 1—66; 2065 Verse). Derselben sind kritische Bemerkungen beigegeben (S. 67—71); auch ist das Verhältniß der Handschrift C zu A und D genau nachgewiesen (S. 71—76), und endlich ist aus D noch das Abenteuer: „Der Mönch Ilan“ hinzugefügt (S. 77—94). Wie alte seine Werke, so bezieht Wilhelm Grimm auch dieses fortwährend im Auge und jedes neu aufgefundenen Bruchstück nahm er in seine Pflege. Schon hatte er in seinem letzten Lebensjahre zwei derselben in Haupt's Zeitschrift 11, 243—253 und 536—562 herausgegeben, und ein anderes lag zum Vortrag in der Akademie und zum Druck bereit, er erlebte beides nicht mehr.

In den Götting. gel. Anz. von 1836 recensirte er St. 65. S. 647—648: Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach. Herausgegeben von San Maria. Erster Band. Pörrlich u. Aus dem Mittelhochdeutschen zum erstenmale übersezt. Diese Recension ist unterzeichnet mit W. Grimm; ohne Zweifel stammt aber auch von ihm die anonyme St. 110, 111. S. 1045—1100 von: *Grass*, Althochdeutscher Sprachschatz. Th. 1 und 2. Berlin 1834. 1836, zumal Jacob Grimm ebenda 1839 (f. 68 S. 253) den 3. Theil recensirte.

1837 lesirte er ebenda St. 41. S. 405—407: Selbstkunge des Rosenkranz, und St. 185. S. 1842—1844: Selbstkunge des 1. und 2. Bandes der Märchen. 3. Aufl. Göttingen 1837.

In die letzte Zeit des göttinger Aufenthalts fällt die Herausgabe des „Raoul'schen Lied von Wilhelm Grimm. Mit einem Facsimile und den Bildern der psalmschen Handschrift. Göttingen 1838.“ Das Werk ist Friedrich Blume, früher Professor in Göttingen, gewidmet. In der Zeugnang (4 Bl.) vom 24. Febr. 1838 gibt er, tief bewegt durch den Gedanken des Abschieds von dem ihm so lieb gewordenen Göttingen, zunächst seinen Gefühlen Ausdruck. „Lieber Blume“, schreibt er, „wie oft habe ich, wenn ich über die Brücke des Reinemanns an Ihren ehemaligen Wohnung vorüber nach der Bibliothek ging, an die Zeit gedacht, wo Sie noch, oder Ihre Frau, oder die blonden Kinder am Fenster standen, und meinen Gruß freundlich erwiderten. Auch für mich hat dieser tägliche Gang jetzt aufgehört, und bald werde ich Göttingen verlassen, aber wenn mich das Schicksal noch weiter von Ihnen entfernt, so werden wir uns doch in Liebe und Freundschaft immer nahe bleiben. Rechnen Sie meine letzte hier vollendete Arbeit als ein Andenken an das Glück unseres Zusammenseins, an die beider Freundschaft und geistige Anregung eines Kreises von Freunden, wie er sich nicht leicht wieder zusammen finden wird, endlich an die schöne beliebte Feste des Jubiläums, wo auch Sie wieder mit uns vereinigt waren, und die Georgia Aus-

gusta in vollem Glanze einem neuen Jahrhundert vorleuchtete.“ Dann rehet er über das herausgegebene Gedicht, und diese Worte gehören zu den schönsten, die er je geschrieben hat, weshalb ich mich nicht enthalten kann, dieselben hier anzuführen. „Dieses Buch“, sagt er, „führt weit in die Vergangenheit zurück. Es enthält ein Stück altdeutscher Dichtung, das in strengen Jagen des Geistes schildert, welchen die Herrschaft Karls des Großen geweht und über die Welt verbreitet hatte. Hier offenbart sich noch der innere Zustand der Seele, ohne den Heldenrath und die künstliche Verhüllung verweidelter Zeiten, mit freier Stirn und hellem Blick. Es gibt Gegenben, die in abgelegener Einsamkeit von den Umwandlungen geschäftiger oder gewinnfähriger Hände unberührt geblieben sind. Führt und der Zufall dahin, so hemmen wir die Schritte, und ergeben uns dem ungewohnten Eindruck. Aus einer von dunkeln Räumen umwölbten Felsenwand bricht gewaltsam eine Quelle hervor, und das Auge folgt dem Fluß des reinen Strahls, der sich in die halb unbehauten, halb mit grünen Weiden und gelben Saatsfeldern bedeckten Triften ergießt, über welchen ein Adler langsam kreist. Keine Einsamkeit lott und regt, aber die innere Wahrheit des Ganzen wirkt unumwundenlich auf das Gemüth, das mit einer eigenen Freigebigkeit die Macht der wallenden Natur erkennt. Einer solchen Landschaft vergleiche ich am liebsten die Dichtung, die das Bild einer längst verfunkenen Zeit vor unsere Augen rückt. Auch hier äußert sich der Geist ohne Absicht und Rückhalt, ohne selber die Bedeutung zu kennen, die in ihm eingeschlossen ist: das Epos übertrifft und ermüdet nicht, es grünt, wie die Flur und der Wald, so lange die Kraft dauert, die es hervorbringt. Späterhin, wenn sie allmählich erlischt, und die Poesie über sich selbst nachzusinnen beginnt, ändert sich das Verhältniß. Der Dichter sucht und wählt, er häuft die Reize, und denkt, indem er Alles aufzusuchen will, das Höchste zu erreichen. Um das Gleichniß fortzuführen, die Poesie erscheint dann wie ein sorgfältig gehaltenes, prächtig geschmücktes, aber abgeschlossener Garten. Uns ergötzt das zarte Grün der Rasenplätze, Farbe, Duft und Schall unbefannt, aus der Ferne gehobler Pflanzen: durch das seine Gefruch hüpfen Goldfasanen, und ein zahmes Reh graß vertraulich unter einem Tulpenbaum. Aber wenn wir das Alles mit ungewohnter fremdartiger Lust betrachtet haben, so regt sich plötzlich in der Seele das Verlangen, die Gitterthür zu öffnen, und draußen aus der Betrachtung der ungeführten Natur einen ruhigeren, dauernden Eindruck mit heim zu nehmen. In der Pracht und Sinnlichkeit Ariost's ging die Bedeutung der Sage völlig unter, und in seinem Orlando fliegt kein Blutstropfen mehr von den alten Helden.“ „Die neuere Poesie verdrängt die einfachen Gedanken des Dichters, das alte Epos breitet das Leben eines Volkes vor uns aus. Zwar die Geschichtsschreiber werden in diesem Eide nichts finden, was sie in die Reihe der Ereignisse eintragen können, aber wenn ihnen daran gelegen ist, zu begreifen, was eine so großartige Bewegung, wie die Kreuzzüge waren, hervorrief, so werden sie ihm einige Aufmerksamkeit nicht versagen dürfen.

Der Sieg des Christenthums in weltlichem Kampfe ist der einzige Gedanke, der diese Helden bewegt, das letzte Ziel ihrer Handlungen. Es liegt eine Beschränkung in diesem Abwenden von allen anderen Messungen des Lebens, aber ohne sie wäre die Begeisterung nicht zu solcher Macht gelangt, daß sie Jahrhunderte hindurch die Richtung der Welt hätte bestimmen und in dem heiligen Rudel zu so reiner Blüthe sich erheben können. Die deutsche Heldenlage hatte einen andern Mittelpunkt, sie suchte in angeborenem Adel und innerer Tüchtigkeit die Herrlichkeit des Daseins: sie vergötterte in Siegfried den Menschen, der sich in Roland vor Gott demüthigt. Roland versenkt, bevor er stirbt, das Schwert, das er nicht vernichten kann, ins Wasser, weil es nur im Kampfe für das Christenthum geführt werden sollte: das Schwert des heldischen Helden vollbringt noch in andern Händen die That für seinen Tod.“ Als Heinrich der Löwe dieses Gedicht aus dem Französischen übertragen ließ, empfing Deutschland erst im 12. Jahrh., was dem Inhalt nach ursprünglich schon sein Eigenthum war. Tapfere Thaten der Franken, auf fremdem Boden, fern von den Stammesgenossen vollbracht, werden hier durch Gesang verherrlicht, und wenn auch die romanische Sprache frühe der Uebersetzung sich bemächtigt, so läßt doch das strenge, von der französischen Salanterie der folgenden Zeit wesentlich verschiedene Aelterthum den Ursprung noch erkennen.

Die Einleitung behandelt I. Die Handschriften (S. I—XXIV). II. Bilder (S. XXIV—XXIX). III. Benennung der Handschriften (S. XXX). IV. Der Dichter und seine Quellen (S. XXXI—XXXIV). V. Inhalt der Sage (S. XXXIV—XCIV). VI. Verhältniß der einzelnen Gedichte zu einander (S. XCIV—CVII). VII. Critik der Sage (S. CVII—CXXVI). VIII. Ursprung und Fortdauer (S. CXXVI—CXXVIII). Darauf folgt das Gedicht nach der pfälzer Handschrift (S. 1—310) nebst Anmerkungen (S. 313—346). Mit gewohnter Gründlichkeit und Sorgsamkeit ist die Einleitung behandelt. In dem Epilog des Gedichtes, der sein Zeiden der Unedelmheit an sich trägt, nennt sich pfälzer Kuonrät als dessen Dichter, und berichtet, daß er das französische (in französischer Zungen) abgefaßte Buch zuerst ins Lateinische und darnach in das Deutsche übertragen (geköret) habe, ohne es jedoch zu mehrern, das heißt ohne aus eigenen Mitteln etwas zuzusetzen. Konrad stanz, wie sich aus dem Epilog weiter ergibt, in Diensten eines Herzogs Heinrich, welcher von dem in Frankreich geschriebenen Buche; nach dem Wunsche seiner Gemahlin, der Tochter eines mächtigen Königs, eine Uebersetzung verlangte. In dem Herzog Heinrich glaubt Wilhelm Grimm Heinrich den Löwen zu erkennen, und setzt das Gedicht in die Jahre 1173—1177; allein er verkennet auch nicht, daß nach einer andern Stelle des Epiloges, wo es heißt, daß Heinrich seinem Schöpfer nun zu Gerichte stehe, sich an der Zeitbestimmung und an der Deutung der von sächsischen Fürsten zweifeln lasse, und dieser Zweifel wird durch die Vergleichung mit andern in Sachsen gegen Ende des 12. Jahrh. entstandenen Dichtungen

noch verstärkt, und es scheint wahrscheinlicher zu sein, daß das Gedicht weiter zurück in das 12. Jahrh. und nach Oberdeutschland hinauf zu setzen ist (s. Rahmann, *Eractius* S. 559 fg. und Wilh. Grimm in Haupt's *Zeitschrift* 3, 281 fg.). Besonders verdient aber die außerordentliche Gründlichkeit und Sorgsamkeit hervorgehoben zu werden, womit Wilhelm Grimm die historische Grundlage des Gedichtes und sein Verhältniß zu den altfranzösischen und andern Bearbeitungen der Rolandssage untersucht hat. Er selbst zeigt dieses Werk in den *Gött. gel. Anz.* 1838. St. 114. 115. S. 1129—1131 an.

Wahrscheinlich stammen von ihm in den *Anz.* dieses Jahres St. 73. S. 721—726 Rec. von: Herborts von Fritalär liet von Troye, herausgegeben von G. A. Frommann. Quedlinburg 1837, und St. 136. S. 1353—1357 von: Gregorius, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausgegeben von L. Rahmann. Berlin 1838.

Mit dem Critik, in welches die beiden Brüder getrieben wurden, beginnt dann auch für Wilhelm Grimm eine neue Periode seiner wissenschaftlichen Thätigkeit. Wir haben dieselbe als die vorzugsweise kritische bezeichnet, da von nun an das Wörterbuch den größten Theil seiner Kräfte in Anspruch nimmt, doch fand er dabei noch Ruhezur Herausgabe einiger altdeutschen Gedichte, namentlich aber zu einer Reihe ausgedehnter Abhandlungen, die er in der Berliner Akademie der Wissenschaften vortrug, an deren Sitzungen, wie schon erwähnt, er mit Jacob lebhaften Antheil nahm.

In das caeteri Critik fallen zunächst noch folgende Ausgaben und Recensionen:

„Wernher von Niederrhein von Wilhelm Grimm. Göttingen 1839.“ Die einleitende Vorrede (S. III—VIII) trägt das Datum des 24. April 1839. Dieses Gedicht, das einen Pfaffen Wernher zum Verfasser hat und die Legende der heiligen Veronika behandelt, gab Wilhelm Grimm aus der zu Hannover sich befindlichen Handschrift zuerst heraus. Dem Text (S. 1—70) sind kritische und erklärende Anmerkungen (S. 73—90) beigegeben. Weitere Untersuchungen über dieses Gedicht bot Wilhelm Grimm in Haupt's *Zeitschrift* 1, 423—428, und dann behandelte er die Sage in der Abhandlung „Die Sage vom Ursprung der Christusbilder“.

Nachdem er dann in den *Gött. gel. Anz.* 1839. St. 65. S. 645—648 die Rec. von: A. F. C. Vilmar, Zwei Recensionen und die Handschriften-Familie der Weltchronik Raodolfs von Ems, mit Auszügen aus noch ungedruckten Theilen beider Bearbeitungen. Marburg 1839 (sie ist unterzeichnet mit Wilh. Grimm), und St. 160. S. 1585—1586 von: Erec, eine Erzählung von Hartmann von Aue, herausgegeben von Moriz Haupt. Leipzig 1839 geliefert, erschien von ihm: „Konrad von Würzburg goldene Schmiede von Wilhelm Grimm. Berlin 1840.“ Dieses Gedicht hatte Wilhelm Grimm bereits in 2. Bande der *Altdeutschen Wälder* aus zwei gothischen Handschriften abdrucken lassen, allein er selbst legt jetzt davon: „Dieser Abdruck verdient weiter keine Berücksichtigung mehr.“

In der Vorrede, die am 18. Nov. 1839 unterzeichnet ist, zählt er 19 Handschriften auf, die er bis auf wenige unbedeutende benutzt hatte; sie sind aber sämtlich nur Bruchstücke. In der Einleitung (S. XI—LIII) untersucht er das Gedicht. Konrad von Würzburg (starb 1287) hatte wol den höchsten Gipfel seiner Kunst erreicht, als er die goldene Schmelze, ein Lobgedicht auf die Jungfrau Maria, das ihre Eigenschaften und Tugenden verherrlicht, dichtete, und ist in soweit ein religiöses Lehrgebieth, als es zugleich versucht die höchsten Mythen der christlichen Glaubens in Bildern und Gleichnissen auszuzeichnen. Dies ist die Weisheit, die der Dichter in ein Schachfächer sammelt, oder zu einem schimmernden Geschmeide in das Gold seiner Rede faßt. Da er nur Weniges von dem Tode Christi am Schluß erzählt, auch nur Einiges von dem Leben der Jungfrau berührt, so kann weiter von einem Inhalt nicht die Rede sein; es sind nur Lobpreisungen und Bilder, die sich in zufälliger oder willkürlicher Ordnung an einander drängen (S. XI—XIII). Diese Bilder sind entweder aus der heiligen Schrift oder aus den auffallenden Erscheinungen der Natur genommen, sie sind aber nicht seine Erfindung, sondern bei weitem das Meiste war ihm überliefert (XVII. XVIII). Die Verbreitung dieser Bilder durch das ganze Mittelalter weiß nun Wilhelm Grimm nach, läßt dann das Gedicht folgen (S. 1—60), zählt darauf die verschiedenen Lesarten auf (S. 63—141), gibt dann erläuternde Anmerkungen (S. 145—157) und fügt endlich ein Register hinzu (S. 159—172).

In den Gött. gel. Anz. 1840. St. 196. S. 1959—1960 recensirt er dann: Gudrun, aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt von Walb. Keller. Stuttgart 1840 (diese Recension ist zwar anonym, dürfte aber jedenfalls ihm zugeschrieben werden), und fügt darauf folgen: „Konrads von Würzburg Silvester von Wilhelm Grimm. Göttingen 1841.“ Dieses von Konrad vor der goldenen Schmelze verfaßte Gedicht, dessen Mittelpunkt die übernatürliche Tödtung und Wiedergeburt eines Stieres ist, wodurch der Streit zwischen Christen und Juden zu Ende gebracht wird, veröffentlichte Wilhelm Grimm zum ersten Mal vollständig aus der einzigen bekannten trier Handschrift. Die einleitende Vorrede (S. III—XVI) fällt in die letzten Tage seines casseier Aufenthalt (s. dessen Brief an G. R. Frommann in Pfeiffer's Germania 12, 371), worauf dann das Gedicht selbst folgt mit den nothwendigen kritischen Anmerkungen (S. 1—169).

Für die mit dem Jahre 1841 beginnende Zeitschrift für deutsches Alterthum von Haupt lieferte Wilhelm Grimm folgende Beiträge: 1, 30—33; „Freidanks Oratio“, und 423—428: „Zu Werner von Niederhein“.

Mit März 1841 beginnt nun die berliner Zeit der Brüder, welche für Wilhelm Grimm 18 Jahre währte. Seine Amtstitelrede in der Akademie hielt er am 1. und 22. Dec., indem er die Abhandlung: „Die Sage vom Ursprung der Christusbilder“ (Abhandlungen S. 121—175; auch als Separatdruck, Berlin 1843, erschienen) vortrug. Mit dieser Abhandlung sucht er eine

Lücke in der Literatur auszufüllen, in sofern er die Christusbilder oder die Nachrichten von ihnen seit der Zeit des 7. Jahrh. an zusammenstellt und insbesondere die Legende von der heiligen Veronika und von Adgaurus behandelt. — In Haupt's Zeitschrift lieferte er in diesem Jahre die Aufsätze: „Witege mit den slangen“ (2, 248—252) und „Zu Silvester“ (2, 371—380). In den Gött. gel. Anz. 1842. St. 178. S. 1777—1779 recensirt er: Deutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. Zweiter Theil. Mit Glossar. Basel. 1840 (den 1. Theil hatte Jac. Grimm eben da 1835 recensirt, s. o. S. 250).

1843 erschienen von ihm in Haupt's Zeitschr. 3, 281—288: „Der Epilog des Rolandliedes“.

Den 18. und 22. Jan. 1844 las er in der Akademie: „Aithis und Prophylias“ (Abhandlungen S. 347—367; auch als Separatdruck, Berlin 1846, erschienen). Dieses nach einer französischen Quelle in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrh. von einem unbekannten Dichter verfaßte Gedicht, dessen Sprache ihrer Grundlage nach hochdeutsch ist, mit einer beträchtlichen Menge niederdeutscher Worte und Formen — die W. Grimm als mitteldeutsch bezeichnen — ist nur bruchstückweise erhalten: vier Pergamentblätter im königlichen Archiv zu Munsberg in Westfalen (jetzt in Berlin), herausgegeben von Graff in seiner Duitsta 1824, und zwei andere, in deren Besitz Archivrath Jacobitz gelangt war und sie in seinem Archiv für die Geschichte des Niederheins veröffentlichte, wozu dann W. Grimm, als er seine Arbeit fast vollendet hatte, noch zwei weitere Pergamentblätter vom Professor Nefel in Gießen erhielt. Die nicht unbedeutenden Bruchstücke dieses Gedichtes, welches der Blüthezeit der alten Poesie angehört und einem im Mittelalter vielfach behandelten und bis in die neuere Zeit lebendig geliebten Stoff bezieht (ein Freund liebt den Freundes Gattin; der Freund opfert sich, geht nach Rom und vergißt dort seine Liebe dem Freunde durch Freundestreue), untersuchte er nun nach Sprache, Ursprung und Inhalt u. s. w. in der Einleitung (S. 3—81 der Separatdruck) und gab dieselbe heraus (S. 82—123 ebenda). Weitere Bruchstücke erhielt er später aus der Neuschad'schen Bibliothek, die er 1852 herausgab, und eine besondere Abhandlung über diese Sage erschien dann nach seinem Tode in Haupt's Zeitschrift (s. u.).

1845 erschien von ihm ebenda Bd. 5. S. 381—384: „Zu Walther von der Vogelweide“.

Den 24. April 1845 und 12. Nov. 1846 las er in der Akademie „Exhortatio ad plectum Christianum, glossae Castellanae über die Bedeutung der deutschen Fingernamen“ (Abhandl. S. 425—511; auch als Separatdruck, Berlin 1848, erschienen). Das unter dem Namen Exhortatio ad plectum Christianum bekannte altdeutsche Denkmal enthält eine Ermahnung an die Laien, welche die Taufe empfangen haben, das apostolische Glaubensbekenntniß und das Vaterunser sorgfältig zu lernen; dabei wird ihnen zur Pflicht gemacht, ihre Tathandeln wiederum im Christenthume zu unterrichten. Dieses Denkmal ist in zwei Handschriften erhalten, in der

Bibliothek zu Cassel und München, jene dem 8. Jahrh. angehörig und aus Andia, diese dem 9. Jahrh. angehörig und aus Griflingen stammend. An die casseler Handschrift schloßen sich unmittelbar, ohne damit in irgend einem Zusammenhang zu stehen, die glossae Castellanae, die sich in sieben Capitel theilen lassen, von denen die sechs ersten die zunächst liegenden sinnlichen Dinge aufzählen, das letzte aber einigermaßen zusammenhängende Säge enthält. Wilhelm Grimm untersucht und erklärt nun mit ausgezeichneter philologischer Gründlichkeit die Sprache beider Denkmäler, und stellt bei den casseler Glossen die deutschen Fingernamen aus den verschiedenen Zeiten, soweit er dazu gelangen konnte, zusammen, und knüpft daran eine Untersuchung über die Bedeutung dieser Namen. Auf diese Untersuchungen (S. 1—76 der Separatausgabe) folgen dann die Texte (S. 77—79 ebenda), da auch ein Register zu den casseler Glossen (S. 80—87 ebenda), schließlich die Facsimile's der Handschriften.

Den 16. Febr. 1846 las er in der Akademie: „Ueber die deutschen Wörter für Krieg“ (Monatsber. S. 50).

1848 lieferte er für Haupt's Zeitschrift 6, 321—340: „Widdadener Glossen“ der heiligen Hildegard aus dem 12. Jahrh.

1849 las er in der Akademie den 15. März: „Ueber Freidank“ (Abhandl. S. 331—413) und den 29. Oct.: „Alteutsche Gespräche“ (Abhandl. S. 415—436; auch als Separatausgabe, Berlin 1851, erschienen), welche Gespräche Fragen verschiedener Art mit den dazu gehörigen Antworten in deutscher und lateinischer Sprache enthalten, von denen auch die casseler Glossen ein Stück außersubstanz zu haben scheinen. Wilhelm Grimm gab dieselben mit Erklärungen aus der vatikanischen Handschrift heraus. Später erhielt er die Fortsetzung davon, die sich in einer pariser Handschrift vorfindet und die er als Nachtrag in der berliner Akademie am 8. April 1851 vortrug.

Den 7. März 1850 las er in der Akademie: „Zur Geschichte des Reimes“ (Abhandl. S. 521—705; auch als Separatabdruck, Berlin 1852, erschienen). Diese umfangreiche, von ungemeiner Fleißigkeit, Genauigkeit und Feinheit jugende Abhandlung zerfällt in 22 Abschnitte (die beidene mit des Separatabdrucks): I. Rubenier Reim (S. 1—54). II. Schläger Reim (S. 54—58). III. Vennet Reim (S. 58—69). IV. Uebergeleiteter Reim (S. 69—62). V. Mittelreim (S. 62—63). VI. Waulen (S. 63—66). VII. Körner Reim (S. 66). VIII. Grammatiker Reim (S. 67—68). IX. Gebrochener Reim (S. 68—69). X. Ungenauer Reim (S. 69). XI. Doppelreim (S. 69—80). XII. Erweiterter Reim (S. 80—96). XIII. Anknüpfung (S. 96—106). XIV. Reonischer Reim (S. 107—160). XV. Lateinische Strophe (S. 160—166). XVI. Romanischer Reim (S. 166—168). XVII. Reim in formlosen lateinischen Gedichten (S. 168—169). XVIII. Tirades monorimes (S. 169—171). XIX. Einfacher Reimpaar (S. 172—177). XX. Ursprung (S. 177—182). XXI. Geschichtliche Fortbildung (S. 182—185). XXII. Gegenwart (S. 185—187). Register (S. 188—193). Er war auf diesen

Gegenstand durch seine Untersuchungen über Freidank geführt, da sich ihm dessen Identität mit Walther durch die Ähnlichkeit in Anwendung des Reims zu bestärken schien. Diese Schrift führt zu den wichtigsten Resultaten, insbesondere für die Kritik der Abteilungen, indem sich nun ergab, daß der Reim ein vortreffliches Hilfsmittel sei, die unechten Strophen dieses Liedes von den echten aufs Genauste zu scheiden.

Den 3. April 1851 las er in der Akademie: „Alteutsche Gespräche, Nachtrag“ (Abhandl. 223—235; auch als Separatausgabe, Berlin 1851, erschienen) und den 14. Juli: „Ueber die Anknüpfung des Reims in altheidischen Gedichten“ (Monatsber. S. 447), sowie den 13. November: „Nachtrag zu Freidank“ (Abhandl. 256—261).

Den 11. März 1852 trug er daselbst vor: „Arbis und Prophilaus weitere Beschäfte“ (Abhandl. 1—16).

Den 11. Januar 1855 las er daselbst: „Thiersagen bei den Meisterliedern“ (Abhandl. 1—27), überreichte am 1. November: „Wilhelm Wackernagel's geschichtlicher Entwurf der deutschen Grammatik“ und trug Bemerkungen dazu vor (Monatsber. S. 669), und las: „Ueber Freidank, Zweiter Nachtrag“.

1856 gab er eine neue Bearbeitung des dritten Bandes der Märchen heraus (die Vorrede ist vom 15. Mai), sowie in Haupt's Zeitschrift 10, 1—142: „Marienlieder“, und 307—310: „Zwei Meisterlieder“, und am 4. December berichtete er in der Akademie: „Ueber eine Inschrift auf einem in der Wlachei gefundenen goldenen Ring“ (Monatsber. 602).

Den 2. April 1857 las er daselbst über: „Die Sage vom Polyphem“ (Abhandl. 1—30; ebenfalls als Separatausgabe, Berlin 1857, erschienen). In dieser Abhandlung stellt er alle ihm bekannt gewordenen Gestaltungen dieser Sage zusammen: 1. bei Homer, 2. in dem französischen Roman Herberts (zwischen 1222—1228) Li romans de Dolopathos, 3. bei den Dgbytern, einem tatarischen Volk, 4. in den Reisen Sindbars, 5. in einem serbischen Märchen, 6. in einer rumänischen Sage, 7. in einer Sage aus Schweden, 8. in einem finnischen Märchen, 9. in einer Sage aus dem russischen Karetien, 10. in einer Uebersetzung aus dem Pers. Er vergleicht dann diese verschiedenen Darstellungen mit einander und findet die älteste Gestalt der Sage in einem norwegischen Märchen, wo sie im Geist uralter Dichtung aufsteht und eine seltene Reinheit der Uebersetzung zeigt. Darauf geht er zur Deutung der Sage über. Das Störnauge ist ihm das Weltauge, die Sonne selbst, und ein Zeichen der göttlichen Abkündigung der Titanen und Kyploren, und nach der nordischen Uebersetzung erkennt er als den ursprünglichen Sinn und Inhalt der Polyphem Sage den in den Mythen von Kieles und Zwergen ausgeübten Gegenlag zwischen den äußeren, fruchtbareren und den stillen, im Verborgenen wirkenden Naturkräften, oder in sinnlicher Begleitung zwischen roher Gewalt und listiger Bedenkligkeit. — Darauf las er den 19. October:

„Ueber zwei Berliner Handschriften des Rosen-gartens“ (Monatsh. S. 431).

Den 14. Oct. 1858 gab er in der Akademie: „Nachricht von dem Buchdruck einer aus der Meusebachschen in die Berliner Bibliothek übergebenen Papierhandschrift des Rosen-garten-Kleides“ (Monatsh. S. 463), und in dem in diesem Jahre erscheinenden 11. Band von Haupt's Zeitschrift veröffentlichte er S. 209—210: „Zum Freidank“, S. 210—215: „Spanische Märchen“, S. 238—243: „Nochmals über Freidank“, S. 243—253: „Bruchstücke einer Bearbeitung des Rosen-gartens“, S. 536—562: „Der Rosen-garten“ (aus der Meusebachschen Bibliothek), S. 594—595: „Holschnitt zu einer Fabel“.

Schon war die Bestimmung getroffen, daß er am 15. Dec. 1859 in der Akademie: „Bruchstücke aus einem unbekannten Gedichte vom Rosen-garten“ vortragen sollte, als ihn am folgenden Tage der Tod erlitt. Dieselben wurden jedoch noch in die Abhandlungen dieses Jahres S. 483—500 aufgenommen.

Zum Druck vorbereitet war auch die neue Ausgabe des Freidank, und noch auf dem Krankenbette beschäftigte er sich damit. Dieselbe erschien unter dem Titel: „Freidank von Wilhelm Grimm. Zweite Ausgabe. Göttingen 1860.“ Neu erudite oder ihm erst jugendlich gemordene Quellen hatten ihn aufgefordert, sich auf eine abermalige Bearbeitung dieses Gedichtes zu versuchen, um auf dem angebahnten, aber noch immer schwierigen Wege dem Ziele näher zu rücken. Diese Ausgabe ist ein ganz neues Werk. Er legt jetzt ganz andere Handschriften zu Grunde, als bei der ersten; nämlich die vordem Bremer Handschrift (D), die wittenbäuer Papierhandschrift (E) und die salzdarger Papierhandschrift (C). Vieles ward jetzt aufgenommen, dessen Echtheit anzupfeifen kein Grund vorhanden war, dagegen das entschieden Unechte wurde in die Lesarten verweisen. In der Vorrede (III—XXIV) gibt er über sämtliche Handschriften die sorgfältigsten Nachrichten, sowie über sein drucktechnisches Verfahren. Die Einleitung der ersten Ausgabe ist weggelassen, und so folgt dann sofort das Gedicht selbst (S. 1—114) nebst dem Anhang (S. 115—117) und den Lesarten (S. 118—289), und da auch die Anmerkungen zu den einzelnen Sprachen weggelassen sind, so schließt das Reimregister (S. 290—318) das Ganze.

Von seinem Antheil am Wörterbuche, der mit D begann, war schon oben (S. 263) die Rede; auch diesen gedruckt zu sehen, war ihm nicht mehr vergönnt. „Alle Leser“, sagt Jacob Grimm in seiner Rede auf Wilhelm (Kl. Schriften I, 177), „werden die schöne Ausführllichkeit loben, die mein Bruder den einzelnen Wortbedeutungen gab und gern die oft ungleiche Behandlung der Ableitungen oder Wurzeln dulden, ohne das hiermit ein Tadel des einen oder des andern Verfahrens ausgesprochen sein soll.“

Darauf erschien dann noch von ihm 1865 im 12. Bande von Haupt's Zeitschrift S. 186—203: „Die Sage von Attila und Prophecia“, S. 203—228: „Die mythische Bedeutung des Wolfes“, S. 228—231: „Ueber eine Thiersabel des Bedrius“.

Wilhelm Grimm's Hauptverdienst, außer seiner deutschen Heldensage, der wol die Krone unter all seinen Werken gebührt, bricht in seinen Ausgaben altdeutscher Schriften. Seine Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt dabei ist, wie schon vielfach erwähnt, wahrhaft bewundernswürdig, aber Eins ist noch besonders hervorzuheben, und wir können dies nicht besser und eindringlicher als mit den Worten eines anerkannten Forscher's, Franz Pfeiffer's, der a. a. D. 28 sagt: „Kein Text kritisch zu bearbeiten und ohne Sang und Klang in die Welt zu schicken, den Lesern überlassend, sich damit, wohl oder übel, zurecht zu finden, war nicht seine Sache; er hielt es vielmehr, und mit Recht, für die Pflicht eines Herausgebers, dem ja Tage geforderten Neuen auch zugleich den Schlüssel zum Verständniß beizugeben. Fast alle seine Ausgaben zeichnen sich durch lehrreiche Einleitungen und eingehende wie sprachliche Anmerkungen vortheilhaft aus. Diese liebevolle Fürsorge und Hingabe an die Bedürfnisse der Leser hat der Würde und dem Ansehen der Wissenschaft seinen Eintrag gethan; im Gegentheil man darf sagen, daß unter den deutschen Philologen zur richtigen Auffassung, zum tieferen Verständniß der Literatur des Mittelalters und des ihm eigenthümlichen Lebens und Geistes Wenige so viel beigetragen, Wenige diese neue Wissenschaft, als deren Gründer er neben seinem Bruder und Nachmann zu betrachten ist, so gefördert haben, wie die Arbeiten Wilhelm Grimm's. Die Saat, die er ausgesäet, wird noch auf lange hinaus Früchte tragen.“

Während Jacob Grimm, wie Bilmor a. a. D. bemerkt, die streng abgegrenzte Gelehrtenwelt dextrirt, so vertrat Wilhelm Grimm mehr das, was man in früheren Zeiten elegante Gelehrsamkeit nannte. Alles Vild berubte aber für ihn in der freudlichen Stimmung der Seele (f. S. 275), und dieser Seelenstimmung wechelte in ihm: er weht und entgegnete aus allen seinen Schriften und gibt ihnen insbesondere ihren Reiz und ihre Wärme¹¹⁾. (A. Razmann.)

11) Noch sind wir nicht so glücklich, eine Sammlung der kleineren Schriften Wilhelm Grimm's und ein Verzeichniß seiner Beiträge zu Zeitschriften etc. zu besitzen, wie es bei Jacob Grimm der Fall ist. Auf eigene Hand habe ich demnach aus der Wilhelms Grimm's Zusammenstellung, was ich hier bereite. Sollte es mir aber nicht gelingen sein, hinsichtlich der Herausgabe von so Gedächtnistage erst zu haben, so darf ich gewiss auf Nachsicht rechnen, da ich drei Entanden aus der reifsten Dürftigkeit wein, und darum auch nicht Wäre, und so wie ich es wünschte, nachsehen konnte. — Ja kann aber nicht scheiden, ohne Einiges zu dem Artikel Jacob Grimm nachzutragen, das mir erst nach dem Druck ausgefallen ist, nämlich Ja S. 177: „Ein Lebensabriß Jacob Grimm's, eigenhändig von ihm selbst abgefaßt und abgedruckt in Odyner und Jocher's Zeitschrift für deutsche Philologie I, 489—491.“ Zu S. 191. In dem „Neuen Literarischen Anzeiger“, herausgegeben von Kettlin, veröffentlichte Jacob Grimm ferner 1807: Nr. 23, vom 6. Juni, Sp. 368: „Anfrage“, betr. Otto den dogener. Nr. 24, vom 16. Juni, Sp. 368 fg.: „Anfrage“, Sebastian Dants Weltbuch betr. Nr. 34, vom 26. August, Sp. 359, 360: „Anfragen und Bemerkungen“ verschiedener Art. Nr. 47, vom 24. November, Sp. 750, 751: „Bertoldo und Markolph“. Zu S. 234. In der Leipziger Literatur-Zeitung von 1822 Nr. 270, S. 2153 lieferte er: „Kritik gegen die Recension der Silva da romances vijos. Zu S. 268. Im J. 1857 lieferte derselbe für den 6. Jahrgang von Grimm's Zeitschrift für deutsche Philologie S. 226 einen kleinen Beitrag über altes. Göttingen zu 30*

GRIMM (Ludwig Emil), Raler und Kupferstecher, geb. zu Gnanau den 14. März 1790, gest. zu Cassel den 4. April 1863 als Professor an der dortigen Akademie, war einer von den jüngeren Brüdern Jacob und Wilhelm Grimm's. Der Vater, Ammann zu Steinau, starb früh; die Mutter zog nach Cassel, wo, nachdem auch sie gestorben war, die lebenden sechs Kinder, dem Ausbruche Jacob's zufolge, „wie eine kleine Republik“ zusammen gemeinsamen Haushalt weiter führten, als dessen Theile auch die abwesenden sich zu betrachten fortzuhien. Die einzige Schwester Lotte stand der Wittwenschaft vor, Jacob und Wilhelm dagegen lag es ob, den größten Theil der erwachsenden Kosten aufzubringen. Sie waren es, die mit fast väterlichem Ansehen über den andern Geschwistern standen, während diese sich ihrer gereizten Meinung fügten. Für Ludwig Grimm ist das Verhältnis von bestimmtem Einfluß gewesen. Seine künstlerische Thätigkeit wurzelt von Anfang an in der eignen Familie und ist in gewissem Sinne nie darüber hinausgegangen. Wie seine ersten Versuche, nach der Natur zu zeichnen, Porträts der Mutter, Schwester, Brüder und anderer Verwandten gewesen sind, so hat er sein Leben lang die Seinigen zu porträtiren fortgesetzt, und nicht nur durch diese als radirte Bilder, Zeichnungen und Delgemälde ausgeführten Bildnisse, sondern auch durch Darstellungen von Familienfeste, die in großer Anzahl noch vorhanden sind, einen fortwährenden Commentar des intimen Lebens der Seinigen geliefert. Es ist auch das ästhetische Urtheil der älteren Brüder stets für ihn von entscheidendem Gewicht gewesen. Und endlich, fast alle persönlichen Verhältnisse, in welche Grimm nach außen hin trat, in sofern sie auf seine künstlerische Entwicklung von Einfluß waren, sind auf die persönlichen Verbindungen der älteren Brüder zurückzuführen.

Im J. 1808 ging Grimm nach München, um dort unter dem mit der düsseldorfer Galerie dahin übergesiedelten Hess sich zum Kupferstecher auszubilden. Kleine Porträts in Brust und nach dem Ansätze dieses Jahres, noch in Cassel entstanden, verrathen die peinliche Sorgfalt einer ungeschulten Hand, während spätere Blätter aus demselben Jahre sofort den bewundernden Einfluß Münchens erkennen lassen. Glücklich traf es sich, daß Savigny, mit dem Jacob 1805 in Paris gearbeitet hatte, von Warburg nach Landshut übergegangen war, das sich von München aus leicht erreichen ließ. Im J. 1808 hat Grimm Savigny, dessen Frau und deren Schwester Bettina Brentano, welche damals mit ihnen war, dort geschildert und radirt. Die ersten beiden sind sehr sorgfältig ausgeführt, die letztere, wie sie Goethe schreibt, dem sie das Blatt sandte, gleich auf die Platte gearbeitet. Sie hat Grimm's Wintergarten im Aem; das Blatt ist selten und der Kopf allein in viel späteren Jahren von Grimm noch einmal radirt worden. Im J. 1809 entstand das Porträt der Frau von Savigny in pelzwärmer, weiter Sammetcapuze. Bei den Blättern

E. 274: Die Sprache Jacob Grimm's ist Gegenstand eines besondern Werkes geworden: L. G. Andersen, Ueber die Sprache Jacob Grimm's. Leipzig 1869.

Grimm's, welche das Datum 1809 führen, ist jedoch wohl zu unterscheiden, ob sie gleich damals radirt oder viel später erst, in seinem Alter, nach 1809 gemachten Zeichnungen ausgeführt worden sind.

„Ihr Bruder“, schreibt Savigny in einem (ungebrachten) Briefe vom 28. Febr. 1809 an Jacob Grimm, „ist bei Hess vorzüglich besorgt. Hess ist einer der liebenswürdigsten, sinnigsten Menschen, jedes Talent und jede Eigenthümlichkeit ehrend und von sehr unbefangenen Urtheil. Er scheint ihren Bruder gar lieb zu haben; bezeugt ihm viel Vertrauen und behandelt ihn fast wie sein Kind.“ Und weiter am 26. Dec. 1809: „Ihr Bruder ist auf das Fest zu uns auf Besuch. Wir haben ihn sehr lieb, wie alle Menschen die ihn kennen. Er ist treu, fleißig und kommt gewiß sehr weit. Die Bettine hat er recht brav gehoben, worüber Goethe gar schön und theilnehmend geschrieben, was die Bettine Wilhelm in Schrift geschickt hat.“

Goethe's Brief finden wir in Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde im zweiten Bande, er ist vom 3. Nov. und lautet nach einer vom Verfasser dieses mit dem Original vorgenommenen Vergleichung: „Dein hingefügtes Bild ward gleich von jedermann erkannt und gebührend begrüßt. Es ist sehr natürlich und kunstreich, dabei ernst und lieblich. Sage dem Künstler etwas freundliches darüber und zugleich: er möge ja fortfahren sich im Radiren nach der Natur zu üben, das Unmittelbare fühlt sich gleich. Daß er seine Kunstmarimen immer im Auge habe, versteht sich von selbst. Ein solches Talent müßte sogar lucrativ werden, es sei nun daß der Künstler in einer großen Stadt wohnte oder darauf reiste. In Paris hatte man schon etwas ähnliches. Veranlasse ihn doch noch jemand vorzunehmen den ich kenne, und schreibe seinen Namen, vielleicht gelingt ihm nicht alles wie das interessante Bettinchen, fürwahr sie sieht so treulich und herzlich da, daß man dem copulanten Wintergarten, der übrigens im Bilde recht gut componirt, seine Stelle denken muß. Das zerstückte Blättchen habe ich sogleich aufgezogen, mit einem braunen Rahmen umranden und so steht es vor mir indem ich dies schreibe. Ende ja bald weitere Abdrücke.“

Goethe's sicherer Bild hatte sofort Grimm's Begehung und war einer eigenhümliche Stellung angewiesen. Er drängte auf Weiterarbeit in dieser Richtung und sprach zugleich aus, daß es eines großen Publicums bedürfe, um die rechte Lebenslust für das Talent zu gewinnen. Grimm's Arbeiten aus diesen ersten Zeiten theilen sich in solche, welche er nach Art der eben genannten frühzeitig von der Natur auf die Platte brachte, und in mühsamere, sorgfältig durchgeführte Blätter, welche unter Hess' Aufsicht entstanden sind. Seine Fortschritte sind eminent. Er betrachtete die Natur mit der größten Schärfe und wußte sich der Mittel seiner Kunst auf das Unbefangenste frei zu bedienen. Am glücklichsten ist er bei Köpfen aus dem niederen Volke. Das eigenhümliche Schöne oder Gebräuchliche im Bild, das Kindern oft eigen ist, das Stillförmige, was sich porträtiren zu lassen, gibt er mit der größten Treue wieder.

Die meisten dieser Blätter, und zwar seine geschäftesten, betrachtete er damals offenbar nur als Studien. Von gleichmäßig vollendeten, für das Publicum gearbeiteten Platten nenne ich das Porträt des Missionar Vock aus dem Jahre 1811, das Grimm nach äußerst sorgfältiger Kreidezeichnung durchführte. Zu derselben Zeit wol zeichnete er das unter dem Namen Vinco Altoviti gehende Porträt Raphael's der münchener Gallerie, das er jedoch nicht ausgeführt hat, so wenig als anderes, was er zu gleichem Zwecke in der Gallerie zeichnete. Nach fremden Zeichnungen hat Grimm selten gearbeitet. Einmal, was er in Cartonmanier nach Langer und Hef rabirt hat, ist heft und andeutend.

Im Januar 1814 verließ Grimm München, um bei der allgemeinen Volkshebung in Cassel als Officier einzutreten. Eine Zeitschneidung vom 31. Jan. dieses Jahres stellt Wilhelm Grimm en facie dar. „Ich habe den Zut“, schreibt dieser damals an den jüngsten Bruder Ferdinand, „mitten im Glied begleitet, bei der Pappellasse haben wir und geküßt und Abschied genommen; vom Carl (dem andern Bruder, welcher als freiwilliger Jäger mitging) aus dem Friederichsplatz, er mußte vor dem Brütern vorantreten. Es waren alle Glöden geläutet, vor dem Philippstisch. Haus, wo die Kurfürstin logirt, stand unten der Kurfürst, da hat ihn der Luz auch recht schön salutirt. Gott erhalte sie, er weiß wie es mir Angst und Freude macht das sie mit sind.“

Der Feldzug dauerte nicht lange. In den kurzen Notigen, welche Grimm über seine Arbeiten ausgezeichnet hat, finden wir, „bei Reg und in der Umgegend in Standquartieren, nach der Natur gez. Verschiedenes in den Garnisonen Wolfshagen und Carlsbafen. Officier- und andere Bildnisse gez.“ Als er zurückkam, blieb er zuerst in Cassel. Jacob (der als Legationssecretär ebenfalls in Frankreich gewesen war) und Wilhelm arbeiteten damals am zweiten Theile der Märcen, und Grimm rabirte (30. Aug. 1814) die alte Bauerndrau aus Zwehren, welche für die Märcen eine so vorzügliche Quelle war. Das Porträt ist später (1819) verkleinert dem zweiten Theile der neuen Auflage beigegeben worden. Vom 16. Oct. des Jahres ist eine schöne Zeichnung, den Bruder Carl als freiwilligen Jäger darstellend, mit dem Ebeli zwischen den Äulen, auf dessen Griff die Hände gelegt sind. Der Kopf allein ist später rabirt worden. Von 1814 ist auch ein Baskischrenkopf, das Original gehörte offenbar der russischen Armee an. Von 1815 sind spielende Kinder in Karstehen, Regengestirter, Mäuse, und eine Reihe Porträts, darunter in Bleistift das Ludwig Haspenpflug's, welcher in der Folge die Schwester heirathete und den Grimm später lebensgroß in Del malte. Aus dem Juli 1815 ist auch die Zeichnung des 1817 rabirten Porträts von Jacob. Er sitzt da in einen Mantel gehüllt, der Kopf ist beinahe im Profil gehalten, während die Augen sich dem Betrachtenden zuwenden. Im selben Monat machte sich Grimm wieder nach München auf. Zu Steinau, unterwoge, zeichnete er eines seiner besten Blätter: „das Preuss“, einen feinern Handelsjuden; im September porträirt er Görres in Coblenz, im October

Scharf, Stein und Thomas in Frankfurt auf ein Blatt, auch Savigny dort wiederum. In Frankfurt durfte er Goethe seine Zeichnungen vorlegen, über dessen Urtheil dießmal jedoch nichts Näheres bekannt ist; auch hat die Begegnung keine weiteren Folgen gehabt.

In München blieb Grimm nicht lange. Im Februar 1816 arbeitet er wieder in Cassel, im Juli ging er mit Georg Brentano, dem jüngsten Bruder der Familie, nach Italien. Die Reise dauerte nur zwei Monate, ward aber sehr arbeitsam ausgenutzt. Da haben wir das keine rabirte Köpfe, „Annunciata“, datirt „Camuzzi 17. Mai“. In Bologna zeichnet er das Porträt F. Francia's nach dem Original der Gallerie Ericolani. Aus Rom liegen eine ganze Reihe Köpfe und Ansichten vor. Dort (28. Mai) entstand das Porträt des Malers Müller, der als Schriftsteller so bedeutend dasicht. Eine Ansicht von Raphael's jetzt zerstörter Villa im Garten Berghefe hat mehr historischen Werth. Ansichten des Meeres bei Terracina folgen, dann, sehr geschmackvoll rabirt, Postilippo. Carlucio (Napoli), Kessel der Landschaftsmaler (Salerno), Nicoletti (Pästum, 18. Juli), lauter charakteristische, leicht und geistreich rabirte Blätter, besonders das letztere ein Meisterstück. Dabin gehören, aus fernere Stationen zu begehnen, die Baderin von Gaeta (20. Juli) und drei Köpfe von Regem und Griechen (Hafen von Livorno, 2. Aug.). Im September rabirt Grimm schon wieder in München. Damals entstand das anmuthige kleine Blatt: ein Mädchen, die Arme vor sich auf den Tisch gelegt.

Im October 1817 in Cassel eingetroffen, rabirt Grimm eine Reihe von Platten als Ausbeute der Reise, die er mit dem die Dedication tragenden Titelfupser (antikes Ornament im Badrelief) George Brentano zueignete. Die Blätter sind nicht alle mit der gleichen Sorgfalt ausgeführt. Dann sollten die Märcen illustriert werden, doch kam es nur zu dem einen Blatte: „Bräutchen und Schwesterchen“. Erst später zeichnete Grimm eine Reihe sehr anmuthiger Illustrationen zur kleinen Ausgabe der Märcen, die von Cordes in Göttingen in Kupfer gestochen worden sind.

Grimm mußte sich jetzt als längst ausgelehrt betrachten und eine dauernden Unterhalt gewöhnliche Stellung zu gewinnen trachten. Um als Kupferstecher unabhängig zu arbeiten, hätte es einer großen Stadt bedurft. Auf gut Glück sich diese Größten nun aber in der Fremde, d. h. außerhalb Hessens, zu suchen, lag weder in seiner Natur, noch entsprach es Jacob's und Wilhelm's Anschauungen. Diesen ersten Leben und Arbeiten in Jessen als das Natürlichste, ja als eine Pflicht, auf deren Erfüllung allein der rechte Segen ruhen werde. Dazu entsprach es Grimm's Neigungen schon damals, zurückgezogen und auf die Seimigen beschränkt mehr abseits vom großen Wege ein bescheidenes Leben zu führen. Die Möglichkeit einer Stellung in Cassel eröffnete sich durch die Aussicht auf einen Posten als Lehrer an der Akademie. Doch bedurfte es hier eines Malers. Grimm mußte ein Bild aufweisen können, bisher war nur vom Kupferstechen in erster Linie die Rede

gewesen. Im J. 1818 kam er zum Entschlusse, eine *Rabonna* zu malen, um sich nach dieser Richtung hin zu legitimiren.

Das beste Stück Malerei, welches von Grimm geschaffen worden ist, ist sein *eignes*, in früher Zeit in München entstandenes Porträt. Es gehörte noch der alten Schule an: man sieht, wie die guten Traditionen des 18. Jahrh. hier noch eingewirkt haben. Die Farbe ist kräftig, das Hellbuntel freundlich, das Ganze würde als ein vorzügliches Porträt überall ausfallen, ohne daß man den Meister weiter zu kennen brauchte. Leider jedoch blieb Grimm nicht auf diesem Wege. Damals wurden die Gemälde der *Boissière'schen* Sammlung mächtig in Deutschland. Man setzte jetzt fromme, reine Farben klar aneinander, man gab den so kostbaren Besitz der alten, für diese Maler allerdings unbrauchbaren Recepte auf. Offenbar gewannen diese Anschauungen Einfluß auf Grimm, der für sich allein arbeitend und ohne die Kritik eines großen Publicums als Gerissener um sich her, nur aus sich beschränkt, sicherlich den besten Theil seiner malerischen Anlagen, soweit von Farbe die Rede ist, dieser Anschauung zum Opfer gebracht hat. Eins der 1818 von ihm in Frankfurt gemalten Frauenporträts in Lebensgröße sieht aus, als habe er einen jener flachen bleichen Köpfe des 16. Jahrh. zum Muster genommen, welche man früher im Allgemeinen Goldeln zuzuschreiben pflegte. Porträts in Wasserfarbe aus derselben Zeit besitzend noch auffallender die neue Richtung. Eine gewisse fromme, romantisch-kille Einsalt ward für die Maler nun als Ideal aufgefaßt, die zu der lebendigen Beweglichkeit Grimm's gar nicht paßte. In der Folge hat er sich von diesem Wesen wieder befreit, in gewisser Weise aber sich doch niemals ganz von ihm losmachen können. Dies ist der Grund, weshalb seine nun beginnenden Delgemälde, was die Technik anlangt, nicht auf der Höhe stehen, welche Grimm, wäre er unberührt geblieben vom Einflusse der romantischen Schule, hier ebenso gut zu erreichen im Stande gewesen wäre als nach anderen Richtungen. Die Porträtmalerei führte ihn zwar bald wieder auf die Natur zurück, aber für den Weitergewinn der alten Technik schloß ihm nicht nur die Gelegenheit, sondern auch die Anregung. Denn wir brauchen und nur umzuwenden, wie in Deutschland damals überhaupt gemalt wurde, um die Rede zu verstehen, in welche ein mit malerischen Anlagen ausgerüsteter Künstler damals versetzt war.

Während Grimm dies jetzt nur nach Süden gegangen war, wendet er sich 1820 nach Westen, wo er die Familie von Harthausen auf ihren dortigen Gütern besuchte. Das meiste Landschaftliche unter seinen Radirungen vom Jahre 1820 und 1821 scheint in die dortige Gegend zu gehören. Ebenso ein paar Darstellungen von Bränden, die sehr sorgfältig radirt sind. Sein Hauptaugenmerk ist in dieser Zeit jedoch auf eine historische Compositionen gerichtet.

Hierfür sind aus jenen Jahren eine ganze Reihe von Compositionen vorhanden, von der flüchtigsten Feder bis zur ausgeführten Zeichnung die dem Car-

ton vorhergeht. Hier zeigt sich recht, wie ein Künstler befangen ist in dem, was das Schicksal ihm anferlegt. Von München her lagen ihm *Madonnen* und eine gewisse Art allegorischer Compositionen in der Seele, die sich deutlich auf Hes und seine Schule zurückführen lassen: in dieser Richtung fand eine Anzahl seiner Skizzen Gehalten. Sein Verhältnis zum beständigen Fürstenaufbau, von welchem allen Brüdern, was die älteren Zeiten anlangt, viel Günstiges erwiesen worden war, lenkte ihn auf die Geschichte der Heiligen Elisabeth, ein Stoff für den Grimm freilich eine besondere Vorliebe bewahrt hat. Eine große Bleistiftzeichnung aus dem Jahre 1821 zeigt Elisabeth, wie sie, von Engeln bedient, welche die Brode tragen, den Dürstigen ihre Wohlthaten erweist. Die Anordnung hat etwas Symmetrisches, ohne freilich zu sein, Einzelnes von den Figuren ist sehr lieblich, besondres gelungen der Theil der Composition, welcher die Brode empfangenden Armen zur Andauung bringt. Grimm's eigentliches Feld wäre historisches Genre gewesen. In dieser Richtung entstand damals, ausgehend von einer Skizze nach der Natur: die alte Lore von Ungedanken, eine Jägerin die jungen heidnischen Mädchen wahrhaft, das Ganze in märchenhafter Stimmung gehalten. Schließlich wählte Grimm eine *Rabonna* zur Ausführung, welche in München, Berlin, Hamburg und anderen Orten ausgeführt ihm manches Gutes eintrug. Ausgehend von diesem Gemälde hat der Canonikus B. Seich in München damals (Kunstblatt, Februar 1826) eine gut geschriebene ausführliche Besprechung seiner sämtlichen Leistungen gegeben.

Als Gegengewicht zu diesen Arbeiten, für welche die stichtbare Aufforderung doch immer mehr aus den persönlichen Verhältnissen als aus dem Verlangen des Publicums hervorging, begann Grimm um diese Zeit die Porträts geistiger Professoren, zu denen Jacob's enge Verbindung mit Göttingen in den Jahren dazwischen, als an einen Ruf dahin noch nicht gedacht wurde, den Anstoß gab. Im J. 1823 wurde die erste, 1826 die zweite Serie radirt. Grimm hat diese Köpfe meisterhaft wiedergegeben. Mit so seinem Bild hat er das Charakteristische herausgefunden und wiedergegeben verstanden, daß sie alle Typen ihrer Art zu betrachten sind. In zukünftigen Zeiten, wenn von jenen blühenden Zeiten der *Georgia Augusta* die Rede sein wird, wo der „deutsche Professor“ in seinem glänzenden Nimbus Deutschlands öffentliches Leben fast allein zu repräsentiren diente, wird man die Köpfe Grimm's als historisches Material betrachten. Blumenbach's Porträt, zweimal auf zwei verschiedenen Blättern dargestellt, ist die brillianteste Leistung darunter. Gerthe beipflichtet diese Publication in Kunst und Alterthum mit Anerkennung.

Diese Arbeit und wahrlich die Bekanntheit mit Harthausen zog andere Aufträge im Sonderlichen nach sich. Eine ganz vorzügliche Arbeit ist das Porträt des Arztes Dr. Eusebius in Hanover. In Gelle malte und radirte er den Freierrn von Dörnberg. Im J. 1827 radirte er Heinrich Heine, der auf der Durchreise in Gassel bei ihm war, 1829 Paganini. Eine ziemlich

Anzahl von Porträts im Del entstand in denselben Jahren. Grimm wandt jetzt in dem Alter, in dem das Leben hätte Anforderungen an ihn stellen müssen. Angewiesen jedoch nur auf sich selbst und, nachdem ihm (1833) eine Anstellung an der Akademie als Professor und Lehrer der historischen Malclasse zu Theil geworden, der Reichswendigkeit entbunden, für seinen Unterhalt arbeiten zu müssen, begann jetzt bereits eine gewisse Ruhe bei ihm, aus der ihn kein bedeutender Anstoß in der Folge herausdrängte. Jacob und Wilhelm waren (1829) nach Göttingen gegangen, die gewaltsame Entleerung der dreijährigen Jahre in Deutschland hielt diesen öffentlichen Aufschwung zu Boden: nichts natürlicher als daß Grimm von nun an still weiterarbeitend in der gewohnten Weise die Anzahl seiner Werke zu vermehren fortfuhr, ohne in ihnen das jedoch von nun an zu überreffen, was ihm bis dahin gelungen war. Eine seiner besten Platten aus späterer Zeit ist das Porträt Clemente Brentano's, den er zum ersten Mal nur so spät (1847) zeichnete und radirte, während er die andern Geschwister Brentano in viel früheren Jahren radirt oder in Del gemalt hatte. Von Grimm's historischen Gemälden, die sich alle durch Treue des Studiums und durch einen eigenbüchlich romantischen Hauch, der über ihnen liegt, auszeichnen, sich sonst aber seiner der herrschenden Richtungen anschließen, sind die bedeutendsten die Wobrentaupe und der Tod der Heiligen Elisabeth. Letzteres Werk ersuhr, wo es aus Ausstellungen erschien, die günstigste Beurtheilung. Am besten wurden jedoch zwei Gemälde Grimm's aufgenommen, welche, beides Baurenmädchen darstellend, 1833 ihren Weg durch die Ausstellungen machten und in Frankfurt a. M. angekauft worden sind. Einen Katalog seiner Gemälde, Radirungen und Stiche, denn er hat auch eine Anzahl Platten mit der kalten Nadel ausgeführt, zu liefern ist hier der Ort nicht.

Nur eine einzige Arbeit letzterer Art sei hier noch erwähnt, das Porträt der Kurfürstin Auguste nach einem Gemälde von Bupp. Die Kurfürstin, eine preussische Prinzessin (Schwester Friedrich Wilhelm's III.), die selbst Künstlerin gewesen war, nahm an Grimm's Arbeiten stets großes Interesse. Eine Zeichnung aus dem J. 1822 zeigt sie, ihre beiden Töchter und, vor ihr stehend, mit Blumen in der Hand, den jetzigen Kurfürsten: offenbar die Skizze zu einem später nicht ausgeführten Familienbild. Den Kurfürsten selber hat Grimm für eine große figurirte Zeichnung porträtirt, auf der der Moment dargestellt ist wie die Deputation der kaiserlichen Bürgerchaft im J. 1830 die Zustimmung zur Einführung der Verfassung erhält.

Grimm war eine frische und erfrischende Natur. Von früh auf hatte Jedermann ihn gern. Mit Niemand neckten sich die Kinder lieber, Niemand wußte besser mit den Reuten umzugehen. Er liebte es, allerlei Volk abzuunterseien, und konnte Stunden daramenden, um einen Jünger in Wasserfarben, die er für Studien gern brauchte, zu malen. Einige seiner Blätter aus späterer Zeit stellen Jünger und Slowakenscenen dar, die aus der sorgfältigsten Naturbeobachtung hervorgegangen sind.

Für all das war ihm der Beifall der Seinigen zunächst die liebste Belohnung. Auch nachdem Jacob und Wilhelm nach Göttingen gegangen, überhaupt das alte jugendliche Zusammenleben aufgehoben war, hörte dem verbindenden Gefühle noch das erstere Verhältnis niemals auf. Als Jacob und Wilhelm vertrieben von Göttingen 1837 in Gassel wieder eine Heimath suchten, wohnten die drei Brüder und ihre Familien in Ludwig Grimm's Hause in der Bellevue beisammen, bis die Verufung nach Berlin dem wieder ein Ende machte. Dies war gerade die Zeit, wo Grimm an seiner Wobrentaupe malte, die dann auch in Berlin aufgestellt wurde. Sein bester Freund in späteren Jahren war der Bildhauer Werner Henckel, dessen Gemüthsart und Kunstströmung der seinigen entsprach, und der Jahre lang Abend um Abend mit ihm eintrat, bis ihn spät noch das Schicksal nach Rom führte, wo er sich festhalten ließ. Von da an beschränkte Grimm sich zumeist auf den Familienkreis. Wie er einst begonnen, mit noch ungenühter Hand seine Schwester Lotte zu zeichnen, radirte er nun sein Enkelchen auf dem Arme der Tochter. Am liebsten erzählte und sprach er von den Zeiten, wo er in München als junger Schüler frei und doch Herz voll poetischer Gedanken das bairische Gebirge durchzogen hatte. Das waren seine mythischen Zeiten, die kein späterer Sonnenschein überstrahlte.

Von seinen Geschwistern hat ihm bis zuletzt Wilhelm am nächsten gestanden, den er auch öfter als die andern porträtirt hat. Auf einer vortrefflichen Zeichnung stellt er ihn 1822 vor seinem Schreibtisch sitzend dar. Im J. 1829 zeichnete er ihn und Jacob, beide in einer Landschaft auf einer Gartenbank sitzend, wonach in Frankfurt eine Lithographie erschien. Im J. 1837 radirte er ihn im göttlichen Professorenaltar; übrigens existiren aus vielen Jahren mehr oder weniger ausgeführte Zeichnungen, die ihn darstellen, auch ein lebensgroßes Delbild aus dem J. 1815. Jacob hat er niemals in Del gemalt. Von diesem ist unter andern eine begonnene Zeichnung an sacro vorhanden (1818), die als Titellupfer für die Grammatik bestimmt war. In den fünfziger Jahren radirte er Jacob's Kopf nach einem ganz kleinen Gemälde von Uraud, einem nicht unbekannten Maler des 18. Jahrh., der den Vater, die Mutter und andere Verwandte und so auch Jacob, als etwa vierjähriges Kind in einem Blumenboquet stehend, in ganzer Figur (die Tafel aber seinen Fuß hoch) malen mußte. Sein eigenes Porträt hat Grimm 1815 radirt.

Das Beste, was er gearbeitet hat, sind seine unmittelbar der Natur entnommenen Köpfe von Kindern, Männern und Frauen aus dem Volke. Das ist echt deutscher Charakter, der sich in ihnen ausprägt. Und so erscheint sein Talent gleichsam als die in materlicher Kraft sich manifestirende Fähigkeit, welche Jacob und Wilhelm nach anderer Seite hin besaßen. Daber auch erklärt sich Grimm's enges Verhältnis zu seinen Brüdern, mit deren Scheinbar so ganz anders gearteter Fähigkeit die seinige dennoch nahe verwandt erscheint.

(Herman Grimm.)

GRIMM (Johann Friedrich Karl), Arzt, wurde 1737 in Eisenach geboren, studirte und promovirte (Diss. de visu. 1758.) in Göttingen. Er wurde herzoglich gotha'scher Leibarzt und starb in Gotha am 28. Nov. 1821. Grimm schrieb: *Handschreiben von der Epidemie zu Eisenach in der ersten Hälfte des Jahres 1767, und den Mitteln wider dieselbe*. Hildburghausen 1768. 8. *Abhandlung von dem Mineralwasser zu Ronneburg und der Art, diese und andere eisenhaltige Brunnen wider langwierige Krankheiten zu gebrauchen*. Altenburg 1770. 8. *Bemerkungen eines Reisenden durch Deutschland, Frankreich, England und Holland*. 3 Bde. Altenburg 1775. 8. (Erschien anonym). *Hippocrates' Werke*, aus dem Griechischen übersezt und mit Erläuterungen. 4 Bde. Altenburg 1781—1792. (Unvollendet. Doch sind die echten Werke im ersten Bande enthalten.) In der *Nova Acta Nat. Cur.* T. III. et IV. findet sich *Historia febris malignae, quae in urbe et agro Isenacensi annis 1769, 1770 et 1771 epidemice grassata fuit*, desgleichen: *Synopsis methodica stirpium agri Isenacensis*.

(Fr. Wilh. Theile.)

GRIMMA, Stadt des Königreichs Sachsen im leipziger Kreisdirectionsbezirk, zwei Stunden unterhalb des Vereinigungspunktes der beiden Mulden am linken Mühlensufer in einem anmuthigen Thale gelegen und durch Natur und Kunst mit freundlichen Umgebungen reich ausgestattet, nach der Zählung vom 3. Dec. 1867 mit 555 bewohnten Hausgrundstücken und 6476 Einwohnern, durch das Finanzjahr vom 10. März 1868 unter die Mittelsstädte Sachsens versezt. Die Zunahme der Stadt ist im Verhältnis zu andern sächsischen Städten nicht bedeutend, indem man um 1821 schon 515 Häuser und 3000 Einwohner zählte; die letzten fünf Zählungen (seit 1856) ergaben 5432, 5505, 5879, 5933 und 6476 Einwohner; die letzte starke Zunahme ist durch die Bahnhofsanlagen herbeigeführt. Das Gerichtsamt Grimma hat auf 3,98 □ Meilen 20,630 Einwohner, hat große Wäldungen, aber auch viel wohlangebautes Ackerland, Wiesen und Obstdärten. Hin und wieder werden Braunkohlen ausgebeutet.

Grimma ist ursprünglich eine sächsische Anlage und kam in der ersten Hälfte des 10. Jahrh. mit seiner Umgebung durch Heinrich I. in den Besitz der Deutschen. Es wird schriftlich zuerst in einer Urkunde des deutschen Königs Heinrich IV. vom 31. März 1065 als „oppidum Grimmi, situm supra fluvium Mulda“ erwähnt. Noch damals bewohnten es Serben, und es war wegen seiner Lage an der aus Schlefien nach Thüringen führenden Hauptstraße (Königsstraße) ein zum Handel geeigneter Ort, weshalb der Bischof Eberhard zu Naumburg, welcher von dem dort aufblühenden Handel auch für den Besitz des Orts reichliche Einkünfte hoffte, den König Heinrich IV. bat, Grimma und das an derselben Straße gelegene Bischof seiner Kirche zu schenken und dabei für beide Orte das Zoll-, Markt- und Münzrecht zu bewilligen. Heinrich IV. erfüllte durch die erwähnte Urkunde seine Bitte und verlieh für beide Orte die ge-

nannten Rechte. Ueber den Einfluß, welchen die Erlaßung dieser Regalien auf die Entwicklung dieser beiden Orte übte, haben wir keine Nachricht. Grimma findet sich erst im J. 1200 wieder erwähnt in einer Urkunde, in welcher ein markgräflicher Ministerial „Ludoldus de domo Grimme“ als Zeuge aufgeführt wird. Diese Erwähnung ist in sofern von Bedeutung, als wir daraus ersehen, daß schon damals Grimma unter die Markgrafschaft Meissen gehörte. Es hatte hiernach um die Mitte des 12. Jahrh., nachdem die Wettiner die Markgrafschaft Meissen erblich erlangt hatten, ein Bischof zu Naumburg Grimma als naumburgisches Leihfiskum dem Markgrafen zu Meissen (vermutlich Conrad) überlassen, und von dem letzteren war in Grimma ein Schloß angelegt und ein Ministerial zur Vertheilung der Schloßweirhschaft und Wahrung der übrigen Interessen des Markgrafen, der öfter selbst hier Hof hielt, eingesetzt worden. Die Gründung des Schloßes mag nicht wenig zur Vermehrung der Bevölkerung der Stadt beigetragen haben, und es scheint infolge dessen dieselbe bald vergrößert und in der Weise, wie sie jetzt noch ist, angelegt worden zu sein. Wenigstens bezeugt Markgraf Diekmann in seiner Urkunde vom 30. Juli 1307 die Umgestaltung der Verhältnisse der Stadt durch den Uebergang derselben an die Markgrafen zu Meissen als einer Gründung der Stadt durch seine Vorfahren (libertatem concessimus, quam ab origine fundacionis civitatis praedictae a nostris parentibus habuerant). Bei der Markgrafschaft Meissen blieb Grimma mit dem Gebiete, in welchem es gelegen war, d. h. mit dem Osterlande, bis zu der Ländertheilung Heinrich's des Erlauchten mit seinen Söhnen im J. 1265, bei welcher er seinem zweiten Sohne Dietrich den bis dahin zur Mark Meissen gehörigen Theil des Osterlandes, und somit auch Grimma und die Mark Landberg zuwies. Nach dem Tode Dietrich's folgte ihm sein Sohn Friedrich als Erbe seines Gebietes, welches er bis zu seinem frühen Tode im J. 1291 regierte. Noch bei Lebzeiten hatte er Grimma mit seiner Pflanzung zum Wittenburg für seine Gemahlin Katharina bestimmt, welche trotz der damaligen Wirren dasselbe bis zu ihrem Tode im Januar 1303 in ruhigem Gize besaß und sogar Regierungshandlungen ausübte, wie sie z. B. im J. 1297 dem Kloster Himmleben den Kauf von zwei Dörfern bestätigte. Wenn Friedrich der Freidige am 25. Jan. 1292 in Grimma Landung hält und durch Urkunde vom 18. Mai 1293 an „seine“ Folgte im Bisig Grimma ein Gebot erläßt, scheint er entweder im Auftrage der Katharina gehandelt oder sich als wirklichen Besitzer und seine nur als Regimentserin der Einkünfte der Pflanzung betrachtet zu haben. Essentiell war er als Besitzer noch nicht anerkannt und eine Subjugation war ihm von der Stadt noch nicht geleistet worden. Nach dem Tode der Katharina betrachtete der Markgraf Albrecht von Thüringen Grimma mit seiner Pflanzung als ihm angefallen und ließ sich von dem Rathe zu Grimma unter dem 27. Aug. 1303 einen Subjugationsvertrage ausstellen, nicht um die Stadt im eignen Besitz zu behalten, sondern um sie, damit sie nicht in die Hände seiner Edhnen fallen möchte, dem von

König Albrecht für die Markgrafschaft Meissen mit dem Osterlande angelegten Reichsfürstenthum König Wenzel von Böhmen zu übergeben. Auf seine Weisung huldigte hierauf Grimma dem Könige Wenzel, welchem Albrecht die Markgrafschaft Meissen bereits verpfändet hatte, und als Wenzel die Markgrafschaft weiter den Markgrafen von Brandenburg verpfändete, auch den Markgrafen von Brandenburg. Im J. 1305 gelang es jedoch den Söhnen des Landgrafen Albrecht, Friedrich dem Heilighen und Diekmann, Grimma und Torgau wieder zu erlangen, die seitdem in Diekmann's Händen blieben bis zu seinem Tode im Dec. 1307. Für Grimma wird letzteres durch die von ihm am 30. Juli 1307 ausgestellte Urkunde, worin er der Stadt ihre Rechte und Privilegien bestätigt und durch den Umstand außer Zweifel gesetzt, daß er seiner Gemahlin Jutta Grimma mit seiner Pflege neben einem anderen nicht bekannten Schlosse zu ihrem Wittthum bestimmt hatte. Nach seinem Tode setzte sich Friedrich der Heilige in den Besitz der Stadt. Schon am 4. Febr. 1308 stellte er eine Urkunde für das Kloster Nimbschen aus. Infolge der unglücklichen Kriege mit den Brandenburgern mußte er im J. 1312 denselben Grimma, welches sie vor einigen Jahren herausgegeben hatten, wieder verpfänden, und erst im J. 1318 oder 1319 gelangte er wieder in den Besitz der Stadt. Selbsten ist sie in den Händen der Wettiner geblieben und bald von dem Markgrafen zu Meissen allein, bald im Verein mit einem oder einigen seiner nächsten Verwandten regiert worden. Als im J. 1485 die Brüder Ernst und Albrecht ihre Länder stellten, fiel Grimma der Ernestinischen Linie zu, durch die wittenberger Capitulation im J. 1547 kam die Stadt auf die Albertinische Linie, bei welcher sie seitdem geblieben ist.

Grimma und seine Pflege gehörte in der Folge noch mehrmals zu dem Wittthum markgräflicher und kurfürstlicher Wittven. Im J. 1383 verstarb Markgraf Wilhelm I. seiner Gemahlin Elisabeth Grimma zu ihrem Leidgebilde; es erzielte sich jedoch diese Bestimmung, indem sie vor ihrem Gatten starb. Im J. 1414 bestimmte Friedrich der Strengherz seiner Gemahlin Katharina neben andern Gütern Grimma zum Wittthum, und ebenso Friedrich der Sanftmüthige seiner Gemahlin Margaretha. Endlich war auch für die Gemahlin Johann Friedrich's des Großmüthigen, Elzbeta von Gleve, Grimma im J. 1528 zum Wittthum ausgelegt. Infolge der Territorialveränderung von 1547 bestimmte dafür Johann Friedrich in seinem Testamente Weimar; sie starb jedoch bekanntlich vor ihrem Gatten.

Der markgräfliche und kurfürstliche Hof verweilte oft bald längere bald kürzere Zeit auf dem Schlosse, oft nur eine Nacht, wenn er von Torgau über Grimma nach Altenburg oder nach Weimar sich begab. Auch einzelne Glieder der fürstlichen Familie lebten manchmal länger daselbst, wie Markgraf Heinrich der Graulichte und Wilhelm I. Letzterer starb daselbst am 9. Febr. 1407 und ebenso Katharina, welche am 28. Dec. 1442 hier ihr Leben beschloß. Auch wurden einige fürstliche Kinder auf dem Schlosse geboren, von welchen nur die zwei be-

kannten, Sigismund, geb. den 28. Febr. 1416, der einige Zeit Bischof zu Würzburg war, und Albrecht, geb. den 27. Juli 1443, der Ahnherr unseres Königshauses, hier erwähnt werden mögen.

Auf dem Schlosse wurden die drei Landtage von 1440, 1451 und 1458 gehalten, auf dem letzteren stiftete der Kurfürst den leipziger Neujahrmarkt. Auch fanden dort mehrere andere öffentliche Versammlungen statt. Die Verhandlungen, welche in den Jahren 1511—1546 von Abgeordneten der beiden sächsischen Linien öfter in Grimma gehalten wurden, fanden, wenn sie Irrungen zwischen beiden Linien betrafen, nicht auf dem Schlosse, sondern auf dem Rathhause statt, wo z. B. der bekannte grimma'sche Nachtpruch vom 17. Juli 1531 abgefaßt wurde. Seit der Mitte des 16. Jahrh. hat der Besuch des Schlosses durch die fürstliche Familie aufgehört. Nachdem es die Schweden 1644 im Innern verwüstet hatten, wurde es nur zum Theil wieder bewohnbar gemacht. Die Kapelle im Erdgeschoß wurde 1727 zu einer Commissionstube eingerichtet, seit 1747 als Amtsstube, jetzt als Archiv benutzt, nachdem im J. 1846 die oberen Räume ausgebaut und die Amtskorale in die erste Etage verlegt sind. Im J. 1801 wurde das neu errichtete Rentamt und im J. 1869 die Bezirkssteuerannahme im Schlosse untergebracht, und in Folge des Neubaus im J. 1846 ist auch Raum zu einigen Beamtenwohnungen gewonnen worden.

Außer dem Amte, dessen Errichtung ins 12. Jahrh. zurückweicht, haben in neuerer Zeit zwei andere königliche Behörden in Grimma ihren Sitz: seit 1816 eine Amtshauptmannschaft und seit 1835 ein königliches Hauptsteueramt. Das Postamt wurde 1700, die Telegraphenstation 1858 eingerichtet. — Garnisonort ist Grimma seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. — Die Eisenbahn von Dorsdorf bis Grimma wurde am 14. Mai 1866 eröffnet, später die Dresden fortgesetzt; der Bahnhof liegt auf dem Plateau südwestlich von der Stadt.

Die Stadt Grimma hatte durch ihre Lage an der erwähnten Königsstraße nicht nur erleichterten Verkehr und Verdienst durch die Einfuhr solcher, welche diese Straße zogen und mit Fuhrwerk von derselben nicht abwenden durften, sondern auch Gelegenheit zum Handel, da die Waaren, welche aus Polen, Schlessen u. s. w. kamen, die Stadt passieren mußten. Sie scheint auch einige Zeit das Niederlagsrecht für Waaren gehabt zu haben; schon die ehemals vorhandenen Kaufmannen weisen darauf hin. Aber schon in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. wurden die Kaufmannen wüthe genannt und zu andern Zwecken verwendet. Grimma's Handel war von dem ruhigen Leipzig schon längst überflügelt worden. Denn es ist eine ganz gründliche Angabe, welche Wünsche dem Brottuff nachgeschrieben haben, daß im J. 1387 die Messe von Merseburg in Folge einer während des Marktes dort entstandenen Feuersbrunst nach Grimma verlegt und zu Anfang des folgenden Jahrhunderts nach Landau und erst dann nach Leipzig gekommen sei. Dagegen ist der Stadt Grimma das Stapelrecht für Heu und Holz waaren, welche auf der Elbe und Fischpau in die

Rulde geköstet werden, seit dem 13. Jahrh. bis auf unsere Zeit geblieben. Vermöge dieses Rechts der Stadt waren die, welche Holz in die Rulde flösten, gehalten mit allen ihren Flößen nach Grimma zu fahren und dieselben am Wehre oberhalb der Strohühle anzuhallen und an Grimma'sche Bürger zu verkaufen. Wenn ein Flößer bei hohem Wasserstande aus Unvorsichtigkeit über das Wehr hinabfuhr, wurde er von dem Rathe zu Grimma gestraft, ebenso wenn er etwas von seinem Flöße unterwegs verkauft hatte. Die Stadt mußte wegen ihres Stapelrechts viel processiren, hat dasselbe aber immer behauptet. Dieser Holzhandel war in früheren Jahrhunderten sehr stark und brachte den Bürgern einen ebenso einträglichen wie bequemen Erwerb; noch in unserem Jahrhundert war er nicht unbedeutend, denn in den Jahrhunderten von 1812—1831 kamen noch 1187 Flöße (ein Flöß enthielt gewöhnlich 20—30 Schock Bretter oder einige 20 Baumstämme nebst 8—10 Schock Bretter) bei Grimma an, 1854 noch 20, im J. 1863 nur ein einziger; seitdem hat man kein weiß gesehen. Die Regierung suchte im J. 1833 dieses Stapelrecht abzuschaffen, sah aber nach längeren Verhandlungen mit den Vertretern der Stadt, die eine zu hohe Entschädigung forderten, im J. 1838 von der Absicht ab.

Die Gewerbe, welche jetzt in Grimma betrieben werden, sind der Zahl und Beschaffenheit nach dieselben wie in andern Städten ähnlichen Umfangs. Am stärksten wird jetzt unter den Gewerben die Schuhmacherei betrieben; die Zahl der Meister betrug 1856 102; 1865 wurden 66 jüngerliche und arbeitende, 11 unjüngerliche und arbeitende gezählt. Nächst diesen sind am stärksten die Seiler und Tischler vertreten. Seiler waren 1865 11, Tischler 19 jüngerliche und 3 unjüngerliche. Die Blauschneiderei, welche schon im vorigen Jahrh. gute Erträge machte, werden noch jetzt stark betrieben und beschäftigen eine ziemliche Zahl von Arbeitern. Ebenso sind zwei Garn- und Leinwandwebereien sehr beschäftigt. Andere Gewerbe, die früher in Grimma stark betrieben wurden, sind der Stadt ganz abhanden gekommen. Die Leinwanderei, welche wahrscheinlich von eingewanderten Flämändern eingeführt wurde und mehrere Jahrhunderte hindurch das Hauptgewerbe der Stadt ausmachte, wurde zwar 1764 noch von 144 Meistern betrieben, aber 1800 zählte man nur noch 106, von welchen die meisten bloß noch Flanelle fertigten, und als in unserem Jahrhundert diese Arbeit immer weniger lohnte, stellte man sie allmählig ganz ein. Ein anderes Gewerbe, die Fabrication von Thonpfesen, welches seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Grimma ziemlich stark betrieben wurde, ging im dritten Jahrzehnt des jetzigen Jahrhunderts theils aus Mangel der Fabrikanten an Geldmitteln, theils durch die Concurrenz, welche ihnen ausländische Fabriken machten, wieder ein. Auch die Zwielfabrication, welche im 17. und 18. Jahrh. in Grimma viele Hände beschäftigte, hörte im dritten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts auf. — Noch kürzere Dauer hatten die Rattunbrudereien, welche seit 1794 in Grimma entstanden und ums J. 1820 in Stillstand geriethen.

Ein großer Theil der Bürgerschaft treibt mit Vorliebe Ackerbau. Von der ziemlich großen Flur, welche zur Stadt gehört — gegen 2800 Acker Heider und Wiesen — besitzen etwa 150 Bürger gegen 1450 Acker eigenthümlich; andere haben mehrere oder wenige Parzellen von Commungrundstücken in Pacht, die sie bebauen. Der größte Theil der Commungrundstücke — etwas über 500 Acker — ist seit 1578 zu einem Verwalter vereinigt, welches an einen Pächter ausgethan wird.

Eine ansehnliche Sparcasse, die als die vierte in Sachsen von Privatpersonen aus Aisien gegründet ist, besteht für die Stadt und Umgegend seit dem April 1826.

Während Grimma bis in die Mitte des 16. Jahrh. vielfacher Begnadigungen und Privilegien von Seiten der Landesherren sich zu erfreuen gehabt hat, woraus der Stadtkommun nicht nur ein bedeutender Grundbesitz, sondern auch ein ansehnliches Kapitalvermögen erwachsen ist, ist es auch nicht selten von Unglücksfällen heimgesucht worden. Große Brände fanden 1131, 1286, 1305, 1430, 1556, 1756 statt; große Ueberschwemmungen durch das Austreten der Mulde haben in allen Jahrhunderten nicht geringe Schäden an öffentlichen und Privatgebäuden, an Wiesen, Wegen, Brücken u. s. w. angerichtet. Es möge hier nur, als einige der größten, der von 1306, 1315, 1432 fg., 1573, 1661, 1694, 1771, 1815, 1827, 1854 und 1858 gedacht werden. In älteren Zeiten hemmten die Wasserfluthen oft auch längere Zeit durch Zerkörung der Joachbrücke über die Mulde den Verkehr. Dieser Uebelstand ist beseitigt, seit aus landesherrlichen Kosten eine massive steinerne Brücke über der Mulde erbaut worden ist, die im Januar 1719 dem Verkehr übergeben wurde. Auch durch Seuchen wurde die Stadt öfter heimgesucht, vorzugsweise stark 1463, 1547, 1551, 1563, 1626, 1633, 1637, 1680, 1772, 1813 fg. Von Kriegslästen ist die Stadt in älterer Zeit nicht unbeschwert geblieben, aber die der letzten drei Jahrhunderte, der 30-jährige, der nordische, der 7-jährige und der Napoleonische 1813 fg., haben den Wohlstand der Bürgerschaft tief erschüttert.

Eigene Verwaltung durch ein Rathocollegium erlangte die Stadt in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. Die älteste Spur von der Existenz eines Rathocollegiums ist eine Urkunde des Rathes vom J. 1292. Das jetzige Rathhaus ist im J. 1442 erbaut.

In ständlicher Hinsicht hat Grimma bis zur Reformation unter dem Bisthum Merseburg. Anfangs bildete die Stadt nicht einmal eine eigene Pfarodie, sondern war nach dem fast eine Stunde entfernten Dorfe Großbardau eingepfarrt. Die erste Kirche in der Stadt war die Kapelle im Schloß, welche Markgraf Dietrich nicht für die Stadt, sondern für das Schloß und seine Familie im J. 1218 gründete. Zu einer Pfarodie wurde Grimma erst um 1240 erhoben, nachdem mit Hilfe des Markgrafen Heinrich des Erlauchten die beiden noch vorhandenen Stadtkirchen, zu unsern lieben Frauen und St. Nicolai, errichtet worden waren. Das Patronat über die Pfarre erhielt das damals noch in Torgau be-

findliche Cisterzienser-Konnenkloster, welchem auch die Pfarre in Großbardau incorporirt war. Bei der Reformation behielt es sich der Landesherb vor. Die Kirchenreformation fand in Grimma alsbald nach dem ersten Auftreten Dr. Luther's, der unter seinen Ordensbrüdern, den Augustiner-Eremiten, in Grimma und auch sonst mehrere Freunde hatte, Anklang und an dem Pfarrer Johannes Gareysen zu Grimma einen eifrigstwilligen und seit Ostern 1523 mit seinem von der Bürgerchaft gewonnenen Diaconus W. Schreiner, der aus dem Kloster ausgetreten war, das Abendmahl unter beider Gestalt ausrichtete. Bei der ersten Kirchenvisitation, die in Grimma im Juni 1529 stattfand, hatten die Visitatoren nur Weniges von papistischem Wesen zu befechtigen; sie ordneten den Gottesdienst auf Grund des Visitationbüchleins, richteten die Knabenschule besser ein, gründeten eine Mädchenschule, errichteten ein Kirchenvermögen zur Beförderung der Geistlichen und Lehrer und zur Unterstützung der Armen und zogen die beiden Hospitäler, das Hospital des Tempelhofes zu Drossig in der Stadt, zum heiligen Kreuz genannt und das Georgenhospital vor der Stadt, zur Unterstützung und Verpflegung der Armen heran, und bestellten die hiesigen Pfarrer zum Superintendenten über die von ihnen begrenzte Diöcese. Als im J. 1534 die zweite Kirchenvisitation stattfand, sprachen die Visitatoren ihre Freude aus über das so wohl bestellte evangelische Kirchenwesen, trafen noch einige Anordnungen hinsichtlich des Kirchenvermögens und veranlaßten die Verlegung des Gottesackers vor die Stadt. Diese kam 1541 zur Ausführung und im Juli 1556 begann man den Bau der noch jetzt dorthinenden Gottesackerkirche.

Seit 1827 wird in Grimma für die Katholiken durch den Pfarrer von Leipzig Gottesdienst gehalten, Anfangs in einem Privathause, seit 1833 in der Gottesackerkirche, seit 1857 in einer auf der Nicolaigasse vom apostolischen Vicariat zu Dresden erbauten Kapelle, in welcher auch für die katholische Schule, die 1842 errichtet worden ist, und für eine Lehrerwohnung Local eingeplant worden sind.

An dem freundlichen Thale und der in demselben gelegenen Stadt fanden auch Mönche schon frühzeitig Gefallen. Die ersten, welche sich darin Eingang verschafften, waren die altgläubigen Cisterziensermonche, welche sich bei der Stadt Grundstücke erworben, in deren Besitz sie über 300 Jahre geblieben sind. Zuerst kauften sie um J. 1194 die Obermühle bei Grimma und erlangten um dieselbe Zeit auch die Niedermühle mit 30 Joch auf dem rechten Muldenufer gelegenen Wald. Bald nachher erwarben sie noch zwei andere Mühlen in der Nähe der Stadt und noch mehrere Grundstücke. Seitdem waren stets zwei Mönche jenes Klosters in der Obermühle als Mühlmeister und Mühlschreiber thätig. Als der Markgraf Dietrich 1218 die Kapelle im Schlosse errichtete, übertrug er die Beforgung des Gottesdienstes in derselben den altgläubigen Mönchen, schenkte ihnen ein Stück vor dem Schlosse auf dem linken Muldenufer nach der Ober-

mühle hin gelegenen Bodens, auf welchem sie nicht weit vom Schlosse ein Haus bauten, um von dort aus den Bedienten zu besorgen und ihrem Abte, wenn er sie besuchte, ein Absteigequartier zu verschaffen. Im J. 1500 zogen sie sich aus der hiesigen Gegend zurück, da ihnen die Güter zu engheng und zu wenig nutzbar schienen und verkauften dieselben an die Augustiner, die seit dem Ende des 13. Jahrh. neben ihnen hier ein Kloster hatten und ihnen viel Eintrag thun mochten. Aber ehe noch die Augustiner nach Grimma sich wendeten, hatte ein anderes Kloster hier seinen Sitz aufgeschlagen.

In Torgau war ein Cisterzienser-Konnenkloster, dessen Gründungsjahr uns nicht bekannt ist. Dasselbe wurde von Heinrich dem Erlauchten sehr begünstigt, und er hatte ihm das um J. 1240 von ihm zu Ehren der heiligen Elisabeth in Grimma gegründete und dotirte Hospital zum Eigenthum übergeben. Diesen Konnen wollte es um 1250 — wir wissen nicht genau warum? — in Torgau nicht mehr gefallen und sie faßten den Beschluß, mit Beibehaltung ihrer dortigen Befugnisse und Privilegien ihren Wohnsitz zu verändern. Ein Theil der Konnen begab sich vielleicht in andere Klöster, der größere Theil wendete sich entweder auf Veranlassung oder wenigstens mit Genehmigung des Markgrafen Heinrich des Erlauchten nach Grimma, wo derselbe ihr Hospital erweiterte und zum Kloster einrichten ließ, und zogen im J. 1251 in dasselbe ein. Sie schienen aber den Aufenthalt in Grimma nur als einen interimistischen betrachtet zu haben, da er ihnen nicht die Stille und Einsamkeit gewähren konnte, die sie wünschten. Denn schon im J. 1268 kauften sie von Hartung von Rieburg das Dorf Rimbösch und begannen bald dort ein Klostergebäude aufzuführen, das sie noch vor dem Ende des Jahrhunderts bezogen. In einer Urkunde vom 28. Nov. 1289 heißen sie *saactimoniales degentes in loco, qui vulgari nomine Nimböschens dicitur prope Grimme*. Noch jetzt steht in Grimma das starke steinerne Gebäude, welches während ihres Aufenthalts in Grimma ihre Kirche war, es ist die jetzige Superintendentur, in welcher sich noch Spuren des ehemaligen Kirchegebüdes in den innern Wänden entdecken lassen. In dem Kloster Rimbösch wurde bei der Kirchenvisitation von 1529 der Gottesdienst evangelisch eingerichtet; die letzten Konnen zogen im Jahre 1542 aus.

Die Konnen waren noch nicht nach Rimbösch übergesiedelt, als schon wieder ein anderer Orden, der der Augustiner-Eremiten, sich Grimma zur Gründung eines Klosters auserkühlte. Augustiner-Eremiten in Gorba erlangten von den Landesherren Grimma's, von Friedrich von Landsberg, durch Urkunde vom 23. April 1287 die Erlaubniß, sich in dieser Stadt anzusiedeln. Der Platz, welchen sie sich zur Anlage ihres Klosters und ihrer Kirche aussahen, lag am Muldenufer zwischen dem Schlosse und der Obermühle, auf dem Stück Land, welches der Markgraf Dietrich den altgläubigen Mönchen geschenkt hatte. Diese waren so gefällig und verkauften ihnen den gewöhnlichen Platz für 80 Mark freiburgischen Silbers. Das Kloster wurde, wie auch das Rimböschener,

für 40 Ordenspersonen eingerichtet. Auch die Augustiner erwarben sich im Laufe der Zeit einen ziemlich umfangreichen Grundbesitz. Nachdem infolge der Reformation schon 1522 ein ziemlichlicher Theil der Mönche das Kloster verlassen hatte, hoben die Visitatoren 1529 das Klosterwesen auf, gestatteten jedoch acht fäglichen und zum Theil hochbejahrten Mönchen das fernere Verbleiben im Kloster und ihren Unterhalt aus den Klostersgütern. Zu Michaelis 1541 fand man die zwei noch lebenden durch ein Äquivalent in Geld ab, so daß sie aus dem Kloster in die Stadt zogen. Das Amt versägte über das vorhandene Hausgeräthe und der Kurfürst Johann Friedrich schenkte die Kirche und das Klostergebäude der Stadtsgemein, welche letzteres 1543 zu Wohnungen für ihre Geistlichen einrichtete. Diese hatten aber kaum sechs Jahre darin verweilt, als das Gebäude eine andere Bestimmung erhielt.

Bekanntlich hatte der Herzog Moritz im J. 1543 die Absicht ausgesprochen, das aus den säcularisirten Klöstern erlangte Geld im Interesse evangelischer Jugendbildung zur Gründung von drei Landeschulen in seinem Gebiete zu verwenden, und noch in demselben Jahre in lezstehenden Klöstern zwei solche Schulen, eine zu Pforta und eine zu Weissen, eröffnen lassen, war aber an der Eröffnung der dritten, der zu Wertheiburg, durch den Widerstand des dortigen Bischofs verhindert worden. Doch schon aus dem ersten Landtage, welchen er als Kurfürst im Juli 1547 zu Leipzig hielt, ließ er den Ständen anzeigen, daß er in den neu überkommenen Länden noch eine Landeschule errichten wolle. In der nächsten Zeit nahmen andere wichtige Angelegenheiten, namentlich die Verhandlungen über das kaiserliche Interim und infolge dessen die Aufstellung einer evangelischen Kirchenordnung seine Thätigkeit so in Anspruch, daß er zu der Errichtung der Schule noch nicht hatte kommen können. Indessen boten gerade diese Verhandlungen ihm Gelegenheit zur Anregung der beabsichtigten dritten Landeschule. Der Kurfürst hatte nämlich, nachdem die Stände aus dem Landtage zu Leipzig am 22. Dec. 1548 die von den Theologen zu Jelle zu Stande gebrachte Agenda gebilligt hatten, eine Versammlung von Theologen, unter welchen Fürst Georg von Anhalt und Melanchthon, viele Superintendenden und Pfarrer sich einfanden, auf den Tag Philipp und Jacob (den 1. Mai) 1549 aus dem Schlosse zu Grimma anberaumt, auf welcher diese Agenda vorgelegt und angenommen wurde^{*)}. Als bei dieser Verhandlung die kurfürstlichen Räte im Auftrage des Kurfürsten erklärten, daß derselbe, wie er bisher gethan, fernsich nicht geneigt sei, die Schmädhungen ungekräft hinzunehmen, mit welchen man ihn

überhäuft und seine evangelische Beunung verdächtigt habe, und zum Beweise seiner Treue gegen die evangelische Kirche darauf hingewiesen, daß er die zwei Landeschulen gegründet und noch eine dritte gründen werde, ließ der hiesige Rath durch seinen Bürgermeister Sebalbus Müller den Kurfürsten ersuchen, die dritte Schule in Grimma zu gründen, und erbot sich zu diesem Zwecke, ihm das Klostergebäude und die Kirche abzutreten. Der Rath verstand sich auch zu mehreren anderen Förderungsmitteln, namentlich bewilligte er, daß die Hauptgottesdienste aus dem Stabkirchen in die Klosterkirche verlegt werden sollten, damit die Schule nicht nöthig hätte, besondere Geißeile anzuschaffen. Der Kurfürst nahm das Anerbieten an und ließ bald nachher Vorbereitungen zur Eröffnung der Schule treffen. Zu ihrem Unterhalte wurden die Güter der Klöster zu Nimbschen und zu Buch bestimmt und einiges Andere angewiesen. Am 1. Sept. 1550 kam der Rector der Schule M. Adam Sieber von Chemnitz in Grimma an und die andern drei Lehrer und eine Anzahl Schüler fanden sich in den nächsten Tagen ein. Der Schulverwalter Wolfgang Drechsler war schon früher zur Leitung der Einrichtungen eingetroffen. Die feierliche Einweihung der Schule erfolgte am Tage Kreuzes-Exultation, am 14. Sept. 1550. Es waren zu den 40 Mönchszellen noch 10 Zellen hinzugebaut worden. Die Schülerzahl war auf 100 bestimmt, wurde aber durch Christian's II. Schulordnung auf 96 herabgesezt. Die Alumnusstellen waren wie noch jetzt entweder Frei- oder Koststellen. Von den Freistellen besetzte der Kurfürst 7, die Besetzung von 43 Freistellen überließ er den Räten gewisser Städte; 50 Stellen waren Koststellen; das Kostgeld für eine solche Stelle betrug jährlich Anfangs 12 fl., wurde bald nachher auf 15 fl., später auf 20 fl., im J. 1833 auf 40 Thlr. erhöht. Von den Koststellen wurden später noch einige in Freistellen verwandelt. Als im J. 1684—1686 das sehr verfallene Schulgebäude im Innern erneuert wurde (die Umfassungsmauern blieben stehen), ließ der Schulverwalter Bod. eigenmächtig nur 32 (29 bewohnbare) Zellen anlegen, so daß fernsich nur 85 Schüler Aufnahme finden konnten. Seitdem gab es, außer den 43 städtischen Freistellen, 6 Priester- 9 Gnaden- 5 Familienzur- 1 Kriemetterische (Dietrichsdorfer) und 1 Lieberliche Geschlechtsstelle und 20 Koststellen. Von 1821—1828 wurde das Schulgebäude vom Grund aus neu aufgeführt und für 120 Alumnus eingerichtet, wobei man statt der früheren Zellen zu Wohnungen für die Alumnus 6 Stubrisäle baute. Im J. 1820 wurde die Anstalt auch im Innern unter dem rüstigen Rector M. Weichert umgestaltet. Während des Neubaus der Schulgebäude war das Alumnus in dem dazu eingerichteten, zwischen dem Schulgebäude und dem Schlosse gelegenen v. Döring'schen Freihause untergebracht. Am 14. Sept. 1828 wurde das neue Schulgebäude eingeweiht. Da Pforta mit einem Theile Sachsens nach dem Napoleonischen Kriege an Preußen gekommen war und mehrere bei Sachsen verbliebene Städte ihre Freistellen in Pforta und zu Preußen gekommenen Städte ihre Stellen in Grimma

^{*)} Nach der Annahme der Agenda erschien der Kurfürst Moritz persönlich in der Versammlung und äußerte dabei unter Anderem: „Esse nan kaiserliche Majestät mit der Agenda zufrieden ist, wird man sie drucken und kann auch vielen andern Kirchen dienen.“ (Weichenfels der ber. Mel. — mit Herzog Albrecht, herausgegeben von Joh. Voigt. Königsberg 1841. S. 98.) Sie ist aber damals nicht gedruckt worden, weil sich die Besetzung nicht erfüllte. Erst im J. 1809 hat sie Prof. Dr. Friedrich in der Waisenhandbuchhandlung in Halle drucken lassen.

hatten, wurde 1817 ein Austausch dieser städtischen Freistellen vorgenommen und infolge eines von Vortra herausgezählten Äquivalents in Geld die Zahl der Freistellen in Grimma um 35 vermehrt. Seitdem hatte Grimma 104 Freistellen, nämlich 28 königliche, 73 städtische und 3 abelige Freistellen, und 16 Kossellen. Im J. 1841 ist die Zahl der Kossellen um 6 (jede jährlich zu 70 Thlr.) vermehrt worden, so daß die Kossellen auf 22 und die sämtlichen Stellen auf 126 sich erhöht haben. Sogenannte Ertranger werden zum Besuch des Unterrichts schon seit den ältesten Zeiten zugelassen.

Die Schule hat in früheren Zeiten theils wegen hier grassirenden Seuchen, theils wegen nöthiger Baur, theils des Krieges wegen öfter geschlossen werden müssen; wegen Seuchen vom Jahr 1566 bis April 1567, im September und October 1580, im September 1582, 1637 vom October bis Februar 1638, 1806 vom Ende Juli bis Anfang October. Während der 1607, 1626, 1676 und 1680 hier grassirenden Seuchen wurden nur die Schüler entlassen, deren Eltern es wünschten. Wegen des Baues wurde die Schule 1619 auf einige Wochen und von Michaelis 1684 bis 15. April 1686 geschlossen, wegen des Kriegs vom October 1692 bis Mai 1693 und vom Juni 1640 bis März 1641. Im Mai 1693 leiteten nicht alle Schüler in die Anstalt zurück und seit jenem Jahre ist über 70 Jahre lang bis zum 25. März 1703 die Schule nicht vollständig gewesen, die Zahl der Alumnus schwankte zwischen 24—72; erst vom 25. März 1703 an waren wieder 84 Alumnus vorhanden. Die Schulverwalter behaupteten, daß sie wegen der flodenden Einkünfte nicht mehr Schüler ernähren könnten. Deshalb hat die Anzahl der Schüler, welche von 1550—1850 in der Anstalt gebildet worden sind, nicht viel über 6000 betragen.

In unserer Zeit ist noch eine zweite königliche Bildungsanstalt in Grimma errichtet worden, das königliche Schullehrerseminar für den leipziger Kreisdirectoratsbesitz. Das Seminar besteht jetzt aus drei Anstalten: aus dem Hauptseminar, welches am 8. Oct. 1838 eröffnet worden ist, aus dem Proseminar, nach und nach des Nebenseminar. Letzteres ist 1855 eingerichtet, und es werden in dasselbe Personen verschiedenen Standes bis zum 30. Lebensjahre aufgenommen, welche sich dem Lehrerberuf widmen wollen und dazu geeignet befunden werden.

Aufsichtsrathes über Grimma enthält die Chronik, welche unter dem Titel: Die Stadt Grimma im Königreich Sachsen, historisch beschrieben von M. Christ. Gottlob Lorenz, Leipzig 1856—1870, 8. erschienen ist.

(Christ. Gottlob Lorenz.)

Grimmdarm, f. Darm.

GRIMMEL (Elias), deutscher Maler, war zu Memmingen in Schwaben geboren und erhielt seine künstlerische Bildung in Wien. Im J. 1741 wurde er an die Akademie der Wissenschaften nach Petersburg berufen, von welcher er als Lehrer der Zeichnung nach einiger Zeit an die Kunstakademie übergang. In dieser Stellung bildete er manche Schüler und blieb nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung der künstlerischen Bil-

dung im russischen Reiche. Als Maler gebracht es ihm an erfindendsten Geiste und Geschmack. Er verlor sich in die Darstellung allegorischer Gegenstände, in denen sein Vorgefehrer, der Academie-director von Stählin, die höchste Aufgabe der Kunstdarstellung gefunden zu haben glaubte. Eine große Anzahl der Allegorien, die man in Petersburg überall angebracht findet, gehen auf Stählin und seine Akademiker zurück. Für die Entwerfung der Kirche auf Wassili-Ditrow malte Grimmel zwei Bilder: „Die Erhöhung der Schlange in der Wüste“ und eine „Kreuzigung Christi“. Er starb 1759 zu Petersburg f. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon. Bd. 5. (München 1837. 8.) S. 383.

GRIMMELKUT, auch GRUMELKUT (Johann), deutscher Dichter, geb. im J. 1448 zu Unna in Westfalen, nannte sich nach seinem Zugenbaufenthalte zu Soest Johann von Soest; auch der Name Johann Steinwari von Soest wird ihm gegeben. Wegen seiner schönen Stimme gewann ihn der Herzog von Cleve lieb und ließ ihn zu seinem Hofjungen ausbilden. Nach einigen Jahren verließ Grimmelkut den Hof seines Gönners und begab sich zu weiterer Ausbildung in der Singkunst nach Flandern, lebte einige Zeit in Brügge, wurde dann Stiftskapellan zu Ardenberg, darauf Succentor an der Kirche Unserer Lieben Frauen zu Rastricht. Er gab diese Stelle aber bald auf, um nach Rom zu gehen, dort „wo die Gesellen wol sangen in des Papsts Kapellen“, wie er in seiner geremten Biographie sagt. Der Reise stellten sich aber Hindernisse in den Weg. Da fand er zu Köln einen Gönner in der Person des damaligen Probstes von S. Gerion, des späteren Erzbischofs Landgrafen Hermann, der ihn seinem Bruder, dem Landgrafen Ludwig von Hessen, empfahl, in dessen Dienste Grimmelkut 1468 auch wirklich trat. Nach dem Tode des Landgrafen im J. 1471 wandte sich der fahrende Sänger nach Heidelberg und wurde hier, 24 Jahre alt, vom Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zum Sängerkapellmeister ernannt. Zu Heidelberg, nicht schon vorher, beginnt die schriftstellerische Thätigkeit Grimmelkuts. Hoffmann v. Fallersleben meint S. 102, daß er vorher schwedisch niederländische Dichter, durch deren Uebersetzung er sich verdient gemacht hat, in Händen gehabt hat, sondern wol durch die literarischen Beirathungen am Hofe des künftigen Kurfürsten dazu angeregt sein wird, einige niederländische Romane zu verdeutschen. Nach der heidelbergischen Handschrift, in welcher diese Verdeutschungen durch Grimmelkuts eigene Hand niedergegeschrieben sind, scheint die erste Uebersetzung des jungen Dichters die Uebersetzung der „Kinder von Limburg“ (oder: Margarete von Limburg) im J. 1470 vollendet worden zu sein. Das ist aber nach Hoffmann ein entscheidender Irrthum, ein Schreibfehler, der aller Chronologie widerspricht; es muß 1480 statt 1470 heißen, denn Grimmelkut gibt auch selber an, daß er das Gedicht im J. 1480 überreicht habe. Die ältesten Uebersetzungen scheinen vielmehr die Geschichten des Reinold und Walagis vom J. 1474 zu sein. Hoffmann hat in den Horns Belgicae V. p. 45—98 das niederländische Gedicht, welches Grimmelkut Reinold betitelt, unter

dem Titel: Renout de Montalbaen abdrucken lassen; dasselbe stammt aus nordfranzösischer Quelle und behandelte die Sage von den vier Salomonkindern in ziemlich roher Weise. Grimmelfut hat nichts daran gebessert, sondern vielmehr Manches verschlechtert. Sein Reimold ist nach Hoffmann S. 101 weiter nichts als ein ohne gehörige Kenntniss der niederländischen und hochdeutschen Sprache unternommener und ohne alles poetische Geschick und mit größter Bequemlichkeit ausgeführter Uebersetzungsversuch; es sind in der Regel die niederländischen Reimwörter verniederdeutsch beibehalten und nur hler und da durch passende hochdeutsche ersetzt. Wahrscheinlich überlegte Grimmelfut um 1476, wo Rurfschütz Friedrich starb und der noch kunstliebendere Philipp ihm folgte, in dessen Dienst Grimmelfut noch viele Jahre Singermesser und merkwürdiger Weise zugleich auch Hofarzt war, den niederländischen Dichter von Dänemark, der auch in der heidelbergischen Handschrift steht, aber nicht von der Hand des Uebersetzers geschrieben ist. Daraus erst scheint Grimmelfut sich an die: „Kinder von Limburg“ gemacht zu haben. Auch diese Uebersetzung ist nicht besonders gut. Aber Dank gebührt Grimmelfut doch dafür, daß durch ihn ein Theil niederländischer Poesie von eigenenthümlicher Richtung, wenn auch getrübt, doch vollständig erhalten ist, vergl. Hoffmann S. 103; die Avenstüre vom Dgler z. B. ist im Niederländischen ganz verschwunden. Von Grimmelfut's Uebersetzung der Kinder von Limburg findet man in Wone's Anzeigen für die Kunde des deutschen Mittelalters vom J. 1835 S. 164 — 180 eine specielle Inhaltsangabe. Das Gedicht umfaßt nach Wone 25,000 Verse in 11 Bücher getheilt und ist wie der Reimold in gemischter Sprache geschrieben, die nirgends vollständig war. Dem Gedichte eigenthümlich ist die Vermischung byzantinischen Wesens mit deutscher Heldensage; Wone S. 180 sieht darin wol nicht mit Unrecht eine Nachwirkung des lateinischen Kaiserroms auf die deutsche Dichtung.

Grimmelfut verließ übrigens später auch Heidelberg wieder und trat als Arzt in verschiedenen Städten auf, zuletzt durch Vermittelung des Pfalzgrafen Ludwig als Kreisphysikus als Stadtarzt mit 16 Gulden jährlichem Gehalt in Frankfurt am Main, wo er seine uns bis auf eine größere Fide erhaltene Lebensbeschreibung in Reimen abfasste und ein Gedicht auf die Stadt Frankfurt dichtete; er starb hier im J. 1506. Von der Lebensbeschreibung fehlt der Titel; das andere Gedicht hat die Ueberschrift: Eyn Spruchgedicht zu lob und eer der Stadt Frankfurt. Anno 1501. Beide Gedichte sind in vierfäßigen Jamben geschrieben und ohne höheren dichterischen Werth. Das Gedicht zu Ehren Frankfurts bietet höchstens ein locales Interesse; die Lebensbeschreibung ist als ein nicht unwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte der damaligen Zeit anzusehen. Abgedruckt sind sie beide in: v. Richard's Frankfurter Arch. Bd. I. vom Jahre 1811 S. 75 fg. Vergl. über Grimmelfut außer Hoffmann's Horae Belgicae V. p. 101 sq. auch Robert Stein, Grundriß der Gesch. der deutschen Nationalliteratur. 4. Aufl. Leipzig 1847. Bd. I. S. 345. (R. Pallmann.)

GRIMMELSHAUSEN (Hans Jacob Christoffel von), deutscher Romanbildner, der erste deutsche Originalschriststeller auf diesem Gebiete, geb. zu Gehlhausen im J. 1622 (vergl. weiter unten), gest. den 17. Aug. 1676 zu Renchen bei Straßburg (jetzt zum Großherzogthume Baden gehörig), wie neuerdings aus dem Totenbuche zu Renchen nachgewiesen worden ist¹⁾. Dieses Totenbuch hat unter dem angeführten Datum folgende Bemerkung des gleichzeitigen Pfarrers Kaspar Frey: obiit in Domino honestus et magno ingenio et eruditio Joannes Christophorus von Grimmelshausen praetor hujus loci et quomvis ob tumultus belli nomen militas dederit et pueri hinc inde dispersi fuerint, tamen hic casu omnes convenerunt, et parens sancto Eucharistiae pie munus in obiit et sepultus est, cuius anima requiescat in pace. Sein Todesjahr wurde bisher verschiednen angegeben; meist galt das Jahr 1669 als solches.

Wie die Chronologie dieses seltsamen Mannes, so ist auch sein Name bis in die neuere Zeit unklar gewesen. Das Totenbuch hat auch hierüber sichere Auskunft gegeben. Die Verwirrung in der Namensgebung ist durch Grimmelshausen selbst veranlaßt worden, der seinen Namen oft anagrammatisch veränderte und in merkwürdiger humoristischer Laune seinen verschiedenen Schriften verschieden vorgelegt hat. Die verschiedenen Namen, die er sich beilegte hat, sind folgende: Samuel Greiffson von Hirschfeld, den noch E. v. Baffow in seiner Ausgabe von 1836 als den echten gelten läßt; German Schelsheim von Sulefort; Philarchus Grossus von Frommenheim; Signeur Neßmahl; Michael Regulin von Erdmorsdorf; Ulrich Einsfeld von Grusenheim; Simon Kengtsch von Hartensfeld; Israel Frommschmidt von Hugenfeld; Melchior Sternfeld von Huchshaim; Sylvanber; Urban von Wurmsfeld auf Stummdorf; vergl. Simplicissimus Christoph's v. Grimmelshausen, herausgegeben von W. Keller. Stuttgart 1854. Bd. II. S. 1129. Einen wirklichen Namen hat Grimmelshausen zuweilen auch gebraucht, z. B. in der Schrift: „Diebwalt's und Anekliden Lieb- und Leids-Beschreibung“, Ausgabe von 1683.

Manche Irthümer aber das Leben Grimmelshausen's sind durch das sechste Buch seiner Hauptschrift: „Simplicissimus“ entstanden. Diese Schrift umfaßte in der ältesten Ausgabe von 1669 nur fünf Bücher. Im J. 1669 nun erschienen zwei Originalausgaben. Die zweite derselben enthält erst ein sechstes Buch, und diesem sechsten Buche ist in allen Ausgaben ein Beschluß angehängt, welcher dem Leser mittheilt, daß sich dies Buch unter den nachgelassenen Papieren des Verfassers gefunden habe; der wahre Name desselben sei gewesen Samuel Greiffson von Hirschfeld; er habe sein Buch in seiner Jugend zum Theil geschrieben, als er noch ein Wustler gewesen, und die ersten fünf Bücher bereits bei seinen Lebzeiten in Druck gegeben; weshalb er aber seinen wahren Namen anagrammatisch in German Schels-

1) Durch W. v. Baffow in den: Blättern für literarische Unterhaltung vom Jahre 1847. S. 1091.

heim von Sulzofort umgelegt habe, wisse der Herausgeber nicht; vergl. Passow 1843, Nr. 260. Grimmelshausen ist aber dieser Herausgeber selber; in echt humoristischer Weise sucht er also den Leser hinsichtlich des Autors an der Nase herumzugreifen²⁾; zugleich zeugt es von einer großen Bescheidenheit, den Namen zu verdecken, die weit entfernt von der Autorentitel seit späteren Jahrhunderten bei den Deutschen ist.

Was die Jugend des Verfassers betrifft, so ist er nach der Vorrede zu einer Ausgabe seines „Sätzlichen Itzgram“ von 1687 von seinem zehnten Jahre an Aussetzer gewesen und ohne alle wissenschaftliche Bildung aufgewachsen. Man hat nicht mit Unrecht angenommen, daß sein Roman „Simplicissimus“ gewissermaßen eine Selbstbiographie ist; einzelne Episoden und der allgemeine Verlauf desselben scheinen auch wirklich aus seinem Leben entnommen zu sein³⁾. Gleich der Anfang, der im Speffart spielt, enthält Mittheilungen aus seiner frühen Jugend. Auf dem Titel von „Dietwals“ und Amelinden Lieb- und Leids-Beschreibung“ (1683) nennt er sich H. J. Christophel von Grimmelshausen, Gelnhausanus, also also aus Gelnhausen⁴⁾ gebürtig. Das stimmt zum Simplicissimus, in welchem Buch 1, Cap. 1 fg. und Buch 5, Cap. 8 vom Simplicissimus erzählt wird, daß er als Sohn eines Bauern im Speffart aufgewachsen ist und als Kind bei einem Pfänderungsbuge schwedischer Reiter, welche Haus und Hof verwüsten und verbrennen, die Flucht ergreift. Er kommt zu einem Einsiedler, bei dem er zwei Jahre bleibt (Buch 1, Cap. 12), aber nichts weiter lernt als ein gutes Christenthum und geläufiges Deutsch, vergl. Keller S. 80 fg. Bald nach dessen Ableben verläßt er den Speffart und kommt unweit Gelnhausen (welches S. 115 wol nicht ohne Beziehung genannt wird) in die Ebene, kurz nach der Schlacht von Nordlingen. Hiernach wäre die Gelnhäusern seines „väterlichen“ Hauses im Speffart um das Jahr 1633, der Eintritt in die Welt bei Gelnhausen in das Jahr 1635⁵⁾ zu setzen. Die Zeit seiner Geburt erfahren wir erst später im 5. Buch, Cap. 8, wo er seinen „Vater“ wiedertrifft und von ihm erfährt, daß er nicht sein Sohn, sondern zur Zeit der Kämpfe Illus mit Mansfeld und Gelnhausen von Braunshweig am Oberrhein im J. 1622 (bei Höchst⁶⁾), vergl. S. 133 u. 177 von einer flüch-

tigen Edelknecht, Susanna Ramsau, die ihren Mann in der Schlacht verloren, im freien Felde geboren sei; seine Mutter sei gleich nach der Geburt gestorben und der Bauer habe ihn darauf an Kindesstatt angenommen. Da Grimmelshausen durchaus keine Ursache hat, hierin die Unwahrscheinlichkeit zu sagen, so ist das Jahr 1622 als sein Geburtsjahr geradezu unanfechtbar⁷⁾, oder aber, man darf fernerhin keine einzige Keitz im Simplicissimus auf Grimmelshausen's persönliche Verhältnisse beziehen.

Bald nach dem Tode des Einsiedlers geräth der junge Grimmelshausen in die Gewalt schwedischer Truppen zu Hanau; den Namen Simplicius (und Simpler), unter dem er hier auftritt⁸⁾, hat er wahrscheinlich schon von dem Einsiedler (der, wie sich herausstellte, sein Vater war) erhalten.

Die weiteren Lebensschicksale des Dichters scheinen, wie schon bemerkt, zum Theil in dem Romane Simplicissimus benutzt zu sein und stehen im Zusammenhang mit dem abenteuerlichen Treiben der Zeit des 30jährigen Krieges. Beim Friedensschlusse war er nicht über 26 Jahre alt; wo er nun lebte und was er nun trieb, ist nicht erweisbar. Zehn Jahre vor seinem Tode finden wir ihn als bischöflich fräburgsigen Schultheiß (ober Praetor) in Rendsen, einen Namen, den er meist in „Rheinmet, Gerheim oder Herchen“ verdeckt. Er war verheirathet und hatte mit seiner Frau mehrere Kinder⁹⁾. Von seiner amtlichen Thätigkeit ist in Rendsen noch eine von ihm unterm 13. Oct. 1667 entworfenen Mühlenordnung aufgefunden worden, vergl. Passow a. a. D. 1847, S. 1092. Hinsichtlich seiner Confession¹⁰⁾ entscheidet das Todtenbuch zu Rendsen und seine Anweisung darauf für die katholische; früher hielt man ihn auch für einen Protestanten. Jedemfalls ist er als Katholik gestorben, denn als Schultheiß des Bisthums Straßburg mußte er der katholischen Kirche angehören. Im Uebrigen dachte er über Religion sehr frei, und das ist bei seinem Leben im Kriege, wo er so viele schlechte Katholiken wie Protestanten zu beobachten Gelegenheit fand, sehr erklärlich. Im Simplicissimus finden sich zahlreiche Belege dafür, daß er weder das katholische, noch das evangelische Bekenntniß für das rechte hält. Beiden Religionsparteiern läßt er S. 400 (Buch III. Cap. 5) durch

Sichst hat jedoch nicht Mansfeld, sondern Christian von Braunschweig gefochten.

2) Er spricht das auch in einem Sonnet aus, welches hinter der Vorrede zu „Dietwals und Amelinden Lieb- und Leids-Beschreibung“ vom Jahre 1683 steht (vergl. Keller II. S. 1129): „Der Grimmelshausen mag sich wie auch bey den Alten Der alle Vorleser thut, in mancherley Schelten Verändern wir Er will, so wird Er doch erlöst.“ 3) Nach Keller höchst ohne Weiteres Einzelnes über Grimmelshausen aus dem Simplicissimus, 1. v. u. S. 273 die Thatsache, daß Grimmelshausen von langer Figur gewesen sein muß, vergl. S. 1130. 4) Als in Gelnhausen geboren nennen ihn auch die Vorrede der nicht von Grimmelshausen selber besorgten Ausgaben, vergl. u. v. Keller S. 35. Den früheren Nachweis darüber hat zuerst Schiermeyer in den Hülfsden Jahrbüchern vom Jahre 1638, Nr. 52 fg. gebracht; vergl. dazu Passow, Blätter für liter. Unterhaltung, 1843, Nr. 261. 5) Dazu stimmt die eigene Angabe Grimmelshausen's in seinem „Gwinnzundern Wolken“, vergl. Passow a. a. D. 1843, S. 1043. 6) Bei

7) Hinsichtlich des Geburtsjahres kommt Passow (a. a. D. Nr. 261) nicht über das Mittelst hinaus, daß er vor 1655 angesehen ist; Dörfler, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, Bd. 2. Dresden 1862, S. 506 laßt „um 1625“. 8) Vergl. S. 124. Nach Keller S. 200 erhielt er erst durch die Schmettern den Superlativ-Namen Simplicissimus. 9) Seine Familie ist zu Rendsen noch später nachweisbar. In dem großherzoglich badischen Landesarchiv zu Karlsruhe findet sich ein Kaufbrief von 1711, den ein Christoph von Grimmelshausen, vielleicht der Sohn unseres Schriftstellers, damals Hauptmann und Postmeister zu Rendsen, ausgestellt hat, vergl. Keller S. 1132. 10) Passow 1843, S. 1046 hält ihn für einen Protestanten. Den Dialog mit dem Pöccer darauf anzupassen, erscheint mir aber als verfehlt; ich habe in ihm nur den größten Indifferentismus nicht gerade gegen die Religion überhaupt, sondern gegen die Confessionen. — Keller S. 1130 spricht sich für Katholicismus aus.

beiden ältesten Schriften Grimmelshausen's wol selbst nicht gesehen hat¹⁹⁾. Die „Traumgeschichte von Dir und Mir“ liegt mit nämlich in der ältesten Auflage vom Jahre 1660 in 12. (ohne Ort) vor; das Exemplar gehört der königl. Bibliothek zu Berlin. Der Verfasser ist hier nicht genannt. Der Titel heißt nicht, wie z. B. Gerdete S. 507 angibt, Traumgeschichte, sondern „Traumgeschichte“; also liegt kein Anklang an Mescherosch's „Geschichte“ vor; er lautet vollständig so: „Traum-Geschichte / von Dir und Mir. Edmann / Kurze und kurzweilige Beschreibung Der zuvor unerhörten Reise Welche Herr Bilgram von Hohen Wandern ohnlängsten in die Neue Ober-Welt des Wonds gethan. Sehr nützlich / lustig un nachdentlich zu lesen. Gedruckt im Jahr 1660.“ 12. Die Traumgeschichte umfaßt S. 1—83, hat aber noch einen Anhang von S. 84—103 unter dem Titel: „Traum-verantwortlicher Anhang.“ Dann folgt, aber mit eigenem Titel („Kurze u. s. Beschreibung der zuvor ic.“) und mit eigener Paginirung die Reise des Herrn „Bilgram von Hohen Wandern“ in die Neue Ober-Welt des Wonds, von S. 1—71.

1) Was den Inhalt der Traumgeschichte betrifft, so ist es nach einer langweiligen und steif-künstlichen Einleitung ein Traum, den der Verfasser gehabt haben will, und in dem das damalige weltliche Treiben, besonders das Nachahmen französischer Sitte, getabelt wird. Verschiedene Personen passen Neue, ein junger Lebemann, seine „Liebste“, ein Pfarrer, ein Bauer u. s. w., aber das Ganze ist zusammenhanglos und langweilig in die Breite gezogen; die verbe Sprach des Simplicissimus ist nicht zu verkennen, aber etwas Abgerundetes, wie der Simplicissimus doch zum Theil ist, wird nicht geboten. Werthvoll ist es, daß mehrmals Anspielungen gerade auf braunschweigische²⁰⁾ Lebensarten und Schwänke vorkommen.

2) Die Reise des Herrn Bilgram von Hohen Wandern in die Neue Ober-Welt des Wonds beginnt mit einer ziemlich langweiligen Einleitung, welche wie das vorige Schriftchen dadurch langweilig wird, daß an einzelne, nicht wesentlich zur Sache gehörige Bemerkungen lange Betrachtungen geknüpft werden. In der Wondstadt Hellmond angekommen, ergötzt sich der Reisende mit seinem Wirth in einer langen Unterhaltung voller Ausfälle gegen die Schweden und ihren König und ihren Krieg mit Dänemark und Polen. Dann wird an einem Geislichen der Wondwelt gezeigt, wie entartet die Geislichen der Erde seien. Darauf wird der Herrscher der Wondwelt vorgeführt und werden an ihm

Eigenschaften, die den damaligen Herrschern der Welt abgingen, nämlich Keuschheit, Mäßigkeit und Freigebigkeit, gerühmt, dabei die weltlichen Hofleute ebenfalls rüchig mitgenommen, so daß die Hofleute im Wonde sich sehr verwundern. Nur die Frauen im Wonde sind nicht viel besser als die auf der Erde, sie sind puschlich und haben den Modeteufel. Doch sind sie häuslich und nicht leicht zu verführen, wie die Correspondenz am Schlusse zeigt.

Die vorige, wie diese Schrift, überhaupt seinen Standpunkt als Schriftsteller charakterisiert der Verfasser am besten selber, wenn der Bilgram im Wonde in einem Gespräch mit Buchhändlern S. 63 sagen läßt: „Heutiges Tages lesen schier die Bücher am besten zu vertreiben, welche etwas kurzweilig, lächerlich oder auch nährlich und ungeheiß²¹⁾ seien.“ Unverkennbar steht auch der Bilgram seiner Sprache und dem Gebrauche nach, auch dem der Verfasser seine Anspielungen entnimmt und in dem er gern verweilt, das Gepräge der echten Schriften, aus denen des Verfassers Name genannt ist. Solatenkisse werden gern angebracht; auch etwas von der im Kriege ausgebildeten Gaunerprache S. 47 sq. zum besten gegeben. Ich möchte des Bilgram von Hohen Wandern Wondreise über die „Traumgeschichte“ stellen, sowohl was die Erfindung im Ganzen wie die Ausführung im Einzelnen betrifft.

3) „Schwarz und Weiß oder der satirische Bilgram“ vom Jahre 1666 wurde bisher als die älteste nachweisbare Schrift Grimmelshausen's angesehen; in der Ausgabe vom Jahre 1684 fehlt aus dem Titel „Schwarz und Weiß“. Die Vorrede dazu ist vom 15. Febr. 1666 datirt und die bedeutendsten Kritiker (Schäfermeyer, Passow und Keller) erklären dies für die früheste Zeitangabe in allen simplicianischen Schriften. Der „Satirische Bilgram“ ist eine der schwächeren Leistungen des Humoristen, dessen eigentliche Stärke im Roman liegt. Sie enthält in zwanzig Capiteln (oder zwei Büchern zu je zehn Capiteln) vorwiegend mißiges Gedankenpiel und brummt mit toder Gleichsamkeit. Jedes Capitel zerfällt in „Sag“, „Gegen sag“ und „Nachklang“ und behandelt einen verschiedenen Gegenstand, z. B. I. Cap. 1: „Von Gott und dessen Lob“; I, 2: „Von den vier Zeiten der Welt und sonderlich der Regieren“; I, 3: „Von dem Menschen, wozu er erschaffen, und dessen Werken“; I, 4: „Von den Bauern und ihren Verträgen“; I, 6: „Von Tanten, dessen Ursprung und Lob“; II, 1: „Von der Poeterei und derselben Vortrefflichkeit“; II, 2: „Von Geschick und dessen wie auch des Schicksalspüßers nützlichem Gebrauch“; II, 3: „Von der Liebe, ihrer Eigenschaft und Wirkungen“; II, 4: „Von Tabak, woher derselbe komme, und

21) Es ist damit nicht die Darstellung selber, sondern das Tölpelhafte, Ungeheißere der darzustellenden Gegenstände gemeint. — Uebrigens lagen dem Dichter bei diesen wie bei anderen Dingen wahrscheinlich französische Quellen vor oder waren wenigstens die Schriften von Mescherosch ein anregendes Vorbild; vergl. Passow 1843. S. 1068.

19) Ich schließe das wol mit Recht aus der Titelangabe bei Gerdete und darf deshalb und weil, wie unter 3) gezeigt werden wird, die Literaturhistoriker diese Schriften bisher in der ältesten Ausgabe wenig oder gar nicht berücksichtigten, wol etwas näher auf diese ältesten Schriften Grimmelshausen's eingehen. 20) Eine Anspielung auf Braunschweig kommt auch im „Bilgram von Hohen Wandern“ vor, wo es S. 24 ganz ebenso wie in der Traumgeschichte heißt: „Ich mußte hierüber lachen und gedachte ich fernem begnadtem Braunschweiger, der einen Kadelosen vor einen Jakobsoberbruder angesehen.“

wozu er diene.“ Diese Ueberschriften zeigen, welches Sammelcurium der Pilgrim ist. Unter „Sag“ behandelt der Verfasser jedesmal das Gute des von ihm aufgeworfenen Gegenstandes, im „Gegensatz“ setzt er sein Böses aus einander, und im „Nachklang“ hält er Abrechnung zwischen beiden, vergl. Passow 1843. S. 1057. Im Simplicissimus wird auf diese Schrift Bezug genommen; andererseits kommt in ihr schon eine Stelle aus dem Simplicissimus vor, ein Beweis, daß Grimmelshausen schon 1667 an letzterem arbeitete, vergl. Passow 1843. S. 1044 und Keller S. 1134.

4) 1667 erschien der „Kausche Joseph“, erst allein, dann mit einer Fortsetzung über seinen Diener „Musai“. Der vollständige Titel ist natürlich länger und lautet mit einigen Auslassungen: „Des Vortreflich Kauschen Josephs in Egypten, Erbauliche, recht außsüßliche und viel vermehrte Lebensbeschreibung, u. f. w., erriesemals mit großer und unverdrossener Mühe zusammen getragen von Samuel Gressfain von Hirschfeld. Nunmehr aber wiederum auß neue vom Autore übersehen verbessert, und sammt des unvergesslichen Josephs getreuen Schaffners Musai Lebens-Rausch. Vermehret, dem Curiosen Leser sehr anmuthig, lustig und nüglich zu betrachten wolmeinem mitgetheilet.“ Nürnberg 1671. Welchen Inhalt dieser Roman hat, zeigt der Titel; wie er verarbeitet ist, werden wir bei der Charakteristik Grimmelshausen's als Romanschreiber sehen. Die Zeit des Erscheinens ist übrigens nicht ganz sicher, vor 1669 fällt sie aber; die Fortsetzung über Musai ist sicherlich wol erst 1668 veröffentlicht worden.

5) 1667 arbeitete Grimmelshausen die rechenere Mühlenordnung aus. Möglicher Weise ist in diesem Jahre schon der „Stolze Welcher“ erschienen, vergl. Keller S. 1135.

6) Im J. 1668 erschien zu Frankfurt a. M. in Duobey ein Roman: „Almerinde“, der nach Koch, Compendium der deutschen Literaturgeschichte. Berlin 1798. Band II. S. 258, dem Passow 1843. S. 1044 bestimmt, dasselbe Buch wie Dietwald und Amelinde von unserem Dichter sein soll. Keller S. 1135 ist unentschieden und nimmt an der Zueignung des letzteren Romans, die aus dem Jahre 1669 stammt, mit Recht Anstoß. Goedeke S. 507 weiß den früheren Titel deshalb ganz aus der Reihe der Schriften Grimmelshausen's. — Im J. „1668 tritt der Simplicissimus zuerst auf“, bemerkt Keller S. 1135, ob aber „gedruckt“, wird nirgend bemerkt. Es ist damit aber nur die Vollendung des Manuscripts gemeint, nicht das Erscheinen im Druck. Das darf man aus dem Umstande schließen, daß der Schluß der bisher nachweislich ältesten Ausgabe vom Jahre 1669 das Datum „den 22. Aprilis Anno 1668“ trägt, der Titel aber nicht das Jahr 1668 enthält, vergl. Keller S. 1001. An jenem Tage beschloß der Verfasser das sechste Buch des Simplicissimus, nach seiner eigenen Angabe. Keller selber S. 1135 möchte statt 1668 lieber 1669 lesen. Es ist jedenfalls unvorstellbar, daß schon im J. 1668 eine Ausgabe des berühmten Romans im Druck erschienen ist.

7) Noch vor dem Simplicissimus fällt in das Jahr 1669 der Roman „Dietwald und Amelinde“. Hier liegt hinsichtlich der Chronologie ein ähnliches Verhältniß vor wie beim Simplicissimus. Die Zueignung datirt vom 1. mertz 1669; nach Keller S. 1135 ist das Buch aber vielleicht erst 1670 gedruckt. Und allerdings stammt auch die erste nachweisbare Ausgabe aus dem Jahre 1670; sie führt den Titel: „Dietwalds und Amelindens anmuthige Lieb- und Leidsbeschreibung, Samt erster Vergrößerung des Weltberühmten Königreichs Frankreich.

Den	{	Gottseligen erbaulich	} zu lesen.
		Curiosen lustig	
		Historisch annehmlich	
		Vertraulich tröstlich	
		Verliebten erbaulich	
		Politisch nützlich	
		und der Jugend ohnedertlich	

Zusammengesucht v. von H. J. Christoffel von Grimmelshausen, Gelnhausen. Nürnberg, Verlegt und zu finden bey Gessneren, Im Jahr Christi 1670.“ — Was den Inhalt des Romans betrifft, so spielt er um das Jahr 480 in dem gothischen und fränkischen Reiche; Dietrich von Bern, Othobowig und andere Helden treten darin auf. Es verlohnt sich vielleicht der Mühe, diesen Roman darauf hin zu untersuchen, ob Grimmelshausen seinen resp. Stoff der zu bekannten Quelle der Dietrichsage oder anderswoher entnommen habe. Der Inhalt im Allgemeinen zeigt, daß der Verfasser in der Geschichte jener Zeit gar nicht unbewandert war. — Seiner Bedeutung nach gehört der Roman mit dem schon genannten „Joseph“ und dem späteren „Porcius und Symplia“ zu den sogenannten Kunstromanen, welche durch Philipp von Jesen in Deutschland eingeführt worden waren und durch Andreas Heinrich Buchholz, Herzog Anton Ulrich von Braunshweig, Lohenslein und Jiegler vertreten wird. Die Stoffe werden euseernten Zeiten entnommen, besonders gern der byzantinischen, jüdischen und älteren französischen Geschichte resp. Sage. Wenig Erfindung, hohle, bombastische Form und triviale Breite zeichnen sie aus. Hien gegenüber steht der Schelmenroman, der aus dem Volksleben erwachsen ist. Grimmelshausen war eine viel zu urwüchsige und satirische Natur, um sich an die Bearbeitung des Kunstromans genügen zu lassen. Schon seine der Richtung des Kunstromans angehörigen Arbeiten sind nicht so trocken und kess, wie z. B. der Großfürst Hercules von Buchholz oder: Arminius und Isobinda von Lohenslein. Aus der Schelmenroman des Kunstromans und des urwüchsigen deutschen Schelmenromans entstand Grimmelshausen's Simplicissimus.

8) Der Simplicissimus erschien zuerst in fünf Büchern unter dem Titel: „Der Abenteuerliche Simplicissimus, Teutsch, das ist: Die Beschreibung des Lebens eines seltsamen Vaganten, genannt Welcher Sternfels von Fuchshaim, wo und welcher gestalt Er nemlich in diese Welt kommen was er darin gesehen, gelernt, erfahren und aufgefunden, auch warum er

solche wieder freiwillig quittirt. Ueberaus lustig, und mannlich nützlich zu lesen. An Tag geben Von German Schleichheim von Sulzfort. Mondelgart, Gedruckt bey Johann Billion, Im Jahr MDCLXXIX." 618 Seiten in 8mal Duodez²¹⁾. Exemplare sind selten; die königl. Bibliothek zu Berlin hat eine. Noch in demselben Jahre erschien eine neue Ausgabe, welche die fünf Bücher der ersten Ausgabe auf 608 Seiten, dazu ein sechstes Buch enthält; sie war ebenfalls in Wimpelgard gedruckt. Das Buch wurde gleich nach seinem Erscheinen nachgedruckt, wie der Verfasser in einer Ausgabe von 1671 selber klagt. Die Nachfrage nach der Schrift muß gleich nach dem Erscheinen ungemein stark gewesen sein. Das zeigt schon der Umstand, daß Grimmelshausen noch im J. 1669 nicht nur die zweite Ausgabe in 6 Büchern veranstaltete, sondern auch das sechste Buch als sogenannte „Continuatio“ zweimal besonders herausgab²²⁾ und außerdem vielleicht noch zwei Gesammtausgaben, also eine 3. und 4., in dem Jahre 1669 veranstalten mußte, vergl. Keller S. 1136 — 1140, der jedoch S. 1139 die beiden letzten Ausgaben theils für Nachdruck, theils für unecht erklärt. Der Simpliciismus hat noch mehr Auflagen erlebt und später durch fremde Hände eine Menge moralisirender langweiliger Fußfäße erhalten, durch welche der Werth des Buches sehr verdunkelt wurde, bis endlich Keller durch seine kritische Ausgabe dies Original von dem Wust befreite und wieder zu Ehren gebracht hat. Der Roman als solcher ist zwar verschiednen beurtheilt worden, aber die bedeutendsten neueren deutschen Schriftsteller sprechen ihm eine hohe Bedeutung nicht mit Unrecht zu, sodaß wir noch einige Aengstliche bei ihm verwellen müssen, um seinen Inhalt und seine Bedeutung in der deutschen Literatur darzulegen.

Schon der Titel zeigt, daß der Simpliciismus die Schicksale eines Vaganten enthält; dieser wird in der ersten Person redend vorgeführt.

Der Held ist als der Sohn eines Bauern im Speßart aufgewachsen und kennt von der Welt weiter nichts, als die Schafe, Ziegen und Schweine, die er gebüht, und die paar Menschen, welche aus dem Hofe seines Vaters (oder Knaus, wie er ihn nennt) leben. Der in Deutschland tobende dreißigjährige Krieg hatte den Speßart bisher unberührt gelassen. Da bringen endlich (nach der Schlacht bei Nördlingen, wie wir später erfahren) schwedische Reiter, welche sich auf der Flucht verirrt hatten, in die Einsamkeit auch dieser Stelle Deutschlands ein, plündern Haus und Hof des väterlichen Gutes und plagten die Bewohner desselben auf das

Schrecklichste. Der Knabe entflieht in den Wald und irrt Tage lang umher. Ganz unbekannt mit der Welt, hatte er schon die schwedischen Reiter als seltsame Geschöpfe, die mit dem Pferde verwachsen seien, angesehen; auch auf der Flucht erschrickt er sehr, als er auf den ersten Menschen in der Person eines Einsiedlers stößt. Bei diesem Einsiedler, der, wie sich später erweist, sein Vater ist, bleibt er längere Zeit. Er sieht hier zuerst eine Dibel mit Bildern und hält in seiner Dummheit die Figuren auf ihnen für lebend. Beim Einsiedler lernte er auch lesen, aber nur religiöse Sachen, und gut Deutsch schreiben. Der Einsiedler, der ihm wegen seiner Einsamkeit den Namen Simplicius gegeben hatte, starb schon nach zwei Jahren. Der Pfarrer im benachbarten Dorf war die einzige Person, welche der Knabe durch den Einsiedler kennen gelernt hatte. Bei ihm will Simplicius sich Rathes erholen, findet aber das Dorf in vollen Flammen stehen und den Pfarrer durch herumziehende Reiter gefangen; nach S. 116 (der Ausgabe Keller's) war das kurz nach der Schlacht bei Nördlingen im J. 1634. Er kehrt nun in seine Einsiedelei zurück und führt das Einsiedlerleben weiter. Bald wird aber auch sein Zufluchtsort von Soldaten entsetzt und geplündert. Er irrt nun umher und kommt endlich nach Gelnhausen, welches ausgeplündert und zum Theil verbrannt ist. Auf dem Weiermarisch nach Hanau zu wird er von Wustketzern ergriffen und in die damals von Schweden besetzte Festung Hanau geführt. Sein wunderlicher Kufzug, die verwilderten Haare, der aus Hiden bestehende Einsiedlerrock, das einsilbige Wesen erregten einen Auflauf in der Stadt. Man hielt ihn theils für einen Narren, theils aber auch wegen seiner wunderlichen Antworten und weil er zugleich schreiben und lesen kann, für einen Trugschelm und Spion. Der Pfarrer, der ebenfalls in Hanau gefangen sitzt, erklärt aber dem Befehlshaber der Festung Alles. Dieser findet in dem Knaben eine große Nützlichkeit mit seiner Schwere, welche nach der Schlacht bei Höchst, wo sein Schwager gefallen, im Speßart verschwunden war²³⁾, und nimmt ihn als bevorzugten Leibpagen an. Die Einsamkeit führt denselben aber zu den dümmsten und unsäglichsten Streichen. Er wird deshalb seines Postens entsetzt und zum Hofnarren mit einem seltsamen Anzug (einem Kalbsfell mit Hieselhoren) degradirt. Der Baron ermunthigt den unglücklichen Knaben, der seinen vollen Verstand hat, aber nur die Welt nicht kennt, unter den Mißhandlungen, die er als Narr zu ertragen hat, nicht wirklich den Verstand zu verlieren und ist, obgleich selbst nicht viel werth, so sein guter Stern. Endlich gewinnt Simplicius die durch seine Unsäglichkeiten (die ihm seine neidischen Mitspigen als erlaubt und sein vorgeredet hatten) verschertzte Gnade seines Herrn wieder. Da sangen ihn kaiserliche Reiter (Grenadiere) vor der Stadt weg, als er mit andern Knaben auf dem Eise spielte, und schleppen ihn mit sich. Bald entläuft er zwar die

22) Die Originalausgaben sind zuerst von Holland in der kleinen Schrift: Der abentheuerliche Simpliciismus, Versuch einer Ausgabe nach den vier ersten Drucken. Leiden 1861. 8. nachgewiesen worden, nur hält Holland die 2. Ausgabe von 608 Seiten für älter als die erste, vergl. Keller S. 1136 fg. 23) Die erste Ausgabe dieser Continuation, die ohne Seitenzahl ist und die Holland an dem rladischen Exemplar der ältesten Ausgabe von 1669 angründet, vergl. Holland S. IV, hat das Datum: Rheinnec den 22. Aprilis Anno 1668. Wieder Holland nach Keller S. 1137 fg. vermögen diese Angabe zu erklären.

24) Diese Schwere ist denn auch wirklich die Mutter des Simplicius, vergl. oben S. 119. Der Schwager war nicht gefallen, sondern Einsiedler geworden und starb über sein frühestes Leben.

fen, geräth aber gleich darauf wieder andern Schnappbähnen in die Hände. Die entsehn sich jedoch vor ihm, halten ihn für den Teufel und fliehen. Simplicius, der sich ihrer Klinte bemächtigt hat, führt nun auf eigene Faust ein herumschweifend diebstohles Leben in den Wäldern, das für ihn um so sicherer war, als die Bauern wegen seines Anzuges mit den Hirschen vor ihm wie vor dem Teufel flohen. Nun kommt (Buch II, Cap. 17) plötzlich ein seltsames Traumbild; Simplicius, der in seinem Umherschweifen bis nach Kulda oder Hirschfeld (wahrscheinlich ist Hirschfeld gemeint) gekommen war, wird durch dasselbe plötzlich in das Wagburgsgebiet versetzt, wie er angibt, durch einen wunderbaren Flug durch die Luft. Hier finden ihn Soldaten und bringen ihn in das Lager der Kaiserlichen ²⁵⁾ vor Wagburg. Ein Soldat erkennt ihn als das „Kalb“, des Commandanten zu Hanau wieder und sagt, daß er die Laute gut schlagen könne. Da nimmt ihn ein Oberst zu seinem „Hof-Junker“, d. h. zum Hofnarren, in der alten nur etwas ausgerauhten Kleidung, an, gibt ihn aber einem Hofmeister, der den Eindruck eines heruntergekommenen alten erblichen Candidaten der Keuzel macht, unter Aufsicht. Die Schilderung, die Simplicius von dem kaiserlichen Herrn macht, ist eine der besten Kulturbilder; besonders das Würfelspiel mit seinen Kniffen im Lager wird lebhaft vor die Augen geführt. Mit dem Sohne seines Hofmeisters, der Muster-schreiber in der sächsischen Armee war, schließt Simplicius enge Freundschaft. Der neue Freund, der im Kriege späterhin Glück hat, heißt Ulrich Herzbruder und wird nachher mehrmals der rettende Engel des Helden, wie vorher der Warrer. Herzbruder fällt aber durch ein Taschenspielerkunststück, durch welches ihn Keider des Diebstahls verdächtig machen, bei seinem Herrn in Ungnade und muß gemeiner Soldat werden. Nur durch Geld kann er sich loskaufen, aber daran fehlt es ihm. Da bietet ihm Simplicius, der in seinen Geldsorgen (die nun am Armet augenähnt sind) eine hübsche Geldsumme eingebracht hat, statt der gewünschten 100 Thaler 300 Dukaten. Alle drei, Vater Herzbruder und Sohn und Simplicius schwören sich nun ewige Freundschaft. Gleich darauf geht der junge Herzbruder als Reiter unter die Schweden, der Vater aber wird von einem jungen Officier, dem er etwas Böses vorhergesagt, erschossen. Simplicius steht wieder allein da. Bei einem Fournage- und Raubzuge gelingt es ihm endlich, in einem Bauernhause ein paar Kleider zu stehlen. Obgleich es Winterkleider waren, zog er sie doch an, um endlich des Karrenan-zuges lebzig zu werden. Er kommt dadurch aber aus dem Regen in die Traufe. Ein Rittmeister nimmt ihn in seine Dienste als Wagt, und es verliehen sich in das neue Frauenzimmer nicht nur der Rittmeister und sein Knecht, sondern seltsamer Weise auch die Rittmeisterin, die ihn auf verschiedene Weise zu verführen sucht, ob-schon sie ihn doch als Frauenzimmer anzusehn schenkt. Simplicius wird natürlich Jungfer bleiben und weiß alle

Anträge des Knechtes, der ihn in seiner Liebeswuth so-gar mit dem Tode bedroht, wie des Rittmeisters ab, und wird von diesem endlich den Troßhuten und dem Gefinde, welches den Herren damals nachzog, preisgegeben. Bei der Jagd, die man nun auf ihn macht, zeigen die ihm vom Leide gerissenen Kleider, daß er ein Mann und kein Weib ist; er wird von dem Ritt-meister ergrißen und in Ketten gelegt als des Epi-scopis verdächtige Person. Er soll gefoltert werden, aber es ist keine Zeit dazu, denn das Heer muß gegen die Schweden aufbrechen, mit denen es dann bei Witt-sack (1636) zur Schlacht kommt. Sein Heer wird ge-schlagen. Herzbruder ist es, der ihn aus der Gefangen-schaft befreit und seinem Knechte zur Abbit übergibt. Herzbruder geht im Gewühle der Schlacht und Ver-sorgung aber zu weit vor und wird seinerseits von den Kaiserlichen gefangen; Simplicius fällt nach damaliger Sitte nun mit dem Knechte dem Rittmeister Herzbruders als Erbtheil zu und wird bei ihm Waffenträger und Lautenspieler wie David bei Saul. Bei einem Rei-terzuge nach Westfalen wird er von Kaiserlichen in dem Augenblicke gefangen, wo er seine Kleider von einem Heere von Ungelieferten befreien will. Er fällt einem kaiserlichen Dragoner als Beute zu und wird dessen Reitknecht. Die Schilderung dieses Dragoners ist ein wahres Cabinetstück (Buch II, Cap. 29). Der Drape-ner, ein sparsamer und verhältnismäßig frommer Sol-dat, wird mit Simplicius als Sauwagende in ein west-fälisches Frauenloster gelegt und bringt hier den Winter zu. Simplicius schafft sich einen seinen Jägeranzug an, treibt eifrig die Jagd und lernt so alle Wege und Erge-der Gegend kennen. Da stirbt der Dragoner, und Sim-PLICIUS beerbt ihn. In die Garnison nach Coesf zurück-gekehrt, tritt er sehr fein auf, wird Gefreiter bei den Dragonern und geht oft auf „Partei“, seine im Kloster gelernte Kenntniß der Gegend benutzend. Er schießt in den Dörfern auf das Schlaueste (vergl. die hübsche Scene Buch II, Cap. 31), zeigt in allen Anlässen Geschick und Wuth und bekommt als der „Jäger von Coesf“ einen gesächerten Namen; einen Parteiländer der Feinde, der ebenfalls als „Jäger“ sein Unwesen in der Gegend treibt, faßt er in ergöglicher Weise ab (Buch III, Cap. 2). Es gelangen ihm zusammen mit seinem Kameraden Springinsfeld noch viele glückliche Streiche, die ihm Geld und Ruhm (man nennt ihn z. B. einen künftigen „Jo-hann von Werth“) einbringen. Da wird er aber von den Schweden gefangen und nach einer Festung (wahr-scheinlich Pappstadt ²⁶⁾), wo damals Hessen lagen) nicht weit von Coesf gebracht. Da er Geld hat, führt er in der Festung ein flottes Leben und versteht auch in dem Hause des schwedischen Festungscommandanten. Bald knüpft er mit der Tochter desselben, der er Unterricht auf der Laute gibt, ein förmliches Verhältniß an. Diese ver-liebt sich in ihn, läßt ihm schließlich sogar des Nachts heimlich in ihr Schlafzimmer und Bett, ohne ihn jedoch

25) Und Coesfien (vergl. S. 278): also nach dem prager Fries von 1636 (und vor der Schlacht bei Wittsack) spielt diese Geschichte.

26) Später, Buch IV, 14 (Reiser S. 604), wird das auch durch ein L. angebeutet, vergl. dazu S. 352.

Weiters zu gestatten. Da wird das Liebespärchen am Morgen vom Vater des Mädchens überfallen. Der droht mit dem Tode, wenn Simplicius nicht die Ehre seiner Tochter durch eine Heirath wiederherstellen will. Simplicius muß trotz innern Widerstrebens darauf eingehen und wird so Gemann. Der Schwiegervater verspricht ihm ein Hähnlein und eine Lieutenantsstelle; Simplicius will aber zuvor eine Geldsumme, die er in Göln deponirt hat, holen, erhält dazu die Erlaubniß und reist ab, natürlich um zu seiner Frau nie wiederzusehen. In Göln erfährt er, daß sein Geld durch den Banquerott des Kaufmanns, dem er es anvertraut hat, verloren ist. Er wohnt eine Zeit lang bei einem Advoraten, der ihm seinen Proceß führt, und schilbert denselben in drastischer Weise (Buch III, Cap. 23 fg.). Da der Proceß nicht gleich zu Ende geht, so benußt er eine günstige Gelegenheit und begleitet zwei junge Edelknechte, die zu ihrer Ausbildung eine Reise durch Frankreich machen sollten, nach Paris. Hier lernt ihn ein Arzt kennen und nimmt ihn in seine Dienste. Simplicius' Kunstfertigkeit im Gesang und Lautenspiel, dazu seine jugendliche Schönheit wurden die Ursache, daß man ihn veranlaßt, in einer Oper vor dem Hofe aufzutreten. Er hieß fortan „der schöne Deutsche“ (Beau Alman). Auch verliebt sich eine hochschöne Dame in ihn, und Simplicius hat ein geheimnißvolles Liebesabenteuer zu bestehen, welches er entweder willkürlich erliedt oder einer guten französischen Quelle entnommen haben muß: so lautet getreugeth ist das allerdings etwas schlüssrige Bild (Buch IV, Cap. 4: „Beau Alman wird wider seinen Willen in den Venusberg geführt“ und Cap. 5). Daraus entweicht er, mit Geld gut versehen, aus Paris, wird aber auf der Rückreise aus Deutschland krank. Er gesundet wieder; man hat ihm aber während der Krankheit sein Geld gestohlen, und er muß nun als betrügender Wunddoctor sich nach Deutschland durchschlagen. Das gelingt ihm auch, und er kommt die in den Elsas; hier fällt er aber der kaiserlichen Besatzung zu Philippsburg in die Hände und muß Musketier werden. Auf einer Streifpartei fällt er in den Rhein und entkommt, wird aber bald darauf wieder erkannt und muß in der Festung weiter dienen. Er macht nun durch die tollsten Streiche dem Befehlshaber der Festung viel zu schaffen und klinkt tiefer und tiefer. Da erscheint der Ketten in der Person Herzbrubers, der als kaiserlicher²⁷⁾ Officier in die Festung kommt, von Simplicius erkannt wird, ihn sich vom Commandeur ausbittet und mit sich nimmt. Nun scheint für Simplicius ein besseres Geschick einzutreten, aber der Reichthum, mit dem er z. B. seine Pferde verliert, bringt es dahin, daß Herzbruber ihm die versprochene Officiersstelle noch nicht verschafft. Das ist einer der unmotivirtesten Momente des Romans; der Verfasser will aber wol die Gelegenheit bringen und hier eine eigene Seite des Krieges, das Marodeurwesen schildern. So geht

denn Simplicius (Buch IV, Cap. 13) eine Zeit lang unter die Marodeurbrüder. Darauf kommt er zu den Truppen Bernhard's von Weimar vor Dessau zu liegen, befreit sich aber von dem schweren Lagerleben. Anders ist seinem Capitain seine Bezeihungen zu dem Obersten zu L., seinem Schwiegervater, darlegt, und erhält einen Paß, um zu seiner Frau und zu seinem Schwiegervater zu reisen. Unterwegs wird er von einem Marodeurbruder Namens Olivier, der schon vor Nagelsburg als Musketier sein Feind gewesen war, überfallen, überwindet ihn aber, obgleich derselbe „schuß- und bleibst“ ist, willig unmotivirt, da er doch hätte weiter reisen können, schließt er sich an denselben an und führt nun eine Art Räuberleben; bei dieser Gelegenheit wird die Geschichte Oliviers, der früher Student war, eingeschaltet. Olivier fällt bald darauf. Simplicius nimmt dessen zusammengeklombenes Geld zu sich und wendet sich nach Willingen zu den Schweden. Hier findet er, der nun reich ist, den Herzbruber verwundet und verarmt wieder; er kann nun seinerseits ihm helfend beistehen und ihn pflegen. Herzbruber hat religiöse Regungen bekommen und will eine Wallfahrt nach Einsiedeln in der Schweiz „auf Erben“ machen, den gottlosen Freund aber nicht mitnehmen, thut es aber schließlich doch, da dieser sich reumüthig stellt. Simpliciusmus geht nun auch auf Erben (aber wohlweislich da er sich nicht rohe, sondern gekochte in seine Schuhe gesteckt) nach Einsiedeln, wo er die Thätigkeit eines Tauschbeschwörers beobachten kann. Beide begeben sich darauf in das Bad Baden und von hier aus nach Wien, wo Herzbruber hohe Gönner (besonders den Grafen von Götz) hatte und von Neuem Anstellung zu finden hoffte. Herzbruber erlitt eine solche, auch Simpliciusmus, dessen Name von Seck her bekannt ist und der eine Compagnie, die freilich nur sieben Mann stark ist, als Hauptmann bekommt. Respektwürdiger Weise werden hier, wie auch an andern Stellen, die glücklicheren Momente im Leben des Abenteurers in einigen wenigen Zeilen abgethan. Simplicius wird in einer Schlacht, in der auch Götz fällt (also in der Schlacht bei Zankum im J. 1645), mit Herzbruber verwundet und beide gehen wieder in das Bad, wo Herzbruber stirbt. Simpliciusmus hat inzwischen erfahren, daß seine Frau gestorben sei. Er verliebt sich im Bade in ein hübsches Bauernmädchen und heirathet sie schließlich, weil sie sich ihm andern nicht ergeben will. Er richtet sich auf seinem Bauerngute sehr wohl ein; seine Frau, besonders deren körperliche Eigenschaften, gefallen ihm aber nicht, und er lebt mehr im Bade unter flotten Gesellen als zu Hause. Die Wirklichkeit geht tiefer und tiefer herunter, da seine Frau nicht viel vom Wirklichen versteht und lieberlich wie er ist. Da sieht er eines Tages einen Bauern auf der Straße, den er als seinen Vater vom Speisart her wiedererkennt. Er knüpft mit ihm ein Gespräch an und erfährt von ihm, daß der Bauer nicht sein Vater, sondern nur sein Pflegevater sei, daß er der Sohn einer flüchtigen Officiersfrau sei u. s. w., wie wir schon oben beim Leben des Dichters bemerkt, vergl. S. 319. Die Frau des Simplicius bekommt darauf

27) Die Umwandlung aus einem schwedischen Ketten in einen kaiserlichen Officier war wol durch die Gefangennahme bei Willstorf eingetreten.

ein Kind, oder nicht von ihm, sondern vom Rechte (wofür die Frage ein Kind von Simplicius hat), steht aber, sich dem Trunke ergebend, bald. Unser Held übergibt nun Haus und Hof dem alten Pflegevater vom Speßart her und geht wieder in die Welt. Hier endet eigentlich der Roman als solcher (also bei Buch V, Cap. 9).

Das Folgende sind geographische Fabeln und Phantasien, ohne innern Zusammenhang mit dem Vorgehenden und zum Theil herzlich langweilig. Zunächst wird mit einem großen Aufwande von Gelehrsamkeit die Sage vom Rummelsee behandelt. Dann wird eine Rundreise durch Ozeuropa u. s. w., bei welcher Moskau die Hauptrolle spielt, gemacht und es schließt das fünfte Buch mit einer Rede an die sündige Welt, deren Quelle der schon oben erwähnte spanische Meeres „Duvara“, wie ihn Grimmelshausen namentlich anführt, ist. Diese Rede des lebensfatten Simplicius beginnt folgendermaßen (V, 24, Keller S. 811): „Wider, Welt, denn auf dich ist nicht zu trauen, noch von dir nichts zu hoffen; in deinem Haus ist das vergangene schon verschwunden, das gegenwärtige verschwindet uns unter den Händen, das zukünftige hat nie angefangen“ u. s. w. Im nun folgenden sechsten Buche der 2. Ausgabe erfahren wir zunächst, daß der lebensmüde Held im Schwarzwalde Einsiedler geworden ist. Daran reiht sich eine Phantasie über Rußer und wie er den geschlossenen deutschen Frieden aufgenommen, die dann weit ausgespannen wird, mit moralischen Bemerkungen mehr als nöthig gepeicht, ganz im Geiste des langweiligen Hofschers. Aus dieser Phantasie entwickelt sich ein neues Reiseleben, welches sich nun besonders über das westliche Europa erstreckt. Es würde zu weit führen, hier die Verknüpfung im Einzelnen anzugeben. Nur auf die Robinsonade muß ich noch eingehen, deren Bedeutung schon oben hervor gehoben wurde.

Simplicius, der auf seiner Reise auch nach Cairo gekommen ist, wird bei einem Ausfluge nach den Helsengräbern²⁸⁾ von arabischen Räubern gefangen und von diesen wegen seines großen Bartes als wilder Mann in den Städten und Flecken am roten Meere umhergeführt. Er wird bald aus der üblen Lage befreit und will statt nach Jerusalem, welches das eigentliche Ziel der Reise ist, auf einem portugiesischen Schiffe nach Europa zurückkehren und wenigstens den H. Jacob zu Compostella besuchen. Auf der Fahrt vom roten Meere nach dem Cap der guten Hoffnung scheitert aber das Schiff. Nur Simplicius und der Schiffszimmermann retten sich auf Schiffsplanken und landen auf einer menschenleeren, aber fruchtbaran Insel²⁹⁾. Citronen, Pomeranzen und Cocosfrüchte, auch Palmwein und unglückliche Vogeleier sichern

sie vor dem Hungerlode; an Getränken hatten sie eine Art, einen Köffel, drei Messer, eine Gabel und Schere gerettet, dazu ein volles Pulverhorn, durch welches sie Feuer gewinnen. Bei gemessener Umficht mehrten sich die Quellen der Nahrungsmittel. Um das Schlaflosen zu machen, wird ihnen auch ein schiffbrüchiges Weib, eine Abyssinierin, zugetrieben, welche ihrer Kade vorsteht. Damit wird den menschlichen Leidenschaften aber wieder Thür und Thor geöffnet. Die Abyssinierin bereitet dem Zimmermann, daß er den Simplicius bei Seite lassen soll, um die Insel mit ihr allein zu besitzen. Kurz vor Ausführung des Verbrechens verschwindet aber das Weib nach Art eines Teufels. Der Zimmermann bereut nun sein Vorhaben und offenbart dem Simplicius Alles; er muß zur Erinnerung an die bösen Absichten und zur Buße Kreuze errichten, die vor ähnlichen Anschlägen abhalten sollen. Die Abyssinierin, d. h. der Teufel in eigener Person, war mit großem Gesank verschwunden. Die beiden Männer richteten sich nun so behaglich als möglich ein. Der Zimmermann jedoch starb bald, weil er dem Palmwein zu fleißig zugesprochen hatte. Simplicius ist nun Einsiedler, und hat als solcher verschiedene Gesichte und wird sehr fromm: jeder kreuzförmige oder flächliche Gegenstand erinnert ihn an das Kreuz und die Leiden Christi. In dieser Stimmung schreibt er seine Geschichte, also den Simpliciusmüß, auf Palmenblätter. Diese Geschichte wird durch einen holländischen Schiffscapitain, der zufällig auf der Insel landet und vor dessen Mannschaft sich der Einsiedler zu verbergen sucht, nach Europa gebracht; der Einsiedler selber aber bleibt auf der Insel.

So endigt das Werk nicht unsumftmäßig, denn nach einem Leben, wie es Simplicius geführt, ist sein Stan für das Einsiedlerleben wohl erklärlich. — Die den späteren Ausgaben noch von Grimmelshausen hinzugefügten Continuationen sind wieder in dem flotten Ton der ersten fünf Bücher gehalten und erinnern lebhaft, ja gleichen fast auf ein Haar den volkstümlichen Darstellungen der Neuzeit, z. B. dem Schiffsjungen Hebel's oder dem Rahrer Hinfenden Seiten.

Außer den „Continuationen“, wie sie Grimmelshausen selber nennt, arbeitete er noch kleinere Romane, auch eine Art Fortsetzungen unter besondern Titeln aus, nämlich:

a) *Trug-Simplicius*: Oder Ausföhrliche und wunderfame Lebensbeschreibung Der Erbtöchterin und Landtskörperin Courasche, wie sie anfangs eine Rittmeisterin, hernach eine Hauptmännin, ferner eine Leutenantin, bald eine Marqueterbinen ic. abzugeben ic. Von Philarchus Großfus von Trommenheim, auf Griffsberg. Gedruckt in Utopia, bei Felix Stratiot c. J. 12. — Auch in der Gesamtausgabe vom Jahre 1683. Schließt sich an Simpliciusmüß V, 6 an.

b) *Der seltsame Springinsfeld*, Das ist — Lebensbeschreibung. Eines Soldaten. Rummelro — Landstörzers und Bettlers, Sammt seiner wunderlichen Gaudeliasche —. Von Philarchus Großfus ic. Gedruckt in Paphlagonia bey Felix Stratiot, 1670, 12.

28) Nothwendiger Weise um „Rumien zu holen“; die Pyramiden von Gizeh werden nur nebenbei erwähnt, scheinen also nach dem damaligen Geographien wenig Interesse gehabt zu haben. 29) In der Geographie zeigt der Dichter hier große Schwächen. Nach dem Schluß des 6. Buches lag die Insel nicht auf der Küste, sondern auf der Westküste, nach S. 298 eine Lagerstatt von der Insel Helma entfernt, vorausgesetzt natürlich, daß mit diesem Helma die jetzt so bekannte Insel im äthiopischen Meere gemeint ist.

Der Springinsfeld ist schon oben S. 325 als Figur im Simplissimus erwähnt. In der Gesamtausgabe der Simplissimischen Schriften vom Jahre 1683 lautet der Titel etwas anders; sie steht auch hier vor dem Trug-Simpler.

c) Das wunderliche Vogel-Neß, Der Springinsfeldischen Kröcker, Voller Abendheutlichen, doch Lehrreichen Geschichten, auf Simplissimische Art — ausgefertigt Durch Michael Redulin von Schmiedorf. o. D. 1672. 12. (Auch: Amsterdam bei Johann Hillion 1673. 12.)

Der älteste Ausgabe des Vogelneßes ist (im Berliner Exemplare) ein Bild vorgehend, welches einen Satyr darstellt, der durch ein Vogelneß einen Globus und daneben liegend einen Haufen von Geschichtsmaßen betrachtet; vor dem Satyr steht ein kleiner Engel, der mit einem Kringel daselbst thut. Darunter stehen die Worte:

Ich schen durch ein Vogelneß die frommen Wege an
Welche die Welt binget,
Die gleichwohl durch ein Irrgast das Kind mit lesen kan.
Wells vollen Schambart steht.
Zeig damit was die Natur sey daß wir so blind hinwandern,
Scheren Irrender sehr hüß
Und Warr vor Schaden Ickernam, den einen wie den andern.
Ob jemand folgen will.

Dasselbe Bild mit derselben Unterschrift ist auch in der Ausgabe vom 1683 zu finden.

Diese Fortsetzungen *) sind frisch aus dem Leben gegriffen, wie der Simplissimus; sie treten aber wegen des Mangels an Handlung an Werth weit hinter den Hauptroman zurück. So ist die Geschichte Springinsfeld's zwar voll der treffendsten Lebenswahrheiten, vergl. z. B. S. 52 fg. (in der Ausgabe von 1683), das kann aber den Mangel an Handlung nicht ausgleichen, obgleich genug von dem Leben und Treiben des Felden erzählt wird. Die Unschuld, mit der Simplissimus in

das Leben tritt, und die dem Hauptwerke einen so großen Reiz verleiht, fehlt hier. Man kann diese drei kleinen Schriften gemüßwilliger als Geschichten aus dem dreißigjährigen Kriege", für das deutsche Volk geschrieben, bezeichnen. Denn der Trug-Simpler gleicht dem Springinsfeld wie ein Ei dem andern, nur daß hier ein Weib den Mittelpunkt der aus dem Vagantenleben entnommenen Erzählung bildet. — Das Simplissimische Vogelneß endlich schließt sich wieder an eine Epifode aus dem Springinsfeld an und beschreibt die Geschichte eines Abenteurers, der in seinem Taschentuche ein Vogelneß hat. Dieses Vogelneß besitzt gleichwohl eine Wünschelruthe große wunderliche Kraft und vermag auch unsichtbar zu machen, sodas der Besitzer im Stande ist, in fremde Häuser und Wohnungen zu gelangen und hier zu beobachtet, eine Idee, die auch in spanischen Liebesromanen benützt ist. Die ziemlich lange Geschichte spielt in friedlicher Zeit und ist schon dadurch weit angenehmer zu lesen als die ungleich unschätzbare und roher gehaltenen Springinsfeld und Trug-Simpler. Auch der Inhalt ist weit jarter; Manches duftet fast nach Weibgeruch und ist schöner gemalt als in den feinsten französischen erotischen Romanen, steht auch dadurch höher, daß bei aller Erotik Grimmelshausen immer zuerst Satyrer oder doch Humorist bleibt. Damen spielen besonders eine Rolle, dazu schlüpfrige Liebshatten. Eine ergötzliche Geschichte erinnert fast direct an Casanova's Memoiren, besonders an dessen Liebshatt mit der schönen holländischen Jäbin Esther. Der Abenteurer im Vogelneß spielt in einer jüdischen Familie Hollands fast dieselbe Rolle wie Casanova bei der Esther und bei der d'Urfel. Er gibt nämlich vor, er sei ein Prophet vom Himmel, der heilige Geist, und werde mit Esther, so heißt auch hier die schöne Jäbin, den neuen Messias erzeugen, vergl. S. 138 — 254 der Ausgabe von 1672.

Trotz mancher Mängel haben auch diese kleineren Schriften den Vorzug mit dem Simplissimus gemeinsam, daß sie in derbster volkstümlicher Weise eine praktische Lebensweisheit empfehlen, und daß auch auf sie das Motto des Simplissimus paßt:

Es hat mir so wollen begeben,
Wilt sagen die Wahrheit zu sagen.)

welches trotz aller sonstigen Unklarheiten eine tiefere Grundidee, die an die Horazische Weisheit erinnert, deutlich kundgibt und so das scheinbar Gemeine erklärt oder doch entschuldiget.

Die durchgreifendste Wirkung übte natürlich der Hauptroman, der sogenannte Simplissimus, jedoch mehr aus das gemeine Volk, als auf die Gebildeten, bei denen er erst in der neuesten Zeit mehr in Aufnahme kommt. Seit 1670 erschienen zahlreiche Ausgaben resp. hochdeutsche Bearbeitungen oder Nachabmungen von ihm. Zu den letzteren sind zu rechnen: Simplissimischer Jan. Verus vom J. 1672; Der simplissimische Weltkud von J. 1678 und 1679; Der französische Simplissimus von 1682 und 1683; Der ungarische Simplissimus von 1683 und 1854; Historisch-Politisch- und Philosophische Kriegs- und Friedensgespräche vom J. 1683; Der sim-

30) Gedruckt sind alle die kleineren Schriften, ebenso auch der Simplissimus, in einer Gesamtausgabe der Werke Grimmelshausen's, welche in den Jahren 1688 — 1684 erschien. Der erste Band führt den Titel (Wissen gibt ihn S. 1038 nicht an): Der aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene deutsche Simplissimus n. f. v. Nürnberg, Verleger 1684. Angehängt ist mit eigenem Titel, aber weiter gehender Seitenzahl die Schrift: Der Weltberufene Simplissimus Plancher und Spöding in seinem Antischen Michel n. von Eignant Knechtel D. v. n. J. Der 2. Band vom Jahre 1683 enthält die drei Seitenstücke von Simplissimus und den feinsten Jesper; er hat den Titel: Der possidischen, welt und weit bekannten Simplissimischen Schriften Zweiten Theils Erstes Buch von dem seltsamen Springinsfeld. O. D. 1683. — Der dritte Band vom Jahre 1684 hat auch den Titel und Drucker (Nürnberg bei Reischer) und den Titel: „Der aus dem Grab der Vergessenheit wieder erstandene Simplissimus — Staats-Kram“ u. Dieser enthält die jährlichen kleineren Schriften, vergl. im Folgenden den Nr. 9. Am der Unvergleichbare Kalender ist hier nicht enthalten, sondern einzeln herausgenommen unter dem Titel: Des Abenteurerlichen Simplissimischen Unvergleichbarer Kalender, Verkauften ohne die ordentliche Verzierung der ungleich vielen heiligen Tage auch unterschiedliche Gucke Dürcken von der Astrologie, Astrologie u. f. v. Nicht weniger ist Seltsame jedoch wieder harte Geschichten u. f. v. Nürnberg, Nürnberg, Reischer, 1677. 4. 1284 S.; nach Poffen 1843. S. 1039 offenbar nicht die erste Ausgabe, die nach ihm in J. 1670 erschienen sein muß.

pleianische Hafenlopf von 1683; Der Türkische Bagant von 1683; Maleolus von Ribandu vom J. 1686; Alberner Briefsteller von 1725; Simplicissimus Redivivus in Frankreich von 1743; Der mit seinem entlehnten Körper sich noch in dem Kriege befindliche Simplicissimus redivivus von 1744; Der Held des 19. Jahrhunderts vom J. 1809 und Simplicissimus (im „Vorgelicht“) von H. Kurz vom J. 1836; Der Wechsel des Glücks und Unglücks von 1756; Simplicius von Einfaltspinsel vom J. 1790. Zu den Ausgaben und Bearbeitungen gehören außer den Gesamtausgaben die von: Wagenfeld (1779 und 1785), Hagen (1810), Weiser (1822), E. v. Balow (1830), Wolff (1843, 1851 und 1856) und H. Kurz (1863—1864, in seinem Werke: Deutsche Bibliothek der 3. bis 6. Band) unter dem Titel: Simplicianische Schriften 3. Christoffels von Grimmelshausen (also eigentlich zu den Gesamtausgaben zu rechnen). Die beste und einzig kritische ist die von Keller in der Bibliothek des literarischen Vereins zu Stuttgart, Bd. 33 und 34 vom J. 1854. — Gesamtausgaben der Werke Grimmelshausen's sind erschienen in den Jahren: 1683, 1684, 1685, 1695, 1701 und 1713. — Vergl. Ausführlicheres hierüber bei Keller S. 1151 fg. und bei Goedeke S. 507 fg., obgleich dieser hinsichtlich der neuesten Ausgaben nicht ganz vollständig ist, indem bei ihm J. B. die 3. Auflage der Wolff'schen Ausgabe nicht verglichen ist.

3) Hinsichtlich der Schriften, welche nach dem Simplicissimus erschienen sind, kann ich mich kürzer fassen und meist auf die Titelange beschränken, weil sie theils Wiederholungen einzelner Stoffe des Simplicissimus sind, also der Volksliteratur angehören, wie das „Rathskübel Plutonis“, der „Teutsche Michel“, der „Stolze Weiser“²¹⁾, „Warum Er nicht katholisch werden könne“, „Die Verkehrte Welt“ und der „Ewigwährende Kalender“; theils stehen sie auf dem Boden des Kunstromans, wie der „Satyrische Pilgram“, „Procrustes und Eymida“ und der „Zweifelhafte Ratto Status“. Die Zeit des Erscheinens ist bei Keller S. 1140 fg. genau verzeichnet; es kommt hier nur noch darauf an, auf den Inhalt und die Bedeutung dieser kleineren Schriften zur Beurtheilung der schriftstellerischen Thätigkeit Grimmelshausen's kurz einzugehen, wobei ich mich an Passow 1843. S. 1055 fg. und an die Gesamtausgabe Band III. vom J. 1684 anschliesse.

a) Im „Rathskübel Plutonis oder Kunst Reich zu werden“ u. s. w. Gedruckt in Samarien. Im Jahr 1683. treten die Hauptpersonen des Simplicissimus und dazu noch einige neue auf²²⁾. Sie unterhalten sich über die

Kunst reich zu werden und kommen im Wesentlichen darin überein, daß sie in der Entfärbung von allem unnötigen, namentlich ausländischen Kram in Kleidung, Nahrung u. s. w. besthe. An dieses Gespräch, in welchem der aus früheren Schriften schon bekannte Charakter der Einzelnen festgehalten wird, knüpfen sich Betrachtungen des verschiedensten Inhaltes, aber alle mit vollständig lehrhafter Wendung, die von den einzelnen Personen der Reihe nach vorgetragen werden. Nach Passow a. a. O. könnte die Art, in der hier historische Personen, J. B. Wallenstein, Johann v. Werth u. a., zur Sprache kommen, noch heute Volksschriftstellern zum Muster dienen.

b) Im „Stolzen Weiser“ (Bd. III. S. 849—866) ist die erzählende Form strenger beibehalten, als in der vorigen Schrift. Ein reicher Bauernsohn hat sich durch Uebermuth verurtheilt lassen, bei den Franzosen Kriegsdienste zu nehmen, kehrt aber krank und abgerissen, fast dem verlorenen Sohne ähnlich, nach Hause zurück. Der Verfasser findet gerade in dieser Erzählung Gelegenheit, seinen patriotischen Sinn darzulegen, und Passow vergleicht ihn daher mit Justus Rörer, dessen „Patriotische Phantasien“ eine ähnliche Tendenz haben und mit diesen kleineren Arbeiten Grimmelshausen's eine auffallende Aehnlichkeit haben, so daß man oft glaubt, die Rörer schon ganz dasselbe gelesen zu haben. Das biblische Element im „Stolzen Weiser“ wird durch den Junfer und Parrer des Dorfes vertreten, die an das Schicksal Weiser's ihre gegen die Nachahmung des französischen Weisens gerichteten Betrachtungen anknüpfen.

c) Der „Teutsche Michel“ zeigt den Zustand der deutschen Muttersprache an das Licht, und ist sowohl gegen die barbarische Sprachmengen des Zeitalters, wie gegen die abgeschmackte Art der Sprachreinigung, die Jh. v. Jesen ausfann, gerichtet. — Ein ähnlicher Stoff wird übrigens auch schon in den Continuationen des Simplicissimus eingehend behandelt.

d) In der Schrift „Warum Er nicht katholisch werden könne“ legt Grimmelshausen in Form eines Dialoges seinen religiösen Standpunkt, der, wie wir schon sahen, auf Glaubensfreiheit gerichtet ist, in einer für das ganze Volk bestimmten Weise dar.

e) Der „Ewigwährende Kalender“ ist ein echter Volkskalender der Neuzeit. Grimmelshausen gibt historische Notizen, Wirtschaftsreregeln und Anekdoten zum Kalender; in einem zweiten Theile behandelt er dialogisch das Kalenderwesen, Astronomie, Weissagungen u. s. w., und ist besonders wichtig durch den Kampf, den er hier gegen den an die Astrologie sich auch bei wissenschaftlich gebildeten Männern anknüpfenden Aberglauben wendet, und durch die allerdings nicht immer durchschlagende Bemühung in dieser Hinsicht das Volk zu belehren.

Den Inhalt des der kunstsinnigen Richtung angehörigen Satyrischen Pilgram haben wir schon oben bezeichnet.
10) Simplicissimus alte Kinder (vom Erstarrt her). 11) Corruptions die Gemüthsart. 12) Adam ein schätzvollster Jach. 13) Courage die Landbörgerin. 14) Der abgetriebene Spring ins Fels.

21) E. v. Balow hat es nicht für unwert gehalten, ihm in seinem Novellenbuch Band 3 neu herauszugeben. 22) Sie sind, wie in einem Theaterstücke, vorher genannt, nämlich: 1) Martinus Seemadatus ein reisender Landdäusender Gelehrter. 2) Alenonius Atheniensis dessen Wüßteier. 3) Gidonius Corinthia dessen Scharfson. 4) Jannus von dem Lothier. 5) Der Satyrice des Ratto oberflächliche Simplicissimus. 6) Colymbus ein Kunst- oder Handelskünstler. 7) Simplicissimus alter Ratto (Kalter). 8) Erich ein Schwert, der Verfasser dieses Traktäts. 9) Laborinus ein Gande

sprechen; es bleibt uns noch übrig, den der beiden übrigen Romane anzudeuten.

f) Der Roman „Prorimi und Pimpida Liebes-Geschicht“ (Dedication vom 21. Juli 1672, in Bd. III. der Gesamtausgabe datirt er vom J. 1683 und geht von S. 443—594) spielt im byzantinischen Reiche unter der Regierung der Kaiser Theodos und Heraclius. In ihm ist das eigentlich erzählende Element mehr ausgeprägt als das didaktische, obgleich der Dichter auch den lehrigen Zweck in sofern verfolgt, als er eine Darstellung der damaligen byzantinischen Geschichte geben will.

g) Der „Zweyköpfige Ratio Status“ hat zwar auf dem Titel noch Folgendes: „lustig entworfen unter der Histori des weidlichen Königs Saul, des sanftmüthigen Königs David, des gereuen Bringen Jonathan und des tapfern Generalissim Joab.“ Unter dieser Umhüllung werden aber doch, wenigstens nicht frei zu Tage liegende, vaterländische Betrachtungen angestellt. Ratio Status bedeutet nach Grimmelshausen: „in unserer heutzigen Almohde-Welt die Uebung der Selbst-Erhaltung samt dem Fleiß und der Mühe, so hierzu angewandt wird, als welche gleichsam das Leben und die Seele eines Reichs oder einer Republik ist;“ die Zweyköpfigkeit besteht darin, daß er, „gut oder böse, je nachdem er eman von rechtmäßigen, frommen, Gott und der Welt gefälligen Regenten, oder aber von ungerechten, gottlosen Tyrannen herbeigert und ihm Folge geleistet wird.“ Die wiesische Staatsweisheit wird in langweiligen Anekdotenberreibungen, die an die biblische Erzählung vom Saul, Jonathan u. s. w. angeknüpft sind, dargelegt; als Repräsentant der schlechten Staatsweisheit wird besonders Machiavelli angegriffen.

Mit dieser Darlegung ist der doppelte Charakter der Schriften unseres Humoristen zur Genüge gekennzeichnet. Die übrigen Schriften tragen alle ein den schon dargelegten Richtungen ähnliches Gepräge, und es erübrigt nur noch, ihre Titel und ihren Inhalt kurz anzugeben. Besonders interessant ist: a) „Der fliegende Wunders-Mann nach dem Mond, Der Eine gar kurzweilige und gar seltsame Beschreibung der Neuen Welt des Mondes, wie solche von einem geborenen Spanier, mit Namen Dominico Gonales, beschrieben; und der Nachwelt bekannt geworden ist. Aus dem Französischen ins Teutsche übersetzt.“ D. D. 1684 (3. Band der Gesamtausgabe). Wir erfahren hier im Titel, daß der Verfasser eine spanische Quelle in französischer Uebersetzung benutz hat, und gewinnen so einen Einblick in seine Art zu arbeiten. Dieser fliegende Wundersmann hat übrigens nichts von demselben Inhalte, wie die Mondreise des Herrn Vilgram von Hohenwauern, sondern sucht eine Darstellung der Mondreise zu geben, so gut man sie sich damals eben machen konnte, natürlich unternimmt mit humoristischen Ertzen.

b) Die „Verkehrte Welt“ (Gesamtausgabe Bd. III. S. 235—326) gehört der belebenden Volksthumung an. Der Verfasser gelangt durch einen Zufall in die Hölle und erzählt nun, welche Strafen die einzelnen Verbrecher erleiden; eine Wankstube über die Todsünden,

wie sie auch in Bildern des 16. Jahrh. (z. B. Holbein's) Mode war.

c) Das Gassen-Männlein Oder Ausführlicher Bericht, woher man die so genannte Altdungen oder Geldmännlein bekommt u. s. w. 1684.

d) Der Erste Beerenhäuter u. s. w. 1684. S. 896—904. Die Ueberschrift der einzelnen Seiten hingegen lautet: „Die drey lustige Brüder“. Eine Geschichte von nur 9 Seiten, ist eine Satire geblieben und handelt von einem veranbarten Soldaten. Werthwirdig ist die Art des Druckes, indem die Zeilen in willkürlicher Weise mitten im Druck abgebrochen werden.

e) Simplicissim! wunderliche Gaudel-Tasche Allen Gaudlern, Wardschreibern, Spielteuten“ u. s. w. S. 906—922. Gibt Holzschnitte mit Ueberschriften, wie z. B.: Die Weinischläue und Vier-Brüder betreffend, oder: Die Soldaten und Kriegszugeln betreffend, und dazu gereimt und in Prosa kurze satirische Bemerkungen.

f) „Manifesta Wider diejenige, Welche aus sonderbarer Wisgung und Boshelt Die roth- und gäl-dene Bärte verschlimpfen und verfolgen“ u. s. w. S. 924—936. Die Ueberschrift der einzelnen Seiten lautet: „Ein rother Bart ist guter Art.“ Eine mit dem Aufwande größter Gelehrsamkeit geschriebene Vertheidigung der rothen Bärte.

g) Endlich hat Keller S. 1144 noch den Titel einer Simplicianischen Schrift, die jedoch in den Gesamtausgaben nicht vorkommt, nachgewiesen, welcher lautet: *Viridarium historicum*, d. i. histor. Lustgärten enthaltend hundert auserlesene Geis-Heer- und Gemüth-erfreuende Geschichten, durch Vorwurf und Anleitung des weit und breit berühmten Simplicii Simpliciissimi. Nürnberg, Heidecker. D. J. (aber wol 1670, nach Keller).

Die Bedeutung des Simplicissimus. Von allen Werken Grimmelshausen's ist der Simplicissimus unstreitig das bedeutendste; Grimmelshausen betrachtet es auch selber als sein Hauptwerk und nennt sich zuweilen direct selbst Simplicissimus. Der Vorzug des Werkes sind viele. Eine süße Erfindung, lebendige Schilderung, klare und treffende Sprache, gewandte Behandlung der verschiedensten Situationen und dabei eine derbe Naturwahrheit, die selbst das Unflätigste zu malen nicht für un schön hält. Man darf deshalb nicht ohne Unrecht annehmen, daß trotz des großen Reichthums der Schilderung des Helden das Buch doch größtentheils Biographie ist. Mit einem solchen Werke trat Grimmelshausen der damals herrschenden Kuntrichtung scharf entgegen, denn er gibt nicht künstlicher Gliedergruppen, behängt mit gelehrtm Füllstramm, Bilder aus dem frisch pulsenden Volksleben und zwar mit unversiegbarem Humor. Bei der Lectüre des Buches wird man an die helländischen Maier, welche das Dorf- und Schenkenleben so drastisch mit dem Pinzel erfassen, lebhaft erinnern. Directe Vorbilder hatte der Verfasser vielleicht; man hat z. B. an spanische Romane als seine Quelle gedacht. Für einzelne Partien mag es angegeben werden können, nicht aber durchweg. Eine derartige Schimenfigur, wie der Simplicissimus sie ist, hat viel zu sehr deutsches Ge-

präge. Sie liegt aus früherer Zeit schon im Ill Eulenspiegel vor; der Simplicitismus ist dieser Ill Eulenspiegel unter dem bestimmenden Einfluß eines kriegerischen Zeitalters, des 30jährigen Krieges. Dem Eulenspiegel fehlt die organische Rundung, sonst wäre er das Vorbild eines edel deutschen förmlichen Volksromans. Er ist eine gutmüthige, heitere Verflüchtigung der veredelten Schwächen des deutschen Volkes. Dasselbe gilt vom Simplicitismus, der in heiterer Weise den gesunden Menschenverstand im Gegensatz zu der ihn umgebenden verführten Welt darstellt, in den ein naiver, ursprünglich gut gearteter Naturmensch, eine Rei des jezt so beliebten „Deutschen Michel“, ohne allen Anhalt in eine verführte und vielfach zerrüttete Welt hinausgeschleudert wird, aber nicht um mit derelben auf Tod und Leben zu kämpfen, sondern um durch diese Vereinigung ganz widerstehender Elemente formwährend in die lächerlichen Situationen, dann und wann auch in erstere Verlegenheiten zu gerathen, vergl. die treffliche Vergleichung der beiden Volksromane bei Passow 1843. S. 1053. — Was die Quellen betrifft, so sollen ihm auch fremde Romane vorgelegen haben. Man hat besonders an Spanien erinnert, jenem Lande, wo das Baganleben³³⁾ so lange und noch bis in die neueste Zeit durch die fahrenden Studenten vertreten war. Es ist nun zwar nicht zu leugnen, daß die spanische Literatur seit dem 16. Jahrh., wo durch Karl V. eine so enge Verbindung beider Länder statt fand, auf den deutschen Roman ja mehrfache eingewirkt hat. Man hat an *Guaraca*³⁴⁾, einen aeseerischen spanischen Dichter zur Zeit Karls V., als Quelle des Simplicitismus gedacht, z. B. Schürmeyer in den Hall. Jahrb. 1838. S. 423. Ob aber die Schilderung der spanischen Sitten zu einem Romane wie dem Simplicitismus Anlaß geben konnte, erscheint mit sehr zweifelhaft. Allerdings hat Grimmelshausen den *Guaraca* gekannt und er erwähnt ihn auch, er sagt aber nur, daß dieser ihm die Lust zum Einsiedlerleben wieder eingegeben hätte. Und mit dem Entschluß, ein Einsiedler zu werden, schließt die Originalausgabe, vergl. Keller S. 810 fg. Die Robinsonade, welche bei den folgenden Ausgaben im 6. Buche vorkommt, ist demnach nicht eine Erfindung Grimmelshausen's, sondern stammt aus spanischer Quelle. Ich will auch zugeben, daß die Schilderung des pariser Aufenthalte aus fremden Quellen geflossen ist. Endlich mögen auch einige der in den Roman eingestreuten „Geschichte“ auf einer Nachahmung der Geschichte Philauter's von Sittenwald von Moscherosch³⁵⁾,

dem bekanntlich auch spanische Quellen vorgelegen, beruhen, vergl. Gerwinus Buch. III. S. 358 und 337 und Passow 1843 S. 1058. Die Anlage des Ganzen scheint mir aber originell zu sein³⁶⁾. Höchstens daß hier der Don Quixote von Cervantes vielleicht ein Vorbild gegeben haben könnte, denn schon damals gab es (ganz abgesehen davon, daß Grimmelshausen aus spanisch verstanden haben mag) eine deutsche Bearbeitung desselben unter dem Titel: Don Kichote de la Mancha, Das, ist, Junder Harnisch aus Hiedlanlant, Aus dem Spanischen ins Heutheutische versezt durch Pabstsch Bachel v. d. Sohle. Göthens 1621 in 12. (Schürmeyer, der S. 424 darauf hinweist, citirt die viel zu junge Ausgabe vom J. 1669). Beim Lesen der ersten Capitel, wo Simplicitus zum ersten Mal andere Menschen als die von seinem Bauerhofs sieht, wurde ich lebhaft an die bekannte Schilderung im Parcial erinnert; dieselbe Bemerkung ist, wie ich beim Studiren der kritischen Literatur sah, auch von Andern³⁷⁾ gemacht worden, und ich glaube, kaum mit Unrecht, wie viel auch dagegen bemerkt wird. Es braucht dem Dichter ja nicht der ganze Parcial deshalb vorgelegen zu haben. Dies zur Frage über die Quellen des Simplicitismus, die übrigens noch eine offene bleibt, obgleich ich faum glaube, daß man und den Simplicitismus als urcht deutsches Ereigniß durch Darlegung der Quellen rauben wird. Spanien konnte einen Don Quixote hervorbringen; Deutschland nur einen Simplicitismus; Jeder eben nach seiner Weise. Ich stelle sogar die Memoiren des *Casanova* in Parallele; diese konnte nur ein Italiener und zwar im 18. Jahrh. hervorbringen; im Anfang des 17. Jahrh. wäre es wol unmöglich gewesen.

Zum Theil wahrhaft classisch ist der Roman bis zur Mitte des 5. Buchs, wo Simplicitus wieder arbeitet; merkwürdig, daß von da an der Verfasser eine weniger interessante Feder führt und durch die Abschweifungen langweilig wird³⁸⁾. Dasselbe gilt vom 6. Buche, obgleich die seltsame Lust zum Einsiedlerleben, dem Simplicitus hier nachgeht, seine tiefe Beziehung zum vorhergehenden fundhastig Ihun hat³⁹⁾. Andererseits ist dieses

Continuationen sieht gegen Boccaccio (*Decamerone* 9, 4) durch, vergl. Keller S. 1038.

33) Derselben Anhalt ist auch Keller S. 1179: „Die Quelle des Simplicitismus ist in den Lebenserfahrungen des Verfassers zu suchen.“ Auch Wolff a. a. D. S. 179 hält das Buch für eine Autobiographie, unterstellt es aber ungeschicklich, 37) Von Schürmeyer a. a. D. S. 431, der aber ja weit geht, wenn er in dem ganzen Simplicitismus bis Buch V eine Verflüchtigung des Ritterromans Parcial sieht. Auch Keller S. 1179 ist gegen diese Ansicht mit Recht. 38) Derselbe Bemerkung hat auch Wolff S. 106 gemacht; er meint daher, daß das 6. Buch und die Continuationen von einem anderen Verfasser herrühren, geht aber darin zu weit. 39) Werden ja auch *Beichwecken* und *Beibrüder* erst nach einer Zeit überflüssigen Lebensgenusses, nach der berühmte Roman *Manon Lescaut* von Prévost (geh. 1763) endet mit einem Einsiedlerleben in der Wildniß; sein neueste Fortsetzung bringt sogar eine Robinsonade (vergl. Wolff, *Allgem. Geschichte des Romans* Jena 1841. S. 287), ebenso sein Roman *Seeland*, in dem sie schließlich protestantisch religiöse

33) Ich erinnere an Fr Sage's Roman *Gilblau*, der eine ähnliche, nur feiner ausgearbeitete Figur wie Simplicitus darstellt.

34) Schürmeyer S. 424 (und wie es scheint auch Passow S. 1056) setzt ihn freihändig in den Anfang des 17. Jahrh. und läßt ihn besonders gute Seitenbeschreibungen von Michel liefern. Dieser *Guaraca* ist aber ein anderer, ist die Quelle von Fr Sage's *Diavolo bolzano*. Der aeseerische *Guaraca*, mit Vornamen Antonio, lebte im 16. Jahrh. und war Hofbedienter Kaiser Karls V., vergl. Wolff, *Gesch. des Romans* S. 257. 35) Derselbe wol auch noch andere deutsche Quellen, wie Schupp und Hübner's *Wischap*, wie Passow 1843. S. 1051 fg. anwies. — An einer Stelle der

Buch wieder von besonderer Bedeutung, indem es die erste und älteste Robinsonade ist, wie schon Jörrens, *Reisung deutscher Dichter und Prosaisken*. Band II. S. 424 bemerkt. Diese deutsche Robinsonade hat aber keine Fortsetzung gehabt. Es ist in England bald darauf durch *Der Hof* 40) aus anderer Quelle der eigentliche Robinson geschrieben worden, der einen andern Hintergrund als die dem Simplissimus vorkommende Episode hat und eben dadurch zu einem Weltbude wurde.

Die Bedeutung des Simplissimus in der deutschen Literatur ist eine sehr große. Er ist zunächst der älteste kunstvoll angelegte deutsche Volkseroman. Kunstvoll angelegt, sage ich, denn Grimmelshausen war sich des Unterschieds von Volks- und Kunstroman wohl bewußt, vergl. Passow 1843. S. 1048 und 1050 und 1052. Es haben ihn (ober doch seine Quelle) noch die neuesten Volkschriftsteller denunt; Hebel J. B. bietet in seinem Schöpfstein verschiedene starke Anklänge an ihn, vergl. Passow 1843. S. 1058. Sodann ist er wegen der vielen sprichwörtlichen Redensarten 41) und Schwänke, überhaupt durch seine Sprache für die Geschichte der deutschen Sprache wichtig, aber noch nicht genügend ausbeutet. Endlich ist er von ungemainer Bedeutung als Kulturbild aus der Zeit des 30jährigen Krieges. Ich ferne aus seiner Periode der Geschichte ein ähnliches, durch die schriftliche Ueberslieferung erhaltenes treues Bild eines ganzen Zeiträume. Die ganze damalige Welt, vom Grafen bis zum Stalljungen — die höchsten Kreise sind hier ausgeschlossen, doch werden sie J. B. in der Wendestille mitgenommen — kommt in einzelnen abgerundeten Bildern vor, von denen einzelne wahre Kraftstücke sind; J. B. die Schilderung des Zechelages beim Commandanten zu Hanau (Buch I. Cap. 29 fg.). Ferner: der fromme Dräger im Kloster (Buch II. Cap. 29); der kleine Krieg in Weiskalen (Buch II. Cap. 31 fg.); das Lagerleben im 30jährigen Kriege (Buch II, 15 fg.); das schlaftrüge Paris (Buch IV, 4 fg.); Babelleben im Kriege (Buch V, 5 fg.) und dergl. mehr. Das Buch wäre wahrlich werth, dem größeren Publicum durch eine neue Ausgabe zugänglich gemacht zu werden; freilich müßte es etwas verkleinert 42) oder aber lieber, wie der Don Quixote, der doch auch die langweiligsten Einschübe enthält, durch beigegebene gute Abbildungen schmuckhafter gemacht werden; das Andenken Grimmelshausen's verdiente diese Ehre in vollem Maße. Am meisten beigetragen haben zur rechten Würdigung dieses lange verkannten Schriftstellers Gervinus, Ebertmeyer

und zuletzt und am eindringlichsten Passow. Man wies bis dahin ihm namentlich in der organischen Entwicklung der deutschen Literatur seinen rechten Platz anzuweisen, denn es fehlt noch immer eine eingehende Geschichte der deutschen Literatur im 17. Jahrh. Passow hat das Meiste dazu beigetragen, Grimmelshausen die rechte Stelle in ihr anzuweisen, und ich darf daher mit seinen Worten schließen (1843. S. 1059): „Alle früheren deutschen Literaturgeschichten wissen im 17. Jahrh. fast nur von den beiden schließlichen Dichterschulen und ihren Abzweigungen zu reden; Gervinus hat eigentlich zuerst auf die sehr bedeutende Reaction gegen dieselben, welche gleichzeitig stattfand, aufmerksam gemacht, aber diesen Gegenstand noch keineswegs ganz erledigen können. In Grimmelshausen lernen wir nun durch Ebertmeyer's und meinen Auffassung einen Schriftsteller kennen, der beide Richtungen seiner Zeit (die kunstmäßige und die volkstümliche) klar erkennt und in sich vereinigt, ohne sie mit einander zu verschmelzen, einen Schriftsteller, der mit seinem Reichthum an Witz und Phantasie begabt, damit die noch seltenerer Kraft und Beweglichkeit des Geistes verbindet, die verschiedensten literarischen Richtungen in ihrer ganzen Eigentümlichkeit so zu verfolgen, daß er aus eigner dichterischer Kraft einen nicht unbedeutenden geistigen Gehalt in sie hineinlegt, der in diesen beiden Richtungen die richtige, dem Inhalt wohl anpassende Form der Darstellung mit gleicher, auf der einen Seite freilich schiefer angebrachte Meisterschaft zu handhaben versteht; der in der volkstümlichen Literatur seiner Zeit ohne Zweifel einzig und unerreicht dasteht und auch wieder alle Mängel und Schwächen eines vorherrschenden Ungeschmacks theilt.“ Trotzdem ist ein völlig klares Licht über Grimmelshausen und seine Bedeutung noch nicht gewonnen, so lange seine Quellen nicht einer sorgfältigen Prüfung unterworfen werden und daran fehlt es noch.

Zur richtigen Würdigung Grimmelshausen's und seiner Zeit ist schließlich noch eine seltsame Vision im Simplissimus (Buch III. 3. fg.) zu erwähnen, in welcher er seinen social-politischen Standpunkt, wenn ich so sagen darf, darlegt. Simplissius hängt nämlich im Walde einen Karren, der sich für Jupiter hält, eine Art Don Quixote, der die Welt vom Kriege befreien will, indem er einen Felden zu schaffen denkt, der ein Parlament bilden, eine Verbindung der Städte zu Stande bringen, Jölle, Frohnden und Leibeigenschaft aufheben soll. Dann solle den Deutschen die Weiberrchaft werden, alle Fürsten sollen raufen, Alles den Eidenden untergeben werden und ganz Europa Deutschland unterthan sein. Woher kommt diese Forderung eines Parlament's und das Brechen der kaiserlichen Elemente? Was aus der Beobachtung der englischen Zustände? Jedenfalls ist diese Anschauung eines Deutschen in damaliger Zeit für den Historienforscher beachtenswerth. (R. Palmann.)

GRIMMEN, in latinischen Urkunden Grima, pommerische Landstadt im Regierungsbezirk Stralsund, Kreis Grimmen, unweit der Trebel und an dem Schweben-Graben, der dieses Flüsschen mit dem bei Orstföwals mündenden Flüsschen Rix verbindet; 2¹/₂ Meilen südlich

aus Rochelle auf einer einsamen Insel bei St. Helena niederlassen, vergl. Wolff a. a. O. S. 286.

40) Im J. 1719. Die Quelle war ein Werk Wood Rogers' und Edward Gool's über die Geschichte des Matrosen Geistes, welches aus J. 1712 erschien, vergl. Der erste und älteste Robinson, herausg. von Landhard. Leipzig 1869. S. 242. 41) Vergl. S. B. S. 168: „weil naht im Schand war.“ S. 681 und auch S. 772: „Was von Treuen.“ (das im Witzum von Gehen Wandern S. 12: „des Ketten von Wölgen Quelen laden.“) 42) Das hat auch H. v. Wilm in seiner Ausgabe gethan, aber behauptet den Autor fast, was trübsal gemacht. Die Ausgabe von Ratz bringt ihn unversehrt.

von Straßund, 3 Meilen westlich von Greifswald, 1867 mit 3193 Einwohnern (1861: 2975, 1864: 3197); ist Sitz eines Landrathsamts, einer Kreisfeste, einer Superintendentur, einer Gerichtscommission, einer Postexpedition; die Bewohner beschäftigen sich mit Landbau und Viehzucht; mit Weinberei und Bleicherei. Grimmen soll nach einem Fürsten Grimmo von Rügen benannt und im J. 1145 durch Ratibor zu Pommern gebracht worden sein; im J. 1178 wurde es durch Jaromar I. wieder eingenommen, 1190 nahm es, zuerst in Pommern, Schafen als Bürger auf und wurde mit Mauern umgeben. Im J. 1350 wurde es in einer Fehde von den Mecklenburgern eingenommen und verwüstet. Das Renkesschieß ging in der Reformationszeit ein. Von 1684 bis 1814 gehörte Grimmen wie das ganze Fürstenthum Barth oder „Rügen dießseits des Wassers“ zu Schweden. — Der Kreis Grimmen gebt zu den fruchtbaren landwirtschaftlichen Pommerns; er zeichnet sich durch Ackerbau und Viehzucht aus. Er wird im J. 1822 zu 14,27 □ Meilen mit 25,104 Einwohnern, 1861 zu 17,93 □ Meilen mit 39,489 Einwohnern, 1867 zu 38,944 Einwohnern angegeben. (Otto Delitsch.)

GRIMMENSTEIN (Hans), geb. zu Rendsburg im J. 1554, gest. 1620 den 29. Sept. ebendasselbst. Er wurde im J. 1597 Senator und 1617 Bürgermeister in seiner Vaterstadt, war zweimal verheiratet und hatte acht Kinder. Obwohl er ihm an gelehrter Bildung fehlte, dichtete er doch viel geistliche Lieder in deutscher Sprache, gab auch einen Theil derselben in einem eigenen Buche heraus. Vergl. die Leichenrede des rendsburgers Probsts Gerh. Gulemann auf den verstorbenen Grimmerstein, welche zu Hamburg 1821 (4.) in Druck trischn; vergl. *Moller, Cimbrica literata. Havniae 1744. fol. p. 219.* (R. Palmmann.)

GRIMMER (Hans), ein Maler, erlernte seine Kunst bei Matthiäus Grünewald in Mainz, wo er auch fernerein seinen Wohnsitz bezieht. Seine Blüthezeit fällt um das Jahr 1560. Ehedem gab es viele Bilder von seiner Hand, von denen jedoch der größte Theil im Laufe des dreißigjährigen Krieges seinen Untergang gefunden hat. In der St. Moritzkapelle zu Nürnberg zeigt man noch zwei Gemälde Grimmer's, das Bildniß eines Mannes mit rothem Bart und schwarzer Kleidung und das Porträt einer Frau, ebenfalls in schwarzer Kleidung. Beide sind gut behandelt, namentlich das weibliche Bildniß. Künstlerinnen wollen hier den Einfluß der Schule Titian's erkennen. Man stellt übrigens Grimmer unter die Künstler, mit welchen das Charakteristische der alt-deutschen Schule verloren geht. Vergl. Nagler, *Neues allgem. Künstlerlexicon. Bd. 5. (München 1837. 8.) S. 383.* (O. P.)

GRIMMER (Jacob), ein niederländischer Maler, der zu Antwerpen lebte und um 1646 als Mitglied der dortigen Akademie genannt wird. Ueber sein Leben ist nichts Näheres bekannt. Er hand als geschickter Landschaftsmaler in Ansehen; besonders gelangen ihm auf seinen Bildern die Lüfte und Fernungen. Auch sein

Baumschlag und die architektonischen Beiwerke sind lobenswerth. (O. P.)

GRIMMIA, eine von Ehrhart aufgestellte zu Ehren des ehemaligen gotthaischen Hofraths und Leibarztes Joh. Fr. Carl Grimm, Verfassers einer Flora von Eisenach, benannte Moosgattung mit folgenden Merkmalen: Rösche globoseförmig, am Grunde mehrfach geflügelt, das Deckelschiff kaum an Größe überragend oder kürzer. Mundbeleg einfach, Zähne zu 16, lanzettlich, von einer Mittelrinne durchfurcht, quergebriest, oft sich spaltend, daher vielgestaltig, mehr oder minder bis zur Mitte 2—4 mal oder in zwei Schenkel bis zum Grunde getheilt. Büchse eingefenkt oder hervorstehend, eiförmig, länglich oder fast walzenförmig, auf geradem oder bogig-übergebogenem Fruchtstiele. Deckel länger oder kürzer geschnäbelt.

Erste Section. *Platyostoma C. Müller.*

Die Pflanzen bilden mehr oder weniger dichte freisichende Polster und sind oft schlank und gabelfaltig; die Blattzellen meist did, rundlich oder quadratisch mit glatten, seltener gefrüßten Wänden. Die Büchse ist eingefenkt, sehr selten hervorstehend, glatt, unbedeckt großmündig, untern- oder becherförmig. Die Zähne des Mundbeleges sind mehrfach gespalten, aber ihre Schenkel hängen hin und wieder zusammen und daher keßelförmig oder nur an der Spitze gespalten, seltener ganzrandig oder gar fehlend.

A. Büchse eingefenkt.

a. Blätter dahlegelagert.

a. Polster ledrig.

1) *G. apocarpa Hedwig*. Einhäufig; Polster ledert, bräunlich; Stengel starr, mehr oder weniger hoch und gabelfaltig-verästelt,äste durch die Spitzfrucht an der Spitze verdickt; Blätter im frischen Zustande zuerst zurückgeschlagen, dann aufrecht-abstehend, im trocknen Zustande angepreßt, aus eiförmigem, fleischlich aufstreichendem Grunde zurückgekrümmt und lanzettlich, die obern mit einem weislichen Spitzchen besetzt, am Rande des Mundbeleges zurückgerollt, überall mit winzigen rundlichen oder mehr oder weniger quadratischen Zellen, aber unbedeckend, derb, schmutzig; Kelchblätter über die vorigen hinausstehend, viel breiter; länger, kreis, schidenartig, lang zugespitzt, kurzhaarig, an der Spitze geschnäbelt, am Grunde mit schmalen, sehr selten, durchsichtigen, ledernen, oben mit winzigen Zellen; Frucht eingefenkt, unternförmig-oval, ohne Ring, großmündig, glatt, leberartig-düßhäutig; Deckel gewölbt, schief geschnäbelt; Zähne lang, lanzettlich, dunkelpurpurroth, sparsam durchbrochen oder ganz, etwas fleischig. Hierher gehören *G. polyodon Ehrhart*, *G. fusca* und *robusta Nees*, *Hornschuch* und *Sturm*, *G. apocaulos De Candolle*, *G. strigosa*, *fasciculata* und wahrscheinlich *Torreyaana Bridel*, *Schistidium apocarpum Bruch* und *Schimper*, als ältestes Synonym *Bryum apocarpum Linné* und *Fontinalis apocarpa Linné* (Eohn).

Diese Art ändert ab:

β. *revularis* C. Müller. Stengel lang, gabelig-ästig, schlant, schlaff, dunkelgrün; Blätter e-lanettlich, ziemlich stumpf. Hierher gehören *G. revularis* Bridel, *G. alpicola* Swartz, *G. helvetica* Schkuhr.

γ. *gracilis* C. Müller. Stengel länger, spärer schlant, dünn, niederliegend; Blätter überall absteigend oder einseitigwendig, Reichblätter gleichfalls einseitigwendig. Hierher gehören *G. gracilis* Schleicher und *G. trichodon* Bridel.

δ. *conferta* C. Müller. Polster dicht, dunkelgrün, Blätter dünne, kumpel; Reichblätter weniger scheidenartig, kürzer behaart; Frucht kürzer, Zähne orangefarbig. Hierher gehören *G. conferta* Funck, *G. urceolaris* Nees, *Hornschuch* und *Sturm*, *G. latifolia* Bridel und *Schistidium confertum* Bruch und Schimper.

Diese Art ist in ganz Europa, Nordasien und Nordamerika sehr gemein auf Felsen und zwar am so dunkelgrünen, je fruchtbarer der Standort, um so brauner, je trockner derselbe, an Mauern, auf Dächern, selbst auf Baumstämmen, von der Ebene bis zu den Alpen hinauf. Auch am Cap Horn und in Chile. Die Aart β an Flußufern, γ an trocknen Stellen, δ in Gebirgen und Alpen, auch in Abfisteln.

2) *G. mutica* Hampe. Polster locker, röhlich oder bräunlich-grau, etwa einen Zoll hoch; Stengel aufsteigend, am Grunde nackt, oberwärts dicht beblättert, im unfruchtbaren Zustande zugespitzt, im fruchtbaren keulenförmig; Blätter im trocknen Zustande angedrückt, im feuchten zurückgekrümmt-absteigend, gefielt, eiförmig-lanzettlich, stumpf und ohne Haarpitze, am Rande zurückgebogen, mit einem bis zur Spitze gehenden Nerven und aus sehr kleinen, fast runden, dichten Zellen bestehend, die Perichätaalblätter fein aufrecht und breiter als die übrigen; die Büchse ist eiförmig-elliptisch, eingesenkt, braun; die Zähne des Mundes sind lanzettlich, fast ganzrandig, rothfarbig. Von der nahe verwandten *G. apocarpa* unterscheidet sich diese Art durch die längeren, an der Spitze stets unbehaarten, ganzrandigen, im trocknen Zustande angedrückt, im feuchten zurückgekrümmt, spär absteigend, klein, lanzettlich, unbehaart, stumpf, am Grunde nur nach links am Rande umgerollt, überall mit sehr kleinen, dicken, runden, runden Zellen. Perichätaalblätter länger, breiter, hervorgehoben, steif, schweiß, länglich-lanzettlich mit einem sehr kurzen und dünnen, wasserförmigen, geknietelten, abfalligen Spitzchen, unten mit jenen, lodern, durchscheinenden Zellen; Büchse ganz gelblichen, fast spind, eiförmig, großmündig, kahl, lecherartig; Deckel

Auf Felsen in Neu-Holland.

3) *G. depilis* C. Müller. Einbüßig; Polster locker; Stengel ziemlich hoch, schlant, unten nackt, oben beblättert, gleichhoch-ästig, gelbbraun; stark; Aeste an der Spitze kaum verdickt; Stengelblätter eng angedrückt, im feuchten Zustande zurückgekrümmt, spär absteigend, klein, lanzettlich, unbehaart, stumpf, am Grunde nur nach links am Rande umgerollt, überall mit sehr kleinen, dicken, runden, runden Zellen. Perichätaalblätter länger, breiter, hervorgehoben, steif, schweiß, länglich-lanzettlich mit einem sehr kurzen und dünnen, wasserförmigen, geknietelten, abfalligen Spitzchen, unten mit jenen, lodern, durchscheinenden Zellen; Büchse ganz gelblichen, fast spind, eiförmig, großmündig, kahl, lecherartig; Deckel

chen kegelförmig, stumpf, gerade, von der jarten Röhre bedeckt, Ring einfach, unvollkommen; Zähne jart, goldgelb. Am Cap der guten Hoffnung.

4) *G. fuliginosa* Schimper. Zweibüßig, polsterartig, einen halben Zoll lang, gabelspaltig-ästig; untere Blätter klein, angedrückt, eiförmig, zugespitzt, milnerte und obere gebäuft, absteigend, an der Spitze einwärts-gekrümmt, im trocknen Zustande gewunden, linealisch-lanzettlich, mit einer Haarpitze versehen, Perichätaalblätter schreib; Büchse eingesenkt, klein, eiförmig, ihr Stiel ein wenig länger, gerade oder gekrümmt, das Deckelchen kegelförmig, spitz; Röhre kegelförmig, am Grunde geschnitten; Mundes wie der *G. obtusa*.

In Mexico auf der Spitze des Pico de Orizaba.

5) *G. Schiedeana* C. Müller. Polster dicht, rasenartig, schmutzgrün; Stengel aufrecht, ästig, niedrig; Stengelblätter locker gedrängt, unten aus länglichen Grunde plötzlich lanzettlich, stumpf, ohne Haarpitze, obere größer und mit einer langen, weißlichen, geknietelten Haarpitze, alle ganzrandig und am Rande aufrecht und von einem starken, schmutz-gelben, aus der Fläche hervortretenden Nerven durchzogen; Zellen am Rande des Grundes ziemlich locker parenchymatisch, an den Nerven gelber und dichter, nach der Spitze zu allmählich kleiner, quadratisch, unübersichtlich und dicker; Perichätaalblätter hervortragend, größer und länger, am Grunde verschmälert, am Rande mit dünnen und lodern Zellen versehen, nach oben verbreitert, halbzusammengerollt, aus weit lodern Zellen bestehend und in eine lange Haarpitze ausgehend; Büchse auf einem sehr kurzen Stielchen hervortragend, endstündig urnen-eiförmig, großmündig, klein; Röhre klein. — Von *G. fuliginosa* durch die hervortretende Büchse und die unbegranneten untern Blätter leicht zu unterscheiden.

In Mexico von Dreye und Schiede gesammelt.

6) *G. amblyophylla* C. Müller. Einbüßig, sehr klein, spärlich und kurz-ästig, unten filzig, Aeste nackt, an der Spitze dicht-beblättert, braungrün, dicht polsterförmig; Stengelblätter gebäuft, im feuchten Zustande Anhang nicht zurückgekrümmt, sondern aufrecht-absteigend, schmal-lanzettlich, kurz zugespitzt, gefielt, die oberen breiter, länger zugespitzt und mit einem kleinen wasserförmigen Spitzchen, am Rande biwellen schwach-gewölbt, Zellen rechtwinklig, oberwärts quadratisch, an der Seite fein gefaltet, dick, verb. gelblich; Perichätaalblätter aus länglichem Grunde allmählich verbreitert, bandförmig-stumpf, lahnförmig-gefielt und viel breiter als die Stengelblätter; Büchse fast sitzend, eingesenkt, kugelförmig, kurz, ohne Ring; Deckelchen geknietelt; Zähne fast ganzrandig, goldgelb, durch eine Mittellinie gespalten, fein punktiert, breit.

Im Arguetaen-Lande.

β. Polster dicht zusammengeballt.

7) *G. plagiopodia* Hedwig. Einbüßig; Polster sehr groß und dicht, die Stengel aber sehr leicht von einander zu trennen, grau-grün, niedrig; Blätter dicht

gebüßt, die untern eiförmig-stumpf, die oberen eiförmig zugespitzt, mit kurzem, glattem Haare, lösselförmig-hohl, am Rande aufrecht, jarchäutig; Zellen am Grunde durchsichtig, schiefelig, oben abgerundet, mehr mit Blattgrün angefüllt, dann leer; Kelchblätter größer, am Grunde mit längeren und lockeren Zellen; Frucht aus gekrümmtem, sehr kurzem Stielchen eingesenkt, mit gewölbtem und warzigem Deckel, eiförmig, großmündig, gelblich; Mundbeß vollständig, Zähne pracktoosk orangefarbig, mit dichten Quertrippen, oben in Wimpern vielfach geküßelt, glatt; Ring doppelt. Hierher gehören *G. obtusa Brid.*, *G. plagiopus Schwägrichen* und *Coscinoodon plagiopus Sprengel*. In der Tracht dem *Coscinoodon cribrosus* äußerlich ähnlich, aber durch Rüge und Mundbeß sogleich zu unterscheiden.

Auf buntem Sandstein zuerst bei Jena an der Raffemühle von Blöcke im J. 1798 entdeckt und erst 1846 von Bencke auf derselben Formation im Saalkthale an den Ruinen der Schönbürg bei Raumburg wieder aufgefunden und später im Steinholze bei Dueslinburg auf Quarzsandstein von Hamppe gesammelt, endlich auch in den Bergen von Spruce gefunden.

8) *G. anodon Bruck und Schimper*. Einhäufig; Tracht der vorigen, aber die Frucht aus sehr bauchigem Grunde ziemlich kugelförmig, kleiner; Ring einfach; Mundbeß fehlend.

Auf Mauern und Kalkstein an Schlössen von Heidelberg, bei Giesfeld im Fichtelgebirge, an Hohlwegen im Brühl bei Wien, in Tirol, Steiermark, Kärnten und den italienischen Alpen und außerdem in Südfrankreich und den Bergen.

9) *G. Hoffmanni C. Müller*. Einhäufig; Polster dicht, klein; Stengel niedrig, starr, unten braunschwarzlich, an den Spüßen gelblichgrün und durch die Haarspitzen der Blätter grau; Blätter schmal-lanzettlich, gekrümmte, derb, gelblich; Zellen überall winzig, verdicht, elliptisch, die oberen und die Perichätialblätter größer, breiter, mit längerer Haarspitze, am Grunde durchsichtiger, lockerer, zarter gewebt, oben mit winzigen, fast quadratischen Zellen, derb, ohne Blattgrün, alle am Rande umgebogen oder oft an der Spitze aufrecht, niemals zurückgerollt und mit einem auf dem Rücken stachen Nerven; Frucht ziemlich eingesenkt, aufrecht, fast kugelig, summrerlich; Deckel gewölbt und von einem Warzen gerönt; Zähne nur angedeutet; Ring schmal, doppelt. Hierher gehören *Schistidium pulvinatum Brid.*, *Gymnostomum pulvinatum Hoffmann* und *Anoetangium pulvinatum Röhl.*

An Felsen der montanen Region. Zuerst von Hoffmann bei Reinhausen in der Nähe von Göttingen entdeckt; geht bis in die Schneeregionen hinauf und erscheint in Obercanada.

10) *G. aethiopica C. Müller*. Der vorigen sehr ähnlich, aber die Blätter am Rande, vorzüglich nach der Spitze stark zurückgekrümmte-gerollt, mehr gefaltet und von einem dünnen glatten Nerven durchzogen.

In Abyssinien an Felsen von 9000—13,000 Fuß Höhe.

b. Blätter kraus.

11) *G. maritima Turner*. Einhäufig; Polster dicht, braungelblich, niedrig; Blätter aufrecht-abstehend, fleis, im trocknen Zustande, besonders die oberen, fischel-artig-gekrümmte, starr, die übrigen etwas gekrümmte, eilanzettlich, oft in eine sehr kurze, wasserhelle, gedönnelte Spitze ausgebeugt, rinnenförmig-hohl, mit übergebogenem Rande. Zellen mehr oder weniger tonnenförmig, oben kleiner, derb, verdicht, leter; Perichätialblätter viel länger und breiter, über die Stengelblätter hinausragend, im trocknen Zustande deutlich fischelförmig, am Grunde länglich, loder, durchsichtig und lang gewebt, in der Mitte breiter, oben fast baarartig, zugespitzt, am Rande aufrecht, trumm einwärts gerollt; Frucht ohne Ring, verkehrt-eiförmig, urnenartig, abgeküßt, glatt; Deckel gewölbt, schief gedönnelt, vom Rücken kaum bedeckt; Zähne groß, breit-lanzettlich, purpurroth, emfernt-gegliebert, mehr oder weniger durchbrochen. Hierher gehören *G. rigida Brid.* und *Schistidium maritimum Bruck und Schimper*.

Häufig an den Küsten Escandinaviens, Großbritannien, Norrkönigs und auf erratischen, aus Korwegen herübergekommenen Granitblöcken und Gesteinen an den Küsten von Schleswig und Holstein und auf der Insel Bornholm. Auch auf der nordamerikanischen Insel Terre Newe.

12) *G. tortuosa Hooker und Wilson*. Zweihäufig; Polster loder, aber unten mehr zusammenhängend, flüg, oberwärts sehr äßig, niedrig, weich, schlöf, unendlich grün, Äste zahlreich, kurz, schlant, dicht-gedönnert; Stengelblätter etwas kraus, im feuchten Zustande schlöf-abstehend, ziemlich lang, schmal-lanzettlich-zugespitzt mit sehr kurzem, glattem Haar, geküßt, Zellen sehr klein, abgerundet, grün, am Grunde schmal, lang, durchscheinend, am Rande aufrecht; Perichätialblätter mit den Stengelblättern übereinstimmend, aber am lockeren Grunde concaver; Büsche kurz trugförmig, glatt, vollständig-eingesenkt, fast steng. Deckel gewölbt und gebüßelt; Zähne klein, am Grunde mit zahlreichen Wimpern; Zähne fleischig, purpurroth, undurchsichtig.

Auf den Faltlandseisen.

c. Blätter fischelförmig-einseitigwendig

13) *G. falcata Hooker und Wilson*. Zweihäufig, loder, groß, sehr schlant, gewunden, sehr äßig, Äste lang, an der Spitze fischelförmig, samuzig-grün; Blätter fischelförmig-einseitigwendig, sehr loder-dachziegelig, breit-lanzettlich, kurz pfriemlich, stumpflich, ziemlich fleischig, didnerelig, am Rande aufrecht oder ein wenig eingerollt, Zellen sehr klein, quadratisch, dick und sehr dicht, fast undurchsichtig; Büsche kugelförmig, groß, braun, großmündig, eingesenkt, fast steng, glatt, ohne Ring; Deckel gedönnelt, schief, Zähne klein, an der Seite gespalten; Stielchen hervorstehend, fleckenbleibend; Zähne sehr breit lanzettlich, purpurroth, ganz glatt, ganzrandig, mit vielen breiten Quertrippen und von einer glatten Längelinie durchzogen.

Im Regulus-Lande.

d. Blätter fast einseitigwendig, nur an der Spitze einwärtsgekrümmt-gewunden, aber nicht schüsselförmig.

14) *G. laxifolia Hamp.* Leder rasenförmig, niederliegend, spärlich-ästig, rothbraun, die unfruchtbaren Aeste an der Spitze einwärtsgekrümmt, die fruchtbaren aufrecht, keulenförmig, kaum gelblich; Blätter stumpf und ohne Haarspitze, am Rande flach, mit einem bis zur Spitze gebenden Kerben und sehr feinen, runden, dichten Zellen, die Perichätialblätter sind breiter, aber kürzer und schließen die lederförmige, röthlich-braune Büchse eng ein; das Deckelchen ist verhältnißmäßig groß, mit einem Büdel und einem kurzen, spizen Schnäbelchen versehen; die Zähne des Perichäts sind breit-lanzettlich, fast ganzrandig, roth, in trockenem Zustande nach außen gekrümmt, zuletzt aber fast schwarz und nach innen gebogen.

In Neu-Holland an Felsen am Snowy river.

B. Büchse über den Kelch gehoben.

15) *G. laxifolia Hooker* (Ehbn). Sehr lang, rasenartig, schlaff, etwas ästig; Blätter aufrecht-abstehend, leder dachziegelförmig, länglich-lanzettlich, spitz, gestielt, weich, schwammig-grünlich, schlaff, im trocknen Zustande kraus; Büchse elliptisch, länglich, kurz, großmündig, rothbraun, auf einem geraden, scheindar seitenhängigen Stiele weit hervorgehoben, Zähne kurz, roth, oberwärts geblich.

Im Himalaya.

Zweite Section. Eugrimmia C. Müller.

Pflanzen mehr oder weniger keiselförmige Polster bildend, niedrig, gabelig-geheilt; Blattzellen überall quadratisch, am Grunde meist quadratisch-sechseckig, mit glatten Wandungen, verdidet oder weich; Büchse kleinmündig, auf geradem oder gekrümmtem Stielchen; Zähne regelmäßig 2—3mal getheilt, feiner ganz.

A. Fruchstiele gekrümmt.

a. Blattzellen weich und blattgrünhaltig.

16) *G. pulvinata Hooker und Taylor.* Einhäufig; Polster halbkugelig, grün, oben grau, niedrig, dicht, Stengel oder leicht trennbar; Blätter aufrecht-abstehend, breit-lanzettlich, gestielt, mit einem langen, ziemlich glatten Haare, am Rande aufrecht oder nur wenig zurückgekrümmt, gleichsam aufgeschwollen; Zellen überall quadratisch, am Grunde größer, durchsichtig, oben dunkel, blattgrünhaltig, weich; Perichätialblätter mehr kahnsförmig, am Grunde ledertig gewebt; Büchse auf gekrümmtem, gelblichen Stielchen abwärts geneigt, eiförmig, gelblich, zuletzt bräunlich, achselsig gestielt; Deckel aufrecht, geschnäbelt, purpurroth, Ring breit; Zähne dunkelpurpurroth, breit lanzettlich, meist zerfacht-gepalmen, aber ganz und wenig durchbrochen, etwas raub. Hierher gehören *Dryptodon pulvinatus* und *Campylopus pulvinatus Brid.*, *Dicranum pulvinatum Schwägrichen*, *Trichostomum pulvinatum Weber und Mohr*, *Fissidens pulvinatus* und *Leersia pulvinata Hedwig*, *Azelia pulvinata Ehrhart* und *Bryum pulvinatum Linné*. Diese Art ändert ab:

β. obtusa C. Müller. Stengel niedriger; Büchse auf kürzerem Stielchen, kurz eiförmig; Deckel kegelförmig, stumpf oder von einem Büdeln getrennt; Zähne kürzer. In dieser Art gehören *Dryptodon obtusus Brid.* (zum Theil), *Grimmia cynicollata Taylor* und *Fissidens pulvinatus* β. *africanus Hedwig*.

Auf sehr verschiedener Unterlage, häufig auf Dächern und Mauern, selten auf Bäumen, über ganz Europa verbreitet und sehr gemein. Die Art an sonnigen Stellen, besonders südlicher Gegenden.

17) *G. arenaaria Hamp.* Einhäufig; Polster klein, sehr niedrig, niedergedrückt, niedrig, grau; Stengel sperrig, sparsam gabelig-geheilt, schlank; Blätter aufrecht-abstehend, ziemlich lang- und schmal-lanzettlich, mit sehr langem, ziemlich glatten Haare, mehr oder minder hin- und hergebogen, weich, am Rande aufrecht; Zellen am Grunde schmal, lang, durchsichtig, oben allmählig winziger, quadratisch, undurchsichtig, durch Blattgrün schon gefärbt, innerste Kelchblätter kürzer, am Grunde ledertig gewebt; Büchse auf kurzem gekrümmtem, stiellich herausstehendem Stielchen, winzig-eiförmig, dünnhäutig, schön blaßgelb, glatt; Deckel kegelförmig, kurz, etwas abgestumpft, orangefarbig; Ring einfach, sehr schmal, Zähne schmal, hart, distig gegliedert, oben durchbrochen, orangefarbig, glatt, im trocknen Zustande zurückgekrümmt. Hierher gehören *G. curvula Bruch* und *Schimper*, *G. incurva Schleicher* und *G. Zahlbruckneri Garovaglio*.

Auf Schieferfelsen der Schweiz von Schleicher entdeckt, auf Quaderfelsensteinerhöhen an einigen Stellen des Regensteins bei Biantenburg am Fuß von Champe gesammelt, außerdem in Westfrankreich und in den Pyrenäen.

b. Blattzellen verb.

a. Blütenstand zweihäufig.

18) *G. trichophylla Greville.* Polster breit und leder, niedrig, gelblich-grün; Stengel sparsam-gabelig-verästelt, aufsteigend, schlank, ziemlich hart; Blätter aufrecht-angedrückt, im frischen Zustande plötzlich aufrecht-abstehend, schmal-lanzettlich, gekrümmmt, von einem spitzen, ziemlich glatten Haare gekrönt, tief-geheilt, am Rande in der Mitte des Blattes ein wenig zurückgekrümmt; Zellen überall verb., quadratisch-angedrückt, verdidet, gelblich, am Grunde rechtlich, oben winzig; Perichätialblätter breiter, scheidenartig, unten mit variem ledertigen durchsichtigen Zellen; Büchse auf einem mehrsch abwärts gebogenen, langen gelblichen Stielchen zurückgekrümmt, eiförmig, gelblich, später bräunlich, im trocknen Zustande mit scharfen Kanten; Deckel pfriemlich geschnäbelt, purpurroth, ziemlich aufrecht; Ring breit, zerfacht; Zähne purpurroth, schmal, an der Spitze 2—3mal gespalten, glatt, mit dichten Querrippen. Hierher gehören *G. Schultzii Häbener*, *Dryptodon Schultzii* und *Dr. trichophyllus Brid.* Diese Art ändert ab:

β. meridionalis C. Müller. Höher, schlanker, Zellen kleiner und unterwärts dider; Büchse sehr klein, fast kugelig-eiförmig, Zähne kürzer.

Mit *G. pulvinata* nahe verwandt, aber durch den starken Stengel, die langen, steifen Blattspitzen, die gelblich-grünen Polster, den weit über den Rest nicht im einfachen Bogen, sondern mehrfach, schwannenhalsartig gekrümmten Fruchtstiel, und die scharfgerippte, kleine Büchse verschieden.

An Felsen der montanen und subalpinen Region von ganz Europa und in Kleinasien; die Art auf der Sierra de Guadarama in Spanien.

19) *G. crispata* L. C. Müller und E. Hampe. Loder rufenförmig, in der Feuchtigkeits leicht aufsteigend und kraus; die Stengelblätter sind im feuchten Zustande absteigend, gewunden, schmal-lanzettlich, lang zugespitzt und mit einer Haarspitze versehen, gefielt, die Zellen sind am Grunde an den Hügeln durchscheinend, loder, an den Nerven fächerartig und im Alter ein wenig gefaltet und zusammengejogen, nach der Spitze zu werden sie allmählig kleiner, quadratisch-rundlich, unregelmäßig; die Perichätialblätter sind am Grunde scheidenartig, durchscheinend-negaderig; die Büchse aus einem schwannenhalsartigen Stielchen ist herabgekrümmt, cylindrisch-länglich, schwarz gestreift, gelblich, mit einem kegelförmigen, zugespitzten, purpurrothen Deckelchen und einem vielsachen Ringe versehen; die Zähne des Perichöns sind schmal, purpurroth, zweispaltig; die Haube kahl, vielsach eingeschlitzt. — Von *G. trichophylla* durch die im feuchten Zustande krausen Blätter auf den ersten Blick zu unterscheiden.

In Neu-Holland an Steinen der Flüsse (Fist creek und Flinders range).

20) *G. Olneyi* Sullivan. Zweibüsig; Rufen loder; Blätter gelbgrün, linealisch-lanzettlich, allmählig in eine lange durchscheinende, gefägte Haarspitze ausgehend; Kapsel eiförmig, im trocknen Zustande nicht gerippt, schief oder horizontal auf einem hervortretenden gekrümmten Stielchen; Zähne des Perichöns am Grunde durchbrochen; Deckelchen mit kegelförmigem Grunde und schiefem Schnabel; Haube kugelförmig, am Grunde 2—3zellig. Verwandt mit *G. trichophylla* *Greville* unterscheidet sich diese letztere durch schlankere Tracht, längere und mehr gewundene Blätter, regelmäßige, im trocknen Zustande stark gerippte, an einem längeren und mehr gekrümmten Stielchen hängende Kapseln und einem mit geradem Schnabel versehenen Deckelchen.

21) *G. conoabrina* Kunze. Der *G. trichophylla* sehr ähnlich, aber die oberen und die Perichätialblätter am Grunde mit weit zarteren, längeren und durchsichtigeren Zellen, alle Blätter länger, weicher und unter dem Vergrößerungsglas schon gelbgrün, die unteren Perichätialblätter sehr schmal und zart; der Ring schmal, Zähne äußerst schmal, orangefarbig, entfernt gegliedert, bis zum Grunde in ungleiche, an der Spitze sehr zarte Schenkel getheilt.

Im südlichen Chile.

22) *G. Lissae* De Notaris. Der *G. trichophylla* gleichfalls sehr ähnlich, aber durch die breiten lanzettlichen, mehr zurückgekrümmten, am Rande vom Grunde bis zur Mitte ungerollten Blätter, die fast kugelig-apfelförmige,

am Grunde eingebrachte, an der Mündung zusammengeknüpfte, glatte Büchse und das sehr schief-pyramidenförmige Deckelchen verschieden.

Au Felsen bei Turin.

23) *G. sardoa* De Notaris. Der *G. trichophylla*, namentlich der Varietät *meridionalis* sehr ähnlich, aber viel kleiner, die Blätter sehr zurückgekrümmt, aus sehr verbreitertem Grunde lanzettlich, an der Spitze fächerförmig gekrümmt, am Rande bis über die Mitte stark ungerollt; Zellen sehr klein, an der Spitze gleichsam punktförmig, am Grunde des Blattes klein-quadratisch, die untersten Blätter am Grunde zu beiden Seiten am Rande mit einigen durchscheinenden, größer quadratischen Zellen, die übrigen mehr oder weniger mit Blaugrün gefüllt; Perichätialblätter am Grunde umfassend, nicht scheidenförmig, mit kleinen lodernen Zellen; Büchse auf einem zurückgekrümmten Stielchen aufgeschlagen-kugelig, ganz glatt, achtsach gefaltet, glänzend, blaß-orangefarbig, Zähne meist ganz, am Grunde breit, sehr dicht genähert.

An Felsen in Sardinien.

24) *G. aenictrodes* Durieu und Montagne. Polster loder; Stengel aufrecht, ziemlich hoch, schlank, grau-grün, gabelig getheilt; Blätter aufrecht-gebüßt, in feuchtem Zustande plötzlich fächerförmig zurückgebogen, schmal lanzettlich-zugespitzt, mit einem gekrümmten, mehr oder weniger langen Haare, die Randhügel ein wenig ungerollt, Zellen sehr klein, abgerundet, grün, am Grunde quadratisch, durchscheinend; Perichätialblätter breiter, am Grunde ziemlich lang mit lodernen, nach der Spitze zu mehr quadratischen Zellen; Büchse auf einem kurzen, stark gekrümmten Stielchen klein eiförmig, fast glatt; Ring ziemlich breit; Zähne bis zur Mitte zweispaltig, breit.

In Algerien.

ß. Blütenstand einbüsig.

25) *G. Eckloni* Sprengel. In der Tracht der *G. trichophylla* ähnlich; Stengelblätter sehr dicht, schmal lanzettlich, ziemlich lang und steif, mit langem, glattem Haare, am Rande mit allmählig gewölbten, nicht zurückgeschlagenen Hügeln, Zellen klein, punktförmig, abgerundet, am Grunde quadratisch, durchscheinend, mehr oder weniger loder, die oberen Blätter breiter und mehr gekrümmt, die inneren Perichätialblätter fast scheidenförmig, am Grunde mit zarten Zellen; Büchse auf einem mehrmals gekrümmten, gelblichen Stielchen eiförmig, stark gerippt-gefaltet, gelb; Deckel kegelförmig, kurz, stumpf, purpurroth; Ring breit, dreifach; Zähne breit-lanzettlich, etwas fleischig, purpurroth, dicht, aber schwach gegliedert, runzelig, an der Spitze unregelmäßig zweispaltig oder ungetheilt, ein wenig durchbrochen.

Am Vorgebirge der guten Hoffnung.

26) *G. pygmaea* C. Müller. Polster ziemlich loder; Stengel sehr klein, fast einfach oder einmal gabelig getheilt, blaugrün und ein wenig grau, am Grunde nackt, an der Spitze von sehr dicht stehenden Blättern

verdrückt; Stengelblätter aufrecht, ein wenig abstehend, fux, steif, elliptisch, schwach gekielt, mit langem, saft glattem, ziemlich breitem Haare, an den Rändern nicht umgerollt, aber mit allmählig gewölbten Bügeln, Zellen dick, quadratisch, am Grunde weit loderer, durchscheinend, schwachgl; die innersten Perichäthialblätter an der Spitze spitzförmig; Büsche auf einem fux kurzen, einmal gesäumten Stielchen eiförmig, glatt, gefaltet, bläuhraun; Pedel legiförmig, spitz, fux, purpurroth; Ring breit; Zähne fux, breit lanzettlich, unten purpurroth, dicht gegliedert, oben in 2—3 blasse, rügelige, an der Spitze zusammenhängende oder getrennte Wimpern gespalten. Dierher gehört *A. africana Lampe*.

In Neu-Holland.

27) *G. callosa* C. Müller und E. Hampe. Einhäufig; die Stengelblätter im seedenden Zustande anfangs zurückgebogen, später aufrecht-aufstehend, am Grunde umgebeugen, durchscheinend, sonst schmal-lanzettlich, zugespitzt und mit einer Quarrippe versehen, die Zellen sind rundlich-quadratisch, die Perichäzialblätter breiter, am Grunde fächerförmig und durchscheinend neblig; Büsche aus dem kurzen, gelben, gesträumten Stiele aufgeblassene-förmig, drüsilich, im trockenen Zustande hart-schwielig-faltelst, mit kegelförmigem, fargem, der Büsche fleischfarbigem Pedel, breitem dreifachem Ringe und purpurrothen, schmalen, glatten, dicht quergebührten, an der Spitze zweispaltigen Zähnen des Perichoms. — In der Tracht der *G. trichophylla* ähnlich, aber fogleich durch den einhäufigen Büschelstand zu unterscheiden; von *G. pygmaea* durch die im seedenden Zustande zurückgefallenen Blätter verschieden.

Im Hainhofen.

28) *G. imberbis Kunze*. Volster dick; Stengel sehr fleischig, fast gleichhochstängig, branngrün, schlank; Stengelblätter im napfen Zustande aufrecht-abstehend, kurz, gekrümmmt, aus schmal lanzettlichen, gestieltem Grunde rinnig-zugespitzt, am Rande in der Mitte des Blattes umgerollt, Zellen am Grunde des Blattes rechtwinklig-schweifig, gelblich, am Rande beiderseits wasserhell, nach der Spitze des Blattes zu allmählig gedrückt-quadratisch, fast undurchsichtig, dick und fest, die oberen Blätter an der Spitze meist gekrümmmt, mit einer sehr kurzen, wasserhellen Spitze; Perichätialblätter am Grunde breiter und aus jarten Zellen bestehend; Büschel auf einem etwas gekrümmten Stielchen, kurz eiförmig, sehr schmal, aber deutlich gefaltet; Ring fleischig breit; Dedeel kegelförmig, gerade, stumpfsich; Zähne sehr schmal und kurz-lanzettlich, dick gegliedert, nur an der Spitze etwas zweispaltig, roth, sahl.

Im südlichen Chile.

c. Blattoellen gleichsam zusammengefloßen, verbildet.

1. Blätter gefräufelt-gedreht.

29) *G. incurva* Schwägrichen. Zweihäufig; Pflanze unregelmäßig, locker und niedergedrückt; Stengel gabelästig, niedrig, fast büschelförmig-bediättert, weich, dunkelgrün, dann schwärzlich, im trocknen Zustande kleb-

lich krank; Blätter sehr locker und ungleich gestellt, geschnäbel-gekrümmt, im feuchten Zustande absteifend, sehr schmal-lanceolirt, zugespitzt und von einer ziemlich langen, oben wasserförmigen prismatischen Spitze gekrönt, am Grunde aufrecht, oben gekrümmt, am Rande nicht oder kaum zurückgerollt; Bruchstüchblätter mit langem, scheidigem, hartem Grunde; Wäuche auf einem feilich und kaum über den Kelch emporstreichend, im feuchten Zustande gekrümmten Stielen, winzig, eiförmig, dünnhäutig, blaugraun, glatt; Dedeel kegelförmig, etwas abgestumpft oder zugespitzt; Ring dreifach; Zähne mehr oder minder lang, unregelmäßig, an der Spitze gespalten, braunroth, etwas rau. Hierher gehören *G. uncinata* *Kaulfuss*, *Dryopteris* und *Campylopus contortus* *Bridel* und *Dicranum contortum* *Wahlenberg*.

Der Tracht nach mit Blindia cirrhata verwandt, aber an den gekrümmelten Blättern leicht zu erkennen.

An Quarzsteinen, ihren Rändern oder in sehr bun-
keln, Reinen Höhlen, durch die subalpine Region der
Euderen, auf dem Fichtelgebirge, in Steiermark auf der
Seethaler Alp von Kaußau entdekt, auf dem Spilgen
in Graubünden und in den Göggen. Auch im oberen
Wöllgebielte und seinen Umgebungen in Kärnten als
höchstes vereinzelt Moos auf der Adlergrube in 10,432
Fuß Höhe in ziemlich zahlreich, aber kleinen Exemplaren
zwischen den Steinen der zerfallenen Sättze; überall jedoch
selten und noch viel seltner mit Früchten.

β. Blätter spiralförmig um den Stengel gedreht.

30) *G. spiralis* Hooker und Taylor. Zweihüfig; Bolster dicht; Stengel locker zusammenhängend, schlank, ziemlich hoch, gabelig oder büschelig; verästelt; Äste bindenfadenartig gedreht, die jüngeren bisweilen scharf dreikantig, bläulich-grün, durch die Haarspitzen der Blätter grau, unten rötlich; Blätter dicht spiralig gedreht, im leuchten Zustande aufrecht-abstehend, länglich-längeltlich, die untersten haarlos, die oberen von einem ungleich langen, feinen, ziemlich glatten Haare gekrönt, am Rande in der Mitte des Blattes ein wenig zurückgerollt; Zellen am Grunde ziemlich lang, elliptisch, am Rande zu beiden Seiten nur sehr wenig durchsichtig und quadratisch, oben abgerundet und winzig, sonst überall zusammengefloßen-verdickt; Perichätiablätter länger, breiter, mit langen Haarspitzen, die inneren am Grunde lockerer und zarter gedreht, mehr stengelumfassend; Büsche auf feinstem, gebogenem Stiele, winzig eiförmig, gelblich, später bräunlich, mit verflummerten Streifen; Pedel stumpf-geschnäbelt, orangefarbig; Ring dreifach; Zähne schmal, purpurbraun, an der Spitze gespalten, sonst ziemlich ganz, etwas rauh. Hierher gehören *G. cernua* Nees, *Hornschuch* und *Sturm* und *Dryptodon spiralis* Bridel, auch *Grimmia incurva* Bruch und *Schimper* scheint hierher gerechnet werden zu müssen als eine Form mit geschnäbeltem Pedel, ziemlich ganzen Zähnen und kaum spiralia anwundernden Blättern.

Auf sehr trocknen, besonders bröcklichen Felsen der höchsten Alpen von ganz Europa, aber sparsam fructificirend.

31) *G. fusco-lutea Hooker*. Einhäusig; Polster dicht, fleischig, niedrig, braunlich; Stengel starr, aufrecht, büschelig-verzweigt; Stengelblätter fleucht und trocken fleischig, aufrecht-abstehend, gekrümmmt, schmal-lanzettlich-zugespitzt, mit einem kurzen und ziemlich glatten Haare gekrönt, die untersten haarlos, starr, am Rande unten zurückgerollt, bisweilen aufrecht; Jellen sehr verdickt, ziemlich zusammenfließend, schmal, lang-quadratisch, am Rande sehr gefaltet, am Grunde länger, an seinen beiden Seiten einige jartere, wasserhelle; Perichätialblätter am Grunde lockerer und länger gewebt; Büsche auf abwärts gebogenem, kurzem Stielchen eiförmig, klein, glatt, blasig, dünnhäutig; Dedel kegelförmig, stumpf, aufrecht; Ring breit, zusammengekehrt; Zähne schmal-pfeilförmig, entfernt-gezähnt, raub, rothbraun, kaum durchbrochen. In Mexico auf dem Orizaba, bei Toluca und Tehuacan.

32) *G. apiculata Hornschuch*. Der vorigen sehr ähnlich, aber mit kürzer- und glatter behaarten Blättern, scheidigen, jarten Perichätialblättern, mit am Grunde des Blattes größeren, lockern und bis zur Mitte des Blattes elliptisch-verdickten Jellen, einer knagel-eiförmigen, aber den Kelch emporgehobenen Büsche und gespaltenen, sehr rauhen, etwas fleischigen Zähnen.

Auf zertrüffelten, feuchten Felsen der höchsten Alpen; an der Messerlingwand in Tyrol, am Blasch-Tauern; in den Rarnthen von Hornschuch 1816 entdeckt, auf der Zirnspitze bei Döllach, auf dem Kapfelder-Tauern bei Gastein und, wenn die norwegische Pflanze wirklich hierher gehört, auch auf dem Dovrefjeld.

B. Fruchtstiel aufrecht.

a. Büsche eingekant.

33) *G. pilifera Palisot de Beauvois*. Zweihäusig; Polster dicht; Stengel blasgrün, unten schwärzlich, starr, fleischig, niedrig, spärlich gabelspaltig, Kette an der Spitze verdickt; Stengelblätter im feuchten Zustande anfangs zurückgekrümmt, plötzlich aufrecht-abstehend, aus breit eiförmigem, am Rande zu beiden Seiten stark zurückgeschlagenem Grunde plötzlich lanzettlich und mit einem langen, gezähnten Haare gekrönt, überall stark gewebt; Perichätialblätter weit länger, breiter, länger behaart, fleischig, blasig; Jellen am Grunde lockerer, jarterer, von der Mitte gleichsam zusammenfließend-verdickt, an den Wänden mehr oder weniger unterbrochen, oberwärts elliptisch; Büsche eingekant, cylindrisch-eiförmig, an der Mündung schmaler, glatt, blasig; Dedel becherförmig, gerade geschwänzt; Zähne oberwärts wolperig-gespalten, schmaler, orangefarbig, dünner häutig und dicht gegliedert. Hierher gehören *G. pensylvanica Schwägrichen* und *Weisia pilifera Röhling*.

In Nord-Amerika.

34) *G. Schimper Bruch und Schimper*. Der vorigen sehr ähnlich, die Stengel sind aber büschelig-verästelt, die unteren Stengelblätter barlos, die oberen kürzer behaart, alle am Grunde länglich, über dem

Grunde am Rande ein wenig umgerollt, schmaler, Jellen länglich, eckig, verdickt, oberwärts undurchsichtig; Perichätialblätter oberwärts gleichfalls undurchsichtig; Büsche kurz gestielt, eingekant, zusammengekrümmt-eiförmig, klein, am Grunde nabelartig-eingedrückt, die Mündung sehr schmal, zusammengeknüpft; Dedel lang-geschwänzt, von der am Grunde sunstapigen Mäße ganz bedekt.

In Abyssinien von Schimper gesammelt.

b. Büsche über den Kelch gehoben.

a. Stengel schwärzlich-gefärbt.

35) *G. elongata Kaulfuss*. Zweihäusig; Polster dicht, niedergebückt; Stengel hingestreckt, lang und schlank, unten blattlos, schwärzlich-grün, starr; Blätter abstehend, aus schmalem, länglichem Grunde gekrümmt-lanzettlich, abgestumpft, die obersten nebst den Kelchblättern an der Spitze meist durchscheinend, am Rande aufrecht; Jellen am Grunde rechtlich, oben allmählig immer winziger, zusammengepreßt-quadratisch, dick, gelblich, am Grunde zu beiden Seiten des Randes wasserhell; Perichätialblätter am Grunde mehr scheidennartig, lockerer gewebt, alle mit sehr jarten Wärschen deutlich bedekt; Büsche auf kurzen, geraden Stielchen, sehr klein, eiförmig, glatt, bräunlich; Dedel kurz und abgestumpft-kegelförmig; Ring dreifach; Zähne lanzettlich, entfernt-gezähnt, vollständig ganz oder hier und da durchbrochen, rötlich braun, im trocknen Zustande zurückgeschlagen; Mäße kapuzenartig-glockenförmig. Abent auf:

β. *patula Bruch und Schimper*. Blätter länger, sparrig-abstehend, die höchsten fast haartragend; Büsche schief.

Der folgenden nahe verwandt, aber durch den stumpfen Dedel deutlich von ihr geschieden.

Diese seltene Art wurde im J. 1812 von Kaulfuss in feuchten Felspalten auf der Seetaler-Alpe in Steiermark entdeckt; später fand man sie auch auf dem Veller-Tauern, am Fuße des unteren Marglethores, auf dem Esplügen und in Norwegen am Spröndbäcker und in Schweden; die Wirt an trocknen Stellen der Messerlingwand in Tyrol.

36) *G. unicolor Greville*. Zweihäusig; Polster breit, hingestreckt, locker zusammenhängend, schwarzgrün, fast ins Purpurfarbige streifend, hoch; Stengel büschelig-verästelt, starr, mit fadenförmigen, feinblättrigen Nesten versehen; Blätter aufrecht-abstehend, im trocknen Zustande dichtgedrängt, aus länglichem Grunde gekrümmt-lanzettlich, abgestumpft, an der Spitze niemals durchscheinend, am Rande aufrecht, an der Spitze fleischig, glatter; Wärschen breit, verdickt-eiförmig, kurz und stumpf zugespitzt, Perichätialblätter breiter, mehr scheidennartig, am Grunde lockerer gewebt; Büsche mit herausgehobenen Stielchen aufrecht oder etwas schief, geschwollen-eiförmig, dünnhäutig, strohgelb, glatt; Dedel geschwänzt, schief oder slemlich aufrecht, orangefarbig; Ring breit, dreifach; Zähne purpurn, an der Spitze gespalten, mit vielen Quertrippen, glatt; Mäße kapuzenartig-glockig.

Auf feuchten oder häufiger von Wasser überrieselten Felsen zuerst in den Alpen Schottlands von Egelviez entdeckt, auch in Norwegen, in Deutschland und in Graubünden zwischen Anderer und Eplügen auf der Kessia.

ß. Stengel grünlich-grau.

† Blüthenstand zweiköpfig.

37) *G. leucophaea* Greville. Zweiköpfig; Vester niedrig, dicht, Stengel aber locker zusammenhängend, aufrecht, grau durch die weissen Blattspitzen, schmutzig-grün, ziemlich einfach, sparsam und kurz gabelästig, Ästchen an der Spitze fast fienförmig; Blätter dicht-gehäuft, angebrückt, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, eiförmig-länglich, von einem langen, am Rande und auf dem Rücken gebogenen Haare gekrönt, lahnförmig-hohl, am Rande aufrecht; Zellen weich, grün, überall quadratisch-abgerundet, an der Spitze dunkel, wenig; Perichätialblätter größer, am Grunde jarter und lockerer gewebt, alle dünnrippig; Büsche auf einem über den Kelch gehobenen, kurzen, steifen Stielchen, aufrecht, mehr oder minder eiförmig, rothbraun, glatt; Dedel aufrecht geschnäbelt; Ring doppelt, sich zurückschlagend, ziemlich breit; Zähne dichtgegliedert, zwei- bis dreimal gespalten und somit durchbrochen, etwas rauh, braun-purpuroth; Röhre länger als das Dedelchen.

An der eigentümlichen Starrheit aller Theile, besonders des Fruchtsiets und der Frucht, welche bald verkümmert, leicht zu erkennen. Zu ihr gehören als Synonyme *Dryptodon leucophaeus* Bridel und *Grimmia Oertzeniana* Schultz.

Durch ganz Europa, Nordamerika und die Länder des Mittelmeeres; in Gebirgsgegenden auf Felsen, gern auf Porphyre; bisweilen auch auf erasitischen Büden.

38) *G. subleucophaea* C. Müller. Der vorigen sehr ähnlich, aber der Stengel stärker und dicker, in Folge der schwarzbraunen untern und der leberbraunen oberen Blätter zweifarbig, Stengelblätter im feuchten und trocknen Zustande locker abstehend, viel breiter, die trocknen unter dem Beirgöhrungsstiele am Grunde tief-löffelförmig-concav, an der Spitze lahnförmig, sehr breit-eiförmig, überall aus grünem, am Grunde größtem, weichen, an den Stigeln durchscheinenden, parenchymatischen, gleichen, dünnhäutigen Zellen zusammengeheft; Perichätialblätter größer als die Stengelblätter, sonst mit diesen übereinstimmend; Büsche kaum hervorragend.

In Abyssinien von Schimper gesammelt.

39) *G. campestris* Burrell. Der *G. leucophaea* sehr ähnlich, aber die Stengelblätter spitzer, am Rande ein wenig gewölbt, überall undurchsichtig, mit tief gefieltem Nerven, überall weit kleiner gewebt, die Zellen der Stigeln quadratisch, grün, innen fönig; Dedelchen sehr schwach-legelförmig. Hierher gehören *G. albidula* Sprengel und *G. laevigata* Bridel.

Am Gap der guten Hoffnung.

40) *G. leicarpa* Taylor. Von der sehr ähnlichen *G. leucophaea* durch folgende Merkmale unterschieden: Blätter angebrückt, aus kurzen, zurückgestrümtem Grunde

ziemlich breit-länglich, lahnförmig-versteift, aber nicht gefielt, mit überall aufrechtem Rande und einem am Grunde breiten flachen, nach der Spitze zu verschwindenden, grünlichen Nerven und am äußersten Ende mit einer sehr rauen, durchsichtigen Haarspitze; die Zellen fast sämtlich quadratisch, am Grunde größer, nach der Spitze zu allmählig kleiner und glanzlos; die Büsche auf dem kaum hervorragenden gelblichen steifen Stielchen aufrecht, fast ründlich-eiförmig, ganz glatt, braun, das Dedelchen ist legelförmig, schief geschnäbelt, der Ring vierfach, die Zähne sind kurz, schmal, purpuroth, zweispaltig. — Diese Art wurde früher von Wilson und andern Autoren als Varietät (*G. leucophaea* ß. subrotunda Wilson) angesehen.

In Neu-Holland (Barossa range, Muddy creek).

41) *G. tergestina* Tommasin. Der *G. leucophaea* gleichfalls sehr ähnlich, aber sehr schön silberfarbig, die unteren Blätter abgerundeter oder stumpfpig, mit sehr grünem, am Grunde schmalen, ziemlich langen Zellen; Perichätialblätter viel breiter und länger mit breitem, schieligem, langem Grunde und an demselben mit schmalen, langen und blattgrünbaltigen Zellen, an seinem Rande mit einem mehr oder weniger breiten, sehr jart-häutigen, durchsichtigen Saum, an seiner Spitze plöglisch mehr oder weniger buchtig-eingeschnürt und dann zugespitzt, an der Spitze mit dunkeln Zellen; Büsche ziemlich groß, elliptisch-legelförmig, bläulich; Ring sehr breit, zusammengeheft; Röhre steif-aufrecht; Zähne schmal-lanzettlich, etwas fleischig, dunkel purpuroth, in der Mitte mehr oder weniger durchbrochen, entfernt gegliedert.

Außer der *G. leucophaea* auch der *G. campestris* der Tracht nach nahe stehend, aber durch die merkwürdige Gestalt der Perichätialblätter scharf charakterisirt.

Bisher blos bei Trieste aus einer Mauer, welche den Eisenwald bei Melara umschließt, an der Wasserscheide zwischen Longera und Regol von Tommasin entdeckt, auch in dem Eisenwalde von Melara auf Sandsteinfelsen.

42) *G. reflexidens* C. Müller. In der Tracht der *G. leucophaea* gleichfalls sehr ähnlich, aber kleiner, die Röhre an der Spitze mit langen steifen Haaren besetzt; Stengelblätter knapp-angebrückt, im feuchten Zustande weniger abstehend, aus eiförmigen Grunde plöglisch schmal-lanzettlich, die untern gekrümm und mit kurzem Haare gekrönt, die oberen nach der Spitze zu am Rande gefaltet, dabei gleichsam ungerollt, mit langem, glatten Haare, Zellen am Grunde quadratisch, durchscheinend, nach der Spitze allmählig abgerundet, undurchsichtig; Perichätialblätter länger und breiter, am Grunde sehr locker quadratisch-sechseckig gewebt, alle dicknervig und am Rande aufrecht, gefielt-concav; Büsche kaum hervorragend, klein-eiförmig, großmündig, lach, rothbraun; Dedel legelförmig, schief, kurz; Zähne lanzettlich, fast ganzrandig oder an der Spitze ein wenig zweispaltig, dicht gegliedert, rauh, roth, schmal, im trocknen Zustande bis zur Wundung der Büsche zurückgeschlagen.

In südlichen Chile.

43) *G. neilgherrensis* C. Müller. Zweihäufig; Polster faserartig, dicht und sehr, niedrig, gelblich-grün und etwas grau; Stengel entweder niedrig, unten schlant, oben in einige Aeste getheilt oder länger und niedriger, streckt; Blätter angedrückt, fest, im nahen Zustande aufrecht-abstehend, aus länglichem Grunde lanzettlich zugespitzt, mit einem dicken, wasserhellen, schwach gezähnelten Haare, gefielt, am Rande an der einen Seite umgerollt, ganzrandig, mit hervorstretendem Nerven, Zellen am Grunde rechteckig, gelblich, glatt, nach der Spitze zu allmählig kleiner, eckig-quadratisch, undurchsichtig, fest; Perichätialblätter am Grunde länger schief, etwas eingerollt, zarter und lockere gewebt; Büsche auf dem kurzen, gelben Stielchen aufrecht, eiförmig, fahl, bräunlich; Ring breit; Dedel fegelförmig, etwas schief, gleichfarbig; Mäße hart, glodenförmig, an der einen Seite mehr gefalpen, fahl; Zähne kurz, fleischig, lanzettlich, unten mit dichten Querrippen, dunkelroth, an der Spitze in ungleiche, blässere Schenkel getheilt, etwas rauß.

In den Nilagiri-Gebirgen in Ostindien.

†† Blütenstand einhäufig.

44) *G. longirostris* Hooker. Einhäufig; Polster dicht, aber die Stengel locker zusammenhängend, büschelig und kurz-ästig, dichtblättrig, niedrig, unten rostfarbig, oben gelbgrün; Stengelblätter angedrückt, im feuchten Zustande abstehend, aus verkehrt-eiförmigem oder länglichem Grunde lanzettlich, mit ziemlich langem, gezähneltem Haare, tief-gefielt, am Rande in der Mitte oft ein wenig gewölbt, übrigens aufrecht; Zellen am Grunde verbucht-eiförmig, am Rande an beiden Seiten einige durchscheinend, quadratisch, überwiegend allmählig kleiner, dick-quadratisch und undurchsichtig; Perichätialblätter hervorstehend, sonst den übrigen gleich; Büsche auf einem kurz hervorragenden Stielchen aufrecht, cylindrisch-eiförmig, fahl, lederartig; Dedel geschnäbelt, gerade, mäßig groß; Ring schmal; Zähne schmal-pfriemlich, fast ganzrandig; Mäße blüthen an einer Seite gefalpen.

Auf dem Humboldt von Humboldt und Bonpland entdeckt.

45) *G. obtusa* Schwägrichen. Polster klein, nieder gedrückt; Stengel klein, spärlich gabelig-geheilt, schlant; Blätter aufrecht-abstehend, ziemlich kurz und breit-lanzettlich, mit kurzer, ziemlich rauher Haarpeise, mehr oder minder hin und her gebogen, am Rande aufrecht; Zellen am Grunde schmal, lang, durchsichtig, oben allmählig kleiner, eckig, verbucht, weniger blattgrünhaltig; die inneren Perichätialblätter kürzer, am Grunde mit etwas kürzeren, weniger lockeren Zellen; Büsche auf einem nur wenig über den Kelch herausragenden, aufrechten Stielchen, gerade; Dedel fegelförmig, stumpf; Ring breit, dreifach, orangefarbig; Zähne wie bei *G. arenaria*, der sie auch in der Tracht nahe steht. Hierher gehören auch *G. sudetica* Schwägrichen und *G. Donniana* Smith mit einer mehr eingesenkten Büsche.

Auf Sandstein und Granitfelsen aller höheren Ge-

birge, bis zu den Alpen hinaufsteigend und über ganz Europa verbreitet.

46) *G. ovata* Weber und Mohr. Polster locker, grau, grün oder schwärzlich; Stengel ziemlich hoch, mehrmals gabelig-verästelt, kräftig; Blätter aufrecht-abstehend, aus länglich-eiförmigem Grunde schmal-lanzettlich, von einem kurzen, ein wenig gezähnelten Haare gekrönt, am Rande aufrecht oder über dem Grunde ein wenig zurückgerollt; Zellen am Grunde dicht, schmal, ziemlich lang, zu beiden Seiten des Randes allein durchsichtig, allmählig in eine ellipsoide Form übergehend, an der Spitze abgerundet, dunkel; Perichätialblätter ziemlich scheidenartig, länger, breiter, aber schmal, am Grunde zarter, alle Blätter verbucht; Büsche auf kurzem, über den Kelch gehobrenem, glatten Stielchen, aufrecht, eiförmig oder ellipsoisch, fahl, rothbraun; Dedel ziemlich kurz, schief geschnäbelt; Ring doppelt; Zähne meist gefalpen-durchbrochen, braun-vurpurroth, später zurückgekrümmt. Hierher gehören *Dicranum ovatum* Funck, *Grimmia sciuroides* und *patens* Hornschuch und wahrscheinlich auch *Gr. nigricans* Lamarck und *De Candolle*.

Von *Gr. obtusa* durch die hohen, kräftigen Polster und Stengel, sowie durch die Dedelform verschieden. Wendet ab:

β. *affinis* C. Müller. Kräftiger; Büsche auf größeren, gewöhnlich nicht herausgehobrenem Stielchen. Hierher gehören *G. affinis* Hornschuch und *Gr. canescens* Schleicher.

γ. *obliqua* C. Müller. Büsche etwas schief. *Gr. obliqua* Hornschuch.

δ. *cylindrica* C. Müller. Büsche länger, länglich-cylindrisch. *Gr. cylindrica* Hornschuch.

In ganz Europa aus der montanen Region bis zu den höchsten Alpen emporsteigend; die Abart β. an meist wasserreichen Stellen, γ. an sehr trocknen, windigen Orten, δ. an schattigen Orten, besonders in Alpenhöhlen.

Dritte Section. *Dryptodon* Bridel.

Pflanzen lang, unregelmäßige, breite, nicht freistehend begrenzte, sondern sehr lockere bildend, regelmäßig gabelästig; Aestchen gebüschelt; Blattzellen verdickt, mit mehr oder weniger gekerbten oder ausgebohrten Wänden; Mundbesag wie bei *Eugrimmia* oder die Zähne bis zum Grunde in zwei fadenförmige Schenkel gefalpen. Alles übrige wie bei *Eugrimmia*.

Die Glieder dieser Abtheilung stehen zwischen der vorigen Section und *Rhamomitrium* als Verbindungs-glieder, indem sie von *Eugrimmia* die Verästelung, von *Rhamomitrium* die Blattzellenwände besitzen, sich aber von diesem durch die regelmäßig gabelspaltige Zertheilung des Stengels unterscheiden, während die Arten von *Rhamomitrium* kurze, büschelförmige, fast knäuelartig gestellte Aestchen besitzen.

α. Fruchtstiel gekrümmt.

47) *G. patens* Bruch und Schimper. Zweihäufig; Pflanzen lockere und breite Polster bildend, niedere

liegend, ziemlich lang werdend, durch gekrümmte Nessel mehrfach zertheilt, unten ziemlich blattlos, schwärzlich oder gelbbraun, oben durch die dichtgestellten, im trocknen Zustande angedrückten Blätter rundlich, schlank, gelbgrün oder bräunlich; Blätter im feuchten Zustande pfriemlich zurückgeschlagen, später abliehend, gekrümmte, lanzettlich zugespitzt, etwas abgestumpft, schmal, ziemlich lang, am Rande vom Grunde bis über die Mitte hinaus zurückgerollt, tief rinnenförmig; Nessel sehr winzig, fast abgerundet, am Grunde ein wenig größer, eckig; dann bedeutend verdickt; Rippen auf dem Rücken mit mehreren flachen Lamellen bedeckt; Perichätialblätter länger; Büsche auf abwärts gekrümmten, ziemlich kurzem, gelblichem Stiele abwärts gebogen, ziemlich groß eiförmig, glatt, gelblich, dann bräunlich; Dedel kegelförmig, pfriemlich, gerade, roth; Ring sehr breit; Zähne ziemlich lang, purpurroth, mit dicken Querrippen, in zwei ungleiche, bisweilen durchbrochene Schenkel gespalten, etwas rau; Nüsse glatt. Hierher gehören als Synonyme *Gr. arcuata* De Notaris, *Rhacomitrium patens* Hübener, *Dryptodon patens* Bridel, *Trichostomum patens* Schwägrichen, *Dicranum patens* Smith, *Dicr. arcuatum* Schleicher, *Fissidens patens* Wahlberg, *Bryum patens* Dickson und *Orthotrichum curvatum* Bridel.

An feuchten Felsen der subalpinen Region durch ganz Europa und Nordamerika.

48) *G. elatior* Bruch und Schimper. Zweihäufig; Polster hoch, breit, loder; Stängel unten schwärzlich, oben dunkelgrün, durch die hellen Blattspitzen grau, am Grunde blattlos, oben dichtblättrig, kräftig, mit langen und kurzen Gabelästen; Blätter aufrecht-angebrückt, im feuchten Zustande zuerst sehr zurückgeschlagen, dann aufrecht-abliehend, breit-lanzettlich, lang, ein wenig zurückgekrümmt, von einem ziemlich langen, etwas glatten Haare gekrönt, tief rinnenförmig-höhl, am Rande unten zurückgerollt; Zellen am Grunde ziemlich lang, elliptisch, buchtig, nach der Spitze hin allmählig kleiner, vollkommen rund, an der Spitze dunkel, verbleibt; Perichätialblätter aufrecht, am Grunde geriet, loderer und schiefseitig gewebt, größer; Büsche auf gebogenem Stiele, ziemlich kräftig, eiförmig, zehnfach geriet, blaß braun; Dedel lang geschnäbelt, aufrecht; Ring dreifach; Zähne breit-pfriemlich, dicht- und kräftig gegliedert, orangefarbig, an der Spitze gespalten und durchbrochen. Hierher gehören *Rhacomitrium incurvum* Hübener, *Trichostomum incurvum* Hornschuch und *Dryptodon incurvus* Bridel.

Auf Granit- und Schieferfelsen durch die subalpine und alpine Region von Deutschland, der Schweiz, den Pyrenäen und Scandinaviens.

49) *G. funalis* Bruch und Schimper. Einhäufig; Tracht der vorigen, aber kleiner; die Blätter länger, von einem sehr geschnittenen Haare gekrönt; Zellen verbleit-quadratisch, mit geriebten Wänden, winzig, am Grunde länger und zu beiden Seiten des Randes einige quadratisch, hart und durchsichtiger, bei den Perichätialblättern am Grunde loderer, quadratisch, durchsichtig, in der

Mitte elliptisch; Büsche verbleit-eiförmig oder elliptisch, achtsach-geriet, mit sehr tief und unregelmäßig gespaltenen Zähnen. Hierher gehören *Rhacomitrium funale* Hübener, *Dryptodon funalis* und *Campylopus funalis* Bridel und *Trichostomum funale* Schwägrichen.

Auf Felsen und Steinen der montanen, seltener der subalpinen Region von ganz Europa, jedoch nicht häufig.

b. Fruchtstiel aufrecht.

a. Blätter stumpf.

50) *G. elliptica* C. Müller. Zweihäufig; Polster niedergedrückt, gelblich-braun, zuletzt schwärzlich; Stängel starr, gabelig-ästig, ziemlich hoch, aufrecht, zerbrechlich, unten nackt; Blätter angedrückt, im feuchten Zustande ein wenig aufrecht-abliehend, ziemlich steif, kurz-lanzettlich-lanzettlich, stumpf, gefielt-concav, am Rande aufrecht oder ein wenig gewölbt; Zellen überall dick, stark aufgeblasen, dickhäutig, gelb, am Rande stark punktirig-geriebt, am Grunde sehr schmal, lang, nach der Spitze zu sehr klein; Perichätialblätter ebenso gestaltet; Büsche auf dem hervorgehobenen Stiele fast kegelförmig, klein, dickhäutig, glatt, blaßbraun; Dedel pfriemlich, gerade, von der an der Spitze rauen Nüsse ganz bedeckt; Ring breit, doppelt; Zähne schmal-lanzettlich, mit dicken Querrippen, roth-purpurroth, glatt, an der Spitze zweispaltig. Hierher gehören *Rhacomitrium ellipticum* Bruch und Schimper, *Dryptodon ellipticus* und *Campylopus ellipticus* Bridel, *Dicranum ellipticum* Schwägrichen und *Trichostomum ellipticum* Hooker und Taylor.

An feuchten und nassen Felsen in Irland, auf den Alpen in Schottland und an der Westküste von Norwegen.

51) *G. aquatica* C. Müller. Zweihäufig; Polster loder, breit; Stängel hoch, starr, schmutzig-grün, aufsteigend, mit ziemlich runden Ästen; Blätter dicht gehäuft, im feuchten Zustande aufrecht-abliehend, bisweilen ein wenig einseitigwenig, breit eiförmig-lanzettlich, ziemlich stumpf, rinnenförmig-höhl, am Rande übergebogen, zweispaltig; Zellen überall verbleit, zusammengestoßen, dickhäutig, gelblich, an den Wänden punktförmig-geriebt, am Grunde sehr schmal, lang, oben winzig; Perichätialblätter unten loderer und geriet gewebt; Büsche auf langem, über den Kelch gehobenem, gedrehtem, fast seitwärtsändigem Stiele, aufrecht, ellipsoid-cylindrisch, glatt, blaß; Dedel pfriemlich, aufrecht, roth; Ring breit; Zähne bis zum Grunde gespalten, wimperartig, pfriemlich, glatt, roth. Hierher gehören folgende jährliche Synonyme *Rhacomitrium protensum* und *cataractarum* A. Braun, *Rhacomitrium aquaticum* und *Trichostomum aquaticum* und *Dicranum aquaticum* Bridel, *Dicranum aciculare* ß. fluitans Turner, *Dicranum subulatum* Köhling, *Bryum rivulare* Hoffmann und *Bryum nigrescens* Villars.

An wasserstehenden Felsen der montanen und subalpinen Region von ganz Europa.

52) *G. acicularis C. Müller.* Zweihäufig; Tracht der vorigen, Stengel aber lockerer zusammenhängend und viel kräftiger, sehr dicht beblättert; Blätter angedrückt, im feuchten Zustande aufrecht; abhebbend, ziemlich einseitigwendig, breit eiförmig-länglich, jugenformig abgestuft, hier und da wellenförmig-gesaltet, rinnig, an der Spitze sparsam und veräunert gezähnt, am Rande fast überall sehr zurückgerollt; einige Zellen zu beiden Seiten der untersten Blattflügel lockerer, bräunlich, am übrigen Grunde sehr schmal, getrebt, gegen die Spitze hin allmählig kräftig groß und abgerundet; die inneren Perichätiablätter unten zarter, lockerer gewebt; Büchse kurzgestielt, ziemlich groß, eiförmig-eulipfisch, kleinsäulig; Ring breit; Deckel gerade, pfriemlich-zugespitzt; Zähne in zwei kräftige, gleiche, rauhe Schenkel bis über die Mitte herab gespalten, fleischig, orangefarbig, am Grunde dicht gegliedert, dicht genähert. Hierher gehören *Rhaconitrium acicularis Bridel*, *Trichostomum aciculare Schweigichen*, *Dicranum aciculare Hedwig*, *Mnium aciculare Grmelin*, *Bryum aciculare Linne* und *Hypnum aciculare Scopoli*.

Am feuchten Stellen, besonders Steinen in Bächen, durch die montane und subalpine Regionen von ganz Europa und Nordamerika.

β. Blätter spitz.

53) *G. nigra C. Müller.* Zweihäufig; der *G. aquatica* ähnlich, aber schlanker; Blätter im feuchten Zustande sehr abhebbend, breit lanzettlich, zugespitzt; Zellen stark verblüht, zusammengefloßen, sehr getrebt, braun; Büchse auf einem sehr kurzen, gelben, dünnen, endknäbigen oder scheinbar seitenknäbigen Stielchen, eulipfisch-cylindrisch, sehr klein und sehr schmal, blasig; Deckel pfriemlich, gerade; Ring schmal; Zähne schmal-pfriemlich, roth, bis zum Grunde in ungleiche, am Grunde zusammenhängende und gegliederte, dünne, sehr rauhe Schenkel getheilt; Mäße an der Spitze rauh.

Auf der Gremelin-Insel am Cap Horn.

54) *G. lamprocarpa C. Müller.* Zweihäufig; der *G. aquatica* gleichfalls sehr ähnlich, aber kräftiger; Stengelblätter sehr breit lanzettlich, spitz, concav, mit rinnigem Nerven, am Rande vom Grunde bis zur Mitte stark umgerollt, Zellen am Grunde des Blattes zu beiden Seiten der Flügel sehr locker braun; Perichätiablätter auf der innern Seite der Flügel sehr locker gewebt; Büchsen oft gepaart, kurz gestielt, groß eulipfisch, geschwollen, im trocknen Zustande fantsig, dünnhäutig, glänzend, kleinsäulig; Deckel pfriemlich, gerade, Ring sehr breit; Zähne in zwei starke, gleiche, rauhe, tief- oder nicht bis zum Grunde gehende Schenkel getheilt, sehr dicht genähert, am Grunde undeutlich gegliedert, fleischig, orangefarbig.

Auf den Felslandsteinen.

55) *G. didyma Monagne.* Der *G. aquatica* gleichfalls ähnlich, aber die Blätter überall abhebbend, kaum fast einseitigwendig, eiförmig-lanzettlich, spitz oder mit einer sehr kurzen, wasserblenden Stachelspitze; Büchse cylindrisch, Ring schmal, Deckel gerade geschäbelt, um die Hälfte kürzer als die Büchse; Zähne ziemlich breit

lanzettlich, durchbrochen, im feuchten Zustande eingebogen zusammenneigend, so breit als der vierte Theil des Durchmesser der Büchse.

Im südlichen Chile.

56) *G. convoluta C. Müller.* Niederlegend, gabelförmig, Äste büschelig, im trocknen Zustande einwärtsgekrümmt, sehr kurz verzweigt, schmutzig grün; Blätter eiförmig-lanzettlich, ziemlich spitz, am Rande zurückgeschlagen, ganzrandig, mit verschwindendem Nerven, im feuchten Zustande etwas zurückgekrümmt, im trocknen buchtleglich sich bedeckend, fest, mit sehr kleinen, dichten Zellen; Perichätiablätter zusammengerollt, rundlich-kumpig; Büchse auf einem scheinbar seitenknäbigen, aufrechten Stielchen; Mäße gestreift, zähl, am Grunde gestrichelt.

Am Baumstämmen in Chile.

57) *G. rupestris C. Müller.* Zweihäufig; Wölkner locker zusammenhängend; Stengel hoch, spärlich gabelförmig, etwas sparrig, schmutzig-schwarzgrün, unten nackt, an der Spitze kräftig; Blätter im trocknen und nassen Zustande sparrig-abhebbend, ziemlich steif, kurz länglich-lanzettlich, spitz, breit, sonst mit *G. elliptica* übereinstimmend; die inneren Perichätiablätter mehr seidelig, am Grunde zu beiden Seiten des Randes zarter, lockerer und glatter gewebt, kumpflich; Büchse auf einem kurzen, scheinbar seitenknäbigen Stielchen aufrecht, cylindrisch-länglich, braun, glatt, glänzend, dichtzähl; Deckel legerlich-nadelörmig. Hierher gehört *Drytodon rupestris Hooker* und *Wilson*.

Auf der Gremelin-Insel.

58) *G. atrata Mielichhofer.* Zweihäufig; Wölkner breit, dicht, unten etwas flüsig; Stengel lang, überall dicht beblättert, mit langen Ästen, unten schwärzlich, oben buntgrün oder gelb, sparrig; Blätter angedrückt, im feuchten Zustande aufrecht; abhebbend, kurz lanzettlich, kräftig, ziemlich breit zugespitzt, etwas steif, am Rande etwas übergebogen, tief rinnenförmig; Zellen dichtzähl, quadratisch, winzig, mit punktförmig-getrehten Wendungen, am Grunde ein wenig rechtzähl, zu beiden Seiten des Randes einige halbe, halbe; die inneren Perichätiablätter kahnförmig-höhl, halbkugelumfassend, am Grunde glatt, lockerer und durchsichtiger gewebt; Büchse auf kurzem, dickem Stielchen aufrecht oder etwas schief, länglich-eiförmig, mit sehr kurzem Hals, gelbbraun, glatt; Deckel kumpig und kurz geschäbelt, orangefarbig; Ring breit, aus mehreren Zellenreihen zusammengekegt; Zähne mit dichten Quertypen, glatt, rothfarbig, an der Spitze durchbrochen oder getheilt, im trocknen Zustande zurückgeschlagen; Mäße kugelförmig-glockenartig.

Am feuchten oder von Wasser triefenden Felsen der höchsten Alpen, von der obersten Waldregion an bis zum ewigen Schnee hinauf, an der Schwarzwand in der Großarl im Salzburgerlande 1815 von Mielichhofer entdeckt, an der Nordseite der Wainiger Tauern, am Gletscher bei Rißbüchel in Tyrol; außerdem in Norwegen, Lapland und den Pyrenäen.

59) *G. crispata C. Müller.* In der Tracht der *G. elliptica* gleichend, aber die Blätter im trocknen Zu-

flande angebrüht, ein wenig frans, farr, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, eiförmig-lanzettlich, in eine lange oberwärts wasserhelle Spitze vorgezogen, ein wenig gefielt, gefaltet, am Rande deutlich umgerollt, Jellen wie bei *G. elliptica*, aber dider und härter; Büsche auf einem sehr kurzen Stiele aufrecht oder übergenigt, elliptisch; Ring schmal; Deckel geschwölbt, gerade. Hierher gehört *Dryptodon crispulus Hooker* und *Wilson*.

Auf der Campbell's Insel im Südmeere.

60) *G. emersa C. Müller*. Zweihäufig; Polster rafenartig, locker zusammenhängend, schmutzig-gelblich; Stengel schlank, dünn, hin und her gebogen, aufrecht, mit angebrühten Blättern, hin und wieder kurz ästig; Stengelblätter dicht gedrängt, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen, später aufrecht-abstehend, kurz, länglich-lanzettlich, mit sehr kurzer, fast wasserheller Spitze, am Grunde herablaufend, an dem hervorstehenden Nerven sälig-gefielt, aber niemals mehrfach gefaltet, am Rande vom Grunde bis zur Mitte ziemlich breit umgerollt, ganzrandig, überall aus schmalen, an den Wundungen stark geferbten gelblichen, am Grunde längern Jellen gebildet; Perichätialblätter eingeengt, wenige, breit länglich, halbzusammengerollt, kurz, kaum spitz, die inneren stumpf, alle blaß, häutig, aus sehr schmalen, ganz glatten, häutigen, fast zusammengebällten, am Grunde zu beiden Seiten des Randes etwas lockeren Jellen gewebt, Büsche auf einem wenig hervorstehenden Stielchen aufrecht, entsetzt niden, dünn-cylindrisch; Randbesatz kurz. In Baumsäumen auf Van Diemensland.

y. Blätter haarförmig.

61) *G. microcarpa C. Müller*. Zweihäufig; Polster breit, durchweht, niederlegend; Stengel gabelig getheilt, fleischblättrig, mit regelmäßigen, gelbgrünen Aesten, unten schwächlig; Blätter aufrecht-gehäuft, im feuchten Zustande zurückgeschlagen, dann aufrecht-abstehend, lanzettlich-zugespitzt, von einem kurzen, farrten, gekämmten Haare gekrönt, am Rande bis über die Mitte zurückgerollt, gefielt, ziemlich derb, mit geferbten Jellenwundungen; Büsche auf kurzem, ein wenig gekrümmtem Stielchen, wenig-eiförmig, glatt, gelblich, fleischmündig; Deckel kurz, roth; Ring ziemlich breit; Zähne kurz, weiß ungleichmäßig dreitheilig, mit mehr oder weniger zusammenhängenden, ziemlich rauen, unten knollig angeschwollenen Edenfen; Rüge glatt. Diese Art hat viele Synonyme: *Rhacomitrium microcarpum* und *Rhac. obtusum Bridel*, *Rhac. sudeticum Bruch* und *Schimper*, *Trichostomum microcarpum Hedwig*, *Trich. sudeticum Funck*, *Grimmia ericoideus Bridel* und *Gr. procera Balbis* und *De Notaris*, *Bryum microcarpum Gmelin* und *Dryptodon sudeticus Bridel*.

Durch ganz Europa in der subalpinen und alpinen Region, auch in Nordamerika.

62) *G. cylindrica C. Müller*. Der vorigen sehr ähnlich, aber durch die größere und stärker Tracht und

die längere, schmal-cylindrische Büsche verschieden. Hierher gehört *Rhacomitrium cylindricum Schimper*.

In Mexico auf dem Vico de Orizaba.

63) *G. sulcipila C. Müller*. Zweihäufig; Polster sehr locker zusammenhängend; Stengel niedrig, sehr spärlich- und kurz-gabeligspaltig, schlank, farr, braungelb, aufsteigend; Stengelblätter dicht nachziegelig, fast einseitig, kurz, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen, dann aufrecht-abstehend, breit-lanzettlich, mit einem kurzen, dünnen, gekämmten Haare bespitzt, die Bügel ziemlich flach, am Rande hin und wieder ein wenig umgerollt, mit einem tief rinnenförmigen Nerven, Jellen überall did, stark geferb, quadratisch, an der Spitze des Blattes sehr klein, gelblich-durchscheinend; die oberen und Perichätialblätter mit einem langen, von schmalen, langen, deutlich getrennten Jellen gleichsam gestreiften Haare, letztere am Grunde locker gewebt und mehr gefaltet; Büsche auf einem kurzen Stielchen eiförmig, gerade, glatt; Ring ziemlich breit; Zähne schmal, kurz, mit dichten Querrippen, bis über die Mitte ungleich-zweispaltig, roth, etwas rauh.

In Ostindien an der Küste von Komorandiel.

Vierte Section. *Rhacomitrium Bridel*.

Pflanzen knäuel förmig gleichsam unregelmäßig verästelt, die Seitenäste mehrfach getheilt; Sprossen nicht büschelig geteilt; Fruchtstiel aufrecht, sonst wie *Dryptodon*.

a. Blätter mit einer Haarspitze.

64) *G. lanuginosa C. Müller*. Zweihäufig; Polster sehr hoch, farr, von wolligem, grauem Ansehen, durch abwechselnde, kurze Aesten aus Höchste getheilt; Blätter gehäuft, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen und ebenso plötzlich in eine lockere, aufrecht-abstehende Stellung übergehend, lang, breit lanzettlich-zugespitzt, mit der rinnenförmigen Rippe in eine lange, schlaffe, wasserhelle Granne ausgehend, am Grunde des Randes zurückgerollt, an der Spitze hart-büchtig-ausgestossen und weiß werdend, hohl; Jellen überall förmig-gefert; die inneren Perichätialblätter scheidig, oben plötzlich zugespitzt haartragend, ganzrandig; Früchte sehr reichlich, auf kurzen, rauen, oft gepaarten Stielchen, aufrecht, eiförmig, ziemlich klein, gelblich-braun; Ring breit; Deckel mit einer geraden pfriemlichen Spitze; Zähne wimperförmig, bis zum Grunde gespalten, Schenkel sehr dünn, rauh, roth; Rüge an der Spitze scharf. Hierher gehören *Rhacomitrium lanuginosum Bridel*, *Trichostomum lanuginosum Hedwig*, *Trich. hypnoides Willdenow*, *Tr. ramigerum Timm*, *Tr. serratum Ehrhart*, *Bryum hypnoides Linne*, *Br. lanuginosum Hoffmann* und *Hypnum canescens Weber*.

In Gebirgsgebenden, in Reinen, besonders sanbigen Wäldern fast über die ganze Erde verbreitet, aber nur in der kalten Zone reichlich fruchttragend.

65) *G. canescens C. Müller*. Zweihäufig; Polster sehr breit und locker, durch die Haarspitze der Blät-

ler grau, sonst gelbgrün, unten schmutzig; Stengel ziemlich hoch und sehr verdickt; Blätter sparrig, zurückgeschlagen, im trocknen Zustande etwas angedrückt, breit lanzettlich oder lanzettlich zugespitzt, gekräumt, unregelmäßig gefaltet, in eine schlaffe, wasserhelle, gezähnelte-ausgestreckte, ziemlich kurze Spitze ausgedehnt; Zellen dichter wie bei der vorigen, kleiner, am unteren Grunde zu beiden Seiten der herablaufenden Flügel loder, überall durch Wärgchen sehr scharf; die innersten Perichätialblätter etwas fleidig, am Grunde loder gewebt; Büsche auf langem, glattem Stielchen aufrecht, elliptisch-cylindrisch, schmaler, etwas gestreift, im trocknen Zustande edig; Dedel die Frucht fast überragend, nadelspitzig; Ring ziemlich breit; Zähne sehr lang, von der Gestalt der vorigen Art. Hierher gehören *Rhacomitrium canescens Bridel*, *Trichostomum canescens Hedwig*, *Bryum canescens Hoffmann* und *Bryum hypnoides Schreber*.

Die Pflanze ändert ab:

β. *ericoides*. Stengel durch sehr zahlreiche, kurze, stumpfe, abwechselnde Nethen getheilt. Zu dieser Art gehören *Rhacomitrium ericoides Bridel*, *Trichostomum ericoides Schwägrichen*, *Tr. elongatum Ehrhart*, *Bryum ericoides Dickson* und *Br. elongatum Hoffmann*.

Auf Halben sowol in der Ebene wie im Gebirge durch ganz Europa und Nordamerika sehr gemein.

66) *G. contermina C. Müller*. Zweifelhäufig; der *Grimmia lanuginosa* sehr ähnlich, aber weniger wollig und die Blätter ganz glatt, tief rinnig, in eine sehr schmale, kaum gebogene und fast ganzrandige Haarpitze verschmälert, am Rande stark zurückgerollt, aus langen, nicht unterbrochenen, an den Bandungen punkirt-gefleckten Zellen gebildet. — Von *G. canescens* durch die ganz glatten Blätter, von *G. heterosticha* durch die Tracht und die langen, nicht unterbrochenen, an den Bändern punkirt-gezähnelten Zellen des Blattnetzes und von *G. erispipila* durch das ganzrandige aufrechte Haar der Blätter verschieden.

In Costa-Rica.

67) *G. heterosticha C. Müller*. Zweifelhäufig; Polster loder; Stengel fast hingestreckt, gelbgrün, durch die Haarpitzen grau, schlaff, mit ungleicher Verästelung; Blätter gehäuft, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen, dann aufrecht-abstehend oder einseitig wenig, aus breit-eiförmigem Grunde lanzettlich zugespitzt, in ein langes, wasserhelles, gezähneltes, schlaffes Haar ausgedehnt, sehr gekräumt, gefaltet, tief rinnenförmig und zusammengefalset, am Rande vom Grunde bis zur Spitze zurückgerollt; Zellen zart, am Grunde schmal, lange, oben ziemlich abgerundet, gefleht; innerste Perichätialblätter zusammengerollt-schleifig, unten viel zarter, loderer und länger gewebt; Büsche auf ziemlich langem Stielchen länglich-cylindrisch, dünnhäutig, glatt, bräunlich; Dedel kurz pfriemlich, etwas schief; Ring ziemlich breit; Zähne ziemlich kurz, mit sehr dünnen, glatten, ungleichen, meist bis zum Grunde gespaltenen, getrennten Schenkeln; Näge an der Spitze scharf. Hierher gehören *Rhacomitrium heterostichum Bridel*, *Trichostomum hete-*

rostichum Hedwig, *Bryum heterostichum Hoffmann*, *Br. secundum Griseb* und *Dryptodon carnosus Bridel*. Die Pflanze ändert ab:

β. *alopecura C. Müller*. Stengel glatt, büschelig verdickt; Blätter kurzhaarig; Büsche kleiner. Hierher: *Rhacomitrium alopecurum Bridel* und *Trichostomum alopecurum Schkuhr*.

γ. *gracilescens C. Müller*. Stengel ziemlich verdickt; Blätter stumpf oder mit einem sehr kurzen, durchscheinenden Epiphem getönt; Büsche winzig, fächerig gefleht. Durch ganz Europa in der montanen und subalpinen Region, besonders an feuchten Orten.

68) *G. erispipila C. Müller*. Aufrecht, büschelig, ästlig, blas-olivengrün, Nethen kurz, aufrecht; Blätter dochziegellig sich bedeckend, ziemlich aufrecht, eiförmig-lanzettlich, am Rande umgebogen, in eine schwachgeflachte, krause, haarförmige Spitze verlängert; Perichätialblätter zusammengerollt, fleischig, stumpf mit einem Epiphem; Büsche auf einem schlaffen Stielchen, kaum länger als die Sprossen, linealisch-cylindrisch, aufrecht, fast gleich; Zähne fadenförmig, schmal, bis zum Grunde gespalten. Hierher gehört *Trichostomum erispipilum Taylor*.

Auf den Anden in Quito.

69) *G. suberispipila C. Müller*. Der Tracht nach mit *G. fascicularis* und *erispipila* übereinstimmend, aber die Stengelblätter gehäuft, im feuchten Zustande aufrecht-abstehend, schon gelb, schmal-länglich-zugespitzt, tief-rinnig-concav, ein wenig der Länge nach gefaltet, in eine lange, krause, wasserhelle, ziemlich breite, ganz glatte, oder seltener unregelmäßig gezähnelte, niemals geäderte Haarpitze verlängert, überall aus langen, nach der Spitze zu kürzeren, fein gefleckten, blassen, gelblichen, am Grunde gelblichen, größeren und kleineren Zellen gebildet, am Rande ganzrandig, bis über die Mitte zurückgeschlagen.

In Chile.

b. Blätter ohne Haarpitze.

70) *G. fascicularis C. Müller*. Zweifelhäufig; Stengel breite, loderer Polster bildend, lang, etwas hingestreckt, gelbgrün, unten roßbraun, mit kurzen, büschelig-geheften Nethen; Blätter etwas angedrückt, im feuchten Zustande plötzlich zurückgeschlagen, später aufrecht-abstehend, ein wenig gekräumt, breit lanzettlich-zugespitzt, aber etwas abgestumpft, zartbüchtig, gefaltet, am Rande zurückgerollt, unregelmäßig rinnenförmig-hohl; Zellen dach, lang, schmal, zusammengeflohen, an den Bändern gefleht, an dem untersten herablaufenden Blattgrunde ziemlich loder; die innersten Perichätialblätter fleischig-scheidenartig, unten zarter gewebt; Büsche auf ziemlich kurzem Stielchen länglich-eiförmig, glatt, gelblich; Dedel gerade-gezähnelte, orangefarbig; Ring breit; Zähne lang, winterförmig, bis zum Grunde gespalten, ziemlich raub; Näge fast überall sehr raub. Hierher gehören *Rhacomitrium fascicularis Bridel*, *Trichostomum fasciculare Hedwig*, *Trich. saxatile Taylor*, *Bryum fasciculare Hoffmann* und *Br. intescens Dickson*.

In der alpinen und subalpinen Region von ganz Europa und Nordamerika, an feuchten Stellen.

71) *G. symphyodonta C. Müller.* Der *G. fascicularis* ähnlich, aber aufrecht, lang; Aeste gabelspaltig, lang, Aestchen kurz; Stengelblätter wasserhell beispig; Perichätialblätter ziemlich spitz; Büsche auf einem gelblichen, sehr dünnen Stielchen cylindrisch, kleinstündig, Zähne kurz, fast bis zum Grunde gespalten, aber die Schenkel weit tauber, stärker und eng-zusammenhängend. Auf der Kremitzinsel am Cap Horn.

Unvollständig bekannte Arten.

72) *G. mollis Bruch und Schimper.* Zweihäufig; Polster rasenförmig; Stengel zerbrechlich, freudig-grün, weich, niedrig, vielstach-gabelspaltig, an der Spitze mit Sprossen; Blätter weich, aufrecht-abstehend, zusammenneigend, die Stengelständigen lang-elliptisch, stumpflich, concav, mit einem schmalen, an der Spitze verschwindenden Nerven; Perichätialblätter weit größer, aus länglich-elliptischem Grunde zugespitzt und lanzettlich, mit wasserhelltem Spitzchen, dünnerem Nerven und lockeren Zellen; alle Zellen sind denen von *Gümbelia caespiticia* ähnlich, aber fast doppelt größer, fast blattgrünhaltig und am Grunde blässer; Büsche auf einem kurzen, ein wenig hervorstehenden Stielchen elliptisch; Ring einfach; Deckel aus gewölbttem Grunde in ein gradies, kurzes Spitzchen vorgezogen; Zähne lang, linealisch-lanzettlich, an der Mittellinie durchbrochen, roth, mit Querrippen, fast fönig, im trocknen Zustande zurückgeschlagen.

Da die Wüthe dieser Art unbekannt ist, so kann sie auch zur Gattung *Gümbelia* gehören, zumal da sie nach dem Autor selbst mit oben erwähnten Species dieser Gattung nahe verwandt ist.

In Norwegen in der Provinz Telemarken und zwar auf der Alpe Goussafjeld.

73) *G. conferruminata Wallroth.* Stengel aufrecht, einfach, vielblättrig, sehr dicht gehäuft, gleichsam in eine gleichförmige Masse zusammengeballt; Blätter aus scheidigem Grunde linealisch, gestielt-gerippt, ziemlich spitz, ganzrandig, im trocknen Zustande etwas absteigend.

Am Südrande des Garzes.

Folgende Arten dieser Gattung sind ganz zu befeitigen:

G. Gebhardi Sprengel in *Stenud's* Nomenclator erwähnt, aber selbst in *Sprengel's* Systema vegetabilium ausgegessen und auch in seinem Herbarium nicht vertreten.

G. nutans Bruch bei *Emmyn* von Franz Müller gesammelt, ist in der *Bryologia europaea* von ihm selbst mit *Stilbschweigen* übergangen.

G. nana, ramosa und ventricosa Schleicher sind nirgend weiter erwähnt.

Dryptodon brevifolius Bridel (*Dicranum brevifolium Schleicher*) gehört wahrscheinlich zu *Grimmia pulvinata*.

Dryptodon crispus Bridel (*Dicranum crispum Thunberg*) gehört zu *Leptotrichum capense*.

Dryptodon curvifolius Bridel muß mit *Gümbelia ovata* vereinigt werden.

E. Gayfl. u. W. u. Z. Erste Section, XCL.

Dryptodon dichotomus Bridel = *Dicranum dichotomum Palisot de Beauvois*, eine ganz unbekannte Art.

Dryptodon crotosus Bridel ist aus *Grimmia trichophylla* und *leucophaea* zusammengesetzt. (*Gareke*.)

GRIMMIEEN, eine Abtheilung der Laubmoose, insbesondere der Pottioiden. Diese brachte C. Müller in drei Gruppen, in die Calymperaceen, die Pottiaceen und die Orthotrichaceen, letztere wieder in zwei Abtheilungen, in die Orthotricheen und die Grimmieen. Der Uebersicht wegen mögen hier die Merkmale dieser Gruppen in der Kürze folgen.

Pottioiden C. Müller.

Blätter lanzettlich, eisförmig, rund, spatelig, rinnenförmig, gestielt, zusammengefaßt, flach, mit feinen oder stielrunden Rippen, Reif aufrecht oder zurückgeschlagen; Blattzellen parenchymatisch, meist vollkommen sechsseitig oder rechteckig, am Grunde meist lodere, oft sehr weit, mehr oder minder durchsichtig, oben dagegen gewöhnlich dunkel durch den Zelleninhalt, auf der ganzen Fläche mit Papillen, obwohl oft sehr verarmt, bedekt. Frucht aufrecht, selten genügt, mit kegelförmigem oder geschnäbeltem Deckel, symmetrisch, eisförmig-cylindrisch, glatt oder gerieft.

Erste Gruppe. Calymperaceen C. Müller.

Zellen des Blattgrundes stark, wasserhell, oft sehr zerbrechlich, mehr oder minder weit, leert, deutlich durchlöchert auf Quers- und Längswänden.

Zweite Gruppe. Pottiaceen C. Müller.

Zellen des Blattgrundes weich, durchsichtig, länger, meist leert, selten mit einem Primordialschlauche ausgefüllt.

Dritte Gruppe. Orthotrichaceen C. Müller.

Nur die Zellen des Blattgrundes weich, die der Spitze meist sehr verdickt und meist rumblich, selten durchsichtig und weich, wie bei den Pottiaceen; Pflanzen ausdauernd; Früchte seitenständig.

Erste Abtheilung. Orthotricheen C. Müller.

Blätter meist mit höckerigen Warzen bedekt, selten glatt. Rundbesatz meist fleischig, fast schwammig und rippenlos, blaß, sehr selten orangefarbig.

Zweite Abtheilung. Grimmieen C. Müller.

Blätter meist glatt. Rundbesatz stets gestift, purpurn, roth oder orange, meist mit deutlichen Querrippen, nicht fleischig.

Zu dieser Abtheilung gehören folgende Gattungen:

I. Coscinodon Sprengel.

Wüthe groß, glodenförmig, drei Viertel der Frucht bedeckend, ohne Hatten, am Grunde mehrfach gestift. Rundbesatz einfach; Zähne 16, lanzettlich, flach, tief roth, 44

hart-flechtig, durchlöchert oder in ebenso viele mehr oder weniger zusammenhängende Wimpern gespalten oder gegliedert.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt:

C. cribrosus Spruce. Zweihäufig; Polster dicht, aber Stengel sehr locker an einander hängend, spärlich gabelförmig, niedrig, dunkelgrün, durch die haartragenden Blätter grau; Blätter angedrückt, im feuchten Zustande aufrecht, ziemlich abstehend, lanzettlich mit ziemlich stumpfer Spitze, durch ein langes, ziemlich glattes Haar gekrönt, mit aufrechtem Rande, hohl, an der verschälerten Spitze mehrmals, am Grunde zweimal gefaltet; Zellen oben abgerundet, verdickt, winzig, undurchsichtig, am Grunde quadratisch, durchscheinend, größer; innerste Perichätialblätter am Grunde sehr zart, nach der Spitze hin gefaltet; Büsche etwas über den Kelch gehoben, eiförmig, großköpfig, glatt, dünnhäutig, blaß; Dedel fuppelförmig-fegelig, spitz, purpurfarbig; Ring einfach; Rüge ockergeb, dünnhäutig. Hierher gehören *Cosc. pulvinatus Sprengel* und *Grimmia cribrosa Hedwig*.

Am Mauern und Felsen hier und da durch Deutschland in höheren, subalpinen Gebirgen, zuerst von Persoon bei Goslar im Oberharze entdeckt; auch im übrigen Europa, jedoch nicht häufig. Bern auf Schiefer.

II. *Glyphomitrium Bridel*.

Rüpe glodenförmig, groß, die ganze Büsche bedeckend, tief-geschligt, gefaltet. Mundbesatz aus 16 kurzen, lanzettlichen, von dicken Querrippen durchzogenen, ganzrandigen, in der Mittellinie ausgehöhlten, paarweise genäherten, einwärtsgekrümmten, gelblichen, glatten Zähnen gebildet.

Diese Gattung ist nur durch eine Art vertreten:

G. Daviesii Bridel. Einhäufig; Polster dicht; Stengel niedrig, kraus, spärlich gabelförmig, dunkelgrün, am Grunde roßfarbig; Blätter im feuchten Zustande aufrecht abstechend, linealisch-lanzettlich, gekrümmte, tief gefaltet, am Rande aufrecht oder kaum umgerollt, aus sehr dicken, quadratischen, am Grunde lockeren Zellen gebildet; Büsche auf sehr kurzem, steifem Stielehen sehr klein, fast fegelig, glatt; Dedel fegelförmig, spitz, gerade; Ring fehlt; Rüge glatt, blaß. Hierher gehören *Encalypta Daviesii Smith*, *Grimmia Daviesii Turner*, *Griffithia Daviesii R. Brown* und *Bryum Daviesii Dickson*.

In den Alpen des cambrischen Berglandes in England von Davies entdeckt, am Felsen auf der Insel Anglesea und in Irland.

III. *Brachysteleum Reichenbach*.

Rüpe glodenförmig, die Büsche ganz oder theilweise bedeckend, mit langen Einschnitten, leicht gefaltet. Mundbesatz einfach; Zähne sehr lang, zu 16, in zwei Theile fast bis zum Grunde gespalten. Blütenstand einhäufig.

Folgende Arten gehören zu dieser Gattung:

A. Blätter gezähnt.

1) *B. polyphyllum Hornschuch*. Polster ziemlich hoch und ziemlich dicht, halbkugelig, etwas niedergedrückt; Stengel aufsteigend, ziemlich kräftig, dunkelgrün, unten schwärzlich anlaufend, dicht belästert, sehr reichliche Früchte tragend; Blätter kraus, im feuchten Zustande sehr abstechend, lang, breit-lanzettlich, zugespitzt, an der Spitze entfernt und grob gezähnt, am Rande der Mitte zurückgerollt, gefaltet; Zellen am Grunde sehr schmal, lang, an den unteren Blattkanten locker, weit, dann drüsenförmig, oben winzig, quadratisch; Rippe tief rinnenförmig; Büsche auf langem, rothem, steifem Stielehen, cylindrisch-elliptisch, blaß, dünnhäutig, aufrecht; Dedelchen lang, spirellisch, aufrecht, roth; Ring sehr breit; Zähne sehr lang, purpurfarbig, mit sehr dünnen, rauhen Schenkeln; Büse an der Spitze etwas schief. Hierher gehören als Synonyme *Ptychomitrium polyphyllum Bruch* und *Schimper*, *Rhaconitrium polyphyllum*, *K. lingulatum* und *K. laticolium Bridel*, *Trichostomum polyphyllum Schwegrichen*, *Trich. serratum Schleicher*, *Trich. cirrhatum Smith*, *Cecalypium tortile Palisot de Beauvois*, *Dicranum polyphyllum Smith* und *Bryum polyphyllum Dickson*.

Am Felsen und Mauern der montanen Region durch ganz Europa hier und da stellenweise, aber nicht häufig, in Nordamerika und auf Madag.

2) *B. lepidomitrium C. Müller*. In der Tracht und der Blattform mit dem vorigen übereinstimmend, aber die Blätter sind von der Mitte bis zur Spitze dichter und stärker gezähnt, die Büschen auf kürzerem Stiele schmal cylindrisch, oft zu 2—6 gebäuft, die Büsche länger, an der Spitze dornig, unten mit kurzen, spüppigen Haaren bedekt, Zähne ein wenig kleiner. Hierher gehört *Ptychomitrium lepidomitrium Schimper*.

In Mexico auf dem Pico de Orizaba.

3) *B. serratum C. Müller*. Dem *B. polyphyllum* sehr ähnlich, aber durch breitere, kumpelige, an der Spitze scharf gezähnte, nicht gefaltete Blätter, einen kürzeren Fruchtstiel und kleinere Zähne verschieden. Hierher gehört *Ptychomitrium serratum Schimper*.

In Mexico auf dem Pico de Orizaba.

B. Blätter ganzrandig.

a. Höhere Arten.

4) *B. crispatum Hornschuch*. In der Tracht und der Blattform mit *B. polyphyllum* übereinstimmend, aber die Blätter nicht gefaltet, ganzrandig, die Zellen ganz am Grunde des Blattes überall locker durchscheinend, an der Spitze weit kleiner, undurchsichtig, am Rande hin und wieder ein wenig umgerollt; Büsche kürzer gesielt, cylindrisch-verkehrt-eiförmig, Zähne kurz, schmaler, Schenkel zusammenhängend; Büsche glatt. Hierher gehören folgende Synonyme: *Ptychomitrium nigricans Bruch* und *Schimper*, *Notarisia capensis Hampe*, *Macromitrium nigrescens* und *junerum Kunze*, *Brachypodium crispatum Bridel*, *Orthotrichum crista-*

tum *Hooker* und *Greville*, *Glypnomitrium crispatum* *Bridel*, *Encalypta crispata* *Schwägrichen* und *Grimmia crispata* *Hooker*.

Am Cap der guten Hoffnung sehr häufig an Bäumen und Steinen.

5) *B. indicum* *C. Müller*. Dem *B. polyphyllum* sehr ähnlich, aber die Blätter aus breit spideigem Grunde zusammengewölbt, lanzettlich, zugespitzt, ganzrandig; Büsche elliptisch-cylindrisch, langgestielt, Dedel lang pfriemlich, gerade, Zähne sehr lang. Hierher gehört *Trichostomum indicum* *Willdenow*.

In Ostindien.

6) *B. Sellowianum* *C. Müller*. Dem *B. crispatum* sehr ähnlich, aber die Büsche eiförmig, klein, auf einem sehr kurzen Stiele seitlich hervorragend und mit einem kurzen, samtig-gespaltenen Halse versehen, Zähne kurz, kaum bis zum Grunde gespalten.

In Montroide.

7) *B. cucullatissimum* *C. Müller*. Polster dicht; Stengel spärlich ästig, schlank; Stengelblätter im frischen Zustande sehr dicht gehäuft, abstehend, hart, nicht schlaff, kurz, mit einer meist einwärtsgetrümmten, mühsenförmig-verstieften Spitze, am Grunde mit zarten Zellen, am Rande hin und wieder ein wenig umgrolzt; Büsche sehr kurz gestielt, kurz-eiförmig; Mühe glatt, Büsche ganz einschließend; Zähne viel kürzer, in zwei, nicht feste, sehr zusammenneigende, gleichlange, prismatische, schmale, aber ungleich breite, flache Schenkel gespalten.

Am Cap der guten Hoffnung.

b. Niedrige Arten.

8) *B. glypnomitrioides* *C. Müller*. Niedrig, etwas ästig, dicht beblättert, dunkelgrün; Blätter denen von *B. cucullatissimum* gleichend, aber am Rande überall aufrecht, kürzer; Büsche auf einem etwas längeren Stiele sehr klein, eiförmig; Dedelchen lang pfriemlich, gerade, Zähne blaß-purpurroth, rauh, in zwei sehr dünn-sadenförmige, lange, ungleiche Schenkel getrennt oder zusammenhängend, kaum bis zum Grunde gespalten; Mühe glatt, $\frac{1}{2}$ kürzer als die Büsche. Hierher gehören *Pycho-mitrium pusillum* *Bruch* und *Schimper*, *Notaria italica* *Hampe* und *Grimmia glypnomitrioides* *Balbis* und *De Notaris*.

Auf Kalkfelsen bei Gorgens unweit Mailand, bei Como und in den Pyrenäen.

9) *B. incurvum* *C. Müller*. Dem vorigen sehr ähnlich, aber die Zähne viel schmäler und mit sehr ungleichen Schenkeln, von denen der eine sehr kurz und sehr dünn ist und blaweißen ganz fehlt, der andere ziemlich breit und pfriemlich ist. Hierher gehören *Pycho-mitrium pusillum* *Sullivant*, *Brachysteleum Hampeanum* *C. Müller*, *Notaria virginica* *Hampe*, *Grimmia Hookeri* *Drummond*, *Gr. Mühlenbergii* *Bridel*, *Gr. incurva* *Mühlenberg* und *Weisia incurva* *Schwägrichen*.

In Nordamerika.

10) *B. Drummondii* *C. Müller*. Mit *B. incurvum* nahe verwandt, aber die Blätter linealisch-lanzett-

lich, spitz, an der Spitze nicht gekrümm, im trockenen Zustande sehr kraus, ziemlich dick, nicht glänzend; Büsche elliptisch, klein, ohne Ring, an der Wundung roth, Zähne weit unter der Wundung einspirend, etwas eingesenkt, zusammenneigend, breit pfriemlich, blaweißen durchbrochen, an der Spitze kaum getheilt, mit scharfen Querrippen, dunkelroth, nach dem Grunde zu heller roth; Mühe $\frac{1}{2}$ der Büsche bedeckend. Hierher gehört *Grimmia Drummondii* *Hooker* und *Wilson*.

In Louisiana an Baumstämmen.

IV. *Grimmia Ehrh.*, siehe diese Gattung.

V. *Gümbelia Hampe*.

Mühe halbkugelig. Rundbesag einfach; Zähne zu 16, lanzettlich, von einer Mittellinie durchsücht, quergesücht, oft sich spaltend, daher vielgestaltig, mehr oder minder bis zur Mitte 2—4mal oder in zwei Schenkel bis zum Grunde getheilt.

Erste Section. *Platystomium C. Müller*.

Büche großmündig, eingesenkt; Pflanzen auf der Erde in freisüßförmigen Polstern wachsend; Fruchtstand an der Spitze der Äre.

1) *G. laxa* *C. Müller*. Zweihäufig; Polster loder; Stengel niedrig, am Grunde zusammenhängend, schlaff, weich, grün, später rothfarbig und etwas filzig; Stengelblätter loder gehäuft, aufrecht-abstehend, aus aufrechtem Grunde ziemlich lang, breit-länglich-verbreitert, schief lanzettlich, mit langem gezähneltem Haare, loder sechsseitig dünn durchscheinend gewebt, an der Spitze welcher und mit viel kleineren Zellen, schmutziggrün, am Rande aufrecht; Perichätialblätter am Grunde weit loderer und länger gewebt; Büche kaum hervorstehend, aufrecht, ziemlich lang-eiförmig, großmündig, braun, undeutlich gestreift, Zähne breit lanzettlich, Mühe klein, am Grunde in einwärtsgebogene Zipfel gespalten. Hierher gehört *Grimmia laxa* *C. Müller*.

In Mexico auf dem Berge Orizaba.

2) *G. ambigua* *C. Müller*. Einhäufig, niedrig, polsterförmig-rasig; Stengel spärlich ästig; Blätter länglich-lanzettlich, abstechend-einwärtsgetrümm, an der Spitze mehr oder weniger gran-behaart; Perichätialblätter weit größer, aufrecht, elliptisch-lanzettlich, mit einem langen, wasserhellen, stark gezähnten Haare einbigend; Büche eingesenkt, länglich-eiförmig; Dedel kegelförmig-gewölbt, kurz, geschneid; Mühe kapuzenförmig. Hierher gehört *Sohistidium ambiguum* *Sullivant*.

An trockenen Felsen bei Santa Fe in Neu-Mexico.

Zweite Section. *Eugümbelia C. Müller*.

Frucht über den Kelch gehoben, fleimig, mehr oder minder eiförmig. Pflanzen auf der Erde halbkugelige Polster bildend. Fruchtstand an der Spitze der Äre.

A. Fruchtstiel kaum hervorstehend, gekrümm.

3) *G. cinnata* *Hampe*. Einhäufig; Polster fleischig, durch die Haarspitzen der Blätter gran, abgerundet;

Blätter loder stehend, aufrecht-angebrückt, länglich-eiförmig, die untern stumpflich oder flachspitzig, die obern haartragend, hohl, am Rande aufrecht; Zellen am Grunde ziemlich lang, durchscheinend, oben videt; Büsche auf kurzem, etwas gekrümmtem Stielchen kaum über den Kelch gehoben, ziemlich bauchig-eiförmig, dickhäutig, leicht gestreift; Dedel kurz, kegelförmig, stumpf; Zähne wegen des sehr breiten, lange stehendeblenden Ringes aufrecht, dunkel orange-farbig, oben meist mehrfach gespalten, körnig-rauh; Räge breit. Hierher gehören *Grimmia erinita Bridel*, *Gr. capillata De Notaris* und *Gymnostomum decipiens Weber und Mohr*.

Auf mit Kalk vertheilten Mauern sehr sparsam in Europa, am häufigsten im Süden, aber vertheilt auch noch in Norwegen und Lappland.

4) *G. sinaica Hampe*. Der vorigen sehr ähnlich, aber die Büsche weniger bauchig, auf einem längern, stets seitlich hervorretenden Stielchen und die Zähne doppelt breiter, an der Spitze 3—4 spaltig, aber zusammenhängend. Hierher gehört *Grimmia sinaica Bruch und Schimper*.

Auf dem Eisel.

B. Fruchtstiel lang emporgehoben.

a. Blätter franz.

5) *G. abyssinica Hampe*. Zweihäufig; Polster dicht, aber loder zusammenhängend; Stengel ziemlich hoch, gleichhöflich, ein wenig niederliegend, braun-gelb; Stengelblätter aufrecht-abstehend, im trocknen Zustande braun, lanzettlich, lang-psftrmlich, ohne Haar-pipe, concav, am Rande unten gewölbt-jurückgeschlagen, Zellen am Grunde der Blätter schmal, lang, dicht, an der Spitze sehr klein, quadratisch, bid, an den Wandungen unterbrochen oder geteilt; Perichätialblätter länger, am Grunde lodeter und länger gewebt, Zellen nicht unterbrochen; Büsche auf einem stark gekrümmtem Stielchen klein eiförmig, glatt, blas; Dedel schief kegelförmig, stumpf; Ring breit, doppelt; Zähne schmal, ganzrandig oder an der Spitze ein wenig geriselt, rau, entfernt gegliedert, purpuroth. Hierher gehört *Grimmia abyssinica Bruch und Schimper*.

In Abessinien auf dem Berge Sisse von Schimper entdeckt.

b. Blätter gehäuft.

6) *G. alpestris Hampe*. Zweihäufig; Polster niebergebrückt, bid, grünlich- oder schwärzlich-angelaufen, durch die Haar-pipen der Blätter grau, niedrig; Blätter aufrecht-abstehend, aus länglich-eiförmigem Grunde lanzettlich-jugespitzt, haartragend, sehr hohl, mit verkrümmten Falten, am Rande aufrecht; Zellen durchscheinend, am Grunde quadratisch-schweifig, oben zusammengepreßt, dickhäutig, feiner, fast ganz glatt; Perichätialblätter größer, breiter, weicher, jarter gewebt, mehr blaugrünlich; Büsche auf kurzem, wenig über den Kelch gehobenem Stielchen aufrecht, mehr oder minder elliptisch, bräunlich, ganz glatt; Dedel klein; Ring schmal, dreifach; Zähne schmal, orange-farbig, unregelmäßig in

zwei Theile gespalten; Räge schmal. Hierher gehört *Grimmia alpestris Schleicher*.

An trocknen Felsen der höheren Alpen von fast ganz Europa.

7) *G. lamellosa C. Müller*. Zweihäufig; Polster loder, grau, niedrig; Stengelblätter aufrecht-abstehend, aus länglich-eiförmigem Grunde lanzettlich-jugespitzt, mit einem ziemlich langen, grauen, schmalen, gewundenen Haare gekrönt, die untern ohne Haar-pipe, stumpflich, alle am Rande fast aufrecht, bidweilen lamellig, verbidet, ganzrandig, Zellen überall weich, schweifig, unten durchscheinender, an der Spitze punkter, an dem ziemlich biden, grünen, dunkeln Nerven zu beiden Seiten mit schmalen, lamelligen Längstreifen; Perichätialblätter größer, aufrecht, mehr zusammengefalet, sonst den Stengelblättern ähnlich; Büsche auf einem sehr kurzen, goldgelben, etwas gedrehten, in einen Hals allmählig verdichten Stiele aufrecht, länglich-cylindrisch, blas oberbraun, streifenlos, entdedelt großmündig, Dedel sehr kurz, kegelförmig, mit der Büsche gleichfarbig; Zähne orange-farbig, lanzettlich, mit Querrippen, oberwärts unregelmäßig-gespalten.

In den Pyrenäen von Jöh. Lange entdeckt.

8) *G. caespiticia C. Müller*. Zweihäufig; Polster dicht, niedrig, niedergebrückt, grünlich; Blätter aufrecht-abstehend, aus länglich-eiförmigem Grunde lanzettlich-jugespitzt, die oberen von einem sehr kurzen Haare gekrönt, alle aber am Grunde mit zwei gelben, mitunter verkrümmten, nach Oben sich nehbenden, längs der biden, tief rinnensförmigen, grünen Rippe verlaufenden Falten, daher gefurcht; Zellen am Grunde quadratisch-schweifig, durchsichtig, oben dunkel, winzig, sehr jartwarzig; Büsche weit über den Kelch gehoben, länglich-cylindrisch; Dedel zugespitzt; Ring schmal; Räge winzig; Zähne lanzettlich, ganz, etwas rau. Hierher gehören *G. sulcata Hampe*, *Grimmia Jacquinii Garovaglio*, *Gr. sulcata Sauter* und *Dryptodon caespiticia Bruch*.

Auf Felsen, besonders ziemlich feuchtem Schiefer der höchsten Alpen Salzhut, Tyrol, auf dem St. Bernshard, wo sie Schleicher zuerst entdeckte, und in den Pyrenäen.

9) *G. montana Hampe*. Zweihäufig; Polster dicht, niedergebrückt, niedrig, grau in Folge der Haar-pipen der Blätter; Stengel schlank; Blätter aufrecht-abstehend, länglich-lanzettlich, mit ziemlich glatter, länger Haar-pipe, gekrümmt, sehr hohl, am Rande aufrecht oder etwas einwärtsgebogen; Zellen am Grunde durchsichtig, quadratisch-schweifig, oben winzig, abgerundet, verbidet, undurchsichtig, ziemlich glatt; Perichätialblätter länger, am Grunde schmaler, länger und jarter gewebt; Büsche auf wenig über den Kelch gehobenem Stielchen aufrecht, eiförmig, klein, gelblich, später rotbraun, sehr glatt; Dedel schief geknabelt; Ring einfach; Zähne oben unregelmäßig zerstückt; Räge schmal. Hierher gehört *Grimmia montana Bruch und Schimper*.

Auf Schieferfelsen, Basalt und Porphy in der Murgtale in Baden, in Oberessen bei Biedenlopf, auf dem Donnersberge in den Bogen und außerdem in Westfrankreich und außerdem in Norwegen.

10) *G. ovalis* C. Müller. Zweihäufig; Polster sehr breit und loder, oft große Strecken überziehend; Stengel ziemlich hoch, kräftig und steif, freundgrün und nur durch die Haarspitzen der Blätter grau; Blätter loder gestellt, die unteren fast sparrig abstehend, im feuchten Zustande zuerst zurückgeschlagen, dann geträumt-aufrecht und abstehend, aus eiförmigem Grunde zurückgeschlagen-lanzettlich, mit langer, ziemlich glatter Haarspitze und aufrechtem Rande; Zellen am unteren Theile des Blattgrundes schmal, dicht, gelblich, zu beiden Seiten und aber ihm mehr quadratisch, durchscheinend, oben wenig, abgerundet, verdickt, un durchsichtig; Perichätialblätter länger, am Grunde mit längeren, loderen, durchsichtigen Zellen; Büsche auf kurzem, steilem Stielchen aufrecht, geschwollen-eiförmig oder elliptisch, groß, bräunlich; Dedel schief geschnäbelt; Ring sehr breit, Röhre breit, die halbe Frucht bedeckend; Zähne lang, breit, mit sehr dichten Querrippen, unten purpurn, aber mehrmals wimperartig gespalten, bloß, etwas rauh. Hierher gehören *G. elliptica Hamp.*, *Grimmia commutata Habener*, *Gr. elliptica Funck*, *Dryptodon* und *Campylopus ovatus Bridel*, *Dicranum ovale Hedwig*, *D. durum Lagasca*, *Trichostomum ovatum Weber* und *Mohr*, *Bryum ovale Hoffmann* und *Br. brevicaulis Villars*.

Durch die ganze montane Region von ganz Europa, an Felsen, gemein.

11) *G. caucasica* C. Müller. Zweihäufig; der vorigen sehr ähnlich, aber die Stengelblätter schmäler, ohne Haarspitze, stumpf oder mit einer sehr kurzen Haarspitze, aus dicken, niemals weichen, an der Seite gefeierten, ungleichen Zellen bestehend; Perichätialblätter aus dicken und langen Zellen gebildet und mit einem deutlichen, gelblichen, in eine breite, flache, nicht rundliche, gezähnelte, lange Haar auslaufenden Nerven; Büsche schief geschnäbelt, kleiner als an *G. ovalis*.

Im Caucasus von Delanger gesammelt.

12) *G. orbicularis Hamp.* Einhäufig; Polster dicht, halbfugelig, niedrig, grünlich, aber durch die Haarspitzen der Blätter grau; Stengel schlank; Blätter aufrecht-abstehend, lanzettlich, tief gefielt, von einem langen, ziemlich glatten Haar geträumt, an der Spitze geträumt, am Rande aufrecht; Zellen überall wenig quadratisch, am Grunde durchscheinend, oben blattgrünbaltig; Perichätialblätter schmäler, länger, am Grunde mit langen, schmalen, loderen Zellen; Büsche auf gelbem, an der Spitze geträumtem Stielchen geneigt oder nidend, fugelig, orangefarbig, dann bräunlich, leicht gestreift; Dedel wargig-bespielt, purpurfarbig; Ring eiförmig; Röhre klein; Zähne am Grunde breit, querrispig, oben mehrfach wimperartig-gespalten, orangefarbig, etwas rauh. Hierher gehören *Grimmia orbicularis Bruch* und *Schimper*, *Gr. mammillaris Pöck* und *Dryptodon obtusus Bridel* zum Theil.

Auf Mauern und Kalfelsen hier und da durch das ganze gemäßigste und südliche Europa.

13) *G. calyptrata C. Müller.* Zweihäufig; Polster dicht, grau; Stengel aufrecht, mit kurzen Ästen und von

den aufrechten oberen Blättern etwas steif; Stengelblätter loder gehäuft, aufrecht, etwas abgerückt, länglich-lanzettlich, die unteren ohne Haarspitze, die oberen mit langem Haare, sehr zusammengefallen-gefielt; Zellen am Grunde durchscheinend, ziemlich lang, schmal, am Rande größer, mehr quadratisch, sechseckig, nach der Spitze zu sehr klein, did, rundlich, am Rande aufrecht, kaum gewölbt; Perichätialblätter länger, breiter, am Grunde mit loderen, zarteren, durchscheinenden Zellen; Büsche auf einem wenig hervorgehobenen Stielchen aufrecht, cullarisch-länglich, glatt, braun; Röhre ziemlich groß, die reife Büsche ganz bedeckend; Dedelchen kegelförmig, geschnäbelt; Zähne fast ganzrandig, purpuroth; Ring schmal. Hierher gehört *Grimmia calyptrata Hooker*.

An Felsen in den Rocky Mountains in Nordamerika.

Dritte Section. *Cinclidotus Palisot de Beauvois.*

Pflanzen wasserbewohnend, flutend, sehr lang werdend und sehr verästelt. Blätter kräftig, fleischig, mit vielem Blattgrün angefüllt. Früchte scheinbar festsitzend, auf eigenen, verlängerten Stielen, kräftig und großmündig. Zähne des Mundbasses variirte in mehrere Theile gespalten, frei oder an das über den Fruchtgrund sich erhebende, zugespitzte Säulchen angewachsen.

a. Frucht endständig.

14) *G. riparia C. Müller.* Zweihäufig; Stengel lodere, mehr oder weniger lange und verzweigte Geslechte bilden, gabelig-zertheilt, dunkelgrün, unten oft mit metallisch-glänzender Schwärze bedekt; Blätter dicht gehäuft, im feuchten Zustande ein wenig abstechend, aus herablaufendem Grunde zungenförmig-länglich, ziemlich abgestutzt, an der Spitze ein wenig zurückgeschlagen, ganzrandig, etwas fleischig, dunkelgrün, oft zerfritten; Rippe did, sehr schmal, etwas gefielt, auslaufend; Zellen dicht, klein, rundlich, kräftig, am Blattende dunkler, deshalb denselben gleichsam umlaufend; Perichätialblätter größer, am unteren Grunde etwas sechsig und lodere gewebt; Büsche auf kurzem, gelbem Stielchen über den Kelch gehoben, geschwollen-eiförmig, gelblich-dünnhäutig; Dedel kegelförmig-zugespitzt, ziemlich aufrecht; Röhre kegelig-halbfugelig, glatt, schmutzig-braun; Zähne frei, kräftig, dunkelpurpuroth, in 2-4 Wimpern gespalten, steif-aufrecht, trocken etwas gedreht, glatt. Hierher gehören *Cinclidotus riparius Walk.*, *Arnott*, *Racomitrium riparium Bridel* und *Trichostomum riparium Weber* und *Mohr*. Die Pflanze dürrt ab:

β. *terrestris C. Müller.* Stengel niedriger, fast rasenartig, aufrecht, weniger ästig; Blätter blässer, im trocknen Zustande gedreht, sind sehr feinen, un durchsichtigen Zellen gewebt, von einer gelblichen, in eine sehr kurze Stachelspitze auslaufenden Rippe durchzogen; Büsche länger gefielt. Hierher gehören *Barbula cylindrica Wilson*, *B. Brebissonii Bridel*, *Trichostomum flavipes Steudel*, *Racomitrium flavipes* und *Desmatodon dichotomus Bridel*, und *Didymodon dichotomus De Notaris*.

In Alpenflüssen durch das gemäßigste und wärmere Europa; die Abart in der Normandie bei Salaise und in Rom.

b. Frucht auf seitlichem Aestchen.

15) *G. fontinaloides* C. Müller. Zweihäufig; Stengel lange, lockere, stehende Geslechte bildend, durch kurze, häufelförmig gestellte, oft knäuelartige Aestchen sehr verdickt, dunkelgrün; Blätter locker gestielt, im trocknen Zustande gedreht, aus herablaufendem Grunde breit länglich-lanzettlich, ungleichflächig, gestielt, an der Spitze geriebt oder gezähnt, am Rande vom Grunde bis fast zur Spitze sehr zurückgerollt, fleischig; Rippe dick, grün, auslaufend, geriebt; Zellen winzig-quadratisch, dunkelgrün, weich; Perichätialblätter wenig, groß, halb-umfassend, am Grunde locker gewebt; Büsche auf sehr kurzem Stielchen saum aus dem Keiche hervorragend, cylindrisch-länglich, geschwollen, dünnhäutig, gelblich, dann bräunlich, glänzend; Dedel kegelförmig zugespitzt, etwas schief, groß; Rippe festig-halbseitig, glatt, schmutzig-gelblich; Zähne dunkel purpurroth, glatt, lang, frei, in 2—4 ungleiche, fadenförmige, lange Stengel theilt, im trocknen Zustande saum gedreht. Hierher gehören *Cinclidotus fontinaloides* Pailot de Beauvois, *Rhammitum fontinaloides* Bridel, *Trichostomum fontinaloides* Hedwig, *Trematodon fontinaloides* Röhlings, *Fontinalis minor* Linné, *Hypnum fontinaloides* Lamarck und *Hypn. antipyreticum* β. minus Necker.

In Gebirgsbächen und steinigcn Flüssen, besonders in Kaltgebirgen fast durch ganz Europa und, wo sie vorkommt, häufig.

16) *G. aquatica* C. Müller. Zweihäufig; Stengel sehr lang, am Grunde einfach, oben in lange, wegen der vielen kurzen Fruchtstiele aber wiederum sehr getheilte Äste gespalten, steif, stehend, an der Spitze wie die Äste ziemlich häufelförmig gekrümmt, dunkelgrün, fast schwärzlich; Blätter locker gestielt, einseitigwendig, schmal-lanzettlich-zugespitzt, am Grunde nicht herablaufend, aber oft sehr zerstückelt, am Rande ganz, aufrecht; Rippe verflacht, auslaufend, breit, grün, in eine Stachelspitze endend; Zellen ziemlich groß, rundlich-quadratisch, blatt-grünhäutig, niemals fleischig; Perichätialblätter ein wenig größer, am Grunde halb-umfassend, lockere gewebt; Büsche auf sehr kurzem Stielchen über den Reich gehoben, geschwollen-eiförmig, bräunlich, glänzend, dert; Dedel ziemlich lang, festig-zugespitzt, etwas schief; Rippe festig-halbseitig, glatt, schmutzig-bräunlich; Zähne dunkel-purpurroth, lang, glatt, an das lang herantretende Stielchen gewachsen, sehr unregelmäßig gestielt, zart. Hierher gehören *Cinclidotus aquaticus* Bruch und Schimper, *Gymnostomum aquaticum* Bridel, *Anoetangium aquaticum* Hedwig, *A. falcatum* Pailot de Beauvois, *Hedwigia aquatica* Hedwig, *Bryum aquaticum* Gmelin, *Hypnum aquaticum* Jacquin und *H. nigricans* Villars.

In Bächen der alpinen und subalpinen Region im gemäßigten und wärmeren Europa, besonders an Felsen.

Vierte Section. *Scouleria* Hooker.

Pflanzen wasserbewohnend, stehend, groß, aisträchtig; Stengel gabelspaltig; Blätter blattgrünhäutig, etwas fleischig; Früchte kugelig; Dedelchen auf dem hervorragenden, an der Spitze verbreiterten Stielchen stehendbleibend, Zähne 16 in 32 Stengel gespalten, ganzrandig, dreilanzettlich-pfriemlich, im feuchten Zustande einwärts gebogen, im trocknen aufrecht, kurz.

17) *G. Scouleri* C. Müller. Zweihäufig; Stengel kräftig, gabelig-getheilt, dunkelgrün, von öfter zerstreuten Blättern gleichsam borstig-bedäktet; Stengelblätter dick-ziegelig, im feuchten Zustande zurückgeschlagen, abstechend, breit, eiförmig, stumpf, gestielt, am Rande aufrecht, von der Mitte bis zur Spitze gezähnt, überall von dunkeln, breit gelblich eingeschnitten Zellen gebildet, mit hartem, stielrundem, vor der Spitze plötzlich verschwindendem, braunem Nerven; Zellen rundlich, dick, blas oder sechseckig, dickhäutig, am Grunde mehr quadratisch, klein, zart, durchscheinend, in der Mitte der grundständigen Flügel öfter länger, gelb und daher gleichsam eine schwache Kante bildend; Perichätialblätter ähnlich wie die Stengelblätter; Büsche eingesenkt, auf kurzem Aste, groß, kugelig, geschwollen, dickstichig, großmündig, schwarzbraun; Dedelchen klein, flach, kurz kegelförmig, auf dem hervorragenden, an der Spitze verbreiterten Stielchen stehendbleibend; Zähne 16 in 32 lanzettlich, ziemlich breite, rothe, ganzrandige, entfernt gesägte Stengel gespalten; Rippe fast. Hierher gehört *Scouleria aquatica* Hooker.

In fließenden Gewässern an der Westküste von Nordamerika, in Gebirgsbächen in den Rocky Mountains und an Felsen in den Flüssen Columbia und Portage River.

(Garcke.)

GRIMMING, ein hervorragender und durch seine isolirte Lage ausgedehnter Berg in Ober-Steiermark, an der Grenze des Salzkammergutes, das östlichste Glied der Dachsteingruppe. Von dem breiten Thale der Enns im Süden, von dem langgestreckten Thale von Wirtendorf im Norden, von den Durchbruchsthälern des Salzbadts im Westen und des Grimmingbadts im Osten umgeben, erhebt sich der aus Kalkstein gebildete, von West nach Ost über 1 Meile lange und gegen $\frac{1}{4}$ Meile breite Bergstock mit senkrechten, furchtbaren nackten Wänden, namentlich aus dem Ennsbache fast ohne alle Vorstufe über St. Martin, Rembas und Tröding zu einer Höhe von 7422 Wiener Fuß (nach Weidmann — 2346 m. oder 7224 par. Fuß); sein Rücken bildet einen Kamm mit 15 Jaden. Obenals „mons altissimus Styriae“ genannt — eine Bezeichnung, zu welcher der Augenschein mehr Veranlassung gab als die Wirklichkeit — hat er längst andern steiermärkischen Gipfeln der Dachsteingruppe und des Hauptzugs der nördlichen Alpen zwischen Enns und Mur den Vortrang abtreiben müssen. Von Adachau aus führt ein sehr beschwerlicher Anstieg fast fortwährend über Geröll und Geröll bis zum Gipfel; die faun in 5 Stunden auszuführende Erstigung bedingt durch eine schöne Aussicht auf die Alpenwelt der Tauern, des Dachsteins u. und durch schöne Einblicke in die

freundlichen Thalfessel von Rittersdorf und in das lange gestreckte Thal der Enns. Der Salzaach (die Salza) entspringt aus dem Todten Gebirge nördlich von Rittersdorf und südlich vom Grundelsee; ihr Lauf beträgt etwa $3\frac{1}{2}$ Meilen. Nachdem sie den Thalfessel von Rittersdorf quer durchflossen hat, bricht sie in einem engen Thalspalte, dem „Stein“, mit starkem Gefälle durch das Kalkgebirge und schneidet dadurch den Grimmingsthal von dem Dachsteingebirge ab; sie wird in diesem Pässe von einer schlichten, aber wildromantischen Straße, einem „Straß“, wie die Landesherrn sagen, begleitet. Aus dieser Felsenklucht heraustretend vereinigt sich die Salza mit dem Gröbmingbache und ergießt unterhalb St. Martin ihre klaren Gewässer in die trüben, rießenden Fluthen der Enns. Der Grimmingbach entspringt wie jener auf dem Todten Gebirge, fließt bei Laupitz und Furth durch den mittleren Thalfessel, durchfließt dann, von einer guten Haussee begleitet, die Thalenge der Klachau, welche den Grimming an seinen östlichen zum Todten Gebirge gehörenden Bergnachbarn trennt und in welcher die Orte Klachau und Burg liegen, empfängt hier den von Nordosten in einem Wasserfall herabstürzenden Ballerbach und mündet nach einem 3 Meilen langen Laufe bei Neubaus in die Enns.

Am Fuße des Grimming liegt im Ennsthale St. Martin und auf isolirter Höhe an der Enns das Schloß Skart, welches die Gegend ringum beherrscht; südlich davon am rechten Ufer der Deblarn (Deblern), ein Bergwerckort mit 600 Einwohnern; im nassen Waldenthale werden Kupfer (400 Centner jährlich), Silber (jährlich 300 Mark), Schwefel und Bitrol gefunden; ehemals gewann man auch Gold (Schmidt gibt 31 Mark jährlich an). Im J. 1855 werden 4½ Mark Gold, 314½ Mark Silber, 264½ Centner Kupfer, 479 Centner Kupfererz, 10 Centner Schwefel als Ausbeute aufgeführt. Weiter abwärts liegen Neubaus links an der Enns mit dem Schlosse Trautenseel, Burg ober Burg an der Straße und etwas abwärts Steinach mit 480 Einwohnern, Post und dem Stammschlosse der Grafen von Steinach; gegenüber am Fuße der rechten Thalwand und der Rinnung des Irndingbaches im Ennsthal der Hieden Irnding mit 322 Einwohnern, Bezirk- und Steueramt, einem 1811 gestifteten Kapuzinerkloster und bedeutenden Märkten; hier war Aeneas Silvius (Piccolomini, später Papp II.) eine Zeit lang Varrer. Rittersdorf, im Norden des Grimming gelegen, hat eine schöne alte Kirche mit gutem Altargemälde, 550 Einwohner und eine Pfarstation; Kohlengruben und ein Eisenhammer sind Zeugen von einem bergmännischen Betriebe, während der 2544 (wiener) Fuß über dem Meer, 600—700 Fuß über dem Ennsthale gelegene freundliche, ringum von Kalkbergschroffen umgebene Ort zu einem viele Abwechslung bietenden Standquartier für Naturstudien und Bergbesichtigungen sich eignet.

(Otto Delitsch.)

GRIMMISCHE ZIEGE oder Duder ist der Name für die zuerst von Pallas als Antelope *Grimmia* beschriebene Antilopenart in Guinea. Sie gehört zu den

kleinsten Antilopen zur Unterartung *Cephalosophus* mit geraden oder nur sehr faust gekrümmten Hörnern, mit Thränengruben und vier Zigen, mit lebendem Scheitelknochen und nackter Rosenkrone. Bei nur $1\frac{1}{2}$ Fuß Schulterhöhe und $2\frac{1}{2}$ Fuß Körperlänge ist sie oberseits gelblichgrau, an den Seiten heller, an der ganzen Unterseite weiß, ins Gelbliche ziehend. Im Gesicht ein dunkel schwarzbrauner, an den Vorderfüßen ein schwarzer Streif, der weiße Schwanz gleichfalls mit schwarzem Streif und die innen leichten Ohren schwarz. Die nur dreifelligen schwarzen Hörner sind längs gerieft, ganz gerade, am Grunde mit vier Ringeln und gegen die Spitze hin zusammengebrückt. Die Thiere sind ungemein scheu und furchsam, sollen aber in Gefangenschaft sich leicht an den Menschen gewöhnen. Pallas beschrieb sie zuerst in seinen *Spicileg. Zool.* I, 38. th. 3. 4 und dann wieder im *Freib. Cuvier* in der *Histoire naturelle des Mammifères* II. livra. 27.

(Siebel.)

GRIMNITZ, See, Dorf und Schloß. Im angrenzenden Kreise des potsdamer Regierungsbezirks, Provinz Brandenburg des preussischen Staats, liegt — durchschnitten von 53. Grade nördl. Br. und inmitten des 31. und 32. Grades östl. L., an der Südgrenze der Uckermark, jenes Randstriches, der in einer vor Kurzem aufgefundenen slavischen Wollentafel im Kloster St. Emmeran zu Regensburg aus dem 10. Jahrhund. bereits unter dem Namen Uerhan, auch Uerhan vorkommt, während die Einwohner Uerain genannt werden — der 3252 Morgen 122 □² umfassende Grimnitzer See, in Form eines oval breiten, abgeflachten, nach unten mehr oval zugezogenen Sees.

Die Ufer des Sees, der als der zuhöchst gelegene der feuerreichen Mark bezeichnet wird — gegen 350' über der Döse erhaben — und dessen Spiegel die Wasserscheide zwischen Ober und Elbe bildet, sind überall flach, wie denn auch die höchste Tiefe des Wassers nicht über 24' beträgt. Trotzdem entbehrt derselbe, zum Theil von Fichten- und Buchenwäldungen umflut, mit den in seinen Fluthen sich spiegelnden, sich gegenüber liegenden Dörfern: Grimnitz, Alt-Gutendorf und Neu- oder wie es gemeinlich genannt wird Amt Grimnitz, der malerisch-schönheitlichen Schönheiten keineswegs, sondern gewährt vielmehr, mit den entfernter hinter ihm liegenden Höhen und Felsen, ein überaus anmuthend reizendes Bild, besonders wenn der See von der Sonne beschienen gleich einem Gottesauge daliegt, zu dem der dunkle Fichtenwald die Augenbraue bildet, wie die Mark derer nicht viele aufzuweisen hat. Der See ist reich an Fischen, namentlich Bleien, die in Berlin, wohin dieselben per Ure und stettiner Bahn geschafft werden, besonders beliebt sind. Außerdem fehlt es nicht an den sonst gewöhnlichen Fischen der Seen und Flüsse der Mark: Hechten, Karauschen, Schleien u. f. w.

Wies dieses würde jedoch der See nicht zu seiner Berühmtheit, die er in gewisser Hinsicht besitzt, herbeiführen — denn auch Dorf Grimnitz ist ein höchst unbewohnter, 734 Seelen zählender Ort, ohne Kirche und Schule, da derselbe beides mit der ganz dicht dabeiliegenden

Stadt Joachimsthal gemein hat, ohne Merkwürdigkeiten, dessen Einwohner sich kühnlich von der Landwirthschaft nähren, oder als Arbeiter in der Forst, den nahegelegenen Ziegeleien, oder als Steinbauer in den Eirngruben der Feldmarken, wo die Geschiebe der sogenannten Wandersteine, die in mächtigen Lagern sich vorfinden, zu Klasten und Bausteinen für Berlin oder anderwärts verarbeitet werden, wenn nicht Schloß Grimnitz, oder wie es in alten Schriften genannt wird Grymnitz, an seinem Uferufer gestanden hätte. Wenige Fundamente und Grundmauern, noch jetzt vorhanden, nahe der jetzigen königlichen Oberförsterei, bezeichnen die Stelle, wo es einst emporgeragt. — Markgraf Johann, der Städtterbauer, der 1243 Stadt Kuchem gründete, Kloster Chorin 1273 erbaute, Schloß Werbellin 1247 am Ausgange des Werbellin anlegte, ließ auch Schloß Grimnitz, als Grenzfest gegen die Altmark, errichten; wie denn des Schloßes im J. 1298 bereits als eines sehr festen gedacht wird. Dennoch scheint Johann seinen Aufenhalt selten zu Grimnitz genommen zu haben, wogegen sein Sohn und Nachfolger Otto IV. das Schloß zu seinem Lieblingsaufenthalte erwählte. Otto mit dem Weis, der die Mark zu hohen Ehren und großem Ansehen brachte, war bekanntlich Fürst, Held und Minnesänger zugleich. Ein Bild in der berühmten Manessischen Sammlung der Minnelieder zeigt und ihn mit seiner Gattin Helwig am Schachbrett sitzend, von Spielern umgeben, die ihre Weisen erklingen lassen. Hinausblickend durch die Fenster des Grimnitzschloßes auf den vor seinen Augen ausgebreiteten, vom Mondlicht beschienenen, waldumsäumten See wird sein schönstes Minnelied in ihm erkunden oder in der Erinnerung durch seine Seele gegangen sein, in dem er sagt, daß die Liebe die Sünde lassen lehre. Die Chroniken der nahe gelegenen Städte, wie die noch vorhandenen Urkunden und Erlasse in den Geschichtsbüchern und Archiven weisen es nach, wie oft und wie gern Otto zu Grimnitz weilte; wie er von hier aus nach seinen Kriegszügen zur Jagd in die nahe gelegene Forst aufbrach, bis der Tod ihn am Ende des Januar 1309 ertölte, worauf seine Leiche im Kloster Chorin beigesetzt wurde. Sein Witzregent und Nachfolger Waldemar verwirklichte seltener auf Grimnitz, wie dies namentlich Käden's Diplomatische Geschichte Waldemar's Bd. I. und II. darthut; wogegen er mehr sich in dem nicht fern gelegenen Schloße Werbellin aufhielt. Nur in der Sage taucht unter seiner Regierung Schloß Grimnitz für einen Moment auf, um in deren Nachhall noch bis heute im Munde des Volkes zuhallen. Kaiser Heinrich war am 24. Aug. 1313 in Italien gestorben. Waldemar sendete seinen Truchseß Nicolaus von Buch gen Rom zur Kaiserwahl. Buch gab wider Erwarten und Waldemar's Willen entgegen dem Vater die Stimme, und der Markgraf ließ ihn bei seiner Heimkunft, der Sage nach, in den tiefen, nässalten Keller des Grimnitzschloßes werfen und dort verhungern. Die Sage spricht: Waldemar habe dem Gefangenen, um seine Dual zu vergrößern, auf Anrathen eines Dieners täglich frische Äpfel hinlegen lassen, ohne

daß der Unglückliche, an eine Kette geschlossen, dieselben zu erreichen vermocht hätte. Zur Strafe, heißt es, müsse jener Diener bis auf den heutigen Tag als schwarzer Hund, ohne Kopf, umgehen. Bis noch vor Kurzem wollten Leute denselben gesehen haben. Doch Waldemar starb und das Haus der Wecanier war mit ihm dahin. Und wie die Stammburg dieser Fürsten auf dem Wolfesberge bei Ascherleben mehr und mehr verödete und verfiel, so verfielen auch die von ihnen erbauten Schloßer und Burgen in der Mark. Wollen jagen darüber hin. — Es kam eine schwere, düstere Zeit über die Mark. Des Schloßes Grimnitz wird Jahrhunderte lang nicht erwähnt. Erst Joachim I., dieser leidenschaftliche Jäger aus dem Hause der Hohenzollern, von dem die Leute sagten, daß er die Kunst verstand, sich unsichtbar zu machen, scheint dasselbe wieder zu Ehren gebracht zu haben. Im J. 1522 wäre der nachmalige Joachim II., sein Sohn, von einem Bären auf der Jagd fast getödtet worden; wie denn auch in Bezug einer Oberjagd eine weilverbreitete Sage sich bis heute erhalten hat. — Am 24. Aug. 1529 wird auf Grimnitz ein Friede zwischen Pommern und Brandenburg geschlossen, der in den Geschichtsbüchern noch bis heute „der Friede zu Grimnitz“ benannt wird. — Im J. 1549 kehrt der Kurfürst von der Jagd heim, begleitet von seiner Gattin, der Kurfürstin Hedwig von Polen. Indem sie in das obere Zimmer des Schloßes eintreten, bricht der Fußboden durch, die Kurfürstin stürzt hinab und beschädigt sich an den im untern Gemach an den Wänden angebrachten Hirschgeweihen der Art, daß sie von da ab bis an ihr Lebensende an Krücken gehen mußte. Der Sage nach ist nicht der Fußboden morsch gewesen, sondern ein polnischer Edelmann habe, in sünderlicher Liebe zur Fürstin entbrannt und hoffend, daß der Kurfürst allein heimkehren werde, die Balken des Fußbodens durchgesägt, so hoffend, der Tod des Fürsten herbeizuführen. Nach milderungener That soll er, von Reue ergriffen, ein Einkiebel geworden sein und vom nahen Berge, ein zweiter Loggenburg, bis zu seinem Tode zur Grimnitz hinabgeschaut haben. Joachim mied von dieser Zeit ab Schloß Grimnitz und sein Herz neigte sich der bekannten schönen Gieslerin von Spandau zu. Kurz vorher soll ihm in der grimnitzer Forst ein Hirsch mit einem Kruxisse auf dem Kopfe erschienen sein. — Zum Weihnachtsfeste 1575 labet Kurfürst Johann Georg die Fürsten von Anhalt und Kegnitz zur Wolfsjagd nach Grimnitz; wie denn gedachter Fürst, wie dies eine vor Kurzem unter Schutt und altem Gemäuer aufgefunden größere Eisenplatte mit dem Wappen des Fürsten und dem seiner Gemahlin bezeugt, das Schloß ausgebaut und wohlthier eingerichtet zu haben scheint. Doch immer spärlicher, immer seltener wird desselben gedacht. Johann Sigismund stellt Neustadt-Oberswalde noch eine Urkunde unter 6. Dec. 1613 ab; dann wird es stiller, einsamer, des Schloßes wird nicht mehr erwähnt. Bären und Wölfe werden seltener, der Jagden werden weniger, die Zeit bröckelt einen Eirich nach dem andern los, und am Schluß des vorigen Jahrhunderts ist Schloß Grimnitz verödet und

zerfallen. Jetzt sind selbst die Steine der Grundmauern, die noch vorhanden waren, verkauft und kommen unter den Hammer der Steinhändler.

Es ist dem Schloße ergangen wie den Glashütten, die ehemals hier gestanden, und durch deren Arbeiter Althüttenort und zum Theil auch Grimminz gegründet wurden. Nachdem die im J. 1602, als die erste und älteste der Mark gegründete, wegen Mangel an Platz, einging, wurde 1655 eine neue angelegt, die indessen bald darauf wieder nach Neustadt an der Löss verlegt wurde. In gewöhnlicher Hinsicht kam kein Aufschwung; es blieb einfach, nur der Holz- und Steinhandel bringt einiges Leben in die Umgegend.

Das Rohr und Schilf am Rande des Grimminzsees raucht und säuselt im Winde, ein Klebzig schreit, ein Goblitz schnebelt als dunkler Punkt über dem Wasser, er schließt herab und führt einen Fisch als Beute mit sich fort, dann wird es still, der Wald ist dunkel geworden, der Abend kam, die Nacht drückt ein, das Leben schrint verflummt und wie verzaubert liegen Dorf, See und Wald.

(F. Brunold.)

GRIMOALD I., Herzog von Benevent, zuletzt von 662¹⁾ — 671 König der Langobarden, geb. um 605, gest. 671, gehört zu den bedeutendsten Persönlichkeiten in der langobardischen Geschichte. Er war der jüngste Sohn des Herzogs Gisulf von Friaul, welcher im J. 611 mit den Hunnen kämpfend fiel. Komshilbe, Gisulf's Gemahlin, war mit ihrer Familie in der festen Stadt Forum Iulium (Friaul), als die Waaren die Stadt belagerten. Der Khan der Waaren, so wird erzählt, gefiel ihr wegen seiner Schönheit, und sie bot ihm an, die Stadt zu überliefern, wenn er sie heirathen wolle. Der Khan versprach es; als er aber im Besitze eines geöffneten Thores war, hielt er sein Wort nicht, sondern gab die Stadt dem Schwerte seiner Soldaten preis. Komshilbe fiel, ihre Söhne entkamen. Den kleinen Grimmoald nahm einer der älteren Brüder hinter sich auf den Egnel, das Kind fiel aber bei dem schnellen Ritze vom Pferde; der älteste Bruder wollte es, um in der Flucht nicht aufgesunken zu werden, nicht mehr auf das Pferd nehmen und lieber erschießen, ehe er es den Hunnen in die Hände fallen ließe. Schon koste er mit der Lange zum Stieße aus, da erregte das schreiende Kind sein Mitleid, und er nahm es wieder hinter sich auf den Sattel. Ein Hunne, der durch sein quies Pferd seinen Gefährten voraus war, erreichte bald den mitleidigen Bruder, riß, ohne daß dieser es hindern konnte, den kleinen Grimmoald, der wegen seiner Schönheit eine gute Beute schien, vom Pferde und nahm ihn mit sich. Grimmoald verlor aber den Muth nicht, sondern jag mit der Ueberlegung eines besonnenen Kriegers dem Hunnen unvermerkt das Schwert aus der Scheide und blieb ihn nieder; dann sprengte er seinen Brüdern nach, die über

sein Abenteuer hocherfreut waren. Ganz abgesehen von dem historischen Werthe (Paulus lib. IV. c. 38²⁾ erzählt sie), so ist diese Erzählung doch ein Beitrag dafür, daß man von Grimmoald heldenmüthiger Thaten sich zu versehen hatte. — Nach Gisulf's Tode kam mit Uebergehung der Söhne dessen Bruder Gisulf in Friaul zur Herrschaft. Grimmoald und sein älterer Bruder Radoald waren aber schließlichs unzufrieden, unter ihm zu stehen, und verließen im J. 635 zu Schiffe ihre Heimath, um anderwärts ihr Glück zu versuchen. Sie landeten in Benevent, wo die Langobarden auch schon festen Fuß gefaßt hatten, und fanden hier ihren ehemaligen Hofmeister Arigis als Herzog. Dieser nahm sie wie seine Söhne auf. Als er starb, folgte ihm sein Sohn Aio; dieser fiel aber nach anderthalbjähriger Herrschaft im Kampfe mit den Slaven, und nun wurde Radoald im J. 642 sein Nachfolger, und als dieser im J. 647 starb, wurde Grimmoald durch Wahl der Langobarden zum Herzog von Benevent erhoben. Unter seiner Herrschaft landeten im J. 650 die Griechen plündernd am Berge Gargano. Grimmoald rückte ihnen aber mit einem Heere entgegen und schlug sie in die Flucht. — Weit folgereicher, als der Kampf mit den Griechen, wurden ein Jahrzehnt später die Zustände, welche im oberitalischen Langobardenreiche herrschten. In denselben regierten damals Bertard und Godebert, zwei Brüder. Nach deutscher Sitte, die sich auch bei den Bayern (vergl. den bairischen Grimmoald II.) nachweisen läßt, hatten diese nach dem Tode ihres Vaters Aribert (gest. 633) das Reich unter sich getheilt.

Die langobardischen Herzöge, schon immer unbotmäßig und zu Empörungen geneigt, besaßen nun, wo zwei Könige regierten, erst recht einen Anhalt für ihre Fehden und Privatkämpfe, da sie sich je nach den Umständen an den einen oder den andern König anschließen konnten. Grimmoald von Benevent und Garibald von Turin, beides die mächtigsten Herzöge des Reiches, standen auf Seiten Godebert's. Die Könige zeigten sich uneinig und schwach; das Volk wurde besonders im Süden des Reiches mit ihnen unzufrieden. Schließlichs gerieth Godebert mit seinem Bruder Bertard in offenen Streit und schickte Garibald von Turin zu Grimmoald, um ihn zu schleuniger Hülfeleistung aufzufordern und ihm als Lohn dafür seine Schwöcher als Gemahlin anbieten zu lassen. Der Abgesandte richtete seinen Auftrag aus, forderte aber zugleich Grimmoald auf, daß er als kriegserfahrener Mann sich der Herrschaft über die Langobarden bemächtigen sollte, wie Paulus Diacon. IV, 53 erzählt. Grimmoald, welcher von den Zuständen in Oberitalien wol Kunde hatte, folgte dem Rathe. Er sammelte in seinem Herzogthume Benevent, welches er seinem Sohne Romuald überließ, ein zahlreiches Heer, erbielt auch aus Umbrien, Lucanien und Neapolitan Verstärkungen. Garibald von Turin schloß sich natürlich

1) Einjährlich der Zeit des Regierungsantrittes herrschen zwei verschiedene Könige. Bzugi ist für das Jahr 660, Epimanis für 661, Baronius für 663. Maratori, dem ich mich anschließe, ist für das Jahr 662, und zwar für den Monat Juli, vergl. Annali IV. p. 122 sq. und Zanetti p. 351.

2. Capit. d. Ed. u. d. Erste Section. XCI.

2) Es ist wol ungenügend, daß hier ein durch die Sage ausgeschmückter Wergang, also ein Stück der langobardischen Heldensage, vor uns liegt.

auch an ihn an. So brach er nach Pavia auf; der König Godebert glaubte, Grimoald komme ihm zu Hülfe, und ließ ihn ruhig in Pavia einziehen; Garibald von Turin scheint es gewissen zu sein, der den König in Vertrauen einwiegte. Grimoald wurde sogar in der königlichen Pfalz selbst freundlich bewirthet. Am Tage nach der Ankunft hieß ihn Godebert persönlich willkommen und umarmte ihn; da zog Grimoald sein Schwert und stieß den König kaltdültig nieder ⁷. Treue Diener theilten den Sohn des ermordeten Königs, Regimbert, und erzogen ihn heimlich. So war Grimoald Herr der einen Reichshälfte. Bertarid, welcher zu Mailand regierte, hörte kaum von der Mordthat zu Pavia und dem starken Heere Grimoald's, als er im Gefühl seiner Schwäche und in der Voraussetzung, daß Grimoald auch ihn angreifen werde, sein Land verließ und nach Ungarn zu dem Khan der Awaren flüchtete; seine Gemahlin Rodolind und seinen kleinen Sohn Kunibert ließ er in Mailand zurück, aber Grimoald vertrieb sie bald und war nun Herr des ganzen Reichs. Garibald von Turin, welcher der eigentliche Verräther Godebert's gewesen, wurde bald von der Blutrache getroffen. Einen Verwandten Godebert's hatte man wegen seiner Kleinheit, die ihm die Möglichkeit König zu werden nahm, voll Verachtung ruhig in Pavia gelassen. Dieser kleine Mann stellte sich, um seinen ermordeten Vetter zu rächen, am Ostersfest in den Tauffeier der Kirche des heiligen Johannes zu Pavia, an welchem, wie er wußte, der königliche Hof vorüberziehen mußte, und als Garibald kam, hieb er ihm von oben das Genick durch. Es ist seltsam, daß er den Hieb nicht gegen Grimoald selber richtete; jedenfalls ergibt sich daraus, daß man Garibald die meiste Schuld bei der Ermordung Godebert's zuschrieb. Für Grimoald übrigens, der nun einen gefährlichen Großen und Rügenossen seiner Unthat weniger hatte, konnte der Mord kaum unernstlich sein. Doch suchte er auch

nach einem Rechtstitel für die gewaltsam erworbenen Königswürde. Er zwang die Schwägerin des Godebert, welche als Bruders-Enkelin der noch immer verehrten Theudelinde noch eine höhere Berechtigung auf den Thron mitbrachte, ihn zu heirathen. Bertarid glaubte nun nach seiner Heimath zurückkehren zu dürfen, um hier ruhig weiter zu leben, ohne Ansprüche auf die Krone zu machen. Grimoald gab ihm auch wirklich freies Geleit, hatte aber den Plan, ihn nach seiner Ankunft in Pavia ermorden zu lassen. Bertarid erfuhr davon und endam nur mit Mühe nach Frankreich ⁸. Die Franken machten darauf scheinbar nichts für ihn, im Grunde genommen aber in ihrem Interesse, einen Einfall in Italien, wurden aber im J. 665 (wie Muratori IV. p. 132 annimmt) bei Asti von Grimoald auf das Haupt geschlagen. Grimoald scheint bald nach diesem Kriege in freundlichere Beziehungen zu Dagobert II. (welchen Paulus Diaconus ausdrücklich erwähnt) und den Franken gekommen zu sein, denn Paulus Diaconus (Buch V. 32 und 33) gibt an, daß Bertarid kurz vor dem Tode seines Schwagers im Begriff war, nach England zu flüchten. — Schon vor dem Kriege mit den Franken hatte Grimoald glückliche Kämpfe mit den Byzantinern durchgefochten. Der Kaiser Constant war im Jahre 662 persönlich nach Italien gekommen, um dem gefährlichen Ausbrechen der Langobardenmacht in Unteritalien energig entgegenzutreten. Er setzte von Griechenland aus nach Tarent über und belagerte Benevent, welches von Romuald tapfer verteidigt wurde. Als Grimoald selber mit einem bedeutenden Heere anrückte, gab Constant die Belagerung auf und zog sich unter Verlust nach Neapel zurück. Die Langobarden gewannen in Unteritalien zu Grimoald's Zeit von den Griechen Bari, Taranto, Brindisi und das ganze Gebiet, welches später Terra d'Orlando genannt wurde; die byzantinischen Kaiser besetzten nur Neapel, Dranto, Gallipoli und einige Küstenstädte in Calabria. — Bedenklicher für Grimoald wurden die Empörungen langobardischer Großen. Gegen den widerpenstigen Herzog Lupus von Friaul mußte er sogar die Awaren zu Hülfe rufen, was um so gefährlicher war, als die Awaren nachher das Land nicht verlassen wollten und nur durch Drohungen wieder vertrieben werden konnten, wie Paulus V. 19 gl. ausführlich berichtet. Jene Empörungen der langobardischen Herzoge stehen mit Grimoald in einer besonderen Verbindung, denn sie haben ihren Grund in der Art, wie Grimoald zur Herrschaft gelangt war. Es ist natürlich, daß Grimoald die Großen, welche nach und vor der Ermordung Godebert's und der Vertreibung Bertarid's auf seine Seite getreten waren, reich belohnen mußte, und daß das Verhältniß der Großen zu ihrem Könige ein weit looseres

3) *Paulus Diaconus*. De gestis Langobardorum IV, 53 gibt Folgendes als Grund für diese Handlungsweise Grimoald's an: *Isdem vero Garibaldus, totius nequitiae seminator, Godeberto permulsi, et non aliter quam licita sed veste indutus, cum Grimoaldo locutus venisset, nascentis quia Grimoaldi eum occidere vult. Eurus inde fulcidi arxisset, ad Grimoaldum veniens dicit, quod nisi eo fortiter praepararet, eum Godebertus ano gladio perimeret, assuavens Godebertum quando cum eo ad colloquendum venisset, loriceam sub veste gestare. Quid plura? Cum ad colloquium die crastino venissent, et Godebertum post salutacionem Grimoaldus amplexatus esset, statim sensit quod loriceam sub veste gestaret. Nec mora straginato gladio eum viti privavit. Hieraus scheint Garibald der eigentliche Mörder zu sein. Das ist aber unbenutzbar: Grimoald's Pläne nach der Herrschaft führten den Tod Godebert's herbei, nicht die heimlichen Zwischenhandlungen Garibald's, die aber immerhin auch wirksam gewesen sein mögen, obgleich man sie nicht ohne Bedenken lesen kann. Wenn der Plan zum Tzuge Godebert's schon in Benevent gemacht war und Garibald daran hauptsächlich Theil hat, was beweist es dann noch solcher Zwischenhandlungen zu Pavia? Nur dann höchstens, wenn Grimoald nicht mittheilend gewesen wäre. Bedenken gegen die Stelle hat übrigens schon Muratori IV. p. 132 ausgesprochen: cosa difficile a credere, perchè Grimoaldo già nrova ordinata in trama, non v'era bisogno di fingere questi sospetti per conto suo.*

4) *Paulus Diaconus* V. 2. Der damalige König Dagobert II. von Neustrien konnte ihm freilich wenig Schuß gemäßen, denn er kam auf Schwaben Böden. vergl. Bonaril, Die Anfänge des karolingischen Kaiserth. S. 216. Der Vissal, den die Franken dabei auf in Oberitalien machten (Paulus V. 5), kam unmittelbar von Dagobert ausgegangen sein; es war wol ein gewöhnlicher Raubzug und kein im Interesse Bertarid's unternommener Krieg. Wollte Karstall nicht hierüber sponetlich zu schaffen sein.

als früher war, so daß die Herzoge weit mehr sich als sonst herausnehmen durften. Denn wenn Grimoald auch gegen einen Theil derselben rücksichtslos verfuhr, so mußte er doch den andern Theil durch um so größere Ercentungen und Nachsicht seiten an sich zu fesseln suchen. Daher kommt es, daß die langobardischen Herzoge seit seiner Zeit kaum noch als Beamte erschienen, sondern fast selbständig wie später die deutschen Fürsten auftraten.

Wenn die Regierung Grimoald's schon nach dieser Seite hin von wichtigen Folgen war, so wurde sie noch ungleich bedeutender durch den Umstand, daß Grimoald Katholik war und daß zu seiner Zeit erst die Bekehrung der Langobarden vollendet wurde. Durch Grimoald's Herrschaft ist es geschehen, daß die römische Kirche unter den Langobarden die herrschende wurde und daß der Arianismus immer mehr zurücktrat. Das war ein Uebelstand, denn die begüterte und einflußreiche katholische Geistlichkeit wurde, weil sie beiderseitig mehr das Interesse der römischen Bischöfe als der langobardischen Könige im Auge hatte, ein Splitter im gesunden Fleische. Der Bischof von Rom gewann nun Anhänger bei den Langobarden, deren eigentliches Interesse es immer bleiben mußte, ihn zu unterwerfen. — Grimoald hat sich übrigens auch um die Gefesgebung verdient gemacht, indem er im J. 668 die von Aetharis veranfaßte Gesesammlung erneuerte und erneuerte; er sagt von sich in dem Prolog: ego Grimoaldus — anno sexto regni mei mensis Julio u. s. w.; Muratori (vergl. die erste Anmerkung) hat diese Stelle benützt, um die Zeit des Regierungsantritts zu bestimmen. — Grimoald hinterließ bei seinem Tode das Königreich seinem Sohne Garibald, welcher zwar die Herrschaft übernahm, aber sehr bald durch den zurückkehrenden Bertard vertrieben wurde. — Vergl. als die Hauptquellen *Paulus Diaconus*, *De gestis Langobardorum*, besonders Buch 4 und 5. Dazu Leo, *Geichichte von Italien*. Bd. I. Hamburg 1829. S. 160 fg.; *Muratori*, *Annali d'Italia*. Bd. 4. Milano 1744 in 4. und *Zanetti*, *Del Regno de' Longobardi in Italia*. Venezia 1753 in 4. p. 339 fg. und Hirsch, *Das Herzogthum Benevent bis zum Untergang des langobardischen Reichs*. Berlin 1871 (Program der königl. dänischen Realschule zu Berlin). (R. Pallmann.)

GRIMOALD II., Herzog von Benevent, stirbt 680. Er war der Sohn des Vorigen und folgte im J. 677 seinem Bruder Romoald, dem der Vater das Herzogthum übergeben hatte, als er im J. 662 den Zug nach Oberitalien unternahm und sich die eiserne Krone auf das Haupt setzte. Näheres über seine kurze Regierung ist nicht berichtet, nur muß bemerkt werden, daß die Chronologie für diese Zeit nicht ganz sicher ist, vergl. *Muratori* a. a. D. p. 203. (R. Pallmann.)

GRIMOALD III., Herzog von Benevent, gelangte im J. 788 zur Regierung als Nachfolger seines Vaters Aethis und starb 806. Als Karl der Große im J. 774 das Langobardenreich in Oberitalien gestürzt hatte, unterwarf er sich dies langobardische Herzogthum Benevent, welches schon immer in nur losem Zusammenhange mit dem Königreiche gestanden hatte, noch nicht. Erst im

J. 787 (Eginhard erzählt es in seinen Annalen beim Jahre 786) auf seinem Römzuge ging Karl der Große daran, seine Herrschaft auch über die deutschen Elemente Unteritaliens ausdehnen. Seine eigentliche Absicht war es, den gütlichen Weg zu betreten. Aber der Papst Hadrian machte es ihm begreiflich, daß er nur durch Furcht in Unteritalien etwas erreichen würde. Aethis, von der Absicht Karl's unterrichtet, schickte seinen Sohn Romoald nach Rom, um den deutschen König durch Versprechungen und Geschenke zu befriedigen. Aber Karl ließ sich auf Hadrian's Rath darauf nicht hinkommen und drang mit einem Heere in das Herzogthum ein. Nun kamt Romoald und Grimoald, der zweite Sohn des Aethis, der sich nach Salerno geflüchtet hatte, zu ihm, um ihm die Unterwerfung ihres Vaters anzubieten. Karl nahm sie unter folgenden Bedingungen an, daß der Herzog Aethis ihm Geiseln setze und zum Zeichen der Unterthanigkeit jährlich einen Tribut von 7000 Goldstücken (wie Eginhard, Annalen beim Jahre 814 gelegentlich erwähnt) zahle. Unter den Geiseln befanden sich auch die beiden Söhne des Herzogs, von denen Karl den Romoald frei gab und nur Grimoald behielt, der ihm nach Aachen folgen mußte. Karl hatte aber Italien kaum verlassen, da verband sich Aethis mit den Griechen auf Sicilien und nahm Terracina, welches zum päpstlichen Gebiete gehörte, weg; der Papst Hadrian ließ das an Karl. Die Umstände gaben aber bald den Thron eine andere Wendung. Der Prinz Romoald starb im Juli 787, und schon im nächsten Monate folgte ihm sein Vater Aethis mit dem Tode. Grimoald war jetzt der Thronerbe, und eine Gesandtschaft langobardischer Großen erbat ihn zum Herrscher. Karl der Große zeigte sich willfährig, ließ Grimoald frei und übertrug ihn trotz der Abmahnungen des Papstes das Herzogthum *) Benevent im J. 788 unter denselben Bedingungen, unter denen er es ein Jahr vorher seinem Vater gelassen hatte; neu scheint die Bestimmung gewesen zu sein, daß Grimoald den Namen Karl's als seines Oberherrn auf seinen Münzen und in öffentlichen Urkunden nennen und die Mauern einiger Städte niederreißen sollte, vergl. *Muratori* IV. p. 309 fg. Grimoald schloß sich Anfangs scheinbar aufrichtig der Politik Karl's an. Als im J. 788 der griechische Kaiser Constantin deshalb, weil Karl ihm eine seiner Töchter als Frau zu geben sich geweigert hatte, einen Einfall in das Gebiet von Benevent machen ließ, trat Grimoald, verbunden mit Hildebrand, dem Herzoge von Spoleto, den Griechen mit dem Schwerte entgegen und schlug sie zurück, vergl. *Eginhard*. Ann. 788. Nur in einem Punkte zeigte sich Grimoald Karl gegenüber nicht willfährig: er ließ die Mauern der Städte, die ihre Befestigungen verlieren sollten, theils nicht nie-

*) Die officielle Bezeichnung in den Urkunden, welche durch das Chronicon Valeranense erhalten sind (*Muratori*, *Scriptores* I. April 2. S. 374 fg.), lautet: *Sammae dux (seu princeps) gentis Langobardorum seu princeps Beneventanis provinciae*. Sein Nachfolger führt aber den Namen *princeps von Benevent*, also dux Langobardorum. Ob darin etwas Unterscheidendes liegen soll, lasse ich dahingestellt.

berreihen, theils führte er neue Besetzungen statt der niedergelassenen auf. Da jog der damalige König von Italien, Pipin, Karl's ältester Sohn, gegen ihn. Benavent's ist über den Verlauf dieses Krieges nicht anzugeben. Augenscheinlich jog aber Grimoald den Kürzern und machte neue Versprechungen, denn sein Herzogthum verblieb ihm. Im J. 801 kam es wiederum zum Kriege; weshalb? ist nicht genau anzugeben. Fast scheint es, als ob einige Städte und Schloßer im südlichen Theile des Herzogthums von Spoletio von Grimoald angegriffen und besetzt worden waren. Karl der Große, welcher sich forden zu Rom die Kaiserkrone auf das Haupt gesetzt hatte und noch zu Rom sich aufhielt, als der Krieg ausbrach, schickte Pipin mit einem Heere gegen Grimoald ab. Dieser eroberte die zum Herzogthum Spoletio gehörige Stadt Ghitli (an der adriatischen Küste, südlich von Ancona gelegen) und einige Schloßer in der Nähe, welche also augenscheinlich in der Gewalt Grimoald's gewesen sein müssen. Im nächsten Jahre (802) fiel auch Ortona, südlich von Ghitli, und Luceria (Rocera) in Apulien in die Hände Pipin's. Luceria wurde aber von Grimoald bald wieder genommen und der Befehlshaber Winigis, Herzog von Spoletio, in ihr gefangen genommen. Im J. 803 scheint Grimoald friedlichere Gesinnungen gezeigt zu haben, denn er lieferte den Winigis, den er übrigens, wie die fränkischen Chronisten ausdrücklich hervorheben, ehrenvoll behandelt hatte, aus. Unter welchen Bedingungen ein Friede geschlossen wurde, ist nicht ersichtlich. Wahrscheinlich war man mit der Versicherung der Unterthänigkeit und mit der Zahlung des schon oben erwähnten Tributes fränkischerseits zufrieden und froh, einen lästigen Gegner, der durch die Nähe der Griechen als Feind immer gefährlich war, zur Unthätigkeit gebracht zu haben. Grimoald starb schon im J. 806 zu Salerno, wo er auch begraben wurde. Der Anonymus Salernitanus hat die Inschrift seines Leichensteins erhalten, aus der hervorgeht, daß man an dem Verstorbenen rühmte, daß er dem fränkischen Joch den Nacken nicht gebeugt habe, was nicht ganz übertrieben ist; die Inschrift lautet:

Pertulit adversus Francorum saepe phalanges,
Salvavit patriam sed, Benevent, totum.
Sed quid plura feram? Gallorum fortis regna,
Non voluere hujus subdere colla sibi.

Vergl. als Hauptquelle außer dem schon angeführten Einhard und Anonymus Salernitanus auch Erchempert, *Historia Langobardorum*. Dazu *Muratorius, Annali d'Italia*. Tomo IV. Milano 1744.

(R. Pallmann.)

GRIMOALD IV., mit dem Beinamen Store-sai, Herzog von Benevent, gest. 817. Er war Schatzmeister des Vorigen und wurde nach dessen Tode im J. 806 zum Herzoge erwählt. Der Anonymus Salernitanus bemerkt cap. 29 über den Beinamen: Grimoald (qui Lingua Theodisca, qui olim Langobardi utabantur, Storeseyz fuit appellatus, et nos in nostro eloquio: qui ante obtutum Principum et Regum milites hinc inde sedendo praedordinat, possumus

vocitare) in Principali dignitate est elevatus. Der neue Herzog vermochte nicht sogleich mit Karl dem Großen in gutes Einvernehmen zu kommen. Es scheint fast, als ob man den jährlichen Tribut, den Benevent bisher gezahlt, unter ihm auf 25,000 Goldstücke erhöht hatte. Jedensfalls herrschte Spannung, die im J. 812 sogar zum Kriege führte, in welchem aber die Franken den Kürzern gezogen zu haben scheinen, da die fränkischen Annalen davon nichts berichten. Die feindselige Stimmung, welche gegen Grimoald bei den Franken herrschte, wird auch durch einen sehr alten Verdacht gegen ihn bestätigt. Als im J. 810 Frankreich und Deutschland von einer verheerenden Kinderpest heimgesucht wurden, ging die Sage im Volke, Grimoald habe Männer ausgesandt und die Felder, Wälder und Quellen vergiften lassen. Selbst unter den Langobarden waren die Stimmen über ihn getheilt. Der Anon. Salernit. schildert ihn als stolz, habüschig und unfriedlichen Charakters; der wie es scheint besser unterrichtet und der Zeit nach näher lebende Erchempert nennt ihn freundlich, mild und friedliebend. — Nach dem Tode Karl's des Großen schickte Grimoald Gesandte nach Aachen zu Ludwig dem Frommen; es ist nicht ersichtlich, ob dieselben eine längere Feindschaft durch Vertrag beendigen sollten, oder ob sie nur kamen, um den neuen Kaiser zu beglückwünschen; aus Einhard Ann. a. 814 läßt sich das nicht mit Bestimmtheit erweisen; wann es bei ihm heißt: Cum Grimaldo Beneventanorum Duce pactum fecit atque armavit et modo quo et Pater, scilicet ut Beneventani tributum annis singulis VII millia Solidorum darent. Nach Thegan (Vita Ludovici) blieb dieser Vertrag bis zum Jahre 837 unverändert bestehen. — Grimoald nahm ein gewaltsames Ende durch unzufriedene langobardische Große; nachdem man schon im J. 815 einen Mordversuch auf ihn vergeblich gemacht hatte, gelang ein solcher im J. 817, nachdem ein Ausfall mehrerer Großen vorhergegangen war. Grimoald starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Sein Vörder Graf Elio von Acerenza folgte ihm.

(R. Pallmann.)

GRIMOALD I., fränkischer Majordomus (von Austrasien), stirbt um 650; er war der Sohn Pipin's von Landen. Der fränkische König Dagobert war im J. 638 zu St. Denis gestorben. Nach ihm beginnt die Reihe der schwachen Merovingen, der rois fainéants, wie die Franzosen sie nennen. Dagobert hinterließ eine Witwe, Ransilde, mit einem kleinen Sohn, Glotwig, welche er bei seinem Tode der Fürsorge des neustirischen Großen Aega anvertraute; in Austrasien hatte er schon zu seinen Lebzeiten seinen ältesten Sohn Siegbert als König einsetzen müssen, um die Wünsche der stürzenden Großen dieser Reichthümer zu befriedigen. Pipin von Landen wurde nach dem Tode Dagobert's, der ihn die dahin mißtraulich an seinem Hofe behalten hatte, Hausmeister dieses jungen Königs; als er im J. 633 starb, folgte ihm Grimoald gewissermaßen nach dem Rechte der Erblichkeit: der erste darrartige Fall bei den karolingischen Hausmeistern. Doch geschah das nicht ohne Kampf. Zwar hingen die austrasischen Großen fest an ihm, ebenso

die Christlichkeit, um die sich sein Vater so sehr verdient gemacht hatte; ich nenne besonders den Herzog Adalgisel und den Bischof Kunibert von Cöln, die bis 638 das Amt als Majordomus des Siegberts verwaltest hatten. Adalgisel, auch Ansegisel geschrieben, war höchst wahrscheinlich der Sohn des Bischofs Arnulf von Metz, und durch seine Frau Begga Tochtermann Pipin's. Daß er im J. 638 so ohne Weiteres vom Amte als Majordomus zurücktrat und auch nach Pipin's Tode seine Ansprüche gegen Grimoald geltend machte, lag gewiß in den verwandtschaftlichen Beziehungen, welche er zu Grimoald hatte. Erfahren für Grimoald drohten aber von anderer Seite: der von Dagobert eingesetzte Thüringerherzog Radulf (von Einigen auch Radolf genannt) empörte sich, und zugleich zeigte sich ein Theil der aufräufischen Franken (schwierig!) gegen Grimoald. Dieser zog, begleitet von seinem Schwager Adalgisel mit dem Könige Siegbert und dem ganzen aufräufischen Heerbanne im J. 640 gegen Radulf, welcher sich auf einem an der Unstrut gelegenen Berge verschanzt hatte. Als zum Angriff gegen den Herzog geschritten werden sollte, da zeigte sich ein Zwiespalt im-fränkischen Heere; der Heerbann aus der mainzer Gegend und andere Theile wollten nicht kämpfen, traten geradezu als Verräther an der gemeinen Sache auf. Die treuen Anhänger Grimoald's, welche einen Angriff auf die Verschanzungen versucht hatten, wurden blutig zurückgewiesen, und Grimoald und Ansegisel hatten nur daran zu denken, das Leben des Königs, welcher von dem verrätherischen Theile seines Volkes bedroht war, zu bewachen. Radulf war glücklicherweise zu einem Waffenstillstande geneigt, und das rettete den Rest des treuen Heeres. Leider sind wir nicht ganz im Klaren darüber, welche Elemente außer dem mainzer Heerbanne die Mutoridii Grimoald's nicht anerkennen wollten. Das steht aber fest, daß die Seele der Unzufriedenen in einem Wonne Rarnens Otto zu suchen ist. Dieser hatte Antheil an der Erziehung des jungen Königs Siegbert gehabt und erhob nach Pipin's Tode Ansprüche auf die Würde als Majordomus. Daß er sich dabei auf seine Thätigkeit als Erzieher des Königs berufen habe?), ist möglich, hatte aber wol wenig zu bedeuten, wenn er

allein dastand. Wie sind nun im Unklaren, wo der Rückhalt des Otto zu suchen ist. Daß er zwischen Otto und Grimoald zum Zwiespalt kam, berichtet Fredegar c. 86 mit den Worten: coepit cogitare quo ordine Otto de palatio ejiceretur et gradum patris Grimoaldus assumeret. Französische Historiker (Sismondi nämlich, dem Martin p. 147 beistimmt) haben nun die sehr ansprechende Vermuthung ausgesprochen, daß die freien Männer, die nicht im Abhängigkeitsverhältnisse zu den Großen (den Antrustionen) standen, den Anhang Otto's gebildet haben. Und allerdings, die Karolinger haben ja nach neueren Forschungen gerade den Adel begünstigt, was später seit Pipin von Herstal noch weit mehr hervortrat, wie Roth, Feudalität und Unterthanenverband. Gotha 1863. nachgewiesen hat. Als der erste Versuch, Grimoald's Macht zu stürzen, ist jedenfalls das Auftreten des mainzer Heerbannes und der ihnen gleich gestimmten Elemente im thüringischen Hebzuge zu betrachten. Otto scheint mit seinen Ansprüchen erst nach dem Feldzuge offener hervorgetreten zu sein. Er vermochte sich bis 642 zu halten, wo er von einem Anhänger Grimoald's, dem Alamannenherzoge Leuthar, erschlagen wurde. Damit war der Sieg Grimoald's und seiner Partei entschieden. Grimoald, nunmehr alleiniger Hausmeister, ergriff die Zügel der Regierung mit fester Hand. Alle Ehrentugenden, welche unter dem Einflusse Otto's geschehen waren, wurden bis zur Mündigkeit Siegbert's wiederhergestellt. Das königliche Ansehen machte er gegen Leuthar, er mochte geistlichen oder weltlichen Standes sein, rückstandslos geltend, s. B. verbot er dem Bischof Desiderius von Cahors die Abhaltung einer Synode ohne vorgängige Erlaubnis des Königs. Doch suchte er andererseits das Wohlbefinden der Geistlichkeit sich durch reiche Ehrentugenden, die er den damals emporblühenden Klöstern, wie Etablo und Walmedy, machte, zu sichern. Den König, der sich fast nur mit geistlichen Dingen, Erbauung von Klöstern u. s. w. beschäftigte und dadurch zu der Ehre eines Heiligen gelangt ist, ließ er gern gewähren. Da Radulf Siegbert um das Jahr 656 (die Chronologie schwankt hier zwischen 650 — 657) und hinterließ als Nachfolger seinen unmündigen Sohn Dagobert. Grimoald hielt seine Stellung für gesichert genug, um es wagen zu dürfen, Dagobert, den er zum Mönch führte und durch den Bischof Dido von Poitiers heimlich in ein Kloster (man sagt in Irland) stecken ließ, des Throns zu berauben und seinen eigenen Sohn Hildebert mit dem Purpur zu bekleiden. Man muß annehmen, daß er zugleich das Gerücht vom Tode des Dagobert verbreiten ließ, wenn er sich mit einem Scheine des Rechts auf ein Testament berufen wollte, welches Siegbert zu Gunsten eines Sohnes Grimoald's für den Fall seines unerwarteten Todes gemacht haben soll. Dies Testament beruht aber auf späteren Quellen und hat auch an sich wenig Wahrscheinlichkeit, denn Siegbert konnte, so lange in Neustrien aus mährischen Stämmen aus dem merovingischen Geschlechte lebten, über seinen Thron unmöglich zu Gunsten einer anderen Familie verfügen. Grimoald glaubte jedenfalls in erster

1) Nach der Baiernherzog aus dem Geschlechte der Agilolfinger Karus, dessen Vater Chrodoald um 624 auf Pipin's Anordnung mit dem Schwerte Hingerichtet worden war und der wahrscheinlich in Franken Land erhalten hatte, empörte sich gegen Grimoald, wurde aber auf dem Raube nach Thüringen besetzt und getödtet. 2) Bonanelli E. 107 hält diesen Geschnittum bezweifelnd, indem er sagt: „Dumme enger war mit der Erziehung der fränkischen Königsöhne, welche der Majordomus, wenn nicht überall selbst leitete, so doch überwahte, die Führung der Ritterschulung verknüpft worden; aus den Erziehern der Königsöhne waren deren Majordomus geworden, sobald jene minderjährig den Thron bestiegen. Hieraus entspringt sehr ein Mann, der, vermuthlich unter der Aufsicht Pipin's, bei der Erziehung des jungen Königs mitgewirkt hatte, der Dagobert Otto, seine Verdrängung, die durch Pipin's Tod erledigte Würde der Majordomus zu beanspruchen.“ Auch an sich ist es nicht recht wahrscheinlich, daß Otto aus seiner Stellung als Tutor des Königs ohne Weiteres Ansprüche erhoben konnte; dann hätte doch Pipin gewiß nicht dem Otto, sondern seinem Sohne Grimoald die Stelle, welche in solchen Ansprüchen berechtigte, gegeben.

Reihe auf seine gesicherte Stellung rechnen zu dürfen, wenn er den gewagten Schritt that. Aber er war zu weit gegangen; nur bei einem Theile der Geistlichkeit fand sein Sohn Anerkennung. Die Bedeutung des Königthums und die Heiligkeit des alten Königs Hauses fand bei den austraischen Franken noch zu fest, als daß sie gegen das widerrechtliche Vorgehen geschwiegen hätten, und daran scheiterte Grimoald. Die Vita Remacli (aus dem 9. Jahrh.) erzählt, der neustrische König Chlodowig (Chilobwig) habe den Grimoald unter dem Vorgeben großer Auszeichnungen nach Paris locken lassen, Grimoald sei, der Einladung folgend, unterwegs gefangen, dann an den neustrischen König ausgeliefert und zu Paris ins Gefängniß geworfen worden, wo er umgekommen. Die älteren Quellen geben zu anderen Auffassungen Anlaß. Bonn et S. 112 sagt, auf die Gesta Francorum cap. 43 sich stützend: „Pater und Sohn wurden ergriffen, dem neustrischen Könige Chlobwig ausgeliefert und auf dessen Befehl in Gefängnisse hingerichtet.“ Walz S. 700 schreibt: „Die Franken Austrasiens erboben sich, erschlugen den Grimoald, erkannten Chlodowig, der die Herrschaft in Westen führte, auch als ihren König an und beruht sich ebenfalls auf die Gesta Franc. 43. Unbestimmter schreibt Martin S. 151, ebenfalls auf die Gesta Franc. zurückgehend: D'après les termes des Gesta Francorum, Grimoald parait avoir été condamné à mort par un mal national. Die betreffende Stelle der Gesta lautet nun (bei Bosquet, Recueil II. p. 568): Posthac autem Sigibertus Rex Austrasiorum, Pippino defuncto, Grimaldum filium ejus parvulum, nomine Dagobertum, tototidit, et per Didonem Pictavensis urbis Episcopum in Scotia ad peregrinandum eum dirigens, filium suum in regno constituit. Franci itaque commoti atque vehementer indignati, Grimaldo insidias praeparant; eumque eximentes (var. comprehensum) ad eundem nationali Regi Francorum Chlodoveo deferunt. Et Parisiis civitate in carcere mancipatus, vincularum cruciatu constrictus, ut erat morte dignus propter scelus quod in dominum exercevit, morte vitam finivit. Hiernach ist die Interpretation von Walz durchaus unrichtig, widerspricht geradezu dem Inhalte der Quelle. Martin läßt Alles unbestimmt durch das parait, stellt aber dabei die seltsame Behauptung auf, daß eine allgemeine Volksversammlung (un mal national) den Hausmeier zum Tode verurtheilt habe. Das wäre ein Fall, der in der fränkischen Geschichte einzig dastünde und nur bei der Voraussetzung denkbar wäre, daß Grimoald von seinem Anhang in Austrasien, der doch ursprünglich sehr groß gewesen sein muß, schließlich ganz verlassen worden ist. Und das scheint sehr unwahrscheinlich. Die beste Interpretation der Stelle der Gesta gibt Bonnell. Schon vor ihm interpretirte übrigens Siémond (Histoire des Français. Bd. II. Paris 1821. S. 61) ähnlich. Die Gegner, denen Grimoald in die Hände fiel und die ihn an Chlodowig auslieferten, waren nach ihm die freien Männer, die schon im Anfange der Regierung Grimoald's selbstlich auftraten, wie wir oben gesehen haben. Die Unter-

suchung über Grimoald's Ende ist damit noch keineswegs abgeschlossen. Untersuchterwerth ist aber die Streiffrage, weil es von höchster Wichtigkeit ist, zu erfahren, wie sich das fränkische Volk bei dem ersten Verluße der Hausmeier, die Merowinger abzulösen und sich an ihre Stelle zu setzen, verhielt, und welche Partei besonders feindlich gegen Grimoald opponirte. — Die Hauptquellen über Grimoald sind Fredegar und die Gesta Francorum bei Bouquet Bd. V. Vergl. dazu Maëco n, Gesch. der Teutschen. Bd. V, der hier jedoch nicht seine sonstige Klarheit zeigt; Siémond's, Histoire des Français. Bd. II; Martin, Histoire de France. Bd. II. 4. Ausg. Paris 1855; Walz, Deutsche Verfassungsgeschichte. Bd. II. 2. Aufl. Kiel 1870; Bonnell, Die Anfänge des karolingischen Hauses. Berlin 1866. S. 106 fg.

(R. Pallmann.)

GRIMOALD II., fränkischer Majordomus, stirbt 714 zu Lüttich. Er war der zweite Sohn des Hausmeiers Pipin von Heristal; sein älterer Bruder war Drogo. Als Pipin von Heristal im J. 687 durch die Schlacht bei Tectry seine Herrschaft auch auf das neustrische Gebiet ausgedehnt hatte, war das Amt eines Majordomus in Neustrien damit zunächst noch nicht an ihn gekommen. Erst nach der Ermordung Berthar's, der dieses Amt mindestens noch bis zum 30. Oct. 688 dort besaß, konnte Pipin zu seinem Vertreter in Neustrien einen treuen Anhänger seines Hauses Namens Norbert einsetzen. Norbert starb um das Jahr 696, und ihm folgte nun Grimoald als Majordomus in Neustrien; es ist nicht ganz unmöglich, daß er den Titel Graf von Paris führte. Im J. 708 starb sein Bruder Drogo, und Grimoald hatte nun die Aussicht, einst seinem Vater in der ganzen Herrschaft zu folgen. Grimoald selbst hatte einen Sohn Theudoald, der ihm jedoch von einem Nebenbuhler geboren war. Im J. 710 finden wir Teutobinda, eine Tochter des gefürchteten Friesenherzogs Radbod, als seine Gemahlin genannt. Diese Ehe hatte entschieden eine politische Bedeutung. Pipin hatte den Friesenherzog Radbod bald nach 687 zwar auch besiegt, aber ganz zu unterwerfen vermochte er dadurch die Friesen doch nicht; die Ehe der Teutobinda mit Grimoald sollte gewiß der Ausdruck des augenblicklichen fränkischen Einverständnisses zwischen Radbod und den Karolingern sein. Im J. 714 erkrankte Pipin auf dem königlichen Hofe zu Jupille, am rechten Ufer der Maas unterhalb Lüttich gelegen, und hatte seinen Sohn Grimoald an sein Krankenlager berufen. Dieser eilte auch herbei, wurde aber im April des Jahres 714 in der Kirche des heiligen Lambert zu Lüttich durch den Friesen Rantgar ermordet. Bonnell p. 129 meint, daß dabei gewiß nicht allein politische, sondern auch religiöse Beweggründe im Spiele waren. Grimoald's hervorragende Eigenschaften werden von dem neustrischen Verfasser der Gesta Francorum cap. 50 höchst gelobt, Demuth und Gerechtigkeitsliebe besonders gerühmt. Pipin, selbst dem Tode nahe, beschiede Grimoald's Sohn Theudoald mit den Würden des Ermordeten; es ist bekannt, daß Rantgarbe ihren Enkel Theudoald vorgebildet in der Würde zu erhalten suchte und bald ihrem Stiefsohne Karl Martell

weisen mußte. Daß Grimoald vor seinem Vater starb, ist als eine wunderbare Fügung anzusehen. Blicb er leben, dann wäre sein Halbbruder Karl Martell gewiß nicht so leicht, vielleicht gar nicht zur Herrschaft gelangt. — Es sei übrigens schließlich noch erwähnt, daß die Franzosen Sigismund und Martin den Stiefbruder Grimoald's, Karl Martell, als Mißthätigen am Morde bezeichnen. Diese Ansicht könnte etwas für sich haben, wenn sie nur nicht ganz der aussergewöhnlichen Belege entbehre. Sigismund Bd. II. S. 106 fg., der diese Ansicht zuerst aufstellt, motivirt sie nicht ohne Geist folgendermaßen: Schon der Umstand, daß Grimoald in der Kirche des heiligen Lambert betete, mußte Karl Martell reizen, denn Lambert war von einem Bruder seiner Mutter Altpais erschlagen worden; war Grimoald todt, dann blieb er, Karl Martell, der einzige Sohn und Erbe Pipin's; daß die Quellen über den Antheil Karl Martell's nicht berichten, kann nicht auffallen, denn sie schreiben alle unter Karl Martell und müßten sich vor einer so schweren Anklage hüten; den besten Beweis für die Theilnahme Karl's am Morde kann man aber darin sehen, daß Karl von Pipin nicht als Nachfolger eingesetzt, sondern vielmehr der Nachtrabe in Gewahrsam gegeben wurde. Alle diese Gründe sind aber ohne Bedeutung; das Verbrechen war bei den Hausmeiern ein ganz eigenartiges; die Söhne der zweiten Frauen hatten sehr wenig Rechte, das zeigt auch später die Geschichte Griso's, vergl. den Artikel Griso. Pipin berücksichtigte sogar die vier Söhne seines ältesten Sohnes Drogo, die zum Theil schon erwachsen waren, bei der Entscheidung über die Nachfolge nicht, sondern bestimmte den nur sechs Jahre alten Sohn Grimoald's zum Nachfolger. Wollte man wie Sigismund argumentiren, dann könnte man auch auf jene Söhne Drogo's einen Verdacht werfen. Vergl. übrigens außer der schon beim vorigen Grimoald angeführten Literatur auch Breyssig, Jahrbücher des fränkischen Reichs 714 — 741. Die Zeit Karl Martell's. Leipzig 1869. S. 1 fg.

(R. Fallmann.)

GRIMOALD ¹⁾, zwei Herzöge von Baiern. 1) Der am frühesten genannte Grimoald stammte aus dem älteren Agilolfingischen Geschlechte und lebte um 580. Er war der zweite Sohn des bairischen „Königs“ Garibald I. (554 — 593) und Bruder der schönen Theudelinde, welche als Königin der Langobarden berühmt wurde. Zur Regierung ist er nicht gekommen, vielmehr verschwindet er schon um 593 vom Schauplatze der Geschichte, ebenso

sein Vater, an dessen Stelle um das Jahr 593 die Baiern durch den Frankenkönig Childobert den Thassilo (593 — 610), jedenfalls einen Verwandten des Aistredens, als „König“ empfangen, wie Paulus Diaconus lib. IV. cap. 7 angibt, vergl. über die Chronologie Buchner, Documente I. S. 143. Buchner, Documente I. S. 154 trägt eine sehr anpreisende Vermerkung über Grimoald's Verbleben vor. Er meint, daß Grimoald durch ein Etid fränkisches Land am Rhein erschädigt worden ist; Chrodoald und dessen Sohn Garud, die den fränkischen Hausmeiern Pipin von Landen und seinem Sohne Grimoald so energisch opponirten und dafür mit dem Leben büßten (vergl. den Artikel Grimoald I., fränkischer Majoromus), sind seine Nachfolger. Damit wäre allerdings der merkwürdige Umstand erklärt, wie bairische Prinzen aus Agilolfingischem Geschlechte, die nicht in Baiern herrschen, in Franken zu Land und Leuten gekommen sind und daß sie dennoch den Hausmeiern Pipin und Grimoald, die an Herkunft tief unter ihnen standen, Opposition machten.

2) Bedeutender als der vorige Grimoald ist Grimoald, der zweite Sohn des bairischen Herzogs Theodo II. Dieser Theodo II. theilte um das Jahr 700 sein Reich Baiern zwischen sich und seinen drei Söhnen erster Ehe. Theodebert, der älteste Sohn, erhielt den südlichen Theil des Landes, das bairische Rhätien (das jetzt Tyrol); Grimoald bekam, wie es scheint, Durbaiern, seine Hauptstadt war Freising; den Rest des Landes theilte der Vater mit dem dritten Sohne Theodoald und nahm Regensburg zur Hauptstadt. Eine förmliche Trennung des Reiches in vier Theile war damit nicht gegeben, vielmehr behielt der Herzog Theodo II. und nach ihm Theodebert immer eine Art von Oberherrschaft, und weder Grimoald's noch Theodoald's Söhne durften ihren Vätern in der Herrschaft folgen. Die herzogliche Familie war zwar dem Christenthume geneigt, ob sie aber wirklich getauft war, ist zweifelhaft. Theodo II. rief den heil. Rupert im J. 696 zu sich nach Regensburg und unterstüzte ihn vielfach in seinem Besehrungswerke. Als um 715 sein Sohn Theodoald gestorben war, zog sich Theodo ganz von den weltlichen Geschäften zurück und wandte sich geistlichen Dingen zu. Die beiden übrig bleibenden Söhne theilten das Land nun dazw., daß Theodebert seinen Antheil, nämlich Rhätien, an Grimoald abtrat und dafür das übrige Baiern erhielt. Als Theodo II., nachdem er eine Wallfahrt zum Stuhle des heiligen Petrus in Rom gemacht, gestorben war, blieben die Verhältnisse wie sie waren. Die Verwaltung Rhätiens machte zunächst seine Schwiegerknecht, denn die verwandtschaftlichen Verhältnisse, in welchen die bairischen Herzöge zu ihrem mächtigen Nachbar, dem Langobardenkönige Liutprand (welcher Theodebert's Tochter Guntrud geheirathet hatte), standen, sicherten den Frieden. Unheilvolle Verwickelungen gingen aber bald aus den persönlichen Verhältnissen Grimoald's hervor. Theodoald hatte eine Wittve, Bilitrude, hinterlassen ²⁾. Diese Bilitrude, die

1) Die Nov. Biographie générale Bd. XXII nennt noch einen Grimoald als Herzog von Baiern. Derselbe soll um 690 geboren, im J. 715 gestorben und der Sohn Thassilo's II. gewesen sein; er folgte angeblich seinem Vetter Theodebert II., der seine Nachkommenschaft hinterließ; sein einziger Sohn Theoderich VI. soll ihm in der Regierung gefolgt sein. Wenn diese Angaben aus einer bestimmten Quelle geflossen sind, dann ist diese Quelle von der Kritik ebenfalls abzuweisen; Buchner in seiner kritischen Geschichte Baierns weiß wenigstens von diesem Grimoald nichts. Auch will ich bemerken, daß Thassilo II., der angebliche Vater dieses Grimoald, von 749 — 788, also hundert Jahre später als sein angeblicher Sohn lebte, regiert hat.

2) Die verwandtschaftlichen Verhältnisse der Bilitrude und der

Tochter des Hausmeiers Pipin von Heristal und der Plechtrude, hatte sich nach dem Tode ihres Gemahls mit ihren Kindern zu ihrer Mutter Plechtrude begeben, lehrte aber mit der letzteren schon im J. 717 nach Baiern zurück, vertrieben durch Karl Martell. Die Jugend und Schönheit der Witttrude reizten das Herz ihres Schwagers Grimoad; dazu war sie reich an Schätzen und hatte durch ihre Kinder Ansprüche auf Theile Baierns. Grimoad beirathete sie deshalb und brachte so ihre Schätze und Rechte an sich, damit aber freilich auch Unglück über das Land. Der heil. Corbinian stand mit Grimoad damals in freundschaftlichen Beziehungen. Als Corbinian nach zu Lebzeiten Theodo's II. um 716 durch Baiern kam, um nach Rom zu pilgern, gab ihm Theodo zu Regensburg Empfehlungsschreiben an seinen Sohn Grimoad in Tyrol mit. Grimoad war hochachtungsvoll, einen so ehrwürdigen Bischof wie Corbinian aufnehmen zu können, und bat ihn, in seinem Lande zu bleiben. Da Corbinian, welcher das Verbotnis Grimoad's zu seiner Frau als seines Bruders Wittne zu den verbotenen Ehen rechnen mußte, diesem Wunsche nicht entsprach, so ließ ihn der Herzog reich beschenkt durch seine Leute bis an die Grenze Italiens geleiten. Ingleich gab er aber den Bewohnern des Winkhauses (vallis venusta) den Befehl, sie sollten den Bischof, wenn er wieder in ihr Land zurückkäme, nicht mehr von dannen lassen und ihm von der Ankunft Mitteilung machen. Das geschah. In Majas, einer Feste (jetzt Dorf) am oberen Etsch bei Meran hielt man ihn an und berichtete an Grimoad; Corbinian hatte Ruhe, die schöne Gegend um Meran zu bewundern, und gedachte schon dorthin, sich hier eine Zelle zu erbauen, wenn er den Ort um einen mäßigen Preis würde erwerben können. Bald kamen Boten des Herzogs, welche eine Einladung an den Hof nach Freising brachten und zugleich zu verstehen gaben, daß sie ihn auch wider seinem Willen dorthin schaffen würden. Corbinian mußte sich nun zu der Reife entschließen. In Freising angelangt, ließ er aber dem Grimoad melden: er werde nicht eher das Angesicht des Herzogs schauen, bevor er nicht den Gegenstand verbotener Lust aus dem Hause geschafft habe, denn in die Gesellschaft Gottfeller könnten seine Ehebrecher und seine Huren zugelassen werden. Der gutmüthige Grimoad wollte sein schönes Weib ebenso wenig verlieren, wie den Bischof besichtigen, und eröffnete mit legerem gütliche Verhandlungen. Erst nach vierzig Tagen willigten er und Witttrude in die gegenseitige Trennung und wurden, vor dem Bischof kniend, von ihren Sünden losgesprochen und durch Händeausslegen

gesegnet. Von nun an wohnte Corbinian im Palaste des Herzogs und an dessen Tafel. Daß die verlangte Geschehung stattgefunden, ist nicht anzunehmen; das Bekenntnis der Schuld scheint dem strengen Heiligen schon genügt zu haben, um Dispensation zu gewähren; jedenfalls blieben Grimoad und Witttrude beisammen. Grimoad war dem Bischofe dankbar und unterstützte die Absicht desselben, in Freising ein Bisthum zu errichten. Als der Anfang zu der Dotierung des neuen Bisthums gemacht war, baute Corbinian auch auf einem Berge bei Freising eine Wohnung und eine Kirche: die ersten Anfänge des Klosters Weihenstephan. Diese Erfolge und das Ansehen, welches er bei den gläubigen Baiern gewann, machten Corbinian übermüthig; er kümmerte sich wenig mehr um seinen Wohlthäter Grimoad, noch weniger um Witttrude. Eines Tages war Grimoad bei gemeinschaftlicher Tafel seinem Liebeshunde aus Versehen ein Stüd Brod zu, welches der Bischof geweiht hatte. Da stand dieser heftig auf, stieß zornig an den Tisch, daß die silbernen Schalen und Becher umfielen, und sagte: „Es ist des geistlichen Segens nicht werth, wer sich nicht scheut, ihn den Hunden vorzuwerfen.“ Nur durch vieles Bitten konnte Grimoad den zornigen Mann besänftigen. Witttrude war solchereu Gemüthes als ihr Mann; sie beschloß, den Bischof umbringen zu lassen, zumal er auch gegen sie alle Ausfichten aus den Augen zu setzen schien, indem er ein Bauernweib, deren Künste und Sprachformen sich die Herzogin zur Heilung eines kranken Kindes bedient hatte, auf offenkundige Strafe angriff und mit Flüssen blutig schlug. Schon hatte sie den Befehl gegeben, den Bischof heimlich bei Erete zu schaffen, da erhielt dieser Kunde davon und floh eilig über das Gebirge nach Majas. Keine Witten vermochten ihn zur Rückkehr an den Hof zu bewegen.

Um dieselbe Zeit (um 724) starb Theodebert. Dessen Sohn Hugibert erhob Anspruch auf die Nachfolge in die Rechte des Vaters. Grimoad, der nun der älteste Prinz des Hauses war, erhob hingegen zwar wol nicht Anspruch auf die Länder des Verstorbenen, aber doch auf den Principat über ganz Baiern. Darüber kam es im J. 724 zum Kriege. Hugibert wandte sich an seinen Schwager, den Langobardenkönig Liuprand, und auch an Karl Martell. Beide folgten der Aufforderung gern. Die Langobarden eroberten das südliche Tyrol, ohne viel Widerstand zu finden, übergaben es aber nicht an Hugibert, sondern bestellten es für sich und suchten sich in dem Besitze durch Anlage fester Schloßer zu beschließen. Grimoad stellte indessen dem Vordringen Karl Martell's hartnäckigen Widerstand entgegen. Doch gelang es dem fränkischen Heere, die Donau zu überschreiten. Grimoad willigte nun in einen Vertrag, hielt ihn aber nicht, und Karl Martell erschien nun nochmals mit einem Heere in Baiern. Grimoad kämpfte tapfer, wurde aber in mehreren Schlachten besiegt und ward schließlich durch die Hand eines Meuchelmörders. Schon vor ihm war sein nit der Witttrude erzeugter Sohn gestorben. Hugibert erhielt nun Baiern als Alleinherrscher, jedoch erst, nachdem er einiges Land abgetreten hatte. Witttrude mußte

später zu nennenden Conrads zum karolingischen Hause sind nicht klar; Freising S. 63 theilt eine Verwandtschaft. So ganz dagegen ist die Quellenstelle (Cont. Fredeg. c. 108) denn doch nicht; ich schließe mich daher der bisher herrschenden Ansicht an, welche die heiligen Gregor, besonders Gregor (über die heiligen Herzoge von Karl dem Großen), aufstellt, und auch Hahn, Jahrb. des kais. Reichs von 741—752. Berlin 1863. S. 16 in der Hauptstelle acceptirt. — Eine andere Ansicht vertritt Rudhart S. 268; nach ihm ist Conrad die Schwester des weiten unten zu erwähnenden Herzogs Hugibert von Baiern und die Nichte des Grimoad und der Witttrude.

samt ihrer schönen Tochter Sonchilde, die Karl Martell heirathete (vergl. den Artikel Grifo), nach Frankreich überfiedeln. Ob dieser zweite Heirath Karl Martell's in das Jahr 728 fällt, wie z. B. Buchner annimmt, ist zweifelhaft, denn Karl Martell hat die Sonchilde augenscheinlich schon im J. 725, also beim ersten Kriegszuge, mit ihrer Mutter nach Frankreich genommen. Die Chronologie der Jüge, welche bei Wederer, Beiträge zur Geschichte von Baiern. Regensburg 1777. S. 201 fg. und auch bei Buchner a. a. O. noch unbestimmt ist, erscheint bei Breyßig, welcher für den ersten Zug das Jahr 725, für den zweiten das Jahr 728 annimmt, bestimmt und zwar auf Grund einzelner fränkischer Annalen. Breyßig meint S. 53 nicht mit Unrecht, daß Karl die beiden Frauen im J. 725 deshalb mit sich nach Frankreich genommen habe, um in ihnen ein Unterpfand für das friedliche Verhalten Grimoald's zu haben. Die Ursachen des zweiten Zuges vom J. 728 sind ebenfalls unsicher. Breyßig vermuthet S. 54: es scheint, daß Herzog Grimoald nicht die ihm im J. 725 auferlegten Bedingungen im Verhältnis zu Hugibert gehalten habe, Araber diesem zu Hülfe gezogen sei und Grimoald zur Ruhe gezwungen habe. Man wird dieser Vermuthung wol bestimmen dürfen. — Schließlich bemerke ich noch, daß an die bairischen Grimoald vielleicht noch jetzt der Name des Pfarrers Grimoaldsriedl (im bair. Schwaben und Neuburg) an der Schmutter erinnert, vergl. Bavaria, Bd. II. München 1863. S. 117. — Vergl. über die bairischen Grimoald besonders die Schriften von Buchner, Geschichte von Bayern. Bd. I. Regensburg 1820. S. 158 fg., dazu: Dokumente zu Buchner's Geschichte von Bayern. Bd. I. München 1832. S. 154 fg.; Rudhart, Kleinst. Geschichte Bayerns. Hamburg 1841. S. 255 fg. und Breyßig, Jahrbücher des fränk. Reichs 714 — 741. Leipzig 1869. Die Hauptquelle ist die Vita Corbiniani Frisingensis episcopi (stirbt um 730), geschrieben von Ardo, der ebenfalls Bischof von Freising war und im J. 784 starb. (R. Pallmann.)

GRIMOARD (Philippe Henri, Graf von G.), französischer General und Schriftsteller *), geboren im J. 1753, entstammte einem alten Adelsgeschlechte Poitou's, von welchem sich zu Anfang des 18. Jahrh. ein Zweig in Weiden niedergelassen hatte. Nachdem er für die diplomatische und besonders die militärische Laufbahn auf das Ausgezeichnete vorgebildet war, war er zuerst verordnend für Ludwig XVI. als Gesandtsrath in Holland thätig. Sodann zog ihn der König, der unter dessen militärischen Fähigkeiten erkannt hatte, in sein Cabinet, und er blieb diesem Fürsten auch dann ergeben, als die Ereignisse des Königthums bereits durch die Fortschritte der Revolution gefährdet schien. So war er der Schöpfer des Festungsplanes von 1792; doch gingen die darauf beizuliegenden Papiere nach dem Sturze des Königs an den Wohlfahrtsausschuß über und es

gelang Grimoard nicht nur nicht, dieselben wiederzuerhalten, sondern selbst seine Ausrüstung gerieth in Vergessenheit. Obgleich Grimoard trotz der Traditionen seines Hauses des feudalen oder gar ultramontanen Interesses keineswegs zugewandt war, vielmehr — besonders im Punkte der Verfassung — höchst liberal dachte, so genügte doch seine Abhängigkeit an das System der Repräsentativverfassung und constitutionellen Monarchie, ihn den Revolutionären zu verdächtigen. Auch er war daher genöthigt, sich den Stürmen der Revolution durch die Flucht zu entziehen. Von da an war Grimoard bis zu seinem 1815 erfolgten Tode unausgesetzt mit der Veröffentlichung von Schriften politischen und besonders militärischen Inhalts thätig. Aus der großen Anzahl derselben *) heben wir hervor die „Collection des lettres et mémoires de M. le maréchal de Turenne“, 1782. 2 vol. in Folio *). „Conquêtes de Gustave-Adolphe en Allemagne“; Stockholm 1782, 11 Lieferungen in Folio. „Tableau de la vie et du règne de Frédéric le Grand“; London 1780 *). „Collection de pièces originales, inconnues et intéressantes sur l'expédition de Minorque ou de Mahon, en 1756“; Paris 1798 (sehr selten). „Tableau historique de la guerre de la révolution de France“; 1808. 3 voll. in Quart *). „Lettres historiques, politiques etc. de Henri Saint-John, lord vicomte Bolingbroke“ (mit einleitender Biographie desselben); Paris 1808. 3 voll. Endlich gab Grimoard in Verbindung mit Orouelle die „Lettres de madame Sévigné“, Paris 1805 (8 voll. in Octav oder 11 voll. in Quodez) und die „Oeuvres de Louis XIV“, Paris 1806 (6 voll. in Octav) heraus. (K.)

GRIMOD DE LA REYNIÈRE (Alexandre Balthazar Laurent), französischer Schriftsteller und berühmter Gastronom, geb. zu Paris im J. 1758, gest. 1838, war der Sohn des Generalpächters Grimod, der sich, von geringen Aeltern entsprossen, schließlich zum Knechtelbrautanten und bedeutenden Finanzmann empor schwang. Die Lieferungen, welche letzterer im siebenjährigen Kriege für die Armeen des Prinzen von Soult zu machen hatte, legten den Grund zu seinem bedeutenden Vermögen. Während der Marckall von Richelieu aus den in jenem Kriege geraubten Geldern sich ein schönes Haus auf dem Lande bauen ließ, that Grimod dasselbe zu Paris, wo er an der Ecke der Cyprien'sen Häuser und des Place's Ludwig's XV. ein schönes Palais erbaute, das noch jetzt seinen Namen trägt. Er zeichnete

*) Eine fast vollständige Aufzählung derselben enthält der oben erwähnte Artikel der Biographie universelle. 3) Aus Verdruss über die Verschümelungen, die dieses Werk durch die Genus erfahren hatte, ließ Grimod nur auf etwa zehn Exemplare, die er seinen Freunden widmete, seinen Namen setzen. Die übrigen tragen den Namen Bournois, der die Karten und Pläne gravirt hatte. 4) Diefem Buche liegt L'oeuvre française Übersetzung von Wülfers' deutschem Werke zu Grunde. 5) Dieses Werk, dessen Mitverfasser der General Grouan war, wurde durch Napoleon I. nicht.

1) Vergl. den Artikel Grimoard in der Biographie universelle, neue Ausgabe, Tom. XVII. p. 558 sq.

H. Geyff. I. W. u. Z. Erste Section. XCI.

sich durch Gastrfreundlichkeit, besonders aber durch eine ausgezeichnete Küche, durch welche sein Sohn wol den Ruf nach seiner gastronomischen Berühmtheit erhielt, aus und sah die feinste Gesellschaft in seinen Salons; auch Reichthum v. Grimm erwidert dies in der Correspondance. Er scheint wenig Bildung gehabt zu haben, wenn man über ihn die wichtige Bemerkung machen konnte: „On le mange, mais on ne le digère pas“. Verheirathet war er mit der Nichte des Bischofs von Orléans, welche ziemlich adeltöthig war, jedoch sehr aufschweifend in ihrer Lebensweise war, so daß sie sich dadurch bei der damaligen verrotteten Gesellschaft einen Namen machte. Laurens Grimod war die einzige Frucht dieser Ehe. Er hatte von Geburt an einen Fehler an den Händen, den er aber durch künstliche Finger unwirksam machte, so daß er bequem schreiben und zeichnen konnte. Der Herr v. Malesherbes war sein Onkel von Mütterseite her und hätte ihm zum Fortkommen in der Beamtenkarriere als Richter sehr behülflich sein können, aber der junge Grimod hatte theils keine Lust, ein trockener Verwaltungsbeamter zu werden, theils einen zu großen Stolz und einen eigenthümlichen Haß gegen seine Mutter, um einem ihrer Verwandten seine Zukunft verdanken zu wollen. Daß er an den Händen verstümmelt geboren war, legte er nämlich seiner Mutter zur Last, und er gab sich alle Mühe, sie das empfinden zu lassen; z. B. sprach er in ihrer Gegenwart gern von der geringen Herkunft seines Vaters, um sie zu ärgern. „Ihr zum Ärger soll er sogar die Advocatenkarriere eingeschlagen haben, die damals nicht zu den glänzenden oder aufstiegsvollen gehörte. In seiner bizarren Weise, die an Amadeus Hoffmann vielfach erinnert, motivirte er seinen Entschluß damit: wenn er Richter würde, könnte er in die Lage kommen, seinen Vater hängen lassen zu müssen, während er als Advocat das Recht hätte, ihn zu verteidigen. Durch Originalität der Gedanken und pikanten Styl trat er zwar bald unter seinen Kollegen hervor; das Theater und die Schriftstellerei, überhaupt ein unabhängiges Leben waren ihm aber lieber. Noch ganz jung, hatte er von 1777—1778 mit Lavocat de Charvais ein Journal des Théâtres herausgegeben; in den Jahren 1781 und 1782 redigirte er allein den dramatischen Theil des Journal de Neuchâtel. Im J. 1785 veröffentlichte er über die damaligen stücklichen Zustände eine Broschüre: *Réflexions philosophiques sur le plaisir, par un célibataire*, in 8. La Harpe macht über diese Broschüre eine treffende Bemerkung, welche zugleich den ganzen Schriftsteller Grimod charakterisirt, wenn er sagt: „on y remarque plus d'esprit qu'on n'en supposait à un homme qui passe pour une espèce de fou. Il y a des observations assez justes parmi beaucoup de lieux communs“. Die Broschüre hatte übrigens Erfolg und war in acht Tagen vergriffen, so daß noch in demselben Jahre zwei neue Auflagen notwendig wurden. Man sieht hieraus, wie bemerkbar der junge Advocat durch seine originellen Einfälle und heisenden Witze sich schon gemacht hatte. Eine ähnliche Schrift von ihm erschien noch in demselben

Jahre: *Logrnette philosophique trouvée par un R. P. capucin sous les arcades du Palais-Royal, et présentée au public par un célibataire*, 2 voll. in 12., und erhöhte seinen Ruf, obgleich sie zum Theil nur Nachahmung der Schrift La Berluc von Pointinet de Sivry ist. Voll von persönlichen Angriffen und besonders heissend gegen den Dichter Fauriau de Saint-Ange ist das Libell: *Mémoire à consulter et consultation pour maître M. E. G. Duobossal, avocat à la cour, demandeur, contre le sieur Ange Fauriau de St.-Ange, coopérateur subalterne du Mercure de France, défendeur*, vom J. 1788. Er griff darin in der Form einer gerichtlichen Verhandlung nicht nur den Dichter St.-Ange, sondern auch den Marquis de La Salle, Verfasser des Lustspiels: *L'Oncle et les deux tantes*, von welchem er sagte: „il se qualifie de marquis chez les auteurs et d'auteur chez les marquis“, so unbarberzig und rüchthetlos an, daß er von Antidogen aus der Liste der Advocaten gestrichen wurde. Um ihren Sohn der Kade des St.-Ange und des Marquis La Salle zu entziehen, verschafften sich seine Aeltern einen Lettre de cachet und ließen ihn heimlich nach der Abtei Diamont bei Nancy schaffen. Bald darauf starb Grimod's Vater, und der Sohn verfiel nun frei über das bedeutende Vermögen desselben. Er ließ sein Hotel neu meubliren und überall auf den Vorhängen Zeichen der Kochkunst (Küffeten, Gießbeine, Bildhauerschnitz u. s. w.) anbringen; die prächtigen Gastmähler, welche er in den so originell ausgestatteten Räumen gab¹⁾, dazu der verschwenderische Umgang mit Schauspielerinnen vermehrten sein Vermögen natürlich nicht, sondern verringerten es vielmehr. Dazu kam bald die Revolution, die ihm um einen großen Theil seines Geldes brachte. Er ließ übrigens die Feder keineswegs ruhen. Durch eine Reise nach Lyon²⁾ wurde er Mitglied der Akademie dieser Stadt und dadurch angeregt zur Abfassung der beiden Schriften: *Lettres à Mr. Mercier ou Réflexions philosophiques sur la ville de Lyon* und *Peu de chose, idées sur Molière, Racine, Crébillon, Piron etc. Hommage à l'Académie de Lyon*, beide Paris 1788 in 8. In letzterer Schrift zeigt Grimod ein großes Verständniß für das Theater. Grimod war vorsichtig genug, während der Revolutionzeit seiner tothen Raune die Zügel nicht so wie früher schiefen zu lassen. Er hütete sich vielmehr vor jeder gefährlichen Verührung mit der herrschenden Strömung und lebte ausschließlich dem Theater und der leichten Schriftstellerei, daneben natürlich seinen culturischen Studien. Im J. 1793 schrieb er das *Peu de chose* unter dem bescheidenen Titel: *Moins*

1) Einmal sah er die hervorragenden Persönlichkeiten zu Tische; der Saal, in dem man speist, war schwarz drapirt, und hinter jedem Gaste stand ein Sarg! 2) Die Chronologie scheint hier nicht ganz klar zu sein; auch über die Thatfachen habe ich Abweichungen, wenn Grimod z. B. nach Odier's *Nouv. Biographie générale* sich in Lyon des Handels wegen und Schreiber vor dem Tode seiner Aeltern und die zur Schändenszeit aufgestellten haben soll.

que rien fort. Im J. 1797 und 1798 rebigitte er den Censeur dramatique, der sich durch gerechte Beurtheilung der Schauspieler ausgezeichnet haben soll. Dies Journal wurde aber verboten als contrerévolutionär und royalistisch, weil Grimod nach dem 18. Fructidor die ersten Schauspieler des Theaters der Republik ungünstig beurtheilte. Einige Jahre später, als man sich auf dem literarischen Gebiete zu Paris wieder etwas freier bewegen konnte, rächte er sich übrigens durch die Schrift: *L'Alambic littéraire, ou Analyse raisonnée d'un grand nombre d'ouvrages publiés récemment* (Paris 1803. 2 voll. in 8.). — Durch die pecuniären Verluste, die er während der Schreckenszeit erlitten, war Grimod keineswegs von seinen tollern Launen ganz befreit worden. Folgende Anekdote wird aus der Zeit um 1800 von ihm erzählt. Er war es müde, einen großen Kreis angeleglicher Freunde sernerhin zu bewirtheten, und gebrauchte folgendes sinnreiche Mittel, um die wahren von den falschen Freunden zu scheiden. Er stellte sich einige Wochen krank; dann ließ er, es sei gefordert. Einladungen zum Begräbniß wurden an die zahlreichen Bekannten des angeblich Verstorbenen geschickt, es kamen aber nur wenige, zumal da das Begräbniß gerade auf die Hefenzeit verlegt war. Die Beerdigten wurden nun in den Speisefaal geführt und von Grimod, den sie hier vorfanden, eingeladen, an der Tafel, die mit den feinsten Speisen und Weinen besetzt war, Platz zu nehmen. Die wahren Freunde hatte er so gefunden. — Seinen eigentlichen Ruhm, der über Frankreichs Grenzen hinausging, erwarb Grimod sich durch die Herausgabe des *Almanach des gourmands, ou calendrier nutritif, servant de guide dans les moyens de faire grande chère, par un vieil amateur*. Paris 1803—1812, 8 Bände in 18. mit Abbildungen. Jeder Band ist einer der höhern Kochkunst hervorragenden Persönlichkeit gewidmet, z. B. einer dem Koch des Herrn v. Cambacérès, ein anderer dem Schauspieler Caméran, dem Erfinder mehrerer Suppen, die seinen Namen führen. Grimod forberte in dem Buche auf, ihm nicht nur kulinarische Beobachtungen mitzutheilen, sondern ihm auch neuerfundene Gerichte zuzuführen, er werde jeden „nach seinen Werken“ behandeln. Alle Monate trat bei ihm eine Gesellschaft von ausgeuchten Feinschmeckern zusammen, welche die neuen Gerichte oder Vorschläge zu solchen prüfte und wie eine Jury ihre Urtheile fällte, die in dem Almanach veröffentlicht wurden. Es versteht sich von selbst, daß es nicht allein der Inhalt, sondern auch der muntere Eitel war, welche es bewirkten, daß von den ersten Bänden drei Auflagen erschienen sind. Auch Damen nahmen an den Entscheidungen der Jury Theil. Im Jahre 1808 erschien das dem vorigen verwandte Werk: *Manuel des Amphitryons, contenant un traité de la dissection des viandes à table, la nomenclature des menus les plus nouveaux de chaque saison, et les éléments de la politesse gourmande, ouvrage indispensable à tous ceux qui sont jaloux de faire bonne chère et de la faire aux autres*. Paris in 8. mit 16

Tafeln. — Grimod hat außerdem mehrfach Artikel in Journalen veröffentlicht, die alle anzuführen zu lang wäre. Folgende Anekdote von ihm scheint mir aber zu charakteristisch, um übergangen zu werden. Einst zeigte man Grimod wegen einer zu freimüthigen Äußerung über den Kaiser Napoleon beim Polizeiminister Bouché an. Dieser ließ ihn kommen und stellte ihm zur Rede. Grimod antwortete: „Monseigneur, ou vous a fait un faux rapport; personne plus que moi n'admire notre grand empereur; mais peut-être me sera-t-il permis de déplorer l'emploi que Sa Majesté fait de son immense génie.“ — „Comment! que voulez vous dire?“ fragt Bouché, und Grimod antwortet: „Oui, monseigneur, s'il était appliqué aux progrès de la cuisine, qui sait à quel degré de perfection elle se serait arrêtée!“ — Grimod jog sich seit 1814 aus Paris nach dem Schlosse Willets-sur-Orge delongjumeau zurück, und führte hier mit seiner Frau, einer ehemaligen Schauspielerin vom Theater zu Lyon, ein friedliches, den Erinnerungen und den seinen Genüssen der Tafel gewidmetes Leben, in welchem die strengste Ordnung herrschte. — Vergl. über ihn am ausführlichsten: *Michaux, Biogr. universelle*. Bd. 17. S. 559 — 563. *Dau Rabbe, Vieilh und Sainte-Buvee, Biographie des Contemporains*. Bd. 4 (sub v. Reynière). Paris 1836 und *Hoefer, Nouv. Biogr. génér.* XXII. p. 102—106. (R. Fallmann.)

GRIMOU oder GRIMOUX (Jean Alexis), ein französischer Maler, der gegen 1680 zu Romont im schweizerischen Canton Fribourg geboren war. Er bildete sich ohne einen eigentlichen Lehrmeister zum Maler und ließ sich in Paris nieder. Er zeigte ein besonderes Talent für Bildnißmalerei, doch malte er weniger wirkliche Porträts als vielmehr Phantasieköpfe. Seine meisten Gemälde stellen Halbfiguren von Frauenzimmer vor, die er pittoresk zu kostümirten wußte. Seine Bildnisse sind schön, markig und kräftig gemalt. Er trug die Farben sehr stark auf, so daß selbst ein Blindler durch das Gefühl die dargestellten Gegenstände errathen konnte. Einige von Grimou's austrudvollen Köpfen wurden von Pilpart, Repicé, Le Villain, Romanet u. A. gestochen. Seine Bilder waren in Paris sehr gesucht und hatten ihm einen Namen verschafft. Doch führte er einen höchst niedrigen Lebenswandel. Er arbeitete nur, wenn es ihm beliebte, sei es am Tage, sei es bei Nacht. Den reichlichen Verbsien, den er hatte, verwendete er muthwillig, so daß er stets von Schulden gedrückt war. Doch hatte er selbst eine sehr hohe Meinung von sich. Als er einst in später Nacht von einem Trinkselager nach Hause zurückkehrte und plötzlich ein Geräusch vernahm, rief er mit lauter Stimme: „Je suis Grimou“, weil er wachte, daß der Ruhm seines Namens alle Gefahr von ihm fern halten könne. Er starb 1740 zu Paris im 60. Jahre seines Lebens. Es gibt ein Baubreville von Redon und Pasquier, welches Grimou zum Gegenstande hat und 1805 auf dem Theater der Rue de Thion-

villie zur Aufführung gelangte. Vergl. Nagler, Neues allgem. Künstlerlexikon. Bd. 5. (München 1837. 8.) S. 384. Biogr. univers. Tom. 18. (Paris 1817. 8.) p. 511 sq. (O. P.)

GRIMOUARD (Nicolas Henri René, Graf von), französischer Viceadmiral *), wurde den 25. Jan. 1743 zu Fontenay-le-Comte geboren. Seine Familie war eine Seitenlinie der Grimoard's, weichen auch der General dieses Namens entstammte (s. diesen Art.). Für den Dienst zur See ausgebildet, wurde Grimoard 1771 zum Schiffsleutnant ernannt und erhielt 1778 das Commando der „Minerva“, einer Fregatte von 24 Kanonen, die bestimmt war, in den Gewässern von St. Domingo zu kreuzen. Nach mehrfachen glücklichen Erfolgen mit Seeräubern und englischen Kriegsschiffen, in denen sich Grimoard durch außerordentliche Unerschrockenheit auszeichnete, wurde er am 4. Jan. 1781 im Kampfe mit überlegenen englischen Kreuzern in den Gewässern südlich von England schwer verwundet und gefangen. Ludwig XVI. bewies ihm indessen seine baldige Auswechslung und ernannte ihn, nachdem er zuvor als Vicecommandant an einer Expedition nach St. Domingo Theil genommen hatte, zum Commandanten des „Scipio“, einer Fregatte von 74 Kanonen. In dieser Eigenschaft bestand er am 17. Oct. 1782 einen überaus glänzenden Kampf mit einer englischen Division, hatte aber das Unglück, nachdem er den Engländern glücklich entronnen war, sein Schiff auf einer Sandbank scheitern zu sehen. Nichtsdestoweniger ehrte ihn Ludwig XVI. durch die Ueberwindung eines Gewädes, welches jenen Kampf des Scipio mit den Engländern darstellte, und durch die Ertheilung des Grafentitels. Grimoard war darnach an verschiedenen Punkten als Stationschef thätig, zuerst an der Küste von Senegal, dann zu St. Domingo. Nachdem es ihm gelungen war, in der letztgenannten Colonie eine Revolte zu dämpfen, welche sogar auf die Flotte überzugehen drohte, wurde er am 1. Jan. 1792 zum Contreadmiral ernannt. Nach dem Sturze des Königthums weigerte er sich jedoch, die ihm von Könige, der damals dem Marineministerium vorstand, angebotene Stellung eines Viceadmirals anzunehmen und zog sich nach Rochefort zurück. Wegen seiner Abhängigkeit an das monarchische Princip wurde er indessen bald vor das Revolutionstribunal citirt und am 7. Febr. 1794 hingerichtet. (K.)

GRIMSBY oder GREAT-GRIMSBY, lateinisch Grimbürgus, Borough in Lincolnshire an der Ostküste von England, 6 1/2 deutsche Meilen nördlich von Lincoln, 3 1/2 Meilen südöstlich von Hull, unter 17° 36' östl. Läng., 53° 34' nördl. Br., am südlichen Ufer der Humbermündung, welche hier 1—1 1/2 Meilen breit ist

und gegenüber dem die Südspitze der Grafschaft York bildenden Cap Spurnhead. Einst reich und blühend, war Grimsby herabgekommen und zählte 1821 nur 2747, 1826 nur 3064 Einwohner (in 687 Häusern); neuerdings hat es wieder zugenommen und war 1861 auf 11,067 Bewohner gestiegen. Die großen im J. 1849 ausgeführten Hafenbauten: ein Bassin von 15 Acre und Docks von 25 Acre, für Schiffe jeder Größe zugänglich, nebst Quais in der Länge von 3600 Fuß — haben die frühere Blüthe wiederhergestellt; und während 1821 ein nur mäßiger Salz- und Kohlenhandel betrieben wurde, liefen im J. 1859 Schiffe von zusammen 326,715 Tonnen ein und aus, und hatte die Stadt 160 eigene Schiffe mit zusammen 8604 Tonnen, darunter 15 Dampfschiffe, in Besch. Es wurden für 789,905 Pf. St. Waaren ausgeführt, darunter für 228,904 Pf. baumwollene Waaren, für 188,309 Pf. Maschinen, für 136,262 Pf. wollene Waaren, für 42,188 Pf. Eisen u.; unter den eingeführten Waaren befanden sich 4721 1/2 Cwntner Wolle, die Zollcinnahmen beliefen sich auf 32,601 Pf. (217,340 Lbr.). Directe Dampfschiffsverbindung ist mit Hull, Hamburg, Dieppe, Rouen und Kronstadt angeknüpft.

Die Stadt besteht aus der westlich gelegenen Altstadt mit engen, krummen Straßen und aus der östlich gelegenen Neustadt mit breiten und geraden Straßen, hat eine hübsche alte Kirche, Stadthaus, Gefängniß, eine lateinische Schule und ein Handwerkerinstitut. Getreide- und Knochenmühlen, Schiffswerften, Gerbereien, Brauereien, Eisbahnen, Ziegelbrennereien bringen ein reges Leben in den Ort, der durch Eisenbahnen mit dem Landesinnern verbunden eine von Natur begünstigte Lage hat, und nur so lange darniederlag, als sein Hafen verschlammte war.

Grimsby hat einen Abgeordneten ins Parlament zu wählen; der Wahlbezirk umfaßte 1859: 15,000 Seelen, darunter 932 Wähler. In früheren Zeiten bestanden 2 Mönchsclöster und 1 Nonnenloster dasselbst.

(Otto Delitsch.)

GRIMSEL (die). — Grimsel-Pass. — Grimsel-Grund. — Grimsel-Hospiz.

Diese Ortlichkeiten befinden sich in dem orographischen, hydrographischen und romantischen Knotenpunkte der Schweiz, da, wo die in einer Linie laufenden Thalpaßten des oberen (Borzer-) Rheins und der oberen Rhone durch eine centrale Erhebung des Terrains nur auf wenige Wegstunden von einander getrennt sind, und gehören zu den seit Jahrzehnten besuchtesten Punkten dieses Gebirgslandes, welches in der unmittelbarsten Nähe der Grimsel, westlich von ihr, seinen höchsten Felsengipfel, die Spitze des Finsteraarhorn, aufweist. Im engeren und eigentlichen Sinne bezeichnet die Grimsel den Grimselpaß, zu welchem man vom Rhodengletscher her an der Mäienwand emporsteigt, oder das Grimseloch, eine Einsattelung zwischen dem Gairnhorn, an welchen sich hauptsächlich der Rhodengletscher ausmündet, und dem Stode

*) Vergl. den Artikel Grimoard in der Bibliographie universelle, Tom. XVII. p. 563, woselbst sich auch eine detaillierte Beschreibung der von Grimoard gegen die Engländer geleisteten Thaten befindet.

parader erscheinen, wenn ich sage, daß ich gern hätte meine Schritte verzögern und die nächste Sonne von Nijalon an den Himmel nagen mögen, um so lange wie möglich in diesem Grabe des Lebens zu weilen, und daß ich mich bald am Anfange schon vor dem Ende fürchte."

"Um so seltsamer hebt sich als einziger Punkt einer strikten menschlichen Ersehnz von seiner Umgebung das Grimselhospiz ab, welches in der feingrauen, frostigen Färbung derselben tief unten, zwischen den Felsen eingeklemmt, einsam an der kalten War steht, aber um so freundlicher dem hinabsteigenden Wanderer seine einladenden Grösze nach der Höhe entgegenstelt. Es verstand sich von selbst, daß wir nach dem kalten, angreifenden Marsche hier einkehrten, um uns nicht blos leiblich zu restauriren und zu wärmen, sondern auch geistig zu sammeln und von einem Ruhepunkte aus das Auge da aufwärts steigen zu lassen, wo der Fuß abwärts stiegen war. Man ist als Reisender den Händen, welche in dieser Felsenrinne, gleichviel, ob aus barmherziger Samaritanerliebe oder aus finanzieller Speculation, ein Dbdach gegründet haben, zum höchsten Danke im Herzen wie in klingender Münze verpflichtet, und ich habe gar nichts dagegen einzuwenden, daß aus dem Grimselhospiz, wie man die Niederlassung oft noch jetzt nennt, ein ziemlich theurer Gasthof geworden ist, da das Herbergschaffen der Lebensbedürfnisse sicherlich große Kosten verursacht; allein ich habe bei meiner Kamenheit das selbst (19. Aug. 1864) jene coulante Freundlichkeit an der Bedienung, jene confortable Gefälligkeit in der Einrichtung, jene warmen Töne in der Einrichtung, jene behagliche Suffisance des Daseins vermisst, welche man mindestens ebenso hoch veranschlagen muß, als die treffliche Qualität der Speisen und Getränke, und welche gerade an dieser Stelle als eine feine Speculation und als vollendete Qualifikation eines Gastwirths erachtet werden müßten."

Aus der Geschichte der Grimsel und ihres Passes ist besonders das Jahr 1799 bemerkenswerth. Im Sommer desselben hatten sich hier *) die Oesterreicher und die Walliser festgesetzt und ihre äußersten Vorkörper im Oberhaslithale bis über das Grimselhospiz, an der ersten Karbrücke, vorgeschoben. Alle Versuche der Franzosen, welche unter Lecourbe in Guntanen landen, die Oesterreicher und Walliser aus dieser Stellung zu verdrängen, waren schlagend gescheitert. Da führte ein Bauer aus Guntanen, Namens Fahnner, auf Pfaden, welche bieder nur von Ziegen und ihren Hirten betreten worden waren, am 14. Aug. 1799 eine kleine Abtheilung französischer Soldaten unter General Guhin über das Gelmer, Döli- und Gersihorn unmittelbar von dem 8000 Fuß hohen Nigels Gdell herab, einem Felsenkamp, welcher unmittelbar an den Grimselpass köst, auf die Grimsel, wo die Oesterreicher überfallen und nach längerem

Widerstande in das Wallis und nach dem Grimselhospiz hin zurückgedrängt wurden. Diejenigen von ihnen, welche sich weiter in den Karboden hinauf zogen, fanden theils durch die Kugeln der Franzosen, theils in den Spalten und Klüften der Felsen und Gletscher ihren Tod, und noch jetzt werden in dieser Gegend jüweligen Gebeine von ihnen, verrostete Waffen und verwitterte weiße Uniformen gefunden. Die aus dem Grimselpass gesallenen Oesterreicher und Franzosen wurden in dem Todtenste begraben. Die Franzosen schenken dem Fahnner auf seinen Wunsch den Rätterichboden; aber die brenner Regierung zog einige Monate später das Geschenk zurück. Eine Landschaft Grimsel (deutsch) oder Grimsuat (romanisch) liegt im Rhonethale unweit Son (Sitten).

(J. Hasemann.)

GRIMUR beschreibt den Gott Odin als den Verhüllten, Verleibten (von grima Larve), wie er in verleideter Gestalt und zugleich als Zauberer (denn der Zauberkundige nahm eine Larve, Grimm, Myth. 997) in die Wohnungen der Menschen eintritt, ihre Gastsfreit auf die Probe zu stellen. In der Herravangarage erscheint er als blinder Gd; in dem eddischen Ede Grimmamal (f. d.) nennt er sich Grinnir. Grinnir ist auch der Name eines Zwerges, f. Snorra-Edda 2, 469.

(A. Rasmann.)

GRINARIO wird in der Tabula Peutingeriana als ein Ort in Rhaetia secunda auf der Nordseite der Alpen aufgeführt und von neueren Geographen (Büchner, Reichard) für Gröningen gehalten. Sider 1, 230.

(Krause.)

GRIND nennt man ganz im Allgemeinen jene auf Wunden und schwachen Hautstellen vorkommenden Schichten gerinnbarer Lymphe, welche unter Einwirkung der Luft mehr oder weniger fest erhärtet sind, deren Färbung aber vom Weislichen, Gelblichen, Grünlichen, Bräunlichen bis zum Tiefschwarzen und Schwärzlichen variiren kann. — In den früheren Darstellungen der Hautkrankheiten verstand man aber auch unter dem Namen Grind speciell die jetzt sogenannte Impetigo, d. h. jene Form der Hautentzündung, wo auf gereizten Stellen kleine pyodermitische Pusteln ausschlagen, die als bald von feuchten, durch andauernde Erythematose verdrängten und an der Oberfläche erhartenden Krusten ersetzt werden. Man bezeichnet daher diese Form auch wol noch näher als nässenden Grind. Eine der bekanntesten Arten ist der das kindliche Alter befallende Grindfop oder Kopfgrind (Tinea capitis, Tinea muciliflua).

(Fr. Will. Thiele.)

GRINDAL (Edmund), englischer Prdlat. Er stammte aus dem Comptand, einer damals noch von ziemlich rohen und unmissenden Leuten bewohnten Gegend in der Grafschaft Cumberland, wo sein Vater, dessen Vorname nicht überliefert ist, in der Pfarodie von St. Beghe bei Penningham südlich von Whitehaven ein Landgrundstück als Pächter des Sir Thomas Chaloner bewirthschafte. Hier ward Edmund Grindal um das Jahr 1519 geboren. Das Einkommen seiner Eltern war

b) Wie Bachelier referirt, S. 129. Vergl. Prof. Köhler, Der Kampf auf der Grimsel. Bern 1838.

nicht groß, aber in Verbindung mit dem Pacht gewisser Pfarrei-Zehnten auskömmlich genug, um für den jüngeren Sohn, da der ältere, Robert, dem Vater als Landwirth folgen sollte, einen andern Beruf möglich zu machen. Die Neigung des lebhaften, aufgeweckten Knaben stimmte für die Wissenschaften, und sie lebendig zu erhalten, trug der Umgang mit dem etwa drei oder vier Jahre älteren Edwin Sandys, dem Sohne des damaligen Friedensrichters, wesentlich bei. Die damals geschlossene Jugendfreundschaft bewahrten beide in allen Lebensverhältnissen. Frühzeitig hatte Edmund Grindal seine Freude an Büchern und sein Interesse war so groß, daß er selbst auf den Feldern seines Vaters herumschwärmte, ohne eines seiner lieben Väter bei sich zu tragen. Man erzählt, daß diese Gewohnheit ihm einmal das Leben gerettet habe. Auf einem seiner Ausflüge hatte er sein Buch, um sich freier zu bewegen, auf der Brust verwahrt. Da traf ihn der Pfeil eines unglücklichen Schützen gerade auf die Brust. Ohne das schützende Buch wäre sein Tod unvermeidlich gewesen¹⁾. Muth und Entschlossenheit bewies er bei einer andern Gelegenheit. Einst waren Vater und Sohn auf einer Wanderung über Land begriffen. Unter heftigem Regen gelangen sie an eine Brücke, über die der Weg führt. Der fort und fort schwellende Bach läßt den Scharfbild des Sohnes sofort die drohende Gefahr erkennen. Er will der Vater die Brücke überschreiten, als der Sohn ihn zuerst und ihn bei der Hand mit Gewalt zurückstößt in denselben Augenblick, wo die morsiche Brücke in die schäumenden Fluthen hinabsinkt²⁾. So waren beide dem Tode entronnen, und es darf nicht Wunder nehmen, daß diese Vorfälle den Vater glauben machten, sein Sohn stehe unter besonderem göttlichen Schutze und sei daher zu höheren Dingen bestimmt. Des Vaters Hoffnung, die sich in diesem Glauben spiegelte, hat der Sohn in glänzender Weise erfüllt.

Etwa zwölf Jahre alt, ward er der Universitäts zu Cambridge übergeben. In Dudingtons-Collegium (seit 1542 Magdalenen-Collegium genannt) vollendete er seinen ersten Course, ward dann zur Belohnung und Aufmunterung seines Vaters Mitglied des Christi's Collegium und trat endlich in die Pembroke-Halle als Student ein. Hier wurden ihm akademische Würden und Ehren in rascher Folge zu Theil. Bereits 1538 Baccalaureus der freien Künste und bald darauf Fellow im Collegium, bekleidete er 1540 das Amt eines Rechnungsführers (Junior Treasurer of the College) und ward 1541 Magister (Master of Arts). Als er sich nun der Theologie zuwendete, zählte er in Cambridge bereits zu den gelehrtesten jungen Männern der Hochschule, und es ist kaum zu zweifeln, daß seine Wissenschaft ihn bald belehrte, auf welcher Seite er bei den damaligen kirchlichen Verwagungen zu stehen habe. Es ist nicht bekannt, unter

welchen Kämpfen sich seine religiöse Ueberzeugung befestigte; aber noch war die Zeit seines Lernens nicht vorüber, noch durfte er nicht nöthigkeits eingreifen bei dem Fortgange der Reformation. Einß studierte er weiter, disputirte und opponirte, hielt Vorlesungen, predigte und leistete der Universität theils als Sachwalter (public Proctor) seit 1548, theils als Vizekanzler des Vicekanzlers erpfirte Dienste. Im J. 1549 ward er auch Vizekanzler (President) des Pembroke-Collegium und nach seiner Promotion als Baccalaureus der Theologie Magister und Prediger zu Cambridge. Bei der öffentlichen Disputation, welche im J. 1549 vor den Visitatoren des Königs Edward VI. über die Transsubstantiation gehalten wurde, empfahl er sich dem Bischofe Nicolaus Ridley von Rochester in dem Grade, daß derselbe, als er 1550 Bischof von London geworden war, unsern Grindal zu seinem Kaplan ernannte, und seine Gelegenheit vorbeilegte, ihm zu einer seiner Gelehrsamkeit und Einsicht würdigen Beförderung zu verhelfen. Nicht minder schätzte ihn Martin Luther, seit 1549 königlicher Professor der Theologie zu Cambridge, und einen glänzenden Beweis davon ertheilt Grindal, als Luther ihm seine Streitsache mit dem Papisten John Young, welcher ihn in einer Disputation über die Werke zur Rechtfertigung (Works done before Justification — eine Disputation, welche caused great Stirs, and Party-making in the University) großer Zerknirschung beschuldigt hatte, zur Beurtheilung und Vermittelung des Bischofs Ridley übergab, damit dieser ein entscheidendes Urtheil ausspreche³⁾. Bald nachher ertheilt Grindal ein Kanonicat an der Paulskirche zu London. Ob er bei der Entwerfung des Glaubensbekenntnisses der Englischen Kirche, welches im J. 1551 in 42 Artikeln abgefaßt wurde, theilhaftig war, ist zwar nicht bekannt, doch läßt sich kaum annehmen, daß Bischof Ridley seinen jungen Freund bei diesem großen Werke nicht zu Rathe gezogen haben sollte. So ist er, wie man weiß, bei den Privatconferenzen, in welchen über die Abendmahlsekkhre verhandelt wurde und besonders der wahre Sinn der Worte: „This is my Body“ bestimmt werden sollte, thätig gewesen. Auf Bischof Ridley's Empfehlung zum Kaplan des Königs ernannt, war er seit December 1551 einer der vier sogenannten Reiseprediger, bestimmt, im Lande herumzureisen und das Volk in Predigten über die eingeführte

3) Strype, l. c. p. 6 u. 309. In der Aufsicht an Grindal (d. d. Cantabrigiae, pridie Cal. Sept. An. 1550, mitgetheilt im Appendix p. 1. 2) folgt Sueri: „Jam oro te, at que his mitto de Causa, quae versatur inter me et Jungum, velle primam ipso diligenter perlegere atque recognoscere: cum Reverendissimo Domino Londinensi (Nicolaus Ridley) exhibere, adjuncta non alia Commendatione, quam Christi Servatoris nostri gloria a te postulat. Horribilibus me adversarii petunt calumniis, et onerant falsissimis criminibus“ — und um Grindal: „Eo tu vero, mi Frater, diligentius iustas, et quamprimam Reverendissimi consilium, quid faciendum mihi esse censuit, clare exponas ad me percrebitur. Membrum ex Christi praeceptum, Collega meus in Sanctissimo administrandi Verbi Dei munere, tua non minus quam mea, et omnium Christianorum Causa agitur.“

1) Strype, Life of Edmund Grindal p. 4 u. 201. (Berl. Expt. dedicat. zu Sueri Scripta Anglicana.) 2) Strype l. c. p. 308.

verbesserte Religion gründlich zu belehren und, was damals besonders notwendig erschien, zum Gehorsam gegen den Landesherren zu ermahnen. Grindal unterzog sich diesem Berufe mit gewohntem Eifer, die Zufriedenheit seines Königs belohnte ihn mit einer Westminster-Bekende, und man dachte nun ernstlich daran, ihm einen Bischofsstuhl zu geben. Damals war das wichtige Bisthum Durham erledigt. Der bisherige Bischof, der greise Gubbert Tenshal, ein zwar sehr gelehrter und sonst würdiger Mann, aber als heftiger Gegner der Reformation mißliebig, sah seit dem 20. Dec. 1551 in London gefangen. Ueber die Wiederbesetzung konnte man sich nicht sofort einigen; die vorgeschlagene Theilung des Bisthums fand Schwierigkeiten und schließlich wurde bestimmt, daß Bischof Ridley nach Durham versetzt werden sollte. Ehe dies Werk aber zur Ausführung gelangen konnte, starb König Eduard VI. am 6. Juli 1553. Dieser frühzeitige, vielbeklagte Tod brachte nicht allein für den Fortgang der kaum bestiegten Reformation in England die gewaltigste Störung, sondern vernichtete auch für Grindal auf eine lange, ungewisse Zeit hin alle und jede Hoffnung.

Wenn Grindal's Leben von nun an und mit Beginn eines zweiten Hauptabschnittes desselben immer mächtiger in die Ereignisse der englischen Kirchenreform hineingreift, so würde es doch die Grenzen unserer biographischen Uebersicht überschreiten heißen, mehr zu geben als die Berührungspunkte, wo sich Grindal's Einfluß auf die Gestaltung der Englischen Kirche sichtbar macht. Viele dieser Berührungspunkte, und wie können sagen die meisten, sind unserer Kenntnis entzogen, da Grindal außer den wenigen Briefen, die als Astenstücke sich erhalten haben, schriftlich kaum etwas hinterlassen hat, was biographisches Material in höherem Sinne abgeben könnte, wie dies mit dem schriftlichen Nachlasse unserer großen Reformatoren der Fall ist. Grindal's Einfluß ist unstreitig der hohen Stellung, die er besaß, angemessen gewesen, aber wir müssen und alles Urtheil über ihn begeben, wo wir den activen Einfluß ebenso wenig zu bestimmen wissen, wie den passiven, und so gewissermaßen den Träger der Ereignisse außer Verantwortlichkeit zu setzen geneigt sind.

Als die Königin Maria die Regierung angetreten hatte, ließ sich sofort erkennen, was der englische Protestantismus von ihr zu erwarten hatte. Vielesicht würde sie ihr Versprechen, in Glaubenssachen nichts ändern zu wollen, trotz ihres Eifers für ihre anezogene Religion gehalten haben, wenn sich nicht ihr lebhaft empfundenes Bedürfnis nach Vergeltung noch in den letzten Tagen, als Johanna Gray ihr den Thron streitig machen sollte, gesteigert hätte. Die Urheber aller erlittenen Unbill suchte sie in den Protestanten; sie und ihre Führer ohne Ansehen der Person zu bestrafen und dadurch die Reizei auszuerothen war ihr ein unverlegbares Gebot der Pflicht. Wer konnte und nicht durch Rücksichten zum Bleiben veranlaßt war, suchte durch die Flucht sich der voraus-

zusehenden Verfolgung zu entziehen. Auch Grindal verließ sein Vaterland. Seine Ehrenhaftigkeit läßt an zweideutige Gründe nicht denken. Vielesicht folgte er dem Rathe seiner Gönner und Freunde, die den vielsprechenden Mann für eine bessere Zeit erhalten wissen wollten⁴⁾. Dahin wäre er kaum ungeführt geblieben⁵⁾.

Grindal wendete sich zunächst nach Straßburg, wo verschiedene vornehme und angesehene Engländer die freundlichste Aufnahme gefunden hatten. Sein erstes Geschäft war die Erlernung der deutschen Sprache. Um schneller zu seinem Ziele zu gelangen, zog er sich auf einige Zeit von seinen Landsleuten zurück und ging nach Wälfelsheim, einem Städtchen an der Straße von Straßburg nach Zabern. Sein Wunsch war, auch in deutschen Kirchen deutsch predigen zu können. Doch bald gab es auch andere Arbeit für ihn. Neben der Sorge um das unglückliche Vaterland mußte das Seelenheil der zahlreichen Emigranten einen wichtigen Gegenstand geistlicher Bemühungen bilden. Leidende zu trösten, Schwache zu stärken, Jagdbaste zu ermutigen, Unwissende zu belehren, Zweifel zu zerstreuen und Irrthümer zu bekämpfen, oder auch allzu Eifrige zu zügeln, der Verkehr mit Ausgewanderten anderer Nationen, wie mit den Orléanais, deren Schutz man in Anspruch nahm, die Bildung kirchlicher Gemeinlichkeiten für die in Basel, Zürich, Genf, Straßburg, Basel, Frankfurt und anderwärts zerstreuten Engländer, und die Bemühungen, geordnete Zustände zu schaffen, erforderten thatkräftige, gesinnungstüchtige Männer. Daran fehlte es keineswegs, vielmehr mochte der Vorwurf Plag greifen, man habe das Gute zu viel gethan, die Bevormundung über das Ziel hinaus geführt und überhaupt Dinge schaffen wollen, deren Dauer selbst den Kurzsichtigsten zweifelhaft erscheinen mußte. Aber dem damaligen Glaubensfester war es nicht gegeben, mit Einsichtigkeit Maß zu halten und sich in Zeit und Verhältnisse zu fügen. Die englische Gemeinde, welche sich zu Frankfurt a. M. unter der wohlwollendsten Förderung des Magistrats der Stadt im J. 1554 gebildet hatte, gab, ohne es zu wollen, zu einem Zerwürfniß Veranlassung, welches in endlicher Folge die Trennung der sogenannten Puritaner von der englischen Episcopalkirche herbeiführte. Sie hatte lebhaft aus Friedensliebe den französischen Protestanten zu Frankfurt wegen Mißbrauch ihrer Kirche einige Zugeständnisse gemacht, welche für Unbefangene kaum irgend bedeutungsvolle Abweichungen von der Englischen Kirchenordnung betrafen. In ihrer Freude richteten sie an alle ihre

4) Sein Gönner Bischof Ridley, bereits im Gefängniß, schrieb an einen Freund über ihn: „Grindal is gone. The Lord, I doubt not, hath and knoweth wherein he will bestow him.“ *Strype* I. c. p. 9. Bischof Ridley war am 16. Oct. 1555 als Regent verstorben. 5) Dies zeigt das Schicksal seiner Freunde John Rogers und John Hooper, beide, belübelte Prediger, starben 1555 und 1556 den Flammen. Vergl. H. M. Pöhlmann 8 Bücher von der Reformation der Kirche in England S. 309 — 314.

Glaubensgenossen in Deutschland und der Schweiz beschreiben mit der Einladung, nach Frankfurt zu kommen, um gleicher Glaubensfreiheit theilhaftig zu werden. Allein eben diese Anweisungen (z. B. das Amen nicht laut zu sagen, Abschaffung des weissen Chorbundes und anderer Ceremonien) fanden weder in Zürich, noch später in Strassburg Billigung. Die Strassburger Antwort vom 23. Nov. 1554 war von 16 Engländern und darunter auch von Grindal, dem mutmasslichen Conspiciem, unterschrieben. Sie spricht die Erwartung aus, die Gemeinde zu Frankfurt werde die englische Kirchenordnung in ihrer Vollkommenheit möglichst unverändert einführen, damit es nicht, wenn man zu viel verändere, den Nutzen gewinne, als verdamme man dadurch die vornehmsten Uebel der selben, welche jetzt deshalb in England mancherlei Verfolgungen zu erleiden hätten und bereit wären, ihr Blut mit ihrem Blute zu bestätigen; auch würden ihre Gegner Veranlassung nehmen, die eingeführte Lehre der Unvollkommenheit und ihre Befenner der Bannelmüthigkeit zu beschuldigen, und die Gläubigen würden an der Wahrheit dessen, wovon sie überzeugt wären, zweifeln⁸⁾. Richard Chambers und Grindal überbrachten diese Antwort persönlich nach Frankfurt und versuchten vergeblich die Gemeinde andern Sinnes zu machen. Auch die zweite Anwesenheit Grindal's in Frankfurt im J. 1555 hatte kaum so lange Erfolg, als man geneigt war, Zugeständnisse Raum zu geben. Denn daß die eingetretene Ruhe, wovon Grindal in einem Briefe aus Frankfurt vom 6. Mai 1555 an Bischof Ridley berichtet⁹⁾, nicht von langer Dauer war, erwies der mehr und mehr sich erneuernde Zwiespalt, in welchen die Gemeinde mit den Anhängern der Englischen Kirchenordnung gerieth. Doch dies hat in den weitern Folgen die Geschichte der Puritaner zu er-

8) „That they, their Brethren of Strassburgh, doubted not of their good Conformity, and many Desires in reducing the English Church, began there, to its former Perfection of the last Book used in England, as far as possibly could be obtained; lest by much altering of the same, they should seem to contemne the Chief Authors thereof; who, as they at that present suffered, so were they ready to confirm that Fact with the Price of their Bloods: And should also give both Occasion to their Adversaries to accuse their Doctrine of Imperfection, and them of Mutability; and the Godly to doubt of that Truth, wherein before they were persuaded; etc. Strype l. c. p. 10.

7) Hier sagt Grindal von Frankfurt: „The greatest Number (der Uebersetzer) is at Frankfurt, where I was at this present by Occasion; a very fayre City, the Magistrates favourable to our People, with so many other Commodities as Exiles can well look for. Here is also a Church; and now (God be thanked) well quieted by the Prudence of Master Cox, and other which met here for that purpose.“ Strype l. c. p. 12. Dr. Richard Gere, einer der Beförderer der Kirchenordnung unter König Edward VI., kritisch mit ihm die Uebersetzungsarbeit derer, die von der Frankfurter Gemeinde, und daß ihre Bedränger Johannes Knox, nachmals als Reformator in Schottland berufen, die Stadt am 25. März 1555 verlassen mußte, war sicherlich geeignet, die Gemeinde zu beruhigen. Ueber diese Streitigkeiten in Frankfurt vergl. Böhmens 8 Bücher von der Reformation etc. S. 335—361.

zählen, und kann hier nur in soweit berührt werden, als Grindal's Theilnahme an den Ereignissen sichtbar wird. Für jetzt war Grindal selbst mit ihm viel wichtigeren Dingen beschäftigt. Er führte eine weislaufsige Correspondenz zu Herbeischaffung von Schriften, namentlich Streitchriften und Actenstücken, sowie von Nachrichten über die damaligen Religionsverfolgungen in England. Diese Sammlung sollte theilweise ins Lateinische übersetzt und seiner Zeit gedruckt werden¹⁰⁾. Es ist zu vermuthen, daß Grindal (auch damals beschäftigte, den Plan durch seinen Freund John Fox ausführen zu lassen, und daß die Herausgabe von Foxes Acts and Monuments of the Church mehr oder minder auf diesen Plan gegründet war. Jedenfalls hat sich Grindal durch Rath und That um das Zustandekommen dieses wichtigen Werkes, welches eine vollständige Englische Martyrologie unter der Königin Maria enthält, den Dank der Nachwelt vollkommen verdient¹¹⁾. Unter diesen Be-

8) Zur Aufnahme dessen bestimmt z. B. Ridley's Disputations at Oxford, gegen Treatise against Transubstantiation, die Entgegnungen des Marcus Valentinus Constantius auf Cramers' Buch gegen den Bischof Gardiner und die Antwort auf die Einwürfe und dergl. mehr. In dem oben erwähnten Briefe an Ridley sagt Grindal (Strype l. c. p. 12): „The Treatise in English against Transubstantiation, which in time shall be translated into Latine. It hath bene thought best not to print them till we see what God will do with you, both for incouragement of their malicious Fery, and also for restraining you and others from writing hereafter; which should be a greater Loss to the Church of Christ, than forbearing of these for a tyme. If I shall know your will to be otherwise in it, the same shall be followed.“ Daraus entnommen Ridley (Strype l. c. p. 19): „vix possum adducere, ut credam operae pretium fore ut in Latium transferatur: Caeterum quicquid sit, nullo modo velim, ut quicquam quoniamque modo meo nomine edatur, donec quid de nobis Domine constituerit fieri, vobis prius certo constitutis.“

9) Bei der Wichtigkeit der in Frage stehenden Werke war es nicht unangemessen sein, zur Ergänzung des Kritischen John Fox in dieser Geschichte Th. XLVII. S. 97 nach Strype's Hinweisen den hier Folgendes einzufügen. Der Schrift sich einige Zeit in Frankfurt aufhielt und von da nach Basel begab, „where he wrote (sagt Strype l. c. p. 13) divers Treatise. And among the rest his two Master-Works were, a Latin Translation of the Controversy between Archbishop Cramer, and Gardiner, Bishop of Winchester about the Eucharist, and a Ecclesiastical History also in Latin; wherein he intended more especially to enlarge upon the Modern Persecutions in England. And at the same time he laboured an English Martyrology, of those that suffered under Queen Mary. In all these Grindal was his great Counsellor and Assistant. The first, Fox finished at the Year 1567.“ Mit nicht geringem Bedenken kritisch sich hier die Uebersetzung zu weigern; ihre Schwierigkeit schien ihm kaum überwindbar und darüber fürchtet er die Kritik der Gegner. An Peter Martyr, damals noch in Strassburg weilend, schrieb er (Strype l. c. p. 15): „Frolite iste Disputatio Domini Archiepiscopi (Crameri), quam amplexor magnam, tamque occasione vertendam excepti, vix credas, quantum mihi constet laboribus. Orations Wintoniensis (des Bischofs Gardiner) nihil vidi inusitatas, confragas, aut magis spinosius, in qua nonnongnam sio vorticozus est, — In tercio libro nunc est aut alter locus, ubi aquam ex pumice citius quam sententias incem invenias. In periodicis plerumque tam profusus vel infinitus magis est, ut bis

schätzungen fand Grindal noch Zeit, seine hier und da verstreuten Freunde und Landesknechte zu besuchen. Der

en oblitus videatur, quam sul reperit suum. — — — Ex quo quanta mihi nascitur difficultas, tibi haud dissimile divinitus fuerit etc.“ Grindal trübte ihn von Strassburg aus in einer Aufschrift vom 28. Dec. 1567 und sagt darin (Syrpe l. c. p. 14): „Quod ad iudiciorum varietatem attinet, non est cur multum labores. Boni de te bene loquentur, mali male. Satis est laudari a laudatis viris; omnibus placere nemini unquam datum est. De ratione vertendi nemo melius iudicat quam tuipsum, cui non est incognita fidei interpretis libertas. — — — De liberorum inversione qua nuncur Wisnienensis meum quidem hoc est ludicium; ut omnino permittatur ille ego arbitratu, uti, atque ordine, neque morose quicquam.“ — — — Den Drud des Werkes übernahm Grindal in Zürich „according as Grindal had desired“ (Syrpe l. c. p. 17) — — — Es ist bemerkt, welches die Bildungsverhältnisse unter dem Titel: Probationes et resolutiones de re et materia sacramenti Eucharistici anstehen, laßt sich, ohne einen Abdruck geben zu haben, nicht einschreiben. Syrpe (l. c. p. 17) führt aus: „The other great work our painful Countryman laboured in this time of his Exile, and wherein he had the concurrent and constant Assistance of Grindal, was the History of the Persecutions of the Church of Christ, and especially in the later Times of it. Many Accounts of the Acts and Disputations, of the Sufferings and Ends of the godly Men under Queen Mary, came from time to time to Grindal's Hands: Who had a Correspondence with several in England for that End and Purpose. And as they came to his Hand, he conveyed them to Fox.“ Unter diesen Mittheilungen nennt er die Geschichte von Beza'scher, Bucer'scher, Briefe und Abhandlungen von Brayford, Grammer's und Rifer's Disputationen, Abhandlungen von Grindal'sen, Briefen in Winkler, Bischof Hooper's Schriftausführungen und dergl. mehr; dann Grindal selbst, wie er schreibt, „in Farrago of such Papers“. Das Werk sollte lateinisch und englisch erscheinen, „for the more general benefit“, und zwar nach Grindal's Rath, „in single Pieces“, welche dann vereinigt wurden, „in a more large Volume“. Wie dieser Plan zur Ausführung kam, ist nicht mehr zu bestimmen. Nach Erscheinung des Werkes dürften sich von jenen Vorkämpfern, wenn sie es gegeben hatten, schwerlich noch Exemplare erhalten haben. Grindal drängte auch nicht zu Eile. Noch am 19. Dec. 1568, kurz vor seiner Abreise nach England, schrieb er von Strassburg aus an Fox: „Jam quod ad Historiam Martyrum attinet, Sampsona et ego existimamus optimum fore, et aliisquod tempus promittimus, donec ex Anglia et ceteris et plura comparaverimus. Dubium enim non est, quin multa tum in Incomprobitat, quas antea in tenebris delitebant. — — — Nos quoscunque possumus libi corrademus et ad te transmittenda curabimus. Levius erit iactura temporis, et rerum copia et certitudine compensatur.“ (Syrpe l. c. p. 21). Fox war aber schon so weit vorgeschritten, daß das Werk im August 1569 im Drud vollendet wurde. Es führte den Titel: Rerum in ecclesia gestarum, quas postremis atque periculosis his temporibus eveniunt, maximorumque per Europam persecutionum, ac Sanctorum Dei Martyrum, caeterarumque rerum si quae insigniorum exempli sint, digesti per Regna et nationes Commentarii. Pars prima, in qua primum de rebus per Angliam et Scotia gentis, atque inprimis de horrida sub Maria super Regem, persecutione narratio continetur. Auctore Joanne Foxo Anglo. Basilee, per Nicolaum Frylingerum et Joannem Oporinum. (Anno M.D.LIX. mense Augusto). Die Epistola nomenclatoria, gedruckt in Ehemad, Dring von Basel, ist unterzeichnet Basileae Anno 1569 Septembris 1. Der Vorrede, welche die Geschichte der Märtyrer im übrigen Europa enthält, hat den Prof. der Theologie in Basel, Heinrich Pantaleon, zum Verfasser und erscheint als Pars altera rheinfolii Basileae per Nicolaum Frylingerum 1563 in Sol. Eine Pars prima nun ist die Geschichte (wenn wir wollen Editio princeps) des von John Fox nach seiner Rückkehr

Verkehr mit ihnen war für ihn in der traurigen Verbannung Trost und Erholung, und niemals vergaß er j. B. die gastfreundliche Aufnahme bei dem Schotten Leach in Speier. Er freute sich, ihm diesen Liebesdienst später vergelten zu können.

Indessen änderte sich früher, als zu erwarten stand, die Lage der Dinge. Die Königin Maria war am 17. Nov. 1558 gestorben und auf dem Throne folgte Elisabeth, die Schwester, zwar unter Verschiedenem, aber fruchtlosen Widerstreben ihrer Feinde. An die Stelle einer gründlichen Regierung trat nun die Herrschaft einer Königin, welche den Grundsat der Duldung empfand und in der That eine Zeit lang mit einer seltenen Geschicklichkeit das Gleichgewicht zwischen zwei einander feindlichen Glaubensbekenntnissen zu halten verstand. Da aber Englands Volk für Duldung noch nicht reif war, so fehlte es gar sehr, daß die Maßregeln der Königin eine gerechte Würdigung gefunden hätten. Jedes Zugeständnis zu Gunsten der Protestanten galt den Katholiken als verdammungswürdige Schwächung ihres Glaubensgebotes, und wenn der Glaubenseifer der Protestanten forderte, daß die Ausrottung des Katholicismus einen höchsten Gang zu nehmen habe, so konnte man in dem Fortbestehen katholischen Wesens die Reformation kaum anders als halb vollzogen betrachten; auf beiden Seiten hinlängliche Veranlassung unzufrieden zu sein.“

nach England emigrirten Werkes zu betrachten, welches unter dem Titel: Acts and Monuments of the Church mehrere Auflagen erlebte. Die erste englische Ausgabe, der Königin Elisabeth gewidmet, erschien 1561 oder bald nachher. Der von Ulbert im Bibliograph. Zeitschr. unter Nr. 7847 verzeichnete Ausgabe: London 1684. 8 Bde. in Sol. ist die zweite und geschätzteste. — — — Noch wollen wir bemerken, daß die Königin Elisabeth dem Verfasser die Werke zu Eulien in Drorsdorf spendete. Man vergl. Böhme a. a. D. S. 424—426.

10) Die damalige Stimmung kennzeichnend, verliert sich folgender Briefstellen geben zu werden. Am 16. Jan. 1569 schrieb der Pfarrer Quastler in Zürich an den englischen Arzt Richard Baxter: „— — — tibi et mihi gratulor, — — — quod ex tempora Anglia nostra — — — reducta esse audimus, quod — — — Deum vera colendi libertas restituerit.“ Faxit (Denz) — — — ut apud fideliem, quam de Anglia regno jam omnes conceperunt, exultat. Quod eo magis festum puto, si — — — Ecclesiae et Religionis curam ad vos cum primis pertineret memineritis, nec illorum admiseritis consilia, qui cum Papam non honeste defendi, nec totum retineri posse vident, ad arces convertuntur, quibus religionis formam mixtam, incertam et dubiam signant, et eandem, sub evangelice reformationis praetextu, ecclesiae obtrudunt, ex qua deinde facillime est ad papisticam superstitionem et idololatriam transitus. — — — credibile est, publicum illam humanae salutis hostem, apud vos quoque eas fabellas inventurum, quorum opera Papatus semina extirpare studeat.“ — — — John Zech, nachmals Bischof von Calabar, besuchte unterm 20. März 1559 an Peter Martyr in Zürich, der habe bei seiner Wiedkehr in England seiner Jugendzeit gedenken. „Nondum enim ejectus erat Romanus Pontifex: Nondum pars ulla religionis restituta: Eadem erat ubique missarum proventus: Eadem pompa atque insolentia Episcoporum. Ita tamen omnia nunc tandem mutare incipiunt, et pene rursus. Magna nobis impedimento sunt Episcopi: — — — Regina interea, est aperte favet nostrae causae, tamen partim a suis, quorum consilio omnia geruntur, partim a Legato Philippi Comite Turco (hier ist Gomez Graf von Feria, der nachmalige Herzog, gemeint)

und die Königin zu nöthigen, ihre Politik in Religions-
sachen nach den Umständen zu ändern. Diese Andeu-
rungen zu erläutern, haben wir nun die Wirksamkeit
Grindal's näher ins Auge zu fassen.

Einer der Ersten unter den Flüchtlingen, welche auf
den Ruf des Vaterlandes noch im December 1558 die
Heimkehr antraten, nahm Grindal die gleichsam ver-
lassenen Arbeiten wieder auf. Er predigte wie zuvor zur
Bekehrung des Volkes und betheiligte sich sofort bei den
Vorbereitungen zur Wiederaufrichtung des Kirchenwesens,
wie es unter König Edward VI. bestanden hatte. Seine
Bescheidenheit, sein zur raschen That drängender Eifer,
sein verständiger Rath und sein einsichtiges Urtheil, wie
seine Erfahrungen waren willkommen, und in allen Ver-
richtungen, wezu ihn das Vertrauen der Königin brief-
lich empfahl, er sich durch kluge Vorsticht und gewinnende
Talent, so daß er, wenn auch kein reformatorisches
Genie mit durchgreifender Thätigkeit, wie etwa Knox
in Schottland, dennoch in seiner Stellung ein bedeuten-
des Gewicht in die Waagschale der Entscheidung legen
konnte. Seine Wirksamkeit bei der Durchsicht der 39
Glaubensartikel, der Liturgie oder des Kirchenbuchs
des Homiliesbuchs, ferner bei dem Religionsgespräch mit
den Katholiken, welches am 31. März und folgende Tage
1559 in Westminster abgehalten wurde¹³⁾, bei der Kirchen-
visitation im Norden des Reichs und in London im Som-
mer desselben Jahres und bei den sonstigen Reformati-
onsarbeiten entzieht sich zwar jeder näheren Betrachtung, ist
aber ohne allen Zweifel so hervorragend gewesen, daß
die Königin für den Bischofsthron von London, nach Vo-
ner's Abigung, keine geeignetere Persönlichkeit zu finden
glaubte als Grindal¹⁴⁾.

homine Hispano, ne quid patiatur innovari mirifice detestatur.
Illi tamen quamvis lenius aliquando, quam nos videmus, tamen et
prudent et fortiter et pio persequatur institutum." *Gillb. Burnet*,
The History of the Reformation of the Church of England, T. III.
Collection of Records p. 265. 267. In den *Papers* Willinger
in Zürich führt Willinger am 28. Dec. 1559: "Quod nos hortatis,
ut strenue se fortiter nos geramus, erat illi aculeus non tan-
tum non ingratus nobis sed etiam pene necessarius. Nobis
enim in hoc tempore non tantum cum adversariis sed etiam
cum amicis nostris, qui proximo istis annis a nobis defecerunt
et cum hostibus conjurant, jamque annis multo, et continua-
tus resistunt, quam ulli hostes, quodque molestissimum est,
cum reliquis Hispanorum, hoc est cum terrisimis viris, ut
vires, luxu, libidine letantibus est. Facinus quidem nos,
seculumque quod potissimum. — sed ista haecenus vivimus, ut
vix videamur restitui ab exilio. Ne dicam aliud: ne sum
quidem adhuc restitutum est cuiquam nostram. Quoniam, et
si molestia est lecta tam diuturna expectatio, tamen nos dubi-
tamus, hrevi recte fore. Habemus enim Regimam et prudentem
et plam et nobis faventem et propitiam etc." *Burnet* l. c.
p. 269. Man vergl. auch den Brief von Richard Fox an Wolf-
gang Weither vom 20. Mai 1560 im Auszug bei *Burnet* l. c.
T. III. p. 276.

11) Siehe Jewel's Brief vom 6. April 1559 an Peter Mar-
tyr. *Burnet* l. c. Coll. of Records p. 270—272. 12) "The
Queen thought none so fit to succeed him [Bischof Burnet] as
Grindal. It being a suitable Discrete for him, where his Be-
haviour and Doctrine had been so very well known, and
where, no Question, he was the dearer to the Citizens, ha-

Von den Visitatoren der Universität Cambridge zum
Vorsteher der Pembroke-Halle ernannt, besand sich Grin-
dal noch auf der Kirchenvisitationstour, als ihn die
Königin im Sommer des Jahres 1559 zu Voner's Nach-
folger bestimmte. Jetzt sollte sich zeigen, daß der Ver-
fehr der englischen Erulanten mit den schweizerischen Re-
formatoren in Deutschland auch für Grindal nicht ohne
Einfluß geblieben war. Sein reformatorisches Bewußt-
sein erwachte, als er Bischof werden und eine Würde
belleiden sollte, die noch so viel römischen Ceremonien-
dienst in sich vereinigte und von papistischem Wesen,
Schaupränge, Bilderdienst und Aberglauben noch keines-
wegs gereinigt war, wie es die schweizerische Kirche ver-
langte. Er nahm nicht allein Anstoß an dem katholi-
sirenden Gottesdienste, sondern auch an dem Gebrauche
bischoflicher Kleidung, und ausserdem würde er als Bischof
den sogenannten Inappropriationen (Impropriations) oder
der Verteilung von Kirchengütern an Laien, ferner den
Vertauschungen (Exchanges) von Kirchengütern und der
Verwendung der Zehnten zum Nachtheil der Pfänder
entgegen treten müssen. Die Angelegenheit schien ihm
wichtig genug, bei Peter Martyr in Zürich, dem unum-
gänglichen Orakel in kirchlichen Dingen, Rath und Un-
terscheidung zu suchen. Grindal schrieb bereits im August
1559 und bat um schnelle Antwort. Da aber Martyr
die Zuschrift vor dem October nicht erhalten konnte, so
war anzunehmen, daß Grindal noch vor dem Eintreffen
der Antwort sich selbst werde entscheiden müssen. Der
ernstliche Wille der Königin, der Stand der kirchlichen
Angelegenheiten überhaupt und die Gefahren, welche der
englischen Kirchenreform drohten, wenn Männer wie
Parter¹⁵⁾, Grindal u. a. sich aus Eigenkann dem Dienste
der Kirche entzögen, überwogen endlich, als längeres
Zögern nicht mehr möglich war, alle Bedenken¹⁶⁾. Grin-
dal wurde am 21. Dec. 1559 zum Bischof von London
geweiht¹⁷⁾, erhielt am folgenden Tage die Vertreibung
der bischoflichen Jurisdiction und am 23. Dec. erfolgte
die feierliche Inthronisation¹⁸⁾. Am 25. Dec. erhielt ihm
Gilbert Dethike als Wappenkönig 11. Urkunde ein beson-
deres bischofliches Wappen¹⁹⁾.

ving been formerly so dear to their late holy Bishop Dr. Rid-
ley." *Strope* l. c. p. 28.

13) Auch Parter fühlte das Erzbisthum Canterbury aus, und
je mehr er sich weigerte, desto eifriger besand die Königin auf ihrem
Willen. Sie bedrohte ihn endlich mit Gefängnis, wenn er länger
zögerte, ihren Wunsch zu erfüllen. *Vergl.* Böhm u. a. D. 6. 387.
388.

14) Was Martyr auf die Bedenken Grindal's antwortete,
liegt leider noch dem Werthante nicht vor, sondern nur in dem
von Strope l. c. p. 29—32 mitgetheilten Auszuge. Martyr
scheint in seinem Herzen den Bedenken Grindal's die Berechtigung
nicht absprechen zu wollen, aber er stellt sich auf einen andern
Standpunkt, und die Ausnahme des Bisthums dürfte für Grindal
gar nicht fraglich sein, wenn das Wohl der englischen Kirche da-
von abhing, daß es in der Hand ihrer wichtigsten Stütze liege.
15) Die Worte vollzog Erzbischof Parter, was der bischofliche
Kardinal Alexander Borel hieß in der Heiligkeit über den Text:
"Take heed to your selves, and to all the flock, over which
the Holy Ghost has made you Overseers." *Strope* l. c. p. 33.
16) *Strope* l. c. p. 34. 17) *Strope* l. c. p. 36.

Grindal's hierarchische Stellung war nun gesichert; sie gebot ihm, die in ihr liegende Macht zur Entwidlung zu bringen. Das Maß wie weit hing freilich davon ab, was der Träger dieser Macht als zum kirchlichen Wohle erforderlich ansah. Eine Grenze ließ sich nicht ziehen, und es war natürlich, daß Grindal, wie Andere, in der Folge bisweilen in die Lage kam, wo er dem höchsten Willen seine Machtvollkommenheit entgegen setzen zu dürfen glaubte. Die nächste Sorge betraf die Herstellung eines geordneten Gottesdienstes. Die Verurteilung von Geistlichen anknüpfend, war eine Auswahl nur für die höheren Stellen möglich; für die niederen reichte die Anzahl der vorhandenen Candidaten nicht aus, oft entschied für die Wahl mehr guter Wille als wissenschaftliche Tüchtigkeit, und der salbottische Priester durfte nicht abgewiesen werden, wenn er den Suprematist leistete und das Kirchenbuch unterschrieb. Um nun manchen Gemeinden bei diesem Mangel an Geistlichen wenigstens einigen Gottesdienst zu gewähren, verschärfte Grindal nicht, unbeschnittene Pöten, wenn sie dazu die Geschäftlichkeit hatten, als Vorleser der Gebete und Familien anzustellen¹⁸⁾. Da dies aber Anstoß erregte, so untersagte der Erzbischof von Canterbury im August 1560 solche Wahlen¹⁹⁾. Parochien, deren Einkünfte bei veränderten kirchlichen Verhältnissen zur Unterhaltung eines Pfarrers nicht mehr ausgiebig genug waren, wurden mit einander vereinigt; so im J. 1561 die Parochie S. Mary at Ab, deren Einkünfte bis auf 5 Pfund jährlich herabgegangen waren, mit der Parochie S. Andrew Underhoft²⁰⁾; ferner im J. 1564 die Strandgemeinde zu London mit der Parochie Savoy²¹⁾. Wenn solche Vereinigungen damals ein Werk der Nothwendigkeit waren, so ist doch nicht anzunehmen, daß Grindal die später beliebte sogenannte Pluralities, d. i. die Unterstellung mehrerer Parochien unter die Seelforge eines Pfarrers, begünstigt habe, da sie eine gewissenhafte Seelforge durch Stellvertretende und meist schlechtbesoldete Curaten wenigstens zweifelhaft machte. Die Ueberwachung der Kirchenordnung in Rücksicht auf den ordentlichen und außerordentlichen Gottesdienst²²⁾, die Bet-, Fast- und Fasttage, die Sorge

für die Gleichartigkeit in den kirchlichen Einrichtungen, die kirchlichen Ceremonien, die Kirchenpolizei²³⁾, die Aufsicht über die Geistlichkeit, ihre Lehre und ihren Wandel, der religiöse Zustand der Laien, Bekämpfung fegischer Meinungen und Irrthümer, Beseitigung papistischer Mißbräuche²⁴⁾, alles das war Gegenstand jährlicher Kirchenvisitationen, die Grindal entweder selbst vornahm oder in seinem Namen durch Commissionen ausführen ließ. Aber kann von geringer Bedeutung als die Oberaufsicht über die Landeskirche seiner Diocese war für Grindal das geistliche Regiment über die protestantischen Ge-

tage wurden reichlich durch die Bet-, Fast- und Fasttage ersetzt. Die Gemeinden außerhalb der Sonntag ausdrücklich in versammeln, sollte es nie an Gelegenheiten, Bräutlichkeiten, Festen, Gebeten geben ebenso viel Anlaß zu ansehnlichen Festlichkeiten als zu Fasten, wenn die Gefahr vorüber war. Bei der Pest im J. 1563 verordnete Bischof Grindal (unterm 22. Juli 1563; f. *Syrge* l. c. p. 71) allenorts Betstunden in den Kirchen, „during this time of God's Visitation; and that not only on Sundays and Holidays, but also on Wednesdays and Fridays: And further to exhort them in their private House and Families to use private Prayer, Fasting and Abstinence. —“ Sum öffentlicher Gebrauch (Scribd Grindal damals: A Psalm compiled out of the Book of Psalms, and appointed by the Bishop to be used in publick, upon the abatement of the Plague, not: The Psalm and Prayer appointed by the Bishop to be used upon the publick Thanksgiving for the Cessation of the Plague, Beide Stücke, merkwürdig wegen ihrer Zusammenfassung aus Psalmen versen, finden sich bei *Syrge* l. c. Appendix p. 6—9. Als am 4. Juni 1561 ein Gewittersturm über London dahinschwebte und ein Blitzstrahl von einem der Häuser in Brand setzte, richtete der Bischof von Durham, Zac. Pilkinton, Sonntag am 8. Juni eine bemerkliche Ermahnung an das Volk „to Repentance; and especially to Submission to the Magistratus and Obedience, in this Time especially much neglected, and lessened: Signifying, that the Queen's Majesty would use severer Laws against the Stubborn and Obstinate, as well in Matters of Religion, as in Civil Affairs. And this Sermon was preached with great applause of the Hearers.“ *Syrge* l. c. p. 54. Bei dem großen Erdbeben im J. 1580 wurden für Tag und Nacht, in den Kirchen und zu Hause Verkündungen angeordnet. *Syrge* l. c. p. 248. Für die Befreiung der Insel Helia von den Türken im J. 1565 feierte man im October und November sechs Wochen lang, Mittwoch und Freitag, einen Fasttag (Scribd: „Which as it began as Paul's, so it was used for Six Weeks, Wednesdays and Fridays, not only in London, but throughout the whole Province of Canterbury, by the Archbishop's Direction.“ *Syrge* l. c. p. 103), bezeugten für die Genesung der Königin Elisabeth am 18. Oct. 1562 (*Syrge* l. c. p. 65); ferner der Erzbischof für König Heinrich II. von Frankreich am 8. Oct. 1559 (*Syrge* l. c. p. 26), für Kaiser Ferdinand am 8. Oct. 1564 (*Syrge* l. c. p. 99) und andere Gedenktage.

23) S. B., „for the taking some good Orders for the keeping clean, and adorning of Chancels; which were in these Times very much neglected and prophaned; altogether unseemingly the Houses of God, and the Places where the Holy Supper was administered.“ *Syrge* l. c. p. 39.

24) Grindal verfuhr dabei scheinbar. So erlaube er nach einer Verordnung vom 13. Oct. 1560 für die sogenannte Fast- oder Ungeduldige (Gang-Week), daß der bisher gewöhnlichen heiligen Processionen und Zusammenkunft, nur Umzüge (Paradebans) seien. Es sollen nur Erbkirchen und anständige Leute, kein Pöbel und (nagel Wolf daran theilnehmen, die Geistlichen dabei ohne Stola und Bischofsfetzen erscheinen, auch keine Umzüge stattfinden. *Syrge* l. c. p. 38. Protestantischer Geist würde auch die Umzüge nicht gestattet haben.

18) *Syrge* l. c. p. 37 sagt: „Some of the Deacons were no Scholars, or of any University, but Men of sober Conversation, and that could read English well; who nevertheless, in this present Necessity, were ordained, that they might be Readers in the Churches, to read the Common Prayers and Homilies.“ 19) „Those ordained — — — were such, — as being grave and sober Persons, tho' no Scholars, but perhaps Tradesmen before, were thought convenient to be admitted into Orders, to supply the present Necessity of the Church: But this it seems gave Offence. And therefore — (im August 1560) an Order came, directed to the Bishop from the Metropolitan, to forbear ordaining any more Artificers, and others, that had been of secular Occupations; that were unlearned: Which they, the Bishops, had been forced to do at first, if they were qualified with Sobriety, and good Religion, and Skill in reading, for the Supply of the vacant Churches. And that all, henceforth, should be excluded from taking Holy Orders.“ — — — *Syrge* l. c. p. 40. 20) *Syrge* l. c. p. 53. 21) *Syrge* l. c. p. 101. 22) Ein außerordentlicher Gottesdienst war sein Mangel und die abgeschafften papistischen Heiligen-

meinden zahlreicher Ausländer, welche sich unter den Schutz englischer Toleranz geflüchtet hatten. Grindal hatte als Superintendent dieser Gemeinden mit seiner ganzen Thätigkeit einzutreten, um den verschiedenen Anforderungen mit Gerechtigkeit zu begegnen. Die älteste dieser Gemeinden war die sogenannte deutsche, oder eigentlich niederländische (the Dutch or German Church), bereits im J. 1550 entstanden. Der berühmte polnische Reformator Johann Łaski (oder a Lasco) war ihr Gründer. König Edward VI. hatte ihr zum Gebrauch die Augustinerkirche (die Church to the Augustin Friars oder Austin Friars) überlassen. Unter der Königin Maria zerfiel, war sie mit Erlaubnis der Königin Elisabeth nach London zurückgeführt und erhielt auf Grindals Verwendung²⁴⁾ die genannte Kirche wieder eingeräumt. Bei dieser Gemeinde nun fanden sich im Laufe des Jahres 1560 noch andere Niederländer oder Holländer ein, welche in einer namenlosen Zustift an Grindal um freie Religionsübung baten, obgleich sie, wie sie bekannten, in einigen Punkten von der Kirchenlehre der Gemeinde abwichen²⁵⁾. Bald verbreitete sich das Gerücht, diese Fremdlinge wären Anabaptisten mit arrianischen Grundätzen und Hadrian Hamsted, Prediger an der deutschen Kirche, sei der Verfasser des Bittschreibens. Grindal überließerte nun dieses Bittschreiben an Hamsted's Antagonisten, Peter de Roene und Johann Utenhoveus, mit der Aufforderung, ihr Gutachten darüber zu ertheilen, weil er ohne dieses eine Antwort nicht ertheilen könne²⁶⁾. Die Vorunternehmung stellte ihm allerdings heraus, daß die Bittsteller auffallende Glaubensmeinungen hegten und daß Hamsted sich sofort zu ihren Gunsten erklärte. Unter Anderem behaupteten sie, Christus habe seinen Leib nicht von der Jungfrau Maria empfangen, sondern vom Himmel mitgebracht. Hamsted versicherte zwar, daß er diesen Satz nicht billige, war aber der Ansicht, man könne die Fremdlinge, da sie ein stilles Leben führten, bis auf mögliche spätere Erleuchtung ruhig bei ihren Meinungen lassen. Eine derartige Duldung war aber für den damaligen Religionsstreifer bedenklich, und Hamsted's Auslassungen, wie er sie, mehr oder weniger mit der Kirchenlehre im Widerspruch, in einer besondern Schrift bekannt werden ließ, verlegte die deutsche Gemeinde, für und wider ihn Partei nehmend, in nicht geringer Aufregung. Grindal suchte Hamsted eines Besseren zu überzeugen, und mußte ihm, weil er nicht widerrufen wollte, eine amtliche Rüge (censured him) ertheilen. Jetzt sollte Peter Martyr in Zürich wieder ausreisen. Die deutsche Gemeinde bat ihn um seine Vermittelung. Martyr richtete

aber eine sehr crasse Antwort an die Gemeinde, bewies ihr die Irthümer in Hamsted's Schrift, ermahnte sie zur Einigkeit und an der Wahrheit festzuhalten, und führte ihr besonders zu Gemüthe, daß sie alle Ursache habe, Gott dafür inbrünstig zu danken, in England ungehindert ihren Glauben bekennen zu dürfen; Hamsted sollte übrigens die Censur ruhig ertragen, wie der Apostel Petrus gethan habe, wenn er von Paulus getadelt worden. So wohlgemeint diese Antwort war, so wenig hatte sie auf Hamsted und seine Anhänger, wozu Jacob Acontius, ein von der Königin Elisabeth seiner Kenntnisse wegen hochgeschätzter Mann, namentlich zählte, die beabsichtigte Wirkung. Hamsted und Acontius waren jeder Bekehrung, welche einen Widerruf bezweckte, unzugänglich, und so sprach Grindal über beide die Excommunication aus. Die Uebrigen sollten gleichfalls öffentlich bekennen, daß Hamsted's Lehre: die Menschwerdung Christi sei kein Glaubensartikel, sondern ein zufälliger Umstand²⁷⁾, irrtümlich und antichristlich sei, und daß sie unrecht gethan hätten, die Kirche durch Ausbreitung solcher Lehre beunruhigt zu haben. Einige legten das Bekenntniß ab; andere verweigerten es, und diese wurden von der Kirche ausgeschlossen. Nachdem seit der Excommunication mehr als ein Jahr verfloßen war, glaubte Grindal, Hamsted werde zur Nachgiebigkeit gestimmt sein, und legte ihm also eine am 31. Juli 1562 ausgefertigte Widerrufungsformel²⁸⁾ zur Unterschrift vor. Hamsted war aber nicht zu bewegen, zu unterschreiben, sondern zog es vor, England zu verlassen²⁹⁾.

Raum war für die deutsche Gemeinde einige Ruhe zurückgekehrt, als zu Anfange des Jahres 1563 Justus Welfens oder Welfus aus dem Haag, ein geschickter Arzt und Botaniker, aber ein fanatischer Hufpops, in London anlangte³⁰⁾ und die deutsche Gemeinde, zu welcher er sich hielt, alsbald in neue Unruhe versetzte. Er rechnete

28) *Strype l. c. p. 45*: „the Doctrine of Adrian, asserting, That it was not a Fundamental Article of Faith, that Christe came of the Seed of the Virgin; but a Circumstances“, d. i. non fundamentum sed ipsius fundamenti circumstantia quodam, wie es in der Widerrufungsformel heißt.

29) Diese merkwürdige Widerrufungsformel hat *Strype l. o. in Appendix p. 3* und *4* mitgetheilt. In die That die irrigen Lehrgänge enthalten, welche Hamsted wahrheitsfalsch in seiner oben erwähnten Schrift weiter ausgeführt hatte. Der letzte Artikel lautet also: „Quod horum praescriptorum errorum monitores utrinque Ecclesiae Ministros contempserim; atque ipsum adeo Reverendum Episcopum Londinensem utrinque Peregriinorum Ecclesiae Superintendentem. Imo potius, contemptis omnibus admonitionibus, ad jus provocarim. Quo tamen convictus, legitimis et fide dignis testimoniis, culpam agnosco reoritur. Quodque praedictos omnes Ecclesiarum Ministros, et alios monitores accusarum, tam dictis, quam scriptis, Londini et in partibus ultramarinis; quasi non ordine, iuste et debite ejectos, et excommunicatos fuerim. Agnosco enim me optimo jure hoc praenotare, atque ordine a dicto Episcopo mecum fuisse actum.“

30) Ueber diese Streitigkeiten vergl. *Strype l. c. p. 42—47*.
31) Wahrscheinlich kam er von Köln, wo er eine philologische Professur bekleidete. Er mußte seinen Auirialist oft wechseln, weil seine Schriften öfters das Verbotungsgesetz trafen. Er soll in der Religion unbeständig gewesen und zuletzt zum Katholicismus zurückgekehrt sein.

25) „And herein Bishop Grindal was their great Advocate and Friend at Court, as they acknowledged themselves, in some Records remaining in their said Church.“ *Strype l. c. p. 42*.
26) „Shewing themselves Exiles for Religion, tho' in some Points differing from the Doctrine received in this Church.“ *Ernest Strype l. c.*
27) In dieser Zustift vom 4. Sept. 1560 (bei *Strype l. c. p. 43*) sagt Grindal: „Sed tamen deerevi nullo alio response dignari, nisi prius communicato cum vobis consilio, qui hujus Sectae profunditates melius novistis, quam ego propter diuturnam experientiam.“

sich zu den äußerwähnten Werkzeugen, deren sich Christus nach Gottes Rathschluß bedient, das Heil der Menschheit zu bewirken, und die Zeit seines Berufes schien gekommen, als er einmal Gelegenheit hatte, einen Vortrag des deutschen Predigers Nicolaus über die Wiedergeburt zu hören. Er fand diesen Vortrag so wenig mit seinen Ansichten übereinstimmend, daß er sich erlaubte, in öffentlicher Versammlung den Prediger zu unterbrechen und in Betreff der Wiedergeburt gründlicher Irrthümer zu beschuldigen. Da weder Nicolaus noch sein Amtsgenosse Peter de Loene eine solche Herausforderung ruhig hinnehmen wollten, so kam es zu einem heftigen Streite, wobei es ebenso vergebens war, die Beschuldigungen von ihrem Irrthume zu überzeugen, als den Gegner durch bitteren Spott oder durch Schmähungen zum Schweigen zu bringen. Velsius aber war in so fern im Vortheil, als er Anhänger und Besunderer gewann. Einen Schritt weiter gehend, suchte er sich nun durch das Ansehen der Regierung zu stützen. Er schrieb³²⁾ sowohl an den Staatssecretär Cecil, als auch an die Königin selbst. Dem Staatssecretär erzählte er den Verlauf der Sache, wobei er die Irrthümer der beiden Prediger in Betreff der Wiedergeburt anzeigte, ferner wie er gesucht habe, sie zur Erkenntniß ihrer Irrthümer zu bringen, daß aber bei ihrer Hartnäckigkeit alle seine Bemühungen zur Vermeidung der wahren Gläubigen gefährdet seien, und daß er sie zu einer öffentlichen Disputation aufgefordert habe. Diese werde, wie er hoffe, die wahre Lehre von der Wiedergeburt an den Tag bringen, und er bäte, daß die Königin einen bevollmächtigten Commissar abordnen möge, in dessen Gegenwart die Disputation einen würdigen und gesicherten Verlauf nehmen könne. Dem ausführlichen Schreiben an die Königin hatte Velsius ein farges Schriftstück in Fragen und Antworten in lateinischer Sprache beigelegt, welches den Titel führte: *Christiani hominis norma*, ad quam se explorare perpetuo quis debet³³⁾. Diese Norma enthält eine kurze Darstellung seiner Lehre von der Wiedergeburt, und zwar also, daß, weil Christus seiner doppelten Natur nach primum Deus in Homine, deinde et Homo Deus sei, der Mensch auf keine andere Weise zur Seligkeit gelangen könne, als per duplicem regenerationem, in-ternam alteram, alteram externi hominis: quarum illa nos Deo in hominibus in hoc seculo constituit, haec Homines - Deos in futuro efficit. Die innere Wiedergeburt geschehe ex aqua et spiritu; die äußere sei: ejus ad incorruptibilitatis et immortalitatis consortium a mortuis in novissimo die resuscitatio; quando erit et Deus, perfecta obedientia omnibus ipsi jam sub-

ditis, omnia in omnibus. Während Velsius seinen Zweck noch zu erreichen hoffte und unermüdet neue Angriffe auf seine Gegner richtete, so sogar über Peter de Loene die Excommunication aussprach und ihn so zu sagen dem Tausel verrieb³⁴⁾, hatte der Staatssecretär die Sache an den Bischof Grindal gelangen lassen und ihm die Entscheidung, wie er es am angemessensten finden würde, angetragen. Velsius ward vor die Kirchencom-mission geladen, welche ihm Grindals Anmerkungen³⁵⁾ zu der Norma vorlegte. Velsius verteidigte seine Lehre auf das Hartnäckigste, und es blieb schließlich nichts anderes übrig, als ihn auf Befehl der Königin des Landes zu verweisen. Er empfand diese Entscheidung sehr übel und verweigerte den Gehorsam, vorzüglich, daß Gott seine Lehre durch Wundergeheim bekräftigen werde³⁶⁾, doch ist über seine nachmaligen Schicksale nichts überliefert.

Wenn diese religiösen Bewegungen in ihrem äußeren Verlaufe keineswegs nachhaltend wirkten und das Ansehen der Kirchenlehre gemindert blieb, so fand sie doch auf die religiöse Denkart und Stimmung in der deutschen Kirche zu London auf eine längere Zeit hin nicht ohne Einfluß geblieben. Sie gaben zunächst mehr, als in ruhigen Zeiten zu geschehen pflegt, Veranlassung, über religiöse Dinge nachzudenken, und wie sich der Zweifel regte und der Verstand schärkte, bildeten sich gewisse Ueberzeugungen, denen es weder an Mannichfaltigkeit, noch auch an Absonderlichkeiten fehlte. Der gegenseitige Ideenaustausch festete das Geseßen an der Unterhaltung über religiöse Dinge, stärkte die Lust, Anhänger und Gläubige zu gewinnen, beförderte aber auch nutzlose Gräuelen und erzeugte theils Rechaberei und Strei-lust, theils Unsicherheit und Hin- und Herwandeln in den Meinungen, theils Unzufriedenheit mit dem Bestehenden, im Ganzen eine Unbehaglichkeit des Zustandes, welche ohne nachweisbare Ursache Veranlassung im J. 1568 einen lebendigen Ausdruck fand. Nachdem man sich längere Zeit über verschiedene Gegenstände der äußeren Kirchenpolizei, über gewisse Ceremonien, über die Taufgeheim oder Paten, welche Einige für unnöthig und völlig überflüssig erklärten, Andere aber beibehalten wissen wollten, über die sogenannten indifferenten Dinge, über die christliche Freiheit, über die Synoden u. a. m. in Rede und Gegentrede ergangen hatte, wurde beschloffen, über die streitigen Punkte gewisse Theological Propositions zu entwerfen und an Theodor Beza und die gesner Kirche zur Prüfung und Bekräftigung einzusenden.

32) latinisch d. d. 20. Mart. 1563.

33) Abgedruckt bei Strype l. c. Appendix p. 13. 14. Zum Schluß sagt Velsius: *Hanc ego, ut aiam ullam Christiani hominis Normam nori, quae tuta certo sit et fidelis: ad quam me moque jugiter exanimio: quod et culvis, qui seipsum decipere nolit, facendum conseo.* — — Vos autem mihi in Christo dilectos: solo moneo et hortor, ut hanc Normam a mentis vestrae oculis nunquam amoveatis, sed omnem vestram vitam ad eam perpetuo exporetis ac dirigatis. Nam sic tantummodo servari hoc pessimo tempore poteritis.

34) Strype l. c. p. 93: „He solemnly by a Writing ex-communicated Peter de Loene, Minister of the Dutch Congregation, and delivered him up to Satan.“ —

35) Vri Strype l. c. Appendix p. 15. 16 unter dem Titel: *In Scripto Velsii haec animadvertantur.* Der Schriftstück schließt mit den Worten: „Atque hinc constat ipsum novum quoddam Evangelium fabricare; nec dubito, quin illa monstrat elat, quae nondum ex his, quae promittit deiuti possunt.“ 36) Strype l. c. p. 94: „This he complained of with very rude words to the Queen: Telling her that their Order he could not obey, pretending some Miracles from God to confirm his Doctrine.“ Man vergl. auch Böhme s. a. D. S. 479—483.

Dies geschah und die genfer Kirche sendete den Entwurf der geprüften und verbesserten Artikel der für künftig verbindlichen Kirchenordnung, welche von der Generalversammlung zu Genf am 26. Juni 1568 die Befähigung erlangt hatte, jurä. Es ist nicht anzunehmen, daß Grindal in diesem Falle das Schreibbestimmungsrecht irgendwie beschränkt habe; seine Mitwirkung ist nicht nachgewiesen, wir wissen nur, daß er, als der Entwurf von Genf zurückkam, die Veröffentlichung der Ordnung dringend empfahl. Sie erschien in lateinischer und deutscher Sprache, wurde aber auch lateinisch und englisch³⁷⁾ In der königlichen Druckerlei von Jugg zu London gedruckt. Die Vorrede lautet: Written at London in the Consistory of the Dutch Church, the 18th of Sept. 1568³⁸⁾.

Wie diese Vorgänge freilich wenigstens angedeutet werden, die Amtsbücher eines Bischofs weniger sichtbar werden zu lassen, so sollte es auch bei den übrigen protestantischen Kirchengemeinden, welche Franzosen, Italiener und Spanier in London gegründet hatten, nicht an Zuständen, auf welche Grindal nur trübe Blicke richten konnte. Die französische Gemeinde stammte aus König Eduard's VI. Zeit und auch die italienische Kirche kommt damals³⁹⁾ schon vor. Beide wurden unter der Königin Maria gestört, lehnten aber unter der Elisabeth nach London zurück oder wurden durch andern Zugzug ersetzt. Grindal gewahrte den ständigen Franzosen während der heftigen Protestantenvorfolgung im Kriege mit England 1563 allen möglichen Schutz und Vorbehalt, und hat den Staatssekretär Ceryi besonders, daß er die Franzosen, welche in England Schutz und freie Religionsübung suchten, nicht als Brisen ansehen lassen möchte⁴⁰⁾. Daß dieses Versuch Erfolg gehabt habe, läßt sich um so mehr erwarten, als die Franzosen gern nach England flüchteten und die Mitgliederzahl ihrer Kirche fortwährend mehrte⁴¹⁾. Die Verhältnisse der italienischen und spanischen Kirche sind nicht ganz klar. Ihre Mitglieder waren Italiener und Spanier, größtentheils Handelsleute, welche in den spanischen Niederlanden lebten und von dort der Verfolgungen wegen nach England geflohen waren; doch ist auch zu vermuten, daß einzelne Spanier, welche mit König Philipp, Maria's Gemahl, nach England kamen, Protestanten wurden und sich theils zu einer Gemeinde verbanden, theils zur italienischen Kirche blieben. Die Spanier verarmten den Anfangs, etwa seit 1569, in einem Privathause zum Gottesdienste, wünschten aber

eine Kirche eingeräumt zu erhalten. Sie wendeten sich mit ihrem Prediger Cassiodorus im J. 1560 unter Darlegung der Gründe, weshalb sie den Gebrauch einer öffentlichen Kirche zu wünschen Ursache hätten, an den Bischof Grindal⁴²⁾. Wie er ihren Wünschen entgegen kommen habe, wissen wir nicht. Möglich wäre es, daß Italiener und Spanier eine gemeinschaftliche Kirche erhalten hätten. Gewiß ist nur, daß an jeder der beiden an Mitgliederzahl schwachen Gemeinden⁴³⁾ ein besonderer Prediger angestellt war. Im J. 1568 beiderseits Hieronymus Terlitius und Antonius Gornanus diese Aemter, jener an der italienischen, dieser an der spanischen Kirche. Beide gerietten damals in einen Streit, dessen Verlauf kurz folgender war. Gornanus, aus Sevilla gebürtig, ein Mann nach Grindal's Zeugnis von ganz Kenntnissen, aber sehr hitzig und etwas freischüttigen Geistes, hatte in französischer Sprache ein Flugblatt unter dem Titel *Do operibus Dei* geschrieben und zu Norwich drucken lassen, aber ohne Censur. Diese Umgehung der Druckerlaubnis war Veranlassung, das Flugblatt genauer anzusehen, und da fanden denn Hieronymus Terlitius und die Genossen der italienischen Kirche, daß es Abweichungen von der Lehre Calvin's enthalte. Gornanus wurde darüber zur Rede gestellt und sollte sich vor der italienischen Kirche (deren Mitglied er zugleich war) verantworten. Daß Zugeständnisse, daß das Blatt von Calvin's Kirchenlehre abwich, war von Gornanus nicht zu erwarten, und ebenso wenig konnte der französische Prediger Gornanus oder Goussin flüchtweigend suchen, daß in seiner Gemeinde ein Jedermann zugängliches Blatt verdächtigen Inhalts sich verbreite. So kam der Streit in die Öffentlichkeit und fand, vielleicht auch durch andere Dinge noch, um so reichlichere Nahrung, je heftiger und freischüttiger Gornanus auftrat. Goussin und die Vorsteher der französischen Gemeinde verlangten unbedingt Widerruf und Unterwerfung. Gornanus, dadurch im höchsten Grade beleidigt, verwarf beides und legte sofort bei der Kirche zu Genf Berufung ein. Er schrieb nicht weniger als sieben Briefe an Beza, worin er nicht allein seine Sache verteidigte, sondern auch über Goussin, einige andere Glieder und die ganze Kirchenleitung der französischen Kirche die härtesten Beschuldigungen anschiebte und dabei auch die Kirchen in Saintonge in Frankreich nicht verschonte⁴⁴⁾. Beza mißfiel der hitzige Widerspruch des Gornanus, und er war überhaupt nicht geneigt, die Entscheidung des Streites zu übernehmen. Zum Glück ward

37) Englisch mitgetheilt von Strype 1. c. Appendix p. 45 — 52 unter dem Titel: Propositions or Articles framed for the Use of the Dutch Church in London, and approved by the Church of Geneva. 38) Vergl. Strype 1. c. p. 128 — 132. 39) Ein Zeugnis dafür findet sich in Grindal's Briefe vom 12. Oct. 1566 an den Prediger der französischen Gemeinde Johannes Gornanus (oder Gen Goussin). Strype 1. c. p. 106. 40) Als Grund der Entfernung Strype's sagt Grindal: „And let that be one Means to mitigate God's Ire.“ Strype 1. c. p. 75. 41) Nach einem vorhandenen Namensverzeichnis vom J. 1568 zählte sie damals, wie Strype 1. c. p. 134 angibt, 440 männliche Mitglieder. Die Prediger werden genannt: Jean Goussin, Anthony de Vosschil und Pierre Chastelain.

42) Strype 1. c. p. 47. 43. Cassiodorus verließ um 1563 England und ging nach Deutschland. Strype 1. c. p. 148. 43) Strype 1. c. p. 135 führt an, daß beide Gemeinden im J. 1564 nur 57 männliche Glieder zählten. Darunter gehörten Dr. Cornelio Spirius, Dr. Andrea Riccio Romano, der Walter Cornelio de Visscher, Dr. Werner Baron, Dr. Genier de Longwater u. a. m. 44) „And wrote no less than Seven Letters to Beza, together with an Apology, relating his own Case, and finally accusing not only the French Minister Conila, and divers of the Members of that Church, but the whole Branch of Elders; nay, and the very Churches of Xaintonge in France.“ Strype 1. c. p. 126. In welchen Beziehungen Gornanus zu Saintonge stand, ist nicht angeführt.

er auch von anderer Seite über die Sache unterrichtet. Ein gewisser Gelasius, wie es scheint ein Geistlicher oder sonst eine angesehenere Person aus Genua, hatte sich einige Zeit in London aufgehalten und gehörte gleichfalls zu denen, welche des Corranus übel angesehen waren. Dieser kam damals nach Genua zurück und von ihm erfuhr Beza den wahren Hergang. Beide kamen nun darin überein, daß die Streitsache am sügfichsten dem Bischof Grindal zum Austrage zu überlassen sei. Beza überreichte nun an Grindal die sämtlichen Briefe des Corranus und alle Urkunden erhalten oder von ihm erlassenen Schriftstücke, und empfahl ihm in einer beweglichen Zuschrift die Sache, in welcher er allein besugt sei, Recht zu sprechen. Es ward nun gegen Corranus ein Proceß wegen Verleumdung und Beschimpfung⁴⁵⁾ eingeleitet, die Commission fand ihn schuldig und der Bischof entsetzte ihn seiner Aemter. Während der Verhörer und vor und nach dem Richterpruche erging sich Corranus in vielen Schimpf- und Schmähworten auch gegen die Kirchencommission⁴⁶⁾. Dennoch erhielten seinen Freunden, welche er durch Gelehrsamkeit und Talente selbst bei Hofe erlangt hatte, die Erache der Sache nicht angemessen. Staatssecretär Cecil schrieb an Grindal und ihm bemerlich machend, daß der Richterpruch zu hart sei, bat er ihn, die Streitsache zwischen Corranus und den französischen Predigern so gut wie möglich beizulegen. Grindal, welch immer voll Mäßigung und Milde, war hierzu geneigt, und hatte auch bereits Schritte zu Corranus Wiedereinsetzung gethan. Ein Haupthinderniß war freilich der Vorbach, welcher auf Corranus gegen die Nichtigkeit seiner Lehre lastete, und Unterwerfung wie Anerkennung seines Irrthums wies Corranus jederzeit mit Entrüstung zurück. Da ihm auch die französische Kirche nicht entgegen kam, wozu sie Grund zu haben glaubte⁴⁷⁾, so schwebte die Sache zur Zeit, wo Grindal zum Erzbischof von York gewählt wurde, noch immer. Corranus fand später wieder Verwendung, erlangte zuletzt noch eine Pröbende an der St. Paulskirche zu London und ist erst im J. 1591 gestorben⁴⁸⁾.

So viel Unannehmlichkeiten alle diese Vorgänge den Amtsdürden hinzufügen mochten, so verminderten sie doch Grindals Eifer nicht, bedrängten Glaubensgenossen in der Heimath und Fremde, so oft das Vertrauen ihn zum Beistande anrief, Rath und Trost zu spenden. Es konnte an verschiedenen Beispielen nachgewiesen werden, wie übergeben aber diese Einzelheiten und betrachten nun sein Verhältniß zu den Puritanern oder Non-Conformisten, wie sie ursprünglich hießen. Nach

seiner Stellung in der englischen Hierarchie, treu seinem Suprematide und als aufrichtiger Freund der englischen Kirchenordnung, konnte er nur ein Gegner der Puritaner sein, und dennoch neigte sich sein Herz dem Puritanismus kaum weniger zu als bei irgend einem entchiedenen Puritaner. Darin dürfte kein Widerspruch liegen. Für Grindal war die Religion eine Sache heiligen Ernstes, und die Form, in welcher sie ausgedrückt werden sollte, war ihm nicht gleichgültig. Während der Verbannung hatte er die reformirte oder schweizerische Kirche als diejenige Form kennen gelernt, in welcher das Christenthum sich von papistischen Mißbräuchen, die ja eben Gegenstand der Kirchenverbesserung waren, am weitesten entfernte. Bezüglich er nun mit ihr die englische Kirche, so fand er, daß sich in ihr die Kirchenverbesserung noch nicht in dem Grade, wie in der schweizerischen Kirche, vollzogen habe, und es konnte für seinen durch die Wissenschaft erleuchteten Geist nicht zweifelhaft sein, welcher Kirche er den Vorzug zu geben habe. Unschicklich er sich für die schweizerische Kirche, so mußte er wollen, was eben die Puritaner wollten, und so ward er zum Puritaner. Im Gegentheil nun konnte er sich ebenso wenig der Ansicht verschließen, daß die englische Kirche trotz der katbolisirenden Form ihrer Verfassung ein Schritt zur wieslichen Verbesserung war, daß die äußere Verfassung bestehen könne, auch wenn man den Lehrbegriff zu immer größerer Reinheit bringen wolle, und daß eine Kirchenverbesserung im puritanischen Sinne auf kaum besiegbaren Widerstand stoßen würde. Grindal hatte die englische Kirche unter König Eduard VI. entstehen sehen; er war dabei nicht untheilhaftig gewesen; sie ward unter dem grausamen Regimente der Königin Maria ein durch vieles Blut beglittiges Kleinod des Vaterlandes, so kostbar, um gegen fremdes Gut vertauschbar zu sein. Hatte sie in diesen Begehungen für Grindal Werth, so war sein Festhalten an ihr gerechtfertigt — hier war er Conformist — und die Füglamkeit, welche er — als Puritaner — dem göttlichen Willen gegenüber an den Tag legte, seine Schwäche, sondern ein Beweis christlicher Tugend.

Es ist kaum möglich, ein Urtheil über Grindal zu gewinnen, wie er dem unvermeidlichen Zwiespalt verschiedener Ansichten begegnet sei. Wir haben nur Andeutungen. Es ist nur wahrscheinlich, daß er die Abweichungen von der englischen Kirchenordnung bei der frankfurter Gemeinde gemißbilligt habe; sein Zeugniß läßt erkennen, welche Stellung er bei der straburger Deputation nach Frankfurt einnahm. Wenn er sie nicht eigener Beobachtung verbannte, lernte er puritanische Grundzüge von seinem Freunde For kennen. Nach England zurückgekehrt, vertheilte er keineswegs seinen Puritanismus, als der Aelchtheit begaum. Er hätte die Priesterhebung gern abgelegt, aber für seine Person sagte er sich⁴⁹⁾, ohne diejenigen, welche sie bei Seite

45) „For Corranus had charged them (Genua and Genoa) to be Standers, Suborners of Witnesses, Dealers in Falshood and endowed with the Spirit of Cain.“ *Seype* I. c. 48) *Seype* I. c. p. 147. Grindal hatte er geklagt: „Apparet vos Anglos non solum Civile, sed et Ecclesiasticum bellum gerere contra Hispanos: Civile, capiendi ipsorum naves et pecunias; Ecclesiasticum, in persona mea.“ Die Ekklesiastische Abrechnung abgerechnet, liegt etwas Prophetisches in den Worten. Man denke an die niederländische Flotte. 47) Vergl. *Seype* I. c. p. 148. 48) *Seype* I. l. p. 149.

49) *Seype* I. c. p. 37 sagt: „Our Bishop preached (3. März 1559) agals at Paul's Cross in his Habit, i. e. in his Rochet and Chimero; and so continued to wear them, as often as he preached.“

legen, rigoristisch zu bekämpfen. Bei den Kirchenvisionen, welche anfänglich zum Zweck hatten, die Kirchen von Völlerei, Unkeuschheit, überflüssigen Mänteln, Kreuzen u. s. w. zu säubern, mag er wol viel puritanischen Eifer gezeigt haben⁵⁰). Die Königin Elisabeth, der Meinung, daß der Gottesdienst auch in seinem Äußeren einer unabhängigen Pracht bedürfe, billigte ein so überflüssiges Verfahren nicht. Sie wollte weder das Kreuz, noch das Kerzengestalt auf dem Altare beibehalten wissen, — wie beides in ihrer Hofkapelle zum Bedruss der puritanischen Geistlichkeit nicht entfernt werden durfte⁵¹). — Orgelspiel und Musik erbebe zur Andacht, ein ehrfurchtvolles Zeigen der Ansprechung des Namens Jesu, die Ankleidung und das übrige Ceremoniell gebe der Andacht die nöthige Weihe, und es sei für die kirchlichen Handlungen würdig und anständig, wenn die Geistlichen dabei in der diebeier gewöhnlichen Amtsstracht erscheinen. Sie hoffte dadurch die Katholiken mit den reformatorischen Neuerungen zu versöhnen und im Kirchenwesen überhaupt zu einer nützlichen Gleichförmigkeit, wie die Aete „of uniformity“ gesetzlich vorschreibt, zu gelangen. Erzbischof Warter von Canterbury unterstützte die Königin bei ihren Anordnungen sehr wirksam und forderete strengen Gehorsam. Den Puritaner aber erschien das Werk der Kirchenreinigung nur halb geübt; man fand in den ceremoniellen Gebräuchen nur verworfene Zugeständnisse, welche papistischem Aberglauben gemacht würden; der einfache Gottesdienst sei allein angemessen, wenn man apostolische Zustände in die Kirche zurückführen wolle, und die priesterlichen Kleider seien als papistisch schon

deshalb abzuschaffen, weil ihnen das gemeine Volk geheime Kräfte zuschrieb. Da sie für jede Kirchengemeinde das Recht forderten, in kirchlichen Dingen ihr eigener Gesetzgeber zu sein, so sei die hierarchische Gliederung der Geistlichen unnöthig und als papistisch sammt den Ordinationen durch Bischöfe zu verwerfen. Diese Gegensätze⁵²) traten im Laufe der Zeit, da beide Theile ihre Ansichten festhielten, immer schärfer hervor, und wenn auch den Bischöflichen die Landesregierung und die Autorität einer willenskräftigen Königin zur Seite standen, der Kampf also für sie nicht vergeblich scheitern konnte, so war dennoch die Beharrlichkeit der Puritaner nicht zu besiegen und durch kein Mittel die endliche Entscheidung in die bischöflich-anglicanische und puritanisch-prebiterianische Kirche zu verbinden. Einmal, welcher puritanische Ansichten gleich nach seiner Rückkehr aus Deutschland bei der Königin geltend zu machen suchte⁵³), hatte seiner Stellung gemäß, dem Klerus ein gutes Beispiel zu sein, den königlichen Anordnungen Folge zu leisten, und konnte die Hoffnungen, welche die Puritaner auf ihn setzen mochten, nicht erfüllen. Im ersten Kampfe, während der Verhandlungen der Convocation im J. 1562, verlangten die Bischöflichen zwar nur die Mehrheit einer Stimme, aber hinlänglich genug, um die Aete „of uniformity“ nun zur strengen Ausführung bringen zu lassen. Wie dies geschah, zeigte sich bald in der Wahrnehmung, daß gerade in der Diöcese in London die Befehle der Königin am meisten unvollzogen blieben. Ohne Zweifel hatte daran die große Noth, mit welcher Grindal seine Geistlichkeit ihrer Uebergewaltung wider folgen ließ, nicht weniger verschuldet, als die Drangsale der großen Pest vom J. 1563, welche alles Denken und Sinnen gefangen nahm. Die allgemeine Noth ließ den Gehorsam gegen obenedies unliebbare Verordnungen vergessen und die Obedienz, in ihren Erfolgen getäuscht, erschaffen⁵⁴). Die Königin, keineswegs gemeint, den

50) Strype l. c. p. 25: „In this Visitation they took Care to have all the Utensils, and Instruments of Superstition and Idolatry demolished and destroyed out of the Churches — — —“ „Am Bartholomaeustage 1559 begann zu London „the Burning of Popish Reliques“. Man räumte ab „two great Fires in the Street; wherein were thrown a great Number of Roods, with the Images of John and Mary, and the Resemblances of divers other Saints, — —“ p. 26: „So that from Bartholomewtide, and so forward, within a Month's Time, or less, were destroyed all the Roods, Church-Images, Church-Goods, with Copes, Crosses, Censers, Altar-Cloths, Rood-Cloths, Books, Banner-Staves, Waincoat; with much other such like Gear, in and about London.“ 51) So schrieb Maria Sane (der Sanyer), Bischof von Worcester, am 1. April 1560 an Peter Warter in Strich: „De imaginibus jampidem nonnulli erat controversia. Regia Majestas, non aliam esse a verbo Deo, immo in commodum ecclesiae fore putabat, si imago Christi crucifixi, una cum Maria et Joanne, ut tales, in celeberris Ecclesiis loco poneretur, ubi ad omni populo facillime compleretur. Quidem ex nobis longe aliter judicabat; praetermitti cum omnes omnis generis imagines, in proxima nostra visitatione, idque publica autoritate, non solum sublatas, verum etiam combustas erant: cumque hunc idolo, praeteritis ab ignara et superstitiosa plebe adorato solet adherere.“ Burnet l. c. Tom. III. Collect. of Records p. 296. 396. an Peter Warter am 16. Nov. 1559: „In ceremoniis et larvis passim plurescum ineptitur. Crucis illa argenteo colore nota, male ascripta, adhuc stat in sacro Principis. Me miserum! res ea facile trahitur in exemplum.“ Burnet l. c. p. 292. 392. Sampson an Warter am 5. Jan. 1560: „altaria quidem sunt diruta, et Imagines per totum Regnum. In sola Aula Crucifixi imago cum candelis retinetur.“ — — Burnet l. c. p. 299.

52) Die „Aliquot Maculae, quae in Ecclesia Anglicana adhuc haerent“, welche der Puritaner Laurenceus Gunter im J. 1566 seinen jülicher Freunden besandt mochte, bekräftigt sich bei Burnet l. c. Tom. III. Collect. of Records p. 334. 336. Die in dieser Sammlung befindlichen Briefe von Heeper, Zewel, Oberster, Saech, Sampson, Gera, Gunter, Ortel, Müller, Barletti, Paris, kurz und von den schweizerischen Reformatoren Sustler, Bullinger (seiner bis von Strype mitgetheilten Sendschreiben von Eric und Sander) enthalten zur Geschichte der Puritaner aus namentlich auch des verfallenen Kleidertrages merkwürdige Beiträge. Am 27. Aug. 1566 schrieb er an Wallinger in Strich: „Nos, qui nunc Episcopi sumus (nos dico, qui in Germania et aliis locis ex-laverant) in primo nostro roditu, primum ad ministerium accessimus, dia multumque contendebamus, ut iata de quibus nunc controversatur, proterus amoverentur. Sed cum illud a Regina et Sacerdotibus in comitis regali impetrare non potuimus, communicatio concilis, optimum iudicavimus non deservere Ecclesiae propter ritus non adeo malos, neque per se non inopios, praetermitti cum pura Evangelii doctrina vobis integra et libera maneret.“ Burnet l. c. p. 362. Strype l. c. Appendix p. 19. 54) Strype l. c. p. 96. „Hitherto a the Agreement and Uniformity among the Clergy, in wearing the same Habits, and using the same Rites in Divine Service, was neglected, and especially in London; not a few rejecting the

Ungehorsam zu dulden, erinnerte den Erzbischof Parker an seine Pflicht, und Grindal erhielt die gemessensten Befehle, dem Unwesen Einhalt zu thun. Den Widerwillen seiner Geistlichen kennend, ging Grindal so schonend wie möglich zu Werke, und seinen begünstigenden Vorstellungen gelang es in der That, die Mehrzahl zu bewegen, sich zum Tragen des geistlichen Ernsts in allen Amtshandlungen verstehen und den kirchlichen Verordnungen in allen Stücken Folge leisten zu wollen. Am 24. März 1564 vor den Erzbischof in seine Residenz Lambeth geladen, sollten die Geistlichen ihr Versprechen mit ihrer Namensunterschrift bekräftigen. Von 140 Anwesenden verweigerten einige 30 die Unterschrift und diese wurden mit verschiedenen Strafen, Amtseinstellung, Absetzung, Gefängnis u. s. w. belegt. Mit diesem Vorgange, welcher die Geistlichkeit in große Verstärkung versetzte⁵⁵⁾, war aber die Bewegung keineswegs gestillt, vielmehr im Wachsen begriffen. Die Sache der Puritaner gewann nun unter dem Volke mehr und mehr Anhänger und man ließ das Mißfallen an vermeintlichem Papismus auf verschiedene Weise aus. Kein Bischoflicher durfte sich in Reicherkleidung sehen lassen, ohne Beschimpfung zu werden, und viele Puritaner besuchte die Kirche, wo ein Geistlicher im Ornate predigte. Viele von den Geistlichen hatten ohne Uebereizung unterschrieben und setzten nun offen und verächtlich ihren Widerstand fort, sobald die Untersuchungen nach und nach erneuert werden mußten⁵⁶⁾. Von 108 Geistlichen, welche im Januar 1566 vorgeladen wurden, verweigerten wieder 47 jede Unterschrift. Wer nicht sofort mit Ablegung bestraft wurde, erhielt auf drei Monate Beurlaubung, aber in vielen Fällen ohne Erfolg. Jetzt versuchte Grindal, um den fortwährenden Widerstand zu brechen, ein anderes Mittel. Die schweizerischen Reformatoren waren von den Puritanen fleißig und namentlich auch in Betreff des Kleiderstreites um Rath gefragt worden, und hatten jederzeit Nachgiebigkeit in Dingen empfohlen, welche keineswegs so wichtig seien, daß deshalb, weil sie ihnen anstößig wären, die so nothwendigen und Allen heilsame Einigkeit preis gegeben werden müßte. Ein besonders merkwürdiges Schreibreiben dieser Art hatte Bullinger in Zürich unterm 1. Mai 1566 an die Puritaner Humphrey und Sampson (und zugleich an Grindal) gerichtet. Dieses Schreibreiben, welches ganz gelesen zu werden verdient⁵⁷⁾,

ließ Grindal ohne Angabe des Verfassers im lateinischen Original und in englischer Uebersetzung drucken. Er versprach sich davon guten Erfolg und hatte auch wirklich die Freude, manche von den gemäßigteren Puritanern zum Gehorsam zurückkehren zu sehen⁵⁸⁾. Allein dieser Erfolg war nicht nachhaltig. Humphrey und Sampson (wie ihre Anhänger), denen der Allen Bullinger's verständnißliches Wort hätte empfohlen sein sollen, verharteten in ihrer streng puritanischen Weise. Sie gaben Bullinger im Juli 1566 eine nicht minder merkwürdige Antwort⁵⁹⁾, welche in ihrer ganzen Haltung zu verzeihen scheint, daß der würdige Bullinger von ihnen einen besseren Dank verdient hätte, als ihm ihr Uebereifer zukommen läßt⁶⁰⁾. Grindal mußte sich mehr und mehr

sibi facias conscientiam. Hortor item vos omnes — — — ut probo quique apud se expendat: atra nam re plus aedificavit ecclesiam Christi, si propter ordinem et decorem vestitus natus, ut re indifferenter, et hactenus ad concordiam militatamque ecclesiasticam nonnulli facient; ac vero propter rem vestitiam deserere ecclesiam, occupandum postea, si non a lapsis manifestis, saltem a ministris minus idoneis et bonis? — — — Strype l. c. p. 105 bemerkt: „The Letter was writ with such a Clearness of Reason, such Evidence from Scripture, and in such a fatherly, compassionate Style, that it had a very good Effect upon many that before were ready to leave their Ministry; but having read it, were satisfied.“

58) Grindal antwortete Bullingern am 27. Aug. 1566 (Strype l. c. Appendix p. 19): „Vix credibile est, quantum haec controversia de rebus nihil ecclesiam nostram perturbaret, et adhuc aliqua ex parte perturbat. Multi ex ministris doctoribus videbimus ministerium deseruit. Multi etiam ex plebe constabant consilia de secessione a nobis facienda, et oculis ecclesiasticis cogenda. Sed tamen, Domini benignitate, maxima pars ad saniores mentem rediit. Ad nam rem Literae vestras pietatis et prudentiae plenae, plurimum momentum attulerunt. Nam eas Latine ac Anglicis typis divulgandas curavi. Nonnulli ex ministris, vestro iudicio atque auctoritate permoti, abiecerunt priora consilia da ministerio deserendo. Sed et ex plebe quam plurimi militis sentire coeperunt, postquam intellexerunt nostros ritus a vobis, qui iidem non utimur, nequaquam damnari impletatis: quod ante publicatas vestras Literas nemo illis perussisset. Sunt tamen qui adhuc manent in priori sententia. Et in his D. Humphredus et Sansonus“ etc. — — — „Sed neque adhuc poenitent nos nostri consilii.“ 59) Burnet l. c. p. 331 — 334. „Sie verließen ebenfalls ganz geizig zu werden, darum fügten wir nur folgende auch auf Grindal, kaiserlicher Erziele bei (p. 333): „Nos de Episcopis semper optime sentimus: Horum factum candide interpretem sumus: earum nos illam crucem cum ipsis excoelantes et nunc eundem Christum praedicantes, idem iugum suavitissimum una ferentes ferro non possunt? Cur in carceres conjiciunt? Cur propter vestrem persequuntur? Cur victi ac bonis spoliati? Cur libris publice traduntur? Cur causam malam posteritati, edito scripto commendant? Verterunt etiam in idioma nostrum schedulas aliquot D. Bucer, P. Martyri, et nunc tuas privatas ad nos Literas nobiles latis et inscis in publicum emiserunt. Unde dum eam causam agunt, suum bonorem videntur, nec ecclesiam nostram, nec fratibus suis, nec dignitati tuae, nec seculo acrius consulant.“ 60) Bullinger antwortet ihnen am 10. Sept. 1566 (Burnet l. c. p. 336): „Episcopalem — — — accepimus et legimus, Cuius quidem haec summa est, Vobis per nostram nondum esse satisfactum. Praevideamus hoc futurum, Fratres: — — — Respondere quidem ad vestra objecta possemus, sed volumus utiam novis et nunquam terminandis disputationibus, scriptis vel rixis dare occasionem. — — — Rogati a vobis fraterno amore suavisime,

Orders of the Book. And the Plague of late spreading It self in London, and other Places, the Bishops could not take that Cognizance, and exercise the Discipline requisite for this Purpose.“

55) Ein gleichzeitiges Tagebuch vom Geistlichen Carl (bei Strype l. c. p. 28) bemerkt: „Men's Hearts were tempted and tryed. Great was the Sorrow of most Ministers, and their Mourning, saying, We are killed in the Soul of our Souls for this Pollution of ours. For that we cannot perform in the singleness of our Hearts this our Ministry.“ 56) Strype l. c. p. 104. 57) Ob findet sich bei Burnet l. c. p. 325 — 330. Wir unterlassen, einen dürftigen Auszug zu geben, hierzu wird aber nicht versagen, den Schluß beifügen mittheilen: „Quod superest, nullius ego his conscientiam urgere volo, examinanda propro; monoque, ne quis in hac controversia, ex quolibet,

überzeugen, daß es trügerische Hoffnung war, wenn er durch seine Mittel die Conformität im Kirchenwesen weiterherstellen zu können glaubte. Man könnte fragen, ob es klar vor seiner Seele gestanden habe, daß die Vollziehung der Regierungsgewalt, wie sie die Aufrechterhaltung der Conformität gebot, den Widerstand — nicht etwa hervorgerufen, aber — zu immer größerer Heftigkeit angefaßt habe ⁶¹). Man wollte sich frei bewegen, der Zwang dagegen empürte und erzeugte jene beklagenswerthen Uebel, an denen die damalige Kirche Englands zu leiden hatte. Welche Gefahren mußten aus der freiwilligen oder gebotenen Ergebung ⁶²) so vieler im Augenblick unbezählpbaren geistlichen Knecht für Seelsorge und kirchliches Leben erwachsen? Bot die Vereinigung einzelner Parochien oder die sonstige Aushilfe ⁶³), welche Grindal sich angetragen sein ließ, hinlängliche Sicherheit für jene Gefahren? Richtiger Sinn ging verloren und die Sitten mußten verwildern, wenn manche Gemeinde Wochen und Jahre lang ohne Gottesdienst bleiben mußte, und war es nicht schon ein unermeßbares Uebel, daß die Regierung puritanische heimliche Gottesdienste ⁶⁴), als mit der Staatskirche nicht conform, auszuheben sich genöthigt sah? So wurde am 19. Juni 1567 zu London eine Gesellschaft Puritaner, wofol 100 Personen stark, aufgegriffen, welche Blummershall, angeblich zu Handelspreden, gemeiselt hatte und hier ihre religiösen Versammlungen hielt; 14—15 der eifrigsten Mitglieder setzte

quod nobis seram Domino videbatur ecclesiae fore fructuosum. Diximus nobis quidem videri nullum ad tempus istis vestibus et cum oviculis credidit manere, quam reiectis illis pariter et ecclesias deserere. Uterius progressi non ausus — — — petimusque ut nobis non sitis ingrati — — — „Um den Grafen Bedford schrieb er am 11. Sept. 1566 (Burnet l. c. p. 337) gleichfalls: „Dolorum autem nobis non levem parit, quod epistolam quam privatim ad amicos paucos ea de re dedimus, typis excusam esse fertur, et quod multi nostrum de re illa vestigia indicium ad alia usque extendunt, quae controversa esse tunc credebamus, et quia a nobis nunquam probari poterunt. Et tunc iustissimi doloris causa est, nostri nominis autoritate ipse fratres gravari, quibus consilium et consolationem afferre, potius quam molestiam exhibere studuimus.“

61) Daß er solchen Gefahren Raum geben, wird wahrscheinlich, wenn man das an Grindal gerichtete Gedächtniß vom 6. Febr. 1567 liest (Burnet l. c. p. 341—345), worin Grindal den Staatspunkt des Streites der re puritanischen Sekte und die religiöse Kirche gegen Verleumdungen rechtfertigt. 62) Strype l. c. p. 103: „During this — Suspension, divers Churches were unprovided: And great Clamours were made.“ Bischof Jewel schrieb an Bullinger unter 24. Febr. 1567: „Fratres autem quidam nostri ita ea de re pugnant, ac si in ea omnis nostra religio veraretur. Quae functiones aboleret et ecclesias inanes relinquere malant, quam tantulum de sententia decedere. Nequo aut tunc aut D. Gualtheri doctrinis scriptis aut aliorum piorum virorum monitis moveri voluit.“ 63) Bregl. Strype l. c. p. 106. Bullinger in seinem Briefe an Grindal vom 6. Sept. 1566 erwähnt auch der pluralitatis sacerdotiorum. Burnet l. c. p. 346. 64) Strype l. c. p. 114: (These Puritans), „separated themselves into private Assemblies, meeting together not in Churches, but in private Houses, where had Ministers of their own. — — — And at these assemblies and separate Congregations, they had not only Prayers and Sermons, but the Lord's Supper also sometimes administered. This gave great Offence to the Queen — — —“

man in den „Compter“ gefangen. Die deshalb eingeleitete Untersuchung, reich an merkwürdigen Einzelheiten ⁶⁵), führte zur Gewisheit, daß zwischen Puritanern und Bischoflichen kein Vergleich mehr möglich sei. Verschärfte Maßregeln gegen den Widerstand waren die natürliche Folge einerseits, wie andererseits heftigerer Trotz der klaren Ausruf, daß man die bischöfliche Tyrannie schwer empfinde. Der Kampf gewann immer ausgedehnteren Spielraum und die Puritaner, streng zusammengehalten, richteten seitdem ihre Bemühungen hauptsächlich dahin, wie sie sich als eigene Kirche von den Bischoflichen sondern konnten. Der Verlauf dieser Dinge berührt und nicht weiter. Es wären zwar noch manche Einzelheiten zu erwähnen, welche Grindal's Verfehr mit Puritanern bezeichnen, allein um die Ansicht zu gewinnen, daß unter Bischof auf die Erfolge seiner amtlichen Wirksamkeit in Beziehung auf die Puritaner nicht mit besonderer Freude zurückblicken konnte, bedarf es keiner neuen Beispiele. Die Erfolge stellten sich auch darum in ein ungünstiges Licht, weil die puritanischen Streiftreuen zu papistischen Umtrieben führten. Trotz der feindseligen Gefinnung gegen die Königin Elisabeth genossen die Katholiken damals unter den nöthigen Beschränkungen die möglichste Religionsfreiheit, nur war es ganz in der Ordnung, daß, wer Protestant sein wollte, kein heimlicher Papist sein durfte, und gegen solche heimliche Papisten hatte das Kirchenreglement einzuschreiten. Ihre Zahl war nicht gering, auch unter der Heftigkeit, und hier besonders gefährlich, weil sie mit wirklichem Katholiken in Verbindung blieben und von der Priesterchaft derselben aufgereizt ungehindert die neue Lehre verdrängten, ihre Gefährlichkeit für das Seelenheil vorpiegeln, Schwache und Unversändige zum Abfall verleiten und Ungehorsam gegen kaiserliche Gesetze zur Pflicht machen konnten. Es geschah dies in Wort und Schrift ⁶⁶). Mit nicht geringer Verdrüßung blieben die Katholiken auf den Zwiespalt der Protestanten, Spott und Hohn wurden nicht gespart, die Kleider- und Ceremonienfeinde lächerlich zu machen, und für Manche war es einleuchtend genug, was er vorzuziehen habe, ob die in gerühmter Einigkeit starke katholische Kirche, oder einen Glauben, welcher vollendete Zerrissenheit zur Schau trug. Grindal hatte Gelegenheit genug, auch hier seines Amtes zu warten. Ihm übergeben die Beziehungen, in welche er sich mit Thomas Watson, vormalsigen Bischof von Lincoln, und dem letzten Westminster-Abte John Fecknam setzen mußte ⁶⁷), erwähnen nur beiläufig, daß

65) Man vergleiche, was Strype l. c. p. 115—119 erzählt. 66) Bischof Owen von Winchester schrieb am 17. Juli 1565 an Gualtheri in Zürich: „Nos nostras ita se habent, quod — — — nos intestinas papisticas inimicas insidias. Primitas papistici in publicis custoditis, reliqui axilium adstantes, scriptis quibusdam in vulgus disseminatis, sese in gratiam, non in odium vocant. — — — Controversa nuper de quadratis pileis et superpellicis, inter nos orta, exclamarunt Papistas, non esse quam profitemur, unanimem in religione adem; sed varis non opinionibus duci, nec in una sententia stare posse.“ Burnet l. c. p. 321. 67) Strype l. c. p. 78. 79.

er ein besonderes Augenmerk auf die papistischen Schmäh- und Ereltschriften (z. B. von Thomas Dorman, John Marthal u. a.) richtete, welche offen und geheim im Lande verbreitet wurden, wie nicht weniger die Gegenschriften der Protestanten (z. B. von James Calfeil gegen den Verfasser von „A Treatise of the Cross“ u. a.) behufs der Trüderlaubnis durchzusehen hatte⁶⁸⁾, und gedenken noch besonders des Umstandes, daß mitten in London in einigen Häusern heimlich katholische Messen gelesen und dabei Gelder zur Unterstützung flüchtiger Engländer gesammelt wurden, welche Gründe der Königin waren. Der Geheime Rath erließ deshalb am 11. März 1563 einen Befehl an den Bischof Grindal, die nöthigen Maßregeln zu treffen, damit die heimlichen Messen beendet und die Theilnehmer zur Strafe gezogen werden könnten⁶⁹⁾. Ein anderer heimliche Katholik war Sebastian Westkote, welcher an der S. Paulskirche zu London eine unter Domberrnenfelle besessene und als Master of the Choristers den Gesangsunterricht zu leisten hatte. Schon bei der Visitation im April 1563 des Bapismus verdächtig befunden, erhielt er von Grindal Befehl; allein die Klagen, daß er am hell. Abendmahl seinen Theil nehme, die Transubstantiation glaube und andere Irthümer hege, erneuerten sich, und Grindal sprach im Juli 1563 die Excommunication aus. Westkotes Gönner, Lord Robert Dudley, Graf von Leicester, rügte diesen bischöflichen Eifer als unzeitig und schädlich, worauf Grindal für nöthig hielt, sein Verfahren in aller Unschwiebigkeit zu rechtfertigen⁷⁰⁾. Es war in damaliger Zeit nicht ungewöhnlich, daß Katholiken von Rang, Leuten und Gelehrten, als Angekündigte, in der Verhaftung des Bischofs ein anfängliches Gefängnis erhielten, meist in der Absicht, daß sie im Umgange mit dem Bischofe Belehrung finden und sich bekehren lassen möchten⁷¹⁾. Solche unliebsame Gäste hatte Grindal mehr

malß zu beherbergen, unter anderen den bereits erwähnten Bischof Dr. Watson im J. 1563, ferner im J. 1569 den Ritter John Southworth aus Lancaster und einen irischen Geistlichen, Namens Wolerd; ingleichen den Geheimen Rath der Königin Maria Stuart, John Leslie, Bischof von Ross, und den Schiedsrichter William Hare⁷²⁾. Southworth, schon ein Jahr früher vom Erzbischof Parker wegen Beherbergung und Unterstützung papistischer Priester zur Verantwortung gezogen und wegen seiner Auslassungen gegen Kirche und Staat einige Zeit in Gefangenschaft gesetzt, hatte sich einer staatsgefährlichen Verbindung von Katholiken angeschlossen, welche in Barb. wo sie als angelegliche Baderäste erschienen, heimliche Zusammenkünfte hielten und behufs der Wiederherstellung des Katholicismus eine Verschwörung einleiteten. Obwohl der Staatssekreter Ceryl von diesen Untheten durch Thomas Churchyard, als Soldat und Dichter damals in einigem Rufe, in Kenntniß gesetzt worden war, so geschah doch vorläufig weiter nichts, als daß Southworth von Neuem gefangen und unter Grindals Bewachung gestellt wurde. Im Geheimen beförderte auch Bischof Leslie die Pläne der Verschwörer, und zu ihren eifrigsten Willkürern zählten die Freunde und Anverwandten des vormaligen Bischofs Boner, welcher selbst der Bewegung nicht fern gestanden haben soll, aber noch, ehe der Auffstand losbrach, am 5. Sept. 1569 farb. Bei diesem Todesfalle gab Grindal einen Beweis seines milden und verständlichen Sinnes⁷³⁾. Boner war im Banne gestorben und konnte nach Kirchenbrauch nicht in

68) Strype l. c. p. 111. 112. Dorman schrieb besonders gegen den Bischof Jewel von Salisbury und Alexander Nowel, Erzbischof in S. Paul, verheißt wieder die Königin gegen Dorman's Schmähreden. Inselst beschränkte Calfeil's Schrift gegen die „Treatise of the Cross“ und liatte blosse Grindal befragt an, ob er zu Calfeil's Schrift die Trüderlaubnis gegeben habe. Unter den damaligen, die englische Reformation betreffenden Streitschriften sind die von Hieronymus Clorius, Walter Hutton, Bischof Leslie, Wilhelm Keshall, Thomas Gorting, Wallinger n. a. besonders wichtig. Vergl. Böhmke a. a. O. S. 419—428. 430. 431.

69) Strype l. c. p. 66 und Appendix p. 6. In dem Briefe heißt es: „The Queen's Majesty, understanding by divers credible Means, that there be sundry Conventicles of evil disposed Subjects: which — — — do obstinately not only refuse to obey the Laws of the Realm, provided for Maintenance of Order in Religion, by using to have the private Mass and other superstitious Ceremonies celebrated in their Houses; but also to make secret Collections of Money: Which they send out of the Realm to the Maintennances of such as are notoriously known Enemies to the Authority of the Queen and Her Crowne.“

70) Strype l. c. p. 76—78. Unter den Gründen seines Verfahrens legt Grindal besonders darauf Gewicht, daß „committed unto him the Education of the Choristers, or Singing Children; he remanolog therefore in the Misd he doth, with what Conscience can I commit Youth to his Instruction?“

71) Strype l. c. p. 140.

72) Vergl. Strype l. c. p. 78. 138. 139. 140. 150. 151. Den Southworth's Schrift Grindal an Ceryl: „He was altogether Unlearned, carried with a blind Zeal without knowledge. And that his principal Grounds were, That he would follow the Faith of his Fathers, and that he would die in the Faith wherein he was Baptized, and such like.“ Er wollte bei Hofe angeheft sein „but the Queen did not need such Servants.“ bemerkt Strype l. c. p. 139. Den Bischof Leslie nahm Grindal höchst ungern an; er meinte: „surely I think it were Good that such as deserve to be committed, should be sent ad custodiam publica.“ Mit Walter Gort war er besser zufrieden, er sei, bemerkt er von ihm, „very courteous and charitable; he could not yet persuade him (in Religion's sake); although always, that he was not yet satisfied in Conscience.“ u. i. v. Strype l. c. p. 151.

73) Am 9. Sept. 1569 schrieb er an den Staatssekreter Ceryl: „The sayd D. Boner had stand Excommunicate by a Sentence in the Arches eight or nine Years, and never desired Absolution. Wherefore by the Law, Christian Sepulture might have ben denyed him: But we thought not good to deal so rigorously, and therefore permitted him to be buried in S. Georges Churchyard: And the same to be doone net to the Day solemnely, but in the Nights prively.“ Und drei und zwei Wochen. „One was, I heard that divers of his Popish Counters and Friends in London assembled themselves, intending to honour his Funerall so much as they cowide: Of which Honour such a Personage was not worthy, and especially in three Days. Another was, for that I feared, that the People of the City (to whom Boner in his Life was most odious) if they had seen flocking of Papists about his Coffin, the same being wel decked and covered, etc. they wolde have ben moved with Indignation; and so some Quarrells and Tmalte might have ensued thereupon. By his Night Burial both the Inconveniences have ben avoyded, and the same generally here wel lyked.“ Strype l. c. p. 141.

geweihte Erde begraben werden. Grindal wollte aber nicht so streng verfahren, sondern schlug vor, daß der Verstorbene aus dem S. Georgskirchhofe der Pfarochie, wo das Gefängniß Marthallen, Boners Aufenthaltsort, stand, bei stiller Nacht beigesetzt werden möchte. Grindal wollte dadurch sowohl die dem Verstorbenen von seinen Freunden zugebunden Ehren abmildern, als auch mögliche Aufkäufe des immer noch erlärnten Böbels verhüten. Wahrscheinlich drang Grindal's Meinung nicht durch, denn es wird berichtet, Boner sei in loco latronum et scuriorum sepulturae destinato coemeterio videlicet Barkingtoni begraben worden⁷⁴⁾.

Auch die Universitäten, damals noch sehr verfallen⁷⁵⁾, hegten den Katholicismus im Geheimen. An sich schon begünstigten ihre Zusammenkunft, ihre Einrichtungen und der Universitätsbrauch im Allgemeinen viel katholisches Wesen, und in den verschiedenen von einander fast unabhängigen Collegien ließen sich ungehört puritanische wie papistische Grundbälle der empfindlichen Jugend einpflanzen. Im Leib-Christcollegium zu Oxford, wo man einen Papisten zum Vorsteher gewählt hatte, mußte der von der Königin ernannte Cole mit Gewalt eingestuft werden. Andere Unregelmäßigkeiten kamen im Neuen Collegium und in Winchester vor⁷⁶⁾. In Cambridge gab das Königscollegium im J. 1569 zu vielen Klagen Veranlassung. Hier war Dr. Baker Vorsteher, welcher nicht allein den Papismus begünstigte, sondern sich auch so vieler Unvorsorglichkeiten und Unethischen an anderer Art schuldig gemacht hatte, daß er nach langer Untersuchung abgesetzt wurde. Grindal hatte hier nicht von Amtswegen einzuschreiten, aber als Theolog von Geltung und Ansehen eine entscheidende Stimme⁷⁷⁾, die er gern erhob, wenn es zum

Besten der Universitäten, seiner Neblinge unter den Staatsausfällen, geschehen konnte.

Eine nicht geringere Aufmerksamkeit erforderten auch die katholischen Druckschriften, an denen es nicht mangelte, obwohl die Presse damals schlecht bestellt war⁷⁸⁾. Sie hatten nicht allein die Vertheidigung und Wiederherstellung des alten Glaubens zum Gegenstande, sondern predigten auch offenen Widerstand gegen alle Ketzerei in aufreißender Sprache. Im Besitze solcher Schriften zu sein, kam ein in London schriftstellerschneider, Namens John Stow⁷⁹⁾, in dringenden Verdict. Er hatte zum Behuf der Geschichte, die er schreiben wollte, eine Menge alterthümlicher Schriften über London und England überhaupt gesammelt und dabei auch der päpstlichen Bücher nicht vergessen. Dies schien andere Zwecke voraussetzen zu sollen. Sobald der Geheim Rath davon erfuhr, beauftragte er sofort den Bischof Grindal, bei Stow Hausdurchsuchung thun und alle papistischen Bücher wegnehmen zu lassen. Dies geschah am 21. Febr. 1578 und man fand in der That außer Handschriften und alten Drucken in alienalischer Sprache geschriebener Werke hilsrischen und andern Inhalts auch einen beträchtlichen Vorrath jener verdächtigen Bücher, deren man habhaft zu werden wünschte. Dr. Bates, Archidiacon von London, verglich diese Bücher und berichtete zugleich an Grindal, daß Stow „a great Fautor of Papistry“ sei. Dieses Verdict⁸⁰⁾ sendete Grindal an den Geheimen Rath. Ob die Verdictnahme weitere Folgen gehabt habe, wird nicht berichtet.

Die hießartigen Mittheilungen werden genügen, um den Leser erkennen zu lassen, daß dem Bischofe Grindal in London ein rechtshches Maß Arbeit beschiden war. Wer die an sich unbedeutenden Einzelheiten, zumelst in ihrer Glaubwürdigkeit durch gleichzeitige Zeugnisse gestützt, in ihrem Zusammenhange als Kennzeichen des Geistes jener Zeit gelten lassen will, wird als Ergebniß der Betrachtung begreifflich finden, wie ein Mann von Grindal's Wissenschaft und Bildung, Wohlwollen, Mäßigung und wahrhafter Toleranz dazu kommen konnte, die Nacht

74) Godwin De Praesulibus Angliae comment. l. p. 251. Strype l. c. p. 142 fagt: „But however, as it was well observed at that Time, concerning Boner's Burial, he was buried among Thieves and Murderers, carried to the Grave with Confusion and Derision of Men and Women: And his Grave was stamped and trampled upon, after he was laid into it. And that was all the Persecution he suffered.“ 75) Die byzant. Streit in seinem Briefe vom 22. Mai 1569 an Bulliart: „Academiae nostrae ita afflictae sunt, et perditae, ut Oxonii vix duo sint, qui sobrietas sentiant, et isti ipsi ita subjecti et fracti, ut nihil possint. Ita Soto fratricida, et alius, necio quis, Hispanus Monachus, omnia eis, quae D. Petrus Martyr pulcherrime plantaverat, everterunt a radicibus, et vineam Domini redegerunt solitudinem. Vix credas tantum vastitatem afferri potuisse tam parvo tempore.“ Burnet l. c. p. 268. Des gleichen schrieb er am 28. April 1569 an P. Martyr: „Interius de scholis et eura literarum magnum ubique silegium.“ Burnet l. c. p. 273. Und wiederum am 1. Aug. 1569: „Interius in Academiis mare est ubique solitudo.“ Burnet l. c. p. 276. Nach am 2. Nov. 1569 schreibt er: „Hoc tantum possum affirmare, neminem adhuc delectum esse, qui Oxonia docere sciret littera.“ — Nihil est bodie illa Schola desperatior.“ Burnet l. c. p. 289. 76) Strype l. c. p. 133. Grindal bemerke damals: „If by some extraordinary ready Means that House and School be not purged, those Godly Foundations shall be but a Nursery of Adder's Brood, to Poison the Church of Christ.“ 77) Grindal schrieb an Cret von Dr. Baker: „that all his Study was to oppress Learning and Religion“, und sagt hien: „Truly it grieveth my Heart, that such an ho-

nourable Foundation should be so abused. I pray you be a Mean one day, that it may be Reformed.“ Strype l. c. p. 143.

78) Als Bischof Jewel seine berühmte Apologie de mutata religione et discessione ab ecclesia Romana an Peter Martyr sendete, schrieb er ihm, sich entschuldigend: „Eum ego librum, etsi dignum non est qui mittatur tam procul, tamen ad te mitto. Est apud nos excedentior: tanta est typographorum nostrorum negligentia.“ Brief vom 7. Febr. 1562 bei Burnet l. c. p. 302—304.

79) Von seinen gedruckten Schriften kennt Strype noch bungen die „Chronicle“, „Summery“ und sein „Survey of London“. Er stierb im J. 56 66 365. Man vergl. Strype l. c. p. 124. 125. 80) Mittheilung von Strype l. c. Appendix p. 43—45. Grindal's Werken Abhandlungen von Thomas Gresham, Ebediad, Bischof Bonner (Boor), Thomas Forman, Bischof Stephan Garsior, Dr. Smith, John Rolfe u. a., Privilegien und Comites von Roger Chyworth, Dr. Watson, Cardinal Percein, Bonner, Fecdenham, Brevels u. a., Heilungsgeschichten, aber auch Stow's eigene Sammlungen zu seiner Chronik in Handschrift, die er aber ohne Zweifel zurückgehalten hat, da bis zum J. 1578 2 Theile seiner „History of England“ gedruckt erschienen.

seiner hohen Stellung immer mehr lieben zu lernen, und geneigt zu werden, der Bevormundung als natürlichem Ausfluß jener Macht einen immer größeren Spielraum zu verstaten. Ein gleiches Ergebnis zeigt sich, wenn wir nun Grindal auf ein anderes Feld seiner Thätigkeit begleiten. Am 26. Juni 1568 war Thomas Young, Erzbischof von York, gestorben⁸¹⁾. Sein Nachfolger zu werden lag seinem Bewerber näher am Herzen, als dem Bruder des Herzogs von Norfolk, dem Lord Heinrich Howard, einem Manne von vieler Gelehrsamkeit und geistlicher Begabung, welcher wol in Frage kommen konnte, wenn er nicht ein Katholik gewesen wäre. Seine Erhebung zum Erzbischof von York und einen glücklichen Ausgang der eingeleiteten Empörungen hätten die Katholiken als unfehlbaren Sieg jener verurtheilen. Dulle vom J. 1569 ansehen können, welche Papst Pius V. unbesonnen gegen die Königin Elisabeth, sie zu verderben, schiederte. Beides schlug fehl. Es war keine Empfehlung für Howard, wenn seine Glaubensgenossen die Wägen gegen die Königin ergriffen, welcher der neugeählte Erzbischof den Suprematid zu leisten hatte. Ebenso wenig durfte durch Howards Erhebung dem Aufstande irgend eine moralische Stütze verliehen werden, welche die Hoffnung auf Sieg stärkte. Wenn die Königin ohne den Aufstand vielleicht für Howard gestimmt hätte, so konnte er jetzt nicht mehr in Frage kommen. Staatssecretär Cecil richtete daher sein Augenmerk auf Bischof Grindal, welcher auch vom Erzbischofe Parker als die geeignetste Person für York empfohlen wurde. Nur scheint Parker's Empfehlung nicht der reine Ausdruck wohlwollender Ueberzeugung gewesen zu sein. Wenn er meinte, Grindal sei als Bischof von London in Sachen der kirchlichen Conformität nicht entschlossen und streng genug gegen Geistliche und Laien gewesen⁸²⁾, so konnte er nicht wol annehmen, daß er das Erzbisthum York besser verwalten werde; er mag also seine Berührung aus anderen Gründen gewünscht haben. Sie lassen sich nicht bezeichnen, liegen aber nahe genug, wenn es zu vermuthen erlaubt ist, Grindal habe sich bei der Selbständigkeit seines Charakters den hierarchischen Befehlen gegenüber nicht so willfährig gezeigt, als Parker von seinem untergebenen Klerus forderte. Dies mag dahin gestellt sein. Grindal's Ernennung erfolgte erst im December 1569 und seine Befähigung verzögerte sich bis zum 9. Juni 1570. Bald nachher warf ihn ein Fieberanfall auf das Krankenlager, so daß er erst im August d. J. nach York abreisen konnte. In der Zwischenzeit beschäftigten ihn noch zwei wichtige Angelegenheiten. Die eine betraf das sogenannte Savoy-Hospital, welches durch

able Verwaltung des Borshebers Thomas Thurland in gänzlichen Verfall gerathen war. Grindal beantragte zur Untersuchung eine königliche Commission. Die belästigendsten Mißbräuche kamen zu Tage und am 29. Juli 1570 ward Thurland's Absetzung ausgesprochen. Seine Wiederereignung, vier Jahre später, konnte Grindal, dringender Vorstellungen ungeachtet, nicht hindern⁸³⁾. Die andere Angelegenheit war ein erneuerter Versuch, die Fortschritte der puritanischen Bewegung zu hemmen. Die Puritaner, jetzt nicht mehr bloß darauf beschränkt, die Priesterkleider und einige Ceremonien anständig zu finden, sondern völlig überzeugt, daß die ganze hierarchische Verfassung der englischen Kirche fallen müsse, wenn eine Kirche mit apostolischen Einrichtungen möglich werden solle, hatten in Thomas Cartwright, Professor am Trinity-College zu Cambridge, einen ebenso gelehrten als eifrigen Vertreter ihrer Sache gefunden. Da er offen seine Lehre in Wort und Schrift⁸⁴⁾ ausbreitete und namentlich unter der studirenden Jugend viele Anhänger fand, so sah sich Grindal veranlaßt, gegen diese gefährlichen Neuerungen, die ja auch seine eigene Stellung bedrohten, Bedenken zu erheben. Er überlieferte dem Staatssecretär Cecil (Lord Burghley), als Universitätskanzler, Cartwright's Schriftsätze und schrieb ihm unter dem 24. Juni 1570, wie er wünsche, daß Cartwright und seinen Anhängern Stillschweigen auferlegt und ihnen angedeutet werden möchte, bei Verlaß ihrer Stellen und Strafe der Absetzung, auch Entfernung von der Universität zur „conformity“ zurückzukehren. Auch sagte er hinzu, daß man Cartwright die nachgeschickte theologische Doctorwürde verweigern möge⁸⁵⁾. Während diese Angelegenheit ihren

83) Vergl. *Syrpe* l. c. p. 158—161. Die Klagequelle findet ebenfalls Appendix p. 56—57 mitgetheilt. In der Zuschrift vom 26. April 1574 an Lord Burghley nennt Grindal diese Wiedereingekung „a pitiful Case“, und fügt hinzu: „I moved her Majesty in it at my last beag at the Parliament; praying her Majesty to remember, that it was her Grandfathers Foundation (das Savoy-Hospital), and that it was the Case of the Poor, and therefore Christ's own Cause“. Her Highness was then resolutely determined, that Thurland should ever be restored to that Room any more.“ Er empfahl zu dieser Stelle den Kaplan Wickham. *Syrpe* l. c. p. 160.

84) Cartwright's Sätze, welche der puritanischen Kirchenverfassung zu Grunde gelegt waren, sind zu lesen bei *Sydney* a. d. S. 486, 488—491. Vergl. *Syrpe* l. c. p. 162, 163. 85) Grindal schrieb am 24. Juni 1570 an Cecil (Syrpe l. c. p. 162): Cartwright „maketh in his Lectures daily Iovections against the Extern Policy and Distinction of States, in the Ecclesiastical Government of this Realm.“ — „The Youth of the University, which is at this time very toward in Learning, doth frequent his Lectures in great Numbers; and therefore in danger to be poisoned by him with Love of Contention and Likening of Novelties: And so become hereafter, not only unprofitable, but also hurtful to the Church.“ Er empfiehlt, der Staatskanzler möge „to command the said Cartwright, and all his adherents to Silence, both in Schools and Public: And afterward, upon Examining and Hearing the Matters past, before him and some of the Heads, or all, either to reduce the Offenders to Conformity, or to proceed to their Punishment.“ — „And also, that the Vice-chancellor do not suffer the said Cartwright to proceed Dr. of Divinity at this Commencement, which he now saith for, For, besides the Singularity above rehearsed, the said Cartwright is not conformable in his Apparel.“ — — —

81) *Godwini De Praesent. Angliae* com. II. p. 88. 82) *Syrpe* l. c. p. 158 fagt, daß Parker „rockwood him not revolute and severe enough for the Government of London, since many of the Molesters and People thereof (notwithstanding all his Falses) still leaned much to their former Prejudices against the Ecclesiastical Constitution.“ In York war, wie Parker hinzusetzt, „a heady and stout People; Wily, but yet able to be dealt with by good Governance, as long as Laws could be executed, and Men backed.“

fernen Verlauf nahm und trotzdem, das Gezei möglichste Schonung und Milde bei der Verhandlung dringend empfahl, sich endlich mit Gattungsrecht Abweisung vollzog, ging Grindal in sein Erzbischöflich Vor, wo er zunächst in Camwood und später in Bishopstrop seine Residenz aufschlug. Die Reformation fand hier noch in ihren Anfängen. Die Vornehmen zeigten viel Widerwillen gegen dieselbe und unter dem Volke gab es eine Menge Papisten. Die Heiligentage und Fasten, der Rosenkranz und viele papistische Gebräuche waren noch nicht abgeschafft. Sehr unwissend, besserer Belehrung schwer zugänglich und hartnäckig im Beharren gewohnter Irrthümer, so fand Grindal das Volk ⁹⁰). Sein nächstes Augenmerk richtete er auf die Neubildung erledigter Kirchenämter und auf die Herstellung eines der Kirchenordnung gemäßen Gottesdienstes. Zur Abhaltung der Kirchensynodien bestellte er eine besondere Commission, welche zunächst die Befestigung der noch häufig erhaltenen sogenannten Woodholes (ausstencula, Stand-Christbilder oder Christbilder-Hallen) und traf einige dringende Anordnungen für die Kirchen und Geistlichen im Vorher Archidiaconate ⁹¹). Zum Gebrauche für die anzustellenden Visitatoren überreichte ihm Grindal'sch Vorher im August 1571 ein besonderes über quorundam Canonum disciplinae Ecclesiae Anglicanae ⁹²). Da den darin befindlichen, auf einer Synode zu Canterbury neulich erst vereinbarten Beschlüssen die Befähigung der Königin fehlte, so trug Grindal Bedenken, dieselben zur Richtschnur zu nehmen ⁹³). Besser hätte fürchte er weniger das „Premunire“, als die Verornungung, welche Vorher gegen ihn, den gleichberechtigten, aber nicht unter ihm stehenden Kirchenfürsten bilden ließ. Uebrigens waren die kirchlichen Zustände in Vorher mit denen in Canterbury zu wenig übereinstimmend, um jene „canones“ als maßgebend für beide Kirchen zu betrachten. Grund genug für Grindal, sich seine Selbständigkeit zu bewahren. Er gab daher für seine Kirche eigene disciplinarische Vorschriften und lasse sie in 25 Artikeln für den Clerus und

für die Laien zusammen ⁹⁴). Sie sind den damaligen Verhältnissen angemessen, mit Sorgfalt und Vorbedacht erwogen, und lassen erkennen, daß Grindal das Reformationswerk in Vorher fast neu zu beginnen hatte; die Mehrzahl der Bestimmungen betraf die Abschaffung und Befestigung katholischer Einrichtungen und Gebräuche. Damit Nicmand Unwissenheit vorschützen könnte, sollten die Artikel der Religion jährlich zweimal, die kirchlichen Verordnungen der Königin jedes Quartal einmal und die erzbischöflichen Bescheide in jedem Halbjahre einmal an bestimmten Sonntagen verlesen werden. Er sorgte für den nöthigen Religionsunterricht, denn es sollte Nicmand communiciren dürfen oder getraut werden können, der nicht den Katechismus, die zehn Gebote und das Vaterunser herzusagen wisse. Dem Religionsunterrichte ward Alexander Rowell's Katechismus, welchen die Synode vom J. 1562 gebilligt hatte, zu Grunde gelegt. Auch dem Domcapitel zu Vorher erstellte er im J. 1572 Bescheide, die Reformation nach einer Instruction in 15 Artikeln vorzunehmen ⁹⁵). Für die Kathedralkirche entwarf er einen besonderen Ordre perpetuus pro concionibus in Ecclesiis, welcher die 1685 Gültigkeit hatte ⁹⁶). Da er die Kirchenämter nur mit tüchtigen Männern bezeugen wollte, so wies er Unwissende entschieden zurück ⁹⁷). Er überwachte die Ausübung des Rechts, Pfarrämter zu belegen, in freitigen Fällen ⁹⁸), nahm seine Geistlichen, besonders die geringen Einkommenden, wenn sie den damals beliebten Strafgelehrer-Gr

⁹⁰) Sie sind auszüglich mitgetheilt von Strype I. c. p. 167 — 169. Da heißt es z. B.: „The Articles of Religion to be read Twice every Year; viz. on some Sunday within a Month after Easter and Michaelmas.“ „The Queen's Injunctions to be read in time of Divine Service, in Churches and Chapels once every Quarter; and the Archbishop's Injunctions once every half Year.“ „None to be admitted to the Communion, being above 14 Years old, that could not say by Heart the Ten Commandments, and Lord's Prayer; nor none being 14 Years old and upwards, that could not say by Heart the Catechism.“ „That they (die Pfarrer) should Marry no Person, nor ask the Banns of Matrimony of any; unless they could say the Catechism by Heart, or would recite the same to the Minister“ u. s. w.

⁹¹) Ebenfalls im Wesentlichen mitgetheilt bei Strype I. c. p. 169. Unter anderem: „The old Statutes to be revised: And those abolished that were either not necessary, superfluous or unprofitable. And the rest drawn into a Book, to be confirmed and read in the Chapter-House four times a Year.“ „The Praeceptor or his Deputy, and the Master of the Choristers, to provide, that the Choristers should be virtuously brought up in the Principles of Religion; and to be examined thrice every Quarter of a Year in the English Catechism, now lately set forth and enlarged.“ ⁹²) Strype I. c. p. 170.

⁹³) Strype erzählt I. c. p. 184 einen solchen Fall, welchen wir als Garriusum mittheilen wollen. Ein geistlicher William Ireland hatte um das Rectoral (Pfarramt) in Garsill angehalten. „In his Presentation were these words Vesti humilis et obediens: Which the Chaplain (der Examinator) required him to construe, to understand his Ability in Latin. But he expounded them, Your Humbleness and Obedience. The Chaplain asked him again, who brought up the People of Israel out of Egypt? He answered, King Saul. And being asked, who was first Circumcised, he could not answer. Wherefore the Archbishop rejected him.“ ⁹⁴) Strype I. c. p. 171 — 173.

⁸⁶) Am 29. Aug. 1570 schrieb er an Grev: „I am informed, that the greatest part of our Gentlemen are not well affected to Godly Religion, and that among the People there are many Remnants of the old. They keep Holydays and Fasts abrogated. They offer Money, Eggs etc. at the Burial of their Dead. They pray Beads etc. So as this seems to be as it were another Church, rather than a Member of the rest.“ „An ihre Worte habe er drei eitle Eigenschaften bemerkt: „Great Ignorance, much Dulness to conceive better Instruction, and great Sufficiency to return their wanted Errors. I will labour as much as I can to cure every of these, committing the Success to God.“ Strype I. c. p. 164. ⁸⁷) Brgl. Strype I. c. p. 164. ⁸⁸) „which is still extant in Sparrow's Collection“ bemerkt Strype I. c. p. 166. ⁸⁹) Er schrieb an Vorher (Strype I. c.): „that he stood in doubt, whether the Articles contained in it had Vigorem legis; and whether they had been either concluded upon in a Synod, and after Ratified by her Majesty's Royal Assent in scriptis, or else were confirmed by Act of Parliament.“ In Betreff der mündlichen Zustimmung der Königin bemerkt Grindal: „Fines Words by away as Wind and would not serve us, if we were implicated in a Case of Premunire“ (Estrafe der Wäuerlichkeit, wenn Escheibschäffe ohne förmliche Befähigung geteilt gemacht werden). E. Strype I. c.

preffungen ausgefchloffen waren, kräftig in Schutz⁹⁵⁾, und verlagte seine Fürsprache auch den armen Kandlebewohnern nicht, wenn sie in ihrem Nahrungserwerbe verlagert werden sollten⁹⁶⁾. Auf sein dringendes Ansuchen ward die königliche Kirchencommission für die Erzbischöfliche Diözese von der bergesetzt⁹⁷⁾. Sie unterstützte ihn wirksam in seinem Kirchenregimente und daß ihm in Henry, Earl von Huntingdon, dem Vizepräsidenten des Nordens von England, mit dem er die Regierungsforgen zu theilen hatte, ein treuer Freund beiseiten war, rechnete er zu den seltenen Gründen irdischen Glückes⁹⁸⁾. Und in der That stand Grindal jetzt auf der Höhe des Lebens. Die wohlwollende Gnade seiner Königin, die hohe Erleuchtung seiner Würde, die Hochachtung, welche die Ersten des Reiches ihm schenken, die glücklichen Erfolge seiner Wirksamkeit⁹⁹⁾, das Vertrauen, welches ihm von vielen Seiten entgegen kam, auf das Alles durfte Grindal mit Verschönerung blicken, aber sein demüthig zu sein und sich im Glück nicht zu überheben erinnerten ihn öfter Körperleiden¹⁰⁰⁾ und was er sich selbst sagte, daß aller menschlichen Arbeit die Zeichen der Mangelhaftigkeit aufgedrückt sind. Denn, wenn die scheinbaren Zustände damals kaum anderswo in England so befriedigend waren, als in der Erzbischöflichen Diözese, wenn die Zahl der Katholiken sich von Tag zu Tag minderte¹⁰¹⁾, wenn die

Puritaner hier weniger als anderswärts Gelegenheit nahmen, die Gemüther zu demüthigen¹⁰²⁾, so sollte Grindal doch bald die Unbehaglichkeit der Dinge kennen lernen, als die puritanischen Bewegungen im Süden des Reichs ihren Einfluß auch auf den Norden zu äußern anfingen. Die Puritaner hatten im J. 1572 zu Wandsworth in der Grafenschaft Surrey ein eigenes presbyterianisches Kirchenregiment aufgerichtet und sich thatsächlich von der bischöflichen Landeskirche getrennt; sie hatten ihre „Disciplina“ in Druck ausgeben lassen und durch diese und andere Schritte die Oberhoheit der Königin in empfindlicher Weise angegriffen. Die Königin, den Puritanern niemals geneigt, erließ nun die Proclamation vom 20. Oct. 1573, worin sie durch den Geheimen Rath die Bischöfe für den Ungehorsam verantwortlich machen und zu Grindals großem Schmerz ausprechen ließ, daß die Bischöfe allein die Schuld trügen, wenn die „uniformity“ der Kirche in ihrem Reiche immer noch nicht zu Stande gekommen sei¹⁰³⁾. Von königlichem Standpunkte aus wol begreiflich war der Vorwurf in seiner Allgemeinheit kaum zureichend. Grindal konnte mit einigem Recht auf den tiefen kirchlichen Frieden in seiner Diözese hinweisen; allein dieser Friede war nur die wohlthätige Frucht seiner erzbischöflichen Toleranz. Jetzt sollte er in die Lage kommen, um dieses Friedens willen die Uebergriffe puritanischer Eiferer strafsen zu müssen. Der Puritaner Cometh, ein Kake in geistlichem Amte, was er eine Reihe von Jahren ungehört hatte ausüben dürfen, war verschiedener Drückungsgebräuchen angeklagt. Als er deshalb vor die Kirchencommission gerufen wurde, nahmen die Puritaner sich seiner an, und es zeigte sich, daß sie mehr verlangten als bloß geduldet zu sein. Cometh entbotete sich nicht, verleumdende Briefe über Grindal in die Welt zu lassen und sein Verfahren gegen ihn und die Puritaner mit der spanischen Inquisition zu vergleichen. Er wurde bekräftigt und Grindal hat den Erzbischof Parker, Cometh's Begnadigung bei der Königin möglichst zu hindern¹⁰⁴⁾. Es wird nicht nöthig sein, noch andere Beweise beizubringen, um daraus die Ueberzeugung zu schöpfen, daß Grindal die hohe Stellung nicht unwerthig einnahm, und daß er in seinem Stande unter den Zeit

95) Die Königin hatte den Baronfornäger verhaftet, zu ihrem Willen sie vom Aircus „under presence of Concealment of Lands and Rents given for Supererogation Uses“ vernichten Strafgeleit einzutreiben. Da hielten große Unzufriedenheiten vor. So trafen sich Grindal am 25. Juni 1573 darüber. Er sprach, er wolle die Berechnung der Gentlemen-Pensioners ansetzen, „but I find Fault with the Manner of Proceeding which hath been used here, about the levying of the same. For first, their Deputies have been bare Men, and noted for evil Dealing heretofore, and so the like to commit Extortions and Briberies. Whereof some, as I hear, have been opened in the Star-Chamber; and of some we have suffered in these Parts. Secondly, their Manner of Dealing, by Composition for Offences past and to come, tendeth not to the Restraint of Abuse, but is rather a Mean to increase the same.“ — Srype I. c. Book II. c. 3. p. 178 and Appendix p. 67.

96) Ein Mr. Barne wollte 40 Mark vom Bischof. Auch zu Gütern stehen, wodurch den Bewohnern von Euton das Ackerland und also die Nahrung für die Vieh genommen werden sollte. Grindal erbatte darüber ausführlichen Bericht aus den Vorstandsmitgliedern. Srype I. c. B. II. c. 8. p. 182. 97) Srype I. c. p. 178. 98) Wie hoch Grindal den Vizepräsidenten Huntingdon schätzte, geht aus folgenden Briefstücken hervor, wenn er an den Burgheer also schreibt: „My Lord President's good Government here among us daily more and more discovereth the rare Gifts and Virtues which afore were in him, but in private Life were hid from the Eyes of a great Number. That the old Proverb was verily'd in him, Magistratus probat virum.“ Srype I. c. p. 177.

99) Am Neujahrstage 1574 konnte Grindal dem Vizekanzler schreiben: „We are in good quietness, God be thanked, both for the Civil and Ecclesiastical State.“ Srype I. c. p. 168. 100) Srype I. c. p. 184.

101) Die Zahl der Katholiken hatte so abgenommen, daß Grindal am 13. Nov. 1574 dem Vizekanzler meidete: „Only Five Persons have been committed for their Obstinacy in Papistical Religion. For the Number of that Sect, (Thanks be to God) daily diminisheth in this Diocese especially.“ Srype I. c. Appendix p. 68.

102) Srype I. c. p. 185 sagt: „Though there were not so many Puritans in these Northern Quarters, as in the South“, und sagt hinzu: „the Ecclesiastical Commissioners being chiefly employed in taking Cognizance of Papists.“ 103) Grindal schreibt am 9. Dec. 1573 an Parker (Srype I. c. p. 181): „The late Proclamation, and the Councils late Letters seem to lay a heavy Burthen upon our Shoulders; and that generally and equally without respect of Difference; whereas indeed there is not like occasion of Offence given of all. I assure your Grace it is to me a great grief, and would have been tenfold greater, had it not thereby so well beaten down the other arrogant innovating Spirit; which I trust shall work some Benefit to the Church, if the Captains be not contented, as they have been by those that are no Bishops.“ Er sagt hinzu: „That as for his own Diocese, in very good that Uniform Order allowed by the Book of Common Prayer was universally observed there. He thought some of his Province had some Novities; but he had written to them to reform them without delay, or else he would.“ — — — 104) Srype I. c. p. 186. 186.

genossen als eine ehrenwürdige Erscheinung hervortrat. Wie er der Kirche ungetheilt seine ganze Kraft widmete, wie er für das Gedeihen derselben zu rathen und zu helfen, auch in vergänglichsten Fällen, nie müde wurde, wie er als Freund strenger Ordnung selbst seine Uebereizung nicht schonte und oft hart sein mußte, wo er mild zu verfahren vorgezogen hätte, das läßt zum guten Theil mit den Zeitgenossen vergehen oder wenn überliefert nicht mehr in seinen ganzen Werthe erkennbar. Die Königin Elisabeth konnte aber kaum einen treueren Diener haben, als Grindal. Mit hoher Verehrung hing er an ihr; für ihr Wohlbefinden trug er ängstliche Sorge *) und für ihre Erhaltung in Lebensgefahr betete gewiß kein Anderer inniger als er. Aufmerksam auf Alles, was sie erfreuen konnte, sendete er ihr, so lange er Bischof von London war, jedes Jahr von seinem Weinberge zu Fulham die köstlichsten Weintranken, wie sie in England damals noch wuchsen †). Da die Königin Grindal's Werth zu schätzen wußte, so hatten sich die Beziehungen zwischen Herrin und Diener so freundlich gehalten, daß sich trotz der bemerkbaren Meinungsverschiedenheiten zwischen beiden weder die Gnade der Königin, noch der Dienstfeier Grindal's zu vermindern schienen, und jetzt, wo wir an dem wichtigsten Scheidepunkte im Lebensgange Grindal's stehen, beschloß die Königin die Treue desselben mit dem Höchsten, was sie zu geben jemals im Stande sein konnte. Erzbischof Parker von Canterbury war im August 1575 gestorben †) und die Königin Elisabeth bestimmte unsern Grindal zu seinem Nachfolger. Es geschah ohne sein Zutun und wenn Lord Burghley ihn empfahl, ohne irgend ein Bedenken von Seiten der Königin. Als Erzbischof von Canterbury hatte Grindal, aus keiner hochansehnlichen Familie entsprossen, sondern

der Sohn eines keineswegs bemittelten Pachtinhabers, die höchste Staffel der Ehren erreicht, die irgend ein Engländer erreichen konnte; er war seinem Range gemäß der nächste nach der Königin und also der erste Bürger des Reichs, der erste Staatsdiener. Und doch um wie viel glücklicher wäre er gewesen, wenn er seine Laufbahn als Erzbischof von York, im ruhigen Siege seines Wohlbehagens hätte beschließen können. Parker's Schicksal, in Ungnade zu fallen, mußte auch Grindal theilen, aber in viel empfindlicherer Weise.

Grindal's Sinn stand nicht nach so hoher Stellung, doch sand er sich wegen, dem Lord Burghley auf die Nachricht von dem Willen der Königin am 10. Dec. 1575 zu antworten, daß er nach reiflicher Ueberlegung entschlossen sei, einer ordentlichen Berufung zu folgen †). Am 10. Jan. 1576 ward er ordnungsmäßig gewählt und am 15. Febr. als Erzbischof von Canterbury bedäufelt. Als Erzbischof von York folgte ihm der bisherige Bischof von London Edwin Sandys. Es schien für Grindal schon als ein böses Omen zu gelten, daß er bei seinem Antritte des Erzbisthums mit seinem Jugendfreund Sandys in ein Zerwürfniß gerieth, welches ohne Lord Burghley's Vermittelung leicht hätte in schlimme Feindschaft ausarten können. Kaum etwas Anders als Antipathie konnte Grindal auf Augenblicke eine alte bewährte Freundschaft vergessen lassen, als er den vermeintlichen fälschlichen Verfall der Diöcese London dem Bischof Sandys in harten Worten vorwarf und in ihm gleichsam die Ursache jener mitleidigen Proclamation der Königin finden wollte †). Die räthselhafte Trennung beider Freunde ließ den Streit wohl schwerlich zu nachhaltigen Folgen kommen.

Die eben tagende Convocation der Diöcese Canterbury versetzte Grindal sogleich mitten in die Geschäfte. Es waren Bischöffe zu verordnen, welche die Anstellung der Geistlichen und Anordnungen disciplinärer Art betrafen und zugleich als erkennende Zusatzartikel zu einer früheren Verordnung: The Form and Manner of Making and Consecrating Bishops, Priests and Deacons gelten sollten. Sie waren bereits so weit ge-

8) Grindal (scribit): „I understand by your Lordship's Letter of the 25th of Novemb. last; — — — what your Lordship thinketh of Her Majesties Inclination for my Remove. If Her Majesty should so resolve (although I have hat heretofore many Conflicts with my self about that Matter) yet have I in the end determined to yield unto the ordinary Vocation; least in resisting of the same, I might with *Joas* offend God, occasion a Tempest etc. Beseeching God to assist me with his Grace, if that weighty Charge be laid upon me: To the sustaining whereof I find great Insufficiency in my self.“ *Strype l. c. p. 190.* Der Lord President Huntington (scrib. an Lord Burghley (*Strype l. c. p. 191*): „I hear that my Lord Archbishop is in Election for Canterbury; of whom I must say without Offence to others, that I know none worthy to be preferred before him to that place for many Respects, and yet while I serve here, I am as loath he should be changed. But that Place requireth such a sufficient Man. And therefore I shall be glad if Her Majesty appoint him to the Place.“

9) *Bregl. Strype l. c. p. 192.* Sandys beklagt sich gegen Lord Burghley, daß Grindal „had used him hardly many ways, especially in Matter of Dilapidation.“

5) *Bregl. Strype l. c. p. 81. 84.* Als im Febr. 1563 wüthete, brangte Grindal den Staatssecretär Geyl zur Eile, die Königin in Eile herzu zu bringen. „Es empfahl ihm das Sprichwort *Cito, Procul, Sero*, in Bezug auf die Pest trübsal: *Cito fuge, Procul fuge, Sero revertere.*“ *Strype l. c. p. 79.* Im J. 1571 war Geyl (Lord Burghley) kaum dem Sterbeshang erlangten. Grindal wünscht ihm zu seiner Errettung Glück. In diesem Briefe vom 29. Jan. 1571 schreibt er in Bezugung auf die Königin: „The Number of obdurate Papists, and Italiane Atheists, is great at this Time: Both desperate, and grown, as it evidently appeareth, to the Nature of Assassines. Wherefore *As wakt that her Majesty would not be tem faciliis odiis*, as she had been, especially to mean Strangers; nor walk abroad so slenderly accompanied, as he was wont; Nor that her Privy Gardens should be so common, as they had been. And at length prayed the said Lord, that he would give him leave to be so bold, as to desire him to signify so much of his poor Opinion to her Majesty. For whose Preservation he daily prayed to the Almighty.“ *Strype l. c. p. 174.* Auch das Gedeihen vom J. 1574 erregte seine Besorgnisse. Mit das Gedeihen in Gwerden dem Tode König Eduard's vorausgegangen, so, schreibt er dem Erzbischof Parker, „he were jealous *it might import the Death of the Queen.*“ Parker richtet ihm mit den Worten: „It is the Lord, let him do what is good in his Eyes.“ *Strype l. c. p. 167.*

6) „The Vines at Fulham were of that Goodness and Perfection beyond others, that the Grapes were very acceptable to the Queen.“ *Scribit Strype l. c. p. 128.* *Bregl. p. 146.*

7) *Quinn (in The Protestant Anglias l. p. 220)* sagt seinen Töbungs auf den 17. Mai 1575.

8. *Quayl. l. B. u. 2. Erste Section. XCI.*

blichen, daß nach königlicher Bestätigung der Erzbischof am 20. April 1576 ihre Publikation verordnen konnte¹⁰⁾. Nachdem erforderten die erzbischöflichen Gerichtshöfe seine Aufmerksamkeit. Es fehlte bei denselben nicht an Mißbräuchen. Die Dispensationen, welche bei dem Court of Faculties (dem Dispensationsgerichte) gesucht wurden und einträglich waren¹¹⁾, hatten übermäßig an Ausdehnung gewonnen. Sie ohne Unterschied beizubehalten fand Grindal nicht angemessen, und so wurde nach seinen Vorschlägen am 20. Juni 1576 vom Geheimen Rathe ihre Verminderung ausgebrochen¹²⁾. Ueber das Oberappellationsgericht (Court of the Archies), den sogenannten Berhörsaal (Court of the Audiences) und den sogenannten „Prerogative Court“ (wo Testamente anverleget wurden, Vormundschafftssachen u. s. w. voran) erforderte Grindal's Kirchenregiment nur noch eine die Inhibitionen betreffende Verordnung vom 7. Nov. 1576¹³⁾. Zudem nahmen dringendere Geschäfte Grindal's Zeit in Anspruch. Die Königin hatte eine neue Kirchencommission verordnet und ihr interim 23. April 1576 eine ausführliche Instruction erteilt, nach welcher der gesammte Zustand der englischen Kirche untersucht, alle Geschwurigkeiten und gegen die Kirchenordnung und kirchlichen Befehle verstoßenden Uebelstände in Lehre und Verwaltung beseitigt, alle dabei Theilhabenden zur Verantwortung und Strafe gezogen und Friede und gute Ordnung in der Kirche hergestellt werden sollten¹⁴⁾. Es war ein erneuerter Versuch, die Conformität der englischen Kirche zu vollenden, aber ein vergeblicher, wie alle früheren. Die Commission war kaum zusammengetreten, als die Puritaner in Northamptonshire und Warwickshire sich erlaubten, die ganser Kirchenordnung in ihren Kirchen einzuführen, ein Schritt, welcher die Königin höchlich erzürnte. Sie ließ am 7. Juni 1576 durch den Earl von Leicester dem Erzbischof Grindal befehlen, gegen diese offene Verletzung des Suprematides von Amtswegen

einzuschreiten und die Häupter der Bewegung, Paget und Drenbridge, zur Verantwortung zu ziehen. Die Bewegung war aber von angesehenen Leuten so wirksam unterstützt worden, daß Grindal getathen fand, dem Lord Burgley zu eröffnen, es werde besser Erfolg haben, wenn der Geheimen Rath die Sache in die Hand nehme¹⁵⁾.

Besondere Sorgfalt verwendete Grindal auch auf die Kirchenvisitationen in seiner Erzbischofe. Sie dauerten mit mehreren Unterbrechungen vom März 1576 bis Ende Mai 1577. Grindal hatte dazu allgemeine Artikel vorbereitet¹⁶⁾, welche sich über alle Angelegenheiten der Kirche und Geistlichkeit im Allgemeinen und Einzelnen verbreiteten und nach dem Buchstaben gebauddacht für den Einzelnen arge Verdrüßungen zur Folge haben konnten. Außer den allgemeinen Artikeln hatten die Visitatoren auch noch besondere Befehle für die einzelnen Diöcesen zu berücksichtigen¹⁷⁾. Wenn, wie Grindal wolken mußte, die Kirche in ihren Häuptern und Gliedern untadelig vor den Augen der Welt erscheinen sollte, so wird die Strenge begreiflich. Ueberall tritt der Geist der Verurmundung hervor, welcher die damalige Macht der Geistlichkeit kennzeichnet und auf Staat und Kirche von nicht immer heilsamem Einfluß gewesen ist. Dafür dürfen wir Grindal nicht verantwortlich machen. Seine Stellung gebot es, sich der vom Geiste der Zeit gegebenen Macht vollkommenheit zu bedienen und er hat es zur Zufriedenheit seiner Zeitgenossen gethan. Neben seinen teilsch demessen Amtarbeiten widmete er seinen Fleiß auch einer Sache, welche ihm ein Mittel sein sollte, eine wissenschaftlich tüchtige Geistlichkeit für seine Kirche zu erlangen. Dies waren die sogenannten Uebungen oder Beisagungen, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen und bei der Königin so großes Mißfallen erregten. Diese Uebungen oder Beisagungen waren keineswegs Grindal's Erfindung. Sie hatten ihren Ursprung in der Diöcese des Bischofs Edmund Scambler von Peterborough, in der Grafschaft Northampton. Talsch hatten um das J. 1571 einige Geistliche mit Scambler's Genehmigung den Beschluß gefaßt, Sonnabends aller 14 Tage, nachher

10) *Strype* l. c. p. 194—196. Die Bischöfe, in 15 Artikeln verfaßt, sind vollständig mitgetheilt l. c. Appendix p. 59—62. Zwei Artikel, welche auf Grindal's Vermittelung hingingen, hier 12. über die Privatseelen und der 13., Äußerung nach Aufgebot betr., wurden von der Königin nicht bekräftigt; daher enthält der amtliche Abdruck nur 13 Artikel. 11) Man sehe „The Faculty-Office. The Dispensations, with their Prices“ bei *Strype* l. c. Appendix p. 63. 12) *Ibid.* *Strype* l. c. p. 202. 203 und dann p. 218. 219. 13) Diese mehrfachen eignen Gutachten finden sich bei *Strype* l. c. p. 204—208. Ein näheres Eingehen auf den Inhalt würde hier nicht am Orte sein, selbst wenn eine kurze Darstellung dem deutschen Leser das nöthige Verständnis in Sachen des englischen Kirchenrechts und Gerichtsbruchs in vermitteltem im Grunde wäre. 14) *Ibid.* *Strype* l. c. p. 217. 218. 15) *Strype* l. c. p. 208. 209 und Appendix p. 64—70.

16) *Strype* l. c. p. 215. 216. 17) Sie sind von *Strype* l. c. Appendix p. 71—78 mitgetheilt. Zur Bezeichnung ihres Geistes machen wir auf den 10. Artikel aufmerksam, welcher die Privatverhältnisse der Geistlichen behandelt. Da soll von den Visitatoren untersucht werden „Whether you know, or suspect any of them to obtain his Room, or Living, by Simony, that is by Money, unlawful Covenants, Gift or Reward: Who presented him; Whether his Living be in Lease; and by whom it is Leased; to whom, and upon what Rent. Whether he doth pay any Pension: For what Cause? What Sum, and to whom? Whether any of them be known, or suspected to be a Swearer, an Adulterer, a Fornicator, or suspected of any other Uncleanliness: Whether any of them do as any suspect House, or suspected Company of any such Faults, any Tavern, Alehouse or Tipping Houses, or any inconvenient Season: Whether any of them be suspected to be a Drunkard, a Dicer, a Carder, a Brawler, Figher, Quarreller, or unquiet Person, a Carrier of Tales, a Backbiter, Slanderer, Balmaker, or any other ways a Breaker of Charity and Unity, or Cause of Quarrels by any Means.“ 18) *Ibid.* *Strype* l. c. p. 211—215, wo auch die Specialbefehle für die Diöcesen Worcester und Bangor mitgetheilt sind.

aber jeden Sonnabend zusammenzukommen und über einzelne, wahrcheinlich vom Bischof ausgewählte Capitel oder Stellen der heil. Schrift eine Unterhaltung zu pflegen. Da man den Versammlungen in einer Kirche einen erbaulichen Charakter beilegen wollte, so wurden Laien als Zuhörer zugelassen. Ein Geistlicher als Sprecher sollte seine Gedanken über den Text eröffnen, dann ein zweiter, dritter u. s. w., worauf der Vorsitzende (a moderator) erläuternde Bemerkungen hinzufügte und mit einer erbaulichen Anwendung schloß. Nach zweistündiger Dauer und wenn die Zuhörer entlassen waren, leitete der Vorsitzende eine wissenschaftliche Beratung ein, wo Fragen angeregt, Einwurfe erhoben, Zweifel beseitigt und sonstige Erörterungen gekehrt wurden. Jede Beratung schloß wieder mit einer Ermahnung¹⁹⁾. Man nannte diese Zusammenkünfte „Exercises“ und später gestützt auf 1 Korinth. 14 Weissagungen (Prophecysings). Ihre Veranstaltung fand Beifall und hier und da Nachahmung. So hatten sie in mehreren Diöcesen eine Zeit lang ungehinderten Fortgang, als Grindal schon von Westminster veranlaßt war, diese Nebengottesdienste seiner Deraufschicht zu unterwerfen. Da er sie von ihrer Lichtseite betrachtete, so empfahlen sie sich ihm als Mittel, seiner Geistlichkeit wissenschaftlichen Sinn einzupflanzen, ihre theologischen Kenntnisse zu vermehren und ihre praktische Ausbildung als Prediger zu fördern, wie sie ihn der Ueberzeugung zuführten, daß dem Volke niemals zu viel Gelegenheit geboten werden könne, Gottes Wort zu hören und kennen zu lernen. Aber das Neue und Ungewöhnliche der Sache regte auf; Katholiken sowohl als eifrige Anglikaner fanden die Renewer anstößig; die Puritaner erkühnten sich zu fragen, wie könne die englische Kirche sammt ihren Erzbischöfen, Bischöfen und ihrer Kirchenordnung sich einer Vollkommenheit rühmen, wenn solche Nebengottesdienste nöthig würden. Die Uebungen selbst verliefen nicht immer in erbaulicher Weise; es fehlte nicht an Ausdehnungen, wenn Laien darin zu sprechen verlangten; falsche Propheten verbreiteten verdächtige und soterische Meinungen; das Volk gewöhnte sich über religiöse Dinge zu streiten; es bildeten sich Parteien und Spaltungen und böswillige Gerüchte verurtheilten den Schein in Ungeheuerlichkeiten. Wenn auch Grindal die Uebungen zu erhalten und in geistlichem Fortbestande durch Aufstellung einer besonderen statutarischen Ordnung²⁰⁾ zu schützen suchte, so konnte er doch weder das böse Geschrei zum Schweigen bringen, noch die daran sich knüpfenden Folgen verhindern. Die Königin eröffnete ihm ihr gänzlichcs Mißfallen an diesen Uebungen: das Volk werde dadurch von seinen Berufsgeschäften abgehalten, bekomme neue Meinungen und Einbildungen in die Köpfe, finde Anlaß zu religiösen Streitigkeiten, welche leicht zu politischen Umständen führen könnten. Uebrigens²¹⁾ meinte sie, gebe es schon zu viele Prediger, das Volk möge sich

am Vorlesen der vorgeschriebenen Homilien begnügen. Da für jede Grafschaft drei oder vier Prediger vollkommen anreichern, so solle der Erzbischof die Zahl der Prediger verringern und die berufenen Uebungen ganz abschaffen. Wie die Königin zu einer solchen Erklärung gekommen sein möge, läßt sich kaum entscheiden, wenn nicht anzunehmen erlaubt ist, daß sie die Uebungen als eine Frucht des ihr verhassten Puritanismus betrachtet habe und daß sie der Meinung gewesen, die Conformität der Kirche sei nur durch die zu große Anzahl der Geistlichen unmöglich gemacht worden. In Rücksicht auf die Uebungen konnte aber die Königin als „supremo governor of the Church“ mit viel gewichtigerem Grunde sagen: ich verbiete die Uebungen, weil sie ohne meine Erlaubnis und Bestätigung eingeführt worden sind. Ob die Königin diesen Grund geltend gemacht habe, wissen wir nicht, aber Grindal beantwortete diese allerhöchste Willensäußerung in einem eigenhändigen Briefe an die Königin²²⁾. Er ist datirt vom 20. Dec. 1576 und der Königin vom Grafen von Leicester übergeben worden. Da dieses merkwürdige Schreiben, ein charakteristisches Zeugniß für Grindal's Denkweise, das Sachverhältniß hinlänglich erläutert, so halten wir es für angemessen, hier den Inhalt nach dem Wortlaute widerzugeben.

In der Einleitung sagt Grindal, daß das Verlangen der Königin, „the Abridging the Number of Preachers, and the utter Suppression of all Learned Exercises and Conferences among the Ministers of the Church“, ihn in große Betrübnis versetzt habe. Bei der letzten Auktion „it was not your Majesty's Pleasure then, the Time not serving thereto, to hear me at any Length, concerning the said two Matters there propounded: I thought it therefore my Duty by Writing to declare some Part of my Mind unto your Highness: Beseeching the same, with Patience to read over this that I now send written with mine own rude Scribbling Hand:“ — „For I say with Ambrose, Scribo manum meam, quod sola legas.“

„Madame, First of all, I must and will, during my Life, confess, That there is no Earthly Creature, to whom I am so much bounden as to Your Majesty. Who, notwithstanding mine Insufficiency (which commendeth your Grace the more) hath bestowed upon me so many and so great Benefits as I could never hope for, much less deserve. I do therefore, according to my most bounden Duty with all Thanksgiving bear towards Your Majesty a most humble, faithful and thankful Heart; and that knoweth He which knoweth all things. Neither do I ever intend to offend Your Majesty in any thing, unless, in the Cause of God, or of his Church, by Necessity of Office, and Burden of Conscience, I shall thereunto be enforced. And in those Cases (which I trust in God shall never be urged upon me) if I should use dissem-

19) *Strype* 1. c. p. 175. 176. 20) *S. Orders for Reformation of Abuses about the Learned Exercises and Conferences among the Ministers of the Church* bei *Strype* 1. c. p. 220. 221.

21) Vollständig bei *Strype* 1. c. Append. p. 74—85.

bling or flattering Silence, I should very evil requite Your Majesty's so many and so great Benefits. For in so doing, both You might fall into Peril towards God, and I my self into endless Damnation."

"The Prophet Ezechiel, termeth us, Ministers of the Church, Speculators, — — and not Adulatores. If we see the Sword coming by Reason of any Offence towards God, we must of Necessity give Warning, or else the Blood of those that perish will be required at our Hands. I beseech Your Majesty thus to think of me, that I do not conceive any evil Opinion of You, although I cannot assent to those two Articles then propounded. I do, with the rest of all Your good Subjects, acknowledg, That we have received by Your Government many and most excellent Benefits, as among others, Freedom of Conscience, suppressing of Idolatry, sincere Preaching of the Gospel, with publick Peace and Tranquility. I am also perswaded, that even in these Matters — — Your Zeal and Meaning is to the Best. The like hath happened to many of the best Princes that ever were." 3. B. King David — — — King Ezechias — — — King Jehosaphat — — —

"And so to come to the present Case; I may very well use unto Your Highness the Words of Ambrose — — an den *Sæter Theodosius*: „*Novi pietatem tuam erga Deum, lenitatem in homines; obligatus sum beneficiis tuis*" etc. — — „But surely I cannot marvel enough, how this strange Opinion should once enter into your Mind, that it should be good for the Church to have few Preachers."

"Alas! Madame, Is the Scripture more plain in any one thing, than that the Gospel of Christ should be plentifully preached; and that Plenty of Labourers should be sent into the Lord's Harvest: Which being great and large, standeth in Need not of a few, but many Workman? — — Wenn Salomon Taufende von Arbeitern zum Tempelbau bestellte, „shall we think that a few Preachers may suffice to build and edifie the Spiritual Temple of Christ, which is his Church?" Christus befehl den Aposteln: Ita, prædicate Evangelium omni Creaturæ — — — Paulus spricht an die Korinther: Sermo Christi inhabitet in vobis opulente — — und an Timotheus: Prædica sermonem, insta tempestive, impetitive, argue, increpa, exhortare — — — „Which things cannot be done without often and much Preaching." — — — Gleichmässig schrieb er an Titus: Hujus rei gratia relinqui te in Creta, ut quæ desunt pergas corrigere et constituas oppidatum Presbyteros — — — „And in this Place I beseech Your Majesty to note one thing necessary to be noted; which is this, If the Holy Ghost prescribe expressly that Preachers should be placed Oppidatum, i. e. in every Town or City, how can it well be thought,

that three or four Preachers may suffice for a Shire?" Wie die Predigt überhaupt zum Heile der Christenheit diene, so befördere sie besonders den Gießeramen.

"No Prince ever had more lively Experience hereof than Your Majesty hath had in your Time, and may have daily. It Your Majesty come to the City of London never so often, what Gratulation, what Joy, what Concourse of People is there to be seen? Yea, what Acclamations and Prayers to God for Your long Life, and other manifest Significations of inward and unfeigned Love, joined with most humble and hearty Obedience, are there to be heard? Whereof cometh this, Madame, but of the continual Preaching of God's Word in that City? Whereby, that People hath been plentifully instructed in their Duty towards God and Your Majesty? On the contrary, what bred the Rebellion in the North? Was it not Papistry and Ignorance of God's Word, through Want of often Preaching? And in the Time of that Rebellion, were not all Men of all States that made Profession of the Gospel, most ready to offer their Lives for Your Defence? Inasmuch, that one poor Parish in Yorkshire, which by continual Preaching had been better instructed than the rest, (Halifax I mean) was ready to bring three or four Thousand able Men into the Field to serve you against the said Rebels. How can Your Majesty have a more lively Tryal and Experience of the contrary Effects of much Preaching, and of little or no Preaching? The one working most faithful Obedience, and the other most unnatural Disobedience and Rebellion."

"But it is thought of some, that many are admitted to preach, and few be able to do it well. That unable Preachers he removed is very requisite", — — — es sei stets seine Sorge gewesen, nur geschickte und wissenschaftliche Männer zu befragen, und, sagt er ihnen: „We admit no Man to the Office, that either professeth Papistry or Puritanism." — — — „I myself procured above Forty Learned Preachers and Graduates within less than Six Years to be placed within the Dioces of York, — — — The Fruits of whose Travel in Preaching, Your Majesty is like to reap daily, by most assured, dutiful Obedience of your Subjects in those Parts." Aber man beurtheile die Geschicklichkeit der Prediger zu streng; S. Paulus empfehle Prediger ohne eminentia Sermonis. „But in our Time, many have so delicate Ears, that no Preaching can satisfie them, unless it be sawced with much Finess and Exornation of Speech:" — — — Die Tadel der Reformation und die Wünsche wüßten seine Predigt, aber, fährt er fort: „God forbid, Madame, that You should open your Ears to any of these wicked Perswasions; or any way go about to diminish the Preaching of Christ's Gospel: — — — Quam defecerit Prophetia, dissipabitur Populus — — —" sagt Salomon."

Nun kommt Grindal auf die Homilien zu sprechen:

„The reading of the Homilies hath his Commoditie; but is nothing comparable to the Office of Preaching. The godly Preacher is termed in the Gospel, fidelis servus et prudens, qui novit famulatio Domini cibum demensum dare in tempore. Who can apply his Speech according to the Diversity of Times, Places and Hearers; which cannot be done in Homilies: Exhortations, Reprehensions, and Persuasions are uttered with more affection, to the Moving of the Hearers, in Sermons than in Homilies.“ — „In König Edward's Zeit fielen die Homilien zur Nothwendigkeit geworden, „for Want of Preachers“, dazu wären die Pfanden durch „Appropriations“ verfürst worden und, heißt es weiter, „in many Parishes of Your Realm, where there be Seven or Eight Hundred Souls, (the more is the Pity) there are not Eight Pounds a Year reserved for a Minister. In such Parishes, it is not possible to place able Preachers, for want of convenient Stipend. If every Flock might have a preaching Pastor, which is rather to be wished then hoped for, then were reading of Homilies altogether unnecessary.“ Wenn das Zeit nicht ganz ohne Verlebrung bleiben sollte, seien die Homilien beibehalten nach dem Spruchwort: „Better half a Loaf, than no Bread.“

Die Uebungen anfangend sagt Grindal: „The Authors of this Exercise, are the Bishops“ — sie bitten nach der Kirchenverfassung „Authority to appoint Exercises to their inferior Ministers, for Encrease of Learning and Knowledge in the Scriptures“, — — „For that pertaineth ad disciplinam clericalem — —. The Times appointed for the Assembly, is once a Month, or once in Twelve or Fifteen Days, at the Discretion of the Ordinary. The Time of the Exercise is two Hours. The Place, the Church of the Town appointed for the Assembly. The Matter treated of, is as followeth. Some Text of Scripture, before appointed to be spoken of, is interpreted in this Order: 1) The Occasion of the Place is shewed. 2) The End. 3) The proper Sense of the Placc. 4) The Propriety of the Words. And those that be learned in the Tongues, shewing the Diversities of Interpretations. 5) Where the like Phrases are used in the Scriptures. 6) Places in the Scriptures seeming to repunge, are reconciled. 7) The Arguments of the Text are opened. 8) It is also declared, what Vertues and what Vices are there touched; and to which of the Commandments they pertain. 9) How the Text hath been wrested by the Adversaries, yf Occasion so require. 10) and last of all, What Doctrin of Faith or Manners the Text doth contain. The Conclusion is, with the Prayer for Your Majesty, and all Estates, as is appointed by the Book of Common Prayer, and a Psalm.“

Gerne ist bestimmt: „Two or Three of the gra-

vest and best Learned Pastors are appointed of the Bishop, to Moderate in every Assembly. No Man may speak unless he be first allowed by the Bishop, with this Proviso, That no Lay-man be suffered to speak at any time. No Controversie of this present Time and State shall be moved or dealt withal. If eny attempt the contrary, he is put to Silence by the Moderator. None is suffered to glance openly or covertly at Persons publick or private; neither yet eny one to confute another. If eny Man utter a wrong Sense of the Scripture, he is privately admonished thereof, and better instructed by the Moderators, and other his Fellow-Ministers. If eny Man use immodest Speech, or irreverend Gestur or Behaviour, or otherwise be suspected in Lyfe, he is likewise admonished, as before. If eny wilfully do break these Orders, he is presented to the Bishop, to be by him corrected.“ Diese Uebungen, führt Grindal fort, seien alt; schon Samuel habe dergleichen zu Raieth in Ramoth und zu Beth gehalten; so Elisha zu Jericho. Die Filii Prophetarum seien die Schüler der Propheten. Der Apostel Paulus nenne eine solche Uebung Prophetiam und verheie darunter Doctrinam ad Aedificationem, Exhortationem et Consolationem.

„This Gift of expounding and interpreting the Scriptures, was in St. Paul's time given to many by special Miracle, without Study: So was also, by like Miracle, the Gift to speak with strange Tongues, — —. But now, Miracles ceasing, Men must attain to the Knowledge of the Hebrew, Greek and Latin Tongues etc. by Travel and Study, God giving the Increase. — — And amongst other Helps, nothing is so necessary as these above-named Exercises and Conferences amongst the Ministers of the Church: Which in effect are all one with the Exercises of Students in Divinity in the Universities, saving, that the first is done in a Tongue understood, to the more Edifying of the unlearned Hearers.“ Die Uebungen wären nach seiner Erfahrung, wie auch die Bischöfe (von London, Winchester, Bath, Ely, Eborac, Hereford, Lincoln, Gloucestre, Exeter und E. David's) bezeugt hätten, von sehr großem Nutzen gewesen, nämlich: 1) The Ministers of the Church are more skilful and ready in the Scriptures, and apter to teach their Flocks. 2) It with draweth them from Idleness, Wandring, Gaming etc. 3) Some afore suspected in Doctrine, are brought hereby to open Confession of the Truth. 4) Ignorant Ministers are driven to Studie, if not for Conscience, yet for Shame and Fear of Discipline. 5) The Opinion of Lay-men, touching the Idleness of the Clergy, is hereby removed. 6) Nothing by Experience heathen down Popery more than that Ministers (as some of my Brethren do certifie) grow to such a good Knowledge, by Means of these Exercises, that where afore were not Three able Preachers, now are Thirty, meet to

preach at St. Paul's Cross; and Forty or Fifty besides, able to instruct their own Cures. So as, it is found by Experience the best Means to encrease Knowledge in the Simple, and to continue it in the Learned. Only backward Men in Religion, and Contemners of Learning in the Countries abroad, do fret against it: Which in truth doth the more commend it. The Dissolution of it would breed Triumph to the Adversaries and great Sorrow and Grief unto the Favourers of Religion. — And although some few have abused this good and necessary Exercise, there is no Reason, that the Malice of a few should prejudice all.“

„Abuses may be reformed, and that which is good may remain. Neither is there any just Cause of Offence to be taken, yf divers Men make divers Senses of one Sentence of Scripture; — For otherwise we must needs condemn all the ancient Fathers and Doctors of the Church, who most commonly expound one and the same Text of Scripture diversly; —“

„I trust, when Your Majesty hath considered, and well weighed the Premises, you will rest satisfied, and judge that no such Inconveniences can grow of these Exercises, as you have been informed, but rather the clean contrary. And for my own part, — — I am forced, with all Humility, and yet plainly, to profess, that I cannot with safe Conscience, and without the Offence of the Majesty of God, give my Assent to the suppressing of the said Exercises: Much less can I send out any Injunction for the utter and universal Subversion of the same.“ — — „If it be Your Majesty's Pleasure for this, or any other Cause, to remove me out of this Place, I will with all Humility, yield thereunto, and render again to Your Majesty that I received of the same.“ — —

„Bear with me, I beseech You, Madam, if I chuse rather to offend Your Earthly Majesty, than to offend the Heavenly Majesty of God.“ Zum Schluß titelt Grindal die Königin „well to consider these two short Petitions following.“

„The first is, That You would refer all these Ecclesiastical Matters which touch Religion, or the Doctrine and Discipline of the Church, unto the Bishops and Divines of Your Realm; — — For indeed they are things to be judged (as an ancient Father writeth) in Ecclesia, seu Synodo, non in Palatio.“ — — Ambrosius schrieb an Kaiser Theodosius: „Si de Causis pecuniariis Comitatus tuos consulat, quanto magis in Causa Religionis Sacerdotes Domini, aequum est consulat.“ — — wie dem Kaiser Konstantin dem Großen gesagt wird: „qui nullas leges ante praemisit, quam liberum dedit iudicium Sacerdotibus.“ — —

„The Second Petition — is this, That, when You deal in Matters of Faith and Religion, or Matters that touch the Church of Christ; —

You would not use to pronounce to resolutely and peremptorily, Quasi ex autoritate, as ye may do in Civil and Extern Matters: But always remember that in God's Causes, the Will of God, (and not the Will of any Earthly Creature) is to take place. It is the Antichristian Voice of the Pope, Sic volo, sic jubeo; set pro ratione voluntas“ — — „In God's Matters, all Princes ought to bow their Scepters to the Son of God, and to ask Counsel at his Mouth, what they ought to do.“ — —

„Remember, Madame, that You are a mortal Creature“ — — „And although Ye are a mighty Prince, yet remember that He which dwelleth in Heaven is mightier.“ — — „Wherefore I do beseech You, Madame, in visceribus Christi, when You deal in these Religious Causes, set the Majesty of God before Your Eyes, laying all Earthly Majesty aside; determine with your self to obey his Voice, and with all Humility say unto Him, Non mea, sed tua voluntas fiat“ — — „God hath blessed You with great Felicity in Your Reign, now many Years; beware you do not impute the same to Your own Deserts or Policy, but give God the Glory. And as to Instruments and Means, impute Your said Felicity; First, to the Goodness of the Cause which ye have set forth; I mean, Christ's true Religion; And Secondly, to the Sighs and Groanings of the Godly in their fervent Prayer to God for You. Which have hitherto, as it were, tyed, and bound the Hands of God, that he could not pour out his Plagues upon You and Your People, most justly deserved.“

„Take heed, that Ye never once think of declining from God, — — — Ye have done many things well, but except Ye persevere to the End, Ye cannot be blessed. For if ye turn from God, then God will turn away his merciful Countenance from you.“ — —

„But I trust in God, Your Majesty will always humble Yourself under his mighty Hand, and go forward in the zealous setting forth of God's true Religion, always yielding due Obedience and Reverence to the Word of God, the only Rule of Faith and Religion.“ — — „I beseech God our Heavenly Father, plentifully to pour his principal Spirit upon You, and always to direct You-Heart in his holy Fear. Amen.“

Diese eben so würdig gebaltene als offenberzig und überzeugungsvolle, mannhafte und freimüthige Zufahrt verfehlte aber die beabsichtigte Wirkung so gänzlich, daß man fragen möchte, ob wol die Königin dieselbe gelesen habe. Wenn sie, wie Grindal wünschte, „Sola“ las, so mußten die aus dem Herzen kommenden Worte auf die sonst so verständige, einsichtsvolle Kaiserin, der noch so großer Verblümmung, einen verständlichen Eindruck machen: Ein Zeugenstoffs, der Geschichtsschreiber Camden,

spricht von subdolis quorundam artibus²²⁾, durch welche Grindal die Ehre der Königin verlieren habe; es sei geschehen nicht wegen der Uebungen oder Beisamungen, revera, quod (Grindal) Julii medici Itali illicitas cum alterius uxore nuptias, Leicesterio frustra obitante, damnasset. Wie viel davon auf Rechnung lichter Gerächte kommen mag, bleibe ununterjucht; die Verheirathungsgeschichte des Dr. Julio in Verbindung zu setzen mit den Entschlüssen der Königin, ist jedenfalls unstatthaft, wenn aber Grindal, gewissenhaft, die Verheirathung des Dr. Julio Borgarucio²³⁾ mit dem Weibe eines Andern mißbilligte und dadurch den Grafen Leicester, dessen Leibarzt jener Dr. Julio war, beleidigte, so wäre es nicht unmöglich, daß Graf Leicester, nachhaltig in seinen Feindschaften, Grindal's Schreiben zwar übergeben, aber nicht unterlassen habe, durch seine Erklärungen, schwerlich befürwortender Art, die einmal gefassten Vorurtheile der Königin zu bekräftigen. Der Entschluß der Königin, die geistlichen Uebungen zu unterbinden, stand fest; Grindal sollte seine Einwilligung dazu geben; man verhandelte mit ihm unter der Hand, aber er war nicht zu bewegen, seine Ueberzeugung zu opfern. Nun zögerte die Königin nicht länger, am 7. Mai 1577 den Bischöfen der Erzbischöfe Canterbury die Aufhebung der bisher bestandenen ungeselligen Versammlungen, „Exercises“ oder „Propheysings“ genannt, ernstlich zu befehlen und anzuordnen, daß die geistlichen Gebrauche und Ceremonien streng beobachtet würden²⁴⁾. Das geheime Criminalgericht, die sogenannte Stern-Kammer (Star-chamber), verurtheilte Grindal's Hausarrest und die Sequestration des Erzbisthums für die Dauer von sechs Monaten.

Dieses ausdrucksvolle „Sic volo, sio jubeo“²⁵⁾ ertrug Grindal, so kämmerlich es ihm sein mußte, mit männlicher Feste und ruhiger Ergebung. Kein Orell berührte sein Herz, aber auch kein Lügenschon konnte seinen Sinn beugen. Am Ende jener sechs Monate gab ihm Lord Burghley zu verstehen, daß seine Wiedereinsetzung möglich sei, wenn er durch ein Gesuch um Verzeihung seine Untertänigkeit bezeugen wolle, allein Grindal erklärte, seine Selbstachtung noch nicht verloren zu haben, um eine Verzeihung zu erheben, welche eine Schuld voraussetze. Vor die Star-Chamber geladen, erschienen er nicht in Person, sondern gab in einer Zuschrift²⁶⁾ am

30. Nov. 1577 seine Erklärung dahin ab, daß er, wie er vor Gott bezeuge, in Bezeugung auf die in der heil. Schrift begründeten Uebungen oder Beisamungen einzig und allein nach Gewissenspflicht gehandelt habe, wie er von der Königin nur Wille, nicht die Strenge ihrer Nachsichte erfahren habe, und daß er die Vorfassungen biete, ihm zur Wiedererlangung der königlichen Gnade beifällig zu sein. Obgleich man auch nicht unterließ, auf die Uelkeitsade aufmerksam zu machen, welche eine längere Excommunication des Erzbisthums mit sich führe²⁷⁾, so dauerte dennoch Grindal's Gast fort und das Erzbisthum blieb gleichfalls in fremder Verwaltung. Auch die Blutschrift, welche die Synode vom J. 1580 für Grindal's Wiedereinsetzung an die Königin richtete, blieb ohne Erfolg²⁸⁾. Grindal's Standhaftigkeit schien sich erschöpfen zu sollen. Er ist es nun, daß sich während der langen Dauer des unfreiwilligen Zustandes eine Wandelung seiner Ansichten vollzog, oder sei es, daß die Stimmen wohlmeinender Freunde Gehör fanden, oder daß die unfreie Lage je länger je untraglicher wurde und seine Standhaftigkeit lähmte, kurz Grindal ließ sich endlich (kaum früher als im J. 1581) bestimmen, seine Unterwerfung unter den Willen der Königin schriftlich zu bezeugen²⁹⁾. Die Wiedererlangung seiner ganzen Würde sollte ihn aber nur kurze Zeit erfreuen; die Erfahrungen der letzten fünf Jahre mit ihrem tiefen Seelenbmerge hatten seine Lebenskraft gebrochen und zu seinen körperlichen Leiden, welche ihn dann und wann heimsuchten, kam noch eine Erbblutung, welche sich zu Ende des Jahres 1582 als unheilbar herausstellte³⁰⁾. Auf sein Ansuchen genehmigte die Königin seine Verlegung in den Abteistand mit einer jährlichen Pension von 7—800 Pfund Sterling. Im erzbischöflichen Palaste zu Elydon

thinking my self injuriously or hardly dealt withall therein at Her Majesty's Hands, that I do thankfully embrace, and frankly withall Humility acknowledge Her Emcelency, gracious and rare Clemency towards me: Who having Authority and Power to have used greater and sharper Severity against me, and for good Polley and Example thinking it so expedient, hath notwithstanding dealt so mercifully, mildly and gently with me.“ „But the greatest Grief that ever I have had, or have, is the loss of Her Majesty's Favour, and the sustaining of the Displeasure of so gracious a Sovereign; by whom the Church and Realm of England hath been so long and so happily governed. And by whom my self, privately and specially above other Subjects, have received so many and so great Benefits above all my deserving. For the Recovery of whose gracious Favour, I most humbly beseech your Lordships to be a Means to her Majesty for me.“

22) Godwin, De Praeul. Angliae I. p. 221. Strype I. c. p. 224 behauptet, Gamen habe aus Leicester's Common-wealth geschloffen, dessen Verfasser sagt: „that this Archbishop's Overthrow was principally wrought by this Tyrant (nämlich Leicester) for contrarying his Will in so base a Command.“ Doch konnte Gamen die Fäden und eigenen Erfahrung wissen: sie waren sicher nicht sein Geheimniß. Man weiß ja auch, daß Leicester dem Erzbischof gestellte, weil dieser ihm seinen Palast zu Lambeth nicht überlassen wollte.

23) Vergl. Strype I. c. p. 225. 24) Rügebericht ist dieser Befehl von Strype I. c. Append. p. 85. 86. Aber diese Beisamungen ist in verglichenen Wörtern a. d. S. 573—588. 25) Nämlich bei Strype I. c. p. 236. Hier heißt es unter Anderem: „And whereas I have sustained the Restraint of my Liberty, and Sequestration of my Jurisdiction now by the Space of six Months, I am so far from repining thereat, or

22) Godwin, De Praeul. Angliae I. p. 221. Strype I. c. p. 224 behauptet, Gamen habe aus Leicester's Common-wealth geschloffen, dessen Verfasser sagt: „that this Archbishop's Overthrow was principally wrought by this Tyrant (nämlich Leicester) for contrarying his Will in so base a Command.“ Doch konnte Gamen die Fäden und eigenen Erfahrung wissen: sie waren sicher nicht sein Geheimniß. Man weiß ja auch, daß Leicester dem Erzbischof gestellte, weil dieser ihm seinen Palast zu Lambeth nicht überlassen wollte.

23) Vergl. Strype I. c. p. 225. 24) Rügebericht ist dieser Befehl von Strype I. c. Append. p. 85. 86. Aber diese Beisamungen ist in verglichenen Wörtern a. d. S. 573—588. 25) Nämlich bei Strype I. c. p. 236. Hier heißt es unter Anderem: „And whereas I have sustained the Restraint of my Liberty, and Sequestration of my Jurisdiction now by the Space of six Months, I am so far from repining thereat, or

schlug er nun seinen Wohnsitz auf; hier verstarb er und vollzog er am 8. Mal 1583 sein Testament; hier starb er bereits am darauf folgenden 6. Juli im Alter von 63 Jahren ²⁹⁾.

Wir übergehen, was über die Verwaltung des Erzstuhls während der Sequestration noch zu sagen wäre, aber Grindal persönlich nicht berührt. Auch rücksichtlich der rein geistlichen Verhältnisse seines Amtes, so viel ihm gelassen blieb, bedarf es keiner weiteren Auseinandersetzungen, um für die Charakteristik Grindals neue Beziehungen zu gewinnen. Selbständige Entschlüsseungen zu fassen war er nicht mehr in der Lage und wo er von Amtswegen einzuschreiten hatte, z. B. als der Vorkant John Stubbs im J. 1579 ein gegen die Königin gerichtetes famoscs Buch, „The Gaping Gulph“ betitelt ³¹⁾, ausgehen ließ, oder wenn Katholiken „Rocants“ genannt, weil sie dem anglikanischen Gottesdienste beizuwohnen sich weigerten, zum Kirchenbesuch anzuhalten waren ³²⁾, oder wenn milde Bekehrten ausgeschrieben werden sollten ³³⁾, da folgte er nur gegebenen Weisungen. Erstaktete auch sein Eifer für das Beste der Kirche seines weges, so hing es doch nicht mehr von ihm ab, mit entschlossenem Muthe vorzugehen. Ein warmes, für steme geistliche und leibliche Reith empfängliches Herz blieb ihm immerdar, davon legten auch seine Stiftungen und testamentarischen Verfügungen ein ehrendes Zeugnis ab. Er lebte in ehelicher Einnade und hatte also bei seinem reichlichen Einkommen ein großes Vermögen erwerben können. Für sich selbst bedurfte er davon das Wenigste, aber er hatte bei weitauslängem Hauswesen eine ansehnliche Dienerschaft (einen Haushofmeister, einen Controleur, Secretdr,

Geremonienmeister, Thürsteher, Küchenschreiber, Stallmeister und eine Anzahl Kammerdiener) ³⁴⁾ zu besitzen, mußte des Anstands halber ein Haus machen, hatte Bauten auszuführen und überall Gelegenheit, milde Gaben zu spenden. Das auf beinahe 3000 Pfund Sterling geschätzte Einkommen des Erzstuhls ³⁵⁾ erscheint für damalige Zeit allerdings groß, konnte aber von Grindal nur kurze Zeit und wegen der Sequestration gewiß nur sehr geschmälert bezogen werden. Was er also erworben hatte, waren Erbsparnisse aus früherer Zeit. Davon bestimmte er einen namhaften Theil zur Gründung einer Hrschule in seinem Geburtsorte E. Beghs, eine „Free Grammar School“, genannt, „the Free-School of Edmund Grindal Archbishop of Canterbury“. Die Oekonomie der Schule sollte unter der Leitung eines Collegiums von sieben Männern stehen, welche bei jedem Todesfalle eines Mitglieds innerhalb sechs Wochen durch Neuwahl die Corporation zu ergänzen hatten. War die Corporation nicht in der Mehrzahl vorhanden, so hatte der Bischof von Chester die fehlenden Mitglieder zu wählen. Zu diesen „Governors“ sollten die Provosts des Königin-Collegs zu Orlord und der Warrer von Goremot in Camberland gehören. Die Wahl des Schulmeisters wie die Umwerfung der Schulordnung behielt sich der Eistler für seine Lebenszeit vor. Nach seinem Tode sollten die Provosts des Königin-Collegs und in deren Ermangelung der Vorsteher der Pembroke-Halle zu Cambridge das Colliaturrecht haben. Den Provosts steht auch zu, unter Beirath des Bischofs von Chester neue Statuten für die Schule zu entwerfen, nur sollten sie denen des Erzstuhls nicht entgegen sein. Ferner sollten die Governors die Erlaubnis haben, den Grundbesitz der Schule durch Kauf oder Vermächtnisse zu vermehren, er dürfe aber kein Staatscigenlhum oder ein Irbrovindschen besaß sein; auch sollte jährlich nicht über eine bestimmte Summe dafür ausgegeben werden. Ueberschüsse sind nur zum Besten der Schule zu verwenden. Die königliche Bestätigung der Stiftung war erst am 15. Juni 1583 zu erlangen, weshalb die Schule erst nach Grindals Tode eröffnet werden konnte. Sie hatte guten Fortgang, da sich die Einkünfte durch spätere Schenkungen vermehrten. Außer dem Schulmeister war noch „a poor Scholar“ als Hülfslehrer bestellt. Für den Schulmeister bestimmte Grindal eine Besoldung von 20 Pfund jährlich. Als Lehrbücher dienten die ABC in Englisch, der Walter, der Book of Common Prayer, die beiden Katechismen, die Queen's Grammar und die lateinischen Schriftsteller Palingenius, Sedulius und Prudentius, doch war dem Schulmeister in der Wahl der Lehrbücher Freiheit gelassen ³⁶⁾.

Gleich rühmlich sorgte Grindal für die Pembroke-Halle in Cambridge. Er vermachte ihr ein jährliches

30) *Strype* l. c. p. 289. Grindals Leichnam ward in der Kirche zu Gresham unter der Kannd beigelegt. Dort befindet sich auch sein Grabstein mit Bildnis und folgender Inschrift: *Edmundus Grindalus Cumbrensis, Theologus Doctor, Eruditione, Prudentia et Gravitate clarus, Constantia, Justitia, et Pietate insignis, Civibus et Peregrinis charus; ab Exilio (Quod Evangelii causa subivit) reversus ad summum Dignitatis Fastigium (quasi decursu Honorum) sub K. Elizabetha erectus, Ecclesiam Londin. primum, deinde Eborac. demum Cantuarien. exiit. Ex tunc hic nihil restaret, quo altius accederet, a Corpore vivens liber ac beatus ad coelum evolavit 6. Julii Anno Dom. MDLXXXIII. Aetat. anno LXIII. Hic, praeter multa Pietatis officia, quae vivus praestitit, mirabilibus maximam Bonorum suorum partem pils usibus coösecavit. In Paroecia Divae Beghae (ubi natus est) Scholam Grammaticam splendide extruxit, et optimi Censu ditavit curavit. Magdalenam Coetum Constab. in quo puer primum Academiam hunc coxit) Disceptationi adiecit. Collegium Christi (ubi adultus Literis incohabit) gratum *Μεγαλόφωνον* reliquit. Anulo Pembrobianae (cuius nomen Socius, postea Praefectus extitit) Aearium et Bibliothecam auxit, Graecoque Praefectori, cui Socio, ac doctus Discipulis, ampla stipendia assignavit. Collegium Reginae Oxon. dedit. Reivindum Bonorum Pietatis operibus diavit. Sic vivens, mortuoaq. Ecclesiae, Patriae, et bonis Literis praesult. *Strype* l. c. p. 290. 291. 31) *Strype* l. c. p. 242. Append. p. 92—94. 32) *Strype* l. c. p. 256. 263—266. 269. 33) *Strype* l. c. p. 241. 263. 278—283.*

34) *Strype* l. c. p. 294. 35) Nach Angabe des Verfassers betrug das Einkommen 2780 Pfund. *Strype* l. c. p. 295. *Godwin*, *De Praesent. Angl.* l. p. 225 (sagt: Archiepiscopatus Cantuariensis redditus annui (provi censuatur apud rationes fiscales) sunt 2816 l. 17 s. 9 d. 36) *Strype* l. c. p. 293. 294. 297. 312.

genkenntniß. Riga 1804. Versuch über die Natur der Blausäure. Antitoxiprogramm zur erdentlichen Professor. Riga 1804. Grundriß der Pharmacie zu Vorlesungen. Riga 1806. Handbuch der theoretischen Chemie zu Vorlesungen. Dorpat 1808. Taschenbuch für praktische Ärzte und Apotheker. Riga 1808. (Manuel pour les médecins et les pharmaciens sur les moyens de reconnaître les qualités des médicaments. Paris 1812.) Chinaturqoi oder ein neues Ägerimittel (ungebrannter Kaffee). Dorpat 1809. Die organischen Körper, Gemisch betrachtet. 2 Bände. Riga 1811 und 1818. Briefe über Chemie, für Dilettanten. 2 Theile. Dorpat und Riga 1812—1814. Ideen über die Vegetation, und einige Worte über den Dünger. Riga 1812. Versuch über die künstlichen Nahrungsmittel. Riga 1816. Ansichten der Natur. Mitau 1819.

Grindel gab seit 1803 ein „Russisches Jahrbuch der Pharmacie“ heraus, welches seit 1809, wo Ferdinand Giese Mitredacteur wurde, den Titel erhielt: „Russisches Jahrbuch für die Chemie und Pharmacie.“ Er theilte sich ferner von 1818—1821 an den „Rigischen Stadtblättern“, war von 1820 an Mitredacteur der „Beiträge zur Naturkunde der Ostprovinzen Russlands“, und gab von 1819—1824 „Medicisch-pharmaceutische Blätter“ heraus. In allen diesen Journalen, aber auch noch in andern gangbaren chemischen Journalen jener Zeit, gleichwie in Hufschlads Journal finden sich betreffende Mittheilungen Grindel's. (Fr. Wilh. Theile.)

GRINDELIA, eine von Willdenow aufgestellte Pflanzengattung der Compositen mit folgenden Merkmalen: Das Blütenköpfchen ist vielblüthig, verschiedentlich; die Strahlblüthen sind einreihig, jungensförmig, weiblich, sehr selten fehlend, die Scheibenblüthen röhrig, zweigeschlechtlich. Die Schuppen der am Grunde halbfreisförmigen Hülle decken sich dachziegelig und stehen in mehreren Reihen. Der Blütenboden ist fleingrubig. Die Staubbeutel sind ungeschwänzt, die Fruchtknoten verkehrt-eiförmig oder fast fassig, fahl. Die Fruchtscheide der Scheiben- und Randblüthen stimmen mit einander überein, sie sind abfällig, weniggrünlich, die Grannen dick, hart.

Hierher gehören in Amerika, namentlich in Mexico einheimische halbstrauchige oder krautartige Gewächse mit flebrigen Spitzen, wechselständigen, ganzrandigen oder bisweilen gesägten Blättern, von denen die grundständigen meist spaltelig, die stengelständigen sitzend oder halbstengelumfassend sind, mit an der Spitze der Aeste einzeln stehenden Blütenköpfchen und mit gelben Blüthen.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) *G. glutinosa* *Dunal*. Die Pflanze ist strauchartig, fahl, an der Spitze flebrig; die Blätter sind stiellos, kurz herablaufend, verkehrt-eiförmig, stumpf, an der Spitze gesägt, punctirt-durchscheinend, die Blütenköpfchen endständig, einzeln, vorzüglich vor der Entfaltung hart-flebrig; der Fruchtsack ist 5—8borstig, die Borsten sind hart, dreikantig und an den Ranten raub. Hierher gehören als Synonyme *Aster glutinosus* *Cavan-*

willd., *Doronicum glutinosum* *Willdenow*, *Inula glutinosa* *Persoon*, *Donia glutinosa* *R. Brown*, *Demetria glutinosa* *Lagasca* und *Aurelia decurrens* *Cassini*.

In Mexico.

2) *G. squarrosa* *Dunal*. Die Pflanze ist krautartig, fahl; der Stengel ist spärlich ästig, die Aeste sind an der Spitze eiförmig, die Blätter halbstengelumfassend, länglich, fein gesägt, die Hüllschuppen flebrig, in eine fadenförmige, umgerümmte sparrige Spitze verlängert; der Fruchtsack ist 2—4borstig. Hierher gehören *Donia squarrosa* *Pursh* und *Aurelia amplexicaulis* *Cassini*. Die Pflanze ändert mit fast doppelt größern Blütenköpfchen ab, dies ist *G. texana* *Scheele* und vielerlei auch *G. grandiflora* *Hooker*.

Auf sonnigen Wiesen am Missouri.

3) *G. subdecurrens* *De Candolle*. Die Pflanze ist halbstrauchig, fahl, spärlich ästig, die Aeste sind eiförmig, fleischig, fahl, die Blätter eiförmig-länglich, der ganzen Länge nach schwielig-gesägt, die unteren laufen ein wenig herab, die obersten sitzen mit herzförmigem Grunde; die Blütenköpfe sind beakantlos, flebrig, die Hüllschuppen linealisch-pfriemlich, sparrig; der 2—4borstige Fruchtsack fällt sehr schnell ab.

In Mexico um Walsbad.

4) *G. inuloides* *Willdenow*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, an der Spitze weichhaarig oder spärlich raubhaarig, die grundständigen Blätter sind spaltelig, die stengelständigen fast eiförmig, gesägt, am Grunde breiter und fast stengelumfassend, die Aeste an der Spitze eiförmig, etwas raubhaarig, die Hüllschuppen fahl, in eine linealisch-pfriemliche, absteigende Spitze verlängert, der Fruchtsack ist 1—3borstig. Hierher gehören als Synonyme *G. spathulata* *Link*, *Inula serrata* *Persoon*, *Demetria spathulata* *Lagasca* und *Aster spathulatus* der Gärten. Die Pflanze ändert vielfach ab.

In Mexico und Texas.

5) *G. microcephala* *De Candolle*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, fahl, die Aeste sind an der Spitze spärlich weichhaarig, die Blätter stiellos, fast halbstengelumfassend, eiförmig-länglich, gesägt, schwach-weichhaarig, die Blütenköpfchen stehen an der Spitze der Aeste einzeln; die Hüllschuppen sind fahl, in eine linealisch-pfriemliche Spitze verlängert, der Fruchtsack der Scheibenblüthen ist 4—5borstig, die Fruchtknoten der Strahlblüthen sind eiförmig, kaum kantig, glatt und fahl. Mit *G. inuloides* nahe verwandt, aber mit weit kleineren Blättern und Blütenköpfchen.

In Texas.

6) *G. arguta* *Schrader*. Krautartig, fast rasenförmig, weich-furzhaarig; die unteren Blätter sind spaltelig, in den Stiel verschmälert, die oberen länglich, am Grunde verschmälert, halbstengelumfassend, alle einseitig und spitz-gesägt, die Blütenköpfchen endständig, einzeln, kurzgestielt, die Hüllschuppen linealisch, spitz, der Fruchtsack ist dreiborstig. Hierher gehört *G. angustifolia* *Humboldt*, *Bonpland* und *Kuntz*.

In Mexico zwischen Valladolid de Mechoaca und Papagare.

7) *G. angustifolia De Candolle*. Der Stengel ist fast krautig, fahl; die Blätter sind schmal, ganzrandig, die grundständigen spatelig, die stengelständigen eiförmig, spitz, ungefiedelt, die Köpfchen gestielt, die Hüllschuppen lanzettlich, angebrückt. Hierher gehört *G. Duvalii Sprengel*.

In Mexico.

8) *G. pulchella Dunal*. Halbstrauchig, fahl, aufrecht, an der Spitze flebrig; die Aeste sind fächerförmig, die Stengelblätter ungefiedelt, länglich, spitz, bisweilen spitzgeädelt, die Blütenköpfe stehen an der Spitze der Aeste einzeln und sind von 2—3 Deckblättern umgeben, die Schuppen der flebrigen Hülle lanzettlich, spitz, angebrückt; der Fiedelkelch ist dreigrannig.

In Chili.

9) *G. integrifolia De Candolle*. Der Stengel ist krautig, aufrecht, ästig, spärlich rauhaarig; die Stengelblätter sind halbstengelumfassend, eiförmig oder länglich-lanzettlich, spitz, ganzrandig, häutig, weichhaarig, am Rande etwas raub; die Blütenköpfe stehen an der Spitze der Aeste einzeln zwischen den obersten deckblattartigen Blättern; die Hüllschuppen sind außen weichhaarig, innen flebrig, in eine fadenförmige, pfriemliche Spitze verlängert; der Fiedelkelch ist 1—3grannig.

Im westlichen Theile von Nordamerika.

10) *G. rubricaulis De Candolle*. Der Stengel ist krautig, am Grunde fahl, an der Spitze spärlich behaart; die Blätter sind ungefiedelt, halbstengelumfassend, länglich, hart, grob eingeschnitten-geädelt, fahl, die inneren Hüllschuppen dicht flebrig, die äußeren leder, der Fiedelkelch ist sehr blinfällig, die Zungenblüthen, ungefähr 20 an Zahl, sind am Grunde verschmälert.

In Californien.

11) *G. buphthalmoides De Candolle*. Strauchartig, fahl; die Blätter sind länglich-eiförmig, kumpf, geädelt, an den Blütenzweigen gedrängt, die Blütenköpfe einblüthig, einzeln, ungefiedelt, die Hüllschuppen zugespitzt, die äußeren groß und blattartig, der Blütenboden ist zuletzt gewölbt, kaum feingrubig, die 10 Borsten des Fiedelkelchs haben mit den Scheibenblüthen gleiche Länge.

In Brasilien und zwar in der Provinz Rio Grande.

12) *G. coronopifolia Lehmann*. Krautig; die Blätter sind stiellos, ziemlich dick, linealisch, fiederförmig-geädelt, runzelig, fahl, durchscheinend-oberig; die Blütenköpfe stehen einzeln; die äußeren Schuppen des flebrigen Hüllkelchs sind linealisch, an der Spitze abstechend; der Fiedelkelch ist kronförmig, häutig, borstig, begrannet, das Fruchtkorn verkehrt-eiförmig, zusammengebrückt-vierkantig; die Blütenköpfe stimmen in der Größe mit denen von *Matricaria Chamomilla* überein.

In Mexico.

13) *G. anomala De Candolle*. Strauchartig, fahl; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, spitz- und eusennt-geädelt, etwas flebrig;

die strahlenden Blütenköpfe stehen an der Spitze der Aeste einzeln; die flebrigen Hüllschuppen sind in ein fadenförmiges, mit der Scheibe gleichlanges Anhängel verschmälert; das Fruchtkorn ist verkehrt-eiförmig, fahl, der Fiedelkelch dick, sehr schnell abfällig.

In Brasilien in der Provinz Rio Grande.

14) *G. diffusa Don*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, ausgebreitet, die Aeste sind fächerförmig, fahl, die Blätter länglich, stiellos, halbstengelumfassend, fahl, geädelt, die Sägezähne tief und begrannet; die einblüthigen, einzeln Blütenköpfe ragen über die obersten Blätter ein wenig hervor; die Hüllschuppen sind lanzettlich, angebrückt; der Fiedelkelch besteht aus wenigen, sehr bald abfallenden Borsten.

Im nördlichen Patagonien.

15) *G. hirsuta Hooker*. Von weißlichen Haaren etwas raub; der Stengel ist rasenartig, krautig, spärlich ästig; die Aeste sind lang, einförmig, die Blätter schmal-länglich, halbstengelumfassend, geädelt, die Schuppen der weichhaarigen Hülle linealisch-lanzettlich, am Grunde angebrückt, an der Spitze ein wenig abstechend.

In Californien.

16) *G. stricta De Candolle*. Der Stengel ist krautig, steif, fast einfach, am Grunde fahl, an der Spitze spärlich behaart; die Stengelblätter sind am Grunde lang verschmälert und ganzrandig, an der Spitze länglich, zugespitzt, geädelt, die Hüllschuppen aufrecht, linealisch, zugespitzt.

Im westlichen Theile von Nordamerika.

17) *G. humilis Hooker und Arnott*. Die ganze Pflanze ist fahl; der Stengel ist krautig, einfach, einförmig; die grundständigen Blätter sind linealisch, kumpf, am Grunde verschmälert, die stengelständigen stiellos, die untern sehr schmal linealisch, die obern pfriemlich, deckblattartig; die Hüllschuppen linealisch-lanzettlich, an der Spitze spärlich.

In Californien.

18) *G. robusta Nuttall*. Die Pflanze ist krautig, fahl; die Blätter sind herzförmig-länglich, kumpf, stengelumfassend, hart geädelt, am Rande raub, die oberen spitz, fast ganzrandig; die Blütenköpfe sind ebensträuflich, die Hüllschuppen am Grunde spärlich; der Blütenboden ist am Rande spreublattartig, der Fiedelkelch zweiborstig.

Im nördlichen Theile von Californien.

19) *G. virgata Nuttall*. Die Pflanze ist krautig, fahl oder weichhaarig, der Stengel rutenförmig, cylindrisch, lang und schlant, nach der Spitze zu ästig, die Aeste sind meist einförmig, zugespitzt, die Blätter linealisch-länglich oder länglich-lanzettlich, sehr spitz, ganzrandig oder fein geädelt, halbstengelumfassend; der Hüllkelch ist flebrig, seine untern Schuppen sind fadenförmig verschmälert und stehen ab, die Strahlblüthen geschlechtlos; der Fiedelkelch ist 2—3borstig.

Im Drogengebiete.

20) *G. nana Nuttall*. Die Pflanze ist ausdauernd, fahl, drüsig-punktiert; die Stengel liegen nieder und sind

einföhrig oder tragen einen wenigspöfigen Oberstamm; die Blätter sind schmal-lanzettlich oder länglich, stiellos, am Grunde verschmälert, gesägt, die endständigen an den Blütenköpfchen oft sehr klein und ganzrandig; die Hüllschuppen laufen herab und haben an der Spitze ein kurzes, zurückgeschlagenes Anhängsel; die wenigen Strahlblüthen sind selten mit Griffeln versehen; der Fiederkelch ist zweifelhafteig.

Im Dregongebiete.

21) *G. discoides* Nuttall. Die Pflanze ist krautartig, ausdauernd, sahl und bargig-punktiert; die Aeste sind 1—2köpfig, gegliedert, die Blätter länglich-linealisch, spitz, ungefleht, fein gesägt; die Schuppen der flebrigen Hülle sind kurz, an der Spitze zurückgerümmelt, die Blüthen sämtlich scheibenförmig; der Fiederkelch ist zweifelhafteig.

Im Dregongebiete.

22) *G. cuneifolia* Nuttall. Die Pflanze ist sahl; die Blätter sind stielförmig-länglich, stumpf oder linealisch-länglich, spitz und stengelumsfassend; das Blütenköpfchen ist stiellos, ein wenig flebrig, sparrig; die Narben sind sehr lang, spitz, weichhaarig.

Im nördlichen Theile von Californien.

23) *G. speciosa* Benth. Halbstrauch, flebrig, sahl; die Blätter sind länglich, am Grunde verschmälert, ungleich-eingeschnitten-gezähnt, die Blütenköpfchen einzeln, gefleht; der Hüllkelch ist halbkreisförmig, ziemlich sparrig und sehr flebrig, der Blütenboden flach; die Borsten des Fiederkelchs sind starr, theils so lang als die Blumenkrone, theils viel kürzer.

In Patagonien.

24) *G. lanceolata* Nuttall. Die Pflanze ist krautartig, sahl, der Stengel rutenförmig-ährig; die Blätter sind lanzettlich, spitz, ungefleht, grob-börnig-gesägt oder eingezeichnet-gezähnt, die Schuppen des Hüllkelchs mit pfriemlich-fadenförmigen, geraden, fast gleichlangen Anhängeln versehen, die äußeren sind leder; der Fiederkelch ist weiß zweifelhafteig. Diese Art ändert mit linealischen, entfernt-börnig-gesägt und ganzrandigen oberen Blättern und mit kürzeren, länglich-lanzettlichen, zum Theil stengelumsfassenden, börtig-gefügten Blättern und kürzern, ungleichlangen, angedrückten Anhängeln der Hüllschuppen ab.

Zweifelhafte Arten sind:

Grindelia fruticosa Desfontaines.

Grindelia Lambertii G. Don.

Kußzuschleichen sind aus der Gattung:

Grindelia incisa Sprengel = *Calimeris incisa*.

Grindelia sibirica Link = *Aster conspicuus*.

Donia ciliata Nuttall = *Aplopappus ciliatus*.

Donia canariensis Lessing = *Jasonia laevigata*.

(Garcke.)

GRINDELWALD, Grindelwald - Gletscher, Grindelwald-Thal, Grindel-Alp, Grindeln, Dettlichstein in der Schweiz.

Das Dorf Grindelwald ¹⁾, im sogenannten Berner Oberlande gelegen, etwa 3500 Fuß über der Meeresfläche, hat wegen dieser hohen Lage in den meisten Monaten ein ziemlich rauhes Klima, jedoch Wein und andere edle Früchte nicht gedeihen. Desto mehr eignet sich die Localität zur Alpenwirthschaft, d. h. zur Haltung von Rindvieh und Ziegen, sowie zur Production von Milch, Käse, Butter u. s. w. Doch wachsen hier noch Kirschen, aus welchen das in der Schweiz so hauf getrunken Kirschwasser bereitet wird. Das Terrain wird meist als Weide für das Vieh und zur Gewinnung von Heu und Grummet benugt; nur kleinere Partellen, welche man mit der Hade bearbeitet, dienen dem Anbau von etwas Roggen, Gerste, Kartoffeln, Haas, Kraut u. s. w. Die meisten Einwohner des Thales, etwa 3500 an Zahl, beschäftigen sich daher mit der Sennwirthschaft; d. h. mit der Haltung und Ausnutzung von Rindvieh, welches etwa 6000 Häupter zählt. Sie wohnen in den nach dem bekannten Schweizerstyle gebauten hölzernen Häusern, welche sehr zerstreut umherliegen. Für die Aufnahme der zahlreichen Reisenden, welche sich in den Sommermonaten hier zusammen finden, das Grindelwald eine Station zwischen Meringen und Lauterbrunnen ist, wo die meisten Fremden in der Schweiz verkehren, dienten 1864, als der Verfasser dieser Zeilen den Ort besuchte, die beiden recht hübsch und gastlich eingerichteten Wirthshäuser zum „Bär“ und zum „Adler“. Doch gibt es auch einzelne andere Inhaberskreise in dem Thale, namentlich Säge- und Getreidemöhlen. Die zum eigentlichen Pfarrdorf concentrirten Häuser zählen etwa 2600 Einwohner, die übrigen Wohnungen liegen in weiterer Zerstreuung im Thale umher. Auf dem Friedhofe an der Kirchenmauer ist ein Gedenkstein für den Pfarrer Rouren aus dem Waadt angebracht, welcher 1821 auf dem Figgereisler in eine 121 Fuß tiefe Spalte kürzte und erst nach zwölf Tagen als Leiche herausgehoben werden konnte ²⁾.

Das Grindelwaldthal oder der Grindelwaldgrund ist eine ungefähr 1 Stunde breite und 4 Stunden lange Vertiefung, deren Sohle etwa 3100 Fuß über dem Meerespiegel liegt. Die Grenze gegen Südwest oder gegen die Wengernalp bildet zum Theil der scharfkantige Felsrücken, welcher die kleine oder Lauterbrunner oder Wengern-Scheide heißt, am andern Ende die große Scheide. Auf der Südseite gruppieren sich neben einander, in der Parallele mit dem Wege von der großen zur kleinen Scheide, drei gewaltige Felsenflosse: der Eiger mit 12,240, der Mittenberg (eigentlich Mittenberg) mit 9800, als Vorkipps des Schredhorns, und das Wetterhorn mit 11,535 Fuß Höhe, während sich auf der entgegengesetzten Seite das viel besiegene, weil leicht zugängliche Haulhorn, bis zur Höhe von 8261 Fuß

1) Der Name rührt wahrscheinlich von Grindel = Grindelstein = kleiner Grund und Wald her, jedoch ist wahrscheinlich der Wald des kleinen Grundes besetzt, obgleich gegenwärtig ein Wald, wie ich hier, dieser Zeilen bei seinem Besuche im J. 1864 nicht davon übergrast hat, nicht mehr vorhanden ist. 2) Z. Wags. Zeter S. 111.

erhebt. Zwischen diesem Kaltsberge und der kleinen Schneide befindet sich die Grindelalpe; auf welcher die „Grindeln“ genannten Ennahütten liegen.

Wenn weder das Dorf Grindelwald noch das gleichnamige Thal, welchem die hohen, schroffen, hart an einander tretenden Abhänge fehlen, an sich einen Anziehungspunkt für den Besuch der Reisenden bietet, so liegt dieses Interesse in den zwei Gletschern, welche gleich dem Abengleichlicher unter allen derartigen Gebilden in der Schweiz zu den zugänglichsten gehören und daher sehr leicht besucht werden, obgleich sie in Vertheil der Mächtigkeit nicht zu den hervorragenden gehören. Sie steigen sehr tief in das Thal herab, in die unmittelbare Nähe menschlicher Wohnungen. Der obere Gletscher beginnt mit seinem Fuße, welcher 3940 Fuß über dem Meere liegt, eine Stunde östlich von dem Dorfe Grindelwald, nur 10 Minuten rechts von dem nach der großen Schneide führenden Saumpfade. Von beiden der sehenswerthen, enthält er namentlich reineres Eis als der untere und zu Zeiten größere Gerölle an seinem unteren Rande, namentlich auf der Ostseite. Auch finden sich an seinen Seiten viele schöne und sehr gesuchte Alpenblumen. Im J. 1787 fiel der Wirth Christian Böden durch eine Spalte tief in diesen Gletscher hinein; als er zur Besinnung kam, fühlte er unter sich fließendes Wasser, arbeitete sich in dessen Abflusse hindurch und kam so glücklich wieder an das Tageslicht. — Der untere Gletscher, an seinem Fuße wegen des starken Schmelzens sehr schmutzig, 3100 Fuß über dem Niveau des Meeres, 40 Minuten südlich von dem Dorfe, wird auch der „kleine“ genannt, obgleich er eine viermal größere Ausdehnung als der obere hat. Da er eine ziemlich starke Moräne vor sich her schiebt und diese Gerschiebe sich auch an seinen Seiten befinden, so ist er für den Beschauer, welcher ihn nicht betritt, weniger sichtbar als jener. Wer ihn näher in Augenschein nehmen will, begibt sich hinauf auf denjenigen Theil desselben, welchen man nach dem Vorgange Chamouni's das „Eismeer“ nennt, und welcher das große obere Becken bildet, wo der Gletscher sich fest, rhe. er in das Thal hinab steigt. Etwa in 2½ Stunden erreicht man von dem Dorfe aus den unteren Rand des Eismeeres, wo besonders die von Eis gebildeten, verschiedenartig geformten schlanken Thürme oder Minarets, welche „Gletschermadeln“ heißen und durch das Schmelzen des Eises entstehen, die Blicke auf sich ziehen. Ueberschreitet man von dem unteren Rande das Eismeer bis zu dem entgegengelegten oberen, wozu etwa 1½ Stunde Zeit erforderlich sind, so gelangt man zu der von spärlicher Weide umgebenen Ennahütte am Jäsenberge, der äußersten oder am höchsten in das berner Hochgebirge vorgeschobenen menschlichen Wohnung. Man ist hier von den wilden, großartigen Eis- und Felsmassen umgeben und erblickt die über ihnen im Hintergrunde hervortragenden himmelshohen Spitzen des Jügers, der Schneide, der Wilschbörner und anderer Gletscherhöhen. Die Wanderung über diesen Gletscher ist nur an den Rändern gefahrlos, keineswegs in seinen übrigen Theilen. — Das aus beiden Gletschern bei Grindelwald

abfließende Wasser bildet die Rütchine (mit kurzer vorletzter Sylbe?).

GRINDKRAUT ist eine vulgäre Bezeichnung für die Scabiosa vulgaris sowohl als auch für Senecio vulgaris. (Fr. Wilh. Theile.)

GRINDWURZEL ist die vulgäre Bezeichnung für die Wurzel einiger Rumex-Arten, namentlich des Rumex obtusifolius und Rumex crispus, die unter dem pharmakognostischen Namen Radix Lapathi acuti s. Oxylapathi sogenannten blutreinigenden Ubergemengen zugesetzt wurden. Diese Radix Lapathi acuti wird aber auch wol von Rumex sanguineus, R. nemorosus, R. pratensis gesammelt. — Gelegentlich werden auch noch einige andere Wurzeln, welche eben unter blutreinigende Arzneispecies kamen oder noch gegenwärtig solchen zugesetzt werden, mit dem Namen Grindwurzel belegt, so z. B. die Chinawurzel von Smilax china, die Wurzel von Arctium Lappa. (Fr. Wilh. Theile.)

GRINGONNEUR (Jacquemin), ein alter französischer Maler und Miniaturist, lebte zu Ende des 14. Jahrh. In der berühmten Sammlung des Erzherzogs der Enkel Ludwig's XIV., de Valguirres, befanden sich 17 Blatt alte Spielkarten, die volles Interesse in Anspruch nahmen. Zeichnung wie Papier weisen auf das 14. Jahrh. hin. Da fand sich eine Rechnung des Schatzmeisters König Karl's VI. vor, worin es heißt: „Dem Maler Jacquemin Gringonneur für drei Spiele Karten mit Gold, verschiebten Farben und Devisen bezahlt, zum Feiertag für den besagten König fertig, 56 pariser Sol's (etwa 39 Francs) ausgezahlt.“ Da diese kurze Notiz auf oben genannte Karten vollkommen paßt, so wurden alsbald dieselben als Werk Gringonneur's allgemein angenommen, wenn auch dessen Urheberschaft noch nicht über allen Zweifel erhoben da steht. Da Valguirres alle Schätze seines Kunstkabinet's dem Könige vermacht, so kamen sie in die k. Bibliothek, wo sie sich noch jetzt befinden. Sie sind mit großer Sorgfalt und Zierlichkeit ausgeführt, die Figuren auf Goldgrund, der wieder mit vertiefter Verzierung bedeckt ist, sind mit Talent gemalt und erinnern in ihrer Zeichnung an die bekannten italienischen Tarockarten des Baldini (letztere sind bekanntlich gefälscht). Die Karten sind mit silbernen Borduren eingefasst; einzelne Theile der Stickerien an den Gewändern sind mit Gold gehöht, während die Wappen mit Silber bedeckt sind, welches mit der Zeit oxidierte. Nichts deutet den Verfall der einzelnen Karten an, weshalb auch die Art des Spieles bis auf den heutigen Tag noch ein Räthsel geblieben ist. Die Darstellungen sind folgende: der Karr — der Schildträger, schon gedacht — der Kaiser — der Papst zwischen zwei Cardinälen — drei verliebte Paare, oben zwei Amoretten mit Pfeil und Bogen — Fortuna — Temperantia — Fortitudo, schon — Justitia — der Mond, zwei Amoretten messen — die Sonne, ein spinendes Mädchen spaziert, schon — der Wagen — der Eremit mit Stum-

benglas — der am Fuß Stenke, in alten Spielfarten oft vorkommend — la maison de Dieu, in ein thurmhöhenhohes Haus schlägt der Blitz ein — der teilsende Tod schlägt Alles nieder — Jüngstes Gericht, Lobte sehen auf, sehr natü. erfunden.

Abbt Menestrier hatte aus oben angeführtem Texte der Rechnung die Ansicht willkürlich heraus konstruirt, Gringonneur sei der Erfinder der Spielfarten und will damit diese Erfindung den Franzosen vindiciren. Verschiedene Werke, die über diesen Gegenstand handelten, sprachen es dem Abbt nach, ohne die Sache näher zu untersuchen. Die Rechnung ist vom Jahre 1392, es ist aber bekannt, daß die Chinesen bereits 1120 Kartenspiele malten, so wie daß die Karten aus dem Orient bereits zu Ende des 13. Jahrh. in Europa eingeführt und in Spanien und Italien schon lange vor Gringonneur bekannt waren. Auch liegt im Texte der Rechnung nicht die geringste Andeutung, Gringonneur als den Erfinder, ja selbst als den Einführer der Karten am Hofe Karl's VI. anzudeuten, da diese als eine bekannte Sache vorausgesetzt werden.

Man hatte dem Gringonneur auch verschiedene Bilder der altfranzösischen Schule zuschreiben wollen; so glaubt Renoit, das älteste französische Gemälde, eine Darstellung des Juvenal des Ursins, verbannte ihm seinen Ursprung, aber diese Annahme ist eine bloße Meinung, für welche nichts Sicheres spricht und wird vielleicht die Zukunft Licht in diese dunkle Partie der Kunstgeschichte bringen *).

GRINGORE, auch GRINGOIRE de Vaude-mont (Pierre), eigentlich Gringon zu nennen, ein französischer Dichter, geboren aus dem Landgute Herritres (Diocèse Teul) in Lothringen †) in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh.; gestorben um 1544, wo? ist nicht anzugeben. Er gehört zu denjenigen Dichtern der Franzosen, die erst in der neuesten Zeit aus dem Staube der Vergessenheit hervorgehoben worden sind. Seine Kelter schienen Bauern gewesen zu sein; eine gute Erziehung hat er durch sie nicht erhalten, wie er selber sagt. Er selbst durchzog in seiner Jugend als fahrender Sängers Kranzreich, bald hier bald dort seinen Aufenthalt nehmend. Erst dem Jahre 1500 lebte er in Paris und nahm hier in herortragender Weise Antheil an den dramatischen Vorstellungen, den sogenannten Mystères, welche in dem französischen Charakter einen so fruchtbaren Boden fanden. Um das Jahr 1500 findet man in Paris drei Arten dramatischer Vorstellungen im Schwünge, jede von

einer bestimmten Bruderschaft gepflegt und dargestellt, nämlich: die Mystères, gepflegt von den Confrères de la Passion, die Moralités, gepflegt von den Confrères de la Bazoche, und die Sotties, gepflegt von den Enfants Sans-Souci. Die letztere Bruderschaft entstand unter Karl VI., hatte ihre Privilegien, ihre hierarchische Organisation, einen Vorsteher mit dem Titel: Prince des sots, ein eigenes Gekleid (den Tragen mit Gekleidern gekleidet) und die Hallen der Stadt als Schauspielplatz. Erst gab sie nur Possenspiele, bald erhielt sie die Erlaubnis, auch Moralités darzustellen, und überflügelte bald die beiden andern Bruderschaften. Als Gringore nach Paris kam, fand sie in der höchsten Blüthe; sogar der König Ludwig XII. wohnte ihren Vorstellungen bei, und die mit politischen Anspielungen und beißenen Glossen nicht sparlichen Schauspielers erhielten dadurch eine um so höhere Bedeutung. An der Spitze der Gesellschaft stand bald neben Élément Marot, Jean du Pontalais, Jean Marbais, auch Pierre Gringore. Nicht Pontalais war Gringore einer der bedeutendsten Darsteller der Enfants sans-souci und zugleich der fruchtbarste Dichter der Gesellschaft. Zu seinem Muster scheint er den Roman La Rose genommen zu haben; ebenso allegorisch und moralisch, wie dieser Roman geschrieben ist, sind alle Erzeugnisse Gringore's gehalten. Tout par raison, raison partout, partout raison war sein Wahlspruch. Das erste von ihm gedruckte Werk stammt aus dem J. 1499 und hat den Titel: Château de Labour; man hält es für eines seiner besten. Ein junger Mann hat eine junge Frau, welche er liebt, geheiratet. Den Hüttenwachen folgen aber langweilige Stunden, oder um in der allegorischen Sprache Gringore's zu reden: der junge Gast empfängt den Besuch sehr ungelieblicher Gäste: Soins, Besoins, Desconfort u. s. w. Der Gast Raison hat Mitleid mit ihm und gibt ihm weise Rathschläge, welche „Tromperie“ ihn vergessen zu machen bemüht ist. Da stellt sich zur guten Stunde Raison wieder ein, läßt ihn unter der Obhut von Bonne Volonté und Talent de bien faire, die ihn nach dem Château de Labour, d. h. also der „Arbeit“ bringen. Der junge Mann führt unter den Jerten des Schlosses, welche Travail und Peine heißen, ein tudesches, schweres Leben. Als er davon seiner Frau, zu der er zurückgekehrt ist, erzählt, macht diese sich über ihn lustig, da sagt er den Entschluß, wieder in das Château de Labour zurückzukehren. Es ist nicht unmöglich, daß Gringore in dieser moralisirenden Allegorie, wie französische Autoren meinen, einen Theil seines Lebens erzählt. Dem Château de Labour folgte im J. 1500 ein verdamntes Stück unter dem Titel: Château d'Amours. Der Inhalt desselben ist kurz folgender: Ein Reisender kommt aus dem Château d'Amours und trifft einen andern, der nach dem Liebeschloß will. Er warnt ihn, bis an das Ziel zu gehen, denn es sei dort wenig Gutes zu finden. Aber der zweite Reisende lehnt sich daran nicht, geht in das Schloß, verliert dort seine Ruhe und dann auch das Leben. — Im J. 1502 schrieb Gringore zwei Mysticien, im J. 1503 ein drittes und zwar zu Ehren des Einguges

*) Bulletin, Recherches sur les Cartes. 1757. — P. Lacroix, Orig. des Cartes. 1836. — Jeu de Cartes Tarot. Paris 1844 (hier sieht die 17. St. Karten abgebildet). Nouv. Biogr. générale. XXII. Art. Gringonneur.

†) Eine andere Ansicht vertheilt der Abbt La Rue. Nach ihm ist Gringore in der Normandie geboren, wo allerdings nicht nur die Familie Gringore als Gutsbesitzer in Cam, Thury u. s. w., sondern auch der Name des P. Gringore nachweisbar ist. Der Widerspruch läßt sich nach Obweisung in Göller's Nouv. Biogr. générale. p. 111 übrigens lösen, wenn man annimmt, daß, das der Herr von Herritres (vergl. weiter unten) auch Besitzer von Thury war.

er Königin. Im J. 1504 veröffentlichte er die *Abuz du monde*, eine Satyre, die, bald dialogisch, bald erzählend gehalten, alle Stände, Frauen, Ritter, Künstler, Aerzte und Kaufleute geißelt, nur den König nicht; er dedicirte das Werk dem Prevot von Paris, Jacques d'Houteville, der ihn dafür dem König Karl XII. vorstellte. Einen ähnlichen Stoff behandeln die 1505 verfaßten und seinem ehemaligen Herrn Pierre de Ferrites gewidmeten *Folles entreprises*, aus deren Widmung man einige Angaben für das frühere Leben des Dichters gewinnt. Doch läßt dieses Werk schon eine politische Tendenz durchblicken. Gringore weist das Volk auf die gerechten Ansprüche Frankreichs auf Neapel hin. Dieser Umstand und die Protection des Prevot von Paris brachten den Dichter dem Könige näher, und Puymaigre, aus dessen Biographie ich hier schöpfe, meint nicht mit Unrecht, daß das auf den Dichter eingewirkt habe. Der König wählte ihn an Stelle der damals schiedenden Zeitungen zur Bearbeitung der öffentlichen Meinung benutzen, und das war kein Fehlgriß, da Gringore in Paris bekannt war und nicht nur durch Flugchriften, sondern auch von der Bühne der Enfants sans-souci auf die Menge mächtig einwirken konnte. So wandte sich Gringore, wahrscheinlich vom Könige durch Geld reichlich entschädigt, dem politischen Gebiete zu und veröffentlichte Schlag auf Schlag: *Entreprise de Venise avec les citez, chasteaux, fortresses et places que usurpent les Venetiens, sermer l'Espoir de la Paix und le Cœur des Cœurs*. Mit der letzten Schrift war der Papst, der Gegner Frankreichs, als servus servorum Dei gemeint. Gringore ging bald noch weiter; er brachte in einem Rosenkriege den Papst Julius als lächerliche Figur und mit Geisteskräften unter dem Namen Mero Sotto auf die Bühne seiner Enfants sans-souci, und flagte ihn am Schluß der Simonie an. Im J. 1511 folgte eine *Moralité*, deren Personen waren: *peuple françois, peuple italique, l'homme obstiné* (damit ist Papst Julius II. gemeint), *Symonie u. s. w.* Das französische und italienische Volk beklagen sich über die Leiden des Krieges und machen zuletzt den *homme obstiné* dafür verantwortlich. Die Nachsicht, welche Ludwig XII. hier aus politischen Rücksichten übte, schädete natürlich dem Ansehen der Geistlichkeit ungemessen. Gringore griff sogar den König selbst auf der Bühne an. Ludwig XII. war darüber aber nicht böse. Als man ihn einst aufforderte, Komödianten, die ihn in beleidigender Weise verhöhnt hatten, zu bestrafen, erwiderte er: Non, laissons-les faire, ils pourront nous apprendre des vérités utiles que nous ne saurions pas autrement; je leur donne toute liberté pourvu qu'ils respectent l'honneur des dames. — Eine eigene Art Dichtung bot Gringore in: *Les cent nouveaux proverbes dorés*, welche Lebensregeln ohne die dramatische Beigabe der Moralités enthalten. Ein ähnliches Werk waren die *Menus propos*, gedruckt im J. 1522. Sie enthielten in buntem Gemisch Betrachtungen über verschiedene Dinge, Allegorien über die Götter- und Wildschweinjagd, Humores, Uebersetzungen der Psalmen, Liebesgedichte. Interessant ist am Schluß

des Ganzen das Testament des Teufels, der seine Töchter vererbt. Auf dem Titel nennt sich Gringore übrigens: *héraut d'armes de illustre très-haut, très-puissant prince Anthoine, par la grâce de Dieu, duc de Calabre, Lorraine et Bar, comte de Provence et Vaudémont*. Von seiner Stellung zu diesem Prinzen mag es herkommen, daß Gringore selbst zuweilen den Beinamen de Vaudémont führt. Auch zu der Prinzessin Renée von Bourbon, Herzogin von Lothringen, stand er in engeren Beziehungen. Für sie schrieb er die *Heures de Notre-Dame*. Dieses Buch wurde in Lothringen gedruckt. Als Gringore es auch in Paris drucken lassen wollte, verbot es die Sorbonne am 26. Aug. 1525, weil sie nach dem Äußersten Luther's eine solche Bearbeitung der biblischen Geschichte für gefährlich hielt; sie verallgemeinerte ihren Verdict übrigens zugleich dahin, daß sie jede Uebersetzung der Bibel als eine höchst gefährliche Sache unterlasse. — Außer den genannten Schriften wären noch einige andere anzuführen; ich darf es aber unterlassen, weil die angeführten den Dichter genugsam charakterisiren. — Die Vergessenheit, in die Gringore gekommen, ergibt sich auch daraus, daß Sainte-Beuve in seinem *Tableau de la poésie française au XVI^e siècle* ihn gar nicht erwähnt. Aber mit Unrecht. Ausführlicher ist Gringore behandelt in: *T. de Puymaigre, Poètes et Romanciers de la Lorraine*. Paris 1848. p. 291—311. Dazu *Miclaud*, *Biographie universelle* XVII. p. 566 sq. und *Höfer*. *Nouv. Biogr. génér.* XXII. p. 111—115, wozu letzterer die Angaben von Puymaigre in mancher Hinsicht berichtigt und vervollständigt. (R. Pallmann.)

GRINNELL-LAND ist das nördlichste bekannte Land der Erde, zu der arktischen Inselkette im Norden von Nordamerika gehörig, in seinen südlichen Theilen 1616 von Bylot und Baffin entdeckt und Koth-Kincoin genannt, 1852 von Capitän Inglesfield, 1854 von Dr. Eliza Kent Kane weiter untersucht und von dem letztern nach dem verdienstvollen Förderer der Polar-Expeditionen, Henry Grinnell in Newyork, benannt, endlich von Dr. J. T. Hayes im J. 1861 noch einen halben Grad weiter nordwärts erforscht. Seine Küsten erstrecken sich — soweit sie bis jetzt bekannt sind — von Cap Tennyson im Süden (unter 76° 14' nördl. Br.) einerseits gegen Nordwesten über Cap Easthat bis Cap Waldegrave und von da bis Cap Elen unter 76° 56' nördl. Br. in einer Ausdehnung von 45—50 deutschen Meilen; andererseits gegen Norden und Nordosten, bis Cap Union unter 82° 30' nördl. Br. in einer Ausdehnung von 90—100 deutschen Meilen. Diese Distanz wird durch einige tiefere Einschnitte dergehalft gegliedert, daß es noch nicht entschieden ist, ob Grinnell-Land eine einzige Insel ist oder ob es in eine Gruppe größerer Inseln zerlegt wird. Von Cap Tennyson zieht sich die Küste über das nach Osten vorspringende Cap Clarence und bei den Inseln Franque und Mitte vorbei bis zum Talbot-Inlet, welchen Hayes als einen mit einem Gletscher abschließenden Fjord bezeichnet; dieses Stück Land durch den breiten Jones-Sund von dem südlich liegenden

Nord-Dron getrennt, hat den Namen Nord-Lincoln erhalten, seine Größe mag auf 300 □ Meilen geschätzt werden, doch sind die West- und event. die Nordküsten nicht bekannt. Das Land steigt hoch aus dem Meere empor, sein Inneres ist wie das gegenüberliegende Grönland ein mit Eis bedecktes Hochland, und zahlreiche Gletscher (Petermann's Karte, Mittheilungen 1855, Tafel 8 zählt deren 6 auf) führen dieses Eis zum Meere hinab und helfen die Menge der in den arktischen Gewässern schwimmenden Eisberge vergrößern.

Nördlich von Labrador-Inlet setzt sich die Küste in ähnlicher Weise fort. Cabogan-Inlet, an seinem westlichen Ende durch einen Gletscher geschlossen, Cap Isabella (gegenüber dem Port Foulke in Grönland und von diesem Hafen nur 8 deutsche Meilen entfernt), Wade Point, Cap Sabine mit den vorliegenden Inseln Crovoost und Stalfrecht sind die bemerkenswerthesten Punkte dieser Küstenabtheilung, welche mit dem Vereinigten Staaten-Land, 25 Meilen im Norden von Labrador-Inlet, schließt. Während hier Inglesfeld und Kane eine sorgfältige Küste vergeichnen, hat Hayes eine weite Bucht mit den vorliegenden Inseln Henry und Wade gefunden — worunter, an wie vielen Stellen diese großen arktischen Inseln sich noch in Inselgruppen auflösen werden! Die eben erwähnten Küsten haben den Namen Gillsmeere-Land erhalten, doch werden auch Nord-Lincoln und Gillsmeere-Land zu Grinnell-Land im weiteren Sinne gerechnet.

Nördlich von dem Vereinigten Staaten-Land wendet sich die Küste weiter nach Osten, bis zu der an 500 m. hohen Kapoleonshöhe, in deren Nähe Spuren verlassener Eskimonienberausungen gefunden worden sind, nahe an 80° nördl. Br.; geht dann wieder gegen Norden bis G. von Buch, Karl-Mitter-Bai, Fied-Bai und Cap Lieber, dem nördlichsten von Hayes auf einer Schlitten- und Harnspitze am 18. Mai 1861 erreichten und zu 81° 35' nördl. Br., 52° 50' westl. Länge von Ferro bestimmten Punkte. Die darüber hinaus wahrgenommenen Punkte nannte Hayes Mount-Barry — diesen 800 — 900 m. hohen Berg hatte auch Norton, Kane's Begleiter, am 25. Juni 1854 von der grönlandischen Küste aus gesehen —, Cap Eugenie, A. Petermann-Bai, Cap Frederik VII., Wrangel-Bai und Cap Union; Norton hatte das Meer völlig offen und eisfrei gesehen, Hayes fand es mit morschem Eise bedeckt, zwischen welchem sich offene Tümpel und Kanäle zeigten, und gegen Norden allmählig in offene See übergehend.

Dr. Hayes hat im Verlaufe seiner Expedition, vom Juli bis September 1861, zwischen dem 78° und 82° nördl. Br., möglichst viele Pflanzen gesammelt; die Exemplare selbst sind der naturwissenschaftlichen Akademie in Philadelphia zugeführt und von den Botanikern G. Donand, Th. P. Barnes und F. Rohmer bestimmt worden. Ein Verzeichniß derselben befindet sich in den Proceedings of the Academy of Natural Sciences of Philadelphia 1863 p. 93—96 und ist in Petermann's Mittheilungen 1864, S. 487, 488 im Auszuge wiedergegeben; dasselbe ist um so interessanter, als Grinnell-Land das nördlichste erforschte Florenzgebiet der Erde

ist, in welchem die Temperatur kaum je 12° C. übersteigt; der Boden ist stets gefroren, meist mit Schnee bedeckt. Die Aufzählung enthält 52 Species von Phanerogamen, die Zahl der Genera ist 39; von Kryptogamen wurden 49 Genera mit 68 Species gesammelt. Unter den Phanerogamen sind 7 Species Saxifraga, 4 Species Draba, je 2 Species Lychnis, Stellaria, Dryas, Saxif., unter den Kryptogamen 9 Species Bryum, 4 Parmelien, 4 Laminarien, 3 Species Hypnum, je 2 Splachnum, Aleoctoria und Verrucaria; es wurden 1 Farn (Lycopodium), 28 Moos, 23 Flechten, 16 Algen beobachtet — es ob an Pilzen ganz fehlt, ist nicht gelagt, doch dürften Sphaeriaceen, Uredineen etc. auf Pflanzen theilen wol vorhanden sein. Als besonders häufige Pflanzen erscheinen der Alpenmoos (Papaver nudicaule oder alpinum L.), ein Sauerkraut (Oxyria digyna Campd.) und eine Gletscherweide (Salix arctica L.). Zwei Dritttheile der aufgefundenen Pflanzenpecies kommen auch in unseren Alpen, einige in den deutschen Mittelgebirgen vor: Campanula rotundifolia L., Toljeldia palustris L., Luzula campestris var. congesta Wahl, Festuca ovina L., Armeria vulgaris Willd., Alchemilla vulgaris L. sind in weiter Ausdehnung über die arktische und über die gemäßigste Zone verbreitet. Ins Baumgeschlecht gehören Betula nana L., Salix arctica L., Salix herbacea L., freilich sämmtlich in Zwergstammform, neben ihnen finden sich Empetrum rubrum Willd. (rote Kaulbeere), Vaccinium uliginosum L. (Trunftelehre) und Andromeda tetragona L. (Bärentraube) auch ebenso zweigebäute Vertreter hölzerner Sträucher.

Die astronomischen, magnetischen und meteorologischen Beobachtungen, welche der deutsche Begleiter des Dr. Hayes, August Sonntag, anstellte und welche von demselben bis an seinen auf dem Eise erfolgten Tod (im Januar 1861) mit steter Genauigkeit und Vollständigkeit ausgeführt sind, ebenso wie die Untersuchungen über Ebbe und Fluth, über Pendelschwingungen etc., sind von Charles Schott, einem fundigen Assistenten bei der amerikanischen Küstenvermessung, zusammengefasst und berechnet worden; vergl. Dr. J. Hayes, Physical observations in the arctic Seas. Reduced and discussed by Ch. A. Schott, mit 4 Karten, in dem „Smithsonian Contributions to Knowledge“, Vol. XV. Washington 1867, und Petermann, Mittheilungen 1868, S. 469, 470. Die geographischen Positionen erstrecken sich von 72° 23' 1" (Pöden) bis 81° 31' 30" (nördlichste Lager im Kennedy-Kanal); die beigegebenen Karten stellen die Länder am Smithfund und Kennedykanal, die Umgegend von Port Foulke an der Küste von Grönland, die magnetischen Linien in diesen Gegenden und die Linien der Ebbe- und Fluthzeiten dar. Die in Port Foulke angestellten Beobachtungen der Temperatur ergaben ein Minimum von — 43° C. am 25. Jan. und ein Maximum von 16° C. am 5. Juli 1861; die mittleren Temperaturen des Januar waren in Port Kennedy unter 72° nördl. Br. — 44° C., in San Amelac-Hafen — 33°, in Port Foulke — 32°, so daß die

Kälte hier nach Norden sichtlich abnimmt, die Temperatur von Grinnell-Land dürfte hinter der entsprechenden der grönländischen Westküsten um ein Weniges nachstehen. Die Jahrestemperaturen werden in den genannten drei Häfen auf $-16^{\circ},9$, $-19^{\circ},1$ und $-14^{\circ},5$ C. berechnet; vorherrschende Winde kamen von Nordost (47 von je 100) und Südwest (17 von je 100); häufig waren Windstillen (27 unter je 100 Notirungen). Die besten graphischen Darstellungen der Temperaturen in den arktischen Gegenden — freilich Grinnell-Land nur zum Theil berührend — sind 2 Karten in Petermann's Mittheilungen 1870. Nr. 12. 13. 14: der Golfstrom im Sommer und im Winter und der Stand der thermometrischen Kenntniss des nordatlantischen Oceans und Landgebietes im J. 1870, und: Temperaturverhältnisse in den arktischen Regionen, Isothermen des Januar, Isothermen des Juli, Isothermen und Isoclinen je von 2 zu 2° R., Isothermen der absoluten Minima von 10 zu 10° R., sämmtlich Originalarbeiten von Dr. H. Petermann.

Nicht zu verwechseln mit diesem Grinnell-Land ist dasjenige Grinnell-Land — richtiger wäre es Grinnell-Insel zu nennen — welches im Nordwesten an Nord-Dron sich anschließt und von diesem nur durch die schmale Arthursstraße getrennt wird, etwa 30 Meilen westlich von Nord-Vinceln liegt und vom August 1852 bis Sommer 1853 durch Capitän G. Becher untersucht worden ist. Becher kam mit Schiften von dem Hafen an der Breckny-Insel, überwinternte in Northumberland-Sund und nahm im nächsten Frühjahre die Küsten von Grinnell-Land und die zählreichen benachbarten Inseln auf, bis das Ausgehen des Eises seinem weiteren Vorgehen ein Ziel setzte.

(Otto Delilech.)

GRINNES, mit Vada gemeinschaftlich von Tacitus Histor. V. c. 20. 21 als Lager einiger römischer Cohorten und Reiterabtheilungen in der Germania secunda oder interior im Kampfe des Gerialis gegen das Heer des Civilis erwähnt, ist in der Nähe der Vereinigung der Flüsse Maas und Waal zu suchen. Civilis hatte diese Lager beinahe erobert, als Gerialis zu Hilfe kam und seine Truppen in die Flucht trieb. Vada wird von der Tabula Peutling. in geringer Entfernung von Noriomagus (Nimwegen) angelegt. Vergl. Mannert Th. II, 1. S. 215; f. die Karte zu H. D. Wilhem, die Festzüge des Drusus. Dieser Ort wird auch noch in der Tabula Peutingeriana Segm. I, 6. ed. Mannert erwähnt.

(Krause.)

GRIOLET (Jean Marie Antoine), ein vielseitiger französischer Schriftsteller (Botaniker), geboren zu Alnes im J. 1763, gestorben im J. 1806. Er war Jurist, und zwar anfangs Advocat, ging aber bald zur Verwaltung über. Die Revolution von 1789 ließ ihn anfangs fliehen, er mußte aber bald seine hohen Aemter aufgeben und sein Leben, welches bedroht war, durch die Flucht retten. Als die Schreckenszeit vorüber war, kehrte er wieder nach Frankreich zurück; aber mißmuthig über den Verlust vieler Freunde, die hingerichtet waren, über die verführte öffentliche Meinung der Menge, überhaupt

H. Gmelin, I. Bd. u. S. Erste Section. XCI.

über die halslosen Zustände in der Hauptstadt, nahm er seinen Posten nicht wieder ein, sondern wandte sich nach Genua, um hier unter neuen Freunden und in einer glücklichen kaufmännischen Laufbahn, die er nun einschlug, die Unabhängigkeit und Ruhe zu finden, welche Paris ihm nicht zu gewähren vermocht hatte. Die literarische Thätigkeit wurde dabei nicht vernachlässigt. Als Genua mit Frankreich vereinigt wurde, stand er an der Spitze der Handelskammer von Genua und that viel, um den Uebergang in die neue Herrschaft leichter zu machen; das Vertrauen, welches er bei Lebrun, der die Verschmelzung durchführen sollte, genoß, trug wesentlich dazu bei. Griolet starb leider am 2. März 1806 eines frühzeitigen Todes. Man debattirte in Genua den Verlust sehr; die Handelskammer ließ in ihrem Sitzungssaale seine Büste aufstellen. — Griolet hat folgendes geschrieben: Discours sur l'influence de Boileau. 1787 in 8., eine Schrift, welche von der Academie zu Alnes früher mit dem Preise gekrönt worden war. — Ferner: Sur les fonctions des adjoints dans la nouvelle procédure criminelle, lettre à un notable adjoint. 1789 in 8., war eine Gelegenheitschrift, aber nach dem Urtheile französischer Kritiker doch gehaltvoll. Die frühesten Arbeiten Griolet's waren eigentlich auf die Abfassung einer philosophischen Grammatik gerichtet, sie wurden aber trotz eines großen gesammelten Materials nicht vollendet. — Die eigentliche Bedeutung Griolet's liegt merkwürdiger Weise auf einem Gebiete, welches mit seinen sonstigen Studien in gar keiner Beziehung stand, nämlich auf dem Gebiete der Botanik. Seine Liebe zu dieser Wissenschaft war mehr als dilettantisch. Fleißige Studien und eifriges Botanikern machen ihn mit der Flora von Genua bald ausnehmend bekannt, sodas er eine Florale de Gènes hinterlassen konnte, die sehr gut war. Auf seinen Excursionen hat er vier neue, bis dahin unbekannte Pflanzen entdeckt, nämlich: Genista genuensis, Ophrys speculum, Scirpus tribola und ein Carex, welchem die botanische Welt den Namen Carex Griolei gegeben hat. — Vergl. Michaud, Biogr. aniv. XVII. p. 567.

GRION (Γρίον), ein dem Latmos parallel laufendes Gebirgszweig, welcher sich vom Gebiete der alten Rithier ab östlich nach Karion hinzieht. Vergl. Strab. XIV, 1, 8. p. 635 seq. Mannert (VI, 3, 250) meinte, daß sich dieses Gebirge wahrscheinlich beim Promontorium Vestibuli genügt habe. Davon weiß Strabon nichts (ἀντίκρυ ἀπὸ τῆς Μεγάλης ἀπὸς τῶ δὲ τῆς Καρίας μέγας ὑψώσεως καὶ Καλνυπίας). (Krause.)

GRJOTUNAGARDHR ist nach der jüngeren Edda (I, 272—274) der Name des an der Landesgrenze der Riesen und Asen gelegenen Ortes, wohin der Riese Hrungnir den Gott Thor zum Zweikampf beschiedet. Nach Island's Deutung im Mythos des Thor besingt Thor in Hrungnir, dessen Herz von Stein ist, die dem Abau widerstehende Steinwelt. Die Kämpfer haben sich zum Zweikampf nach Grjotunagardhr beschieden: Grjot heißt Stein, Grjölle, Grjotunagardhr die

Grenze des Stirlinggebiets und des baulichen Landes. Genauer ist die folgende Deutung: Hrungnir (b. i. der Rauschende, Schallende) ist ein alter Gewittergott, und zwar in dem den aberbauenden Menschen feindlichen, Thor aber in dem diesem freundlichen Sinne. Die Sage zeigt uns also Thor's milde Gewittermacht im Kampfe gegen das tosende Unwetter im Gebirge, welches sich verweisend über die milderen, angebauten Abhänge stützt, und von Thor durch das Bormähtstragen des Anbaues geschwächt und ganz vernichtet wird. Darum geschieht der Kampf auf Grietunagarbr, dem Geröllsteine an der Grenze des bebauten Landes, darum hält der Riese, der ein Bligros (Gullfaxi, Goldmähne) reitet, den Steinschild unter sich, und in seinem, des Unwetters und Wolfendunkels Leibe steht als kleineres Herz ein Berg. Von Thor's Bligen gerüttelt und gelöst, brauß das Unwetter des nacten Felsgebirges mit Geröllsturz herunter. Doch ist der Sieg nicht vollkommen, denn der Bliz selbst wird unter dem Geröllsturz begraben und der Anbau ist im Anfange kümmerlich und wird oft genug beschädigt (s. Mannhardt, Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker I, 215 fg.). Der Kern der Sage ist ohne Zweifel, daß Thor in Hrungnir die dem Ackerbau widerstrebende Steinwelt bezwingt, und zur Beschäftigung glaube ich Folgendes anführen zu können, welches zugleich als Beweis dient, daß dieser Mythos, wenn auch in anderer Fassung, auch bei uns heimisch gewesen sein muß. In Oberbessen, in dem westlich von Würzburg gelegenen Hinterlande heißen die Steine in dem Ackerlande, welche ihrer Größe wegen mit dem Pfluge nicht ausgerodert werden können, Kornen; dieser Name muß identisch sein mit dem der drei aus dem Riesental stammenden Schicksalsjungfrauen und damit ein Zusammenhang jener Steine mit der Riesenvelt ausgesprochen sein; auch ist es jedenfalls bedeutungslos, daß eine Fier „die Korn“ bei Nesselbrunn, die eben von dem häufigen Vorkommen jener Steine diesen Namen hat, ganz in der Nähe eines Donnersberges liegt. Bilmir in seinem Idiotikon von Rurhesen S. 287 führt zwar als die eigentliche Form Körn an, allein ich habe dieselbe nie gehört, und alle Fierbeschreibungen bieten nur die Form Korn dar. (A. Rossmann.)

GRIPHE, das oder der, in der Mehrzahl: die Grippen. Von den griechischen Formen des Wortes ist $\rho\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ diejenige, welche sich am häufigsten findet und am besten geschützt erscheint; außerdem findet sich auch sehr oft $\delta\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$, seltener $\rho\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$, $\delta\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$, $\rho\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$. Es hat mit $\delta\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ oder $\delta\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$, welches Reg bedeutet, dieselbe ursprüngliche Bedeutung, indem es mit $\gamma\gamma\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$, fischen, und $\delta\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$, der Fische, unmittelbar verwandt ist. In übertragener Bedeutung bezeichnet es alles Gefackene, Verknüpfte, künstlich Verschlungene, speciell künstlich verschlungene, dunkle, räthelhafte, paradox klingende Reden. In dem Sinne eines Redens in Räthseln wird bei den späteren griechischen Schriftstellern $\gamma\gamma\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ gesunden. Dieselbe Bedeutung hat $\lambda\omicron\gamma\gamma\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$, ein Wort, welches indessen erst bei den Byzantinern auftritt, so daß man nicht weiß, wo und durch wen es entstanden sei.

Verfolgt man den Gebrauch von $\gamma\gamma\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ in der chronologischen Ordnung, so tritt uns eine erste charakteristische Aenderung oder Erläuterung in den „Werken“ des Aristophanes (welcher zur Zeit des peloponnesischen Krieges dichtete) entgegen¹⁾, und zwar in folgenden Versen:

ΕΛΞ. Οὐδὲν ἔπα γγῶνος διαγίγης Κλειώπορος.

ΑΝ. Πᾶς δέ; ΕΛΞ. ποσειδῶντος ποδὶ τοῖς οὐνοῖσιν ἔσται.

• Οὐ τὸν τὸν ἔργον τὸν γγ καὶ οὐδὲν
Κᾶν τὴν δαίτην γ' αἰνῶται τὴν δαίτην.

D. h. nach einer Erklärung oder Paraphrase des Casanovous: „Kleonymos gibt Stoff zu einem Gripphos; denn unter seinen Zeitgenossen wird Einer das $\gamma\gamma\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ $\rho\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ aufzuwerfen können: Welches ist das Geschöpf, das auf der Erde, in der Luft, im Meere seinen Schild verliert?“ — Nach einer Anführung bei Athenides (einem griechischen Rhetor und Grammatiker am Ende des 2. und am Anfange des 3. Jahrh. nach Christi Geburt)²⁾ handelte Klearchos, ein Schüler des Aristoteles, sehr ausführlich über $\gamma\gamma\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ und faßte dessen Sinn sehr weit; denn nach ihm, der uns bis jetzt jüngstlichen Hauptautorität in dieser Frage, gebören, wie die angeführten Beispiele zeigen, zum $\gamma\gamma\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ überhaupt alle Fragen, mit denen sich gelehrte und gebildete Leute zu unterhalten pflegen, am ihren Schärzigen, ihr Verächtniß, ihre Gelehrsamkeit im Wettkampfe mit Anderen zu zeigen. Doch enthält die von Klearchos aufgestellte Definition eine specielle Wendung, indem sie dahin lautet: das (der) Gripphos sei „ $\rho\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ $\kappa\alpha\upsilon\sigma\tau\iota\omega\upsilon$, $\rho\acute{o}\sigma\tau\alpha\chi\tau\iota\omega\upsilon$ τοῦ διὰ $\gamma\gamma\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ εὐαγῶν τῇ $\rho\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ $\delta\epsilon\upsilon\eta$, $\tau\alpha\upsilon\tau\alpha$ ἢ $\lambda\alpha\gamma\gamma\acute{o}\gamma\gamma\acute{o}\varsigma$ $\gamma\alpha\upsilon\upsilon\sigma\iota$ “; d. h. also: Gripphos ist ein scherzhafte Problem (Räthsel), durch welches wir angeregt werden, durch Nachdenken das Aufgegebene zu finden, um einer Ehre oder einer Strafe willen. Eins von den Beispielen eines Gripphos, welche von Klearchos überliefert werden, ist das nachfolgende: Ein Mann, welcher zugleich kein Mann war, sah einen Vogel, welcher kein Vogel war, auf einem Holze, welches kein Holz war, und tödtete ihn mit einem Steine, der kein Stein war; d. h.: Ein Verschüttener sah eine Fledermaus auf einer Kardenslaube sitzen und tödtete sie mit einem Binskeule. Von den übrigen Beispielen, welche Athenides zugleich anführt, nennen wir besonders das folgende:

Εὐαγὼν τὸν Πεισπον Διομήδους κρατερὸν ἀνὴρ.

Eigentlich ist es nicht der bekannte Diomedes, sondern Achilleus, welcher den Hector erlegte; aber Achilleus ist dennoch ein Diomedes, weil ein vom Zeus berathener Mann, ein Beispiel, auf welches wir unten zurückkommen.

Besonders in der alexandrinischen Gräcität blüheten die Grippen oder die Worträthsel, theils in Prosa, theils in Poesie, und hatten den Zweck, gelehrten Schärzigen zu beweisen und zu provoziren. — Nach Hesychios (einem griechischen Grammatiker aus Alexandria, am Ende des

1) R. 20 fg.

2) In seinem Werke $\lambda\epsilon\upsilon\sigma\sigma\omega\sigma\tau\iota\sigma\tau\alpha\iota$ (Wahrschöpfungen, Trisagehen u. s. w.) X. p. 448 sqq.

4., nach Anderen im 6. Jahrh. n. Chr.) ³⁾ war γρίφος „eine besondere Art von Gastmahlfragen (questiones convivales), dem αίνυμα sehr verwandt, welche einen Gegenstand mit Umschweifungen bezeichneten und ihn so mit Mithridat verdeckten“. Dder: „Γρίφος τὰ ἐν τοῖς πότοις βαλλόμενα ἐντήματα.“ — Die Erklärung, welche Eustath (welcher im 11., nach Anderen bereits im 10. Jahrh. n. Chr. schrieb) ⁴⁾, gibt, ist folgende: „ὁ δίκτυον (das Reg.) λέγεται διὰ καὶ ὁ δυνάμενος καὶ συναπαιλεῖν τοὺς λόγους, ὁ ἔχων πᾶσις ἐν ταύτῃ τῃ φωνήνων“, was Bernhardt in seiner lateinischen Ausgabe so wiedergibt: „rete piscatorium; aio etiam dicitur oratio obscura et perplexa et aliquid reconditum in se habens“. — Bei dem bekannten Erklärer der Homerischen Gedichte Eustathios (welcher im 12. Jahrh. n. Chr. lebte) ⁵⁾ findet sich folgende Erläuterung: „Γρίφος δύσκολον ἐντήμα, διὰ ἐν τοῖς συμποσίοις λέγει τὰς x. r. a., und in dem Etymologicum Magnum heißt es: „Ζήτημα, αίνυμα δύσκολον, ἐνθεν καὶ τὴν χλίσιν (Wächter, Scherz) ΓΡΙΠΙΣΜΑ παρ. γρίφων οὐκ ἄνευται διὰ δύσλυνον (schwer zu lösen, inextricabile) αίνυμα“ x. r. a.

Das Uebereinstimmende in diesen Erklärungen ist also, daß γρίφος eine schwer zu lösende, dunkle, räthselhafte (auch dunkel genannt) Rede oder Frage oder Aufgabe, ein paradoxes Problem sei, welches man besonders in den Zusammenkünften bei Gastmählern oder Trinfestlagen stellte, worauf auch bereits die Anführung aus Aristophanes hinweist. Stephanus ⁶⁾ definiert das γρίφος als „convivialis questio aenigmatica“, nämlich in seiner herrlichsten Bedeutung, welche zugleich dessen häufigsten Gebrauch signalisirt. — Als dunkle, räthselhafte, paradoxe Rede (resp. Aufgabe, Wortaufgabe) findet sich griphus auch bei den Römern, aber erst bei den späteren, wie namentlich bei Aulus Gellius (welcher in der Mitte des 2. Jahrh. n. Chr. lebte und in Athen die Redekunst studirte) ⁷⁾.

Wenn es gilt, das Verhältniß des Begriffes von γρίφος zu dem Begriffe von αίνυμα festzustellen, so bedeutet αἰνέσασθαι dunkel, in Rätheln sprechen, αἶνος die dunkle Rede, das Sprichwort, die Zierhebel, auch die Lobrede. Nach dem Scholiasten zum Aristides ⁸⁾ sind γρίφος und αίνυμα durchaus nicht dasselbe; „διαφορὰ γὰρ — sagt er —, ὅτι τὸ μὲν αίνυμα ὁμολογῇ τὰς ἀγορεύς, τὸ (τὸν) δὲ γρίφον ἀγορεύει δοκίμην αἰνέσασθαι“, eine Erklärung, welche derselbe durch folgende Beispiele erläutert: „Ὅλον αίνυμα μὲν ὅτι τὸ τί τρεῖς, εἰ τετραπύον (das wäre also richtig nur die Frage nach der Definition); Ἐνταῦθα δὲ ὅλον τὸ ἐρώτημα γρίφος δὲ, ὅλον ἔκτορα τὸν Πάριον Λοκρὶνός ἐκτανεν ἄνθρωπος. Ἐνταῦθα δοκίμην αἰνέειν τὸ ὁρᾶν, ἀγορεύει δὲ, ὅτι Λοκρὶνός ἦν ἄνθρωπος ὁ Ἀχιλλεύς ἐκτανεν (nämlich die Diomedes) γὰρ λόγος μετὰ τὴν Βοιω-

σίδα.“ Es entsteht also in diesem Falle ein Gripphos dadurch, daß der Ausdruck Λοκρὶνός ἀνὴρ dunkel und für den, der nicht weiß, daß Achilleus die Diomedes als Riefingeklävener gehabt ⁹⁾, geradezu unverständlich ist, indem dieser glauben muß, es sei gesagt, daß der Achiver Diomedes den Hector getödtet habe, was doch, wie ein jeder mußte, nicht der Fall war. — Julius Pollux (ein griechischer Grammatiker und Lexikograph aus Naucratis in Aegypten um 180 n. Chr.) bestimmt das Verhältniß so: „Εἴτε τὸ αίνυμα πανταῖα ὁ δὲ γρίφος καὶ σπουδὴν“ ¹⁰⁾. Sonach wäre also der Inhalt des αίνυμα (nur?) der Scherz, derjenige des γρίφος auch der Ernst gewesen. — Man sieht, daß die Griechen selbst den Unterschied nicht übereinstimmend firierten, und man kann demnach fragen, ob das bekannte Räthsel der Sphinx bei Theben ein γρίφος oder ein αίνυμα gewesen sei. Jedenfalls sieht so viel fest, daß man durch γρίφος vorzugsweise die gelehrten, paradoxen Probleme der Gastmähler bezeichnet hat. (J. Haemann.)

Gripbo, Sohn Karl Martell's, s. Grifo.

GRIPR, eine in dem norwegischen Liede von Sigurd aevin in der Form Greiper noch heute fortlebende Heldengestalt der Sage von den Wölungen und Niflungen, von dem aber unsere deutschen Denkmäler nicht das Geringste, ja nicht einmal den Namen mehr berichten. Nach dem profaischen Eingange zu der Sigurdsviða I. oder Gripisspá und der Völunga saga c. 16 war derselbe ein Bruder der Hjódris, der Mutter Sigurd Kalfinsbani, und ein Sohn des Gylmi, und beherrschte, nachdem sein Vater in der Schlacht König Sigmund's mit den Hundingshöhnen nebst diesem gefallen war, die Lande. Das Hyndlaljóð läßt Str. 26 den Gylmi von den Vörlingen stammen, deren Stammvater Halfdan der Alte war. Die Skalds und Funninn Noreger lassen nach einer falschen Etymologie die Vörlinge von Audi, dem Sohne desselben Halfdan, entstammen und ihn Valland (d. i. Frankenland) erobern; den Gylmi dagegen rechnen sie zu den Vörlingen, deren Stammvater Kofsi, gleichfalls ein Sohn jenes Halfdan, war, und berichten, daß er Reithgoland erobert habe und dort König geworden sei. Diesen Widerspruch zu lösen wird wol schwerlich jemals vollkommen gelingen; siehe jedoch den in meiner Deutschen Heldensage I, 162 gewagten Versuch. Das Weitere über Gripir wird der folgende Artikel bieten. (A. Rasmann.)

GRIPISSPÁ eða Sigurdarkviða Fafnisbana fyrsta, Gripir's Weissagung oder erstes Lied von Sigurd dem Kalfinsbiter, ein Heldenlied der sámundinischen Edda, das zu dem Eagenfeste der Wölungen und Niflungen gehört.

Derselben geht ein profaischer Eingang voraus, der Folgendes berichtet: Einst ritt Sigurd allein zu Gripir, einem Sohne Gylmi's, der Hjódris Bruder, der die

3) An dem von ihm verfaßten griechischen Wörterbuche nach dem textus receptus, wie dieser auch für die übrigen hier angeführten Beispielsätze gilt.

4) In seinem griechischen Vexilon.

5) In seinen Commentarien zum Homer, Odys. X. p. 1928, 576.

6) In seinem Thesaurus linguae graecae.

7) Noctes Atticae.

8) p. 508.

9) Illas IX, 665.

10) In seinem Orpoeuon, einem griechischen Wörterbuche, welches besonders die Synonymik zum Gegenstande hat, VI, 107.

Land bekehrte, alle Menschen an Weisheit übertraf und die Zukunft voraussah. Vor dem Thore der Halle fand Sigurd einen Mann, der sich Geitir nannte, und kam mit ihm ins Gespräch. Auf Sigurd's Bitte (singt nun das Lied), den König zur Unterredung mit ihm zu beschicken, fragte ihn dieser nach dem Namen. Sigurd sagte ihm denselben, aber Geitir meinte dem König, daß ein Unbekannter angekommen sei, der ihn um Unterredung bitte. Geitir ging hinaus, erkannte sogleich Sigurd, hieß ihn freundlich willkommen und besah Geitir, ihm das Ross Grani abzunehmen. Geitir und Sigurd kamen alsbald in ein freundliches Gespräch, und Sigurd bat nun jenen, ihm die Zukunft seines Lebens zu fänden. Geitir sprach: „Du wirst der größte Mann unter der Sonne und der edelstgeborne aller Fürsten; freigebig von Golde und säumig zur Flucht, herrlich von Anblick und weise in Worten.“ Sigurd wünschte aber Genaues zu wissen, und fragte ihn daher, was sich ihm zuerst zum Heile ereignen werde, wenn er aus des Königs Hofe gegangen sei. „Zuerst wirst du den Vater rächen“, sprach Geitir, „und alles Leid Gylmirs abwenden, die harten Hundingssöhne fällen und den Sieg gewinnen. Du allein wirst den schillernden Bumm erschlagen, der glerig liegt auf Gniataheide, du wirst beide tödten, Hainir und Kegin, in Hainir's Lager den glänzenden Schatz finden, das Gold auf Grani's Rücken laden und zu Giski reiten. Auf dem Wege schläfst des Fürsten Tochter (Drynild) in der Bränne; du wirst mit Hainir's Töchter (dem Schwerte) die Bränne aufrufen, die Jungfrau wird dich alle Ratten lehren, die Menschen sich zu eigen wünschen, auch in aller Menschen Jungen zu reden, und heilende Salben. Lebe du glücklich, König!“ Sigurd bat ihn aber weiter zu sagen, wie fern sein Leben sich wenden werde, und Geitir fuhr fort: „Du wirst zu Heimir's Wohnungen kommen und ein froher Gast sein. Zu Ende ist, Sigurd, was ich zuvorfah, nicht mehr als dies soll man Geitir fragen!“ Als nun Sigurd die Beforgnis aussprach, Geitir sehe übergroße Angst für ihn und wolle es nicht sagen, erwiderte dieser: „Mir lag die Jugend deines Lebens als Heilte vor, sie anzuschauen; es ist beendigt, was ich wusste.“ Allein Sigurd verlangte mehr zu wissen, selbst Unthaten in seinem Gesicht, und erwiderte, als Geitir ihm versicherte: „Nicht ist dir mit Lakern das Leben umhüllt; so lange Menschen leben, wird dein Name in Ehren sein.“ „Weise du den Weg mir — es ist ja Alles vorherbestimmt! — herrlicher Mutterbruder.“ Da sprach Geitir: „Nun will ich dem Sigurd Alles sagen, weil mich der Fürst dazu nöthigt. Eine Maid ist bei Heimir, herrlich von Ansehen, Drynild, Dabir's Tochter, und Heimir pflegt die hartgeknante Jungfrau. Sie führt dir die größte Freude hinweg, du schläfst nicht Schlaf, du richtest nicht Zorn, du meidest die Männer, du läsest denn die Maid. Ihr werdet vollkräftige Eide schwören, doch wenige werdet ihr halten; bist du eine Nacht Gink's Gast gewesen, so gedenkst du nicht mehr der Pflagerin Heimir's. Dazu kommt du durch Trug eines Andern, du wirst Grimhild's Anschläge entgehen; sie

wird dir ihre Tochter (Gubrun) hieten, und spinnt Ränke gegen den König.“ Sigurd sprach: „Werde ich mit Gunnar und seinem Bruder Freundschaft schließen und Gubrun freien, so wäre gutbeweist der König, wenn nicht des Betrugs Sorgen mich ängstigten.“ Geitir fuhr fort: „Dich wird Grimhild völlig betören, sie wird dich reizen, um Drynild zu werben für Gunnar, dem Gothenkönig, rasch verheißest du die Fahrt. Ihr werdet auch alle Eide schwören, Gunnar, Högni und du, Fürst; du und Gunnar werdet die Gestalt wechseln auf dem Wege. Du haßt Gunnar's Gestalt und Wesen, aber eigene Rede und hohen Sinn. Du wirst dir die Pflagerin Heimir's verloben, Niemand wendet das ab. Du wirst bei der Maid ruhen, als wäre sie deine Mutter, und darum wird dein Name, so lange Menschen leben, in Ehren sein. Zusammen werden beide Hochzeitsmahl, deines und Gunnar's, in Gink's Edlen getrunken; da wechselst ihr die Gestalten, wenn ihr heimkommt. Du gedenkst der Eide, aber du mußt schwören, doch läßt du Gubrun in guter Ehe; allein Drynild dünkt sich übel vernunft und die schlaue sinnt auf Rache. Sie wird dem Gunnar zu wissen thun, daß du nicht wol die Eide hältst; aus Zorn und übergroßem Mummer wird sie gegen dich Schlimmes ansetzen: du übst gegen die Gute nimmer Frevol, wenn ihr auch gegen sie Trug richtet.“ Sigurd fragte: „Werden Gunnar, Högni und Guthorm auf ihre Aufregungen eingehen? Werden die Söhne Gink's in mir, dem Verwandten, die Schwerteden tödten?“ Geitir antwortete: „Da ist der Gubrun grim und wuth, ihre Brüder rathen zu deinem Tode, und zu Nichts wird dann die Freude dem weisen Weibe; von diesem ist Grimhild die Anführerin. Damit sollst du dich trösten: kein berühmter Mann wird unter der Sonne sich auf Erden leben, als du, Sigurd, erschneit.“ Sigurd sprach: „Trennen wir uns fröhlich, Niemand wird das Schicksal überwinden! Gern wüßtest du mir einen glücklichen Lebenslauf verkünden, wenn du das vermöchtest.“

In diesem Liede, welches die Schicksale Sigurd's genau voraus verkündigt, wie sie die übrigen Lieder besingen, fällt 1) auf, daß Sigurd, nachdem er Hainir und Kegin erschlagen hat, sofort zu Giski reitet, während er nach den übrigen Liebern, sowie der jüngern Edda und der Wälsungasaga erst nach Drynild's Erwedung aus dem Jauverschlaf dahin reitet. Doch geben dieselbe Ordnung auch im Fafnismael Str. 40 und 41 die weissagenden Aelcinnen an, und auch unter Hördens Siegfriedslied Str. 51. 101. 102 stimmt damit überein, da Kriemhild (Gubrun) dem Siegfried bereits bekannt ist, bevor er sie vom Drachenstein erlöst. Sodan fällt 2) auf, daß hier Sigurd's und Gunnar's Hochzeitseide zugleich gefeiert werden, wie im Nibelungenliede, während doch die übrigen nordischen Denkmäler beide bestimmt trennen. Da nun die Aelcinnen auch in der aus deutschen Quellen hervorgegangenen Thidrekasaga c. 166 vorfinden, so dürfte ein Einfluß neuer deutscher Uebersetzungen wol nicht unwahrscheinlich sein.

Ueber das Alter des Liedes ist schwer etwas Sicher-

res anzugeben. Nach der gewöhnlichen Annahme soll es dem 7. oder 8. Jahrh. angehören.

W. Grimm (Deutsche Heldensage S. 350), und nach ihm R. Simrod (Edda S. 403), faßt das Lied nur als eine Uebersicht der Sage in Form einer Prophecie auf, wie denn, fügt Simrod hinzu, die Einleitung der Schicksale Sigurd's in eine Weissagung ein Befehl sei, von dem auch in anderen unserer Heldenslieder Gebrauch gemacht werde, z. B. im dritten Sigurdsliede Str. 61—61, wo Brynhild dem Gunnar die künftigen Schicksale der Ginfänge vorauslegt, was wol auch nur den Zweck habe, dem Leser oder Hörer die Uebersicht der Sage zu erleichtern. Allein dieser Ansicht kann ich durchaus nicht beistimmen, wenn man bedenkt, wie ich in meiner Deutschen Heldensage 1, 103. 112 fg. deutlich nachgewiesen habe, daß die Weissagungen in der altnordischen Dichtung und Rißlungenlage ein entschiedenes Übergewicht gegen den Fiktion bilden, den der Zweig Antwort jorng auf das Gold gelegt hat, indem sie sich dem dämonischen Walten dieses Fluchs gegenüber stets von Neuem und in immer bestimmteren Zügen als warnende Verfündigung des nahenden Verhängnisses durch Worte Träume künden. Die Weissagungen haben auch die deutschen Denkmäler, trotz ihrer vielfachen innern und äußern Umgestaltung, treu bewahrt; das Abbeugungslied eröffnen sie und schließen sich wie dunkle immer dunklere Schatten durch dasselbe hindurch, und treten sogar noch im Hórnen Styrktsliede mit der größten Bestimmtheit auf. Unser Lied ist daher unzweifelhaft aus dem tiefsten Lebensgrunde der Sage hervorgegangen, und die von Grimm und Simrod ausgesprochene Absichtlichkeit, welche dessen Entstehung hervorgerufen haben soll, liegt demselben ursprünglich fern, wenn auch nicht gänzlich werden kann, daß dasselbe im Laufe der Zeit mehr oder weniger erweitert worden ist.

Daß dasselbe aus dem Munde des Volkes entsprungen ist, davon gibt seine Verbreitung über den ganzen Norden den schlagendsten Beweis, denn wir finden dasselbe einmal in dem norwegischen Völsliede Sigurd's svein, und sodann in dem altdänischen Sivarð anarensvend wieder, welche zwar beide nur noch von Sigurd's Ritt zu Greip fingen, die aber, wie einige Uebersetzer des ersten zeigen, einst ganz denselben Gegenstand betrafen. In jenem Liede schlägt Sigurd beim Spiele die Königsfräule Wulig; sie sagen ihm, er thäte besser nach seinem Vater zu fragen, und er geht daher zu seiner Mutter Hördis und bittet sie, ihm den Namen derselben zu sagen. Diese weist ihn mit dieser Frage zu seinem Mutterbruder Greip, und gibt ihm das Ross Grane, um auf demselben den weiten Weg dahin zu reiten, doch nicht ohne die Befürchtung, daß er durch dasselbe seinen Tod finden werde. Sigurd reitet ihr dieses aber aus, erhält von ihr das Ross und reitet nach Tonteborg, wo Greipgeard (Greip's Hof) liegt. Unterwegs fest sich ein ungeheurer Unhold (ryssill) zu ihm auf das Ross, dessen Beine auf der Erde schleifen, obgleich Grane wußt Ellen hoch war, aber das Ross wirft denselben ab, daß er den Rücken zerbricht. Als Greip Sigurd in die Burg einreitet

hört, sagt er sogleich, „das ist Sigurd, mein Schwestersohn, der leidet seinen Spott“, beschließt den Grane in den Stall zu führen und seiner zu pflegen, den Sigurd aber in den Hofsaal, um mit den Frauen und Mädchen Wein zu trinken. Sigurd fragt nun Greip sofort, ob er etwas von seinem Vater wisse. Greip sagt ihm, er wisse nichts von ihm, aber er habe umständlich erfahren, daß er unter dem Marmorsteine begraben liege, und weißt ihm den Sigurd, daß er im Asgardtritt (Asgard-reid) mit Guro rysserdra (d. i. Guro [Gudrun] Ross) schwel, f. Grimm, Myth. 897) reiten werde. Da zieht Sigurd sein Schwert und droht, es solle sein Leben kosten, wenn er ihm nicht seinen Vaternamen sage. Greip bittet ihn zu schweigen und sein Schwert einzuscheiden, und verspricht ihm so viel Gold und Silber, als er nur wünsche, und fordert ihn auf, zu seiner Mutter zu reiten und sich als Mann zu zeigen. Sigurd erwidert aber, wenn er mit Schimpf und Schande aus dem Hofe reiten solle, so wolle er seine Mutter und sein Vaterland immer wiedersehen, reitet dann jorng hinweg und begegnet in einem dunkeln Walde dem Asgardtritt. Guro stellt die Harfe, Gunnar schlägt sie 1), Sigurd reitet an den Rhein, Grane zerbricht dabei einen Fuß, und Sigurd versenkt nun die Goldhufe in den Strom 2). Da fragt ihn Guro, ob er der höchste Mann im Asgardtritt oder der niedrigste im Himmel sein wolle. Er erwidert, daß er noch heute mit nach Asgard reiten würde, wenn ihn Grane zu tragen vermöchte. Guro bietet ihm daher ihr schwarzes Ross Ectering und will selbst auf einer Ruthe reiten.

Mit dem Ritt nach Asgard verläßt das Lied die Gripispa völlig, mit der es bisher auch nur im Allgemeinen übereinstimmt. Allein in Belemarten haben sich nun noch einige Strophen unseres Liedes gefunden, welche mit der Gripispa auf das Ueberraschendste übereinstimmen, und woraus man sieht, daß das Lied ursprünglich sein anderes war als dieses. Hier fragt nämlich Sigurd seinen Mutterbruder, wie in der Gripispa: „Hörst du, Greip, mein Mutterbruder, was ich mir bestimmt in diesem Freudenjahre und dieser Welt zuerst?“ Und Greip antwortet: „Das ist dir bestimmt in dieser Welt, daß du dich wirst verloben mit zwei Frauen, die beide noch unzerjogen sind. Du wirst dich verloben mit Frau Brynhild, die ist ganz nach deiner Wonne, dann kommt beim Gudrun Gunnar's Tochter und ändert deinen Sinn.“ (Landstad, Norske folkeviser p. 124 fg.) Der Anfang dieses Liedes erinnert lebhaft an das sächsische Lied Regim sinu'ur Str. 36 fg. Der Asgardtritt ist offenbar ein späterer Ansat aus der norwegischen Volks-sage, in der die Ginfänge nach Asgard oder Walhalla zu Dvin reiten; derselbe führt auch den Namen Sigurds- oder Guroseigle. Guro, die stets voranreitet, ist offenbar Gudrun, aber hier mit der nordischen Huldra identifiziert (f. Grimm, Myth. 898).

1) Dieses deutet darauf hin, wie Gudrun den in den Wägen gelagerten Gunnar die Harfe sendet und dieser sie mit den Zähnen schlägt, um die Schlangen einzuschlafen. Siehe den Artikel Ginfänge. 2) Das ist Sigmund's Ross.

Das dänische Lied Sivard snarensvend, welches Sivard (Sigurd) ebenfalls zu seinem Mutterbruder reiten läßt, der aber hier nicht genannt wird und zu einem Dänenkönig gemacht ist, ist weit länger als das norwegische. Dasselbe kennt weder die Veranlassung des Rittes, noch das Abenteuer unterwegs, und schließt mit Sivard's Ankunft bei seinem Mutterbruder. Dasselbe bietet aber mehrere Züge, die genau mit den norwegischen übereinstimmen (vergl. *Sa. Grundtvig*, Danmarks gamle Folkeviser I, 423 und II, 634).

In dem skottischen Liede von Brinbild Str. 114 fg. scheint Gripri's Weissagung dem Budli in den Mund gelegt zu sein. Den Namen Gripri kennen diese Lieder ebenso wenig, wie das dänische Lied.

In unsern deutschen Denkmälern sucht man vergebens nach Gripri und seiner Weissagung. Zwar vermuthet B. Grimm, *Heidenage* S. 250 aus dem Umstande, daß Gripri's Vater Eylimi heiße, einen Zusammenhang dieses Namens mit dem des Zwerges Egel im Hören Siegfriedslied, der ebenfalls dem Egel die Zukunft künde, und J. Grimm, *Myth.* S. 930 fg. sucht die vermuthete Identität beider Namen durch den Nachweis zu begründen, daß das altn. *ey* (Insel, Wiese, Aue), *abg.* ouwa, *augia* auf gleiche Weise in Eylimi wie in Egel liege; allein es ist weit wahrscheinlicher, daß der Name Egel als eine Nebenform von dem, wie es scheint, ebenfalls zu den Rabelungen gehörenden *Agen* zu betrachten sei. Siehe hierüber den Artikel *Gungägar*.

Daß ein Mann die Gabe der Weissagung besitzt, gehört bei den Germanen zu den Ausnahmen, da dieselbe in der Regel nur weisen Frauen und Helden göttlicher Abkunft, wie Sigurd Hafsniðani, zugeschrieben wird. Aber in den nordischen Sagen finden sich auch mehrere Beispiele von weissagenden Männern, und nicht selten wird diese Gabe gerade den tüchtigsten und frömmsten Leuten zugeschrieben, ohne daß ihnen göttliche Abkunft zukäme, oder daß von der durch dämonische Kräfte wirkenden Zauberei die Rede wäre. So wird z. B. in der *Eyrbyggja saga* c. 14 der berühmte Snorri gödi als ein fluger Mann und der Zukunft in vielen Eviden kundig bezeichnet, und in der jüngeren Olafs saga Tryggvasonar c. 215 heißt es von Thorhallr: „er war ein fluger Mann und sehr in die Zukunft schauend, und wurde Thorhallr spámaðr (Weissager) genannt“ u. dgl. m.

Besondere Aufgaben und Umstände dieses Liedes sind nicht anzuführen. (*A. Raazmann.*)

GRIPPE ist erst in neuerer Zeit die jetzt allgemein gebräuchliche Benennung für ein schon längst bekanntes epidemisch auftretendes Leiden geworden; f. Influenza. Von Verästel wie von Ralen werden aber jetzt häufig genug heftige katarrhalische Erkrankungen, die theilweise in einen epidemischen Gussus sich einreiben, ebenfalls als Grippeanfalle bezeichnet. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIPPENGLAND. Der sogenannte Anhang des *Seidenbuches* sagt: das Land zuo Köln und Auche (Aachen) hieß etwen *Grippenland*, in dem wonten vil held. Dieser Name, der nur hier genannt wird,

kammt nicht, wie Simrod, *Edda* S. 408 annimmt, von dem König Gripri, dem weifen und in die Zukunft schauenden Dheim Sigurd Hafsniðani, noch ist er überhaupt ein mythischer, sondern ist, wie die *Kaschberger Handschrift des Eckenliedes* und der alte *Strasburger Trud* dieses Liedes vom Jahr 1559 unabweislich machen, aus Agrippina entstanden. Denn bei Kasberg heißt es Str. 1: Ain lant das hies sich Gripari ... die houbstat drin was Köln geant, und im *Strasburger Trud*: Ain land das hieß Agrippian. Es ist dies, wie wir aus Tacitus ersehen, das Land der unter Augustus auf das gallische Rheinufer angeordneten Ubiar, von denen derselbe Germania c. 29 berichtet, daß sie sich lieber Agrippinenser nannten, seitdem zu Agrippina's Ehre bei Verlegung der Veteranencolonie in die „Stadt der Ubiar“ (Ann. I, 36) dieselbe ihren Namen von dem ihrigen empfing (colonia Claudia Agrippinensis). So sehr haßte noch tief ins Mittelalter hinein der einst angenommene fremde Name bei dem von der deutschen Sache abgefallenen Volke! Schwerlich tritt der alte Name Ubiar noch in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. in Meister Hagen's *Reinhold* der Stadt Köln in der Form Uvinge auf, wie H. Müller, Die Marfen des Vaterlandes I, 81 fg. meint. (*A. Raazmann.*)

GRIPSHOFEN (Schwefelwasser) im Kreise Minden in Westfalen, hat ausreichende Badeeinrichtungen und wird von Kranken der Umgegend vielfach benutzt. Die salz-, erd- u. salinische Schwefelquelle findet gegen Rheumatothen, gegen Stropheln und Venerenkrankheiten Anwendung. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GRIPSHOLM (auch Grypsholm, Grifsholm), merkwürdiges altes königliches Schloß auf einer Insel im Mälaren, in Rydöping's Län, Provinz Södermanland in Schweden. Rabe dabei liegt das Städtchen Mariestad mit nur 665 Einwohnern an der Südseite des Sees und 7½ deutsche Meilen westlich von Stockholm. Der Reichsgouverneur Stendure (gest. im J. 1503) gründete in diesem Schloße ein Kartäuserkloster; mit seiner Schwefelbrügge ging die Besigung an Johann von Wasa über, der sich „von Grifsholm“ nannte; endlich kam das Schloß mit der Erhebung der Wasa an die schwedische Krone. Gustav I. führte auf den Trümmern des alten Schloffes seit 1537 ein neues Schloß im gothischen Style auf, welches Lieblingsaufenthalt des Königs Gustav III. (regierte 1771 bis 1792) wurde; letzterer ließ in einem Thurm ein schönes Theater anlegen, dessen Wände durchgängig mit Spiegelglas belegt waren. Jetzt enthält Grifsholm eine bedeutende Gemäldegalerie historischer Personen, ein Theater und ist mit einem Park und Thiergarten umgeben; die Verwaltung hat eine Zucht angorischer Ziegen angelegt. — Grifsholm ist in der Geschichte als Staatsgefängniß bekannt. Hier saß der von den Schweden wegen Aufruhrs nach Tode verurtheilte Johann (nachmalig Johann III.) auf Befehl seines argwöhnischen Bruders Erik in den Jahren 1663 bis 1667 gefangen, doch mild behandelt und in einem freundlichen Gemach. Hier sperrte derselbe Johann seinen entronnenen Bruder Erik XIV. von 1669 bis 1677 — in wel-

dem Jahre er ihn endlich vergiftet ließ — in einen Schauer erregenden Käfig, der von einer Galerie umgeben war, in welcher nur die Wahe stumm auf- und abging — ohne ihm irgend eine Bequemlichkeit zu gönnen. Auch Gustav IV. Adolf saß nach seiner Absetzung in Grisholm eine Zeit lang gefangen und starb am 29. März 1808 hier die Entzündungskunde aus *).

(Otto Delitsch.)

GRIQUA (richtiger Gri oder Chri, das -qua ist das Zeichen des Plurals; vergl. Theophilus Hahn, Die Sprache der Nama, Leipzig 1870), ein Stamm des im Caplande und nördlich von demselben wohnenden Hottentottenvolks, meist von Bassarbo (so nennt man dort die Kinder weißer Männer und hottentottischer Frauen) abstammend und daher ohne den reinen Hottentotentypus. Die Griqua waren früher nahe der Südküste ansässig und wurden von den holländischen Pflanzern als Sklaven behandelt. Als die englische Regierung den bedeutend zusammengeschmolzenen Stämmen der Hottentotten (die zahlreichsten waren noch die Nama, die Korana und die Gri) die Freiheit gewährte, wanderten die letzten, die man auch geradezu mit dem Namen „Bassarbo“ bezeichnete, aus (im J. 1806). Eine Anzahl von ihnen trieb sich lange Zeit planlos um die Karreerberge auf dem Hochlande umher, bis sie sich theils zu Amantelboom am Westfuß der Karreerberge unweit des Zaf-Rivier, theils zu Schietfontein an der Ostseite jener Berge sammelten; die hier Gebildenen und ihre Nachkommen sehen jetzt unter dem Civilcommissär von Beaufort und haben ihr Land von der Regierung nur in Jahrespacht, so daß sie den anbringenden Colonisten gegenüber ohne Besipptel sind und schließlich wiederum werden müssen.

Die übrigen, unter der Führung eines unternehmen Bassarbo, Adam Kof, wanderten nach Norden über den Drangefluß und constituirten, durch Zuzug freier Schwarzer und Hottentotten, wie durch Flüchtlinge innerafrikanischer Stämme (aus den Bantudörfern) verstärkt, im J. 1812 einen eigenen kleinen Staat. Als die Engländer im J. 1848, um die ausgewanderten Boers sich nicht entziehen zu lassen, das Land zwischen dem obern Drange (Ru-Gariep) und der Waal (Ry-Gariep) der Capcolonie einverleibten, kamen auch jene Griqua wieder unter britische Vormundschaft. Doch dauerte dies nur bis zum J. 1853, in welchem die Engländer sich zurückzogen und die Boers ihre Republik proclamirten. Die Griqua wurden theils frei, theils kamen sie in Abhängigkeit von diesen Boers, und gehören dem Bezirke Sautersmith des Drangefluß-Freistaates an. Das nun dem Drangefluß-Freistaat unterworfenen Stück des Griqualandes längs des rechten Ufers des Ru-Gariep bis abwärts zur Modder und Waal umfaßt etwa 200 □ Meilen, das freie Griqualand am rechten Ufer des Waal und des Drange dagegen etwa 600 □ Meilen. Die

Griqua dieses Gebietes stehen unter einem Häuptling Namens Andries Waterboer, dem Urenkel des Nam Kof; sie streifen nordwestwärts bis über die Koffstberge hinaus. Von Körper sind sie stark und groß, von Farbe staubig-rothbraun; ihre Sprache ist ein verbodenes Hottentottisch; alle Eigenschaften ihres Charakters werden Trägheit, Sorglosigkeit, Gutmüthigkeit, Gaffelheit genannt. Ihre Beschäftigung ist Viehzucht, die Arbeiten des Ackerbaues scheinen sie weniger zu lieben. Die Jagd, der sie früher häufig und mit großem Erfolg oblagen, hat in ihrem Gebiete sehr abgenommen, indem die Herden der Antilopen, Zebras ic. sich sammt den Raubthieren nach Norden und Westen in die Kalahari zurückgezogen haben. Die Griqua unternehmen daher öfters Züge nach Norden und Westen, dort durch die Kalahari hindurch bis zu den Bergen der Nama, hier bis zum Kamiser und über denselben hinaus bis Libebe.

Den Mittelpunkt des Stammes bildet Kaarwater oder Griquatown, 5 deutsche Meilen nördlich von der Vereinigung des Drange und der Waal, bisher ein unbedeutender Ort, 1858 mit 400 Einwohnern (legt mit etwas mehr), mit einer Kirche und mehreren Schulen. Westlich davon liegt Campselsdorp. Auf dem Gebiete der Boers sind die Distrikte Nachhaus, Nama, Grootsfontein und Philipolis angelegt, sämmtlich ohne Bedeutung.

Die noch freien Griqua werden von ihren nördlichen Nachbarn, den Betschuanenstämmen der Barotsa und Batlapo, bedrängt, und ihre Wohnsitze sind ihnen dadurch verklebt. Rechnet man hierzu den eigenen Wandertrieb der Griqua, den sie mit den übrigen Hottentottensstämmen theilen, und die sorgfältige Vermischung mit Weissen, so muß man zu dem Resultate kommen, daß die Griqua weder ihr jetziges Gebiet, noch ihre Rationalität lange behaupten werden — ja sie werden ausführen, wie schon eine Reihe von Hottentottensstämmen nur noch der Geschichte der Vergangenheit angehört.

Selt aber bei Biet (saum 16 geogr. Meilen oberhalb Griquatown), Hebron, Bloemhof und andern Orten am Waal Diamanten in größerer Menge gefunden worden sind und eine große Menschenmenge in das früher wenig bewohnte Land gezogen haben (in den Jahren 1870, 1871), liegt auch die Möglichkeit nahe, daß weiter abwärts an dem Waal diese Erzfunde gefunden werden — und dann würde allerdings die Weiterexistenz der Griqua an diesen Punkten ernstlich gefährdet sein. (Vergl. Theophilus Hahn, Die Buschmänner, ein Beitrag zur südafrikanischen Völkerkunde, in Karl Andree's „Globus“ Bd. XVII. S. 65 fg. — Die Hottentottensämme und ihre geographische Verbreitung im Lichte der Gegenwart, in Petermann's „Mittheilungen“ 1858. S. 49—56. — Adolf Hübner, Geognostische Skizzen von den südafrikanischen Diamantenfeldern, Capstadt 1870, in Petermann's „Mittheilungen“ 1871. S. 81—87.) (Otto Delitsch.)

GRISAUNT (Wilhelm), ein englischer Arzt und Mathematiker des 14. Jahrh., über welchen sehr ungenaue und unzuverlässige Nachrichten verbreitet sind.

*) J. Gänther, Das schwedische Schloß Grisholm und seine Ausstattung, für Geschichtsforscher, Kunstfreunde und Reisende; aus dem Französischen. Offenberg 1842.

Nach der Biographie universelle (T. XVII. p. 568) studierte er in Dorford, verband mit der Rechtswissenschaft die Astronomie und Mathematik und stand mit seinen Einsichten so sehr über seinem Zeitalter, daß er in den Verdacht der Zauberei gerieth. Um den unaussprechlichen Folgen dieses Verdachts zu entgehen, habe er sich nach Frankreich begeben, in Montpellier und Marseille medicinischen Studien obgelegen und in letzterer Stadt als Arzt seinen bleibenden Wohnsitz genommen, wo er mit sehr großem Erfolge practicirt habe. Weder die Zeit seiner Geburt, noch sein Todesjahr ist überliefert, und wenn es heißt, er habe um 1350 bereits im vorgerückten Alter gestanden, so scheint dies eben nur Vermuthung zu sein, um eine andere Vermuthung, welche ihn zum Vater des im J. 1370 verstorbenen Papstes Urban V. macht, zu unterstützen. Jäcker (in der 2. Ausg. seines compendiosen Gel.-Lex. I. Sp. 1158) hat sogar gefunden, daß Grischow selbst für jenen Papst Urban V. gehalten worden sei. Dieser Irrthum bedarf wol keiner Widerlegung *). Fabricius (in Bibl. Latina medii aetatis. Tom. III. p. 438) nennt Grischow nach Angabe des Benedictiner'sen Posten aus dem Kloster Buri (Balaeus, De scriptor. illustr. Brit. V. 96. *Pitaeus*, De scriptoribus Angliae p. 475) als Verfasser folgender Schriften: *Speculum Astrologiae*. De qualitatibus astrorum et significationibus eorumdem. De magnitudine solis. De quadratura circuli. De motu capitis sive accessionis et recessionis stellarum. De urina non visa. De indicio patientis. De causa ignorantiae. Ob diese Schriften noch irgendwo handschriftlich aufbewahrt werden, läßt sich nicht sagen; Einsicht in dieselben zu nehmen wäre aber in der That zu ihrer Würdigung ebenso nöthig als erwünscht, weil die Wissenschaft von solchen aus einer Encyclopädie in die andere übergehenden Titelverzeichnisse nur dann Gewinn haben kann, wenn sie auf den Inhalt näher eingehen.

(F. Th. Richter.)

GRISCHOW (Augustin), deutscher Mathematiker und Astronom, zu Anklam in Pommern, welches damals noch unter schwedischer Herrschaft stand, den 13. Dec. 1683 geboren, den 10. Nov. 1749 zu Berlin gestorben, kamme aus einer sehr alten Bürgerfamilie und war der Sohn des Kaufmanns Emanuel Grischow. Seine Aeltern erkannten die Begabung ihres Sohnes für die Wissenschaften frühzeitig und schickten ihn bis zu seinem 20. Jahre in die gelehrte Schule seiner Vaterstadt. Augustin Grischow begab sich darauf nach Danzig, welches damals durch ein Gymnasium illustre, eine Art Universität, florirte, und legte sich besonders auf das Studium der Theologie, Philosophie und Mathematik. Fünf Jahre nachher bezog er die Universität Jena, wo

er nach einigen Jahren Magister und darauf Adjunct, d. h. eine Art außerordentlicher Professor, in der philosophischen Facultät wurde. Grischow lehrte, seinen Lieblingsstudien folgend, besonders Mathematik und Philosophie. Er mußte leider bald durch seine eigne Thätigkeit allein sein Brod suchen, denn nach dem Tode seines Vaters und nach dem Verluste eines Processus sah sich seine Mutter Katharina, geb. Stiebelen, eine gebildete Frau, außer Stande, ihn fernerhin mit Geld zu unterstützen. Nachdem Grischow seine Stellung zu Jena 18 Jahre lang bekleidet und sich durch mehrere Schriften, besonders über Mathematik und Astronomie, vortheilhafte Bekanntheit gemacht hatte, wurde er im J. 1725 als Professor der Mathematik auf das medico-chirurgische Collegium zu Berlin berufen. Im Juli trat er sein Amt an; einige Monate später wurde er auch zum ordentlichen Mitgliede der königlichen Academie der Wissenschaften ernannt und ihm die Observation der meteorologischen Beobachtungen und die Redaction des Kalenders für die Monarchie übertragen. Die Sorgfalt, welche er diesen Arbeiten widmete, wird von den Zeitgenossen sehr gerühmt. Dahnert a. B. sagt S. 14 von ihm: „Die Academie wird ihm den Nachruhm nicht versagen, daß er besonders die mühsamen meteorologischen Observationen bei derselben in einen vortheilhaften Stand gesetzt, und nicht allein die barometrischen und thermometrischen verbessert, sondern auch die hyetrometrischen, arömetrischen und hygrometrischen hinzugegeben hat, die man vor ihm ganz aus der Acht gelassen hatte, und wegen der großen Wärme, die sie erfordern, noch mehrtheils versäumt. Die verschiedenen Verluste, die er über die meteorologischen Instrumente, sonderlich über das Barometer und Hyetrometer gemacht, und die daraus gezogenen Folgerungen, sind theils für sich besonders, größtentheils aber in den Berlinischen Miscellaneen, worin außerdem verschiedene Abhandlungen von seiner Feder sind, an das Licht gekommen. Die Observationen, welche er 25 Jahre lang in einer beständigen Ordnung angestellt hat, betragen 300 Bogen, die von ihm selbst in die beste Ordnung gebracht, aber noch nicht im Druck erschienen sind.“ Nachdem Grischow sein Amt 25 Jahre unausgesetzt verwaltet hatte, bekam er im August des Jahres 1749 einen heftigen Fieberanfall und starb nach einer kurzen Zeit schmerzlicher Beförderung daran. Er war zweimal verheirathet. Aus der ersten kurzen Ehe, die im J. 1717 geschlossen wurde, hatte er keine Kinder; in der zweiten Ehe zeugte er zwei Söhne. — Er hat folgendes durch den Druck veröffentlicht: *Disputatio de philologia generali*. Jena in 4. — *Disputatio de polyehreste ophthalmographia*. Jena in 4. — *Isagoge ad studia mathematica s. mathematicum praecognitio*. Jena 1715 in 4. — Ein Handbuch für seine Zuhörer zum Gebrauch bei seinen Vorlesungen. — *Introductio in philologiam generalem*. Jena 1715 in 8. Die Widmung des Werkes an die schwedischen Bräuten Pommerns zeigt, daß Grischow noch jezt für seine Heimath ein liebevolles Gedächtniß hatte. Das Werk ist übrigens eine Art philosophischer Grammatik, in welcher besonders auf den Ue-

*) Papst Urban V. kamme, billighs gesagt, aus dem Germanen und gehörte der Familie von Griesmarck an, welche die Baronie Griefz oder Griefz besaß. Sein Vater Wilhelm von Griesmarck vermaählte sich im J. 1306 mit Ampelissa, Frau von Rentsferrand, einer Tochter des Grafen von Arion. Sein gleichnamiger Sohn, Augustiner-Geherr zu Maricelle, wurde 1302 zum Papst ernannt und starb am 19. Dec. 1370 zu Reims.

sprung der Sprache und Buchstaben mit Vorliebe eingegangen wäre, und zugleich eine philologische Encyclopädie. Das Latein ist schlecht. — Ferner: *Astrognosis novissima seu phenomenarum atque hypothesium circa stellas novas speciatim ita dictas, succincta atque distincta neque alibi ita juncta explicatio.* Jena 1717. Eine Uebersicht der neuesten Forschungen in der Astronomie. — Erläuterung der Winter-Vorstellung. Berlin 1729 in 8cl. Außerdem stehen mehrere Abhandlungen von ihm in den *Miscellanea Berolinensia* und den *Memoiren der berliner Akademie*. Sein letztes Werk war die Veröffentlichung seines *Kalenders*, und zwar zum ersten Male in lateinischer Sprache (nachdem die früheren alle in deutscher erschienen waren) unter dem Titel: *Calendarium ad annum 1749 promeridiano Berolinensi* in 4. — Vergl. über ihn besonders: Dähnert, *Rommersche Bibliothek*. Band I. Eind 2. Greifswald 1752 in 4. S. 13 fg.; *Formey*, *Eloges des Académiciens* de Berlin. Tome I. Berlin 1757. p. 54—57; *Wetlung*, Fortsetzung von Jöcher's Gelehrten-Lexikon. Bd. II. und *Hoeser*, *Nouv. Biogr. génér.* XXXI. p. 117. Die Angaben, welche Dunkel, *Hist. Nachricht von verstorbenen Gelehrten*. Bd. I, 2. S. 218 und *Schmucker*, *Neue Nachricht von jüngst verstorbenen Gelehrten*. Bd. II. Leipzig 1756 von ihm machen, sind verrieth.

(R. Pallmann.)

GRISCHOW (Augustin Nathanael), deutscher Mathematiker und Astronom, Sohn des Vorigen, geb. zu Berlin im J. 1726, gest. den 4. Juni 1760 zu Petersburg. Er studirte die Wissenschaften seines Vaters unter dessen Leitung, ging dann beßus weiterer Ausbildung in der Astronomie auf Reisen und kehrte kurz vor dem Tode seines Vaters nach Berlin zurück. Noch im J. 1749 erhielt er die Stelle seines Vaters an der Akademie der Wissenschaften. Im J. 1751 wurde er als Professor der Astronomie und Secretär der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften nach Petersburg berufen. Er ging mit Eifer an astronomische Arbeiten. In den Jahren 1751 und 1752 begab er sich auf die Insel Desei und an die lischänschen Rüste, um hier Beobachtungen über die Parallaxen zu machen. Die Resultate derselben benutzte er zu einer Gelegenheitsrede: *Oratio de parallaxibus*, welche er unter dem Titel drucken ließ: *Diem felicem, Augustissimum nomine, Elisabethae, Petri M. filiae autocratoris, et totius Russiae imperantis sacrum, publico conventu, sermonibus solemnibus celebrat Academia Scientiarum, Petersburg 1755* in 8cl. Quart. Grischow veröffentlichte ferner: *Methodus investigandi parallaxin Lunae et Planetarum, Eclipsibus stellarum fixarum a Luna innixa*. Erschien 1752 in den *Nov. Comment. Petrop.* Tom. IV. — *Observatio insoliti luminis australis, Petropoli habita*. Ebenbas. — *Solutio annicujusdam problematis astronomici, in usum praecipue nauticum propositi, in Dissertatione de progressu artis nauticae in determinanda maris et longitudine et latitudine*. Ebenbas. Tom. V. vom Jahre 1754 und 1755. — *Errorum Tabularum Lunarum,*

ex Eclipsibus Solis praecipue iis quae A. 1748 d. 25. Jul. et A. 1750 d. 8. Jan. stili novi diligentissime sunt observatae, definiendorum disquisitio. Ebenbas. — *Investigatio parallaxeos Lunae, observationibus aliquot 1752 Petropoli et in Promontorio bonae spei ex compacto habitis.* Ebenbas. Tom. VI. vom Jahre 1756 und 1757. — *Observatio Eclipsos lunaris partialis d. 27/16. Mart. 1755 habita in Insula Oisilia.* Ebenbas. — *Observationes circa longitudinem Penduli simplicis institutae.* Ebenbas. Tom. VII. vom Jahre 1758 und 1759. — *Investigatio positionum insigniorum Russiae locorum.* Ebenbas. Tom. VIII. vom Jahre 1760 und 1761. — *Latitudinem Specularum astronomicarum Tychonis Braheii et aliorum disquisitio.* Ebenbas. — *Observationes lunares correspondentes in Insula Oisilia habitae.* Ebenbas. — *Observatio Eclipsos Solaris A. 1758 d. 30/19. Dec. Petropoli habita.* Ebenbas. Tom. IX. vom Jahre 1762 und 1763. — In den *Philosophical Transactions* veröffentlichte er die Abhandlung: *Of an extraordinary Lunas Circle and of two Paraselenes made at Paris 20. Oct. 1747.* — Vergl. über ihn besonders *Wesfal*, *Verßen deutscher Schriftsteller*. Bd. IV. Leipzig 1804. S. 270. Dazu auch *Formey's* schon bei Augustin Grischow angeführte *Schritt* und *Michoud*, *Biographie universelle*. Vol. XVII. S. 568.

(R. Pallmann.)

GRISCHOW (Johann Heinrich), deutscher Theolog, geb. im J. 1685 zu Österebe bei Halberstadt, gest. zu Halle den 6. Nov. 1754. Nach beendigten Universitätsstudien kam er im J. 1710 als Inspecter an die eben vom Baron v. Gneisen gegründete Bibelschule bei dem Wallenbau zu Halle. Er hat hier eine segensreiche Thätigkeit eulsaltet und die junge und schnell aufblühende Anstalt auf das Erspriessliche 24 Jahre hindurch bis an seinen Tod geleitet. Unter seiner besondern Aufsicht wurden in der Officin gedruckt: 1721 ein Haus- und Kirchenbuch in esthnischer Sprache, 1722 eine böhmische (slawenische) und eine polnische Bibel, eine Bibel in russischer Sprache u. A. Eine Zeit lang war Grischow auch Inspecter zur Führung der Rechnungen der Schüler an der lateinischen Schule, vergl. *Dreyhaupt* II. S. 147. — Grischow ist besonders als Uebersetzer theologischer Schriften beudunt gewesen. Er überlegte: Aus dem Deutschen in das Lateinische: *Phil. Jac. Speneri Liber de natua et gratia*. Frankfurt 1715 in 8. Ferner folgende Schriften von Aug. Fern. Grande: *Idea studiosi theologiae et monita pastoralia*. Halle 1723 in 8.; *Christus S. Scripturae nucleus*. Ebenbas. 1724 in 8.; *De gratia et veritate*. Ebenbas. 1733 in 8.; *Epistola ad amicum de ratione concionandi* oder vom vertraulichen Predigen. Ebenbas. 1739 in 8. Desgleichen von Joh. Anstaf. Krielinghausen folgendes: *Fundamenta theologiae christianae; Compendium universae doctrinae christianae; Commentat. passionis et mortis Jesu Christi*, alle drei zu Halle im J. 1734 in 8. erschienen. Bei Joh. Daniel Herrschmid die *Vita D. Martini*. Halle 1742 in 8. und dessen

Magna praerogativa ecclesiae evangel. prae romano-catholica. Ebenf. 1742. — *Joh. Lud. Nicamp, Historia missionis evangelicae in India orientali.* Ebenf. 1747 in 4. — *Joh. Liborius Zimmermann, Commentatio de eminentia cognitionis Jesu Christi.* Halle 1749 in 4. — Aus dem Englischen übertrug er ins Latrinsche: *Jos. Bingham, Originis sive antiquitatis ecclesiasticae.* Halle 1724—1729. 10 Bände in 4.; ferner: desselben *Dissertationes IV in origines eccles. Acced., ad supplenda auctoritas, quae exstant, opera, Sermo de misericordia Dei erga peccatores respicientes.* Halle 1738 in 4. — Aus dem Englischen ins Deutsche: Thomas Green, *Betrachtungen über die vier letzten Dinge.* Halle 1736 in 8.; Isaac Watt, *Verhörsprophet Christi.* Halle 1737 in 8. — Aus dem Lateinischen ins Deutsche: Anton Wilhelm Böhmens's *Geistreiche Gebete.* Altona 1731 in Duodez. — Grischow schrieb auch eine griechische Grammatik zum Gebrauch in den Schulen der Handelschen Stiftungen unter dem Titel: *Grammatica graeco Italensis.* Halle 1740 in 8. — Als selbstständiges Werk erschien von ihm: *Verzeichniß der bekannt gewordenen Verfasser der Peder, so in den beiden Theilen des Streplingbaußens Gesangbuches in länglich 12. befindlich sind.* Halle 1738 in 8. Diese Ausgabe wurde nur in wenigen Exemplaren abgezogen. Das Werk erschien daher später nochmals im Buchhandel unter dem Titel: *Kurzgefaßte Nachrich von älteren und neueren Pederverfassern.* Anfangs von J. H. Grischow in Druck ertheilt, nunmehr aber verbessert und vermehrt herausgegeben von J. G. Kirchner, Archi-Diacaon u. Halle. Halle 1771 in 8. — Vergl. über Grischow besonders Kirchner's Vorrede zu dem oben erwähnten Werke S. 2 und Dreyhaupt, *Geschichte des Saalkreises.* Bd. II. Halle 1755 in Fol. S. 161. Dagegen Adelung *Vd. II.* S. 1616 fg. und Meusel *Vd. IV.* S. 271 fg. (R. Pallmann.)

GRISCHOW (Karl Christoph), Apotheker in Stavenhagen in Mecklenburg-Schwerin, geb. am 17. Febr. 1793, gest. am 17. Dec. 1860. Sein Vater war Besitzer der Apotheke in Stavenhagen. Als fünfjähriger Knabe verlor er an einem und demselben Tage beide Eltern durch zufällige Vergiftung. Mit 14 Jahren kam Grischow beim Hospitalketzer Krüger in Rostock in die Lehre, und nach Beendigung der vierjährigen Lehrzeit ging er 1811 nach Stralund, wo er mit Auszeichnung an einer französischen Militärhospitalapothek arbeitete. Nachdem er im J. 1813 an der röstoder Universität dem Studium der Pharmacie obgelegen hatte, übernahm er 1814, 21 Jahre alt, die väterliche Apotheke in Stavenhagen. Grischow ließ sich gelegentlich in den chemisch-pharmaceutischen Journalen vernehmen, erwarb sich aber besonders einen Namen durch seine Schrift: „*Physikalisch-chemische Untersuchungen über die Athmungen der Gewächse und deren Einfluß auf die gemeine Luft.*“ Leipzig 1819. Wegen seiner literarischen Verdienste wurde er 1830 Ehrendoctor der philosophischen Facultät in Rostock. (Fr. Wila. Theile.)

GRISCHOWIA, eine Gattung der Melastomaceen, welche Karsten dem Andenken des um die Kenntniß der Ernährung der Pflanzen verdienten Apotheker Dr. Grischow widmete. Die Gattung zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Die Blüthen sind viertheilig. Der Kelch hat eine längliche, verkehrt-eiförmige Röhre und einen viertheiligen Saum mit großen, dreieckig-lanzettlichen, abfallenden, in der Knospenlage gedrehten Zipfeln. Kronblätter vier, dem Kelchsaum eingelegt und mit den Kelchzipfeln abwechselnd, verkehrt-eiförmig, in der Knospenlage gedreht. Staubgefäße acht, mit den Kronblättern eingelegt, denselben gegenüberstehend und mit ihnen abwechselnd, die größeren fruchtbar; die Staubbeutel fadenförmig, frei, ungleich, die den Kelchblättern gegenüberstehenden länger, eingelegt, während der Blüthe abwärts geneigt, die Staubbeutel einständig, zweifächerig, gekrümmt, an der Spitze in einen Schnabel verschmälert, mit einem Ringe sich öffnend; das Mittelband über die Fächer nach unten weit verlängert, am Grunde nackt; die kleinen Staubbeutel sitzen auf den längeren Staubgefäßen, sind am Grunde mit einem kleinen Stachelspitzen versehen und unfruchtbar. Der Fruchtknoten ist frei, an der Spitze borstig, vierfächerig; Eichen zahlreich, den aus dem Centralwinkel der Fächer entspringenden Nerven überall angeheftet, frummläufig; Griffel einfach, abfällig, während der Blüthezeit etwas geneigt; Narbe ungetheilt. Kapsel Frucht in der Kelchröhre verborgen, vierfächerig, vierfächerig, an der Spitze fächerig-aufspringend, die Klappen an der Spitze scheidewandtragend; Nerven mit dem Centralstacheln verflochten. Samen zahlreich, Samenschale trocken, sehr feingrubig, nierenförmig, Samenkeim zweiförmig, gekrümmt, Kronblätter verkehrt-eiförmig, das eine viel größer als das andere, Würgeln spindeelförmig.

Gierher gehören Stauder mit vierkantigen, rothen Kernen, gegenüberstehenden, gestielten, lanzettlichen, ganzrandigen Blättern, tragoldigem Blüthenstande, großen, rosenrothen, kurzgestielten Blüten und sehr kleinen, abfalligen Nebenblättern.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:
1) *Gr. hirta Karsten.* Die Stengelstiele des 2—3 Fuß hohen Strauchens sind sämmtlich vierkantig, röthlich-beaunt und von absteigenden gelblichen Haaren rauh, die jüngeren Theile dicht behaart. Zwischen den gegenüberstehenden gestielten Blättern sind die Knoten des Stengels durch längere Borsten gewimpert. Die Blattstiele sind 2 Linien lang und dicht-behaart; die elliptische Blattfläche ist siebenfach nervert und sechsfach länger als der Stiel; die beiden oberen Nerven entspringen oberhalb des Blattgrundes; die Unterseite des Blattes ist besonders in der Gegend der Nerven lang-behaart, die Oberfläche zwischen den Nerven stielrig; die verkehrt-eiförmige Kelchröhre ist 3 Linien lang, gleich dem oft kürzern Blüthenstiel rauh-behaart; die dreieckigen, lanzettlichen, zugespitzten Kelchblätter sind auf der Unterseite stielrig-behaart, sie haben die Länge der Kelchröhre, sind rothgelblich und fallen mit dem Verblühen ab. Die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind von der doppelten

Länge der Kelchspindel, rosenroth-gefärbt, während des Blühens ausgebreitet-geöffnet. Die vierfächerige Frucht erreicht die Länge und Breite des Kelches; sie ist außen, besonders an dem Scheitel, mit langen, gedrängten Borsten besetzt und öffnet sich durch Längespalten der Spitze der Fruchtblätter. Unterhalb jeder geflügelartigen Blüthe befinden sich zwei stehende Deckblätter, aus deren Achseln meist etwas später aufblühende Blumen sich entwickeln, die oft wieder an dem Grunde des Stiel's Deckblätter und Seitenknospen besitzen; so findet sich hier an dem Gipfel der Zweige statt der einsachen, endständigen Blüthe ein trugbolziger Blütenstand.

Diese Art wächst auf den Gipfeln des westlich von Caracas sich hingehenden Gebirges und blüht vom November bis Februar, am schönsten im December, wo die ganze Pflanze mit einer Hülle von Blüthen bedeckt ist.

2) *Gr. osbeckioides Klotzsch und Karsten*. Ästchen, Blüthenstiele, Blattvenen und Kelche sind mit anliegenden Stachelhaaren bedeckt; Blätter fünfzählig, generet, sonst wie vorige.

Auf dem Berge Avila bei Caracas.

3) *Gr. meridensis Klotzsch*. Die Pflanze ist fast kahl, spärlich-stachelhaarig; die Blätter sind fünfzählig, generet, eiförmig-lanzettlich, zugespitzt; Kelch kahl; Blüthen kleiner als an den beiden vorhergehenden.

Auf dem Hochgebirge der Provinz Merida.

(Garcke.)

GRISCOM (John), ein um das Erziehungswesen in den Vereinigten Staaten hochverdienter Mann, wurde zu Hancock's Bridge in der Grafschaft Salem des Staates New-York den 27. Sept. 1774 geboren. Er gehörte einer Quäkerfamilie an und verbrachte seine Knabenjahre wie alle Söhne kleiner Farmer, indem er sich vorzugsweise landwirthschaftlichen Beschäftigungen widmete und nur einen Theil seiner Zeit in den Schulanstalten der Nachbarschaft Unterricht erhielt. Mit dem Alter von 17 Jahren eröffnete er selbst eine kleine Schule. Obgleich er noch einen Theil des Tages als Landmann arbeiten mußte, hatte sein Unternehmen doch so guten Fortgang, daß er beschloß, sich ganz der Lehrthätigkeit zu widmen. Zur Verwirklichung seiner Bildung be suchte er eine Zeit lang die Akademie der Freunde (Quäker) zu Philadelphia und übernahm dann eine Lehrerstelle an der Schule der Quäker zu Burlington, mit der er 13 Jahre hindurch in Verbindung blieb. Er begann mit drei Schülern, wußte aber dieselbe bald zu einer berühmten Anstalt zu erheben, die Schüler aus Philadelphia, New-York und selbst aus Rußland herbeizog. Er las fleißig die englischen Classiker und bildete unter Anderem auch einen Club für Lectüre der in England erscheinenden Journale. Sein Lieblingsstudium war jedoch Chemie, und nachdem er sich die nöthigen literarischen Hilfsmittel und Apparate verschafft, eröffnete er 1806 in seinen Schulsäumen einen Course von öffentlichen Vorlesungen über diese Wissenschaft. Im folgenden Jahre siedelte Griscom nach New-York über, wo er seitdem 25 Jahre hindurch als Lehrer thätig war. In Verbindung mit seiner Schulanstalt erweiterte er hier

seine Vorlesungen über Chemie, und bereitete 1808 sah er sich in den Stand gesetzt, ein eigenes Gebäude mit Räumlichkeiten für den Schulunterricht und zugleich auch für seine Vorlesungen zu errichten. Den folgenden Winter sammelte sein chemischer Course einen Kreis von Zuhörern, so zahlreich, wie er vorher in New-York noch nie gesehen worden war. Die ausgehensenen Lehrer und Aeltern der Stadt folgten mit Aufmerksamkeit seinen Vorlesungen. Die alljährlichen Ferien widmete Griscom zu Ausflügen, selbst die entferntere Theile der Union zu besuchen. In den Jahren 1818 und 1819 unternahm er eine größere Reise durch Europa, auf welcher er nicht nur Unterrichtsanstalten aller Art, sondern auch Fabrikanlagen, Gefängnisse und physikalischen Instituten seine Aufmerksamkeit zuwandte. Die Ergebnisse seiner Reise theilte er in einem sehr interessanten Buche mit: „A year in Europe, comprising a journal of observations in England, Scotland, Ireland, France, Switzerland, the North of Italy and Holland, in 1818 and 1819“ (2 Bde. New-York 1823. 8.).

Schon vorher hatte Griscom seine Thätigkeit mehrfach den philanthropischen Bestrebungen in seinem Vaterlande angewandt. So nahm er hervorragenden Antheil an der Bildung der Society for the Prevention of Pauperism (1817), für welche er die Statuten entwarf und den ersten Bericht über die Ursachen und Mittel zur Abhilfe des Pauperismus veröffentlichte, der in weiteren Kreisen Ansehen fand. Im Zusammenhange mit den Bestrebungen dieser Gesellschaft standen die Bemühungen für eine Reform des Gefängniswesens und der Strafanstalten. Namentlich wirkte er für Errichtung besonderer Gefängnisse für jugendliche Verbrecher und erlangte 1828 die Errichtung eines House of refuge zu New-York, der ersten Anstalt dieser Art in den Vereinigten Staaten. Ein anderes Unternehmen von Griscom war die Errichtung einer höheren Lehranstalt zu New-York nach Lancaster'schem Systeme, welche während der Jahre von 1825—1831 in Blüthe stand und oft an 650 Schüler zählte. Derselbe stand unter steter Ueberaufsicht und er selbst hielt Vorträge wie Examinatoren über alle Unterrichtsgegenstände. Inzwischen war Griscom zum Lehrstuhl der Chemie in Rutgers's medical college berufen worden. Diese Lehranstalt hatte sich von der Medical school des Staates New-York abgetrennt und wurde bald von mehr Schülern besucht als die Staatsanstalt, mußte jedoch nach einiger Zeit eingehen, da der Staat die von ihr ertheilten Grade für ungültig erklärte. Im Winter 1829—1830 hielt Griscom einen Course von Vorlesungen über Physik vor der Mercantile Library association. Im J. 1832 übernahm er die Leitung einer höhern Lehranstalt der Quäker zu Providence, doch kankte er dieser Stellung nach 2½-jähriger Wirksamkeit. Er zog sich hierauf nach West-Haverford in Pennsylvania zurück, wo er bei seinen verheiratheten Töchtern lebte. Später wandte er sich nach Burlington in New-Jersey, wo er seitdem verlebte und auch am 26. Febr. 1852 starb. Während der letzten Jahre seines Lebens hielt er noch öfter Vorlesungen an ver-

schiedenen Orten und wirkte daneben als Vorstand des öffentlichen Schulwesens in Burlington. Eine Biographie Grisebach's (New-York 1854) verfasste dessen Sohn John Josias Grisebach, der als angesehener Arzt zu New-York lebt.

GRISEBACHIA, eine von Klotzsch dem Professor Grisebach in Göttingen zu Ehren benannte Gattung der Ericaceen mit folgenden Merkmalen: Der Kelch ist vierkantig, glodig, viertheilig, gleich; die unterständige, krugförmige Blumenkrone hat einen vierspaltigen, zusammenneigenden Saum. Die vier Staubgefäße sind unter der unterständigen Scheibe eingefügt, die Fäden frei, fleischbaartig; die Fächer der künstlich stehenden, getrennten Staubbeutel springen an der Spitze mit einem seitlichen Loch auf. Der Fruchtknoten ist zweifächerig, die Fächer sind eiförmig. Der Griffel ragt aus der Blumenkrone hervor, die Narbe ist klein, stumpflich. Die Kapsel ist zusammengebrückt, zweifächerig, scheidewandspaltig, zweiflappig, zweisamig.

Hierher gehören am Cap der guten Hoffnung einheimische Sträucher von der Tracht der echten Ericen mit zu drei oder vier quersförmig stehenden, kurzhaarigen Blättern, endständigen, fast sitzenden, kesselförmigen Blüten, dem Kelche genäherten Deckblättern, von denen die seitlichen kleiner und nebst dem Kelche fächerig-weichhaarig sind und mit einer den Kelch kaum überragenden Blumenkrone.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

A. Die Staubbeutel sind begrannt.

1) *G. incana* Klotzsch. Die Blätter stehen zu dreien und sind angedrückt, schiefzellig-dachziegelig, elliptisch, ziemlich dick, weichhaarig, grau, die Blüten endständig, doldig, kurz gestielt, die Deckblätter dem Kelche genähert, linealisch, stumpf und nebst den Kelchen weichhaarig, letztere sind viertheilig, ihre Zipfel linealisch und von zerstreuten Wimpern fächerig, die Blumenkronen sind krugförmig, weichhaarig, die Staubbeutel begrannt, raub, die Fäden weichhaarig; der Griffel ragt weit hervor. — Ein kleiner Strauch mit niederliegendem Stengel, aufsteigenden, rutenförmigen, weichhaarigen Ästen, endständigen, doldig gestielten Blüten, elliptischen, auf dem Rücken gewölbten, kurz gestielten, eine Linie langen Blättern, krugförmigen, $1\frac{1}{2}$ Linie langen, weichhaarigen Blumenkronen und viertheiligen Kelchen, welche doppelt kürzer als die Blumenkrone sind. Hierher gehört *Blaeria incana* Bartling.

2) *G. ciliaris* Klotzsch. Die Blätter stehen zu vier und sind elliptisch, angedrückt, glänzend, weichhaarig, die Blattoide sehr kurz, die Ähren seelig, die Blüten endständig, kesselförmig, die Deckblätter linealisch, wollig, vom Kelche etwas entfernt, die Kelche viertheilig, weichhaarig, gewimpert, ihre Zipfel lanzettlich, wimperig-fächerig; die glodigen, fleischgroßen Blumenkronen haben einen vierförmigen Saum; die begrannten Staubbeutel ragen ein wenig, der Griffel ragt weit hervor. — Ein Strauch mit branngrauem Stengel, weichhaarigen, gewundenen, zum Theil fadenförmigen Ästen, sehr kurzen,

gestielten, elliptischen, glänzenden, angedrückt, eine halbe Linie langen, sehr dünn weichhaarigen Blättern, endständigen, kesselförmigen, nickenden Blüten und viertheiligen, weisgewimperten Kelchen. Hierher gehört *Erica plumosa* Thunberg.

B. Die Staubbeutel sind wehrlos.

3) *G. hispida* Klotzsch. Die Stengel sind aufrecht, ästig, schwindend-fächerig-weichhaarig; die Blätter stehen zu vier und sind lanzettlich-linealisch, etwas spitz, aufrecht-abstehend, überall schwindenden Haaren und auf dem Rücken mit langen, zuletzt schwindenden Haaren, die Blüten sehr kurz gestielt, endständig, kesselförmig, die Deckblätter weichhaarig, fleischroth, linealisch-spaltig, an der Spitze grün, am Rande von weissen, fächerigen Haaren gewimpert, die Kelche vierkantig-glodig, vierförmig, fleischroth, unterwärts weichhaarig, nach der Spitze zu fächerig-fleischig, die Blumenkronen fleischfarbig, weichhaarig, die Staubbeutel ein wenig raub.

4) *G. hirta* Klotzsch. Die Stengel sind aufrecht, sehr ästig, schwindend-fächerig-weichhaarig; die Blätter stehen zu dreien und sind linealisch, stumpf, aufrecht-abstehend, beiderseits weichhaarig, auf dem Rücken und am Rande mit kurzen, fächerig-drüsigen Haaren bedeckt; die Blüten sind gestielt, endständig, kesselförmig; die Deckblätter sind lanzettlich, stumpf, fleischroth, weichhaarig, am Rande drüsig-gewimpert, an der Spitze grün, die Kelche sind vierkantig-glodig, viertheilig, weichhaarig, nach der Spitze zu raubhaarig, die Blumenkronen weichhaarig, die Staubbeutel raub.

5) *G. plumosa* Klotzsch. Die Blätter stehen zu dreien und sind lanzettlich-linealisch, ziemlich spitz, aufrecht und etwas gekrümmt, kahl, am Rande sammetartig gezähnt, die Blüten fast stiellos, endständig, kesselförmig, die Deckblätter fast rhombisch und nebst den Kelchen bräunlich-fleischfarbig, kahl, am Rande fächerig-wimperig, die Blumenkronen weichhaarig, die Staubbeutel raub.

6) *G. involuta* Klotzsch. Die Blätter stehen zu dreien und sind linealisch, ziemlich spitz, spärlich, weichhaarig, am Rande raub, die Blüten endständig, kurz gestielt, kesselförmig, die Deckblätter lanzettlich, ziemlich spitz, und nebst den Kelchen kahl, rosenroth, am Rande sehr lang gewimpert, die Blumenkronen lilafarbig, sehr fein behaart, die Staubbeutel raub.

7) *G. Zeyheriana* Klotzsch. Die Stengel sind sehr ästig; die Blätter stehen zu drei und sind linealisch, kesselförmig, kurz, auf dem Rücken und am Rande schwindend-rauhhaarig, die Blüten kurz gestielt, endständig, kesselförmig, die Deckblätter fleischroth, an der Spitze grünlich, lanzettlich, stumpflich, am Rande sehr lang gewimpert; die Kelche sind mit den Deckblättern gleichfarbig, die Blumenkronen kahl, hellroth, die Staubbeutel etwas raub.

8) *G. velleriflora* Klotzsch. Die Stengel sind ästig, zu dreien stehenden Ästen gewunden und schwindend weichhaarig, die Blätter stehen gleichfalls zu dreien und sind schmal-linealisch, ziemlich spitz, schwindend-

reichhaarig, dem Stengel ausgebrüdt, die Büthen gestielt, einbüdtig, topfförmig, die Deckblätter und Kelche weißig, die Blumenkronen reichhaarig, die Staubbeutel kurzhaarig. (Gärcke.)

GRISEL (Abbé Joseph), einer der namhaftesten Auctoren Frankreichs, vorzüglich bekannt als Beförderer der Andacht zum heiligen Herzen Jesu. Geb. im J. 1703 zu Gherbourg (nicht in Roanneville, wie die France littéraire will), ging er nach vollendeten Schulstudien nach Paris, ward Mitglied am Colleg Louis-le-Grand und machte sich durch seine Frömmigkeit bald bemerkbar. Hier hatte er auch die Studien zweier Zöglinge zu leiten und sich dadurch die innigste Hochachtung und Verehrung derselben für immer erworben. Erst 1738 erhielt er an der Kirche von St. Germain l'Auxerrois, deren Kapitel mit dem von Notre-Dame vereinigt war, die Stelle eines bescheidenden Vicars, die er auch bis an seinen Tod, ohne Verlangen nach höherer Würden, bekleidete. Seinen frommen Eifer bewies er als Superior einiger Kloster-gemeinschaften und als außerordentlicher Beichtvater in einigen andern und einen geeigneten Mann, als unsern Abbt, konnte der Dampfn von Frankreich nicht finden, als er ihm im J. 1751 aufstieg, in dem verfallenen Kloster von St. Aure bei St. Genesefa eine bescheidende Anstellung des heiligen Herzens Jesu anzuordnen, ein Werk, dem Grisel, seinen Neigungen gemäß, seine ganze Kraft widmete. Er fand aber mancherlei Ansetzungen und nicht zum geringsten Theil, weil er Jesuit und sein Werk eine jesuitische Veranstaltung sein sollte. Obwohl Grisel, so viel bekannt, dem Jesuitenthum niemals angehörte, so scheint doch der Verdacht hingeworfen zu haben, die Jesuiten zu seinen Feinden zu machen. Ihr Haß, wie man wahrscheinlich findet, brachte es dahin, daß Grisel in die Bastille gefangen gesetzt wurde und 18 Monate darin anhalten mußte. Die nähere Veranlassung dazu ist unbekannt, wenn nicht das Mémotre, welches der berühmte Criminalist Mazar de Vouglans, Mitglied des großen Raths, zu Grisel's Vertheidigung schrieb, darüber Auskunft gibt. Unstreitig war die Grundursache dieses Mannes ein hoher Trost für Grisel, wie nicht minder die Hochachtung des Herrn v. Jumilhac, Gouverneurs der Bastille, welcher ihn zu sich rufen ließ, um in seinen Armen zu sterben. Die Jesuiten übten aber seine Feinde, was sie durch ihre ungünstigen Urtheile über seine Schriften an den Tag legten. Grisel schrieb: Le Chemin de l'amour divin, description de son palais et de ce qu'il y sont renfermés. Paris 1746. 12. nach Barbier's Angabe in Gemeinschaft mit dem Herzoge und der Seriojia d'Aren. Ferner: Lettres d'une religieuse du Calvaire. Paris 1755. 12. L'Année religieuse, ou occupation intérieure pendant de les divins offices. Paris 1766. 8 Bde. in 18. Die strenge Kritik, welche dieses Hauptwerk Grisel's noch im J. 1777 in einem jesuitischen Blatte erfährt, läßt sich um den Verfasser und seine Anstalt St. Aure öffentlich zu beschimpfen, ist wahrscheinlich die Ursache, daß es nicht die Anerkennung erhielt, die es in Wahrheit verdiente. In den letzten Lebensjahren gab Grisel noch heraus: Adoration

perpétuelle du sacré-cœur de Jésus. Paris 1784. 12. und Constitution des religieux de St. Aure, suivant la règle de St. Augustin. Paris 1786 in 18. Daß er Verleger der zu gleicher Zeit und in denselben Format erschienenen Instructions pour les novices sei, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit vermuthet. Sein theures Haus von St. Aure empfahl Grisel seinem Freunde, dem vormaligen Jesuitenpater Nicolas Marie Verrou, welcher die Anstalt bis zu seiner Ermordung im September 1792 leitete. Grisel selbst starb, wie er gelebt, unter den frommsten Andachtsübungen am 21. Jan. 1787 zu Versailles. Man vergleiche Biographie universelle T. XVII. p. 568. 569. La France littéraire T. III. p. 482. (F. Th. Richter.)

GRISELDA (Griseldis). Griselda heißt die Heldin der letzten Novelle des Decamerone des Giovanni Boccaccio, deren Inhalt in aller Kürze der folgende ist: Markgraf Gualtieri von Saluzzo, von seinen Vasallen gedrängt, sich zu verheirathen, nahm Griselda, die Tochter eines armen Landmanns Gnanucolo, zur Gemahlin. Als sie ihm eine Tochter geboren, ließ er, um ihre Geduld und ihren Gehorsam zu prüfen, das Kind ihr wegnehmen und machte sie glauben, er habe es tödten lassen, während er es insgeheim zu seiner Schwester nach Bologna schickte. Ebenso verfuhr er mit dem nach einigen Jahren geborenen Sohn, aber Griselda fügte sich beide Male ohne Widerstreben und Murren. Nach dreizehnjähriger Ehe gab Gualtieri vor, er habe vom Papst Dispens erhalten, sich von Griselda zu scheiden und eine andere ebenbürtige Gemahlin zu nehmen, und schickte Griselda im bloßen Hemde zu ihrem Vater zurück. Nicht lange aber war sie bei ihrem Vater, als sie der Markgraf zu sich rufen ließ und ihr befohl, für seine bevorstehende Hochzeit Alles herzurichten und die eingeladenen Damen zu empfangen. Griselda that dies und empfing am Hochzeitstage auch die junge Braut. Als man sich zu Tische gesetzt hatte, ließ Gualtieri Griselden zu sich rufen und fragte sie: „Nun was dünkt dir von unserer neuen Gemahlin?“ „Mein Gebieter“, antwortete Griselda, „mir dünkt viel Outes von ihr, und ich sie so verständig, als sie schön ist, und das glaube ich, so weiß ich durchaus nicht, daß Ihr als der zufriedenste Herr von der Welt mit ihr leben werdet. Doch, soviel ich kann, beschwöre ich Euch, erspart ihrem Herzen die Stiche, welche die andere, die einst Eure war, von Euch erhält; denn ich glaube kaum, daß sie dieselben zu ertragen vermöchte, theils weil sie jünger ist, theils auch, weil sie in Wohlthätigkeit erogen ward, während jene von klein auf in bescheidenen Mühen gelebt hatte.“ Da entdeckte ihr Gualtieri, daß die angebliche junge Braut und ihr mitanwesender Bruder seine und ihre Kinder seien u. s. w. Hierauf lebte Gualtieri noch lange glücklich mit Griselda und hielt sie in hohen Ehren.

Diese Novelle ist durch Vermittelung der von Francesco Petrarca verfaßten lateinischen Nachbildung *) in

*) Sie steht unter dem Titel: „De obedientia ac fide uxoris mythologia“ in beiden hiesiger Ausgaben seiner Opera, ed. 1664,

nicht wenigen Ländern Europa's zum Volkstuch geworden, und zahlreiche Dichter haben sie in epischer oder dramatischer Form behandelt.

Petrarca hat Boccaccio's Novelle keineswegs eigentlich übersezt, wie man öfters angegeben findet, sondern — von einzelnen wörtlich übertragenen Stellen abgesehen — frei nachgedacht, indem er Boccaccio's Darstellung hier und da verkürzt, meistens aber erweitert und mehr ausgeführt hat. An dem Verlauf der Geschichte hat Petrarca nichts Wesentliches geändert. Vergl. meine Bemerkungen in Geisel's Archiv für Literatur-Geschichte **I**, 409 fg. Statt Griselda hat Petrarca die Form Griseldis *) gewährt, welche Namensform wir in den Uebersetzungen auch in Griseldis, Griseldis, Griseldis, Griseldis, Griseldis verändert finden.

Wenden wir uns nun zu den Volksbüchern.

In Deutschland wurde eine Uebersetzung der Petrarca'schen Griseldis von dem bekannten Heinrich Steinböhmel *) für die letzten Jahrzehnte des 15. Jahrh., für das ganze 16. und für die erste Hälfte des 17. zum Volkstuch **). Steinböhmel's Uebersetzung wurde zuerst unter dem Titel: „Dis ist ein epistel francisch petrarca, von grosser süßheit aus fromen Grisel gehalten“ von Günther Jainer in Augsburg 1471 in Fol. gedruckt, findet sich aber schon in einer Handschrift vom J. 1468, die R. H. Barad, Die Handschriften der Fürstlich-Fürstbergischen Hofbibliothek in Donaueschingen, Tübingen 1865, S. 152, beschreibt *). Unter demselben Titel, nur mit orthographischen Abweichungen, „Dis ist ein epistel francisch Petrarca Von grosser süßheit aus fromen Grisel gehalten“, wurde sie im folgenden Jahre von Johannes Bämeler zu Augsburg in Fol. gedruckt.

p. 601 sq.; ed. 1581, p. 541 sq. auch in Petrarca opuscula historica et philologica, Berna 1604, p. 189 sq. Da sie einem Briefe an Boccaccio eingefügt ist, so gehört sie eigentlich unter diese Briefe, und so findet sie sich auch in älteren Ausgaben unter dem Epistola senilis, lib. XVII, ep. 2. Der Brief an Boccaccio ist in der Druckausg. vom 8. Juni 1378 datirt, und an diesem Jahre hält W. Boccaccio in seiner Uebersetzung der Letztern sonst **41** Fr. Petrarca, Vol. II, Florenz 1870, p. 564 und 566, sehr, während zwei Handschriften (De Sade, Mémoires pour la vie de Petrarque, Amsterdam 1767, III, 707; Baldelli, Del Petrarca e delle sue opere, ed. II, Firenze 1837, p. 319) die Jahrzahl 1374 setzen.

*) In den beiden oben genannten Fassaden und der berner Ausgabe ist Anfang ein paar mal Griseldis verwechselt. *) Vergl. aber Steinböhmel H. v. Keller zu seiner Ausgabe des „Decamerons von Heinrich Steinböhmel“, Stuttgart 1860, S. 673 fg. und Koch's holt in Pfeiffer's Germania XIV, 411 fg. *) Eine andere Uebersetzung der Petrarca'schen Griseldis (wie Griseldis) findet sich in der bekannten Novellenhandschrift der Leipziger Universitätsbibliothek. Vergl. Rose's Anzeiger IV, 73; Altd. Wörter I, 118; Madenagel, Geschichte der deutschen Literatur S. 358; H. Wehlein, Mittheilung der Märchen, Sagen und Legenden, Leipzig 1863, S. 34 fg. und 143 fg. — Auch Rilias von Wyle hatte Petrarca's Griseldis übersezt, seine Uebersetzung scheint aber verloren (Translationen von Rilias von Wyle, herausgegeben durch H. v. Keller; Stuttgart 1861, S. 79). *) Andere Handschriften in München und Heidelberg. S. Die Deutschen Handschriften der Herz- und Landesbibliothek zu München Nr. 252, 211, 403. Witten, Geschichte der alten Handelsbergischen Bücher-Sammlungen S. 342 fg.

Erst dann erschien sie ohne besondern Titel in Fol. — als Anhang zu der 1473 bei Johannes Jainer in Ulm herausgegebenen Uebersetzung Steinböhmel's von Boccaccio's Werke **de praclaris mulieribus** — mit einem Vorwort, aus dem sich ergibt, daß eben Steinböhmel der Uebersetzer von Petrarca's Griseldis ist. Dies Vorwort ist bei allen folgenden Ausgaben der Steinböhmel'schen Uebersetzung der Griseldis beibehalten worden, obwohl es nur im Anschluß an das Werk **de praclaris mulieribus** verständlich ist. Die fernern mit bekannt gewordenen Ausgaben sind aber folgende: 1) Ohne Titel, o. D. (wahrscheinlich Straßburg), 1478, Fol. 2) Ohne Titel, o. D. (Augsburg, Anton Sorg), o. J. (um 1480), Fol. 3) Ohne Titel, Augsburg, Joh. Bämeler, 1482, Fol. 4) Ohne Titel, o. D. (Straßburg), G. Knobloch (verf.), 1482, Fol. 5) Ohne Titel, o. D. u. J., Fol. (f. Hain, Repertorium bibliographicum, No. 12816).

6) Ein Lobwürdige Hystory von der demüthigen und gehorsamen frau Griseldis u. Straßburg 1620. 4. 7) Ein löbliche hystory von der demüthigen und gehorsamen frau Griseldis u. Nürnberg, Josst Gutschmidt, 1622. 4. 8) Ein Lobwürdige Hystory, von der demüthigen und gehorsamen frau Griseldis u. Straßburg, Jacob Frölich, 1533. 4. 9) Ein Lobwürdige Hystory, von der demüthigen und gehorsamen frau Griseldis u. Straßburg, Jacob Frölich, 1540. 4. 10) Zwei löbliche und nützliche Hystorien, von gehorsam, handtbsüßigkeit, und gedult Erbarter frommen Ehefrauen, gegen ihren Ehemählern u. Straßburg, Jacob Frölich, 1554. 4. 11) Ein gar Schöne hystory von der tugentreichen, und vber alle weiber der welt demüthigen frauen Grisilla, des Marggraffen von Salus Ehemähl. Nürnberg, Georg Wächter, o. J., 8. (W. Wächter druckte zwischen 1529 und 1549). 12) Eine gar schöne Hystoria, von der tugendreichen, und vber alle weiber der Welt demüthigen frauen Grisilla, des Marggraffen von Salus Ehemähl. Magdeburg, Johan Brande, o. J., 8. (Joh. Brande hat zwischen 1579 und 1624 verlegt). 13) Ein gar schöne Hystoria, von der tugendreichen, und vber alle weiber der Welt demüthigen frauen Grisilla, des Marggraffen von Salus Ehemähl. Erford, Jacob Singer, 1620. 8.

Den drei letztgenannten Ausgaben, die unter sich — von Orthographie, Sprachformen und Druckfehlern abgesehen — übereinstimmen, liegt zwar auch die Steinböhmel'sche Uebersetzung zu Grunde, dieselbe ist jedoch bald zum Vortheil, bald zum Nachtheil an vielen Stellen verändert, namentlich sind auch die Schlüssige andere. Daß auch die Ausgaben Nr. 1—13 in Rechtschreibung, Sprachformen und einzelnen Worten und

*) Enthält außer der Geschichte der Griseldis „Ein ander Hystory von eines Doctors der Arzenei bodter, wie sie Graß Drentram dem Weiden von Roskolln wider seinen willen zur Ehe verurtheilt ward“. Diese Geschichte ist der Novellen- und Schwänke Sammlung, „Schrey will der Wärdig“, Frankfurt 1550, wörtlich entnommen, wo sie sich S. XXX³—XXVIII³ unter dem Titel: „Von geschwärmte lide, Wie eines Doctors Tochter einem Weiden wider seinen willen zu der erwarb, und mit gericht“ findet. Der Geschichte liegt Boccaccio's Decamerone III, 2 zu Grunde.

durch Druckfehler von einander abzuweichen, bedarf kaum der Erinnerung?).

Eine Ausgabe der Steinhöwel'schen Griselidis in niederdeutscher Sprache ohne Text und Jahr, fol., beschreibt Kerner, Spielzeug bibliographium, Hain-1783, p. 187, eine andere 1502 zu Hamburg gedruckt, 4., G. Wolfes im Serapion 1840, S. 209 fg.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. erschienen in Deutschland zwei neue freie Uebersetzungen der Petrarca'schen Griselidis, welche Volksbücher wurden und bis in die neueste Zeit geblieben sind. Die eine erschien 1653 zu Dresden unter dem Titel: Marggraf Walther, Das ist: Eine wunderliche und lustige Historia Vom Weiblichem [siol.] Gehorsam und Treue, Vor drey hundert Jahren von dem [sic!] damals yenen fürnehmsten und gelehrtesten Männern, Johanna Vocatio Weibsch, und vom Franciscus Petrarca Lateinisch beschrieben, Aniepo aber ins Deutsche verseyt Von Johanna Fieblers, von Reichenbach, P. Laar. Cms., 8. 9). Die andere erschien in einem Werte des Capuciner-Paters Martinus von Cochem, welches betitelt ist: „Auserlesenes History-Buch, oder Aufführliche anmüthige, und bewegliche Beschreibung Geistlicher Geschichten und Historien“, Das Erste Buch, Dillingen 1687, 4., S. 927—945, „Von der wunderlichen Geburt der Gräfin Griselidis“ 9).

Weiter nichts als eine neue, jedoch Fieblers Namen und seine Dedication weglassen und die Sprache hier und da leicht andernde Auflage des Fieblerschen Marggraf Walther ist das folgende Volksbuch: „Schöne bewegliche und Anmüthige Historien, Von Marggraf Walthern, Darinnen dessen Leben und Wandel, auch was sich mit ihm begeben und zugetragen, kürzlich vor Augen gestellt. Dem günstigen Leser ungesallen mit schönen Figuren gezieret und verbesert. Gedruckt im Jahr Christi, 1680.“ 8. Abgesehen von kleinen sprachlichen Veränderungen, von Druckfehlern und von den Holschnitten stimmt mit dem Volksbuche von 1680 das folgende, dem 18. Jahrh. angehörende: „Schöne anmüthige Historien von Marggraf Walthern, darinnen dessen Leben und Wandel und was sich mit ihm zugetragen dem günstigen Leser kürzlich vor Augen gestellt wird. Auf neue mit schönen Figuren gezieret und verbesert. Gedruckt in diesem Jahr.“ 8. 10) Karl Simrods „Mark-

graf Walther“ in seiner Sammlung: „Die deutschen Volksbücher“, Bd. 6, Frankfurt a. M. 1847, auch einzeln erschienen unter dem Titel: „Schöne anmüthige Historie von Marggraf Walthern u. s. w.“, ist eine Erneuerung dieses Volksbuchs, jedoch mit gelegentlicher Benutzung der Steinhöwel'schen Griselidis, der der Anfang und einige andere Stellen entnommen sind.

Die Griselidis des P. Martin von Cochem ist einzeln als Volksbuch unter dem Titel: „Wunderbarer Demuth und Geduldspiegel, vorgelegt in der Gräfin Griselidis vordien einer Baurian, hernach einer Gekümm und Ehegattin Waltheri eines Grafen von Piemont“, Köln a. Rh. bei Christian Everaerts, o. J. 3., erschienen. Obgleich Zweifel gibt es auch noch andere Brude dieses Volksbuchs, welches Cochem's Text — abgesehen von sprachlichen Veränderungen und Umstellung von ein paar Sätzen — treu wiedergibt. Es liegt der „Giselidis“ in Gustav Schwab's „Buch der schönsten Geschichten und Sagen“, Stuttgart 1836 (seitdem auch unter dem Titel: „Die Deutschen Volksbücher“ wiederholt neu aufgelegt), und der „Historie von der gebührenden Griselidis, gar rührend und erbaulich zu lesen und mit schönen Figuren gezieret. Neu erzählt von Dittmar F. G. Schönhuth“, Keutlingen o. J. (1847), zu Grunde.

G. D. Marbach hat für seine „Geschichte von Griselidis und dem Markgrafen Walther“ (Volksbücher. I. Herausgegeben von G. D. Marbach. Leipzig 1838) sowohl das aus Fiebler als das aus Pater Cochem herfließende Volksbuch benutzt.

Endlich ist noch zu erwähnen, daß Pater Cochem's Griselidis in neuerer Zeit in modernisirter Sprache unter dem Titel: „Die wunderliche Geburt der Bäuerin und Gräfin Griselidis. Ein herrliches Exempel der Geduld und Demuth, sonderlich für jene Weiber, welche ungerathene Männer haben. Aufgestellt von Franz Petrarca, Italiens unsterblichem Dichter, nachgeköpft von Pater Martin von Cochem, weiland Kapuziner-Ordens-Prediger und Emior“, Passau 1842 und 1846, 8., erschienen ist.

In Frankreich kann ich zwei verschiedene Uebersetzungen der Petrarca'schen Griselidis nachweisen, welche als Volksbücher gedruckt worden sind. Die eine lenne ich in folgenden Drucken: 1) La patience de griseldis marquise de saluces. (Am Ende: Imprime a paris, par lehan treporel demourant en la rue saint iaques a l'esaigne saint laurens pros saint yves. 4. 11) 2) La patience griseldis Marquise de saluces. (Am Ende: Imprime a paris. Le. XXXIII. iour Dapiril. Mil cinq cens. XXXI. Par phillipes le noir libraire etc. 4. 3) Histoire de la patience de Griselidis fille d'un pauvre homme rustique appelle Lancelle demourant au pais de Saluces etc. Lyon,

Paris 1779, S. 58, und Göttes, Die deutschen Volksbücher, S. 145, an, und die von ihnen mitgetheilten Stellen stimmen mit obigem Druck fast ganz überein. — Der Druck von 1680, der mir vorliegt, unterwirft und Fieblers haben Griselidis, wie Fiebler.

11) Aus dieser Wohnungsangabe geht hervor, daß die Ausgabe zwischen 1459 und 1504 gedruckt sein mag.

7) Eine genauere vergleichende Beschreibung der hier nur kurz angeführten Ausgaben der Steinhöwel'schen Griselidis — mit den nöthigen Nachweisungen — behalte ich mir für einen andern Zeit vor.

8) Fiebler war Diaconus zu Wädge, wie aus dem Titel einer andern Schrift desselben hervorgeht, welche dem der hiesig. Bibliothek in Berlin gehörigen Crepelin seines „Marggrafen Walther“ angebunden ist: B. Pauli Epistola ad Ephesios, Latina Metaphrasi Paroico exposita, Auctore Johanne Fildero, Reichenbachensi Pastore, P. L. Cms. Ecclesiae Angelanae Diacono, Dreßde 1603. — Bei Fiebler heißt Griselidis durchweg Griselidis. In den obengenannten dreien bucker und der neuer Ausgabe des Petrarca ist nur im Anfang der Geschichte diese Griselidis geachtet. 9) B. Martinus sagt am Schluß der Griselidis: Haec Historiam ex Petrarca desumptam fuisse describit Engelgraver in suo celo Empyreo (Colon. Agrippae 1668), in testo Conuersi S. Pauli g. 3, ex quo eandem desumpit. 10) Wenig derselben Titel isters Marjnar in Reichers's Bibliothek der Römische, Bd. 3,

Benoist Rigaud, 1577. 8. — Die andere kenne ich aus einem Drucke des 15. Jahrh.: „Le hystoire et patience de griseldis“, o. D. und J. 4. Dieselbe Uebersetzung ist nach einem andern hier und da abweichenden Drucke abgedruckt in der Collection de Poésies, Romans, Chroniques etc., Paris Silvestre 1835 sq. (No. 10: *Mirouer des femmes vertueuses. Ensemble la patience Griseldis* *Histoire admirable de Jehanne Pucelle*)¹²⁾, und darnach in *Le fleur de Vincy's Nouvelle Bibliothèque bleue, ou Légendes populaires de la France*, Paris 1842, p. 275—297. „La patience de Griseldis“, Brehaut Lodene 1484, 4., ist — dem in Brunet's *Manuel du libraire*, 5^{ème} éd., IV, 570 mitgetheilten Anfang des Vorworts nach zu urtheilen — auch dieselbe Uebersetzung und vielleicht ihr erster Druck. — In diesen Drucken¹³⁾ der *Patience de Griseldis* kommen noch andere bei Brunet III, 1752 fg. und IV, 570 fg., von denen ich nicht weiß, ob sie eine dieser beiden Uebersetzungen oder nicht enthalten. Vergl. auch Brunet III, 1617 unter *Ménagier* — Im 17. und 18. Jahrh. gehörte die *Patience de Griseldis* zu der sogenannten *Bibliothèque bleue*, s. *Le fleur de Vincy* a. a. D. S. XLIV. In dem von Ch. Nodding, *Histoire de Livres populaires*, 2^{ème} éd., Paris 1864, II, 482—493, abgedruckten modernen Volksbuch (*Le Miroir de Dames ou la Patience de Griseldis*, autrefois marquise de Saluces, où il est montré la vraie obéissance que les femmes vertueuses doivent à leurs maris. Tours, chez Ch. Place, 18.) ist die erste der beiden obengenannten Uebersetzungen zu erkennen, doch ist sie sehr modernisirt und hier und da verstümmelt, und einige Stellen weisen darauf hin, daß auch Boccaccio selbst — im Original oder in Uebersetzung — benutzt ist.

Wenden wir uns nach den Niederlanden, so ist zu nennen „Die Historie vander goeder vrouwen Griseldis, die een spiegel ist gheweest van patientien“, Droeter, Jac. van Dreda, o. J. (Ende des 15. Jahrh.), in 39 Exemplaren für die Gesellschaft der dänischen Bibliothek zu Gent 1849 wieder abgedruckt mit Einleitung von Vander Meerich. *Petrarca* ist hier vielfach verfürzt, und die Namen Gantier und Jan de Rycele weisen vielleicht auf eine französische Vorlage. Im J. 1554 erschien die „*Giselle*“ einzeln zu Antwerpen, und seit dem Anfang des 17. Jahrh. bis in die Neuzeit oft mit zwei andern Geschichten als „*De vrouwe-peirle*, also dryvroude historie van Helena de Verduldige, Griseldis de Zagtmoedige, Florentina de Getrouwe“. Siehe Vander Meerich S. 2; Rone, Uebersicht der niederländischen Volks-Literatur S. 64 und 139; Görré,

Die teutischen Volksbücher S. 151; Van den Bergh, *De Nederlandsche Volksromans*, Amstord. 1837, S. 48 fg.; Vanderhaeghen, *Bibliographie Gantoise*, Gand 1838—1863, III, 282. 289. IV, 126.

In England erblüht nach den Stationers Registers im J. 1565 L. Colwell die Erlaubniß, „*The History of meke and poyent Gresell*“ zu drucken, und im J. 1568 zu einer zweiten Ausgabe (*Warton, History of English Poetry*, London 1781, III, 311 — London 1840, III, 258). Beide Drucke scheinen verloren, erhalten aber ist „*The ancient, true and admirable History of Patient Grisell, A Poor Mans Daughter in France* etc. Written first in French etc., but now translated into English etc.“, London 1607, 4., (s. *W. Carew Hazlitt, Handbook to the Popular, Poetical, and Dramatic Literature of Great Britain from the Invention of Printing to the Restoration*, London 1867, S. 256), und London 1619, 4., nach letzterem Druck für die Percy Society neu herausgegeben in „*The History of Patient Grisell. Two early Tracts in Black-letter*“, London 1842, p. 1—42. Diefem Volksbuche liegt, wie auch auf dem Titel gesagt ist, ein französisches Original, wahrscheinlich die oben an erster Stelle genannte französische Uebersetzung des *Petrarca*, zu Grunde; es ist aber sehr frei wiedergegeben und Restriktionen, Gleichnisse, geistliche Anspielungen und lateinische Citate sind eingefügt. Fastist a. a. D. nennt noch: „*The true and admirable History of patient Grisell; translated from the French*“, London 1674, 4., (Bodleian), und *Vommes, The Bibliographer's Manual of English Literature*, new ed. by H. G. Bohn, London 1859, IV, 948: „*The History of the Marquess of Salus and patient Grisell*“, London 1703, 4.

Von dem dänischen Volksbuche von „*Griseldis*“ gait bisher ein kopenhagener Druck vom J. 1597 als der älteste, und es ist darnach von Karl Eberling im 1. Bande seiner „*Dauffe Volksbøger*“, Kopenhagen 1867, neu herausgegeben worden. In der Vorrede (S. X) weist aber Eberling ausdrücklich einen bisher unbekannten vielbedeutenderen Druck von 1592 nach. Darnach des 17. u. 18. Jahrh. s. bei *Thorup, Almindelig Moralskolelæring i Danmark og Norge*, Kjöbenhavn 1816, S. 141, und in desselben *Spicilegium bibliographicum*, Hafniae 1783, p. 187, und bei Eberling S. X angeführt. Das dänische Volksbuch bekennt sich in dem Vorwort als eine Uebersetzung aus dem Deutschen. Die Ausgabe von 1592 und die späteren, mit Ausnahme der von 1597, enthalten außer der Geschichte der *Griseldis* noch die „*Historie om en Doctor uil begæfenes Datter*“, wie Nr. 13 der oben verzeichneten Ausgaben der Steinhövel'schen *Griseldis*.

Das schwedische Volksbuch von „*Grisilla*“, als dessen erste Ausgabe ein stockholmer Druck vom J. 1644 gilt, und welches seitdem wiederholt gedruckt und in B. D. Bäckström's Sammlung der „*Svenska Folkböcker*“, Stockholm 1845, I, 279 fg., aufgenommen ist, ist nicht aus dem Deutschen, sondern aus dem Dänischen übersezt, wie gleich die Ueberschriftung des Vorworts mit dem dänischen beweist. An die *Grisilla* reist sich auch im

12) Brunet III, 1752 fagt, der „*Mirouer des femmes vertueuses*“ in der 1^{ten} Ausgabe vom J. 1546 tiege den Abdruck in der Collection, die mir unzugänglich ist, zu Grunde, was in dem Catalogue de la Bibliothèque de M. N. Yomenis, Paris 1867, No. 2882, geirrigt wird. 13) Eine genaue Beschreibung dieser Drucke schalte ich mir für an der Hand, wo ich auch Handschriften dieser Uebersetzungen nachweisen werde.

lungen, welche die Boccaccio's Petrarca'sche Griselidis enthalten hat, und zwar zuerst zu denen in epischer Form. Hier ist zunächst Petrarca's und Boccaccio's jüngerer Zeitgenosse Geoffrey Chaucer zu nennen, der in seinen „Canterbury Tales“ den Clerik die Geschichte der Griseldis (Griseide, Grisild) erzählen läßt, und zwar nach Petrarca, dessen Bearbeitung beinahe Satz für Satz so getreu wiedergegeben ist, als dies bei Uebersetzung eines Profanistes in gereimte Strophen nur möglich ist. Mit Ausnahme der Stangen V. 8430 fg., 8808 fg., 8871 fg., 8962 fg., 8976 fg., 8983 fg., welche dem englischen Dichter allein angehören, sind alle übrigen bald mehr, bald weniger freie Uebersetzung. Chaucer läßt in poetischer Einfleidung den Erzähler selbst auf Petrarca als seine Quelle hinweisen (V. 7902 fg. und 9023).

Von einem noch ungebrachten französischen „Roman de Marquis de Saluco et de sa femme Griseldis“ — von 959 Versen — in einer Handschrift des 15. Jahrh. ist in G. de Bur's Catalogue des livres de la Bibliothèque de sen M. le Duc de la Vallière, 1^{re} partie, I, 378 der Anfang mitgetheilt, woraus hervorgeht, daß Petrarca zum Grunde liegt. Vergl. auch G. Brunet, La France littéraire au XV^e siècle, Paris 1865, p. 162.

In Italien hat ein ungenannter Dichter des 15. Jahrh. die Novelle Boccaccio's in Ottaven wiedergegeben, bald zusammengezogen, bald erweitert, zumellen mit Beibehaltung von Boccaccio's Worten¹⁾. Das Gedicht ist im 10., 17. und 18. Jahrh. öfters als Volksbuch gedruckt, s. G. Passano, i Novellieri italiani in verso, Bologna 1868, p. 96 sq., und neuerdings im Appendice all' Illustrazione storica del Decamerone del Boccaccio, scritta da D. M. Manni, Milano 1820, und darnach besonders unter dem Titel: „Il Marchese di Saluzzo e la Griselda, novella in ottave del secolo XV“, Bologna 1862 (Scelta di Curiosità letterarie inedite o rare del secolo XIII al XIX, dispensa XIX). Stange 1—12 und 14—25 hatte Manni in seiner Storia del Decamerone p. 621 sq. aus einer unvollständigen Handschrift mitgetheilt.

Ein niederländisches Gedicht, „Van dem greven ende van Grisselien“, 436 Verse, in einer Handschrift aus dem Anfange des 16. Jahrh., siehe Rhone, Uebersicht der niederl. Volks-Literatur S. 138 an. Ein „Liedeken van Griseldis de verduldige vrouwe“, 69 achtsyllige Strophen, liegt mir in einem neuen Druck (Opere, o. J.)

vor, aber es kann aus dem 16. Jahrh. stammen. Vgl. Rhone S. 230.

In England begegnen wir der Geschichte der Grisel in Balladenform im 16. Jahrh. Nach den Stationer's Registers weiß man, daß 1505 Owen Rogers Erlaubniß erhielt, „for pryncinge of a ballett intituled the songe of pacyente Gressell unto hyr make“, und daß in demselben Jahre zwei Balladen „to the tune of pacyente Gressell“ eingetragen wurden (Warton, History of english Poetry, London 1781, III, 311 — London 1840, III, 258). Eshalten ist auch eine Ballade von der geduldrigen Grisel, in „the tune of the Brides Good-morrow“, wahrscheinlich von Thomas Deloney (geh. 1600) verfaßt, neuerdings gedruckt in dem für die Percy Society veranstalteten Wiederabdruck von Deloney's Garland of Good-will, London 1851, p. 82 sq., in A Collection of 79 black-letter Ballads and Broad-sides, printed between 1559 and 1597, London 1867, p. 17 sq., und in Bishop Percy's Folio Manuscript, ed. by J. W. Hales and Fr. J. Furnivall, London 1868, III, 423 sq. — In Capitel mit Ueberschriften eingetheilt und mit zwei einleitenden Capiteln in Prosa und zwei Schlußcapiteln versehen erschien die Ballade um 1630 in London unter dem Titel: „The pleasant and sweet history of patient Grisell“, neu abgedruckt in der oben S. 416 erwähnten Publication der Percy Society: „The History of Patient Grisell“, p. 43 sq.

In Spanien begegnet uns die Geschichte der Griselda unter den sogenannten Vulgar-Romanzen in Duran's Romancero general, Madrid 1851, No. 1273. Petrarca's Erzählung ist augenscheinlich die Quelle der Romanzen.

Charles Perrault's oft gedruckte Novelle in Versen: „La Marquise de Salusses, ou la Patience de Griseldis“ erschien zuerst 1691 sowohl einzeln als im „Recueil de pièces d'éloquence et de poésie qui ont remporté les prix de l'Académie française“, Année 1691, p. 145 sq. Perrault, der sowohl den Decamerone als die Griseldis zur Bibliothéque bleue kannte (s. Walckenaer, Lettres sur les Contes de Fées attribués à Perrault, Paris 1826, p. 13), hat seinen Stoff sehr frei behandelt und sich wesentliche Veränderungen der Fabel erlaubt¹⁾.

16) Der Dichter sagt in der 5. Stange nach einem mir vorgelegten Druck (La novella di Guastieri Marchese di Saluzzo e Griselda figliuola di Giannorcholo, o. D. u. J., 4.): avendo .. in el Boecchalo tal facetta leeto. In einem andern Druck (La novella di Guastieri Marchese di Saluzzo, il quale non volendo pigliar moglie fu costretto da suoi baroni etc., o. D. u. J., 4.) heisst es: habendo .. in el Boccaccio tal novella letto; in Manni's Terz: in un autore questa storia leto; in dem Text der Griselida di Curiala: nel Supplemento tal storia leto. Mit dem Supplemento fallen aus Novell's unten (Num. 23) erwähneter Supplementum chronologicum gemeint sein, aber aus dem darin enthaltenen Aufzuge aus Petrarca hat der Ottaven-Dichter eben nicht geschöpft, sondern aus Boccaccio.

17) „Griseldis ou la Marquise de Salusses. Par Madeemoiselle A. de M.^e, Paris 1724, ist weiter nicht als eine Prosa-Ausföhrung der Perrault'schen Erzählung, mit harter Beibehaltung der Worte Perrault's. Was die Buchstaben A. de M. bedeutet, lehrt die Ueberschrift eines am Schluß des Buchleins befindlichen Prosabeau von De Mantes: Sur la Griseldis de M^{le} Allemand de Montmartin, und aus dem „Avertissement de librale“ erfahren wir, daß das 14 bis 15 Jahre alte Fräulein in wenig Tagen in ihren Buchstaben das Buchlein verliest hat. Adieu von M. avant den Gemahl der M^{le}, Eugénie Amédée, un prince de l'anguisse maison de Savoie.“ — Das Bucher's Dictionnaire des ouvrages anonymes et pseudonymes, éd. 2, No. 7114, theilt ich hier noch mit: Je ne sais quel faussaire a eu le temer de publier ou reproduisant l'ouvrage de M^{le} de Montmartin sous ce titre: Griseldis, ou la Marquise de Salusses, traduit de l'italien de Fulvio Testi, en galois par M^{le} Allemand de Montmartin, suis

Aus der deutschen Literatur habe ich zu nennen Ludwig Heinrich von Nicolay's Ballade „Griselda“ in seinen „Vermischten Gedichten und prosaischen Schriften“, Theil 8 (Balladen), Berlin und Stettin 1810, S. 30–55; Gustav Schwab's „Griselidis Volkslage in zehn Romanzen“ in dem Taschenbuche „Urania“ auf das Jahr 1820, S. 111–157 — nicht aufgenommen in Schwab's „Gedichte“ — und W. v. Lüdeman's „Griselda“ in der von F. W. Gubig herausgegebenen Zeitschrift „Der Gesellschaft“, 1845, Nr. 140–145. Nicolay hat Bocaccio's Novelle sehr frei behandelt und verändert, Schwab ist dem auf Vater Gochem's Griselidis beruhenden Volksbuche bis auf wenige Änderungen treu geblieben, Lüdemann's Gedicht ist eine möglichst treue Uebersetzung des Bocaccio in deutsche vierfüßige reimsie Strophen.

Endlich ist noch Island zu nennen. Daß auch hier die Geschichte der Griselda in gereimten Versen behandelt worden ist, sehen wir aus Paulsen's Uebersetzung der Scinagræphía historíe literariæ Islandicæ p. 103¹⁹⁾, wo die „Saga af Gríshildr tholinmodu“ aufgeführt ist, und zwar mit einem Sternchen versehen, dem Zeichen, daß sie auch in rimur (Reime) gebracht worden ist.

Wenden wir uns nun zu den dramatischen Bearbeitungen.

Bereits im J. 1395 wurde Petrarca's Griseldis dramatisch, und zwar in Frankreich. Diese dramatische Bearbeitung ist in einer Pergamenthandschrift der National-Bibliothek²⁰⁾ und in einem Druck des 16. Jahrh. „Le mystere de Griseldis marquise de Saluces par personnages“, Paris, J. Bonfons, v. J., 4.²¹⁾ erhalten. An der Fabel, wie sie Petrarca erzählt, hat der unbekannte Verfasser des Mystere's nichts Wesentliches geändert. — Im 16. und 17. Jahrh. scheint die Griseldis in Frankreich nicht weiter dramatisch worden zu

sein. Aus dem 18. Jahrh. erwähnt Beauchamps Recherches sur les Théâtres de France, Paris 1735, II, 508 eine fünfsäcige Komödie in Versen: „Griselde, ou la princesse de Saluces“ (Dijon 1714) von Louise Genevieve Gillot, dame de Saintonge, geb. 1650, gest. 1718. Derselbe nennt II, 541 unter ungedruckten Schauspielen und Opem: „La patience heroique et victorieuse de l'envie, en l'histoire memorable de la marquise de Saluces, autrement Griseldis, petite tragédie, composée pour les petites pensionnaires de Sainte Marie, rue St. Jacques“ — und III, 271 unter den Stücken des: „Nouveau Théâtre italien“: „Griselde, Tragicomédie en 5 actes, traduite et imprimée chez Briasson“.

In Deutschland ist Griseldis im 16. Jahrh. drei- mal als Komödie behandelt worden. Erstlich von einem Ungenannten, wahrscheinlich einem protestantischen Geistlichen: „Orsely. Ein schöne Comedi, von der demüthigkheit und geborsame der Weiber, gegen ihren Ehemännern, zu nutz und dienst der Jugend gemacht vnd gheft. Gedruckt zu Augspurg durch Philipp Bihart“, v. J., 8. 32 Bl.²²⁾. Der Verfasser hat aus dem Steinbüchel'schen Volksbuche geschöpft und nichts an der Fabel geändert. — Sodann hat Hans Sachs (Gedichte, Buch I, Theil 2) „Ein Comedi mit XIII Personen. Die gedultig und geborsam Marggräfin Griselda, vnd hat V Actus“, mit dem Schluß-Datum: „Anno Salutis 1546, Am 15. tag Aprilis“. Im Epilog nennt Hans Sachs den Bocaccio. — Die beiden genannten Komödien liegen folgender dritten zu Grunde: „Comedia Von Graff Walther von Saluz vnd Griseldin. Geschellet durch M. Georgium Mauricium den Elteren. Von dem Autore mit fleiß von neuem durchsehen und mündtlich zu gut in den Druck verfertiget“, Leipzig, Adr. Kamberg, 1606. 8. O. Mauricius (1539–1610), der noch neun andere Komödien verfaßt hat (s. VIII, Nürnberg'sche Gelehrten-Verzeichn. II, 596; VI, 381; Gödke, Grundriß I, 324), hat aus beiden vorgenannten Komödien viele längere und kürzere Stellen — gar nicht oder wenig verändert — beibehalten, aber auch vieles Eigene hinzugefügt, an der Fabel selbst jedoch nichts geändert. Die VIII II, 598 angibt, hat der jüngere O. Mauricius die Komödie seines Vaters ins Lateinische überetzt, unter dem Titel: *Comedia Griseldis*, 1582 germanice scripta et Stiria in Austria acta per M. Ge. Mauricium patrem nunc vero in Academia Altorfiana usum latine conversa per M. Ge. Mauricium filium. Altdorf. 1621. 8. — Aus dem 17. und 18. Jahrh. ist kein deutsches Griseldis-Drama bekannt. Die viel bewunderte und viel gedruckte „Griseldis“ von Friedrich Gaim (Eilgus Franz Joseph Freiherr von Rindch-Wellinghausen) wurde zuerst zu Wien am 30. Dec. 1833 aufgeführt, erschien baldst 1837 im

en anecdotes par M. B****, avec une note historique tirée de l'histoire des ducs de Savoie, de Fulvio Testi. Paris, Maradan 1789, in 18. — C'est sans doute le même M. B****, ou plutôt le même faussaire, qui a publié le volume intitulé: *Daphnie et Chloé, poëme en six actes, traduit de la langue esloque*. Paris, Maradan 1789, in 18.

18) Von Bischof Plin in der Minerva, Januar 1789, ins Deutsche überetzt. Siehe Meyer's, Altniederl. Wortabklärung S. 143.

19) Die Handschrift, von der mir eine Ueberschrift vorliegt, beginnt: „Ci comence l'histoire de griseldis la marquise de saluces et de sa merveilleuse constance Et est appelle le miroir des dames mariees“, und schließt: „Ci fin le livre de l'histoire de la marquise de saluce mis par personnages et rimé en un ecclij²³⁾ et quinze“. Aus der Handschrift selbst hat bisher nur 44 Verse von Kennard in seiner Ausgabe von Legend's Fabliaux, T. II, Choix et Extraits d'anciennes Fabliaux, p. 17, abgedruckt; die 15 Verse in Parfaict's Histoire du Theatre françois, Amsterdam 1736, II, 265, scheinen nicht aus der Handschrift, sondern aus dem Druck genommen. 20) Der Druck, am 1560 erschienen, ist nur, so viel bekannt, in einem Exemplar, im Besitze der National-Bibliothek zu Paris, erhalten, wovon 1802 in Paris ein Wiederabdruck, in nur 42 Exemplaren, gemacht worden. Siehe Braux III, 1903. Nach Wittelsbach Dr. Friedrich Eynhoff, der die Handschrift und den Druck verglichen hat, ist der Text der ersten mehrtheils der bessere.

21) Ein Exemplar, wozu Gödke, Grundriß zu Geschichte der deutschen Dichtung I, 220 hingewiesen, befindet sich in der Bibliothek zu Weimar. — Nach Dapf, Augsburgs Buchdrucker-Geschichte I, XLVIII hat Ph. Hübner von 1528, die lange noch nach 1590²⁴⁾ gedruckt.

Druck, in 8. Aufl. 1869, und ist in viele Sprachen übersetzt worden. Bekanntlich hat Halm den Stoff sehr frei behandelt und verändert. — Endlich ist noch zu nennen „Markgraf Walther von Saluzzo“, Tragikomödie in 5 Acten, in G. W. Winterling's Pörtlischen Werken, Bd. 1, Erlangen 1844, weiter nichts als eine Bearbeitung der weiter unten genannten Griselda des A. Zeno, wozu der Verfasser nicht hätte verschweigen dürfen, sondern auf dem Titel oder in einem Vorworte eingehen müssen.

In den Niederlanden sieht Eligius Houckaert (Houcarlus, Eucharinus) im Oct 1518 durch seine Schüler eine fünfsactige lateinische „Griseidis“ auführen und 1519 zu Antwerpen drucken. S. Vander Meerich in der Einleitung zu der oben S. 416 angeführten Ausgabe der Historie van Griseidis S. 2 fg.

In England ist zunächst Ralph Rabeliff zu nennen, der 1533 zu Hitchin in Hertfordshire eine lateinische Schule eröffnete und zur Auführung durch seine Schüler verschiedene neu gedruckte Komödien und Tragödien schrieb. Darunter nennt John Bale (Baleus), Scriptorum illustrium Majoris Britanniae Catalogus, Basileae 1567 — 69, p. 700 (Centur. VIII, 98), eine comödia de patientia Griseidis, ohne zu sagen, ob sie und die andern Dramen, deren Titel alle in lateinischer Sprache gegeben sind, in lateinischer oder englischer Sprache verfaßt waren. Wood, Athenae Oxonienses, London 1691, I, 73, der die Titel von Rabeliff's Schauspielen in englischer Sprache aufzählt und angibt, er habe seine Schüler lateinisch und englisch Komödien auführen lassen, nennt unter den Komödien „Patient Griseld“ — Im J. 1589 verfaßten die drei bekannten Dramatiker Thomas Dekker, Henry Chettle und William Haughton gemeinsam „The pleasant Comedie of Patient Grisell“, welche 1603 zu London gedruckt wurde und 1841 von J. P. Collier für die Shakespeare Society neu herausgegeben worden ist. Den Dichtern scheint außer dem Petrarca im Original oder in Uebersetzung auch die oben erwähnte Ballade vorgelegen zu haben. Neben der Haupthandlung läuft eine contrastirende komische Nebenhandlung hin (Sir Owen ap Meredith, ein Ritter aus Wales, und seine böse Frau Owenstapan²²⁾). — Auch auf dem englischen Puppentheater ist die gedulbige Griself vorgeführt worden. Vergl. Halliwell, A Dictionary of old english Plays, London 1860, p. 191 und Warton, History of english Poetry, London 1774, I, 417 = London 1840, II, 185.

²²⁾ Diese Komödie scheint in dem Repertoire der englischen Komödianten in Deutschland gehört zu haben. Nach einem erhaltenen handschriftlichen Verzeichniß der von den Engländern 1626 am breiteren Hofe gespielten Stücke ist „am 9. Junius eine Comödia von der Grisella gespielt worden“ (A. Codr. Shakespeare in Germany in the XVI. and XVII. centuries, London 1865, p. CXV; W. Barthelemy, Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden, Dresden 1861, I, 97), und im Mai 1671 ist am kurfürstlichen Hofe zu Torgau ebenfalls von englischen Komödianten „die gedulbige Grisella“ aufgeführt worden (Barthelemy I, 281).

Aus der spanischen Literatur ist eine Komödie Lopez de Vega's zu nennen: „El exemplo de casadas y prueba de la paciencia“, gedruckt im 5. Theile der großen 20bändigen Sammlung seiner Dramen (Flor de las Comedias de España, de diferentes Autores, Quinta Parte. Recopiladas por Francisco de Avila, Barcelona 1616). Lopez de Vega hat die Namen geändert — Laurencia, Tochter des Landmanns Luro, in den Beigen von Miraflores, heirathet Don Enrico von Montaña, Grafen von Ruyfelson und Cerdaña —, übrigens aber ist er der Fabel in den Hauptzügen treu geblieben.

Aus der italienischen dramatischen Literatur werden in der „Drammaturgia di Lione Allacci, accresciuta e continuata sino all' anno MDCCLV“, Venezia 1755, p. 427 sq. folgende hieher gehörige Dramen aufgezählt: Paolo Mazzi, *Griselda*, tragicommedia morale (in prosa), Bologna 1620; Ascanio Massimo, di Saluzzo, *Griselda*, tragicommedia pastrocomica tricornumena, recitata l'anno 1630, in Bologna, Finale 1680; Carlo Maria Maggi, *La Griselda* di Saluzzo, und Apostolo Zeno, *La Griselda*. Ich kenne nur die beiden letzten. Maggi's Tragödie steht in den „Lettere, Rime vario di C. M. Maggi raccolte da L. A. Muratori“, Tom. III. Milano 1700. Zeno's mehrfach in Rußland gespieltes Melodrama erschien zuerst in Venedig 1701 (Poesie drammatiche di A. Zeno. Venezia 1744. Tom. III.). Beide Dichter haben ihren Stoff sehr frei behandelt. Zeno's Melodrama hat 1735 Goldoni in seiner Komödie „La Griselda“ in fünfjährige Jamben umgearbeitet, wobei er sich nur wenig Veränderungen erlaubt hat, vielmehr dem Original beinahe Scene für Scene gefolgt ist und ganze Verse und Versheile — gar nicht oder wenig verändert — daraus beibehalten hat. Vergl. auch Goldoni, Mémoires, Paris 1787, I, 287 u. 294. — Der Text der von F. Paer componierten Oper „Griseida“ (1796) ist mir nicht bekannt. — Ein fünfsactiges Drama in Versen „Griseida“ von D'Agostino d'Agnone ist 1869 zu Florenz aufgeführt worden.

Nachdem wir hiermit die jährliche Nachkommenschaft der Novelle Decaccio's aufgezählt, fragen wir zum Schluß noch nach ihrer Herkunft. Leider aber haben wir bis jetzt noch keine Antwort auf diese Frage. Weder eine geschichtliche Grundlage — die Geschichte der Markgrafen von Saluzzo weiß nichts von Qualitert und Griselda²³⁾ — noch eine ältere Dichtung, die man als

²³⁾ Ganz mit Unrecht hat man öfter die Geschichtsschreiber Jacopo Filippo Foresti, bekannter als Jacobus Philippus Bergomensis (geb. 1434, gest. 1520), Jean Beuchel (geb. 1476, gest. 1560) und Anton Regnier als Quellen für die Geschichtlichkeit der Griselfis angesehen. Foresti erzählt die Geschichte der Griselfis in seinem „Supplementum chronicon orbis ab initio mundi“ (p. 175 der mir vorliegenden venezianer Ausgabe von 1492, während in der mir ebenfalls vorliegenden venezianer Ausgabe von 1513 die Griselfis betreffende Stelle fehlt) und fast durchwegs gleichsam tend in seinem Werke: „De plurimis clavis selectaque mulieribus“, Cap. 146 (abgedruckt bei Manni, Istoria del Decamerone S. 603 fg.), aber seine Erzählung ist, wie schon Wagnar's Hin-

Quelle Vocaccio's ansehen könnte²⁴⁾, ist bisher nachgewiesen. Vielleicht hat Vocaccio aus einer ungeliebten, bewiesenen Fälschung geahndet. Auf mündliche Uebersetzung könnten auch folgende Worte Petrarca's in seinem Briefe an Vocaccio, der seine Griselidis-Bearbeitung begleitet, bezogen werden, wenn er von der Geschichte der Griselidis schreibt: cogitatione supervenit, fieri posse, ut nostri etiam sermonis ignaros tam dulcis historia delectaret, cum et mihi semper ante multos annos audita placuisset, et tibi usque adeo placuisse perpendere, ut vulgari eam stilo tuo censueris non indignum et fine operis, ubi rhetorum disciplina validiora quælibet collocari jubet²⁵⁾.

(Reinhold Köhler.)

GRISELINIA oder GRISELINIA. Mit diesem Namen werden in der systematischen Botanik zwei ganz verschiedene Gattungen bezeichnet; die erstere, von Roder. aufgestellt, ist mit der Papilionaceengattung *Moutouchia Aublet* identisch, die zweite, von Horsther begründet, gehört zu den Gattungen, deren Stellung im natürlichen Systeme auch jetzt noch unbekannt ist. Sie hat vielschöpfig-zweischöpfige Blüten. An den zweischöpfigsten Blüten ist der Kelch oberständig, fünfzählig, die Blumenkrone fünfblätterig. An Staubgefäßen sind fünf vor-

handen. Der Fruchtknoten scheint dreifächerig zu sein, die Fächer sind einzig, die drei Griffel sind cylindrisch, sehr kurz, die Narben einfach. Die männlichen Büthen haben einen fünfzähligen Kelch, eine fünfblätterige Blumenkrone, fünf Staubgefäße und abgerundete, vierfächerige Staubbeutel.

Aus dieser Gattung ist nur eine Art bekannt, ein in Neu-Seeland einheimischer kleiner Baum mit ziemlich aufrechten Ästen, abtönenden, gefurchten, braungrünen Ästchen, wechselfälligen, gekielten, länglichen, leberartigen, am Grunde ungleichen, bisweilen verwörmelten, bisweilen abgerundeten, ganzrandigen, kumpfen, beiderseits fahlen, oberseits glänzenden, unterseits glanzlosen, abgerigen Blättern, abtönenden, von einem Deckblatte gekrümmten Ästen der endständigen Rispe und mit fast dreispaltigen Blütenstielen. (Garcke.)

GRISELUM, ein Ort in der alten Gallia Norbonensis zwischen dem rechten und linken Arme des Flusses Druneta, erwähnt bei den *Scriptores medii aevi*. Vergl. *Einl. Th. I. S. 82*. (Krause.)

GRISSETTE (die). Diese sociale Figur, deren Name seinen wol nur zufälligen Ursprung in dem Worte *gris, grise*, grau (wahrscheinlich von der grauen Farbe der Kleidung), hat, ist vorzugsweise eine Erscheinung in den großen Städten von Frankreich, namentlich in Paris, wo viele weiblichen Personen am zahlreichen auftreten. Die Grissette, Anfangs eine von armen Älteren flammende Arbeiterin, welche, in der Regel von ihrer Familie abgelöst oder ohne eine solche, weil ein uneheliches oder ein Hineinkind, oder frühzeitig von der Gemeinschaft des älteren Lebens unterthan zu erwerben sucht, ist es in einem gemieteten Privatloge, sei es in dem Laden eines Arbeitgebers resp. einer Arbeitgeberin, als Putzmacherin, Näherin, Wäscherin u. s. w., macht meist sehr bald die Erfahrung, daß ihr in der That färglicher Verdienst nicht hinreicht zu ihren Bedürfnissen, namentlich zu dem Auswande für ein hübsches Kleid oder einen schönen Hut, womit am Sonntage zu promenieren ihr höchstes Vergnügen ist. Sie macht gleichmäßig die Bekanntschaft eines jungen, meist unverheirateten Mannes, schließt sich ihm an und führt ihm sein Hauswesen, wobei beide sichtlich als Frau und Mann zusammen leben, Kinder zeugen, deren weibliche Repräsentanten meist wieder der Prostitution verfallen u. s. f. Rameauisch find es die meist in dem pariser Quartier latin wohnenden Studenten, welche dergleichen Verbindungen mit solchen Personen eingehen, woraus zum Theil der Name der *femmes entretenues* entstanden ist, während andererseits zu diesen auch diejenigen Dirnen oder verheirateten Frauen gehören, welche von reichen Jünglingen oder von verheirateten Männern als ihre Zubaltherinnen engagiert find. Die Grissette hat ihre Wohnung in der Regel bei den Studenten und speist mit diesen in einem der zahlreichen Restaurants jenes pariser Städtchens. Man rühmt nicht bloß ihren munteren, graziösen, schalkhaften, geistvollen Sinn, ihre Arbeitsamkeit und Sauberkeit, wo-

toica litterales d'Italia III, 112 bemerkt hat, weiter nichts als ein Auszug aus Petrarca, auf den er sich im Supplementum antrudelt. Ich besitz: Griselidis autem femina nullius nobilitatis genere insignita, sed obediens et fidei splendore decorata, in hac Alarmanini Marchionis (Montferrati) prima familia eadem Valtero Babatracum marchionem conjugata fuit, cujus historiam patulenti plenam ad multorum instructionem hic, ut ex Francisco Petrarcha accepit, conscribere statui. Am Schluß der Erzählung sagt er: Quo autem tempore hæc gesta facta fuerint, habere non mori (sic). Im Eingange der Erzählung an dem andern Orte sagt Horsther von Griselidis: quo tempore clorneri non satis constat. Boudet, *Annales d'Aquitaine augmentées etc.* par A. Mounin, Poitiers 1644, p. 120) erzählt der Grissette mit folgenden Worten: Environ ce temps (1025) fut Griselidis, femme de Gautier, Marquis de Saluces, de l'humilité et patience de la quelle a esté fait un livre. Regnier, *Histoire Tolosaine*, Tolose 1556, p. 167, endlich schreibt: On lit qu'environ ces années (d. h. zur Zeit Maximus d. I. der 1003 Graf von Toulouse wurde) étoit Griselidis, femme de Gautier, Marquis de Saluces, le métre de patience et d'humilité, laquelle valut tant envers les hommes que plusieurs écrits se sont enlées de telle gloire et recueilli de sagesses.

24) Eine gewisse Ähnlichkeit hat „le Lal del Fresno“ der Pariser de France, nämlich bei, daß gleiche Grissette, die vorläufige Gemahlin, der englischen Prinzessin ihres ehemaligen Gemahls bei der englischen Hofgesellschaft freundlich begegnet, so auch Grissette, die aufgezogene Grissette, der würdigen Frau ihres Gemahls. Der viele Heteroeinmischung hat sich aus ganz verschiedenen früheren Bezügen entwickelt und erscheint mir daher als ein zufälliges Zusammenstehen und nicht als eine Heteroeinmischung, welche auswagt, die Geschichte der Grissette aus dem Lal del Fresno hervorzuleiten, wie die Bouquet in seiner Ausgabe der *Poésies de Marie de France*, Paris 1820, I, 167, und nach ihm J. B. R. Duval in der *Histoire littéraire de la France*, T. XII, Paris 1838, p. 798, und W. Bräuer, *Ancient Danish Ballads*, London 1860, II, 7 (vergl. auch III, 451) getan haben. 25) Auch Gagnant III, 118 schließt aus diesen Worten, „que Vocaccio n'aveit pris que dans des traditions orales le sujet de la Griselidis, et que c'était en Italie une histoire ou quelque sorte populaire.“

mit sie dem jungen Manne die Wirthschaft führt, sondern auch die Ehrlichkeit, Treue, Opferwilligkeit und Hingebung, womit sie ihm zur Seite steht. Indessen dieser ist in seinen Gefühlen oft wechselvoll oder verläßt den Ort, und die Grissette steht nun ebenfalls wieder verlassen da. Ist sie noch jung und schön, noch nicht zu tief gesunken, so findet sie bald wieder ein ähnliches Verhältniß, in welchem sie von Neuem den Kreislauf ihrer Geschäfte oder „Nächten“ beginnt, bis sie, alt, krank, von der Stütze der ausschließlichen Liebe zu Eliaem verlassen, wie dies in den meisten Fällen geschieht, sich jedem Liebhaber hingibt, um zuletzt in physischem und moralischem Elende unterzugehen. Indessen wird sie auch nicht selten die legitime Gattin ihres Zuhälters und soll sich dann meist ebenfalls als eine treue, tüchtige Hausfrau erweisen. Das leichtsinnige moralische Verwahrlosten der Pariser hält dergleichen Verbindungen zwischen einer „Freundin“ und einem „Freunde“ für erlaubt, so für natürlich oder gar notwendig, während diese ihre Unzufriedenheit in der That eine der stärksten Ursachen vieler Uebel der großstädtischen Gesellschaft ist, obgleich diese bei aller moralischen Verderbtheit meist einen sehr honesten äußeren Anstrich zu behaupten weiß, wie sich der Verfasser dieser Zeilen bei seinem wiederholten Aufenthalte in Paris selbst überzeugt hat, ohne jedoch ver schwerten zu wollen, daß ihn das Treiben der Grissetten (und der Koretten, wie überhaupt der Demi-Monde mit Einschluß der Bordelle, „Damen“ und des femmes entre-tenues) und ihrer „Freunde“, namentlich bei den abendlichen und nächtlichen Bällen, wo es, besonders im Quartier latin zu Paris, toll hergeht, im höchsten Grade angewidert hat, trotzdem daß zwischen dem hierbei sich manifestirenden pariser Geiste und der jeden Langweiligkeit der correspondirenden Erscheinungen in London ein gewaltiger Unterschied obwaltet. — Was muß die Urtheile derer, welche das Grissettenwesen, das Verhältniß der „freien Liebe“ für Deutschland zu empfehlen dreist genug sind, mit Entrüstung zurückweisen, und das um so mehr, als das deutsche Mädchen aus niederen Stände viel weniger als das französische durch jenen eigenthümlichen Esprit getragen wird, welcher den moralischen Schmutz wenigstens äußerlich verdeckt, und daher viel leichter und schärmer in die tiefste Verworfenheit hinabsinkt. — Von den Grissetten sind im Wesentlichen die Koretten nicht verschieden, nur daß man unter diesen vorzugsweise die von reichen Junggeßellen oder Ehemännern, „unterhaltenen Frauen“ versteht, welche in demselben Grade mehr Aufwand machen und daher ihren „Freunden“ neben dem moralischen auch den finanziellen Ruin bringen *). — In der Sprache der Theaterterminologie bezeichnet die Grissette das Fach der Soubrette, in sofern diese mit dem Charakter anmuthiger und nettlich-witziger Kostümie auch den der Selbst- und Intelligenzsucht verbindet.

(J. Haemann.)

*) Ein mit dem pariser Leben vertrauter Originalfrancoise aus dem Gefirnislande sagte zu dem Verfasser: „Une grisette peut devenir une honnête femme ou une corsette, mais celle-ci doit toujours par l'abjection et le misère.“

GRISI, der Name zweier Schwestern, welche zu den namhaftesten Sängern der neueren Zeit gehören.

1) Giuditta Grisi, die ältere Schwester, war 1805 zu Mailand geboren. Sie ist die Tochter von Gaetano Grisi, der als Topograph im Dienste des damaligen Königreichs Italien stand. Ihre Mutter war eine Schwester der berühmten Sängerin Gineproina Grassini. Sie kam sehr jung in das Conservatorium ihrer Vaterstadt und erhielt erst von Mineo und dann von Vanderali ihren Unterricht im Gesang. Sie hatte bei der Ausbildung ihrer Mezzo-Sopranstimme viel mit Härte und Ungleichheit zu kämpfen, was sich auch in späteren Jahren nicht ganz verbergen ließ. Dessenhal trat sie zuerst in den Concerten des Conservatoriums auf. Im J. 1823 sang sie mit großem Erfolg in Wien. Nach Italien zurückgekehrt, trat sie auf den Theatern zu Mailand, Parma, Florenz, Genua und Venedig auf. In letzter Stadt schrieb Bellini für sie den Romeo in seinen „Capuleti“, mit welcher Rolle sie ihren eigentlichen Ruf als Opernsängerin begründete. Im Herbst 1832 wandte sie sich nach Paris, wo sie auf der italienischen Oper garkte. Mit ihrem Auftreten in der „Straniera“ hatte sie hier weniger Glück, desto größeren Beifall erntete sie jedoch in den „Capuleti“ und in der Rolle der Walcira zu Rossini's „Donna del Lago“. Doch schon 1833 kehrte sie wieder nach Italien zurück, verheirathete sich hier mit einem Grafen Barni und entsagte seitdem ganz der Bühne. Sie starb am 1. Mai 1840 auf ihrer Villa bei Robecco.

2) Giulia Grisi, die jüngere und berühmtere der beiden Schwestern, war zu Mailand den 28. Juli 1811 geboren und erhielt ihre erste musikalische Ausbildung ebenfalls auf dem Conservatorium daselbst. Bereits als Mädchen von zwölf Jahren machte sie sich durch ihr Talent zum Gesang und den Schmelz ihrer Stimme bemerkbar. Sie vollendete ihre Ausbildung im Kloster Mantelero zu Florenz. Mit 14 Jahren kam sie zu ihrem Onkel nach Bologna und nahm bei Giaromo Guggiemi, dem Sohne des bekannten Compositen, Gesangsunterricht. Nachdem derselbe drei Jahre gewährt, debutirte sie 1829 in Bologna in der kleinen Partie der Emma zu Rossini's „Zelmira“. Der Erfolg war so glänzend, daß sie sogleich als Prima donna für den nächsten Carneval engagirt wurde. Sie sang nun in den Opern „Il Barbiere di Siviglia“, „Lo sposo di Provincia“, „Thorwoldo e Dorisea“ u. s. w. Der Unternehmer des Theaters la Pergola in Florenz wußte die Sängerin für sein Institut zu gewinnen, und Giulia erntete nun zu Florenz in den genannten Opera wie auch in Verca's „Giulietta e Romeo“ und Celli's „Ezia“ neue Triumphe. Nachdem sie sich einige Zeit zu Bologna im Hause ihres Onkels erholte, sang sie schon 1830 wieder während des Carnevals im Theater Pergola zu Florenz im „Tancredi“, der „Vestalin“ von Pacini und im „Ricardo e Zoraida“ zugleich mit dem berühmten Tenoristen David. Als im nämlichen Jahre zu Pisa das berühmte Vellofeste Luminaria gefeiert ward, an welchem des Tages zweimal Theater ist, wurde

auch Giulia zur Verherrlichung der Feste eingeladen. Damals sang sie an einem Tage Vormittags die *Desdemona*, Abends die *Semiramide*. Ihr künstlerischer Ruf war jetzt vollkommen besetzt und die Scala in Mailand öffnete ihr die Pforten. Puccini schrieb hier für sie den „*Corsaro*“. An der Scala machte Giulia die Bekanntheit der berühmten Pasta, welche, eingedenk der Wohlthaten, welche sie von der Graßini erfahren, sich lieberpoll deren Nichte näherte und ihr für ihre ferneren Erfolge mit Rath und That an die Hand ging. Im J. 1832 wandte sie sich endlich nach Neapel, wo gleich ihr erstes Auftreten in Rossini's „*Semiramide*“ von beispiellosem Erfolge begleitet war. Die ihr dargebrachten Huldigungen galten nicht nur der Vortrefflichkeit ihrer Stimme und Gesangsweise, sondern gleichzeitig auch der Schönheit und Anmuth ihrer Persönlichkeit. Sie ließ sich durch die überreichen Beifallsbesenden durchaus nicht verblenden; sie studirte in ihrer Kunst mit Eifer und Aufmerksamkeits weiter, um das, was ihr zur Vollkommenheit etwa noch fehlte, nachzuholen. Mit ihren Fortschritten wuchs auch die Zuneigung des Publicums in Paris wie in London. Sie verlebte nämlich seit 1832 abwechselnd sechs Monate in der französischen und in der englischen Hauptstadt und erzielte mit ihrer herrlichen Stimme ungewöhnliche Einnahmen. Dabei entwickelte sie eine Kraft und Thätigkeit, wie wol selten eine andere Sängerin vor und nach ihr. So sang sie in London an einem Tage in mehreren Concerten und bei dem großen Musikfeste zu York trug sie 14 Piecen vor, darunter vier in lateinischer und vier in englischer Sprache. Mit der Malibran, die sie 1833 kennen gelernt, trat sie auf der Bühne nie auf, wol aber bisweilen in Privatconcerten, wie bei der Herzogin von Kent im Duett aus der „*Semiramide*“. Im J. 1847 sang sie mit der Albani zusammen und überließ bei dieser Gelegenheit ihrer Nebenbuhlerin die Krone, die ihr zugeworfen wurden. Seit der Februarrevolution von 1848 trat sie in Paris nicht weiter auf. Sie sang in London, wo sie die italienische Oper aufrecht erhielt, sowie in Petersburg. Zu Paris schrieb Bellini für sie die „*Buritaner*“. Ihre glänzendsten Rollen waren *Deslo*, *Anna Bolena*, im „*Barbier von Sevilla*“, im „*Don Juan*“; am höchsten entfaltete sich jedoch ihre Kunst in der „*Norma*“. Im J. 1854 unternahm sie zugleich mit Mario eine Kunstreise nach den Vereinigten Staaten. Nach ihrer Rückkehr aus der Neuen Welt trat sie wiederum 1856 und 1857 im *Théâtre italien* auf, vermochte jedoch nicht mehr so zu zünden wie in früheren Jahren. Nach einem Ausfluge nach Madrid kehrte sie 1860 nach London zurück, wo sie unter Anderem 1864 auf dem *Conventgarten-Theater* auftrat. Sie starb an einem Halsübel zu Berlin den 28. Nov. 1869, als sie eben auf der Durchreise nach Petersburg begriffen war. Ihre irdischen Reste wurden nach Paris gebracht und auf dem Kirchhofe Père La Chaise beigesetzt. Zur Zeit ihrer höchsten Blüthe schrieb ein französischer Kritiker 1): „Die

Grisi mit ihrem majestätischen und stolzen Haupt, mit ihrer königlichen Stirn, mit ihrer wunderbaren Bärte, geschnitten aus dem schönsten Marmor von Paros, hat in den großen Rollen der türkischen Tragödie Niemand zu fürchten. Nach den Schilderungen von Zeitgenossen war sie ihrer äußeren Erscheinung nach ein herrliches, einfaches, italienisch-kraftiges, naturvolles und reines Weibchen. Ihre Haltung war wunderbar natürlich, das schöne schwarze Haar schmiegte sich einfach und glatt an den charaktervollen Kopf. Sie trug gewöhnlich ein schwarzes Kleid, das knapp an die Schultern ansetzte und den prächtigen Wuchs völlig hervorhob. Kein Schmut irgend einer Art umgab Hals und Büste. Fern von aller Koetterie, sprach etwas Ernstes, zur Schwermuth Geneigtes aus ihrem Weibchen. Niemals mit dem Publicum durch Miensenspiel verkehrend, verlor sie sich, während sie sang, so sehr in den Ausdruck des Gegenstandes, daß sie auch im Concertgange die höchste dramatische Wirkung hervorbrachte“ 2).

Giulia Grisi war in ihrem Leben zweimal vermaählt. Ihr erster Gatte, mit dem sie sich 1836 verband, war Gerard de Melcy, der zwei Jahre darauf mit Lord Castlereagh in ein Duell gerieth, in welchem er seinen Gegner verwundete. Diese Ehe war nicht glücklich und wurde 1847 wieder aufgelöst. Die Klausel im Scheidungsvertrage, wornach sich die Künstlerin verpflichtete, ihrem gekleideten Gatten jährlich, so lange sie bei der Bühne blieb, 10,000 Francs auszusahlen, führte zu einem Proceß, welchen jedoch die Sängerin verlor. Im J. 1856 vermählte sie sich zum zweiten Mal mit dem berühmten Tenoristen Mario. Sie hinterließ bei ihrem Tode zwei Töchter und einen Sohn, der als Officier in der britischen Armee in Ostindien diente. (O. P.)

GRISLEA, eine von Kölling aufgestellte Pflanzengattung der Lythraceen mit folgenden Merkmalen: Der stehendeleibende Reich ist gestützt, röhrig, acht- bis zehnästig, die Ästchen wecheln ab, die äußeren sind viel kleiner, die innern aufrecht, die Reichsröhre ist untheilhaftig gestreift. Die 4–6 Kronblätter sind der Spitze der Reichsröhre eingefügt und stehen den äußeren Reichsästchen gegenüber, sie sind länglich, bemagelt, gleichlang. Die Staubgefäße sind in doppelter Anzahl als die Kronblätter vorhanden, dem Reichsgrunde eingefügt, einreihig und ragen weit hervor, die Träger sind fadenförmig, die Staubbeutel einwärts gekrümmt, zweifächerig, länglich, auf dem Rücken eingefügt und springen der Länge nach auf. Der Fruchtknoten ist frei, stiellos, zweifächerig. Die gegenläufigen Eichen stehen zu mehreren an den halbkreisförmigen, dem Grunde der Scheidewand zu beiden Seiten angewachsenen Placenten. Der fadenförmige Griffel ragt hervor, die Narbe ist ungetheilt, fast keulenförmig. Die Kapself ist fast kugelig, vom Reiche eingeschlossen, in Folge der verschwindenden Scheidewand einschälerig, zweifächerig. Die Samen sind zahlreich, fleischartig, ihre Schale lederartig, kielgrubig. Der Samenleim ist eiweißlos, rechtflüssig.

1) Bei Wurzbach, Biogr. Berlin des Kaiserthums Oesterreich. Bd. 6. Wien 1869. S. 269.

2) Siehe Wurzbach a. a. O. S. 360.

Dornentose, im tropischen Aien, Afrika und Amerika einheimische Sträucher oder Bäume mit gegenüberstehenden, ganzrandigen, unterseits blaffen, fahlen oder graulichgrünen, von schwarzen Drüsen punktirten Blättern, achselständigen, vielblättrigen Stielen und rothen Blüthen machen die Arten dieser Gattung aus.

1) *G. secunda* Löffling. Die Aestchen sind fahl, die Blätter lanzettlich, auf beiden Flächen weichhaarig, unterseits blaffer, die Blüthen oft vielblättrig, achselständig.

In Neu-Granada.

2) *G. tomentosa* Roxburgh. Die Aestchen sind weichhaarig, die Blätter ungestielt, unterseits graulich, oberseits ziemlich fahl, die Blüthen meist sechsblättrig und zwiesamig. Hierher gehören *Lythrum fruticosum* Linné und *Woodfordia floribunda* Salisbury.

In Ostindien, China und auf den Inseln Timor und Java.

3) *G. punctata* Hamilton. Die Blätter sind gestielt, lanzettlich, glatt, die Aeste und Blüthen aufrecht, die Kräfte viermal länger als breit, mit sechs Kronblättern und zwölf Staubgefäßen versehen; die Blüthenknospen freisporig.

In Ostindien.

4) *G. uniflora* A. Richard. Der Stengel ist fiedelrund; die Aestchen sind rutenförmig, fahl, die Blätter lanzettlich, spitz, am Grunde sehr kurz gestielt, ganzrandig, lederartig, unterseits blaffer, weichhaarig und mit schwarzen Punkten bestreut, die Blüthenstiele achselständig, einzeln, einblättrig und mit 2—3 Paaren kleiner, gegenüberstehenden Blättchen besetzt.

In Abyssinien.

5) *G. multiflora* A. Richard. Der Stengel ist fiedelrund; die Aestchen sind rutenförmig, weichhaarig, schwach zusammengedrückt, die Blätter eiförmig-länglich, beinahe lanzettlich, spitz, am Grunde stumpf, kurz gestielt, unterseits, namentlich auf den Nerven, weichhaarig und mit schwarzen Punkten bestreut; die achselständigen Blüthenstiele tragen 4—8 kurz gestielte, gegenüberstehende Blüthen.

In Abyssinien.

(Garcke.)

GRISONI, GRISON, GRISSON (Joseph), nach Jani von niederländischer Abstammung, Maler der florentiner Schule, geboren 1692 in Florenz. Seinen ersten Kunstunterricht erhielt er von Tommaso Nebi, den er bald übertrat. Während Vorlesender Italien aufsuchte, um sich in der Kunst zu vervollkommen, machte Grisondi, nachdem er verschiedene italienische Schulen studirt hatte, eine Kunstreise nach Norden, besuchte Deutschland, Flandern und Frankreich und kam 1715 mit dem Kupferstecher Salomon auch nach England und hielt sich hier, meist in London, längere Zeit auf, da er viel Bestellung fand. Als er 1728 in sein Vaterland zurückkehrte, malte er in Concurrenz mit Verucci in Florenz in einer Kapelle der Kunstata ein Altarbild, sein Hauptwerk, das Martyrium der heil. Barbara, welches ihm vollkomme-

nen Sieg über seinen Nebenbuhler verschaffte, der, wie die Sage geht, aus Verdruss über seine Niederlage starb. Grisondi malte Historien, Bildnisse und Landschaften gleich gut, und zu seinen Eigenthümlichkeiten gehört es, daß er gern historische Stoffe, wie oben erwähnens Altarbild, in einer freundlichen Landschaft darstellte, was er auch, nicht ohne Zufriedenheit der Besteller, bei Bildnissen anwandte. So ist auch sein eigens, in der florentiner Galerie befindliches Bildniß mit landschaftlichem Grunde behandelt. Wenn Grisondi auch nicht von einem gewissen Rancidismus freizusprechen ist, so ist dieser zumest aus der Konstitution der Zeit und dem Geschmade seiner Zeitgenossen zu erklären; eine gewisse Feinheit der Zeichnung und der Farbe ist ihm nicht abzusprechen. Noch ist in Florenz, in der Kirche des heil. Franz von Sales, ein Altarbild, die Heimsuchung Mariä, hervorzuheben. Grisondi soll in Rom 1769 gestorben sein *). (Wessely.)

GRISOT (Jean Urbain), französischer (katholischer) Theolog, geboren um 1710 zu Chancy in der Franche-Comté, gehörte zu Besançon den 13. April 1772. Er zeichnete sich schon frühzeitig durch große Liebe zu den Wissenschaften und mildes Wesen aus. Nach Vollendung seiner theologischen Studien erhielt er die Weihen und wurde Doctordar. Der Erzbischof von Besançon, Antoine Pierre de Grammont, lernte ihn bei einer Revision kennen, ahnte seinen Werth und zog ihn aus der Dankschuld des Landeslebens hervor, indem er ihn zu einem der Leiter seines Seminars ernannte. Grisot wurde bald die Seele desselben, indem er den jungen Theologen überall rathend und belehrend zur Seite stand und sich des Unterrichts voll Eifer annahm. Voll Bescheidenheit schlug er jede höhere Stelle, die man ihm anbot, aus. Auch bei der Veröffentlichung seiner Werke war er zu bescheiden, um seinen Namen zu nennen. Er schrieb: *Lettre à un ministre protestant, au sujet d'une abjuration*. Besançon (1765) in 12.; *Lettre à un protestant sur la cène du Seigneur ou la divine eucharistie*. Ebenda 1767 in 12.; *Lettre à une dame sur le culte que les catholiques rendent à Jésus-Christ dans l'eucharistie*. Ebenda (1770) in 12., eine seiner geknüpften Arbeiten. Ferner: *Histoire de la sainte jeunesse de Jésus-Christ, tirée de l'Evangile, avec des maximes chrétiennes et une règle de vie pour les jeunes gens*. Ebenda (1769) 2 Bde. in 12. — *Histoire de la vie publique de Jésus-Christ, avec des réflexions et une règle de vie pour se sanctifier dans le clergé*. Ebenda (1765) 2 Bde. in 12. — *Histoire de la vie souffrante et glorieuse de Jésus-Christ, dès la dernière pâque jusqu'à son ascension, avec des réflexions et une règle de vie pour se sanctifier dans le monde*. Ebenda (1770) 2 Bde. in 12. Diese drei Werke sind wiederholt gedruckt worden. — Endlich veröffentlichte er: *Cantiques spirituels* in 12., die ebenfalls öfter gedruckt sind. Außerdem hat er Mehreres handschriftlich hinterlassen

*) Literatur: Lonsi, Storia della Pittura. Fiorillo. Finetti, Guida di Firenze. Jani, Ticci.

(1. B. 4 Bde. Prebigen). Vergl. *Michaud*, Biogr. universelle XVII. p. 571. (R. Pallmann.)

GRISSIA, ein Nebenfluß der Tysia (Theis) im alten Dacien, welcher von Jernandes (Reg. Goth. p. 102) erwähnt und gegenwärtig Körös genannt wird. (Krause.)

GRISWOLD (Rufus Wilmot), ein geachteter amerikanischer Schriftsteller, war am 15. Febr. 1815 zu Benson in der Grafschaft Rutland des nordamerikanischen Staates Vermont geboren. Er erlernte die Buchdruckerkunst, doch bald verließ er diese Laufbahn, widmete sich theologischen Studien und ward Geistlicher der Baptisten. Um dieselbe Zeit theilte er sich an der Herausgabe mehrerer literarischer Blätter zu Boston, New-York und Philadelphia, wie des „New Yorker“, des „Brother Jonathan“ und der „New World“. Im J. 1841 gab er *Seichte und Prebigen*, die ersten anonym, heraus. In den Jahren 1841 und 1842 reisirte er zu Philadelphia das „Graham's Magazine“, für welches er einige der bedeutendsten Schriftsteller der Union zu gewinnen wußte. Im J. 1850 begann er zu New-York das „International Magazine“, das er bis zum April 1852 erscheinen ließ. Griswold's literarischer Ruf gründet sich jedoch vorzugsweise auf eine Reihe von Chrestomathien und amerikanischen Schriftstellern, die mit literarischen Einleitungen und kritischen Bemerkungen begleitet sind und in ihrer Gesamtheit eine Art von Geschichte der amerikanischen Literatur repräsentiren. Das erste derselben war „Poets and poetry of America“ (Philad. 1842. 16. ed. revised throughout, rearranged and greatly enlarged, ib. 1856. 622 S. 8.). Demselben folgten „The Prose writers of America, with a survey of the intellectual history, condition and prospects of the country“ (Philad. 1846. 4. ed. ebend. 1856. 8.) und „The female poets of America“ (Philad. 1849. 5. ed. 1859. 8.). Als Critik stünde zu diesen sehr geschickt gearbeiteten und auch äußerlich gut ausgestatteten Werken erschienen „The sacred poets of England and America, from the earliest to the present time“ (New-York 1849. 240 S. 8.); „The Poets and Poetry of England in the nineteenth century“ (4. Aufl. New-York 1854) und „The sacred poets of England and America, for three centuries“ (New-York 1857. 552 S. 8.). Von Griswold's zahlreichen andern Schriften sind zunächst noch zu nennen: „Readings in American poetry, for the use of schools“ (New-York 1843. 264 S. 12.); „An illustrated book of Christian Ballads and other poems“ (Philad. 1844. 8.); „Scenes in the life of the Saviour, by the Poets and Painters“ (Philad. 1849. 240 S. 8.) und „Curiosities of American Literature“, eine Art Abhang zu v. Mevrel's „Curiosities of English Literature“. Mit Simms und Ingraham veröffentlichte er „Washington and the Generals of the American Revolution“ (2 Bde. Philad. 1847.) und mit Wallace „Napoleon and the Marshals of the Empire“ (2 Bde. Philad. 1847); ferner „The Republican Court or American society in the

Days of Washington“ (New-York 1854), ein mit Illustrationen reichlich ausgestattetes Werk. Auch besorgte er die „American edition“ von Milton's prosaischen Werken (1845) und mit mehreren andern Schriftstellern die Herausgabe der Werke des Edgar A. Poe. Griswold starb den 27. Aug. 1857 zu New-York, im Alter von 42 Jahren. Wegen Ende seines Lebens beschränkten ihn besonders die Vorbereitungen zu einem illustrierten Werke über das Leben Washington's. Er hinterließ eine reiche Sammlung von Büchern über Geschichte und Literatur America's, die im Mai 1859 zu New-York öffentlich versteigert wurde. Einen Theil erwarb die new-yorker historische Gesellschaft. (O. P.)

GRITTI in Griechenland. Berühmtes venetianisches Adelsgeschlecht, aus dem die Brüder Alessandro Agostino (gest. kinderlos), Francesco Agostino (gest. kinderlos) und Fabio Giuleppe (gest. 1835) *) am 13. Nov. 1819 in den österreichischen Grafenstand erhoben sind. Eine der Baronien auf Korfu führte nach ihr lange den Namen Gritti, obgleich dieselbe wenig über ein Jahrhundert im Besitze der Familie gewesen ist *). Giambattista Gritti erwarb dieselbe durch Heirath mit Girolama Petrarino, des Ritters und Richters Andrea (1514, Statthalter von Varga 1518) einziger Tochter, und vererbte sie auf seinen Sohn Vincenzo (1574—1616) und seinen Enkel Francesco. Da letzterer am 2. Juni 1635 kinderlos starb, folgte ihm seine mit Lorenzo Coniarini vermählte Schwester Cecilia und dieser am 18. Jan. 1658 ihre einzige, schon 1660 unvermählt geborene Tochter Cornelia. Nun fiel die Baronie heim an den nächsten Verwandten Eusebio Galiotho, dessen Mutter Francesca eine Bruderschwester des Barons Andrea Petrarino war; er starb am 9. Juni 1671, derbit von seiner Schwester Cornelia (gest. 29. Aug. 1672), Gattin des Eusebio Regegnati, und obgleich jetzt verschleierte Präsidenten sich meldeten, erhielt doch Urfenio Galiothopulo, Sohn einer andern Schwester Sophiana, den Vorzug; er ward 1675 und 1676 mit der Baronie Gritti belehnt und starb, 61 Jahre alt, 1690. Sein und der Paolo Christophari Sohn Stelio (geb. 13. Juni 1650, befehlt 22. März 1690) beirathete die Conerata Petrarino und hinterließ bei seinem 1731 erfolgten Tode außer andern Kindern den Andrea (geb. 19. Jan. 1684, befehlt 18. Aug. 1731, gest. 1768) und die Maria Galiothopulo (belehnt 5. Sept. 1763, gest. 1781). Sie heirathete den Marchetto Petrarino und hinterließ den Epirobione (geb. 24. Jan. 1738, befehlt 24. Dec. 1781, gest. um 1803). Da derselbe kinderlos war, succedirte ein Brudersohn Marchetto's, der am 16. Dec. 1744 geborene Dr. Girolamo; er empfing das Leben am 23.

1) Sein Sohn Giovanni (geb. 18. Mai 1816) beirathete am 10. Oct. 1840 die Kana, Tochter des russischen Generalconsuls und württembergischen Staatsraths Wilhelm von Freygang, und starb am 22. Febr. 1868, mit Hinterlassung von sieben Kindern, von denen der älteste Sohn Enrico (geb. 13. Oct. 1846) in den Familienständen zu Genua und Triest succedirt hat. 2) Ursprung der Familie Petrarino (darunter auch Stammbaum der Petrarini) auf Korfu.

Juli 1804 und starb 1823 mit Hinterlassung von zwei Töchtern, Giustina und Caterina. Erster, die Erbin der Baronie Gritti, heirathete den 1791 geborenen Dr. Pietro Doria Brosolanti, der 1826 befehzt ward und mit seinem Aelichen drei Kinder hinterließ: Dr. Andrea, geb. im März 1812, jetzigen Herrn der Baronie Gritti, Dr. Steliano, geb. im November 1814, Archivar von Korfu, einen ebenso kenntnißreichen, wie zuvorkommenden Herrn, und Elena, geb. im März 1818. (C. Hopf.)

GRITTI (Andrea), einer der bedeutendsten Tögen von Venedig, geboren aus edler venetianischer Familie aus einem Vorste der Verona im April 1455, gehörten zu Venedig den 28. Dec. 1538¹⁾. Sein Vater starb frühzeitig, und der Großvater Trajadaso Gritti, ein im Dienste der Republik Venedig ergrauter Staatsmann, übernahm nun die Erziehung des Knaben. Nachdem Andrea seine wissenschaftliche Ausbildung in Padua (wo er sich durch schnelle Fortschritte vor seinen Altersgenossen hervorthat, wie Morelli bei Barbadijo p. 2 angibt) erhalten hatte, begleitete er seinen Großvater aus dessen Gesandtschaftsreisen nach England, Frankreich und Spanien und schloß sich eng an ihn an, so daß er für die diplomatische Laufbahn eine gute Vorstufe hatte; der Oheis soll sogar schon den guten Rath des Jünglings zuweilen benutzt haben. Nach der Rückkehr aus den fremden Ländern widmete er sich dem Sciences und be- gab sich dann nach Constantinopel, um hier scheinbar Handel zu treiben, im Grunde aber, um als Kaufmann Gritti's thätig zu sein. Es giänzte ihm sehr. Hier, wo eigentlich der Brennpunkt der damaligen Politik Venedigs lag, hatte er die beste Gelegenheit, seine Erfahrung zu bereichern und indirect dem Vaterlande gute Dienste zu leisten. Er gewann bald das Vertrauen der osmanischen Staatsmänner und selbst Bajazet's; seine angenehme äußere Erscheinung und die Gewandtheit seiner Rede unterstützten ihn dabei nicht wenig. Besonders mit Ahmed²⁾, dem Schwiegersohne des Sultans, kam er in nähere Beziehungen. Mit Geduld war er auf dem gefährlichen Boden Stambul natürlich nicht sparjam. Einst schenkte er dem Ahmed 5000 Goldstücke, erhielt aber dafür als Äquivalent Hafensabgaben und andere türkische Zölle in Pacht, die ihm weit mehr abwarfen. Nicht ist die Art und Weise, wie sein Biograph Barbadijo diese Beschäftigung darzustellen versteht; es scheint fast, als ob das klassische Latein ganz dazu geschaffen sei, derartige Dinge nicht beim rechten Namen zu nennen. Allerdings ist dabei zu bemerken, daß Gritti manchem Venetianer, der in Constantinopel in Verlegenheit gerieth, mit seinem Vermögen und mit Rath beistand. Auch ein Liebesadventurer von ihm wird aus dieser Zeit berichtet; ich erwähne

es deshalb, weil es seinen ehrenhaften Charakter docu- mentirt. Er hatte sich in die schöne Frau eines genui- nischen Kaufmanns verliebt. Der letztere gerieth durch irgend eine Unvorsichtigkeit den türkischen Behörden ge- genüber in Gefahr und wurde eingekerkert; nur der Ueber- tritt zum Islam schien ihn vom Tode retten zu können. Der Genueiser äußerte den Verdacht, daß er durch Gritti, der seine Frau zu besitzen wünschte, in diese Lage gekom- men sei. Als Gritti davon hörte, wandte er seinen ganzen Einfluß und besonders Geld an, um den Ver- drängten zu befreien, gelang dem Bestreben darauf seine Liebe zu der Frau, versprach aber, in dieser Beziehung alle verbotenen Gedanken aufzugeben, und lebte seitdem in treuer Freundschaft mit ihm. Bald darauf nach Ve- nedig zurückgekehrt, verheirathete sich Gritti, verlor aber seine Frau bald durch den Tod im ersten Kindbett. Er lebte nun nach Constantinopel zurück und setzte seine frühere Thätigkeit als Kaufmann und zugleich venetia- nischer Agent mit Glück fort. Diesmal gerieth er aber in große Gefahr. Bajazet hatte im Stillen den Krieg mit Venedig beschlossene. Die Venetianer hätten das schon im J. 1497 merken können, wo sie mitten im Frieden mit einer kleinen türkischen Kriegsflotte, welche die Flotte nicht ausziehen wollte, eine kleine Schlacht zu bestehen hatten, vergl. Dogliani p. 489. Im Jahre 1498 kam es aus gleicher Ursache zum Kampfe mit einem türkischen Kriegsschiffe, welches genommen wurde, vergl. Dogliani p. 489. Man schloß, wie Barbadijo p. V angibt, auf den Rath Gritti's, gegen den man sich türkischerseits wegen einiger Feindseligkeiten noch eben entschuldigt hatte, mit dem man aber wol nur scheinbar unterhandelte (vergl. v. Hammer III. S. 315) und welcher wohl einfiel, daß es bei der Stimmung des Sultans zum Kriege führen würde, Andrea Zanchani als Gesandten mit Entschuldigungen zu Bajazet. Bajazet war scheinbar zufrieden gestellt und gab darüber in la- teinischer Sprache eine schriftliche Zustimmung. Es war vergeblich, daß Gritti, welcher mit den Gebrüchern der Türken in diesen Angelegenheiten wohlbekannt war, den Gesandten darauf aufmerksam machte, daß die Türken sich nur durch künstlich geschriebene Schriftstücke für ver- pflichtet hielten, vergl. Barbadijo p. V, Bembo I. p. 189 und Dogliani p. 496. Der Gesandte kehrte ganz ruhig nach Venedig zurück und verschämte die Ven- deten Gritti's. So kam es denn für die Republik ziemlich unerwartet zum Kriege, der, wie in dem Artikel Antonio Grimani gezeigt ist, im J. 1499 unglücklich genug für Venedig ausfiel. Gritti selbst war in Con- stantinopel geblieben. Als beim Ausbruch des Krieges 1499 alle Venetianer in der türkischen Hauptstadt ge- fangen gesetzt wurden, entging Gritti, wie Barbadijo p. V ff. erzählt, zunächst diesem Schicksale. Da er aber voll Vaterlandsliebe trotz der ihm durch Ahmed und andere türkische Große zugegangenen Warnung Nach- richten über die türkischen Kämpfe brieflich an die Venetianer³⁾ gelangen lassen wollte, so gerieth er schließ-

1) Nach Daru IV. p. 112 starb Gritti kurz vor dem Mai des Jahres 1640; auch nach p. 106 müßte Gritti noch im J. 1639 gelebt haben. Ich folge Barbadijo; auch Leo V. S. 474 und andere Historiker haben das Jahr 1638 als Todes- jahr. 2) Der vollständige Name lautet Ahmed Ahmedpasha. Derseibe war von Mehmet ein venetianischer Hebräe und fiel im J. 1497 zur höchsten Würde des Großwesirs empor, vergl. v. Ham- mer, Gesch. der Osmanen I. S. 310 und Leo V. S. 161.

3) Nach Barbadijo p. VI ff. und Dogliani p. 606

lich auch in Anklage. Bajazet wollte ihn auf die Angabe eines dem Ahmed seindlichen Vramen ihn sogar fesseln lassen, so erjunt war er; der Verurtheilung Ahmed's aber gelang es, daß Gritti noch nicht mit dem Tode bestraft wurde, sondern nur in das Gefängniß kam mit Verlust seines ganzen Vermögens. Nach der Angabe Barbagio's p. IX erregte Gritti's Schicksal beim Volke große Theilnahme, an 20,000 Personen (ob Christen oder Türken, wird freilich nicht gesagt) begleiteten ihn, als man ihn in das Gefängniß abführte. Ganz abgesehen davon ist es ohne Frage, daß Gritti im Dienste seines Vaterlandes sich in große Gefahr gebracht hatte. Sein Schicksal erhebt übrigens nicht sogleich eine bessere Wendung. Gritti mußte 32 Monate im Gefängnisse schmachten. Die größte Gefahr besetzte Ahmed, indem er den Vermittler des Briefwechsels, den Gritti mit den Venetianern zu unterhalten versucht hatte, einen Griechen, als Hauptbeschuldigten des Gefangenen heimlich bei Seite schaffte ließ. Gritti scheint viele zaute Verhältnisse gehabt zu haben oder muß bei den Frauen sehr beliebt gewesen sein, wenn Barbonio p. X erzählen kann: *pleraque mulieres pulcherrimas, quae hominis amore et desiderio flagrant, ab ejus amplexu exclusae, lacrymantes pernoctabant ad ostium carceris*. Wann das auch etwas übertrieben ist, so mag etwas Wahres doch daran sein. Im J. 1501, also gleich nach seiner Freilassung, gab er ihm eine griechische Concubine, den später berühmten gewordenen Ludwig (Wladike). Bajazet schenkte übrigens dem Gefangenen noch vor der Verurtheilung des Krieges die Freiheit; durch welchen Einfluß, wird nicht angegeben. Wahrscheinlich hatten Ahmed und seine übrigen Freunde am Hofe für ihn gewirkt, und es scheint fast, als ob Bajazet, des Krieges müde, durch die Freilassung des angesehenen Venetianers den Friedensabschluß schneller zu erreichen hoffte. Gritti reiste nämlich bald darauf (im März des J. 1502, vergl. Bembo I, 284) nach Venedig, um daselbst über die friedliche Stimmung des Sultans zu berichten und Briefe Ahmed's, der zur Abendung eines Fiebersupplers händler nach Stambul auforderte, zu überbringen. Gritti war es, durch dessen Vermittelung Venedig dazu bewegen wurde, die Insel Santa Nuova dem Sultan, der andres auf seinen Frieden eingegeben wollte, zurückzugeben, vergl. Doglieni p. 531, nach welchem der venetianische Gesandte übrigens schon vor Ahmed's Schreiben in Stambul angekommen war. Der Friede *) wurde nun bald geschlossen. Gritti begleitete den türkischen Gesandten, welcher in Venedig den Eid des Senates als Zeuge anhören sollte, als offizieller Gesandter der Re-

publik nach Konstantinopel. Darauf nach Venedig zurückgekehrt, wurde er Provveditore von Babua, wo ihm sein einziger Sohn (d. h. nicht der mit der griechischen Sklavin erzeugte) starb. Das Amt in Babua verwaltete er nicht lange; er schien in Venedig dem Staate nützlicher werden zu können und wurde unter die Erbschmänner, welche den Hauptsechste des Dogen bildeten, aufgenommen. Als solcher war er Mitglied der Gesandtschaft, welche zur Beglückwünschung des neuen Papstes Julius II. im J. 1503 nach Rom geschickt wurde. Nach kurzer Frierdenzeit traten nun gefährliche feierliche Zeiten für die Republik ein, in denen Andrea Gritti sich als Staatsmann und Feldherr einen glänzenden Namen gemacht hat.

Nach dem Tode des Papstes Alexander VI. löste sich das Herzogthum Romagna seines Sohnes Cesare Borgia wie der Schnee vor der warmen Sonne auf. Venedig bemächtigte sich einzelner Städte der Romagna und reigte dadurch den neuen Papst Julius II., welcher die von den Venetianern in der Romagna, also dem Kirchenstaate, besetzten Ortschaften vergeblich zurückschickte. Als Venedig bald darauf einen Theil des besetzten Gebietes herausgab, war der Papst nur scheinbar verstimmt. Nun drohte eine andere Gefahr. Zu Veld schloßen am 22. Sept. 1504 der König Ludwig XII. von Frankreich und der Kaiser Maximilian ein Bündniß gegen Venedig, um die Besitzungen dieser Republik auf dem Festlande Italiens zu erobern und zu theilen. Das Bündniß kam nun freilich nicht zum Leben, auch ein anderer Plan vom J. 1506 nicht, der vom Papste ausging und ebenfalls die Zerstückelung des venetianischen Gebietes bezweckte. Zum Kriege kam es erst im J. 1507, als der Kaiser Maximilian seinen Römzug unternahm und Venedig, aus Besorgniß vor dem Eingreifen des Kaisers in die italienischen Verhältnisse, mit Frankreich, welches dasselbe Interesse hatte, ein Bündniß schloß, welches darauf hinausging, Maximilian den Durchzug durch das venetianische Gebiet zu verweigern. Gritti wurde für den bevorstehenden Krieg zum Provveditore *) ernannt und besetzte im J. 1508, als es zum offenen Kampfe gekommen war, seine Stellung dazu, um selbst in die kriegerische Action einzugreifen. Der Kaiser hatte bei seinem Versuche in Italien eindringenden Unglück und schloß am 20. April 1508 mit Venedig einen Waffenstillstand, der wiederum Frankreich, dessen Wünsche man dabei nicht

*) Es ist interessant zu lesen, wie Barbagio p. XIII die Stellung eines solchen Provveditore, den er *legatus nunti*, in spicem classici Latin characteris: *Senat autem Legati apud Venetos e patricio ordine duo viri, Imperatori (tamals war es viel vor an Frankreich mit Hilfsstruppen gesandt Jacopo de' Trulipi), qui de gente pergrina semper eligunt, ut eorum consilio quoque bellum periclitant administrare, socii attributi: duobus aliquando, si res postulat, tertius additur: is invitatus, aut inconstans. Imperatori quicquam agere decernere, quod alienius momenti sit, non licet: praecipuum vero manus eorum est publicam pecuniam, quae exercitum in stipendium percolenda est, tractare, rem frumentariam expedire, quacumque in bello gerantur cognoscere, et de his Patres certiores facere: si quem habeant armum in re militari, rem ipsi perimque suo ductu gerant, absente praesentem Imperatori.*

waren die in diesem geschriebenen Mittheilungen über die türkischen Pläne an den Stuhlholder von Lepanto gerichtet.

*) Am 14. Dec. 1502. Er, Gesandte von Italien. Vb. V. S. 165 ist ungenau und stellt Gritti zu sehr in den Vordergrund, wenn er sagt: „Grieli Ahmedschah, der ehemalige Großvezier, schloß mit Andrea Gritti in Konstantinopel den Frieden am 14. Dec. 1502.“ Darnach, welcher III. p. 288 die Unterzeichnung des Friedens in das Jahr 1501 setzt, bräutet sich offenbar im Irrthum.

erfüllt hatte, gegen Venedig feindselig stimmte. Gritti und Contarini waren die Vertreter der Republik bei dem Abschlusse des verhängnisvollen Vertrages, den bald darauf die Antwort gegeben wurde in der Liga von Cambray, in welcher sich Ludwig XII. und Maximilian am 10. Dec. 1508 zum Kriege gegen Venedig verbanden und jedem Feinde der Republik — und deren waren nicht wenige — den Anschluß offen hielten. Damit war fast ganz Europa, welches auf Venedigs Macht neidisch war, in die Waffen gerufen. Die bedrängte Republik ernannte den Andrea Gritti mit Georg Cornaro zu Proveditoren der venetianischen Streitkräfte. Die Republik geriet durch das siegreiche Vorgehen der deutschen und französischen Truppen bald an den Rand des Verderbens: bis Mitte des Jahres 1509 hatte sie fast alle ihre festländischen Besitzungen an die Feinde verloren. Da war es Andrea Gritti, welcher, inzwischen zum Procurator von St. Marcus ernannt (vergl. Bembo II. p. 55), durch einen glücklichen Handstreich zuerst das Glück wieder an die Fahne des heil. Marcus fesselte. Er kam im Juli 1509 mit einem Theile der venetianischen Truppen zu Treviso und setzte den Plan, das von den Deutschen besetzte Padua zu überrumpeln. Ein paduaner Bürger, Saccardo Cencini, bot dazu die Hand. Als er am 17. Juli 1509 während der Feuerzute mit mehreren beladenen Wagen zum Thore von Tobolungo einfuhr, brach an einem Wagen, der gerade im Thore war, plötzlich und scheinbar zufällig ein Rad, und das Thor konnte nicht fogleich geschlossen werden. Truppen Gritti's, welche sich in der Nähe versteckt gehalten hatten, eilten herbei und bemächtigten sich des Thores, indem sie die Besatzung niederließen, und, unterstützt durch nachrückende Verstärkungen, bald auch der ganzen Stadt. Schon am nächsten Tage mußten sich die Deutschen, welche sich auf die Citadelle zurückgezogen hatten, ergeben. Gritti hatte die Plünderung der Stadt verboten; nur die Juden und die eifrigsten Feinde der Republik gab er den Soldaten preis. Padua's Eroberung war eine wichtige That, denn das Vertrauen zur Republik kehrte nun wieder zurück — erzählt doch Barbadojo p. XIX, daß 1000 Italiener vom Garbafse sich darauf freiwillig spezial unter Gritti stellten —, und Padua war ein strategisch wichtiger Plaz. Gritti's Hauptfiorge war es, die

Stadt gut zu verproviantiren. Maximilian zog gleich darauf mit einem großen Heere und mit einer für die damalige Zeit ungeheuren Belagerungsartillerie vor die Stadt, mußte aber ununterrichteter Sache bald wieder abziehen, obgleich er schon Breise geschossen hatte. Gritti's unermüdete Thätigkeit trug nicht wenig zu dem Misserfolge der Deutschen bei. Nach der Befreiung von Padua wandte er sich gegen Viena. Die Bevölkerung der Stadt erhob sich für ihn, und die deutsche Besatzung zog gegen Zahlung eines Goldrückes für jeden Mann ohne Blutvergießen am 16. Nov. 1509 ab. Verona versuchte er jedoch vergeblich einzunehmen. Gritti's Ruf als Feldherr erschallte damals durch ganz Italien. Als der bisherige venetianische Oberbefehlshaber Nicolo' degli Orsini, Graf von Pitigliano, im Februar 1510 gekornt war, wachte der Senat von Venedig sogar daran, Andrea Gritti den Oberbefehl zu übertragen, obgleich es gegen das Herkommen war, in die Hand eines eingebornen Venetianers eine so große Macht, die leicht gegen die bestehenden Verhältnisse gebraucht werden konnte, zu legen. Nach Barbadojo p. XXVI trübte übrigens Gritti selbst davon ab, und man gab nun die Absicht auf. Uebrigens war die größte Gefahr für die Republik inzwischen beseitigt; die Hauptthätigkeit der Franzosen richtete sich bald gegen den Papst und die Spanier in Mittelitalien. Erst im Februar 1512 führte Gritti wieder einen glücklichen Streich aus, indem er sich mit Hilfe des Edlen Luigi Nogaro der Stadt Brescia bemächtigte und die französische Besatzung in die Citadelle trieb. Doch war der Erfolg nur vorübergehend. Gaston von Foix eilte an der Spitze des französisch-deutschen Heeres aus Mittelitalien herbei und nahm die Stadt mit stürmender Hand trotz der hartnäckigsten Vertheidigung, welche die Bürger und die venetianischen Truppen, Gritti an der Spitze, leisteten. Gritti selbst wurde gefangen genommen, ebenso Nogaro, den Gaston enthaupen ließ; die Stadt selbst wurde einer zweitägigen fürchterlichen Plünderung preisgegeben. Man brachte Gritti zunächst nach Mailand und von da in das Innere von Frankreich. Auch in der Gefangenschaft konnte der unruhige Mann die Hände nicht in den Schooß legen, sondern suchte mit der Gefahr des Lebens seinem Vaterlande nützlich zu werden. Ein in Frankreich lebender Venetianer, der aus seiner Vaterstadt verbannt war, vermittelte die Nachrichten, die Gritti ihm über die französischen Hilfsmittel u. s. w. zugeben ließ, an den Senat der Republik; er erhielt dafür nach dem Friedensschlusse die Erlaubniß zur Rückkehr in die Heimath.

Die Gefangenschaft Gritti's wurde für die Politik der Republik Venedig von der entscheidenden Wirkung. Gritti hatte im Laufe des Krieges wohl eingenahen, daß

6) Barbadojo p. XIV darf ganz mit Recht sagen: Sequuntur est socius illud apud Cameracum Belgarum oppidum, quo totius promodum Europae Reges atque Principes, Veneti inter ceteros diuturnitatis et amplitudinis invidia, summumque in Italia propagandorum cupiditate, conspirant. 7) Bei den venetianischen Truppen; die überall zurückgeschlagen sind durch die Kynphögen der Kaiser noch mehr entmuthigt waren als durch die Niederlagen, begann damals eine Auslösung aller Bande der Disciplina sich zu zeigen, die sehr gefährlich war. Gritti gähnet das Verderblich, sie durch eine energische Waffensprache wieder zur Pflicht zurückzuführen zu haben, vergl. Mocenigo, Geste des 1. Buches (vor der Eroberung von Padua). 8) Der Valentinus Maximianus de Constantino, J. B. Agostinus, in der Schrift: Viri doctissimi de exemplis illustrium virorum Venetiae civitatis. Venetiae 1554 in 4. heißt S. 41 fg. die Eroberung von Padua aus hervor. Eine specielle Schilderung der Einnahme gibt Mocenigo, Bellum Cameracense am Schlusse des 1. Buches.

9) Aus Rücksicht auf den Mangel der ausländischen Officiere. Nach Bembo II. p. 197 schloß Gritti seine unzureichende militärische Erfahrung vor. 10) Eine sehr ausführliche Schilderung der Einnahme findet man bei Mocenigo im 4. Buche und bei Garthof, George von Frankreich. Hamburg 1833. S. 127 fg. Barbadojo p. XXX ist sehr kurz darüber.

Frankreich durch die Nähe des malländischen Gebietes ein weit gefährlicherer Gegner für die Republik sei, als der deutsche Kaiser Mar bei seinem schwauenden Charakter. Sein Aufenthalt in Frankreich selber machte diese Ansicht verstärkt haben. Ihm schien es daher besser, das Venedig die bisher eingeheilten nationale Politik des Papstes Julius aufgab und sich an das mächtige Frankreich angeschlossen. Gritti, welcher auf den französischen König einen höchst günstigen Eindruck machte, eröffnete daher nach und nach dem Könige selber seine Gedanken und fand günstigen Boden. Die Verhandlungen, welche Gritti eingeleitet, wurden dann von der Republik aufgenommen und am 13. März 1513 wurde zwischen Frankreich und der Republik ein Bündniß definitiv dahin abgeschlossen, daß den Venetianern ihr altes Gebiet von Genua garantirt und insgeheim Vergrößerung versprochen wurde, wofür Venedig den Franzosen ein Hilfsheer stellen sollte. Persönlich erwies sich der König dem bisherige Gefangenen sehr geneigt, J. V. schickte er ihm prächtig gezierter silberner Geräth, von dem Gritti jedoch nur das kleinste Stück annahm, um Geschenk, vergl. Barbado p. XXXIII. Nach Venedig zurückgekehrt, wurde Gritti wiederum zum Provveditore der Hilfstruppen, welche mit den Franzosen operiren sollten, erwählt. Das französische Heer wurde aber am 6. Juni 1513 bei Novara von den Schweizern so auf das Haupt geschlagen, daß es unausschaffsam den Rückzug aus Italien antrat und Venedig dadurch in die größte Gefahr brachte, weil es nun den vereinten Angriffen der Spanier und Deutschen preisgegeben war. Gritti, welcher bei Novara ebenfalls mitgefochten hatte, wandte sich nach dem hartbedrängten venetianischen Gebiete, erriete aber auch hier keine Vorbeeren, zumal bei Vicenza, wo gegen seinen und des Aliviano, Feldhauptmanns der Venetianer, Rath die bisher glückliche Besetzung des abziehenden spanisch-deutschen Heeres so häufig betrieben wurde und daher in eine Niederlage umschlug. Gritti, dessen Pferd stürzte, gerieth hier in große Gefahr, gefangen zu werden. Der Krieg wurde zunächst von beiden Seiten lässig betrieben. Erst als Franz I. den französischen Thron bestieg, kam wieder Leben in die Unternehmungen Frankreichs. Gritti begab sich im Auftrage des Senates in das Lager des Königs, nahm an der siegreichen Schlacht bei Marignano Theil, wo die venetianischen Truppen die Entscheidung brachten, den 13. Sept. 1515. Seine Hauptthätigkeit war darnach auf die Eroberung von Brescia und Verona gerichtet. Brescia fiel erst am 24. Mai 1516. Bei der Belagerung von Verona zeigte sich der französische Besatzhaber Lautrec sehr lau in der Unterthünigkeit der Venetianer. Nach Barbado p. XXXVI war es Gritti, der ihn zu energischerer Thätigkeit bewog, so daß die Stadt bald darauf fiel. Lautrec zog am 23. Jan. 1517 in Verona ein und übergab die Schlüssel der Stadt noch an demselben Tage an die Provveditoren Andrea Gritti und Giampaolo Gradenigo. Bald darauf und noch in demselben Jahre hörte der sogenannten „Gambirische“ Krieg in Italien zunächst auf. Gritti wurde nach Venedig zurückberufen und hielt 1517 unter unermüßlichen

Zubel des Volkes seinen Einzug in die Stadt¹¹⁾. Und mit Recht wurde er gefeiert, denn er hatte sich in dem achtjährigen Kriege als der thätigste, glücklichste und gewandteste aller venetianischen Krieger erwiesen.

Schon einige Tage nach seiner Rückkehr schien ihn neue schwere Arbeit zu erwarten. Der Sultan Soliman bedrohte damals die venetianischen Inseln in den türkischen Meeren, und Gritti wurde mit dem ehrenvollen Oberbefehl über die gesammte Seemacht Venedigs beauftragt. So trat Gritti das ihm übertragene Amt nicht an. Er fand aber einige Jahre später, als der Krieg in Italien wieder ausbrach, neue Verwendung. Venedig fand weder auf der Seite Frankreichs, und Gritti wurde zu Lautrec abgeschickt, um den Feldzugsplan zu beraten, 1521. Die Venetianer schickten den Franzosen zwar Hilfstruppen unter Teodoro Trivulzio und Gritti, theilnahmen sich aber nicht sehr energisch am Kriege¹²⁾. Gritti war es, welcher, als in demselben Jahre Mailand verloren ging, den Rest der venetianischen Truppen nach Coma reitete. Ob Gritti auch in der Schlacht bei Bicocca (den 27. April 1522) mitgefochten hat, wo die venetianischen Truppen in unruhmvoller Haltung, aber freilich der vorgeschriebenen Politik gemäß, an der Schlacht selbst nicht theilnahmen, sondern nur den Rückzug der geschlagenen Franzosen deckten, kann ich nicht nachweisen. In Venedig hatte das Unglück der Franzosen im Felde entwichenen Eindruck gemacht, und es bildete sich eine Partei für eine Allianz mit dem deutschen Kaiser Karl V., dessen Haltung gegen Venedig deshalb nicht drohender geworden war, weil er noch immer die Republik für sich zu gewinnen hoffte. Der Doge Antonio Grimano zog die Unterhandlungen mit Deutschland so sehr wie möglich in die Länge (vergl. den Artikel Grimani), um Zeit zu gewinnen, ehe er sich für Deutschland gegen Frankreich erklärte, und nach darüber hin. Gritti, der inzwischen nach Venedig zurückgekehrt zu sein scheint, vertheidigte die französische Allianz. Seine Argumente waren nach Daru IV. p. 13 folgender Art: Wenn Frankreich Mailand verloren habe, so sei die Ursache davon die, daß es seine Kräfte bisher nicht genügend einsetzt habe; aller Wahrscheinlichkeit nach würde Frankreich obliegen, sobald es ernstlich darauf ausgehe, die vorherrschende Macht in Italien zu werden; die Schweizer würden schließlich immer auf Frankreichs Seite stehen, weil es nicht in ihrer Politik liege, zur Vergrößerung des Hauses Habsburg beizutragen. Den König von Frankreich unterlassen verlassen, heiße die Feindschaft eines fürchtbaren Nachbarn sich zuziehen; in dem Bündnisse mit Frankreich verbleiben, heiße einen mächtigen Beschützer sich erhalten. Wollte man dagegen dem Kaiser die Vertreibung der Franzosen erleichtern, so heiße das, ihm das Herzogthum Mailand geben, welches er doch wol nicht für einen

11) Berichtswegweise wurde das Volk sechs Jahre später, als er zum Dogen gewählt wurde, vergl. weiter unten. 12) Günstiger Bestand war die Hauptursache. Vergl. Leo V. S. 293 über den Verfall der venetianischen Finanzen. Barbado schwört übrigens über diesen Beizug ganz und gar.

Andern erobern wolle, und noch einen Fremden mehr nach Italien rufen, der ein gefährlicher Nachbar und ein wenig erkenntlicher Bundesgenosse werden dürfte. An der Spitze der Gegenpartei stand der Senator Cornaro, welcher die Gründe Gritti's bekämpfte und widerlegte. Während dieser Verhandlungen und trotz seiner freundschaftlichen Gesinnung wurde Gritti als Nachfolger des Antonis Grimani am 20. April 1523 zum Dogen erwählt. Selbst Gritti's Biograph Barbabigo, der Alles für seinen Helden im günstigsten Lichte darzustellen bemüht ist, gibt p. XXXIX an, daß das gemeine Volk darüber murzte. Diese Angabe ist interessant genug. Barbabigo motivirt die Unzufriedenheit des übrigen völlig einflußlosen Volkes damit, daß er sagt: *Nimirum multitudo, quae semper in periculis benemerentes de se cives, quo tempore ipsorum utitur opera, omnibus honoribus afficit; eadem, rebus constituta, metu deposito, accepta beneficia aut oblivione obruit, aut ingrato animo dissimulat; et vergit dabel aber ganz, daß man im J. 1523 noch nicht von rebus constituta etc. hinsichtlich Venedigs reden konnte, sondern daß in Betreff des deutschen Kaisers Gefahr drohte. Dazu argumentirt nicht viel anders. Es ist aber ungewiss, daß die Ursache des Mißvergnügens in der Politik Gritti's lag, welcher trotz allen Mißgeschicks der französischen Allianz treu bleiben wollte, daß das Volk des Krieges müde war und damals alle Ursache dazu hatte, das deutsche Bündniß zu wollen. Gritti ließ sich in seiner Politik, die, wenn er sie glücklich fortsetzte, Venedig zum offensbaren Vorkühnen gereichen mußte, durch die Mißstimmung der Menge und durch die Gegenpartei zunächst nicht irre machen. Er zog wie sein Vorgänger die Unterhandlungen hin, aber vergeblich. Die Gesandten des Kaisers erklärten schließlich, daß, wenn sie nicht in drei Tagen eine entscheidende Antwort erhielten, sie von Venedig abreisen würden. Eine Ausflucht war nun nicht mehr möglich. Der Senat entschied sich endlich am 28. Juni 1523 für den Kaiser und schloß einen Vertrag dahin ab, daß zwischen dem Kaiser, dem Erzbischof Ferdinand von Oesterreich und dem Herzoge Francesco Sforza von Mailand einseitig, der Republik aber andererseits fester Friede und freundschaftliches Bündniß sein sollte. Venedig sollte Mailand und Reapel, falls es angegriffen würde, vertheidigen helfen, nur nicht gegen die Türken, mit denen die Republik erst wenige Jahre vorher ihre Verträge erneuert hatte. Dagegen sollte der Kaiser ebenfalls gehalten sein, alle venetianischen Besitzungen in Italien zu vertheidigen; die Grenzstreitigkeiten mit Oesterreich wurden durch eine Gelbabschöpfung erledigt. Wie die Zukunft es deutlich lehrte, war es ein glücklicher Augenblick, als Venedig von der französischen Allianz abging, und Gritti hat der Republik dadurch, daß er nachgab, viel Blut und Geld gespart. Seine Regierungsjahre bietet wie die aller nachfolgenden Dogen Venedigs, die zu Mandataren des Senates herabgesunken waren und nach dem Gesetze nicht einmal den Beistand von Venedig verlassen durften, wenig bezeichnendes Charakteristisches. Gritti mußte als Doge nun*

gegen Frankreich wenigstens scheinbar gestimmt sein; venetianische Truppen hielten auch im J. 1524 die Franzosen aus Italien vertrieben, zeichneten sich aber durch Lässigkeit, worin Folge höherer Befehle, aus. Noch in demselben Jahre ließ Franz I. von Frankreich in Venedig geheime Unterhandlungen anknüpfen, in der Absicht, die Republik auf seine Seite zu ziehen. Man ging hier darauf ein, ließ die Kaiserlichen vergeblich um Zuzug venetianischer Truppen bitten und schloß wieder ein Bündniß mit Frankreich, aber vorerst nur im Geheimen. Paruta, der im 6. Buche die Verhandlungen über dasselbe ausführlich wiedergibt, bemerkt über den Antheil Gritti's gar nichts¹³⁾, obgleich es nicht unwahrscheinlich ist, daß gerade Gritti im Stillen für seine alte Sympathie gekämpft haben wird. Da wurde Franz im J. 1525 bei Pavia geschlagen und gefangen. Venedig gerieth in die größte Verwirrung. Zwar war ein offizieller Bruch mit dem Kaiser noch nicht eingetreten, aber die Franzosen hatten doch schon von dem geheimen Bündniß mit Venedig gesprochen. Gritti kam in eine peinliche Lage. Der französische Gesandte verließ eines Tages, nachdem Gritti ihm in einer Audienz sein Bedauern über das Schicksal des Königs ausgesprochen hatte, das Audienzimmer; da wurde der spanische Gesandte eingeführt und Gritti konnte ihn, um nicht ganz aufrichtig zu sein, nicht geschädigt als mit den Worten des Apostels Paulus begrüßen: Wir find betrübt mit denen, die weinen, und freuen uns mit denen, die sich freuen. Karl V. ließ sich so leicht nicht befänstigen. Da mußte eine Entschädigung in Venedig getroffen werden. Entweder konnte man sich demüthig dem Sieger unterwerfen oder mit den Waffen in der Hand eine imponirende Haltung annehmen. Die Republik erwählte das Letztere, und Gritti's müthiger Geist spricht unverrückt aus diesem Beschlusse. Venedig bildete mit dem Papste eine Liga gegen den übermächtig werdenden Kaiser. Es würde zu weit führen, hier auf das Einzelne einzugehen. Unter wechselndem Glück blieb Venedig der Allianz mit den Franzosen treu, wurde aber auch schließlich von diesen verlassen, welche im J. 1529 zu Cambray einen Separatfrieden mit Karl V. schlossen; Venedig war darin nicht eingeschlossen, sondern ihm nur der Beistritt, und zwar unter wenig günstigen Bedingungen, gestattet. Andrea Gritti konnte bei der Nachricht davon ihm die wichtige Bemerkung nicht unterdrücken, daß die Stadt Cambray das Festfeuer der Venetianer sei, wo der deutsche Kaiser und der französische König sie für Fehler büßen lasse, welche die Republik gemacht hatte, indem sie sich mit ihnen verband. Gritti verweigerte hartnäckig den Beistritt zu dem Frieden, und größere Gefahren schienen jetzt über Venedig zu schweben, als bei der ersten Liga von Cambray. Schon stand Karl V. mit zahlreichen Truppen in Italien, um Venedig zu demüthigen. Da schlug seine Politik plötzlich in Wille um: die deutschen und ungarisch-türkischen Verhältnisse zwangen ihn dazu. Er eröffnete zu Bologna

13) Er kennt auch den geheimen Vertrag nicht, von dem Daria berichtet.

nedig 1605 in 4. — *N. Doglione*, *Historia Venetiana*. Venedig 1598 in 4. — *Andr. Mocenigo*, *Bellum Cameracense*. Venetii 1525 in 8., behandelt die Zeit von 1509—1517. — *Daru*, *Histoire de la république de Venise*. 2. Ausg. Bd. III und IV. Paris 1821. — *Leo*, *Geschichte von Italien*. Bd. V. Hamburg 1832. — *J. v. Hammer*, *Geschichte des osmanischen Reiches*. Bd. II. Pest 1828. (*R. Pullmann*.)

GRITTI (Ludwig, ital. Aloisio), italienischer Advokat und Statthalter von Ungarn, Sohn des Berigan, geboren um das J. 1501¹⁾ zu Konstantinopel, gestorben am 28. Sept. 1534. Ueber seine Jugend und seinen Aufenthalt in Italien ist wenig bekannt. Nach einer Angabe in der *Novv. Biogr. génér.* ist er in Italien und zwar zu Padua erzogen worden, wahrscheinlich mit seinen übrigen Brüdern, die auch noch nach dem Tode ihres Vaters Verbindungen mit Venedig unterhielten²⁾. Später³⁾ lebte er unter ähnlichen Verhältnissen wie ehemals sein Vater in Konstantinopel, äußerlich als Zwischenhändler (wie z. B. Jermegj angibt), im Grunde aber als venetianischer Kundschafter, obgleich nicht als offizieller Diplomat der Republik. Bald schloß er sich ganz an die türkische Politik an, ging in ihr geradezu auf. Vielleicht ist das der Grund der merkwürdigen Angabe des *Varbadigo* p. LV, daß sein Vater, der Doge, an ihn nur zwei Briefe gerichtet habe, seitdem er sich der türkischen Diplomatie zugewandt. In dem einen bittet er ihn und verlangt es, daß, als eine große Hungersnoth in Italien drohte, der Sultan die Getreideausfuhr aus dem türkischen Reich nach Venedig gestatte. In dem andern Briefe warnt er ihn, sich zu tief in die türkische Politik einzulassen; er solle nur so weit es thun, als er seinem Vaterlande Venedig dadurch nützen könne. Ludwig Gritti folgte dem wohlgeleiteten Rathe nicht, erfuhr aber die Wahrheit der Warnungen seines Vaters, als er zum Tode geführt wurde.

Ludwig Gritti, geistreich, schmeicheln und verschlagen, geiz- und ehrsüchtig, zu allem Schändlichen bereit und geschickt, ein frecherer Schmeichler, aber zur rechten Zeit auch freigeig, hatte Ibrahim's, des damaligen

Großwesirs, und durch dessen den Sultan beherrschenden Einfluß auch die Gunst des letztern gewonnen, so daß er, in der Verhandlung auswärtiger, besonders aber ungarischer Geschäfte als Vorkämmerer betraut, die Leitung derselben an sich riß und von nun an nicht nur als venetianischer Kundschafter, sondern auch als ungarischer Geschäftsmann eine wichtige Rolle spielte: so schiedert ihn *Festier* VI. S. 413 (und nach ihm v. Hammer III. S. 73) beim Jahre 1527. Ibrahim's Einfluß war es hauptsächlich, wodurch Ludwig Gritti am türkischen Hofe zu hohem Ansehen kam. Der ungarische Palatin Ladislaw war am Ende des Jahres 1527 als Gesandter Japolya's, des Boimoden von Siebenbürgen, der die Krone Stephan's sich wünschte, nach Konstantinopel gekommen, um mit Soliman ein Bündniß zu schließen und dessen Freundschaft zu gewinnen. Den damals allmächtigen Ibrahim gewann er durch Gritti, der, durch die Verehrung der Einkünfte des einküßlichsten ungarischen Bischofs und Unterlassen von einigen tausend Dukaten jährlich gewonnen, den anfänglich rauen Empfang der Botschaft in freundliche Behandlung umwandelte und es dahin bringen half, daß man von Seiten der Pforte geneigt wurde, statt jährlichen Tributes eine jährliche Gesandtschaft mit freiwilligen Geschenken von Japolya anzunehmen. Als im September 1529 Ofen erobert war, wurde Gritti und ein General der Janitscharen damit beauftragt, den neuen König Japolya zu installiren; seine höchsten Würdenträger dazu zu verwenden, war Soliman u. s. w. Gritti blieb mit 3000 Türken zur Befestigung von Ofen zurück. Als Soliman von dem verunglückten Zuge gegen Wien schon Ende October 1529 zurückkehrte, beglückwünschte ihn Japolya und mit ihm Gritti in Ofen; Japolya wurde reich beschenkt, auch Gritti erhielt ein Geschenk von 2000 Dukaten. Einige Tage darauf erhielt Gritti nebst einigen ungarischen Großen den Auftrag, Japolya die bloßer von Soliman jurübehaltenen ungarischen Krone zu überreichen. Gritti blieb zunächst in Ofen bei Japolya als Bevollmächtigter Soliman's. Dann kehrte er nach Konstantinopel zurück, um im nächsten Jahre aber mit 3000 Mann rechtzeitig nach Ofen, als die Stadt bedroht war (vergl. *Festier* VI. S. 445) und hatte räumlichen Antheil an der tapferen Betheiligung Ofens gegen das österreichische Heer. Gritti's Einfluß auf die ungarischen Angelegenheiten im türkischen Interesse war nun fast begründet. Japolya erwiderte ihm gleich nach der Befreiung Ofens die höchsten Ehren. Der Palatin Banffy war eben gestorben. Auf Ansuchen seiner Söhne ließ Japolya, den Gritti in dessen Stelle und in noch höhere Würden einsetzte. Als er seinen Wagnaten im Staatsrathe die Sache vortrug, waren diese vom Theil zwar dagegen, einen Ausländer von nicht legitimer Herkunft über sich gesetzt zu sehen. Aber Japolya führte seinen Plan doch aus und ernannte im J. 1531 Ludwig Gritti, seinen bisherigen Schatzmeister, den um das Schutzbündniß mit dem Sultan hochverdienten Mann, zum Erbkaisern von der Marmaros- und zum Statthalter des ungarischen Reiches. Der Schritt des Königs war un-

1) Die genähliche Angabe lautet: „im Jahre 1501“; das ist aber unmöglich, denn Gritti soll die Jahre 1499 und 1500 hindurch im Gefängnisse er, er müßte den Sohn dann im Gefängnisse erzeugt haben, was mir nicht recht wahrscheinlich klingt. 2) Der dritte derselben, Lorenzo, der in Konstantinopel bei den Ministern und auch beim Sultan in Ansehen stand, war als diplomatischer Agent im J. 1539 in dem Kriege zwischen der Pforte und der Republik thätig und vermittelte einen Waffenstillstand und dann eine Verlängerung desselben beim Sultan, worauf dann bald der Friede folgte, vergl. *Daru* IV. p. 108 und v. Hammer III. S. 218. 3) Man kann annehmen, daß sein Vater erst, nachdem er Doge geworden war, ihn nach Konstantinopel geschickt hat, um in ihm als seinem Sohne, einen zuverlässigen Vertreter nicht nur der Republik, sondern auch seiner eigenen Interessen als Doge zu haben. Das 1517 ist Ludwig Gritti bestimmt in Italien und an der Seite seines Vaters nachweisbar. Im Januar dieses Jahres bei der Uebergabe von Mesora z. B. diente er als Geisel, von Seiten Venedigs gestellt, für Jermegj, den Betrüger der Uebergabe, vergl. *Mocenigo*, *Bellum Cameracense*. Venedig 1525 in 8. die vierte Seite (Buch VI).

Kug; ein Theil seiner Anhänger wandte sich von ihm und zu seinem Gegner Ferdinand von Oesterreich. Als Gritti, der als Ehrenhofschafter Zapolya's nach Constantinopel zu Soliman reiste, gleich darauf den Magnaten Radashy zu seinem Stellvertreter in der Statthalterwürde ernennen wollte, schlug dieser stolz es ab, obgleich Gritti ihm im J. 1529 bei der Uebergabe von Ofen das Leben gerettet hatte, vergl. Mailáth IV. S. 28. Man erhebt darauf, auf wie hohem Vorden Gritti sich bewegte. Gritti war übrigens keineswegs ehrlich für Zapolya's wirkliche Interessen thätig, sondern suchte sich eine Partei unter den Magnaten zu schaffen, die ihm gewogen war: sein eigentliches Ziel war vielleicht der Thron von Ungarn selbst. In diesem zweideutigen Sinne wirkte er nach Regier VI. S. 462 fg.⁴⁾ beim Soliman gegen Zapolya. Auf seinen Rath unternahm Soliman im J. 1532 seinen fünften Zug gegen Ungarn und Oesterreich, der ebenso gegen Zapolya wie gegen Ferdinand gerichtet zu sein schien. Gritti erschien als Vorbote des Sultans mit türkischen Truppen in der Walachei, um hier das Volk unter die Fahne zu rufen. Seinen Feind Radashy suchte er vergeblich zu sich zu locken, um ihn zu verderben. Sein Geheimräther warnte den letzteren und verrieth die Pläne des listigen Venezianers, die darauf hinausgingen: Zapolya sollte eine große Reichsversammlung nach Ofen ansetzen, was durch Gritti's Betreiben auch schon geschehen war. Während desselben wollte Gritti sich Siebenbürgens bemächtigen, Soliman aber über Ofen herfallen, um die verfallenen Städte mit ihrem Könige gefangen zu nehmen. Ungarn sollte dann für eine Provokation des osmanischen Reiches erklärt und ihre Verwaltung unter der Statthaltertschaft Ludwig Gritti's den Venezianern gegen jährlichen Zins überlassen werden. Man darf gegen die Echtheit des Projectes übrigens gerechten Zweifel hegen wegen des die Venezianer betreffenden Zusatzes. Thatsache ist es aber, daß Soliman sich in Warsch setzte, während Gritti Siebenbürgen eroberte, wo er einen der ungarischen Magnaten, die bei Ertheilung der Statthalterwürde gegen ihn gestimmt hatten, eigenmächtig erhängen ließ. Der Sultan war bald an der Donau; daß etwas gegen ihn im Werke war, mußte Zapolya, aber er suchte den Sultan und Gritti, der inzwischen vorbeigezogen war, durch erheuchelte Folgsamkeit zu täuschen. Der reiche Magnat Peter Perenzli machte sich damals Hoffnung auf die ungarische Krone und hatte schon vorher ungeheure Summen nach Stambul geschickt, um sich die Erhebung zum unabhängigen Fürsten unter des Sultans Schutz zu erkaufen. Er kam mit großem Gefolge dem Sultan nach Ofen entgegen, aber Gritti (vergl. Regier VI. S. 467 und v. Hammer III. S. 109) hatte Alles vorbereitet, den Nebenbuhler unschädlich zu machen. Auf sein Betreiben wurde ein Theil des Gefolges von

den Janitscharen niedergeböhnt, Perenzli selbst aber gefangen genommen und nur gegen Uebergabe seines siebenjährigen Sohnes freigegeben, der beschnitten und nach Constantinopel geschickt wurde, um sein Vaterland nie wieder zu sehen. Gritti eilte nun nach Ofen, damit Zapolya die Reichsversammlung berufe. Dieser that es in der sicheren Voraussetzung, daß Niemand kommen werde, und ernannte, um Gritti alles Mißtrauen zu nehmen, diesen zum obersten Feldhauptmann, verstärkte ihn auch mit den 3000 Türken, welche die Besatzung von Ofen bildeten. Während Zapolya sich nach Oradea, wo der Sultan lagerte, aufmachte, schaltete Gritti wie ein König in Ofen und ließ hier zwei seiner Geliebten unter der Beschuldigung des Hochverrathes enthaupten. Dann machte er sich an die Belagerung des festen Gran, während Soliman vor Güns (an der Grenze des Erzherzogthums) rückte, durch dessen heldenmuthige Vertheidigung der Ungar Juretsich sich damals hohen Ruhm erwarb. Als Güns vom Sultan, so wurde auch Gran von Gritti vergeblich belagert, nach der großen Pan auf Ungarn und Wien war damit gescheitert. Zapolya, der Gritti in Ofen nicht mehr traute, zog sich auf die Biszergrader Burg zurück. Es wurde nun ein Waffenstillstand geschlossen; der Friede zwischen Soliman, Ferdinand und Zapolya sollte in Constantinopel verhandelt werden. Gritti spielte bei diesen Verhandlungen (im J. 1532) eine entscheidende Rolle, da er zugleich Zapolya's und Soliman's Bevollmächtigter war. Es scheint, daß er sich die Stimmung der Ungarn dadurch geneigt machen wollte, daß er, wie schon früher, so auch jetzt wenigstens durch Briefe das Gerücht ausbreitete, daß er von Soliman beauftragt sei, an Ferdinand seinen Theil von Ungarn abzutreten. Zum wirklichen Frieden kam es aber nicht; obgleich ein Waffenruhe vereinbart oder doch angedeutet wurde unter folgenden Bedingungen: König Ferdinand behält in Ungarn, was er besitzt; könne er sich mit Zapolya vergleichen, so wolle Soliman den Vergleich bestätigen; Gritti wurde beauftragt, die Grenzen abzusichern. Im Uebrigen erhielt Gritti Alles schwankend, weil er nur so zum Ziele — und das war augenscheinlich nur die ungarische Krone — gelangen konnte. Die Verhandlungen zu Constantinopel zogen ihn auf der Höhe seines Einflusses. Von den sieben offiziellen Unterredungen, welche die deutschen Botschafter mit der Gegenpartei abhielten, fanden drei allein mit Gritti, die übrigen vier mit dem Großwesir Ibrahim statt. Nach der zweiten Unterredung widersprach Gritti die höchste Ehre, indem nicht nur Ibrahim, sondern auch der Sultan selber sich in Gritti's Wohnung begab und bei ihm drei Stunden verweilte, zum großen Mergel der Moslimen, die auf den Sultan als auf einen von Ibrahim und Gritti besauberten Adoren schlüpften (v. Hammer III. S. 136).

Doch schon im nächsten Jahre erlitt den ränk-vollen Abenteuer die Entree für die Gewaltthaten in Ungarn. Im Spätsommer 1534 eilte Gritti, nachdem die Unterhandlungen mit Ferdinand wenigstens zu einer Waffenruhe geführt hatten, mit osmanischen Truppen nach Ungarn, angeblich um im Auftrage der Pforte die

4) Ich bemerke inoffen, daß Mailáth IV. S. 37 fg. diese Vorgänge nicht erwähnt, sie also in das Gebiet der unächsten Alterthümer zu verweisen scheint. Auch v. Hammer III. S. 108 fg. erwähnt die angeblichen Pläne Gritti's auf die ungarische Krone hier nicht.

Grenzen abzustecken, wahrscheinlich aber auch, um (was hier auch Mailáth IV. S. 46 als Gerücht erwähnt) endlich seine Pläne auf die Krone ins Leben zu rufen. Der König Japolya kam ihm bis Großwardein entgegen, eilte aber nach Ofen zurück, als er von den Anschlägen des Benetianers von Konstantinopel aus Kunde erhielt. Gritti wandte sich nach der Balaschel, um von hier aus Siebenbürgen zu besetzen. Schon in der Balaschel verfuhr er wie ein Großfürst, indem er einige Bojaren aufhängen ließ, weil sie nicht genug Schiffe zur Ueberführung seiner Truppen herbeigeschafft hätten. Einige ungarische Magnaten, mit Japolya unzufrieden und von Gritti mehr erwartend, eilten ihm zu. Gritti zog nach der Moldau. Hier zwang er den Boimoden Peter Karsch durch die Vollmachten Ibrahim's und die Befehle Soliman's, die er vorgelegt, zur Heredesfolge nach Siebenbürgen. Der Boimode gehorchte, Haß im Herzen gegen den drohend auftretenden Abenteuerer. 7000 Mann stark, stand Gritti vor den Pässen, die nach Siebenbürgen führten. Die Verwaltung des Berglandes hatte damals der allgemein geachtete Gysal in Händen, welcher eine fast selbstständige Haltung einnahm, schwankend als Magnat zwischen Ferdinand und Japolya, aber ein Feind der türkischen Oberherrlichkeit, also auch Gritti's. Gritti, bis Kronstadt vorgedrungen, betrieb ihn vor sich. Aber Gysal weigerte sich, ohne vorher gegebene Sicherheit zu kommen. Da erbot sich ein Priester, welcher ein persönlicher Feind des Boimoden war, ihn ins Lager zu laden, und Gritti ging darauf ein. Der Priester ging zu Gysal und betheuerte ihm, Gritti habe ihm in seine gewesenen Hände dessen sichere Ankunft und ungefährtete Heimkehr zugeschworen. Gysal brach nun mit einem Gefolge von 200 Reitern nach Kronstadt auf. Unterwegs überfiel ihn aber der Priester an der Spitze türkischer Truppen, ließ ihm das Haupt abschlagen und brachte es Gritti. Dieser saß gerade mit Laszky, seinem Anhänger, dem von Japolya befehleten Boimoden von Siebenbürgen, in Berathung, als ihm das Haupt gebracht wurde. Er suchte sich vor diesem vom Morde zu reinigen, indem er vorgab, er habe nur Befehl erteilt, den Ermordeten zu fangen. Aber Laszky ließ sich dadurch nicht beruhigen; die Gefahr ahnend, die sich über Gritti's Haupte zusammenzog, verließ er ihn unter dem Vorwande, für ihn in Ungarn Truppen zu sammeln. Seine Ahnung traf ein. Ein düstres Schwert, allenthalben herumgetragen, rief das Volk von Siebenbürgen zur Rache auf, und in wenigen Tagen war Mailáth, einer der warmsten Anhänger Gysal's, an der Spitze von 40,000 Jüngern, Sachsen und Moldauern gegen Gritti im Anzuge. Gritti hätte sich vielleicht durch eilige Flucht retten können, aber er zog es vor, Voten um Hilfe auszusenden, und warf sich in die feste Stadt Mediasch. Die Einwohner derselben wollten ihn, weil Türken in seinem Gefolge waren, zuerst gar nicht aufnehmen und überließen ihm schließlich nur die untere Stadt; in die obere zogen sie sich selbst zurück. Die Gefahr rief, als der Boimode der Moldau sich von Gritti trennte und an seine Gegner angeschlossen, Mailáth stand bald vor der Stadt, suchte sie aber ver-

geblich zu stürmen; er beschloß nun, sie auszuhungern. Gritti hoffte vergeblich auf Hilfe; Niemand erschien. Als sogar die Städte gegen ihn Feindseligkeiten begannen, alle Ungarn ihn trennlos verließen und er mit seinen Türken nur noch den festen Kirchhof inne hatte, suchte er sich durch Unterhandlungen zu retten. Er bot Geld und Goldstücke (von den letzteren allein trug er einen Werth von 400,000 Tausend in einem Beutel am Leibe), wenn man ihm freien Abzug gestatte; aber vergebens. Er versuchte nun, die Moldauer zu bestechen; Verlen und Goldstücke, unter sie verteilt, sollten sie vermögen, ihn beim nächsten Ausfalle durch ihre Einien durchzuschleusen zu lassen. Peter Karsch versprach es. Als aber Gritti beim Ausfalle an ihre Lagerstätte kam, fand er sich verlaßen: nicht die Moldauer, sondern die treuesten Anhänger des Ermordeten standen an ihrer Stelle. Gritti und körperlich erschöpft, ergab sich Gritti nun ohne Widerstand. Mit höhnenden Worten rief man ihm die prächtige türkische Zerkimung vom Kopfe und schlepte ihn vor Mailáth's Zell. Hier wurde er nach kurzem Proceß standrechtlich zum Tode verurtheilt. Zügelnsvollen gegen das Urtheil durch Abweisung seiner beiden Hände und darauffolgende Enthauptung⁶⁾. Gritti sagte vor der Hinrichtung zu einem Bekannten in lateinischer Sprache: Si quando contigerit ut cum patre colloquaris, ad haec me redactum renuntiabis, quod non ejus praecepta observaverim, vergl. Vardabigo p. LV. Seine beiden Söhne wurden dem Wohnen der Moldau überliefert und von ihm nach einiger Zeit aus dem Reize geschafft. Die Geiseln wurden an Japolya ausgeliefert, der nicht das Geringste gethan hatte, um seinen Stathalter zu retten, sondern im Gegentheil den gestückelten Laszky wegen Theilnahme an Gritti's Verbrechen hingerichten lassen wollte. Ungarn kam in eine gefährliche Lage, wenn Soliman, der damals in Krieg mit Persien verwickelt war, freie Hand gehabt hätte. Der Sultan begnügte sich, Japolya Vorwürfe zu machen und die von Gritti erbeuteten Kostbarkeiten zurückzufordern. Kaiser VI. S. 499 soll er nach der Ermordung Ibrahim's (1535) aus dessen Papieren die Anschläge Gritti's gegen Japolya erkannt und Japolya die Versicherung haben geben lassen, seine Unschuld und Gritti's Strafschuld sei unverkennbar. Das ist aber nicht recht wahrscheinlich. Die Projecte Gritti's auf Ungarn, wenn solche

6) Vergl. Kaiser VI. S. 497 und dazu Mailáth IV. S. 48. Jo. Zermege (ein Zeigeneß) p. 409 sagt nur: obtruncatus, ohne sich auf Rodenwürde einzulassen. Eine spätere ungarische Quelle, Peter de Revo in der Schrift: De monarchia et corona regni hungar. (bei Schwandtner II. p. 723) (deutsch: virtus Gritius cum liberis captus, qui Mailáth postera luce veniens, manu brachia, in meridio pedes, vespere capiti amputari facit. Ihm scheinen die französischen Biographen der Biogr. univers. und Nouv. biogr. génér. (die übrigens über diesen Gritti voller Ungeanigkeiten sind) zu folgen, welche Reimlichkeits berichten. Das es wahr ist, steht nach dahin, denn es ist anzunehmen, daß Zermege von der grausamen Hinrichtung nicht geschwiegen hätte. Auch das steht dem Bericht v. Revo's entgegen, daß nach Mailáth IV. S. 48, der doch gar nicht nachlässig und feilsch in der Benennung der Quellen ist, Gritti sofort hingerichtet wurde.

vorhanden waren, waren ja nach Fessler's eigener Angabe dem Sultan schon im J. 1532 bekannt und von ihm unterpfändet. Der Sultan scheint auch den deutschen König Ferdinand in Betracht gehabt zu haben, wenigstens richtete er an ihn 1535 einen Brief, in welchem er sich über Grin's Ermordung beklagt; vergl. v. Hammer III. S. 156. Den eigentlichen Verberber Grin's, den moldauischen Woiwoden Peter Rarech, traf schließlich doch die Strafe für sein Vergehen gegen Grin und das mit diesem verknüpfte türkische Interesse. Soltman unternahm im J. 1538 einen Zug gegen ihn und setzte ihn ab, vergl. v. Hammer III. S. 201 ff. Vergl. außer den schon beim Vorigen angeführten Quellen: Johann Zermegh (ein Zeitgenosse), *Historia rerum gestarum inter Ferdinandum et Johannem* (sc. Zapolyam) *bei Schwandner, Scriptores rerum hungaricarum*. Bd. II. Wien 1746. Fol. S. 404 ff. — *Daum Fessler, Die Geschichte der Ungarn und ihrer Landherrscher*. Bd. VI. Leipzig 1823 (Inhaltreich und fast breit, aber nicht durchweg kritisch und zuverlässig); J. v. Hammer, *Geschichte des osmanischen Reiches*. Bd. III. Pest 1828; Mallat, *Beich, der Magyaren*. Bd. IV. Wien 1831 (vorsichtiger und kritischer als Fessler). (R. Pullmann.)

GRIVAUD DE LA VINCELLE (Claude-Madeleine), französischer Archäolog. Den Beinamen de la Vincelle führte er von seiner Gemahlin, der natürlichen Tochter eines Fürsten Grimaldi, welche, anerkannt, Grimaldi de la Vincelle genannt wurde. Grivaud war der Sohn eines Architekten und zu Ghalons-sur-Saône im J. 1762 geboren. In seiner Vaterstadt machte er seine ersten Studien und begab sich sodann nach Lyon, wo er in einem Handelshause Beschäftigung fand. Als im J. 1793 die Stadt Lyon rühte, um der conventionellen Armee der Republikaner Widerstand zu leisten, ergriß auch Grivaud die Waffen, stückte sich aber, nach Uebergabe der Stadt ein Gegenstand der Verfolgung, in eine Exilverwaltung. Hier lebte er als Commis im Verborgenen, bis Robespierre's Fall ihm Freiheit und Sicherheit zurückgab. Seine Gemahlin mit der Grimaldi mag ihm eine unabhängigere Stellung gegeben haben, denn fortan widmete er Zeit und Mühe ganz nach Neigung den Alterthümern und erwarb sich durch folgende Werke einen geachteten Namen: 1) *Antiquités gauloises et romaines, recueillies dans les jardins du Luxembourg, pour servir de suite à l'Histoire des Antiquités de Paris*, 1807 in 4. 264 S. mit Atlas von 26 Kupfertafeln, bekannt unter dem Namen: *Antiquités du Luxembourg*. 2) *Dissertations et Mémoires sur divers sujets d'antiquités, par fen Pasamot, mis en ordre par C.-M. Grivaud*, Paris 1810 u. 1813 in 8. 3) *Recueil de monuments antiques, la plupart inédits et découverts dans l'ancienne Gaule*. Paris 1817. 4. 2 Voll. und 1 Kupferband, mit 40 Tafeln. 4) *Arts et métiers des anciens, représentés par les monuments en 130 pl. in Fol.* Das Werk erschien auf Subscription, die erste Lieferung im März 1819 und die zweite zu Ende des Mai. Da Grivaud bereits am

5. Dec. 1819 starb, so scheint die Vollendung des Werkes ins Stoden gerathen zu sein. Die letzte Zeit seines Lebens beschäftigte er sich mit der Redaction *) des Catalogs der Bibliothek seines Freundes, des Abbé de Lersan, den er auch nur wenige Tage überlebte. Noch sei bemerkt, daß Grivaud auch Ausfucher des Archivs der Patresammer war. *Biographie univers.* T. XVII. p. 572. 573. *Quérard, La France littéraire*. T. III. p. 483. (F. Th. Richter.)

GRIVE (Louis de la), in Lyon gegen den Ausgang des 16. Jahrh. geboren und wahrscheinlich ein Sohn des dasigen Apothekers G. de la Grive †), war gleichfalls Apotheker und ist bekannt durch den Streit mit Claude Pons. Dieser hatte im J. 1632 eine Schrift herausgegeben unter dem Titel: *Parallele des vipères et herbes lyonnaises avec les romaines et candiottes* in 8. Als Gegengang schrieb Grive: *L'Antiparallele des vipères romaines et des herbes candiottes* (Lyon, Chastellard, 1632. 8.) mit dem Motto: *Progenies viperarum, quomodo potestis bona loqui?* Math. XII, 34. In der Dedication an den Präsident und die Mitglieder des Landgerichts zu Lyon nennt er Pons einen Protestanten und wirft ihm darauf hin seine Irrthümer sowohl in der Religion als in der Medicin mit Bitterkeit vor. Mit welchem Grunde, mag dahin gestellt sein. Pons gab zwei Jahre darauf seine *Sycophantie théricale* (Lyon, Scipion Jassonne, in 8.) heraus, widmete dieselbe dem Erzbischof von Lyon und schloß sein Buch mit den Worten: „A la gloire de Dieu et de son immaculée Mère, la glorieuse vierge Marie.“ Glaubte Pons dadurch den Vorwurf der Apelei abzulehnen, so wurde sich nur noch fragen, welche wissenschaftliche Bedeutung diesem Schriftenwechsel überhaupt beizumessen sein dürfte. Darüber ein Wort zu sagen, muß denen überlassen werden, welche das Glück haben, diese Schriften irgendwo aufzufinden und die in den Schladen verborgenen Geldföner anzubeten verstehen. Man vergleiche des P. Dominicus de Colonia *Histoire Littéraire de Lion, avec une Bibliothèque des Auteurs Lionnois, sacrés et profanes, distribués par siècles*. T. II. p. 800. *Biographie universelle*. T. XVII. p. 573.

(F. Th. Richter.)

GRIVEL (Guillaume), französischer Schriftsteller, geboren zu Uzerche im Limousin am 16. Jan. 1735, ge-

*) In Bezug darauf und auf archaischologische Sammlungen schrieb er am 30. Sept. 1819 einem Freunde: „C'est ainsi que tout se dispersa et que les collections faites à grands frais, et dans de longues années, passent chez l'étranger, on voit garnir les magasins des marchands de curiosités. Nous comptons à peine aujourd'hui dans Paris vingt cabinets en tous genres, et nous déplorons encore dernièrement, M. Quatremère de Quincy et moi, l'abandon ni tombe l'archéologie.“ Was würde Grivaud zu dem Catalogus vom J. 1817 sagen!!

†) Dem bekannten Werk von Drisen Vanden: *Paraphrase sur la pharmacopée*. Lyon, Pierre Rigaud, 1603, in 12. leste er nach demselben Gebranche ein Sonnet und ein Epigramm von zwölf Versen als Epilogum vor.

starben zu Paris am 19. Oct. 1810. Er hatte frühzeitig Jurisprudenz studirt und dann zu Bordeaux die Laufbahn als Advocat eingeschlagen, gab dieselbe aber bald auf und wandte sich nach Paris, um hier vorzugswelse schriftstellerisch thätig zu sein. Seine Schriften verließen zwar meist das juristische Gebiet, verfolgten aber doch meist Ziele, welche für das praktische Leben von besonderer Bedeutung sind; es wird an ihnen auch ein gefälliger Styl gelobt. Als man in Paris die Centralbibliothek stiftete, fand Grivel an ihr eine Stelle als Professor der Gesetzgebung. Er war Mitglied mehrerer Akademien, auch der philosophischen Gesellschaft zu Philadelphia. Man hat von ihm folgende Schriften: *L'Ami des jeunes gens*. Lille 1764—1766. 2 Bde. in 12. Eine pädagogische Schrift; es wird leider nicht angegeben, welche Stellung der klare Jurist zu der damals gehörenden Frage der Erziehung nimmt, und das Buch ist mir auch nicht zur Hand. — *Nouvelle Bibliothèque de la Littérature, d'Histoire etc. ou choix des meilleurs morceaux tirés des Auteurs*. Lille und Paris (nach dem der seiner Exemplare aus der Diez'schen Bibliothek) 2 Bde. in 8. (12). Eine seltsame Bücherei aus Thuanus, Valartus, Scaliger, Guet, Varillas u. A., Stellen aus deren Werken, ohne inneren Zusammenhang an einander gereiht. Der Herausgeber entschuldigt die alles wissenschaftlichen Gehalts entbehrende Zusammenstellung damit, daß er sagt: Dans un siècle où l'on veut tout savoir, ou du moins un peu de tout; et où le nombre des livres est devenu si considérable, que l'homme le plus appliqué, et qui parviendrait à la plus extrême vieillesse, ne saurait peut-être pas lire en toute sa vie, la meilleure partie de ceux qui existent; le Public ne doit-il pas avoir quelque obligation à ceux qui prennent la peine de rassembler dans quelques volumes ce qui est peut-être épars dans mille autres? — Grivel schrieb ferner: *Théorie de l'éducation*. Paris 1776 und 1788. 3 Bde. in 12., schon 1777 erschien zu Breslau eine deutsche Uebersetzung. — *L'île inconnue ou Mémoires du chevalier de Gastines*. 1783—1787, 6 Bde. in 12.; es erschienen bald mehrere Ausgaben, auch eine deutsche Uebersetzung. Va Harpe sagt von dem Verfasser: Les aventures qu'il décrit dans ce roman sont attachantes, les principes ne sont pas mauvais et le style, quoique négligé, est naturel et facile. — *Principes de politique, de finances, d'agriculture, de législation, et autres branches d'administration*. Paris 1789. 2 Bde. in 8. — A. Forin veröffentlichte folgende Schrift von ihm: *Analyse synoptique du Cours de Législation du citoyen* Grivel. 1812 in 8. — Außerdem hat Grivel in der Encyclopédie einen Theil der Artikel über Staats- und Volkswirtschaft bearbeitet und mit Zusätzen herausgegeben: die Nouvelle école du monde von Le Bret. Paris 1764 (von ihm selbst rühmt die Vorrede und im zweiten Theile die Uebersicht über die schöne Literatur her) und die Entreprises d'un jeune prince avec son gouverneur par L. D. H., gedruckt zu Paris 1785, 4 Bde. in 12. Das L. D. H. bedeutet nach Michaud

L'ami Des Hommes, und zwar ist der Marquis von Mirabeau damit gemeint. — Vergl. *Loeser*, Nouvelle Biogr. génér. XXII. p. 129; *Michaud*, Biogr. univers. XVII. p. 573 f. und *Rabbi* u. A. Biographie de Contemporains II (Paris 1836) p. 1964.

(R. Pallmann.)

GRIVEL (Jean), Herr von Perigny, Fontaine etc., aus einer alten edlen Familie in der ehemaligen französischen Comté entsprossen und am 15. März 1560 zu Condes Saulnier geboren. Er widmete sich der Rechtswissenschaft, ward Doctor derselben und im J. 1599 Parlamentsrath zu Orléans. Um das J. 1608 ging er als Staatsrath des Erzhertogs Albrecht und seiner Gemahlin Isabella nach Brüssel, wo er am 14. Oct. 1624 starb. Den Rechtsgelehrten ist er vorzüglich durch seine *Decisiones celeberrimi Sequanorum Senatus Dolani* bekannt, die er zu Antwerpen 1618 typis Joannis Koerbergii in Fol. herausgab. Die zweite (wahrscheinlich von seinem Sohne Claudius Grivel, Assessor im Parlamente zu Orléans, besorgte) Ausgabe erschien zu Genf 1631 und mehrere druck 1660 ebenfalls in Fol. Man rühmte an diesem Werke sowohl den guten lateinischen Styl und die Gelehrsamkeit des Verfassers, als auch die Anordnung der Sachen, die Deutlichkeit des Vortrags und daß es vorzüglich den Nutzen gewähre, die Rechtsgebräuche und Gewohnheiten des Landes kennen zu lernen¹⁾. Wie geschätzt und gesucht diese Decisionen waren, beweist der Umstand, daß ein Urenkel des Verfassers 70 Jahre nach der letzten Veröffentlichung noch eine neue Ausgabe zu veranstalten wagte und dieselbe auf eine den alten Ruhm erneuernde Weise auszustatten bemüht war. Es fand ihm in dem Nachlasse des Verfassers ein reiches Material zu Gebote. Der Text der früheren Ausgaben (welche 150 Decisionen enthalten) wurde sowohl nach den Aufzeichnungen des Verfassers berichtigt, als auch mit 42 anderen Decisionen nebst 3 Bescheiden vermehrt, und es ist zu vermuthen, daß die hinzugekommenen Decisionen einer anderen ähnlichen Sammlung unter dem Titel: *Opus Decisionum Concilii privati* entnommen waren, deren Veröffentlichung der sterbende Vater seinem Sohne im Testamente ausdrücklich unterlagt hatte, aus Gründen, die mehr als 100 Jahre später schwerlich noch von Gewicht sein konnten. Diese neue Ausgabe erschien im J. 1731 zu Dijen in der bischöflichen Druckerei von Jean-Baptiste Ogé unter dem Titel: *Decisiones celeberrimi Sequanorum Senatus Dolani, in quibus multa tum ad Theoriam Juris, tum Praxim et Consuetudinem spectantia dilucide explanantur*, Autore Joanne Grivello Sequano Juris utriusque Doctore, Domino de Perigny etc. Editio nova ab ipso Au-

1) Dunaut, *Parlementarhistorie zu Brüssel*, faßt in seinem *Traité des Prescriptions*: „que cet ouvrage peut être regardé dans son espèce comme un modèle pour le stile, l'ordre, la clarté et l'exactitude, et que l'on y prend une grande connaissance des usages du Pays.“ Auch Bretonnier in der Vorrede zu *Recueil des principales Questions du Droit qui se jugent différemment dans les différents Tribunaux de Royaume* schreibt: „que les Decisions de Grivel sont très-bonnes“.

tore recognita et praecedentibus non tantum emendatio, sed multis etiam decisionibus et disceptationibus auctor. 636 Seiten in Fol. Da uns seine Ausgabe dieses Werkes vorliegt, so sind wir außer Stand gesetzt, über die Wichtigkeit desselben in rechtsgeschichtlicher Beziehung ein Wort zu sagen und zugleich an einem Beispiele nachzuweisen, wie der Verfasser seinen Gegenstand behandelt. In letzterer Absicht hat der Recensent des Werkes im Journal des Savans Tome XCVII. p. 30—35 die 171. Decision ausgewählt, worauf wir hier kurz verweisen wollen²⁾. (F. Th. Richter.)

GRIWAS (Theodor). Theodor Orivas stammte aus einer berühmten Armatolenfamilie des westlichen Griechenlands und war ein Sohn des in den Kämpfen gegen die Türken und gegen Ali Pascha von Janina vielgenannten tapferen Palikarenhelfers Drakos Orivas. Obwohl in die Geheimnisse des nationalen Bundes, der „Geheiß der Philiter“, eingeweiht, hielt er sich Anfangs in kluger Berechnung von der Theilnahme an dem in Sull und in Morea Ende 1820 ausgebrochenen Freiheitskampfe zurück. Er wartete mit den meisten Capitänen von Aetolo-Makranien, welchen Auszug die Belagerung von Janina nehmen würde; für den Fall, daß Ali Pascha sich hielt und triumphirte, mochte er befürchten, daß die Griechen durch ihre Erhebung nur den Interessen des grauen epirischen Tyrannen gedient hätten. Auch genoßten die Capitäne des westlichen Griechenlands militärische von den Türken anerkannte Privilegien, welche sie durch die Revolution einbüßen konnten, und der Egoismus machte sie lau und misstrauisch. Orivas aber war gerade in der Hinsicht ein echter Hellene, daß ihm die locale Interessen seines Stammes und Districts am höchsten standen, und nur von fern dümmerte ihm die Idee des Gesamtvolkeslandes. Erst mit dem Erscheinen von Alexander Maurokordatos in Mesolonghi und der Begründung einer westhellenischen „Gerusia“ trat Theodor Orivas für die nationale Sache in die Schranken und zeichnete sich in den Kämpfen gegen Kiriagi und Omer Vrionis, sowie in dem zweiten Bürgerkriege (Herbst 1824) gegen die peloponnesischen Primaten und die Partei des Kolokotronis aus, als Kololetis die „Kumelioten“ aus dem Festlande herbeizog und mit ihrer Hilfe die „Antarten“ (Rebellen) zu Boden schlug. Er blieb zunächst im Peloponnes, und es gelang ihm, sich der Felsenfeste Palamidhi zu bemächtigen, von wo aus er bis zur Ankunft des Präsidenten Kapodistrias (Januar 1828) die Stadt Nauplia beherrschte und abwechselnd mit dem Kumelioten Strato, welcher Trisfalak besetzt hielt, das umliegende Land plündern oder die Stadt bombardiren ließ. Während der Präsidentschaft von Kapodistrias hielt er sich verhältnismäßig ruhig, nachdem er sich geneigt gesehen hatte, dem Präsidenten die Schlüssel von Palamidhi zu überliefern. Nach der Ermordung des Präsidenten betheiligte er sich an dem sieg-

reichen Zuge der Kumelioten gegen Argos (April 1832), sowie an den Wirren, welche zur Sprengung des Congresses von Promia durch Kumeliotenbanden (August 1832) führten. Eine unlegbare Gleichgültigkeit der Charaktere brachte zwischen Orivas und seinem ehemaligen Gegner Theodor Kolokotronis Annäherung und Freundschaft zu Wege, wie man sie denn beide als die Typen des energischen Gaunerthums ansehen darf. Orivas nahm Theil an der „Verschwörung des Kolokotronis“, wie man die politische Bewegung betitelt hat, welche im Herbst 1833 Abberufung der Regentschaft und Mündigkeitserklärung des Königs Otto erstrebte und zu dem Ende russische Unterstützung erbat. Eine Petition an Kaiser Nicolaus versuchte denselben hohen Einfluß auf Abberufung der Regentschaft des König Ludwig geltend zu machen. Allein die Unterzeichner der Adresse, darunter Kolokotronis, Orivas, Tsavelas, wurden am 19. Sept. 1833 auf Betrieb des Hrn. v. Maurer verhaftet und des Hochverraths angeklagt. Die Regentschaft scheute sich nicht in den Gang des gerichtlichen Verfahrens einzugreifen, die Richter, welche den Angeklagten günstig waren, zu maßregeln; sie setzte durch, daß Kolokotronis zum Tode verurtheilt ward, während Orivas freigesprochen wurde, obwohl er noch obenin des Mordmordes an dem Russen Brasinos angeklagt und schuldig war. Daffur ertheilte Herr v. Maurer dem Gerichtshofe, der sich parteiisch für Orivas benommen hatte, einen derben Verweis, und sendete den Advocaten, der sich ungebührliche Ausfälle erlaubt hatte. Man darf es als charakteristisches Zeichen erziehungsunfähiger Schwäche ansehen, daß die Regentschaft denselben Kumelioten Orivas, R. Tsavelas u. a., die eben aus dem Gefängnis entlassen worden waren, militärisches Avancement und Belohnung ihrer früheren Dienste zusagte, und dem zum Tode verurtheilten Kolokotronis sogar den Erbsitz ertheilte, und ihm nur, des Anstandes halber, so lange er noch in Unterzucht war, die Decoration nicht einhändig. Das hieß die Zuchtlosigkeit und die Rebellion großziehen!

Da Theodor Orivas die übrigen Kumeliotenhelfer, welche an dem Befreiungskriege Theil genommen hatten, überlebte, so gelang es ihm im Laufe der Zeit, den größten militärischen Einfluß in den kriegsigen Districten Westgriechenlands: Makranien, Aetolien, Agrinien und Valtos, auf sich zu concentriren und sich zu einer für die Regierung König Ottos höchst gefährlichen Persönlichkeit zu machen, deren Launen man schmeicheln, deren Einfluß man durch geschickte und ungeschickte Mittel gewinnen mußte, wenn man nicht wollte, daß jeden Augenblick Westgriechenland in Flammen stand. Im J. 1854 machte sich Th. Orivas zum Vorsteher der „panhellenischen Idee“, die Weissagung des Agathon gelaut: „daß das Kreuz auf dem Eselbäume durch blonde Männer aus dem Norden aufgerichtet werden würde“, schien ihm durch die Russen der Erfüllung nahe und der russisch-türkische Krieg die beste Gelegenheit, um Constantinopel zurückzugewinnen. So fiel er mit seinem jungen Sohne Demetrios in Epirus und Thessalien ein,

²⁾ Vergl. Valer. Andrae Biblioth. Belgica p. 510. 3^{tes} Letzter, Univ.-Verz. Bd. XI. Sp. 971. Biogr. universelle. T. XVII p. 573.

fachte den Aufstand gegen die Pforte an und zeichnete sich in einer Reihe heftiger Geschehnisse gegen die türkischen Redits ebenso sehr durch Muth wie durch strategische Einsicht aus. Durch die Griwas'sche Expedition ins türkische Gebiet wurde die Regierung König Otto's den Westmächten gegenüber schwerer compromittirt, sie mußte sich die Befestigung des Vardus durch die Franzosen (bis Februar 1857) gefallen lassen, mußte strenge Neutralität versprechen, die Freiwilligenzüge verbieten und den Freischarenführer selbst desavouiren. Als Abgeordneter war Theodor Griwas in der griechischen Kammer der erste, der seine Stimme erhob, um Bildung einer Nationalgarde zu verlangen, welche er als die einzige Macht bezeichnete, auf die das Volk hoffen und der König zuversichtlich beugen könne, und welche er wozu im Stillen als ein treffliches Werkzeug revolutionärer Pläne ansehe mochte.

Beim Ausbruch der Militärreue von Kaulpila, an welcher sein Sohn Demetrios Theil nahm, drang man von allen Seiten in ihn, er möge doch ebenfalls losschlagen. Allein der alte Verschwörer weigerte sich mit den Worten: „Es ist noch nicht an der Zeit.“ Auch hatte er ein Verwundungssphäker von 20,000 Drachmen erhalten. Diese Haltung von Theodor Griwas trug mit dazu bei, die Befestigung von Kaulpila dahin zu bringen, daß sie einen vergeblichen Widerstand ausgab, da schon die Kanonen des schwelger Willkürhellen Gaba die Mälle erschütterten, und daß sie eine Zufluchtsstätte auf den anglo-französischen Schiffen suchte.

Endlich aber hielt Theodor Griwas den Aufstand für „reif“; er verließ sich auf die Zusagen seiner Mitschwornen zu Athen, welche die Mitwirkung der Mächte behufs einer raschen Ernennung eines Nachfolgers auf den griechischen Thron in Aussicht stellten, und vrschante am 5. Oct. 1862 (n. Styls) im Port von Bonitsa die Fahne der Revolution auf, indem er alle Griechen aufforderte, seinem Beispiele zu folgen. Das Festland folgte dem langjährgebehten Rufe; die Metelo-Marnaner, Balinier, Dorier rüdten nach Mesolonghi; von dort pflanzte sich der Aufstand über den fortirischen Meerbusen nach Patras und längs desselben zum Jbimus, nach Athen fort. König Otto sehte zwar auf die Kunde von dem Pronunciamiento des Griwas aus dem Peloponnes, wohin er eine Reife angetreten, zurück, allein er fand (Abend des 23. Oct.) Athen schon in den Händen der provisorischen Regierung, welche sich unter Bulgariö, Kanaris, Kaphos gebildet und Absetzung Otto's, sowie Berufung einer Nationalversammlung versüßt hatte. Am folgenden Tage entschied sich Otto gegen den Rath der Königin, die für energische Maßregeln gewesen wäre, dem andanbarten Volke der Hellenen den Rücken zu kehren, und so verschwand er, ohne abzusinken, im Rauch des Dampfes, der ihn sammt seiner männlicheren Gemahlin und dem treugebliebenen Hofgeseinde nach Triest einföhre.

Wenige Tage später starb Th. Griwas in Mesolonghi, von der ganzen „verwünschten“ Bevölkerung Kumiens beweint. Es hing der Verdacht auf, er sei von

einem Mitgliede der provisorischen Regierung Kaphos vergiftet worden, welcher nach Mesolonghi kam, um ihn für die provisorische Regierung zu erkaufen, und welcher ihm nicht Geld genug bieten konnte. Mürding hatte Griwas, sobald er die Nachricht von der Einsetzung der provisorischen Regierung zu Athen erhielt, seinem Mißvergnügen vollen Ausdruck gelassen, weil man einmal ihn selbst nicht in das regierende Kleeblatt aufgenommen, und weil man ferner einen seiner Gegner aus Werthellos zum Minister ernannt hatte, und wenn er auch wirklich, wie Herr Sathas, dem wir diese dankenswerthen Notizen entlehnen, behauptet, die Absicht nicht hegte, nach Athen zu gehen und jene Männer anzugreifen, so mochten sie ihm wol die feindseligste Absicht zutrauen. Jedenfalls kam ihnen sein plöplicher Tod sehr gelegen. Die Frage lag nahe: das größte Verdict des Generalsimms Griwas bestand wol darin, daß er zur rechten Zeit starb? Die Regierung wies diese Frage mit Unwillen zurück, und behauptete in einem so kritischen Augenblicke den größten Patriotismus des Vaterlandes verloren zu haben. Die offizielle Version lautete dahin: daß das Asthma, an dem der alte Pallessardier schon seit Jahren litt, in Folge einer Erkältung beim Ueberstreiten des Achilles und in Folge der Strapaze eines fünfständigen (!) Marsches eine tödtliche Wendung nahm.

(K. Mendelssohn-Bartholdy.)

GRIWE ist der Name einer Priesterwürde im lithauisch-preussischen Heidenthum. Die einzige ältere Nachricht über den Griwe findet sich bei *Dusburg. Cronica terre Prussie III, 5* (Scriptores rerum Prussicarum I.). Nach einer allgemeinen Bemerkung über den Rathdienst der alten Preußen heißt es dort: habuerunt eciam lucos, campos et aquas sacras, sic quod eocar aut agros colere vel piscari aui non fuerant in eisdem. Fuit autem in medio nationis hujus perversae, scilicet in Nadrowia, locus quidam dictus Romow, trahens nomen suum a Roma, in quo habitabat quidam dictus Griwe, quem colebant pro papa, quia sicut dominus papa regit universale ecclesiam fidelium, ita ad istius nutum sen mandatum non solum gentes predicte, sed et Lethovini et alie nationes Lyvonie terre regebantur. Tanto fuit auctoritatis, quod non solum ipse vel aliquis de sanguine suo, verum eciam nuncius cum baculo suo vel alio signo noto transiens terminos infidelium predicatorum a regibus et nobilibus et communi populo in magna reverencia habebatur. Nach *Dusburg's* Vorstellung gab es also im preussisch-lithauischen Heidenthum eine ausgebildete Hierarchie mit dem Griwe an der Spitze, daher der nahe liegende Vergleich mit dem Papste und die unnütze Frage der Etymologie des Namens Romowe. Eine ausführlichere Darstellung dieser Hierarchie liefert lange nach *Dusburg* *Ossen* Chronik mit der Fortsetzung um 1330 abschließt die Chronik *Simon Grunau's* (aus dem 16. Jahrh.). Aus seinen Angaben (f. Teppen, Geschichte des Heidenthums in Preußen. Neue Preuss. Prov.-Blätter. Bd. I. (XXXV) 1846. S. 297) muß man schließen, daß die Priester, waidelotten, waidlot-

ten, einen besonderen Stand bildeten, die den „kir-
waito“, wie die Bezeichnung dort ist, wählten. Zu-
gleich erscheint der Oberpriester als höchste weltliche
Auctorität, neben welcher die Fürsten nur geringe Be-
deutung hatten. Was an dem ausgeschmückten Berichte
Brunau's historisch ist, läßt sich nicht mehr erkennen.
Da er und Dusborg auf gemeinsame Quellen zurück-
gehen, so wird das ihren Berichten Gemeinsame auf
alter Ueberlieferung beruhen, und somit sehrhalten sein,
daß an der Spitze des Cultus ein Oberpriester stand,
der zugleich, wie das auch aus Dusborg's Worten her-
vorzugehen scheint, mit der höchsten oder wenigstens
hoher bürgerlicher Auctorität besetzt war. Alle weite-
ren Constructionen dieser Würde stehen nicht auf histo-
rischem Boden, so läßt sich Voigt's Meinung (Geschichte
Preußens I, 511 fg.), es hätten die einzelnen Land-
schaften neben einem obersten Landesfürsten (reiks) jede
ihren besonderen Griwe gehabt, nicht beweisen. Dagegen
ist es ungewisshaft, daß der von Dusborg auf einen
bestimmten Ort fixirte Name Komowe von genereller
Bedeutung war, und wahrscheinlich überhaupt einen heil-
igen Wald, eine Kultusstätte, wie sie Dusborg a. a. D.
als vorhanden angibt, bezeichnet. So gab es in Sam-
land ein Dorf Kummowe; ähnlich klingende und viel-
leicht Ähnliches bedeutende Namen kommen auf lithauisch-
preussischem Sprachgebiete öfter vor, vergl. Voigt a. a. D.
I, 181, 596 und Torppen, Geographie von Preußen
S. 24 fg.

(Leskien.)

GRIZIO (Pier), auch Grisio, italienischer Histo-
riker, zu Jesi in der Mark Ancona um die Mitte des
16. Jahrh. geboren, gestorben im J. 1586. Er wandte
sich besonders der Geschichte zu und war mit Tasso und
Albus Minucius dem Jüngeren befreundet. Er hat ge-
schrieben eine kurze Geschichte seines Geburtsortes unter
dem Titel: Ristretto delle Istorie di Jesi. Macerata
1578 in 4. Ferner: Il Castiglione, ovvero delle
Arme di nobiltà. Dialogo. Er selbst erlebte die Her-
ausgabe dieses heraldischen Werkes nicht mehr, die von
seinem Freunde Vissa Regrini (Mantua 1587 in 4.)
besorgt wurde. Der Titel: Il Castiglione kommt nach
Fontanini-Jeno davon her, daß der Graf Camillo Ca-
stiglione es hauptsächlich ist, welcher in dem dialogisch
gehaltenen Werke seine Ansicht über den Ursprung der
Wappen darlegt. — Grizio (Annibale), italienischer
Prälat und populärer Dichter, Bruder des Vorigen,
geb. zu Jesi den 24. Dec. 1550, gest. den 5. April 1612.
Er stand beim Papst Paul V. in hohem Ansehen und
wurde von ihm zum Statthalter von Terni ernannt.
Von seinen zahlreichen Gedichten sind nur einige ge-
druckt als „Rime“ in den Raccolta des Antonio Con-
stantini. Mantua 1611 in 4. Der Rest und außer-
dem eine Selbstbiographie Grizio's war später im Besitz
des Apostolo Jeno. — Vergl. über diese beiden Grizio
besonders: Fontanini, Biblioteca dell' Eloquenza
italiana. Herausgegeben von Apostolo Jeno. Tomo II.
Parma 1804 in 4. p. 413 sq. (R. Pallmann.)

Ende des einundneunzigsten Theiles der ersten Section.

SBN 049049



